Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

Achtundfünfzigster Jahrgang
1926

Mit 3 Tafeln, 4 Karten und 78 Abbildungen im Text

BERLIN
JULIUS SPRINGER
1926

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS
Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen und Vorträge.

Der Ursprung der Mayahandschriften.

Von
P. Schellhas.

Der Ursprung der Mayahandschriften, der Dresdener (Dr.), der Madrider (Tr. und Cort.) und der Pariser (Per.), ist bekanntlich in Dunkel gehüllt. Man weiß weder, aus welcher Gegend Mittelamerikas sie stammen, noch aus welcher Zeit.

Die Dresdener Mayahandschrift wurde im Jahre 1739 in Wien durch den damaligen Vorsteher der Dresdener Königl. Bibliothek bei einem unbekannten Privatmann aufgefunden und als eine wertlose und unverständliche Kuriosität von diesem der Bibliothek geschenkt. Wann und wie sie nach Europa gekommen war, ist gänzlich unbekannt.

Der ‚Codex Troano' genannte Teil der Madrider Mayahandschrift wurde im Besitz des Professors der Paläographie Don Juan de Troy Ortolano, eines Abkömmlings von Hernan Cortes, in Madrid im Jahre 1864 von dem bekannten Amerikanisten Abbé Brasseur de Bourbourg aufgefunden. Der zweite Teil dieser Handschrift, als ‚Codex Cortesianus' bezeichnet, ist zuerst im Jahre 1875 aufgetaucht und wurde von der spanischen Regierung für das Museo Arqueologico in Madrid angekauft, wo er von Léon de Rosny im Jahre 1880 aufgefunden und veröffentlicht wurde. Den Namen Cortesianus erhielt die Handschrift, weil sie angeblich von Cortes nach Europa gebracht sein soll.

Die Pariser Handschrift endlich fand Léon de Rosny im Jahre 1860 in einem Korbe mit alten Papieren verstaubt und vergessen in einer Ecke auf der Nationalbibliothek in Paris. Wie sie dorthin gekommen ist, weiß man nicht. Sie erhielt den Namen ‚Codex Peresianus', weil sie in ein Papier gewickelt war, auf welchem der Name Perez stand.

Somit entsteht die Frage: aus welcher Zeit stammen diese Handschriften und aus welcher Gegend Mittelamerikas? Stammen sie sämtlich aus derselben Zeit und aus demselben Gebiet?

Die Frage ist bisher nicht befriedigend gelöst. Zu ihrer Beantwortung bieten sich verschiedene Möglichkeiten.

Vermutungen über Alter und Ursprung der Handschriften sind natürlich wiederholt aufgestellt. Was den Ursprung anlangt, so nahm Seler an, daß der Codex Tro-Cortesianus aus Yukatan stammt, während er als Ursprungsland der Dresdener Handschrift die südlichen Gegenden zwischen Copan und Palenque bezeichnet. Dieseldorff verlegt die Herkunft der Dresdener Handschrift in das Gebiet der Kekchi, die des Tro-Cortesianus in das Gebiet der Chol, beides Mayastämme im Innern von Guatemala. William E. Gates bezeichnet

Digitized by Google

den Codex Peresianus als ‚Maya-Tzental' (Commentary upon the Maya-Tzental Perez Codex. Pap. of the Peabody Museum, Vol. VI Nr. 1 Cambridge, Mass., 1910).

Über das Alter der Handschriften herrschen wohl weniger verschiedene Ansichten. Herbert J. Spinden will allerdings in dem trefflichen Werk The reduction of Mayan dates in Pap. of Peabody Museum Vol. VI Nr. 4, 1924, die Entstehung des Codex Dresdensis in das Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verlegen; besondere Gründe führt er nicht an. Das scheint reichlich früh. Daß die Handschriften nicht sehr alt sein können, ergibt sich schon aus der Vergänglichkeit ihres Materials, das in dem feuchten Tropenklima kaum als Gegenstand alter Ausgrabungen oder anderer ähnlicher Fundarten denkbar ist. Sie sind wahrscheinlich in den Zeiten der spanischen Eroberung nach Europa gebracht worden und waren damals jedenfalls noch neu und nicht als Altertümer zu bezeichnen, wengleich ihr Inhalt wohl sicher auf den Überlieferungen vieler Jahrhunderte beruht, die durch Abschriften fortgepflanzt wurden. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man ihre Entstehung in das 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt.

Einen ersten und nicht unwesentlichen Anhalt zur Beantwortung der Frage nach der Herkunft der Handschriften bietet zunächst das Material derselben, der Stoff, auf dem sie geschrieben sind. Die gründlichen mikroskopischen und chemischen Untersuchungen von Dr. Schwede an der Technischen Hochschule in Dresden haben ergeben, daß bei allen Handschriften eine weitgehende Übereinstimmung des Materials herrscht, daß sie dagegen von dem Stoff, auf dem die mexikanischen Handschriften geschrieben sind, in manchen Beziehungen abweichen (Schwede, Über das Papier der Maya-Codices und einiger altmexikanischer Bilderhandschriften, Dresden, 1912). Schon diese Tatsache spricht für eine gemeinsame Herkunft.

Einen weiteren Anhalt zur Ermittlung der Herkunft der Mayahandschriften bieten die Darstellungen in ihnen selbst. In erster Linie kommen hier natürlich die Göttergestalten in Betracht. Wie ich bereits früher dargelegt habe (Die Göttergestalten der Mayahandschriften, 2. Aufl., Berlin, 1904), stimmen die Götterdarstellungen in allen drei Handschriften im wesentlichen überein. Diese Tatsache kann wohl als allgemein angenommen gelten. Die Götterwelt, die mythologischen Vorstellungen in den Mayahandschriften sind überall dieselben. Diese Feststellung ist deswegen besonders wichtig, weil damit schon die Herkunft der Handschriften auf ein ziemlich begrenztes Gebiet beschränkt wird. Denn die Mythologie der Völker Zentralamerikas ist keineswegs auf weiten Länderstrecken sehr gleichartig, sondern zeigt schon auf verhältnismäßig kleinen Gebieten große Unterschiede.

Dieselbe Übereinstimmung zeigen die Hieroglyphen in allen drei Handschriften. Auch in diesem Punkte kann über die Gleichartigkeit kaum ein Zweifel sein, es sind von keiner Seite jemals Einwendungen dagegen erhoben worden. Die Hieroglyphenschrift ist überall dieselbe, wir begegnen überall denselben Schriftzeichen, denselben Formen der Zahlzeichen, der Tages- und Monatszeichen. Das ist um so wichtiger, als sich auf anderen Schriftdenkmälern, wie z. B. auf den bemalten Tongefäßen, oftmals sehr verschiedene Arten von Schriftzeichen zeigen. Dasselbe gilt von den Formen der Hieroglyphen auf den Steininschriften, die sich manchmal nur schwer mit denen der Handschriften identifizieren lassen.

Digitized by Google

Die sonstigen äußerlichen wie inhaltlichen Verschiedenheiten in der Art der Darstellungen der Handschriften sind wohl auf die Persönlichkeiten der Schreiber zurückzuführen. Vielleicht auch darauf, daß die Handschriften nicht in einem Zuge hergestellt sind, sondern in längeren Zeiträumen. Schon Förstemann in seinem Kommentar zur Dresdener Mayahandschrift (Danzig, 1902), S. 106, unterscheidet in dieser Handschrift zwei voneinander sehr verschiedene Teile, nämlich Bl. 1—45 und Bl. 46—74, allerdings erwähnt er nur die inhaltlichen Unterschiede. Es zeigen sich aber außerdem noch in der Dresdener Handschrift deutlich verschiedene Schriftformen, so in den Abschnitten Dr. 2 bis 23 und 25 bis 28, 46 bis 50, 60 und 74, die wahrscheinlich nicht von demselben Verfasser herrühren. Am höchsten stehen äußerlich und inhaltlich die Dresdener und die Pariser Handschrift, während der Codex Tro-Cortesianus, wie ebenfalls schon Förstemann in seinem Kommentar zu dieser Handschrift ausgeführt hat, weniger Sorgfalt zeigt, ein weniger entwickeltes Zahlensystem, sowie nur wenige astronomische Angaben enthält, an denen die Dresdener Handschrift so reich ist, und auch sonst im ganzen einen etwas primitiveren Eindruck macht, als die Dresdener Handschrift, von der Spinden in dem oben erwähnten Werk The reduction of Mayan dates emphatisch und vielleicht nicht mit Unrecht sagt: „daß, wenn die Daten und Berechnungen in der Dresdener Handschrift vollständig übertragen und erklärt sein werden, anerkannt werden wird, daß diese Handschrift eines der bedeutendsten Bücher der Welt in alter Wissenschaft ist!“ Aber auch diese Umstände zwingen nicht zu der Annahme einer Herkunft aus einem anderen Kulturgebiet. Solche Verschiedenheiten zeigen auch andere Mayaaltertümer, die zweifellos aus demselben Gebiet herrühren, wie z. B. die bemalten Gefäße. Sie können sehr wohl aus dem geringeren Bildungsgrade oder der geringeren Geschicklichkeit des priesterlichen Verfassers des Cod. Tro-Cort. erklärt werden. Auch darin wird es Unterschiede gegeben haben. Eine bedeutsamere Abweichung ist allerdings zu erwähnen: es ist der Umstand, daß im Cod. Tro-Cort. der Tag imix die Reihe der Tage beginnt, wie bei den Azteken, den Kiché und den Kakchikel, während im Cod. Dresd. dies der Tag kan ist.

Indessen, wie uns Landa in seiner Relacion (Ausgabe von Brasseur de Bourbourg, S. 236 und 246) berichtet, begannen die Mayas auch in Yukatan ihre Zählung mit dem Tage imix. Diese Abweichung der Tageszählung in den Handschriften scheint nicht von Erheblichkeit zu sein. Denn die Reihenfolge der Tage war eine ununterbrochene, sie hatte streng genommen also überhaupt keinen bestimmten Anfang, wie auch kein Ende. Dementsprechend nimmt auch Morley (An Introduction to the study of the Maya Hieroglyphs, Bur. of Am. Ethnol., Bull. 57, Washington, 1915, S. 42, Anm. 1) an, daß es gleichgültig sei, mit welchem Tage die Zählung beginnt, da jeder beliebige Tag dazu gewählt werden konnte.

Förstemann (Kommentar zur Madrider Mayahandschrift, Danzig, 1902, S. 10) war allerdings geneigt, wegen dieser Verschiedenheit auch verschiedenen örtlichen und sogar zeitlichen Ursprung der Dresdener und der Madrider Handschrift anzunehmen. Indessen macht er doch an anderer Stelle (Kommentar zur Pariser Mayahandschrift, Danzig, 1903, S. 31) wieder auf die „gradezu wunderbaren Übereinstimmungen der drei Mayahandschriften“ aufmerksam.

Weiter eignen sich zu einer Prüfung des Ursprungs der Mayahandschriften besonders die Formen der in ihnen in großer Zahl dargestellten

Digitized by Google

Gefäße. Denn die Gefäßformen sind bekanntlich ein sehr geeignetes Mittel, um Kulturperioden zu erkennen und ethnologische Gebiete zu umgrenzen, sowohl in der Prähistorie, als in der heutigen Völkerkunde. Die Gefäßtypen, die charakteristischen Formen der Gefäße, haben auch in den Mayagebieten von Zentralamerika ihre bestimmten örtlichen Verbreitungen, so daß sie für die Ermittlung der Herkunft einen ziemlich zuverlässigen Anhalt geben können. Wenigstens örtlich. Was die zeitliche Verschiedenheit dieser Typen anlangt, so ist die Forschung in den alten Kulturgebieten Zentralamerikas leider noch nicht überall so weit vorgeschritten, daß man bestimmte, zeitlich aufeinanderfolgende Kulturschichten mit Sicherheit unterscheiden könnte. Die Ausgrabungen sind früher in den meisten Fällen ziemlich zufällig und unsystematisch erfolgt, erst in neuerer Zeit haben durch wissenschaftliche Expeditionen gründliche und sachgemäße Ausgrabungen stattgefunden.

Dann eignen sich die Gefäßformen ferner besonders deshalb zur Ermittlung des Ursprungs der Handschriften, weil sie in ihren Umrissen leicht darstellbar und auch in den Handschriften in ihren charakteristischen Formen leicht erkennbar sind, während andere Gegenstände schwierigerer Art weniger klar und deutlich wiedergegeben sind.

Über die Töpferarbeiten der Mayas im allgemeinen ist folgendes vorauszuschicken: Die Gefäße wurden in der Regel mit der Hand geformt, allerdings wohl teilweise unter Zuhilfenahme mechanischer Vorrichtungen. Der Gebrauch der Töpferscheibe, auf der die Gefäßform in weichem Zustande durch Drehen gebildet wird, während das Gefäß rotiert, war nicht bekannt. Daß nach Henry C. Mercer (The kabal, or potters wheel, in Free Museum of science and art, Bull. 1, Philadelphia, 1897, S. 63 ff.) heutzutage in Merida, Yukatan, eine, wie er annimmt, alte Töpferscheibe, kabal genannt, in Gebrauch ist, kann das Gegenteil nicht beweisen, denn der Augenschein an den Gefäßen zeigt, daß sie nicht mittels eines solchen Werkzeugs hergestellt sind; der Rückschluß aus dem heutigen Gebrauch in Merida auf die alten Mayas scheint etwas kühn. Unbekannt war auch die Glasur. Es wurden aber verschiedentlich andere Hilfsmittel angewendet, um die Oberfläche der Gefäße zu glätten (vgl. Herbert J. Spinden, A study of Maya art in Memoirs of Peabody Museum, Cambridge, Mass., 1913, S. 133 ff.).

Eine Zusammenstellung sämtlicher in den Mayahandschriften vorkommenden Gefäßtypen gibt die Abb. 1. Sie sind eingeteilt in hohe und schmale Gefäße unter A), weite, bauchige Gefäße unter B) und flache Schalen unter C). Die übrigen Abbildungen enthalten zum Vergleich eine Anzahl der hauptsächlichsten charakteristischen Gefäßformen der Sammlungen in den Museen aus den Gebieten der Mayakultur, insbesondere aus dem Berliner Museum für Völkerkunde. Abb. 2 bringt vorzugsweise Gefäßformen aus Yukatan und Guatemala, Abb. 3 aus Copan in Honduras und aus dem Gebiete der Zapoteken, sowie aus Amatitlan in Guatemala, Abb. 4 aus Copan, Guatemala, dem Zapotekengebiet und Yukatan.

Zunächst ergibt die Vergleichung der Gefäßformen in den Handschriften untereinander eine völlige Gleichheit der vorkommenden Typen. In keiner Handschrift finden sich Formen, die nicht auch in den anderen Handschriften wiederkehren. So beispielsweise die hohen und schmalen Gefäße unter A) der Abb. 1, die sich in zahlreichen Darstellungen, sowohl des Dr. wie des Tro-Cort. und des Per. finden (vgl. Fig. 1—5, 8, 9, 10, 12—15). Solche Gefäße sind

Digitized by Google

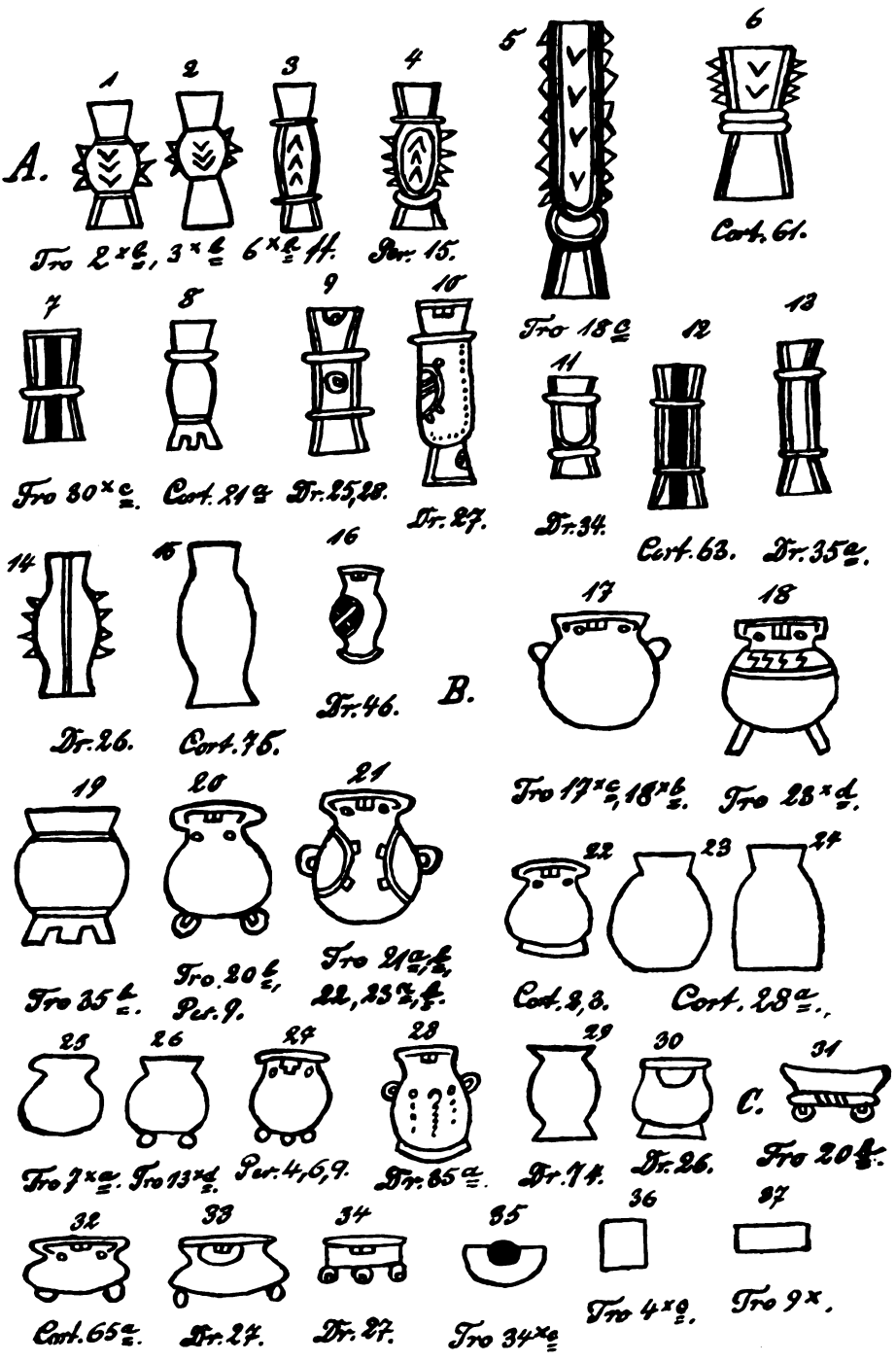
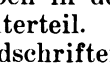
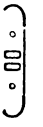


Abb. 1.

für alle Handschriften charakteristisch und sehr häufig. Sie scheinen größtenteils Opferzwecken gedient zu haben, wie z. B. die Darstellungen Dr. 25—28 und Tro. 2 ff. und andere erkennen lassen. Sie sind gewöhn-

Digitized by Google

lich dreiteilig und haben in der Regel keine Füße, sondern an deren Stelle einen breiten Unterteil. Auch die Formen der bauchigen Gefäße stimmen in allen Handschriften überein, wie die Beispiele auf Abb. 1 unter B), Fig. 17—30 zeigen. Diese Gefäße haben häufig drei Füße, von denen mitunter nur zwei dargestellt sind. Die Figur  die sich an zahlreichen Gefäßen aller Formen am oberen Rande befindet (vgl. Abb. 1, Fig. 10, 17, 18, 20, 21, 22, 27, 28, 32, 33 und 34), ist kein Ornament, sondern eine ideographische Darstellung der Öffnung, die merkwürdigerweise niemals perspektivisch als Oval gezeichnet ist, sondern durch die obige Figur wiedergegeben wird. Die perspektivische Darstellung kommt in den Handschriften überhaupt nicht vor, sondern alles ist flächenhaft wiedergegeben, wie in der Kunst der alten Ägypter. Die obige Figur ist wahrscheinlich ursprünglich als ein Mund mit Zähnen aufzufassen, wie die Darstellungen des von oben herabkommenden Insekts Tro 1* bis 10*, in dem man eine Biene sehen wollte, erkennen lassen. Der Mund des Insekts ist dort durch dieselbe Figur dargestellt. Sie bedeutet aber weiter allgemein eine Öffnung und kommt daher auch als Darstellung des Ohres vor (s. nebensteh. Fig.). So bei der Darstellung des Durchstechens der Ohren Tro 18*a (vgl. auch Seler, Gesammelte Abhandlungen, Bd. III, S. 639).



Wirkliche Ornamente sind im übrigen auch mehrfach angedeutet, so an den Gefäßen Abb. 1, Fig. 7, 9, 10, 12, 16, 18, 21, 28. Sie haben in allen Handschriften ähnliche Formen (vgl. Abb. 1, Fig. 10 und 21). Das Zickzackornament Abb. 1, Fig. 18 kehrt an Gefäßen in den Sammlungen wieder (vgl. Abb. 2, Fig. 35). Ob die Zeichnung an dem Gefäß Fig. 28 ein Ornament sein soll oder eine ideographische Darstellung des flüssigen Inhalts durch Tropfen und Wellenlinien, ist allerdings nicht unzweifelhaft. Auch Gefäße mit zwei Henkeln finden sich (Fig. 17, 21, 28).

Eine besondere Hervorhebung erfordern die sehr charakteristischen und vielfach in den Handschriften dargestellten sogenannten Zackengefäße. Bemerkenswert ist zunächst, daß solche Zacken nur bei den hohen und schmalen Gefäßen der Typen unter A) vorkommen, und daß die Zackengefäße in allen Handschriften ziemlich gleichartige Formen zeigen (vgl. Abb. 1, Fig. 1 bis 6, 14). Einige dieser Gefäße haben auf allen vier Seiten Zacken, andere nur auf zwei Seiten, so Fig. 3 und 14. Die Zacken sind in der Vorderansicht durch ein auf einer Seite offenes Dreieck dargestellt (vgl. Fig. 1 bis 6).

Was diese Zacken zu bedeuten haben, ist nicht klar. Dieseldorff (Kunst und Religion der Mayavölker, Berlin, Springer, 1926, Bemerkungen zu Taf. 34 Nr. 175) will sie mit den Strahlen der Sonne in Verbindung bringen und meint, daß alle Zackengefäße dem Sonnenkultus gewidmet gewesen seien. Näher liegt es wohl, anzunehmen, daß ein Naturgebilde, etwa eine stachlige oder warzige Tropenfrucht das Vorbild dazu abgegeben hat. Man könnte beispielsweise an die allerdings in Zentralamerika nicht einheimische Ananas denken, wenn die Warzen bei dieser Frucht nicht erheblich kleiner wären, als an den Gefäßen. Mitunter erinnern die Zacken auch an den zackigen Rückenkamm des Leguan, der oftmals in den Handschriften, auch als Hieroglyphe, dargestellt ist (vgl. das Gefäß aus dem Cod. Tro, Abb. 1, Fig. 5 und die Darstellungen Cort. 3b, 6a, 22, Tro 6*b, 8*c, Dr. 29b, 43c). Erwähnt sei nebenher auch die merkwürdige Tatsache, daß Gefäße mit ähnlichen zackenartigen Verzierungen ein Seitenstück haben in den prähistorischen sogenannten Buckelurnen aus der

Digitized by Google

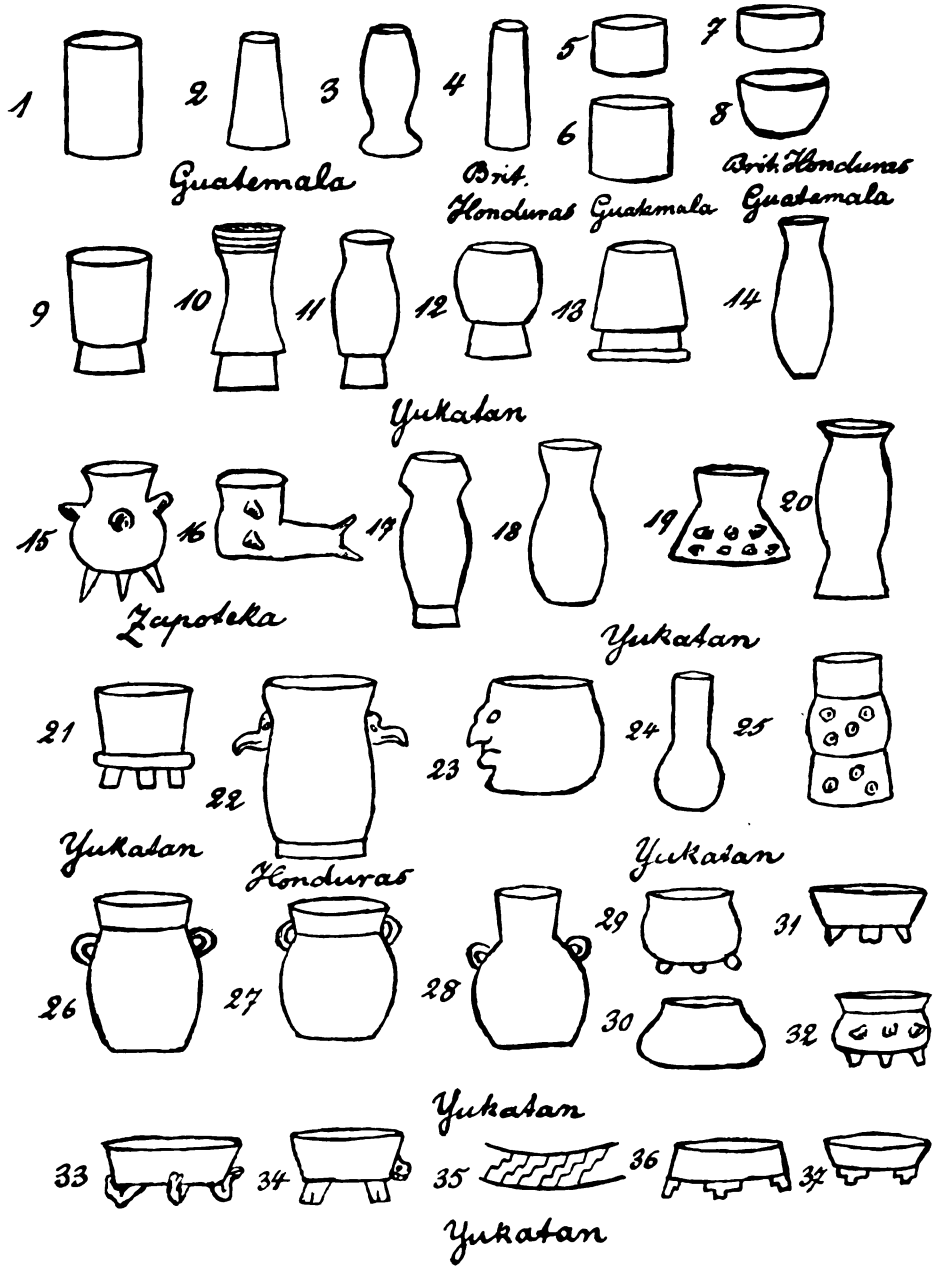


Abb. 2.

Bronzezeit, wie sie in Schlesien und Böhmen, bis nach Ungarn hinein, selbst im alten Troja (vgl. Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst, II. Buckelkeramik, Prähistor. Zeitschr., 1910, S. 351 ff., Taf. XLI), gefunden sind. Sehr merkwürdig ist es, daß ein Gefäß mit ganz ähnlichen Buckeln (nicht Zacken) auch im südlichen Guatemala bei Antigua gefunden ist: Abb. 2, Fig. 25, aus dem Berliner Museum für Völkerkunde. Welche Grundvorstellung mag hier

Digitized by Google

auf so fernen Gebieten der Erde und zu so verschiedenen Zeiten als Völkergedanke zugrunde liegen?

Diese vollkommene Übereinstimmung der Typen der Gefäße in den Handschriften rechtfertigt den Schluß, daß alle drei Handschriften aus einem und demselben Kulturgebiet und aus einem und demselben Zeitalter stammen. Damit wird auch auf diesem Wege die Annahme bestätigt, die schon oben aus den sonstigen Übereinstimmungen der Handschriften, aus der Gleichartigkeit ihres Materials, ihrer Götterwelt und der Art ihrer Darstellungen hergeleitet werden mußte.

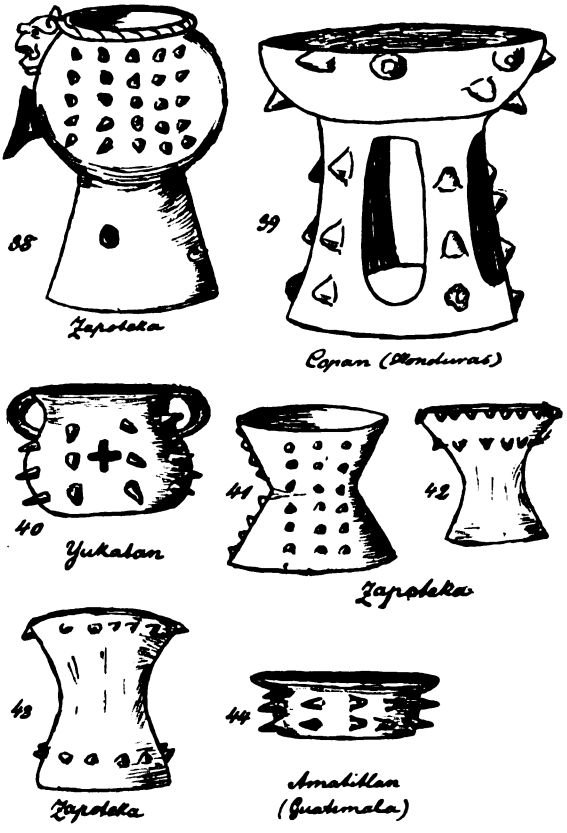


Abb. 3.

Wenn man nun weiter die Formen der Gefäße in den Handschriften mit denen der Sammlungen vergleicht, so zeigt sich zunächst, daß eine Anzahl Typen aus den Sammlungen in den Handschriften nicht vorkommen. Das ist eine Feststellung, die man mit voller Sicherheit treffen kann.

Es kommen in den Handschriften nirgends Gefäße mit einer Tülle vor, wie das bekannte Gefäß von Chama im Berliner Museum (Dieseldorff, a. a. O. in Zeitschr. f. Ethnol., 1925, Taf. 18) sie zeigt. Es fehlen ferner gänzlich Gefäße mit einem großen Henkel am oberen Rande, wie sie hier in Abb. 4, Fig. 48 und 49 dargestellt sind. Es fehlen ferner die in den Sammlungen ziemlich häufigen Gefäße mit menschlichen oder tierischen Köpfen oder Gesichtern auf einer Seite (vgl. Abb. 2, Fig. 23, Abb. 3, Fig. 38, Abb. 4, Fig. 46). Ebenso finden sich in den Hand-

Digitized by Google

schriften nirgends die sogenannten Schuhgefäße in der ungefähren Form eines menschlichen Fußes (vgl. Abb. 2, Fig. 16), die in den Sammlungen nicht selten sind. Nirgends kommen auch die in manchen Gegenden, z. B. in Amatitlan im südlichen Guatemala, mehrfach gefundenen flachen, napf- oder schalenförmigen Zackengefäße, wie Abb. 2, Fig. 32, Abb. 3, Fig. 44, in den Handschriften vor. Kein volles Beispiel findet sich ferner für die merkwürdigen Formen der Zackengefäße aus Copan: Abb. 3, Fig. 39 und Abb. 4, Fig. 45.

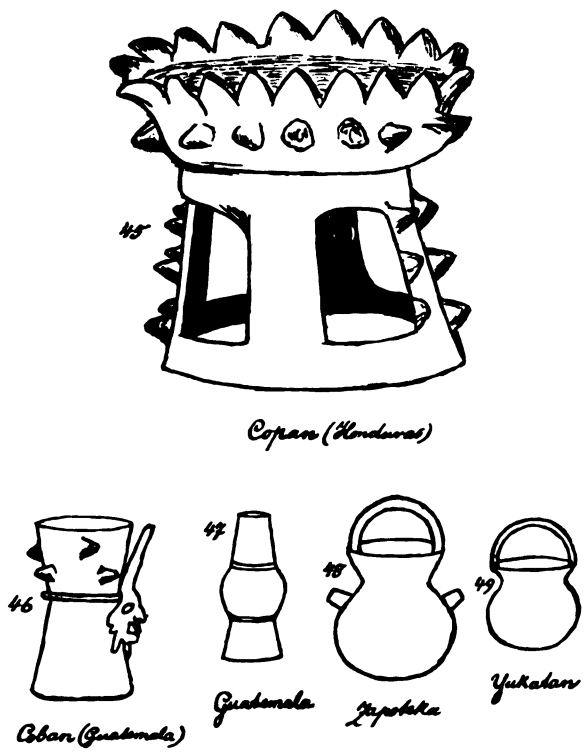


Abb. 4.

Weiter kommen in den Handschriften nirgends bemalte Gefäße mit figürlichen Darstellungen vor, wie sie im südlichen Mayagebiet, in Chamá, Rio Hondo, Nebaj, Yalloch usw. vielfach in schönen Exemplaren gefunden sind. Allerdings kann man hieraus keine bestimmten Schlüsse ziehen, denn der Schreiber kann diese kleinen Details fortgelassen haben, indessen, da andere Ornamente bisweilen gezeichnet sind, könnte man erwarten, sie wenigstens angedeutet zu finden.

Schwieriger ist es, umgekehrt festzustellen, welche Gefäßformen der Handschriften in den Sammlungen kein Beispiel haben. Schwieriger deswegen, weil man sich naturgemäß nur auf das bekannte Material der Museen, soweit man es gesehen hat und soweit es veröffentlicht ist, stützen kann. Dabei ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß in auswärtigen Museen, in privaten Sammlungen, namentlich in Zentralamerika selbst, sich Stücke befinden, die niemals veröffentlicht und daher unbekannt geblieben sind, und die, wenn sie bekannt wären, das Ergebnis beeinflussen könnten.

Digitized by Google

Mit diesem Vorbehalt ist zu sagen, daß gerade diejenigen Formen, die für die Handschriften besonders charakteristisch sind, nämlich die hohen und schmalen dreiteiligen Gefäße mit Zacken, Abb. 1, Fig 1 bis 4, in den Sammlungen kaum zu finden sind. Selbst dreiteilige Gefäße ohne Zacken sind selten. Am ähnlichsten ist das schon erwähnte Buckelgefäß aus der Gegend von Antigua in Guatemala (Abb. 2, Fig. 25). Es ist dreiteilig und hat zackenähnliche Buckel, ist aber breiter und niedriger, als die Formen in den Handschriften. Ähnlich ist auch das Gefäß Abb. 4, Fig. 47, das ebenfalls dreiteilig ist, aber keine Zacken hat. Es stammt ebenfalls aus Guatemala.

Dagegen kommen zweiteilige, hohe und schmale Gefäße ähnlicher Form, wie in den Handschriften, mehrfach vor, auch in Mexiko (vgl. Peñafiel, Monumentos, 1890, Bd. I, Taf. 66).

In den Sammlungen sind ferner nicht vertreten die auffälligen Typen der Handschriften Abb. 1, Fig. 5, 9, 10, 11 bis 14. Im allgemeinen kann man also sagen, daß gerade die charakteristischsten Formen der Handschriften in den Sammlungen selten sind.

Die Frage endlich, welche Typen der Sammlungen mit den Formen der Handschriften die meiste Ähnlichkeit haben, führt direkt zu der Frage der Herkunft der Handschriften.

Hier ist zunächst die auffällige Tatsache festzustellen, daß für die am meisten charakteristischen Formen der Handschriften, nämlich die hohen und schmalen Zackengefäße, sich sehr ähnliche Beispiele im Gebiete der Zapoteken finden (vgl. Abb. 1, Fig. 1—4 und Abb. 3, Fig. 38, Abb. 4, Fig. 46). Also ziemlich weit entfernt von dem Gebiet der eigentlichen alten Mayakultur. Aber es kommen auch in Guatemala, und zwar in der Alta Vera Paz, ähnliche Typen vor, wie das Zackengefäß aus Rocnimá bei Chama (Dieseldorff, a. a. O., Taf. 34, Nr. 175) und das Buckelgefäß aus Antigua, Abb. 2, Fig. 25. Die schon erwähnten Zackengefäße aus dem noch weiter entfernt gelegenen Copan, Abb. 3, Fig. 39 und Abb. 4, Fig. 45, zeigen schon erhebliche Abweichungen. Immerhin sind sie noch als ähnliche Typen zu bezeichnen. Es scheint also, daß diese Formen im südlichen, pazifischen Teile des Mayagebiets weit verbreitet waren. Möglicherweise stammen diese Formen ursprünglich von den Zapoteken und sind durch den Handel verbreitet worden.

Die übrigen Formen der Handschriften sind überall im ganzen Mayagebiet, sowohl in Yukatan, als in Guatemala und den sonstigen Gebieten der Mayakultur vertreten. Eine Anzahl der häufigsten Formen der Sammlungen sind auf Abb. 2 zusammengestellt zum Vergleich. Ein solcher Vergleich zeigt, daß die Gefäßtypen der Handschriften unter B) und C) der Abb. 1 allgemein vorkommende Formen darstellen. Sie bieten daher keinen Anhalt zur Beantwortung der Frage nach der Herkunft der Mayacodices.

Ein weiterer Anhalt zur Frage der Herkunft der Handschriften aber ergibt sich aus einer Vergleichung ihrer Darstellungen mit denen auf den bemalten Gefäßen aus Yukatan, Guatemala und den übrigen Mayagebieten, wo Hieroglyphen vorkommen, sowie auf den Steindenkmälern. Während die Darstellungen der Steinreliefs und Stelen häufig einen von der Art der Darstellungen in den Codices ganz abweichenden Charakter zeigen, der sich wohl zum Teil schon aus der Verschiedenheit des Materials erklärt, sind die Bilder auf den Tongefäßen, deren Bemalungsweise ja von der der Handschriften technisch nicht erheblich

Digitized by Google

abweicht, denen der Handschriften oft sehr ähnlich und daher zu Vergleichen am besten geeignet.

Bemalte Tongefäße, die nicht bloß Ornamente, sondern figürliche Darstellungen und Hieroglyphen zeigen, sind nicht häufig. Sie waren gewiß schon bei den alten Mayas kostbar. Sie sind zum Teil sehr sorgfältig und mit unverkennbarem künstlerischem Geschmack hergestellt. Immerhin besitzen wir eine Anzahl solcher Gefäße, die einen Vergleich mit den Handschriften gestatten.

Schon Förstemann hat in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (1894, S. 573) darauf aufmerksam gemacht, daß das bekannte Gefäß von Chamá in Guatemala (Alta Vera Paz), vgl. die Abb. das. 1894, Taf. VIII (auch in Bureau of Ethnology, Bulletin 28, Taf. XLVIII, und bei Seler, Ges. Abh., Bd. III, S. 654/55) mit der figurenreichen Begrüßungsszene (so wohl richtig zu deuten mit Seler, während Förstemann und Dieseldorff*) darin eine Opferszene sehen wollten), eine gewisse Ähnlichkeit mit der Darstellung im Cod. Dresd. Bl. 60 untere Hälfte, hat. Auch sonst erinnert der Stil dieses Gefäßes stark an den der Mayahandschriften. Aber noch größer ist die Übereinstimmung mit den Mayahandschriften bei den anderen bemalten Gefäßen aus Chamá. Es sind die bei Dieseldorff, Kunst und Religion der Mayavölker, Berlin, 1926, Taf. 17, 18, 21 und 22 abgebildeten, bemalten Gefäße (das erstere schon früher farbig abgebildet in Zeitschrift für Ethnologie, Band 25, 1893, Tafel XVI), die wir der fleißigen Ausgrabungstätigkeit des eifrigen Mayaforschers Dieseldorff, meines langjährigen, so erfolgreichen Mitforschers auf diesem Gebiet, zu verdanken haben. Besonders die beiden Gefäße aus Chamá, welche in der Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 25, Taf. XVI, farbig abgebildet sind, sowie das Gefäß mit dem Fledermausgott (farbig abgebildet in Zeitschr. f. Ethnol., 1894, Verhdlgn., Taf. XIII, auch in Bur. of Ethnol., Bull. 28, Taf. LXIX) zeigen so vollständig den Stil der Darstellungen im Cod. Dresdensis, daß sie geradezu aus demselben entnommen sein könnten. Schon Dieseldorff bemerkte seinerzeit zu dem Bilde mit der Darstellung des Muschelgottes, daß dieselbe Darstellung im Cod. Dresdensis, Bl. 41b, vorkommt, und fügte hinzu, daß „die große Ähnlichkeit beider Darstellungen zu der Annahme berechtigt, daß der Verfertiger des Gefäßes in sehr enger Verbindung mit denen der Codices gestanden haben müsse" (Zeitschr. f. Ethnol., 1893, Verhandlungen, S. 550). Auch das Gefäß Taf. 18 zu dem Dieseldorffschen Buch (vgl. auch die frühere Abbildung Z. f. Ethn., Jahrg. 1893, S. 378, 379) zeigt diesen Stil.

Die sämtlichen, hier erwähnten Gefäße sind bereits mehrfach veröffentlicht, insbesondere auch in den Gesammelten Abhandlungen von Seler. Ich habe diejenigen Stellen zitiert, wo die Abbildung farbig und am besten und schärfsten ausgeführt ist.

Das oben Gesagte gilt in hohem Maße auch von dem bemalten Gefäß mit den sitzenden Figuren aus dem Orte Rio Hondo am Motaguaflusse in Guatemala, welches bei Seler, Gesamm. Abhandlgn., Bd. III, S. 629, als Nr. 1 behandelt und abgebildet ist. Seler selbst bemerkt dazu, daß es „reinen Mayacharakter" zeigt, so daß es „direkt aus einer Handschrift abgeschrieben sein könnte!" Ebenso trägt das dortige Gefäß Nr. 2 deutlich diesen Mayacharakter, und Seler bemerkt, daß

*) Während des Drucks teilt mir Herr Dieseldorff mit, daß er seine Ansicht etwas modifiziert hat. Er erblickt zwar in der Darstellung eine Opferszene, aber eine symbolische, nämlich das Opfern und Austreiben des bösen Gottes Mam durch den guten Gott Tzultacá.

Digitized by Google

es offenbar demselben Typus angehöre, wie die Gefäße von Chamá. Ganz besonders ähnlich den Darstellungen in den Handschriften ist auch das schöne Gefäß aus Nebaj, welches bei Thomas A. Joyce, Mexican Archaeology, London, 1914, Taf. XXIV zu S. 310 (auch bei Seler, Ges. Abh., Bd. III, S. 718) abgebildet ist. Wer diese Vasenbilder mit den Darstellungen in den Handschriften vergleicht, muß zu der vollen Überzeugung kommen, daß die Handschriften und die Gefäße aus demselben Kulturgebiet stammen.

Auf eine besondere Eigentümlichkeit des Kunststils der Gefäßbilder, die in den Handschriften wiederkehrt, sei noch besonders hingewiesen; sie ist wohl bisher nicht bemerkt worden. Es ist nämlich die sorgfältige Behandlung der schlanken Hände und der langen, zierlichen Finger an den dargestellten Figuren. Die Hände sind nicht nur mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, sondern auch ihre Haltung und die der Finger ist häufig mit einer gewissen Grazie, mitunter sogar geradezu mit Geziertheit wiedergegeben. Die Hände sind häufig merkwürdig aufgestützt und umgeklappt, bisweilen sogar nach rückwärts, und die zwei Mittelfinger sind eingeschlagen. So besonders auf dem zuletzt erwähnten Gefäß aus Nebaj, wo die sitzenden Gestalten die Hände aufstützen. Ähnliches sieht man auf den Gefäßen von Chamá, besonders auf dem Gefäß mit der Begrüßungsszene, wo die Handhaltung offenbar einen Gruß bedeutet. Dieselbe Erscheinung zeigt sich nun in den Handschriften, besonders in der Dresdener, z. B. bei den sitzenden Figuren im ersten Abschnitt und an vielen anderen Stellen (vgl. Dr. 9a, die 2. Figur, 10a, die 3. Figur, 10b, die rückwärts aufgestützten Hände und zahlreiche andere Stellen, Per. 18, 20, Cort. 72, 73, 74, Tro 16*, 20*c und d, 23, 30 u. a.). Auch dort zeigen die Hände eine sorgfältige Ausführung und eine merkwürdige, oft gezierte Haltung der Finger, die lang und fein gezeichnet sind.

Völlige Übereinstimmung mit den Formen der Handschriften zeigen auch die auf diesen Gefäßen vorkommenden Hieroglyphen. Sie haben fast genau dieselben Formen wie in den Handschriften und lassen sich mit jenen im einzelnen identifizieren. So besonders auf dem Bilde des Vampyrgottes und auf den beiden Gefäßen in der Zeitschr. f. Ethnol., 1893, Taf. XVI, wo die Tageszeichen der Handschriften deutlich erkennbar sind: ben, ix, cib und caban.

Hieroglyphen kommen auf Gefäßen nicht oft vor, und sicher waren es nur kostbare Stücke, auf denen man solche anbrachte. Auf manchen Gefäßen sind die Zeichen sehr undeutlich und schlecht zu erkennen, ja es scheint, als ob mitunter die hieroglyphischen Zeichen von unkundigen Personen lediglich als spielerische Ornamente verwendet sind.

Diese Übereinstimmung der Hieroglyphenformen der Gefäße von Chamá mit den Handschriften ist um so bemerkenswerter, als die Hieroglyphen, wo sie auf Gefäßen in anderen Mayagebieten vorkommen, vielfach völlig abweichende Formen zeigen. So insbesondere auf den Gefäßen aus Yukatan (vgl. die beiden Gefäße bei v. Sydow, Die Kunst der Naturvölker, S. 366).

Auch die bildlichen Darstellungen auf solchen Gefäßen aus Yukatan haben einen durchaus abweichenden Charakter und Stil (vgl. v. Sydow, a. a. O.). Schon die bemalten Gefäße aus dem doch nicht übermäßig weit entfernten Yalloch in Guatemala, nahe der Grenze von Britisch-Honduras, welche in Bureau of Ethnology, Bull. 64 (Thomas W. F. Gann, The Maya Indians of Southern Yucatan and Northern

Digitized by Google

British-Honduras, 1918) farbig wiedergegeben sind (vgl. auch Gordon, Examples of Maya pottery, Philadelphia, 1925), haben schon einen erheblich verschiedenen Typus, wenngleich sie noch immerhin eine gewisse Verwandtschaft erkennen lassen.

Von kleineren Fundstücken seien noch die Tonfiguren aus Chajcar und Chipolem, Alta Vera Paz, bei Seler, Ges. Abh., Bd. III, S. 670 (Altertümer aus der Alta Vera Paz), zum Vergleich herangezogen, so besonders die Bruchstücke des Postaments oder Trones einer sitzenden Figur, die ebenfalls unverkennbar den Typus der Handschriften zeigen.

Weit schwieriger ist eine Vergleichung der Handschriften mit den Darstellungen der Steindenkmäler, der Reliefs an den Tempeln und Palästen und der Stelen. Denn die Technik und demgemäß auch die Darstellungsweise ist eine völlig andere, ein Vergleich daher ebenso erschwert, wie dies bei vielen anderen Kulturvölkern zwischen Steindenkmälern und Handschriften der Fall sein würde. Immerhin kann man so viel sagen, daß der Stil der Handschriften am meisten mit dem der Steindenkmäler aus den südlichen Mayagebieten übereinstimmt, während die yukatekischen Denkmäler, beispielsweise in Uxmal, Labna, Tulum, Kabah usw. erhebliche Abweichung erkennen lassen. Am ähnlichsten sind die Reliefbilder der Ruinenstätten von Palenque, Tikal, Yaxchilan, Quirigua. Yukatekische Reliefs, wie z. B. die von Chichen Itza, können kaum verglichen werden (vgl. Seler, Die Ruinen von Chichen Itza, in Amerikanist. Kongreß, Wien, 1908, S. 151 ff.).

Eine sehr auffällige, bisher wohl noch nicht bemerkte Tatsache, die sowohl auf die gemeinsame Herkunft sämtlicher Handschriften hindeutet, als auch geeignet ist, einen Anhalt für ihren Ursprung zu bieten, ist noch zu erwähnen. Es ist die Tatsache, daß nirgends in den Mayahandschriften Bogen und Pfeil vorkommen! Obwohl andere Waffen, wie Speere, Lanzen, Beile, Schilde und dergleichen vielfach abgebildet sind. Wo Pfeile abgebildet sind, erscheinen sie stets mit dem Wurfbrett zusammen. Auch dieser Umstand spricht deutlich einmal für den gemeinsamen Ursprung der Handschriften, als auch dagegen, daß sie aus Yukatan stammen. Denn die dortigen Mayas haben Pfeil und Bogen benutzt, wie dies Landa in § XXIX seiner ‚Relacion' und Cogolludo Lib. IV cap. 3 ausdrücklich unter genauer Beschreibung dieser Waffen bestätigen. Die Handschriften stammen also sämtlich aus einem Gebiet, wo Bogen und Pfeil nicht in Gebrauch waren. Daß dagegen in den mexikanischen Bilderhandschriften Pfeile und Bogen häufig vorkommen, ist ein bemerkenswerter Umstand.

Endlich wird noch zu fragen sein, ob Schlüsse aus den spanischen Überlieferungen zu der Frage der Herkunft der Mayahandschriften gezogen werden können. Das Material ist leider sehr geringfügig; die Spanier haben sich für die Handschriften der Eingeborenen wenig oder gar nicht interessiert. Landa erzählt in seiner ‚Relacion' (Ausgabe v. Brasseur de Bourbourg, S. 316/17) von den Mayas in Yukatan in naiver Gleichgültigkeit: „Hallamosles grande numero de libros destas sus letras, y porque no tenian cosa en que no uviesse supersticion y falsedades del demonio, se los quemamos todos, lo qual a maravilla sentian, y les dava pena." Über den Inhalt dieser Bücher läßt er sich näher in § VIII, S. 44 aus. Da aus diesem Bericht hervorgeht, daß die Mayas in Yukatan große Mengen solcher Bücher in Hieroglyphenschrift besaßen, deren sich die Spanier bemächtigt haben, um sie zu verbrennen, so liegt es nahe, anzunehmen, daß die auf uns gekommenen drei Mayahandschriften aus Yukatan stammen. Das ist in

Digitized by Google

der Tat vielfach angenommen worden, wird indessen durch die Ergebnisse der obigen Untersuchungen und Vergleichungen nicht bestätigt, sondern geradezu widerlegt.

Aber ein anderer Anhaltspunkt muß in Betracht gezogen werden. Cortes erwähnt bereits in seinem Bericht vom 30. Oktober 1520 (carta segunda), daß die Indios ‚caracteres y figuras' auf einem von ihnen verfertigten Papier benutzten, womit sie sich verständigten. Petrus Martyr, Decada, IV, cap. VIII und X, berichtet über Bücher, die unter anderen Geschenken an den Kaiser gesandt wurden, und erzählt, daß die Mayas solche Bücher besaßen mit Schriftzeichen, die von den europäischen ganz abwichen, und deren Art er ziemlich genau beschreibt: ‚Sunt characteres a nostris valde dissimiles . . . Interlineatim hominum, animaliumque species, regum praecipue ac procerum depingunt: quare credendum est, gesta esse ibi Mayorum (der Mayas oder majorum, ihrer Vorfahren?) cuiusque regis conscripta, quemadmodum nostra fit tempestate. Arte quoque grata superiores tabulas compingunt; nil differre a nostris clausi videntur. Legum quoque ac sacrificiorum, ceremoniarumque ritus, astronomicasque annotationes et computationes quasdam, seminandique rationes et tempora libris commendant.' Der Codex Cortesianus soll nach der Überlieferung von Cortes mitgebracht worden sein, und der Codex Tro genannte Teil derselben Handschrift ist im Besitz eines Nachkommen des Cortes aufgefunden, des Professors Tro y Ortolano. Diese Umstände lassen jedenfalls die Annahme berechtigt erscheinen, daß tatsächlich Cortes diese Handschrift nach Europa gebracht hat.

Man wird also fragen müssen: in welchen Mayagebieten ist Cortes gewesen? Der Zug des Cortes in den Jahren 1524 und 1525 ging von der Gegend von Tabasco an der Atlantischen Küste, in der Nähe der Mündung des Rio Grijalva, in das Innere von Guatemala, über Peten im Lande der Itzas, bis zum Golf von Honduras, in der Gegend des heutigen Livingston. Cortes hat also die Gegenden von Palenque, Piedras Negras, Tikal, Yaxchilan, Quirigua und Copan durchzogen. Daß es in diesen Landstrichen noch große, volkreiche Städte gab, geht aus dem Bericht von Villagutierre über diese Expedition (Lib. I, cap. 7, 8) hervor, obwohl die Annahme von Cyrus Thomas, daß eine der in diesem Bericht erwähnten großen Städte Palenque gewesen sei, kaum Wahrscheinlichkeit besitzt, denn Palenque war nach den Daten auf den dortigen Denkmälern damals bereits verlassen.

Das sind aber gerade diejenigen Gegenden, mit deren Altertümern die Handschriften die meiste Ähnlichkeit aufweisen.

Damit kommt man auch zugleich zur Lösung der alten Frage, warum die Angaben Landas über die Schrift der Mayas und ihr Alphabet auf die vorhandenen Mayahandschriften so gar nicht passen. Was Landa über die Schrift der Mayas berichtet, bezieht sich auf die Mayas in Yukatan. Die Handschriften stammen aber aus einem anderen Gebiet und einem anderen Kulturkreise. Weiter ist zu berücksichtigen, daß die uns überkommenen Handschriften kostbare Werke priesterlicher Arbeit waren, mit mythologischem, kalendarischem und astronomischem Inhalt. Also Werke, die für ein ganz exklusives Publikum, sozusagen für die obersten Kreise der Gebildeten, bestimmt waren, und die jedenfalls auf alter Tradition beruhten und alte Vorbilder hatten. So sagt auch Torquemada in seiner Monarquia Indiana, Lib. I, cap. 11: „. . . no era comun a todos, solo eran los rabinos y maestros de ella los que lo eran, en la arte de pintar. . ." Was Landa

Digitized by Google

über ein phonetisches Alphabet der Mayas berichtet, bezieht sich wahrscheinlich auf die Schrift, die zur Zeit der spanischen Eroberung in Yukatan im Volke verbreitet war, und die dazu diente, wie er sagt, „die Geschichte und die Wissenschaften zu bewahren und zu lehren".

Es wird also außer solchen mythologischen und kalendarisch-astronomischen priesterlichen Werken, wie sie die uns überkommenen Mayahandschriften sind, auch Werke profaner, besonders geschichtlicher Art gegeben haben, wie dies auch Petrus Martyr an der oben zitierten Stelle ausdrücklich erwähnt, und wie wir sie ja beispielsweise von den Azteken mehrfach besitzen, wie sie dagegen von den Mayas leider nicht erhalten sind, und solche Werke werden in der von Landa angegebenen Weise geschrieben gewesen sein. Diese Handschriften werden also die Vorbilder der sogenannten Bücher des Chilan Balam gewesen sein, die in der Mayasprache mit lateinischen Lettern im 16. und 17. Jahrhundert geschrieben, zum großen Teil die Geschichte des Volkes vor der spanischen Eroberung behandeln, und die jedenfalls aus alten einheimischen Quellen schöpften, welche Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas zurückreichten. Also aus Quellen, die in der alten Hieroglyphenschrift abgefaßt waren. Von diesen Quellen ist nichts erhalten, sie sind mit der alten Kultur untergegangen. Der Inhalt der uns erhaltenen Mayahandschriften dürfte dagegen kaum irgendwo geschichtlicher Art sein. Die Schrift jener Werke wird also als eine Art demotischer Schrift anzusehen sein, im Gegensatz zu der hieratischen der Priester. Daß die Mayas in der Tat verschiedene Schriftformen besaßen, zeigt schon ein Vergleich der Schriftzeichen auf den Steindenkmälern mit denen der Handschriften. Beide sind zweifellos durchaus verschiedener Art. Die Hieroglyphenformen der Inschriften haben einen ornamentalen Charakter, sie sind weit sorgfältiger in den Einzelheiten ausgeführt und sind mitunter sogar aus ornamentalen Rücksichten durch bedeutungslose Teile ergänzt, die lediglich den Zweck haben, den viereckigen Raum der Hieroglyphe auszufüllen. Wie weit die Verschiedenheit von den Hieroglyphen der Handschriften geht, zeigt schon die Tatsache, daß selbst die Zahlzeichen auf den Inschriften ganz verschieden sind.

Nicht ausgeschlossen ist es auch, daß die Spanier damals versucht haben, die Schriftzeichen der Mayas den Bedürfnissen der spanischen Sprache anzupassen, daß sie die Hieroglyphenschrift benutzt haben, um die Eingeborenen im christlichen Glauben und in ähnlichen Dingen der europäischen Kultur zu unterrichten, und daß sie in dieser Weise ein der spanischen Sprache angepaßtes phonetisches Alphabet hergestellt haben. Zu einem gleichen Ergebnis kam schon im Jahre 1880 Philipp J. J. Valentini in der interessanten Schrift The Landa alphabet a spanish fabrication (Proceedings of the American Antiquarian Society, Worcester, Mass., 1880). Der Bischof Landa hat seine ‚Relacion' im Jahre 1565 geschrieben. Damals waren die Spanier also bereits fast 20 Jahre im Lande. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Hieroglyphenschrift, wie sie uns Landa beschreibt, damals bereits umgewandelt und dem phonetischen System der Schrift der Spanier teilweise angepaßt war. Überreste von Schriften dieser Art sind nicht erhalten; wären sie da, so würde man bald erkennen, daß hier ein anderes System vorliegt, als in den Handschriften. Die Annahme, daß das Alphabet Landas irgendein grobes Mißverständnis des Bischofs darstellt, bloß weil es auf die uns überkommenen Handschriften nicht paßt, scheint wenig befriedigend, wenn man bedenkt, daß die übrigen Angaben Landas über die Tages- und Monatsnamen und ihre Hieroglyphen, über

Digitized by Google

den Kalender und die Zeitrechnung der Mayas durchaus richtig sind und überall in den Handschriften, wie auf den Inschriften ihre Bestätigung finden. Es ist kaum anzunehmen, daß Landa sich gerade bei den Schriftzeichen so gröblich geirrt haben sollte.

Als Ergebnis unserer Untersuchung muß man daher zusammenfassen: Die Mayahandschriften stammen sämtlich aus demselben Kulturgebiet und aus derselben Zeit. Das ergibt sich aus dem gleichartigen Stoffmaterial, aus der gleichen und überall übereinstimmenden Götterwelt und Mythologie, aus der Vergleichung der Gefäßformen und ihrer völligen Übereinstimmung, aus der Gleichheit der Hieroglyphenschrift, der Darstellungen und ihres Stils.

Sie stammen aus dem südlichen Mayagebiet, wahrscheinlich aus den Gegenden zwischen dem 15. und 16. Breitengrade und dem 89. und 92. Längengrade westlich von Greenwich. Also aus dem nördlichen Teile von Guatemala. Nicht aus Yukatan. Das ergibt sich aus der Vergleichung ihrer Darstellungen, Hieroglyphen und Gefäßformen mit den Altertümern aus diesen Gegenden.

Schließlich möchte ich nicht unterlassen, den Herren Professor Dr. Preuß und Dr. Krickeberg vom Berliner Museum für Völkerkunde für die freundliche Förderung meiner Arbeit bei Benutzung der Sammlungen und der Bibliothek meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Der spanische Einfluß auf die Märchen der Pueblo-Indianer.

Von

Elsie Clews Parsons.

Die Pueblo-Indianer haben seit ihrer ersten Berührung mit den Spaniern von gelegentlichen Besuchern und Ansiedlern Erzählungen verschiedener Art übernommen. Die seit der Entlehnung verflossene Zeitspanne, die bis drei Jahrhunderte betragen mag, zeigt sich in der Eigenart der Erzählungen, von denen einige viel stärker von einheimischem Kulturbesitz gefärbt oder an einheimische Formen angeähnelt sind als andere. Im grossen und ganzen kann das die stärkste Beeinflussung aufweisende Märchen in eine ältere Periode der Entlehnung angesetzt werden als das weniger stark beeinflußte. Freilich: bei diesem Versuch, verschiedene Schichten der Entlehnung festzustellen, darf nicht übersehen werden, daß die Daten allein nicht ausschlaggebend sind, sondern daß auch das ganze allgemeine Kulturleben der Entlehner bedeutsam ist. Die Kultur der Pueblo-Indianer ist heute im Westen, bei den Zuñi und in den meisten Hopi-Dörfern reiner erhalten als im Osten, unter den Keres und Tewa; und ein spanisches oder mexikanisches Märchen, das heute, sagen wir in Zuñi, eingeführt ist, mag dieselbe oder nahezu dieselbe kulturgeschichtliche Form aufweisen wie ein vor hundert oder gar zweihundert Jahren in einen der östlichen Pueblo Stämme eingeführtes. Nichtsdestoweniger zeigt die vergleichende Märchenanalyse ziemlich deutlich ein älteres Stadium spanischer Erzählungen und ein jüngeres. Ich will meine Behauptung an einzelnen Episoden der spanischen Erzählung vom Siebenkopf oder der Siebenzunge, wie sie von einem Santa-Clara-Mann in Tesuque gehört

Digitized by Google

und wie sie von Zuñi-, San Juan- und Taos-Erzählern berichtet wird, veranschaulichen. Die Tesuque-Santa-Clara-Erzählung lautet folgendermaßen: Shiete Cabeza, Siebenkopf, fraß alle Mädchen. Ein Mann kam vorüber. Da es sehr heiß war, legte er sich nieder. Über ihm sangen die Tauben: „Wenn dieser Mann mir eine Falle stellte und mich finge, mein Herz herausnähme und es diesem Tiere gäbe, könnte er es töten und Reys Tochter heiraten." Der Mann tat also. Er tötete Siebenkopf und riß ihm seine Zungen aus. Dann zeigte er sie Rey und heiratete das Mädchen. — Offensichtlich ist die Geschichte sehr stark gekürzt,[1]) der Erzähler behauptete, sie nicht gut zu kennen, und die Episode von den falschen Anwärtern und dem Vorzeigen der Zungen als Beweis ist vergessen oder ganz ausgelassen worden. Aber die Erzählung, ob schlecht überliefert oder nicht, zeigt keine Vermischung mit einheimischen Mustern und behält das fremde Motiv von dem siebenköpfigen Ungeheuer, sogar den spanischen Namen. Die Beibehaltung des spanischen Wortes für König ist nicht so wesentlich, da Rey oder Lei beständig als Personenname auch in den Erzählungen der älteren Vermischungsepoche vorkommt. So in der Zuñi-Variante vom Siebenkopf.[2]) Hier ist allerdings das Ungeheuer mit Kolowisi identifiziert worden, der gehörnten Schlange des einheimischen Mythos, die durch den bloßen Anblick einer Pfeilspitze, die nach der Meinung der Pueblo-Indianer Zauberkraft besitzt, getötet werden muß. In der San-Juan-Geschichte[3]) ist Rey zum Apachenhäuptling geworden, und Siebenkopf zu einem besonders gekennzeichneten Fuchs oder Adler; die Episode von den falschen Anwärtern ist beibehalten, die andern Jünglinge geben vor, das Untier erschlagen zu haben, indem sie es vor den Häuptling schleppen. Aber die Episode von der Nachprüfung ist eigentümlich indianisch. Der betrogene Jüngling hat eine Großmutter, die magische Kraft besitzt. Sie legt das von dem Fuchs abgeschnittene Haar oder von dem Adler abgefallene Gefieder auf eine Hirschhaut und deckt es mit einer zweiten Haut zu. Als sie die Haut wegnimmt, steht wieder ein vollkommener Fuchs oder Adler da, den der Enkel zu dem Häuptling bringt. Sodann gibt ihm der Häuptling seine Tochter, oder besser seine Töchter. Die Taos-Variante[4]) ist auf eine blosse Bezugnahme darauf zusammengeschmolzen, daß Fuchs oder Adler getötet werden, damit ein Jüngling die Tochter des Apachenhäuptlings gewinne, und die Geschichte läuft in eine Variante der „Flucht auf den Baum" aus. Diese sehr interessante europäische Geschichte ist anscheinend in Afrika und Amerika sowohl bei den Negern als auch bei den Indianern[5]) weiter verbreitet als in Europa selbst. Die Taos-Variante der „Flucht auf den Baum" gleicht der San-Juan-Variante, und beide wiederum eher den nördlichen Shoshonen-Varianten und denen der südlichen Prärie-stämme, als den Zuñi-Laguna-Varianten. Alle aber, wie ich annehme, gehören in die ältere spanische Epoche. Das älteste Märchen dieser Zeit ist, wenn die Vermischung als Kriterium gilt, eine Santa-Clara-First-Mesa-Variante[6]), in der der Weiber raubende Büffel der Pfeilspitzen-Wind-Knabe oder ein verführerischer Flötenspieler geworden ist, und wo Großmutter Spinne, jene stets erfolgreiche Zauberheilkundige, eingeführt ist und die Probe durch Rennen oder durch Rauchen

[1]) Vgl. eine viel längere Variante bei Powhati, in mexikanischer Fassung. Parsons und Boas, Spanish Tales from Laguna and Zuñi, JAFL XXXIII, 52–53

[2]) Parsons, Pueblo Indian Folk-Tales, Probably of Spanish Provenience, JAFL XXXI, 240–42.

[3]) Parsons ms. — [4]) Parsons ms. — [5]) Parsons, Die Flucht auf den Baum. Zt. f. Ethnologie 1922, 1–29. — [6]) Parsons ms.

Digitized by Google

die ganze fehlende Baumepisode ersetzt. Entweder versteckt Großmutter Spinne die Flüchtlinge, oder diese erreichen ihr Haus, ehe ihre Verfolger sie einholen können. Möglicherweise muß diese Santa-Clara-First-Mesa-Geschichte nicht als eine Variante, sondern als ein selbständiges Gebilde angesehen werden.

Die Zuñi-San-Juan-Variante vom Aschenbrödel bietet ein anderes Beispiel früher Vermischung mit spanischen Erzählungen. Die beiden überlieferten Fassungen zeigen einen verschiedenen Grad der Vermischung. Die Hauptepisode in beiden ist dieselbe. Die Truthühner versehen ihre Hüterin mit Kleidern und Schmuck für den Tanz, zu dem sie gehen will. Aber in der San-Juan-Version [7]) verderben die Mutter und die ältere Schwester den Tanz durch Zank, und das Voll-Körner-Mais-Mädchen kommt heim und nimmt ihre Truthühner auf Nimmerwiederkehr fort, eine Form, die der europäischen Fassung besser entspricht als der Zuñi-Fassung. [8]) In dieser kehrt die Hirtin nicht zurück, nachdem ihre Truthühner sie gebeten haben (obschon das eine Reminiszenz an den Befehl der gütigen Fee ist), und sie verliert die Hühner, weil ihre Liebe zu ihnen nicht groß genug war, um ihren Wunsch zu erfüllen. Keine dieser Aschenbrödel-Versionen kann mit der Geschichte vom guten und bösen Kinde [9]) verglichen werden, wie sie Zuñi Nick mexikanischen Schafhirten nacherzählt, ohne daß man sich der Verschiedenheit in der Art und dem Grade der Anähnelung bewußt wird. Dieser Vorgang wird ebenfalls durch die Verbindung der Schwanenjungfraugeschichte und der Erzählung von der „Teilung des Erbgutes" aus Laguna [10]) (neuere Fassung) und San Juan (ältere Fassung) [11]) veranschaulicht.

Alle diese Erzählungen gehören zu einem Typus, den man als novellistisch oder romantisch bezeichnen kann. Aber Entlehnungen von dem spanischen Tiermärchen kommen auch vor, und hier zeigen sich ebenfalls verschiedene Stadien der Assimilation. Zur Veranschaulichung kann ich aus dem älteren Stadium die San-Juan-Geschichte [12]) vom „geborgten Gefieder" anführen, in der der Präriewolf zu fliegen versucht (spanisch), und dessen Augen von den Vögeln gefressen werden (Pueblo). Dieselbe Geschichte wird in Acoma [13]) und Laguna wie folgt erzählt: der Präriewolf, seines geborgten Gefieders beraubt, wird durch die Spinne von der auf hohem Felsen gelegenen Wasserpfütze heruntergeholt. Als er ihrem Befehl nicht folgt, zerschellt er im Fallen, wird dann mit einem Tuch bedeckt und durch einen Zauberspruch wiedererweckt. Aus der jüngeren Entlehnungsperiode ist die Santa-Clara-Variante von der Harzpuppe [14]) ein gutes Beispiel oder die Poguate-Geschichte vom Präriewolf und dem kleinen Hund, in der sich der Präriewolf an Whisky betrinkt [15]).

Die spanische Picaresque-Erzählung und die vom Tropf sind entlehnt, nicht neueren Datums, wenn wir nach den Geschichten aus Zuñi [16]) vom törichten Bräutigam urteilen, oder nach der Zuñi-Laguna-Version, in der sich der eine am andern festhält, um einen unzugänglichen Platz zu erreichen, eine unter dem Titel „der lendenlahme Schulmeister" allgemein bekannte Erzählung. Die Pueblo-Fassung stellt die Geschichte so dar, daß sich die Präriewölfe an ihren Schwänzen festhalten, um eine Tanz-Katschina zu erreichen. [17])

---

[7]) Parsons ms. — [8]) JAFL XXXI, 234—35. — [9]) JAFL XXXIII, 71–72. — [10]) JAFL XXXIII, 66. — [11]) Parsons ms. — [12]) Parsons ms. — [13]) JAFL XXXI, 220—21. — [14]) Parsons ms. — [15]) JAFL XXXIII, 47.

[16]) Handy, Zuñi Tales, JAFL XXXI, 451–53. — [17]) JAFL XXXI, 231—33.

Digitized by Google

Von allen drei Erzählungstypen, vom Tropf, dem Tiermärchen und der Novelle, ist die Zeit der Entlehnung freilich fraglich. Die Tatsache selbst aber ist nicht zu bezweifeln oder wird wenigstens nicht fraglich bleiben, sobald eine größere Anzahl von Märchen bekannt ist. Es handelt sich hier nur um das klare Erkennen der Grundform. Es gibt nun aber auch eine andere Form eines Einflusses auf Märchen, die weit schwieriger mit Sicherheit nachzuweisen ist. Ich meine nicht bestimmte Grundformen, sondern ganze Ideenkomplexe. Ich denke dabei an die vorerwähnten novellistischen Erzählungen. Dieser Typ ist besonders den Pueblo-Stämmen eigentümlich. Sollte seine Entwicklung möglicherweise dem spanischen Einfluß zu verdanken sein? Manchmal kann ein spanisches Vorbild nicht nachgewiesen werden und dennoch muß man spanischen Einfluß vermuten. Ein Beispiel hierfür sind die Hexengeschichten. Die Pueblo-Indianer haben viel Zauberglauben, der auf europäischen Anschauungen oder Aberglauben fußt. Tierverwandlungen (die aber auch typisch indianisch sind), Hexengesellschaften (wiederum charakteristisch Pueblo), Einweihung in die Gesellschaft durch Mord an einem Verwandten (dies ist eher europäisch als indianisch), und Wiedererweckung sowohl wie Mord durch Hexen. Niemand kann die Hexengeschichten, wie sie von den Tewa, wenn nicht von den Zuñi, erzählt werden, lesen, ohne dabei stark an die Hexenversammlungen des europäischen Hexenglaubens erinnert zu werden, die zu der Hexenverfolgung nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika, einschließlich Neu-Mexiko, führten.

In noch einem andern Cyklus von Pueblo-Märchen erscheint spanischer Einfluß — es sind die Erzählungen von der übernatürlichen Empfängnis, von den verlassenen Kindern und im Kultur-Heroen-Cyklus. Manche dieser Geschichten sind so stark mit den sogenannten Kriegsgott-Erzählungen vermischt, daß ich zweifle, ob es je möglich sein wird, Pueblo und spanische Quellen genau zu scheiden. Immerhin, als Leitfaden für die weiteren Untersuchungen habe ich im folgenden eine vergleichende Tabelle entworfen. In dieser sind alle Kriegsgottgeschichten ausgeschlossen, außer denen, die in Verbindung mit dem Heroen-Cyklus stehen. Beachtenswert ist dabei die Tatsache, daß bei den Hopi, wo spanischer Einfluß am geringsten ist, die Heroen-Erzählung fehlt und die dieser Gestalt bei den anderen Pueblo-Stämmen gegebenen Namen ganz unbekannt sind. Beachtenswert ist weiter die geringe Zahl von Kriegsgottgeschichten bei den Tanoern. Ich habe den Eindruck, daß bei den nördlichen Tewa die Kriegsgott- und Heroengeschichten, die verschiedenen geographischen Gebieten angehören, zusammentreffen. Ich will hier nicht die Verbreitung der Kriegsgotterzählungen außerhalb des Pueblo-Kreises beschreiben. Es mag aber erwähnt werden, daß doch überraschende Spuren unserer Heroen-Geschichten bei den Cheyenne vorkommen, die mit den Taos in Berührung gestanden haben. Ich kann nicht umhin, die analogen Erzählungen der Papago und Pima zu erwähnen, die für die Verbreitung der Pueblo-Märchen unter anderen Stämmen wichtig sind. Die Cheyenne erzählen, daß ein Cheyenneweib nach einer wunderbaren Schwangerschaft von vier Jahren einen Knaben zur Welt gebracht habe. Seine Eltern sterben, und das schnell aufwachsende Kind wird von seiner Großmutter erzogen. Es trägt seinen Büffelmantel mit der Innenseite nach außen wie die Medizinmänner und erregt Verwunderung durch Beweise seiner Kunst zu töten und wiederzubeleben. Von den Häuptlingen verfolgt, verwandelt sich Motseyouf in einen Wolf. Er

Digitized by Google

geht in die Erde hinein und erhält Anweisung, Gesellschaften zu gründen. Währenddessen leidet der Stamm unter einer Hungersnot. Er kehrt zurück mit einer großen Büffelherde, um die Not zu lindern. Motseyouf brachte die Wunderpfeile aus der Erde.[18]) In der Papagogeschichte ist Montezuma mit dem älteren Bruder identifiziert, der es regnen läßt und dem Volke Nahrung gibt, indem er Samen ausstreut. Dann aber sendet Montezuma seinem Volke Not und schlägt es. Das Volk tötet ihn. Er ersteht vom Tode. Dreimal töten sie ihn, und dreimal wird er wieder lebendig, bis der Gelbe Bussard ihn erschlägt. In dem Augenblick, in dem er aufersteht, verläßt seine Seele die Erde und reist mit der Sonne. Er sendet einen menschenfressenden Adler nieder, damit das Volk ihn, Montezuma, anrufen soll, den Vogel zu vernichten. Dann sendet er einen Mann herunter zum Fußballspiel. Eine Frau versteckt den Fußball in ihrem Kleid und empfängt so ein Kind, das später alle Kinder fängt und verschlingt.[19]) Dieser ho'o'ke[20]) wird von Montezuma verbrannt, der seinen Fußabdruck in dem Felsblock über der Höhle der Frau zurückläßt. Zuletzt wird Montezuma in ein unterirdisches Haus eingeschlossen, gerade nördlich der Grenze von Mexiko, wo er noch heute lebt.[21]) In der Pima-Geschichte[22]) weist die hübscheste Jungfrau alle Freier ab. Die Wolke nimmt sich vor, sie zu gewinnen. Eines Tages schläft sie beim Matten-Flechten ein. Die Wolke segelt heran und läßt einen großen Regentropfen auf sie fallen. Unmittelbar darauf werden Zwillingsknaben geboren. Alle Männer machen den Anspruch darauf, deren Vater zu sein. Die Mutter stellt die Kinder in den Kreis der Männer und sagt, daß der Beweis der Vaterschaft darin bestehe, daß die Kinder auf den Schoß ihres Vaters klettern würden (vgl. unsere Tewa-Spanisch-Geschichte). Nachdem die Knaben älter geworden sind, besuchen sie ihren Wolken-Vater, der sie prüft und mit Bogen und Pfeilen ausrüstet.

Helden und Kriegsgötter.

Taos A (1)[23])

I. Eine Jungfrau wird durch hübsche Steinchen in ihrem Gürtel geschwängert. Niederkunft am Fuße eines Cedernbaumes, etwa 150 Meilen nördlich von Taos.

II. Da das Volk den Vater des Kindes nicht finden kann, versucht es, Pinankettacholla (Gipfel eines grünen Hügels) zu töten. Er wächst heran, „wunderschön anzusehen wie Jesus Christus."

III. Er fliegt vom Dache des Hauses weg. Steigt in die Erde hinab. Schafft Schnee, Eis, Regen herbei. Lehrt das Volk tanzen, Kleider anfertigen und den Ackerbau. Erschafft aus farbigen Steinen Korn, Bohnen und Melonen. Rettet sich vor der Flut in einem Boot aus Pappelholz. Läßt die Wasser wieder bis zu den grünen Feldern sinken. Erschafft aus dem Schaume Menschen. Weissagt das Kommen von Menschen mit weisser Hautfarbe, die Schuhe tragen, und das Verschwinden der Indianer. Tötet Riesen, einen Mann und einen Knaben, die Fußspuren in den Felsen hinterlassen.

---

[18]) Dorsey, G. A., The Cheyenne, pp. 41—46. Field Columbian Mus. pub. 99 1905.
[19]) Vgl. Russell, J., The Pima-Indians, p. 223. XXVI Annual Report Bureau American Ethnology.
[20]) S. die Ähnlichkeit mit su'u'ke, dem Zuñi-Hopi-Ausdruck für ihr kinderfressendes Ungeheuer.
[21]) Mason, J. H., The Papago Migration Legend. JAFL XXXIV, 254—268. —
[22]) Ebenda pp. 239—240. — [23]) Siehe Anmerkungen (Helden und Kriegsgötter).

Digitized by Google

IV. Er lebt in einem See, der gegen Norden liegt. Man sieht seine Fußspuren in der Umgegend dieses Sees, in dem man den Klang einer Tanztrommel hört. Er ist alt, stirbt aber nie.

Taos B (2)

I. Ein Apachekind wird auf einem Abfallhaufen ausgesetzt. Wird von einer alten Frau aufgefunden, die zurückgelassen ist, als die Bewohner den Platz verlassen.

II. Nasagi hat dicke buschige Haare, dicken Bauch, kleine Augen und ist schmutzig. Wird vom Volk verspottet. Eine alte Frau macht ihm Bogen und Pfeile.

III. Probe des Freiers: Nasagi schießt einen Adler und einen Fuchs und heiratet die Tochter des Häuptlings. Wird Häuptling. Verbirgt alle Tiere; das Volk ist am Verhungern, darauf gibt er die Tiere zurück.

Taos C (3)

I. Ein Mädchen aus Taos weist alle Freier ab, wird von der Sonne geschwängert, als sie am Fenster sitzt und mit den Sonnenstrahlen spielt. Sie geht zur Sonne; gebiert Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen.

IV. Die Zwillinge leben im Hause der Sonne im Westen auf dem Sonnen-Haus-Berge.

Isleta A (3)

I. Apachen greifen ein Ehepaar an. Die Frau kommt in einer Höhle nieder. Der Vater wird getötet. Die Apachen zwingen die Mutter, das Kind auszusetzen.

II. Das Kind wird vom Präriewolf zu einer Antilope gebracht, die es betreut. Ein Jäger sieht den Antilopen-Knaben. Wird auf der Jagd von der Mutter erkannt. Wird seines Haares wegen Großköpfiger-kleiner-Knabe genannt.

III. Gewinnt das Rennen gegen einen Zauberläufer.

Tewa A (4)

I. Eine Jungfrau, die alle Freier zurückweist, wird von einem Piñonsamen, der ihr von einem Jünglinge (der Sonne) in den Mund geworfen wird, befruchtet. Es wird ein Knabe geboren.

II. Alte Männer versuchen, mit Hilfe einer Blume, den Vater zu finden, aber das Kind will von keinem die Blume annehmen; spielt nur an sonnigen Stellen in der Kiva. Die Mutter befiehlt, das Kind in den Sonnen-See zu werfen.

III. Die Sonne rettet das Kind aus dem See. Das Kind steigt später vom Himmel herab, trifft die Mutter am See und tanzt mit ihr.

IV. Während des Tanzes steigen Sonne und Mutter wieder in den Himmel hinauf. Weil der Knabe in Pojuake mißhandelt wurde, werden dort keine Kinder mehr geboren.

Tewa B (5)

I. Schwangere Frau geht aus, Piñonsamen zu sammeln, ein Kind kommt zur Welt und wird ausgesetzt.

II. Das Kind wird von einem Hirsche gefunden, zu einer Mutter Füchsin gebracht und betreut.

III. Der Knabe, der von einem Taos-Jäger gefangen wird, versteht die Präriewolf-Sprache und wird Wetter-Prophet. Geht ein Jahr lang in die Einsamkeit. Weissagt eine Sintflut und rettet das Volk. Prophezeit Krieg.

Digitized by Google

IV. Wird als Zauberer von einer Familie getötet, der er weissagte, daß der Mann im Kriege umkommen würde.

Tewa C (6)

I. Mädchen und Mutter werden vom Volke schlecht behandelt. Das Mädchen geht, um Piñonsamen zu sammeln. Wird durch einen Samen, der ihr von dem Welt-Mann in den Mund gesteckt wird, geschwängert. Die Piñonsamen vermehren sich auf wunderbare Weise in ihrem Hause. Ein Knabe wird geboren.

II. Der Knabe, der von seinen Gefährten gequält wird, erhält den Namen Namenlos. Die Großmutter macht Pfeile und zeigt ihm Wildspuren in der Asche.

III. Macht mit seiner Redeweise Eindruck auf die Häuptlinge, aber einige Leute fahren trotzdem fort, Asche vor seinem Hause zu streuen. Trifft den Welt-Mann, der ihm den Namen Posewebi poseyemu (Thau-Fußball, Thaufall) und Bälle gibt und weissagt, daß er der Vater aller Indianer sein werde. Kehrt zurück und macht auf die meisten seines Volkes Eindruck, nicht auf alle, aber sogar diese sagen: „Wir fanden nichts Schlechtes an ihm."

IV. Weissagt das Kommen von Mexikanern und Weißen. Kleidet sich, wie die Neuankommenden gekleidet sein werden, schirrt einen Wapiti vor einen Einspänner und geht zum Tanz, wo die Masken vor ihm verborgen werden. Weissagt, daß das Volk in Zukunft immer im Hause tanzen wird und daß es an Zahl nicht zunehmen werde; daß er einmal zurückkommen werde und daß das eine glückliche Zeit für die Indianer sein werde. Dann sagt er, „daß Montezuma nach Süden gegangen sei."

Tewa D (7):

I. — — — —

II. Pategeenu (Aschen-Knaben) werden schlecht behandelt, werden mit Schmutz und Asche beworfen, haben keine Kleider, haben ungekämmte Haare, schmutziges Gesicht und schmutzige Nase.

III. Bei dem Versuche zu zaubern haben die Aschen-Knaben Erfolg, indem sie Katschina und Wasserschlangen in die Kiva bringen.

IV. Man soll arme Knaben nicht schlecht behandeln. Sie haben vielleicht Zauberkraft und Gott hilft ihnen.

Tewa E (8):

I. — — — —

II. — — — —

III. Towae (Kriegsgötter) besuchen die Sonne, Probe im Pfeiferauchen.

IV. — — — —

Santa Clara A (9):

I. Eine Jungfrau, die alle Freier zurückweist, wird durch ein Fenster von der Sonne geschwängert. Das Kind wird auf einem Aschenhaufen geboren und dort gelassen.

II. Das Kind wird von einer alten Frau gefunden, die für es ins Wochenbett geht. Die Großmutter macht dem Aschenknaben Bogen und Pfeile und zeigt ihm Wildspuren in der Asche.

III. Der Aschen-Knabe trifft auf der Jagd seinen Vater, die Sonne. Die Großmutter bedeckt ihn mit einem Tuch, schlägt darauf und verwandelt ihn so in zwei Knaben.

Digitized by Google

IV. Der ältere Knabe bewegt sich langsam und wird die Sommersonne, der jüngere bewegt sich rasch und wird die Wintersonne.

Santa Clara B (10):

I. Eine Jungfrau, die alle Freier zurückweist, wird durch ein Fenster durch die Sonne geschwängert.
II. Das Kind bleibt bei der Mutter. Alte Männer versuchen den Vater zu finden, das Kind aber will die Blume von niemanden annehmen. Die Mutter befiehlt, das Kind in den Fluß zu werfen.
III. Die Sonne rettet das Kind aus dem Fluß und betreut es. Der Jüngling steigt auf die Erde hinab, um seine Mutter zu suchen, und verlangt mit ihr zu tanzen.
IV. Während des Tanzes steigen Mutter und Sohn zum Himmel hinauf. Danach bricht unter dem Volk von Pojuake ein Sterben aus.

Santa Clara C (11):

I. Gelbes Korn-Mädchen bringt Zwillinge zur Welt.
II. Es wird den Aschen-Kindern verboten, im Norden Hasen zu jagen.
III. Die Aschen-Kinder gehen nach dem Norden, werden von dem Zahn-Weibe verfolgt und entkommen mit Hilfe der Großmutter Spinne.
IV. Werden zu Hause von der Großmutter gezankt.

Hano (Tewa, Arizona) A (12):

I. — — — —
II. Patekeenu (der Feuer anzündende Knabe) lebt mit seiner Großmutter. Er bettelt an den Häusern um Essen. Die Leute sind unfreundlich gegen ihn und weigern sich, ihm etwas zu geben. Die Großmutter zeigt ihm Hasenspuren im Sande.
III. Er jagt Hasen, wird von einem menschenfressenden Riesen verfolgt und entkommt mit Hilfe einer Ziege.
IV. Die Großmutter wird vom Präriewolf getötet. Der Feuer anzündende Knabe findet eine andere Großmutter und lebt noch bei ihr.

Hano (Tewa, Arizona) B (13):

I. — — — —
II. — — — —
III. Ewele (Kriegsgötter) töten auf den Befehl des Stadt-Häuptlings hin den menschenfressenden Riesen.
IV. — — — —

Hano (Tewa, Arizona) C (14):

I. Die Tochter des Herold-Häuptlings, die immer zu Hause ist, wird durch den Sohn der Stadthäuptlingsfrau geschwängert. Bringt während der Jagd ein Kind zur Welt und setzt es im Grase aus.
II. Zuerst findet der Präriewolf das Kind, dann eine Hindin. Sie hütet zwanzig Tage das Wochenbett und zieht es auf. Das Kind wächst sehr rasch heran; läuft mit Hirschkalb um die Wette.
III. Trifft die Mutter bei der Jagd und gibt sich zu erkennen. Wegen der Neugier der Mutter gelingt es der Familie nicht, den Hirsch in ein menschliches Wesen zu verwandeln.
IV. Der Hirschknabe kehrt zu den Hirschen zurück und alle gehen nach dem Francisco-Gebirge, um dort zu leben.

Digitized by Google

Keres-Cochiti A (15):

I. Ein häßliches, schmutziges Waisenmädchen, Jungfrau, geht mit Leuten hinaus, Piñonsamen zu sammeln, wird durch ein Samenkorn, das sie ißt, geschwängert. Man wirft ihr die Schwangerschaft vor.

II. In vier Tagen läuft der Sohn. Er ist unbedacht und eine Last; niemand lehrt ihn die Jagd.

III. Er spielt Flöte auf dem Dache des Hauses und zieht dadurch Wild an. Wird als übernatürlich angestaunt. Macht eine geflügelte gehörnte Schlange, um unverheiratete Mütter zu reformieren. Ruft den Regen. Spricht alle Sprachen, verteilt das Volk in verschiedene Städte und setzt die Zivilregierung ein.

IV. Montezuma geht mit seiner Frau nach der Ostküste. Er wird in Mexiko gefangengenommen und von einem Stein, der von einem Angehörigen seiner eigenen Rasse nach ihm geschleudert wird, getötet. Will wiederkommen und das Volk von seinen Unterdrückern befreien.

Keres-Cochiti B (16):

I. Junges Mädchen fleht durch die Decke einer Höhle zur Sonne um ein Kind. Kehrt schwanger zurück, wird von den Eltern verstoßen. Eine Spinne tröstet es. Bringt vier Tage nach der Empfängnis Zwillingsknaben im Gebirge zur Welt.

II. Bei der Geburt gehen und sprechen die Knaben. Die Mutter macht Bogen und Pfeile für sie.

III. Masewa und Oyoyawa töten Löwen-Mann, Bären, Hirsch, Adler, Riesen und Riesin. Besuchen die Sonne und werden auf die Probe gestellt. Nehmen den Platz der Sonne ein. Machen Berge zu Ebenen. Führen Maskentänze ein.

IV. Gehen unter der Erde nach Shipapu, um Mutter Erde zu bewachen oder gehen nach den Sandia-Bergen.

Zia A (17):

I. Eine Pecos-Jungfrau wird vom Essen zweier Piñonsamen schwanger, setzt den Sohn aus.

II. Poschaiyänne wird von allen in seinen Lumpen verachtet. Hört aufmerksam dem Ritual zu.

III. Gewinnt die Spiele gegen den Stadthäuptling. Lockt mit den Kriegsgöttern durch Flötenspiel Wild nach Zia. Gibt ein Fest. Seine Speisen erscheinen in zauberhafter Weise auf den Tischen. Gäste bekommen eine hellere Hautfarbe. Weissagt die Ankunft von Fremden. Befiehlt eine andere Stadt zu gründen. Verspricht wiederzukommen.

IV. Besucht alle Pueblos. Geht nach Mexiko. Heiratet die Tochter des Häuptlings. Wird von Neidern getötet. Kommt wieder zum Leben, wird wieder getötet und in einen See geworfen, aus dem er mit Hilfe der Flaumfeder eines Adlers wieder emporsteigt. Kann jederzeit zurückkehren.

Zia B (18):

I. Gelbmädchen, eine Jungfrau, wird von der Sonne geschwängert. Spinnen-Frau, ihre Mutter, fragt nach dem Liebhaber und ist zornig. Zwillinge geboren.

II. Spinnen-Frau macht für Maasewe und Uyuuyewe Bogen und Pfeile.

Digitized by Google

III. Besuchen die Sonne. Werden auf die Probe gestellt. Besuchen den Oraibi-Tanz. Töten Ungeheuer. Machen sich selbst unsichtbar. Speisen werden ihnen verweigert. Verwandeln das Volk in Steine und Vögel. Errichten Gesellschaften.
IV. Leben auf den Sandia-Bergen.

Laguna A (19):
I. Bacheani, selbstgeboren aus einer Pfeilspitze, kommt von Nordwesten her zu dem Volk. (Bacheani ist identisch mit Poschean, Poschaiani, Montezuma, Tsitsinaku.)
II. — — — —
III. Sagt den Leuten, er habe die Macht des Naishdia hus (Gott-Vater, i. e. katholischer Gott). Zieht zwei gesattelte Esel aus seiner Zehe. Nimmt Kieselsteine und Kleider aus seinem Munde, betrügt das Volk, besonders die Kashare. Geht nach Nordosten, Osten, Südosten und dann nach Mexiko. Deshalb leben viele Mexikaner im Süden.
IV. Wird von Masewi getötet und ertränkt. Kashare glauben noch an Bacheani.

Laguna B (20):
I. Masewi ist der Sohn der Mütter.
II. Ist den Müttern sehr gehorsam.
III. Masewi, von den Müttern unterrichtet, sucht die Sonne in verschiedenen Richtungen. Nach Versuchen mit anderen Richtungen versetzt er die Sonne nach dem Osten. Erlaubt dem Volke aus den dunkeln, unterirdischen Behausungen herauszukommen.
IV. — — — —

Laguna C (21):
I. — — — —
II. — — — —
III. Kriegsgöttern wird Speise verweigert, verwandeln das Volk in Vögel und Steine.
IV. — — — —

Laguna D (22):
I. — — — —
II. — — — —
III. Zwei Knaben befreien ein Mädchen von einer Kannibalen-Riesin.
IV. — — — —

Laguna Colony at Isleta A (23):
I. Sonne ist der Vater von Maw-sahu und Oo-Yah-wee. Die Mutter stirbt bei der Geburt im Freien.
II. Fangen sofort nach der Geburt zu spielen an. Krähe erweckt ihre Mutter, die die Kinder zum Großvater, dem Häuptling von Acoma schickt. Werden vom Großvater auf die Probe gestellt. Die Mutter fällt die Leiter herab und wird getötet. Die Großmutter erzieht die Knaben.
III. — — — —
IV. — — — —

Zuñi A (24):
I. Mexikanisches Mädchen ist immer zu Hause. Sitzt im Sonnenschein und wird von der Sonne geschwängert. Soldaten wollen

Digitized by Google

es töten. Die Sonne holt es durchs Fenster ins Freie. Wird von den Soldaten verfolgt. Kommt in dem Dorf der Katschina nieder und bringt Zwillinge zur Welt.

II. In der Katschina-Stadt verwandeln sich Mutter und Zwillingsschwestern in Stein (Fetische).

III. — — — —

IV. Mutter geht nach Acoma, um dort zu leben, weil sie die dortigen Tänze gern hat. Der ältere Zwilling bleibt in Zuñi, der jüngere geht nach Süden.

Zuñi B (25):

I. Tochter Leas (= rey, König) wird im Schlaf von der Sonne geschwängert. Leugnet dem Vater gegenüber die Schwangerschaft ab. Wird von Soldaten verfolgt. Bringt in einem mexikanischen Stall in Hallonawe einen Sohn zur Welt. Die Haustiere belecken das Kind, das ihnen Fruchtbarkeit verspricht. Die Mutter verspricht denen Kinderzuwachs, die von der Haut des Kindes einatmen. (Der zeremonielle Segen der Pueblos.)

II. Die Mutter kommt in der Kirche in Zuñi nieder. Das Kind kann sich sofort selbst aufrechtsetzen.

III. Die Sonne erscheint ihrer Tochter, weist sie das Volk zu lehren, für Haustiere und Kinder zu ihr zu beten. Sie lehrt, aus Lehm Tierbilder zu machen, und gibt ihnen die Amtsstäbe. Führt das Ritual der Niederkunft ein und den Santu-Tanz mit Liedern von Owinna-hyia (Ernte-Kriegstanz).

IV. Tänzer aus Acoma kommen nach Zuñi. Die Mutter folgt ihnen in der Nacht, von ihren Liedern angezogen, und läßt ihre Tochter in Zuñi zurück. Die Sonne holt die Tochter zu sich, ihr Bild bleibt in der Kirche.

Zuñi C (26):

I. Poschayanki kommt mit den Gesellschaften von Schipap herauf.

II. — — — —

III. Ordnet die Gesellschaften als ihr „Vater". Beteiligt sich mit Lea (= rey, König) an einem magischen Wettkampf, versuchen wen die Sonne zuerst bescheint, bringen Tiere hervor, Lea Haustiere, Poschayanki wilde Tiere; letzterer aber bringt auch Schafe, Esel und Pferde nach Zuñi.

IV. Verschwindet unter der Erde.

Zuñi D (27):

I. Die Tochter Schiwanis (des Regenpriesters) geht niemals aus. Wird durchs Fenster von der Sonne geschwängert. Kriegstanz, um sie herauszulocken. Adler-Schutzgeist trägt sie himmelwärts, wird aber von tanzenden Kriegsgöttern abgeschossen. Fällt auf die Erde hinab und bringt Zwillingssöhne zur Welt, die in Abfallhaufen verborgen werden.

II. Die Zwillinge werden vom Dachsen gefunden und aufgezogen. Der Dachs-Vater macht ihnen Bogen und Pfeile. Treffen die Sonne, die sie kleidet. Weist sie nach Acoma zu gehen, die Gebeine der Mutter zu holen und sie wieder lebendig zu machen.

III. Sie gehorchen der Sonne nicht und töten Wild, das sie und die Mutter tötet. Der Schädel des einen Zwillings wird wieder lebendig und der Knabe heiratet die Tochter Schiwannis, zeugt Zwillinge, verschwindet als Wolke, um zur Sonne zu gelangen.

Digitized by Google

IV. Der Sohn der Sonne trägt sein Weib und seine Söhne zum Himmel hinauf, um sie zu Abendsternen zu machen.

Zuñi E (28):

I. Tochter des Schiwanni geht niemals aus. Wird von der Sonne geschwängert. Sie setzt den Sohn auf Abfallhaufen aus.
II. Das Kind wird vom Hirsche gefunden und aufgezogen.
III. Wird von Hawikuh-Jägern gefangen, beruft sich auf seinen Onkel. Versteht die Sprache der Hirsche. Wird ein großer Jäger.
IV. Wird von neidischen Hexen in einen Präriewolf verwandelt. Wird von Dachsen wieder ins Leben gerufen. Lebt glücklich in Hawikuh und errichtet eine Jagdgesellschaft.

Zuñi F (29):

I. Vaterschaft eines armen Hopi-Knaben unbekannt.
II. Lebt mit seiner Großmutter. Leute werfen Asche und Kehricht in ihr Haus. Ein Mann rät den andern, den Knaben nicht zu verspotten, und sagt: „ich glaube, er hat übernatürliche Kraft".
III. Macht einen Weg aus Mehl zur Sonne. Die Frage, wer des Knaben Vater ist, bleibt unbeantwortet. Gibt der Sonne einen Gebetsstock und fällt in ein Dorf hinab. Baut ein Boot. Besucht mit Klapperschlangen-Mädchen wieder die Sonne und begleitet die Sonne. Wie die Sonne angezogen, nimmt er seinen Platz ein. Kehrt auf die Erde zurück und hilft dem Volk von Laguna und Zuñi die Apache und Navaho bekämpfen. Kehrt zur Großmutter zurück; die Leute reinigen ihre Häuser. Als Vertreter der Sonne weist er die Menschen an, wie sie sich zu verhalten haben, gibt den Armen Früchte und Brot.
IV. Eine Frau hat Zwillings-Klapperschlangen. Sie beißen und töten Kinder, die sie küssen.

Zuñi G (30):

I. Zwei Kriegsgötter werden aus dem Schaum eines starken Regens in einem Wasserfall geboren, „Regenkinder". Variante: Wasserfall von der Sonne umarmt.
II. Werden Mitglieder der Hirsch- und Bärenclans.
III. Machen einen Mehlweg zur Sonne, die ihnen verkündet, daß sich das Herz des Feindes in einer Kürbis-Klapper befindet. Wandern auf der Erde umher, werden in Gesellschaften eingeweiht und gründen das Kriegs-Ritual.
IV. Leben für immer im Gebirge, um die Menschen zu schützen.

Zuñi H (31):

I. — — — —
II. — — — —
III. Da sie schmutzig sind, wird ihnen Speise verweigert; verwandeln die Kinder der Stadt in Vögel und Erwachsene in Stein.
IV. — — — —

Zuñi (32):

I. — — — —
II. — — — —
III. Retten ein Mädchen vor einem Kannibalen-Riesen.

Digitized by Google

Hopi Oraibi A (33):

I. — — — —
II. — — — —
III. Zwei Kriegsgötter werden beim Tanze schlecht behandelt, weil sie schmutzig sind. Geben Salz.
IV. — — — —

Hopi Oraibi B (34):

I. — — — —
II. — — — —
III. Töten Kannibalen-Riesen.
IV. — — — —

Walpi A (35):

I. Pöökong und Palungawija werden in der Unterwelt, wo Männer und Frauen getrennt leben, in einem Kürbis voll warmen Hirschbluts von Sonnenstrahl und tröpfelndem Wasser gezeugt.
II. — — — —
III. Die zwei Knaben bringen Sterne, Sonne und Mond am Himmel an.
IV. — — — —

Walpi B (36):

I. Mädchen laust sich und läßt Sonne durch Risse und Wassertropfen vom Dache auf Geschlechtsteile fallen.
II. Pyüükanhoya und Palüñahoya können nach vier Tagen gehen. Sie sind schmutzig, haben laufende Nasen, sind ungezogen.
III. Großmutter sagt ihnen, sie seien Kinder der Sonne, besuchen sie, werden Probe unterworfen.

Anmerkungen zu Helden und Kriegsgötter.

1. Miller, M. L., A Preliminary study of the Pueblo of Taos, New Mexico, 44–47. Dept. of Anthropology, Univ. of Chicago, 1898.
2. Parsons ms.
3. Lummis, C. F., Pueblo Indian Folk-Stories, 12–21. New York, 1910.
4–14. Parsons ms.
15–16. Dumarest, N., Mem. American Anthrop. Assn. VI, no. 3 (1919), pp. 228–30, 216–27.
17–18. Stevenson, M. C., The Zia, pp. 43–57, 59–67. XI (1897) Amer. Rep. Bur. Ethn.
19–20. Parsons, E. C., Notes on Ceremonialism at Laguna, pp. 114–115. Anthrop. Pap Amer. Museum Nat. Hist. vol. XIX, Pt. IV, 1920.
21. Boas ms. — 22. Parsons ms.
23. Lummis, pp. 206–12. Lummis notes that this tale is not told by Isletans proper who have no tales about the two war gods. Interesting in this connection is the fact that the two war gods do not figure in the pantheon of Taos.
24. Parsons, E. C., Nativity Myth at Laguna and Zuñi. Journ. of Amer. Folk Lore, XXXI, 258–59.
25. Benedict, R., ms. — 26. JAFL XXXI, 262–63.
27. Cushing, F. H, Zuñi Folk Tales, 429–474. New York & London, 1901.
28. Cushing, 132–149.
29. Boas, F., Tales of Spanish Provenience from Zuñi. Journ. of Amer. Folk Lore, XXXV, 62–66.
30. Parsons, E. C., The Origin Myth of Zuñi. Journ. of Amer. Folk Lore, XXXVI, 142–145, 159.
31–32. Parsons ms.
33. Voth, H. R., The Traditions of the Hopi, pp. 91–92. Field Columbian Museum Pub. 96, 105
34. Voth, 86–88. — 35. Parsons ms. — 36. Stephen ms.

Digitized by Google

Gedanken und Bedenken zu Paudlers Werke über die hellfarbigen Rassen.[1]

Von

Heinrich Winkler.

Der bekannte Verfasser der Cro-Magnon-Studien baut auf dem in diesen gegebenen Grunde weiter, und es ist sein unbestreitbares großes Verdienst, endgültig mit der in ihren Wirkungen so unheilvollen Ansicht aufgeräumt zu haben, daß es sich beim Aufbau der europäischen hellen Rasseformen nur um e i n e ursprüngliche Rasse handle, und ebenso endgültig nachgewiesen zu haben, daß noch eine zweite helle Rasse, von der ersteren wesentlich verschieden, eben die Cro-Magnon-Rasse, in diesen mächtig fortlebe und das Prägermanische der anderen hellen Rasse erst zum Germanischen umgestaltet habe.

Demgemäß heißt das erste der vier Hauptkapitel des Buches: Der Typus der hellen Cro-Magnon-Rasse am Lebenden und ihr heutiges Vorkommen in Mitteleuropa.

P. behandelt darin die Merkmale dieser Rasse, die er nach ihrem hauptsächlichsten Erhaltungsgebiet, der schwedischen Landschaft Dalarna, die dalische oder Dalrasse nennt, und ihre Verschiedenheiten von der anderen hellen Rasse in 61 anthropologisch wichtigen Punkten und daneben besonders eingehend die Unterschiede beider Rassen in der Farbe der Haare und der Augen[2].

Die beigegebenen Abbildungen zeigen in den extremsten Fällen eine fundamentale Verschiedenheit beider Rassen[3] und die allmählichen Übergänge von rein dalischer Rasse zu der anderen hellen in großer Klarheit.

Die von P. angeführten Merkmale der dalischen Rasse betreffen die ganze Körperlichkeit und sind so charakteristisch, daß man keinen Augenblick im Zweifel darüber sein kann, hier einen sehr ausgeprägten, höchst eigenartigen Typus vor sich zu haben. 41 Punkte gelten den einzelnen Kopf- und Gesichtsteilen, 20 den Extremitäten und Besonderheiten des Baues.

Die wichtigsten Merkmale mögen hier wenigstens angedeutet werden (P. stellt überall den dalischen Formen die der anderen hellen Rasse gegenüber).

---

[1]) Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. Von Dr. Fritz Paudler, Privatdozent an der deutschen Universität in Prag. VII und 271 pgg. Heidelberg bei Carl Winter. 1924.

[2]) Da diese Merkmale und die Unterschiede gegenüber denen der anderen hellen Rasse für die Beurteilung beider den wesentlichsten Punkt darstellen, werden sie hier an der Spitze erwähnt, in P.s Darstellung aber werden zuerst die Hauptgebiete des Vorkommens der hellen Cro-Magnon-Rasse nach Forschern wie Gustaf Retzius und anderen sowie nach eigenen sehr ausgedehnten und sorgfältigen Forschungen behandelt, wobei besonders die Farben der dalischen Rasse und ihre Mischungen mit denen der anderen hellen Rasse eine ausschlaggebende Rolle spielen, und z. B. auch die Schulkinderfarbenstatistiken mit manchmal geradezu überraschendem Erfolg herangezogen werden; und so ergibt sich als einstmaliges oder noch heutiges Verbreitungsgebiet der dalischen Rasse abgesehen von Skandinavien besonders ein großer Teil von Deutschland mit verschiedenen Hauptpunkten im Westen, der Mitte und dem Osten, hauptsächlich der Teil zwischen Rhein, Main und Saale—Elbe – Trave—Linie, doch auch Gegenden außerhalb Reichsdeutschlands, z. B. in ganz hervorragender Weise in Böhmen oder im östlichen Mittelsteiermark.

[3]) In Anbetracht solcher extremen Fälle meint P., und man muß ihm wohl darin beistimmen (pg. 25): „so muß einem denn doch wohl ein- für allemal klar werden, daß dies zwei Pole, zwischen denen eine ganze Welt liegt, sind oder vielmehr eben zwei Vertreter verschiedener Welten."

Digitized by Google

Kopf von oben keilförmig (sechseckig) — bei der anderen Rasse elliptisch. Stirn ziemlich niedrig, flach — gewölbt, hoch. Übergang zum Hinterhaupt flach — gewölbt. Hinterhaupt abgesetzt, eckig — verlaufend, verrundet. Gesicht kurz, breit, sechseckig — lang, schmal, elliptisch. Gesamteindruck derb und rauh — fein und weich. Nasenwurzel ziemlich breit — schmal. Wurzel von seitwärts niedrig — hoch. Nasenrücken ziemlich breit, eckig. Rücken von seitwärts konkav geknickt — konvex geknickt („Adlernase"). Unterende breit — schmal. Spitze stumpf — scharf. Jochbein stark ausladend — nicht ausladend. Kinn sehr breit, gerade — schmal, stark gebogen. Kinn von seitwärts sehr stark, rechtwinklig, schroff — mittel, spitz, sanft. Unterkieferwinkel stark ausladend — nicht ausladend. Unterkieferwinkel von seitwärts rechtwinklig, schroff — sehr stumpf, sanft.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ziemlich alle die hier genannten dalischen Züge nach meiner Überzeugung das typisch finnische Gesicht und den finnischen Schädel in fast idealer Reinheit wiedergeben. In einem einzigen der von P. angeführten Punkte sehe ich eine starke Abweichung vom finnischen Typus, nämlich darin, daß zu meiner großen Überraschung, da ich das gerade Gegenteil bei diesem Formensystem erwartet hätte, die Entfernung der inneren Augenwinkel als ziemlich klein bezeichnet wird, kleiner als bei der anderen hellen Rasse, während sie beim finnischen Typus entschieden groß, erheblich größer als bei den Indogermanen ist. Überhaupt habe ich von jeher angenommen und auch oft genug betont, daß nach meiner Ansicht bei der Bildung der finnischen Mischrasse auch noch ein nichtaltaischer anderer Faktor als der indogermanische mit wirksam gewesen sei, und ich bin geneigt, nach den Feststellungen von P. eine recht tiefgehende Beeinflussung durch diesen nichtindogermanischen Einschlag einer hellen Rasse anzunehmen, der zum mindesten die auffallendste Übereinstimmung mit dem von P. gekennzeichneten Typus verrät[4]).

Auch die anderen Körperformen stimmen zu dem Bilde, das man nach den Gesichts- und Kopfverhältnissen voraussetzen darf, wohl ohne Ausnahme; so der Gesamtbau, der als stämmig gegenüber dem schmächtigen der anderen Rasse bezeichnet wird, oder der kurze, dicke Hals, die sehr breiten, wagerechten Schultern (gegenüber den schmalen, hängenden Schultern des anderen Typus), die breiten, eckigen Gliedmaßen.

Besonders charakteristisch ist die unverhältnismäßig frühe Faltenbildung, die auch jugendliche Personen alt erscheinen läßt. Hierzu muß

[4]) Mit der bei mir, der ich weit davon entfernt bin, als Rassenforscher gelten zu wollen, besonders gebotenen Zurückhaltung möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob denn mit der dalischen und der anderen hellen (nordisch-indogermanischen) Rasse wirklich alle hellen Rasseformen erschöpft sind. Jedenfalls haben schon vor mehreren tausend Jahren im östlichen oder nordöstlichen Asien in Gegenden, die nie von hellen Indogermanen besiedelt worden sind, helle Menschen mit blauen? oder graublauen Augen gesessen und sitzen noch heut solche im nördlichen und mittleren Asien, cf. Ujfalvys Forschungen und andere ganz bestimmte Nachrichten. Dabei handelt es sich z. T. um Menschen von augenscheinlich ganz anderem Formensystem als dem der nordisch-indogermanischen oder der dalischen Rasse; auch das europäische Rußland weist solche ganz eigenartige, scharf ausgeprägte Typen durchaus verschiedener Art auf; z. B. einen mit schmalem, ovalem Gesicht, konvexer Nase von sehr geringer Breite, ganz hellem, weißlichem Haar und ebenso hellen Augen. Ich habe diesen Typus selber an russischen Tataren beobachtet und den vollen Eindruck eines indianerartigen Gesichts gehabt, denselben Eindruck, den mir nebenbei gesagt, ohne weittragende Folgerungen daran anzuknüpfen, auch die Abbildung eines jenissei-ostjakischen Gesichts machte. Ein anderer oft wiederkehrender Typus mit ebenso heller Haar- und Augenfarbe zeigt im geraden Gegensatz zu dem vorhergehenden ein Gesicht von auffallender Breite und rohen Formen, jedoch keineswegs finnischem, dalischem oder gar indogermanischem Charakter.

Digitized by Google

ich wieder bemerken, daß mir beim Näherbekanntwerden mit dem finnischen Typus die gleiche Erscheinung in so überwältigender Stärke, zwar nur an einzelnen Individuen, aber gar nicht so selten, entgegentrat, daß ich vor einem Rätsel stand, da ich ähnliches an Indogermanen nie beobachtet hatte, und ich auch in Schriften über finnische Völker auf eine so auffallende und so unverkennbare Tatsache nicht aufmerksam gemacht worden war. Wie weit diese Eigentümlichkeit bei anderen finnischen Völkern zutrifft, kann ich nicht beurteilen, obgleich ich nach Abbildungen zum mindesten ihr Vorhandensein annehmen darf, an Suomifinnen, Lappen und ganz besonders an Magyaren der verschiedensten Gegenden habe ich sie selbst in einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit beobachtet.

P. kennzeichnet den Gesamtcharakter des dalischen Typus treffend mit den Worten (pg. 27): „Die Betrachtung der Formen ergibt nämlich, daß sie einen und denselben Stil haben, wie wenn die ganze Gestalt von der Natur mit dem feinsten Stilgefühl nach einer Idee gebildet worden wäre: alles ist möglichst geradlinig und eckig und in den Weichteilen mager und faltig, von der Gesamtgestalt bis in die Einzelheiten an Gehirn- und Gesichtsschädel in Knochen und Weichteilen, so daß das Ganze einem Holzbildwerk — und oft einem verwitterten — ähnelt."

Vom psychischen dalischen Typus sagt er, „daß er sich ähnlich wie der Körperstil aus **einem** Grundzug zu erklären scheine, und zwar wäre dies wohl der schon erwähnte außerordentliche Konservativismus, dem jedoch allem Anschein nach eine besondere Konträrsuggestionabilität gegenüberstehe".

Eine sehr bedeutsame Rolle spielen bei P. die dalischen Farben von Haar und Augen, wie oben angedeutet wurde, die als gelbblond und grau bezeichnet werden, und auf Grund von denen ja auch der starke Anteil der dalischen Rasse an der Zusammensetzung der Bevölkerung in den von ihm eingehend geprüften Gegenden festzustellen versucht wird. Das wird im folgenden fortgesetzt, nunmehr mit Bezugnahme auf die andere helle, sogenannte nordische Rasse, wobei als die Grundfarben aschblond und blau angenommen werden, und auch auf die sich ergebenden, nach P. nur scheinbaren Widersprüche hingewiesen wird. Nun wird im zweiten Teile auf die andere helle Rasse, deren hauptsächlichste körperliche Unterschiede von der dalischen Rasse ja schon bei der Gegenüberstellung mit den dalischen Rassenmerkmalen behandelt worden sind und sich dabei als durchaus grundlegend erwiesen haben, eingegangen. Dieser zweite Teil führt die Bezeichnung „Das Germanentum und die nordwesteuropäische Urwelt".

P. behandelt hier zuerst die Farbenfrage nochmals mit besonderer Beziehung auf das Germanentum und betont u. a., daß schon die rutilae comae des Tacitus, die weit entfernt von aschblond sind, das der zweiten hellen Rasse zukomme, auf den Einschlag dalischer Rasse hinweise, ebenso andere rassische Merkmale, und kommt zu dem Ergebnis, „daß der ideale und mehr oder weniger auch wirkliche eigentlich germanische Typus ein Mischtypus aus mehreren Rassen ist", und daß die dalische Rasse in Deutschland die bodenständige, frühere, am germanischen Typus stärker als die nordische beteiligte ist[5]).

[5]) Ich darf hierzu wohl die Bemerkung machen, daß ich schon vor etwa drei Jahrzehnten auf Grund meiner Studien und eigener Beobachtungen, freilich ohne dafür eine gesicherte wissenschaftliche Grundlage zu haben, da ich damals von dem Anteil der Cro-Magnon-Rasse und ihrem Fortleben in den heutigen Bevölkerungen von Mitteleuropa keine Ahnung hatte, die Überzeugung gewann, der ich auch oft genug Ausdruck verliehen habe, daß gerade das Germanentum, angeblich der reinste

Digitized by Google

Daher kann es auch nicht wundernehmen, wenn Völker oder Individuen der Cro-Magnon-Rasse vielfach einen auffallend germanischen Eindruck machen. So die früher oft als germanisch angesprochenen blonden, helläugigen Nordafrikaner und die Guantschen, die P. der Cro-Magnon-Rasse zuzählt. Er erwähnt dabei, daß Löher, ein Westfale, auf Teneriffa „öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht sah, als je eines auf westfälischen Heiden".

Auf diesen starken Cro-Magnon-Einschlag führt P. auch die frühe Zerrüttung, den ganz auffallenden Formenverfall im Deutschen und die nichtindogermanischen Wortformen im Deutschen zurück, worin zum Teil, natürlich ebenfalls wegen des Cro-Magnon-Ursprungs, Übereinstimmung nur mit dem Keltischen herrsche.

Aber wie in Deutschland sieht er die Auswirkungen des Cro-Magnon-Typus und zum Teil eine Cro-Magnon-Urbevölkerung auch im Keltentum, auf den britischen Inseln, bei den Basken, den Hamiten, die er ganz bestimmt von den Semiten trennt [6]). Hierbei legt er nach meiner Überzeugung auf sprachliche Erscheinungen wie das Vigesimalsystem einen zu großen Wert, da dieses aus sehr naheliegenden psychologischen Gründen bei den allerverschiedensten Völkern ohne irgendwelche rassischen Zusammenhänge, z. B. bei vielen amerikanischen, sich selbständig entwickelt hat. Aber freilich stützt P. sich auch auf ethnologische Besonderheiten und Übereinstimmungen, die ja tatsächlich oft in unveränderter Gestalt die Jahrtausende überdauern. Eine solche stellt die bekannte Trepanation dar, von der er sagt: „Die Trepanation . . . ist fast über den ganzen weiten heutigen oder vorgeschichtlichen Bereich der hellen Cro-Magnon-Rasse hin von den Kanarien bis nach Ostrußland belegt." Die Trepanation aber findet sich auch im Berberischen und in fast allen nordwestlichen und westlichen Balkanländern, selbst im englischen Cornwall.

P. weist auch auf die Spuren uralter Tätowierung auf dem Gebiet der Cro-Magnon-Rasse hin, worauf freilich bei der ungeheuren Verbreitung dieses Brauches kein allzu großer Wert zu legen ist.

Um so größeren Wert aber legt P., und wohl mit Recht, auf die hosenlose Knierocktracht. Von dieser sagt er, daß sie noch heute in Hochschottland, Albanien, bei den Riffberbern, in spanischen Gegenden üblich und für das Germanentum aus Skandinavien, der Cimbrischen Halbinsel bezeugt sei. Auch der ägyptische sogenannte Dorfschulze aus

---

Vertreter der nordisch-indogermanischen Rasse, sein Dasein zum großen Teile einer ganz anders gearteten hellen Rasse verdanke und an dem indogermanischen Typus geringeren Anteil habe als die ihm benachbarten anderen indogermanischen Völkergruppen. Ich habe diese Ansicht auch, ohne sie irgendwie fest begründen zu können, unentwegt, mehr divinatorisch oder instinktiv, festgehalten, obgleich ich meinte, daß sie ohne eine solche Begründung mit Recht als ketzerisch gelten müsse, ich habe sie festgehalten, bis mir durch P. die höchst wahrscheinlich richtige Deutung wurde.

[6]) Ich kann ihm hierin nicht folgen, da ich mit Benfey und vielen anderen die nahen Beziehungen zwischen Hamiten und Semiten nicht auf Entlehnungen, sondern auf Urverwandtschaft zurückführen möchte, wenn ich auch keineswegs so weit gehe, im Hamitischen eine Art Ursemitismus zu sehen. Auch das Baskentum und die nach meiner Ansicht innig damit zusammenhängende kaukasische Völkerwelt kann ich nicht mit der Cro-Magnon-Rasse zusammenbringen. Weit eher bin ich geneigt, ohne das irgend als bewiesen anzusehen oder auch nur als leicht beweisbar, anzunehmen, daß rassisch und sprachlich Indogermanentum auf der einen Seite und Basken sowie Kaukasusvölker auf der anderen einer Urquelle entstammen, von der aus beide sich selbständig, aber kaum irgendwo wirklich wesentlich divergierend, weiter entwickelt haben. Sprachlich haben mich zu diesem mit aller Zurückhaltung geäußerten Ergebnis meine umfangreichen, seit vierzig Jahren fortgesetzten, noch nicht veröffentlichten Arbeiten geführt. Anthropologisch ist die Grundlage für meine Ansicht allerdings eine sehr schwache und beruht auf wenigen, freilich teilweise ganz überraschenden Abbildungen und eigenen Beobachtungen.

Digitized by Google

dem dritten Jahrtausend v. Chr. trage die verkürzte hosenlose Knierocktracht. Er erklärt die Übereinstimmung für geradezu verblüffend und spricht von einer schier unglaublichen Einheitlichkeit.

Nachdem P. so angedeutet hat, wie machtvoll die Cro-Magnon-Rasse sich auf verschiedenen Gebieten geltend macht, namentlich solchen, wo man fälschlich Beziehungen zum Germanentum anzunehmen geneigt war und wohl noch geneigt ist, und insbesondere den starken Anteil am Germanischen hervorgehoben hat, das man als Hauptvertreter der anderen hellen, der sogenannten nordischen Rasse, ansieht, wendet er sich nunmehr dieser und den reinen Indogermanen zu; die Hauptrassenmerkmale hat er ja, wie im vorangehenden gezeigt wurde, schon früher im Gegensatz zu den dalischen behandelt. Als Urheimat dieser Rasse sieht er, hauptsächlich nach Schraders grundlegenden Forschungen, die übrigens mit anderen viel früheren im Ergebnis im wesentlichen übereinstimmen, die Gegend nordwestlich vom Schwarzen Meere an. Mit diesem Ergebnis stimmt es nach ihm gut zusammen, daß gerade diese Urheimat der Ausgangspunkt und die Gegend der vollkommensten Entwicklung der vorgeschichtlichen Tripolje-Kultur ist. Also Urheimat der Indogermanen, des indogermanischen Sprachstammes und Tripolje-Kultur gehören nach P. innig zusammen, was er scharfsinnig den Irrtümern gegenüber verficht, die auf der unhaltbaren Ansicht von der einen hellen nordischen Rasse beruhen.

In der älteren Bronzezeit nun herrscht in Skandinavien nach P. die Cro-Magnon-Rasse noch allein, abgesehen von dem brachykephalen Einschlag des sogenannten Thinghöi-Typus, und er stellt es als wahrscheinlich hin, daß das Eindringen der nordischen Rasse erst an der Wende der Bronze- und der Eisenzeit stattgefunden habe. Damals seien die drei nächstverwandten Gruppen der Prägermanen, die erst durch die Mischung mit den Daliern wirkliche Germanen geworden seien, der Kelten und Italer, aus dem Osten vorgedrungen und hätten sich nach Norden, Westen und Süden gewendet. Daneben aber seien schon in der jüngeren Steinzeit andere Indogermanen nach Ostdeutschland gedrungen, und zwar Illyrier, die die sogenannte Lausitzer Kultur mit der Feuerbestattung und der Bandkeramik gebracht und die Cro-Magnon-Rasse verdrängt hätten. Damit sollen die Ergebnisse der Schulkinderfarbenstatistik übereinstimmen [7]). Von Deutschland aus sei dann Skandinavien indogermanisiert worden, von Frankreich aus die britischen Inseln großenteils und zum Teil Spanien [8]). Von den Griechen seien die ersten recht früh, vielleicht schon mehr als 2000 Jahre v. Chr., aus der nicht sehr fernen Urheimat gekommen, die Dorier viel später.

Der dritte Teil des Buches behandelt „Die diluvialen Ahnen der Indogermanen" und die mutmaßliche Entwicklung der Rasse, die dem Indogermanentum das Leben gegeben hat, wieder im Hinblick auf die davon grundsätzlich verschiedene Cro-Magnon-Rasse. Der erste Punkt, das sei nachdrücklich hervorgehoben, beruht auf einer geistvollen, aber

[7]) Die Sprache dieser Lausitzer ist nicht erhalten geblieben. Aber dieses Vordringen der Lausitzer Kultur ist von der höchsten Bedeutung für die Indogermanisierung eines großen Teils des mittleren und des westlichen Europas. P. sagt darüber pg. 90: „hat die lausitzisch-illyrische Einwanderung geradezu die Grundlage der Herrschaft des Indogermanentums im mittleren und westlichen Europa überhaupt geschaffen — eine Grundlage, auf der dann die italisch-keltisch-prägermanische Gruppe mit so großem Erfolg weitergebaut hat."

[8]) Ich kann hier nur einfach referieren, da ich nur die diluviale Kultur in ihren Hauptzügen einigermaßen kenne, diese späten prähistorischen Kulturphasen aber mir völlig unbekannt sind, sodaß ich auf diesem Gebiete einen recht ungeeigneten Rezensenten abgebe.

Digitized by Google

durchaus unbewiesenen und auch wohl unbeweisbaren Annahme und steht doch auf recht unsicherem Grunde. Das Indogermanentum wird nämlich in Zusammenhang mit der Laugerie-Basse-Rasse gebracht. Diese steht auf der höchsten Stufe des westeuropäischen Paläolithikums, des wegen seiner erstaunlichen Neigung und Befähigung für rein künstlerische Betätigung bekannten Magdalénien, das, wie P. mit Recht betont, mit der Cro-Magnon-Rasse nach Körpergröße, Gesichtsschädel, Gliedmaßen nichts zu tun hat und nach seiner Kulturhöhe kaum spurlos verschwunden sein kann. Schon Lapouge hat es als Vorstufe der nordischen Rasse angesehen, wozu ihn das „sehr lange Gesicht, die sehr hohen und eher rundlichen als eckigen Augenhöhleneingänge und die ausgesprochen schwachen Augenbrauenbögen" berechtigten. P. meint nun, es sei nicht anzunehmen, daß diese Rasse auf den engen bisherigen Fundort beschränkt gewesen sei, und weist auf die ungeheuer weite Verbreitung der Cro-Magnon-Rasse hin. Aus dem unvermittelt auftretenden westeuropäischen Magdalénien aber der Laugerie-Basse-Leute schließt er auf seine Herkunft aus Osteuropa, um so mehr, als das osteuropäische Paläolithikum „hauptsächlich gerade nur ein Aurignacien aufweist", und daß das osteuropäische Aurignacien die Aurignacien-Vorstufe des Magdaléniens der Laugerie-Basse-Leute ist" (pg. 95).

Das Endergebnis der Prüfung der Cro-Magnon-Rasse und der sogenannten nordischen Rasse drückt P. pg. 96 in folgenden Worten aus: „es bestehen nebeneinander eine schon im Diluvium fertige und seither wirklich persistente Rasse und eine erst in der Übergangszeit zur geologischen Gegenwart entwickelte Rasse, und zwar jede mit ihrer eigenen Kulturentwicklung".

Die persistente Rasse ist die Cro-Magnon-Rasse, und er betont, daß noch heut moderne Schädel aus Ober- und Unterfranken völlig den Charakter der diluvialen Cro-Magnon-Rasse tragen, und daß ebenso Gesichter von Lebenden nach ihrer Schädelform Prachtexemplare der Cro-Magnon-Form abgeben würden.

Die zweite Rasse ist die, der die Indogermanen zugehören.

Ich stehe nicht an, diesem Endergebnis beizustimmen. Dagegen kann ich das nicht unbedingt bezüglich dessen, was nun folgt. Er behauptet nämlich, neben dieser hellen, großen Rasse sei eine kleine, dunkle mit derselben Formenbildung[9]) vorhanden, ebenso wie der hellen, großen Cro-Magnon-Rasse eine kleine, dunkle entspreche. Aus der dunklen sei in beiden Fällen die helle hervorgegangen. Am wenigsten kann ich das unterschreiben, was er als Erklärung dieser Wandlung anführt, die er „für das Ergebnis einer bis zur Alleinherrschaft gesteigerten geschlechtlichen Zuchtwahl der infolge der Domestikation immer stärkeren und häufigeren sogenannten Minus-Varianten an Pigment" hält. Ich dagegen vermute, daß die helle große oder die hellen großen Rasseformen grundsätzlich verschieden sind von den dunklen, kleinen und sich schon im Diluvium infolge klimatischer Verhältnisse oder sonstiger besonderer Lebensbedingungen herausgebildet haben.

Nach P. bildet nun die dunkle, kleine Rasse, die mit der hellen, großen nordischen zusammengehören soll, die Mittelmeerrasse. Über die Übereinstimmung der nordischen und der Mittelmeerkultur, ohne

[9]) Ich bin geneigt, Rassenverschiedenheit zwischen der hellen und der dunklen Form anzunehmen, und glaube auch nicht, daß wirklich bei beiden dieselbe Formenbildung vorliege, wenn auch jedenfalls verwandte.

Digitized by Google

welche eine enge Rassenverwandtschaft kaum wahrscheinlich zu machen ist, sagt er pg. 100: „daß gerade südlich des Balkans, im Umkreis des Ägäums, tatsächlich eine (kupfer-) steinzeitliche Bodenhinterlassenschaft vorliegt, die eine Wesensverwandtschaft mit der Kultur der nordischen Rasse zeigt", und schließt daraus auf einen gemeinsamen paläolithischen Ursprung. Eine schwache Grundlage des Gebäudes!

Mit großer Bestimmtheit nun behauptet P., „daß als sprachliche Schöpfung der Mittelmeerrasse überhaupt nichts anderes als das Semitische in Betracht kommen kann", daß also Semitisch und Indogermanisch eng zusammengehören. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß das der Fall ist, so ergeben sich nach meiner Ansicht unlösbare Widersprüche. Es müßten dann die dunklen indogermanischen Völker zum mindesten rassisch mit den Semiten eine Einheit bilden und im ganzen Formensystem mit ihnen übereinstimmen. Es findet aber das gerade Gegenteil oder doch eine ganz unverkennbare große Verschiedenheit statt, die zu denken gibt.

Ich habe immer darüber gestaunt, wie ganz unsemitisch und echt indogermanisch nach zahlreichen Abbildungen und nicht ganz wenigen von mir selber beobachteten Fällen z. B. sogar ganz dunkle, fast schwärzliche Individuen rein indischer Rasse aussahen. Gilt dasselbe doch auch von den tiefdunklen Zigeunern, die auch nicht einen semitischen Zug, dagegen echt indogermanische Gesichter haben. Ähnlich steht es sogar mit den Singalesen, von denen ich eine ziemliche Anzahl wochenlang beobachtet habe. Hier überall und sonst bei dunklen indogermanischen Völkern [10]) liegt eben ein vom semitischen grundsätzlich verschiedener Typus vor, worauf ich nachdrücklichst aufmerksam machen möchte, weil hierin eine scharfe Grenze gezogen ist zwischen Semiten und rassenhaft dunklen Indogermanen.

Nach P. aber, der diesen heiklen Punkt nur flüchtig berührt, jedoch hervorhebt, daß diese Mittelmeerrasse bis nach Indien reiche, müssen wir wirkliche volle Rasseneinheit annehmen. Etwas anderes wäre es, wenn er nur nähere oder entferntere Beziehungen auf Grund gemeinsamer Abkunft behauptete. Das ließe sich hören, dann ständen sich die Semiten und die dunklen Indogermanen als zwei Weiterentwicklungen eines Urtypus gegenüber, und sehr wohl könnte das in ähnlicher Weise von den beiden Sprachtypen, dem semitischen und dem indogermanischen, angenommen werden, von denen doch jeder selbständig, ebenfalls vielleicht von einem Urtypus aus, seine Entwicklung genommen hat, vielfach divergierend, in vielen Punkten aber auch übereinstimmend [11]).

Mit Recht betont P. die Tatsache, die ja auch von anderer Seite mehrfach Beachtung gefunden hat, daß die Mittelmeerrasse bis nach Schottland [12]) gedrungen ist, nur hätte er besser gesagt die semitische,

---

[10]) Es kann das hier nur angedeutet werden. Wo nicht augenscheinlich wirklich semitischer Einschlag vorliegt, was ja auch vielfach der Fall ist, sucht man bei einem echten, tiefdunklen Italiener, Südslaven, Afghanen .... vergeblich etwas Semitenähnliches, während sich einem das unverkennbar typisch Indogermanische geradezu aufdrängt.

[11]) Dann fällt auch ein Hauptbedenken fort, das bei P.s Auffassung bestehen bleibt, daß nämlich die dunklen Indogermanen mit den Semiten eine Rasseneinheit bilden sollen, obgleich sie sprachlich unzweifelhaft organische, vollberechtigte Glieder der festgefügten, vom Semitischen klar geschiedenen indogermanischen Sprachfamilie darstellen.

[12]) Beiläufig möchte ich hinzufügen, daß dasselbe mir auch für andere Teile der britischen Inseln zu gelten scheint. Mit großer Bestimmtheit nämlich behauptete

Digitized by Google

denn in diesem Falle handelt es sich unbedingt um den klar ausgeprägten, von dem dunklen indogermanischen Typus scharf geschiedenen reinen und darum dort so auffallenden semitischen Typus[13]).

Am Schlusse dieses Teiles sagt P., daß im Süden der großen, hellen Cro-Magnon-Rasse ebenso eine kleine, dunkle gegenüberstehe, wie neben der großen, hellen anderen, der nordischen Rasse, die kleine, dunkle Mittelmeerrasse stehe. So erwähnt er, „daß auf Korsika nach Mahoudeau unter der Bevölkerung des Innern die Cro-Magnon-Form vorherrscht, daß also auf Korsika nicht die Mittelmeerrasse, sondern die kleine und dunkle Cro-Magnon-Rasse die ursprüngliche ist".

Der vierte Teil führt den Titel „Die finnische Urwelt und die Pseudofinnen"[14]).

P. geht von den überaus zahlreichen Wortformen aus, die das Urfinnische zweifellos dem Urindogermanischen und insbesondere dem Indo-Iranischen entlehnt hat, und die eine intensive Mischung finnischer oder vorfinnischer und indogermanischer Menschen voraussetzen ließen. So sei eine wirkliche Mischrasse entstanden, „und so stellt sich denn das ganze Finnentum nach Rasse wie Sprache einheitlich als ein uraltes Mischgebilde der innerasiatisch-uralaltaischen und der nordisch-indogermanischen Welt dar", pg. 111. Daß das Indogermanentum an der Herausbildung der heutigen finnischen Rasse beteiligt ist, darf man wohl als höchst wahrscheinlich bezeichnen, eine andere Frage ist die, ob nicht doch noch eine dritte Rasse dabei mit im Spiele ist. Mein Urteil ist freilich kaum maßgebend, da ich kein geschulter Anthropologe bin, aber ich muß diese Frage bejahen und habe das seit meiner näheren Bekanntschaft mit dem finnischen Typus immer getan und das auch öfter betont. Ich finde nämlich bei diesem finnischen Typus eine Reihe von zum Teil recht ausgeprägten Zügen, die weder dem mongoloiden noch dem indogerm. Mischungsfaktor eigen sind, so die oft geradezu ungeheuerlich, d. h. in einem Maße gestülpte Nase, wie ich nie, weder in Abbildungen noch an lebenden Individuen echt mongolischer Rasse, etwas Ähnliches gesehen habe. Das geht so weit, daß bei einer ganz bestimmten, nicht ganz selten wiederkehrenden Gesichtsform der vordere

---

mir gegenüber ein zwar nicht wissenschaftlich gebildeter Mann, der aber für Rassenverschiedenheiten von Natur ein auffallend gutes und zudem durch Beobachtung der mannigfachen Typen seiner Heimat geschultes Auge hatte — er war unter Magyaren, Rumänen, Deutschen, Slaven aller Art, Juden, Zigeunern und Armeniern aufgewachsen, — in gewissen Gegenden von Wales, wo er sich lange aufgehalten hatte, sähen die Menschen ganz jüdisch aus.

[13]) Trotz der vielfach überraschenden Ergebnisse der bekannten, sehr beachtenswerten Arbeit des Dänen Möller halte ich aus sprachpsychologischen Gründen nach wie vor Semitisch und Indogermanisch für zwei scharf ausgeprägte, recht verschiedene Sprachtypen, die sich, selbst wenn sie, was ich nicht für ausgeschlossen erachte, aus einer Urquelle hervorgegangen sein sollten, doch stark divergierend entwickelt haben. Jedenfalls bilden beide ebenso wie die sie sprechenden beiden Völkergruppen keine auch nur annähernd so feste Einheit, wie man nach P. unbedingt annehmen müßte, oder überhaupt nur eine Einheit. Auf der anderen Seite halte ich Semiten und Hamiten sowie Semitisch und Hamitisch für zusammengehörig, soweit nicht, wie bei den vorher besprochenen hellen Bestandteilen der hamitischen Gruppe die Cro-Magnon-Rasse mit im Spiele ist; diese letzteren aber sind doch von den überaus zahlreichen, eigentlich hamitischen, dunklen Völkern rassisch streng zu scheiden, cf. meine Fußnote oben.

[14]) Diesen vierten Teil behandelt P. mit besonderer Vorliebe und einem großen Aufwand von Sorgfalt und Scharfsinn auf 46 Seiten, die drei vorangehenden zusammen auf nur 107 Seiten. Die wichtigste Stelle in diesem Teile nimmt die Lappenfrage ein. Da ich in meiner Besprechung das allermeiste kaum andeutungsweise streifen kann, so will ich wenigstens auf diesen einen Punkt etwas näher eingehen, meinen eigenen, von dem P.s etwas abweichenden Standpunkt ausführlicher darlegen und meine Bedenken begründen. Daher die ganz unverhältnismäßige Länge dieses Teils meiner Besprechung.

Digitized by Google

Teil der Nase sich fast im rechten Winkel (ganz buchstäblich) an den hinteren, also in denkbar schärfster Knickung, ansetzt. Überhaupt bestärkt mich die Form der manchmal bei schätzungsweise 90% (oder darüber) der Bevölkerung beobachtete gestülpte Nase, die ebenfalls sehr oft ungeheuerliche, weder Mongolen noch Indogermanen eigene Breite des Gesichts in der Wangenbeinhöcker- wie in der Kinnbackenpartie, und besonders die Farbe von Haar, Augen und Haut in meiner vielleicht irrigen laienhaften, aber jedenfalls festgewurzelten Ansicht.

Aus dem indoiranischen Lehngut im Finnischen schließt nun P., „daß ein urindogermanischer (vorwegnehmend gesprochen, indoiranischer) Stamm bis in eine fragliche Gegend vordrang, wo sich eine ihrerseits aus Innerasien eingewanderte uralaltaische Gruppe niedergelassen hatte, und sich mit dieser vermischte", pg. 117, und er setzt diese Gegend „wohl etwa zwischen dem oberen Don und der mittleren Wolga" an. Weiter folgert er aus dem baltischen Lehngut im Finnischen, daß die Nachbarschaft zwischen Gesamtfinnen und Balten nur im westlichen oder mittleren Rußland stattgefunden haben kann, und daß, wenn sich nun die ostseefinnisch-wolgafinnische Einheitsexistenz im mittleren Rußland abgespielt haben muß, sich die ostseefinnisch-wolgafinnisch-ugrische Einheitsexistenz nicht gar so weit anderswo abgespielt haben kann, sondern höchstens im östlichen oder südöstlichen Rußland[15]). Dazu stimmt es nach P. vollständig, daß dort wirklich im Gebiet von Pensa, Jekatarinburg, Orenburg, Wjatka, wo schon vor 40 Jahren Koeppen die finnische Urheimat angesetzt hat, „eine kupfer-steinzeitliche Kultur von räumlicher und inhaltlicher Besonderheit und dabei doch entschiedener Abhängigkeit von der bandkeramischen Kultur" vorliegt, die er treffend Kama-Kultur nennt. Und die Träger dieser östlichen Abzweigung der bandkeramischen Kultur können nach P. nur die Indoiranier gewesen sein.

P. meint nun, die prähistorische Weiterverfolgung der Ahnen der Finnen lehre, daß diese (d. h. in Wirklichkeit doch nur ein Teil der Ostseefinnen) Finnland erst rund ein halbes Jahrtausend nach Beginn unserer Zeitrechnung erreicht haben. Finnland sei aber schon zweieinhalb Jahrtausende früher besiedelt worden, und zwar von Schweden her, von Angehörigen der Cro-Magnon-Rasse mit ihrer kammkeramischen Kultur, die also mit den Urfinnen „nach Herkunft, Kultur, Rasse und zweifellos auch Sprache absolut nichts zu tun haben"[16]).

Diese Kammkeramiker leben aber nach P. finnisiert weiter, so in den Kareliern, die sich ja, wie schon von Hartmann, dann aber besonders von Gustaf Retzius einwandfrei festgestellt worden ist, nicht unerheblich von den Tawasten unterscheiden. Trotz dieser nicht wegzuleugnenden Abweichungen von den Tawasten, die übrigens meiner Ansicht nach gar nicht so groß sind, wie man nach P.'s Äußerungen

[15]) Ich gebe hier die Paudlersche Darstellung genau im Wortlaut wieder, ohne auf die Punkte einzugehen, in denen ich die Sache etwas anders auffasse, da die Begründung meiner eigenen Stellung dazu eingehende Erörterungen nötig machen würde. So kann ich, um nur ein Beispiel anzuführen, eine wolgafinnische Einheitsexistenz nicht anerkennen, denn die Mordwinen, die doch geographisch durchaus zu den Wolgafinnen gehören, bilden mit den Ostseefinnen eine enger zusammengehörige Gruppe und stehen ihnen weit näher als den benachbarten Ceremissen und Wotjaken sowie Syrjänen.

[16]) Ohne auf die kulturellen Fragen näher einzugehen, die ich nicht beurteilen kann, werde ich doch im Hinblick auf manche Eigentümlichkeiten des körperlichen finnischen Typus den Eindruck nicht los, als sei die Cro-Magnon-Rasse irgendwie, irgendwo und irgendwann an der Herausbildung der finnischen Rasse beteiligt gewesen.

Digitized by Google

anzunehmen geneigt ist, kann ich die Karelier, die nach P. geradezu als Pseudofinnen anzusehen sind mit einem geringen Einschlag uralaltaischer Herkunft, von den Tawasten, mit denen sie nach Sprache, Kultur und nach ihrer ganzen Anschauungswelt ein durchaus einheitliches Volk darstellen, rassenhaft nicht so streng trennen; wie weit diese Einheitlichkeit geht, kann wohl nur der mit ihrem Leben, ihrer Kultur und Dichtung Vertraute beurteilen; gerade die Karelier sind die Vertreter des reinsten geistigen Suomitums, wie es in der Kalevala und der reichen sonstigen Volkspoesie verkörpert ist; ich bin außer Stande, auch nur einen fremden, unfinnischen Zug an diesem Volke zu entdecken. Dagegen stehen die Liwen, die nach P. ebenfalls Kammkeramiker und Angehörige der Cro-Magnon-Rasse (vielleicht wirkliche Pseudofinnen) sind, abseits von allen anderen Finnen, zeigen auch keineswegs dieselben Rassenzüge wie die Karelier und scheinen tatsächlich auch körperlich nur eine geringe Beimischung finnischen Blutes zu verraten.

Wesentlich denselben, nur etwas verdunkelten dalischen Typus glaubt P. auch in den Leuten vom rjasanischen Typus bei mindestens einem Drittel von zwei Dutzend geprüften Russen aus dem Gouvernement Kostroma und später viel weiter südlich bei Leuten aus dem Gouvernement Tambow gefunden zu haben, und meint, daß Karelier, Liwen und Rjasaner, obgleich so weit voneinander entfernt, eine rassenhaft verwandte Gruppe bilden, wobei er freilich zugeben muß, daß Unterschiede vorhanden sind. Ich kann nach den mir bekannten Rassenmerkmalen der Karelier und Liwen keine besonders nahen Beziehungen zwischen beiden annehmen[17]).

Um nun die Finnen in den Zusammenhang der europäischen Vorgeschichte einzuordnen, versucht P. auf Grund der Bodenfunde und anderer verfolgbarer oder doch mutmaßlicher Spuren, die Besiedlung des Baltikums, d. h. des Landes „zwischen der Ostsee einerseits und etwa der unteren Memel, der oberen Düna und dem Wolchow andererseits“ und ebenso die Finnlands festzustellen.

Danach beruht die Besiedlung des Baltikums auf der hellen Cro-Magnon-Rasse, Jägern und Fischern, „von welchen vielleicht erst die Kammkeramiker (diese so wichtige, aber kaum rassenhaft verschiedene Abzweigung des dalischen Typus) hier seßhaft wurden“, denen dann „im Laufe der südskandinavischen bäuerlichen stein- und bronzezeitlichen Kulturentwicklung Einwanderungen dortigen Bevölkerungsüberschusses“ folgten. Daneben drang nordische (indogermanische) Rasse unbekannter Herkunft vermutlich in den letzten Jahrhunderten des zweiten und den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends (v. Chr.) bis an den finnischen Meerbusen, ehe die Finnen in das Baltikum gelangten, „was wohl bald nach dem Beginn der christlichen Zeitrechnung geschehen ist“. Aber auch germanische Einwanderungen

[17]) Schließlich macht er in einer kleinen Abschweifung darauf aufmerksam, ob nicht auch die Basken, die doch im Wortmaterial Anklänge an Finnisches zeigen, mit diesen dalischen Kammkeramikern in Beziehung stehen, und ebenso die Kaukasusvölker, da ja nach Kossinna die Kammkeramiker bis „nach dem schwarzen Meere und dem Kaukasus hin“ vorgedrungen seien, und verweist auf die Trepanation, die hier wieder auftauche und doch sonst, von Amerika und Melanesien abgesehen, seines Wissens nur im Gebiet der hellen Cro-Magnon-Rasse belegt sei. Ich kann ihm hierin nicht folgen, da gerade diese schwierigen und äußerst verwickelten Fragen nach meiner Ansicht nie und nimmer durch derartige sehr vage Andeutungen der Lösung nähergebracht werden, wo nebenbei sehr vieles gegen diese Art Lösung zu sprechen scheint, wie ich wohl nach jahrzehntelangem Studium auf diesem vielgestaltigen Gebiet dreist behaupten darf.

Digitized by Google

gelangten ins Baltikum, wohl aus Schweden, als dieses indogermanisiert worden war, und diese neuen Ankömmlinge germanisierten als Eroberer das Land, und beim Nachrücken der Finnen herrschte in der ganzen rassenhaft und volklich ursprünglich so verschiedenen Bevölkerung des Baltikums das Germanische. Von damals und hier stammt das germanische Lehngut des Urostseefinnischen, das nachweisbar eine überraschend altertümliche Gestalt aufweist (z. B. Formen ohne Lautverschiebung). Dann ergossen sich merkwürdigerweise die Finnen, bisher immer die Empfangenden, „nunmehr wie eine lange gestaute Flut, nachdem der Damm gebrochen, über das ganze Baltikum", so daß selbst die Nachkommen der Kammkeramiker am Kap Domesnäs und sogar die Inseln finnisiert wurden. Auch in das heut lettische Gebiet drangen Finnen, und unter ihrer Einwirkung wurde das dortige Litauische eben zum Lettischen. Als in dieses Gebiet eingedrungene finnische Sprachen nennt P. das Kreewinische, Kurische und Liwische, was ich freilich für nicht ganz genau halte, da nach meiner Überzeugung sich diese Sprachen oder Mundarten erst hier auf der allgemeinen ostseefinnischen Grundlage entwickelt haben, meist als Abzweigungen oder eben Mundarten weit verbreiteter solcher ostseefinnischen Sprachen wie des mundartenreichen Esthnischen. Ebenso entfalteten sich auf baltischem Gebiet, südöstlich von Finnland, die selbständigen ostseefinnischen **Sprachen** Wepsisch oder Alttschudisch und Wotisch, von denen allein das erstere viele Mundarten enthält und noch heut kräftig fortlebt. Auch anthropologisch sind die Wepsen beachtenswert, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Beide Völker werden von P. nicht behandelt.

In Finnland selbst, das bis auf den Süden un- oder nur schwach bevölkert war, setzten sich die Finnen nach P. etwa ein halbes Jahrtausend nach dem Eindringen ins Baltikum fest, nachdem sie das Hauptgebiet der Kammkeramiker am Meere, Ladoga- und Onegasee durchbrochen hatten, und breiteten sich im ganzen Lande aus, wobei sie sogar die noch heut rassenhaft jedenfalls germanische Bevölkerung im Südwesten finnisierten.

Hiermit ist die Besiedlung des Baltikums und Finnlands und, abgesehen von den Lappen, die Geschichte des Finnentums überhaupt für P. beendet. Er behandelt aber außer den im folgenden Teil eingehend besprochenen Lappen doch nur das Auftreten eines zwar numerisch bedeutenden, aber immerhin nur geringen Teils der finnischen Rasse, der Ostseefinnen. Ihnen gegenüber stehen alle die übrigen, ebenso scharf wie die Ostseefinnen ausgeprägten, durchaus selbständigen finnischen Gruppen der Mordwinen, die den Ostseefinnen am nächsten stehen, aber keineswegs mit ihnen verwechselt werden dürfen, der Permier mit den Hauptvölkern der Wotjaken und Syrjänen, der höchst beachtenswerten Ceremissen und der in vielen Beziehungen von allen anderen finnischen Zweigen abweichenden Ugrier, die wieder in die drei deutlich geschiedenen Untergruppen der Ostjaken, Wogulen und Magyaren zerfallen. Eine nähere Berücksichtigung dieser Ostfinnen und Ugrier hätte die Stellung der Lappen doch in etwas anderem Lichte erscheinen lassen.

Nach der Besprechung der Besiedlung von Finnland wendet sich P. der Frage zu, welche Bewandtnis es mit dem dunklen Grundbestandteil des kammkeramischen Typus hat, den er bezüglich der nach seiner Ansicht, die ich wegen der doch erheblichen Verschiedenheiten nicht ganz teilen kann, enger zusammengehörigen Liwen, Karelier und der inner-

Digitized by Google

russischen Rjasaner behandelt hat, und er sieht in diesen dunklen Innerasiaten Uralaltaier. Das führt ihn zur Aufrollung der Lappenfrage. „Daß das Lappentum einen starken Bestandteil innerasiatischer Rasse enthält, ist ja ganz unverkennbar", pg. 241. Aber die Lappen, die nach ihren auffallenden Besonderheiten in den Ruf einer eigenen Rasse gekommen sind, zeigen daneben doch nach P. vom innerasiatischen Rassentypus scharf geschiedene Züge, und diese weist er dem dalischen Typus zu. „Und wirklich ist das meiste von dem, wodurch sich d e r lappische Typus vom innerasiatischen Rassentypus unterscheidet, eine Abweichung in der Richtung nach dem dalischen Rassentypus hin, nichts davon ist mit einer Erklärung der Abweichungen aus einer solchen Mischung entschieden unvereinbar", pg. 142.

In den beiden hier in Betracht kommenden Hauptpunkten, der uralaltaischen Grundlage und der dalischen Beimischung, muß ich P. im wesentlichen beistimmen, bezüglich der weiteren von ihm gezogenen Folgerungen, wonach die Lappen Pseudofinnen sein sollen, kann ich das nicht. Vom ersten Augenblick an, wo mir zahlreiche gute Photographien von Lappen zugänglich wurden, überraschte mich neben vielen rein finnischen, ziemlich wenig ausgeprägt mongoloiden Gesichtern e i n g a n z f r e m d a r t i g e r T y p u s, den ich nach P. j e t z t für den dalischen halten möchte; er brachte für mich ein völliges Novum in die finnische Völkerwelt. Man hat ja auch bei näherem Bekanntwerden der Cro-Magnon-diluvialen Rasse in den Lappen Vertreter dieser Rasse sehen wollen. Besonders stark aber muß ich hervorheben, daß nach allen mir vorliegenden Photographieen, nach meinen eigenen Beobachtungen an lebenden Lappen sowie nach den Angaben anderer (z. B. v. d. H o r c k) das wirklich Mongoloide sehr stark zurücktrat; daß im allgemeinen die mongoloiden Rassenmerkmale n i c h t o d e r k a u m weniger gemildert sich geltend machten als bei anderen finnischen Völkern (z. B. Suomifinnen, Mordwinen, Ceremissen, Wotjaken; bei den wenigen Wepsen, deren Züge ich einigermaßen kenne, schien das Mongoloide sogar stärker betont als bei allen mir bekannten Lappengesichtern; dasselbe gilt in noch höherem Grade von Ostjaken und Wogulen vielfach); daß selbst bei den Magyaren den typischen lappischen sprechend ähnliche Gesichter, sogar recht verschiedener Art, ganz gewöhnlich vorkommen. Ich sah fast unmittelbar nach längerem Aufenthalt im Alföld und eingehender Prüfung der dortigen Typen eine ziemlich große Anzahl von Lappen und war ganz erstaunt, unter ihnen solche mit so ausgeprägt magyarischen Gesichtern zu finden, daß ich in einem Falle wirklich einen Magyaren vor mir zu haben meinte und versucht war, ihn magyarisch anzureden. Ich halte also die Lappen für mit fremden Volkselementen vermischte wirkliche Finnen, während P. sie als Pseudofinnen streng von den eigentlichen Finnen scheidet und neben dem dalischen Mischungsfaktor nur einen ebensolchen innerasiatischen, u r a l a l t a i s c h e n, aber e b e n n o c h n i c h t f i n n i s c h e n, sehen will; ich dagegen halte den uralaltaischen Bestandteil nach Rasse und ganz besonders nach der Sprache (cf. weiter unten) für rein finnisch. Ganz abgesehen nämlich von dem in echt finnischer Weise gemilderten mongoloiden Typus und der so häufigen unverkennbar finnischen Gesichtsform verflüchtigen sich bei näherer Prüfung auch die ja nicht wegzuleugnenden Abweichungen so ziemlich und erweisen sich großenteils als übertrieben aufgebauscht in den landläufigen Darstellungen. So ist der Lappe z. B. keineswegs ein Vertreter einer wirklich dunklen Rasse, wovon ich mich selbst habe überzeugen können. Der Eindruck der Dunkelheit ist leicht erklärlich bei der selbst bei

Digitized by Google

durchaus blonden und helläugigen Finnen starken gewöhnlichen Pigmentierung der Haut, die auch dem Lappen eigen ist, und die mir selbst Magyaren mit hellblondem Schnurrbart zu meiner Verwunderung im ersten Augenblick bei einiger Entfernung brünett erscheinen ließ. Das Haar der Lappen ist weit entfernt davon, schwarz zu sein, ein oft ziemlich helles Braun überwiegt, wie solches z. B. beim Alföldmagyaren ungemein häufig anzutreffen ist, und der ugrische Ostjake ist erheblich dunkler von Haar als der Lappe; auch die Haarfarbe bei den Wogulen ist überwiegend braun. Ähnliches gilt von der Augenfarbe. Statt der braunen oder schwärzlichen Augenfarbe, die bei allen Uralaltaiern außer eben den Finnen unbedingt die herrschende ist, finden wir bei den Lappen wie bei den übrigen Finnen in ganz überwältigendem Prozentsatz graue oder blaugraue Augen, neben denen, wenigstens in den mir bekannten, genau beobachteten und fixierten Fällen, die natürlich auch nicht ganz fehlenden, meist hell-, nicht dunkelbraunen Augen völlig zurücktreten. Auch das für den mongolischen Typus so charakteristische Tieferstehen des inneren Augenwinkels ist beim Lappen, wenn überhaupt vorhanden, kaum leise angedeutet; nach meinen Beobachtungen und Vergleichungen allem Anschein nach sogar in geringerem Grade als bei den ugrischen Ostjaken (und selbst bei den Wepsen?), was ich bei der immerhin nicht besonders großen Anzahl der mir vorliegenden ostjakischen Fälle nur mit einiger Zurückhaltung betonen möchte; jedenfalls aber kommt es wie bei anderen finnischen Völkern beim Lappen kaum in Betracht, während es z. B. bei den uralaltaischen Gruppen der Samojeden und der reinen Türken, von den uralaltaischen Mongolen mit ihrem exzessiven Hervortreten dieses Rassenmerkmals ganz abgesehen, sich sehr deutlich bemerkbar macht. Über die lappischen Schädelmaße steht mir kein Urteil zu, nur möchte ich nicht ganz übersehen, daß nach Weisbachs Feststellungen in gewissen Gegenden Ungarns eine der lappischen ähnliche hohe Brachykephalie herrscht, und daß selbst so nahe verwandte finnische Völker wie Esten und Suomifinnen eine beachtenswerte Verschiedenheit des Index aufweisen.

P. zieht nun die lappische Sprache heran, um zu beweisen, daß die Lappen Pseudofinnen seien. „Von den Rassenfinnen haben die Lappen offenbar auch erst ihre der suomischen recht nahe stehende jetzige Sprache angenommen (so daß das Lappische — cum grano salis — ein Suomisch im Munde von Innerasiaten ist), während sie vorher eine „ganz andere Sprache gehabt haben müssen".

Hier bewegt sich P. in einem folgenschweren Irrtum, der seine Theorie von dem Pseudofinnentum der Lappen mächtig unterstützt. Dieser Irrtum ist bei ihm als Ethnologen und nicht eigentlichen Sprachforscher nicht nur entschuldbar, sondern sogar natürlich und beinahe unvermeidlich, zumal da die Frage der Lappensprache auch in den Kreisen der Fennisten noch wenig geklärt und zum mindesten bisher noch nie zusammenfassend unter Berücksichtigung aller nachweisbaren Erscheinungen behandelt worden ist.

Ich muß hier etwas weiter ausholen. Es ist schon ganz schief, wenn man, wie häufig geschieht, sagt, das Lappische sei ein Baltisch-Finnisch oder gar Suomi im Munde von Lappen. Wahr ist, daß die Lappen ungemein viel, besonders auf dem Gebiet der Flexionen, überhaupt der Formenbildung, dem Baltisch-Finnischen entnommen haben. Einigermaßen stutzig machen muß freilich hierbei die Tatsache, daß selbst in solchen Fällen das Lappische oft einen unverkennbar älteren Standpunkt einnimmt als die ältesten nachweisbaren baltisch-finnischen

Digitized by Google

Bildungen. Abgesehen aber von diesen zugegebenermaßen auffallend zahlreichen Übereinstimmungen mit dem Baltisch-Finnischen bietet das Lappische auf allen Gebieten, so in der Abwandlung der Nomina, Fürwörter und Zeitwörter, doch auch sonst, z. B. im Wortmaterial mit seinen ausschlaggebenden Erscheinungen, die geradezu die Probe auf das Exempel geben, Bildungen, die dem Baltisch-Finnischen fremd sind[18]). Fragt man nun nach deren Wesen und Herkunft, so findet man in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle, daß Übereinstimmung mit ostfinnischen Sprachen wie dem Mordwinischen, Permischen . . ., hauptsächlich aber mit dem ugrischen Zweige, also dem Ostjakischen, Wogulischen und Magyarischen, vorliegt, also lauter Sprachen, mit denen Lappisch nach P.'s Theorie nie etwas zu tun gehabt haben kann. Bezüglich der Zusammenhänge mit dem Ugrischen verweise ich auf eine Arbeit von mir in Magyar nyelvőr: A lapp nyelv viszonya a magyar, vogul, osztják nyelvekhez (Die Beziehungen der lappischen Sprache zu der magyarischen, wogulischen, ostjakischen Sprache). Ich muß mich hier, um die Verwandtschaft mit dem Ostfinnischen und besonders mit dem Ugrischen darzutun, leider etwas ausführlicher, als mir selbst lieb ist, mit diesen Erscheinungen beschäftigen, werde mich aber nach Möglichkeit kurz fassen.

Nie und nimmer ist das lappische persönliche Fürwort aus dem Baltisch-Finnischen zu erklären. Überall liegen im letzteren die Formen min (ä), min (u), miä, mie — sin (ä), sin (u), siä, sie vor, im Plural mö, me — tö, te; im Lappischen dagegen mon — ton (don), Plural mi — di, mij — tij, mije — tije. Mordwinisch dagegen wie im Lappischen mon — ton, Plural min — tin. 3. Person Lappisch son, Mordwinisch son, Plural Lappisch si, sij, sije, Mordwinisch sin. Wotjakisch mon — ton (so), Plural mi — ti[19]).

---

[18]) Wie alle anderen finnischen Sprachen hat auch das Lappische in vielen Punkten das Gefüge seines Baues auf der allgemeinfinnischen Grundlage mit eigenen Mitteln aufgeführt, wobei aber stark betont werden muß, daß diese Grundlage ebenso echtfinnisch ist wie beim Mordwinischen, Ceremissischen. Permischen, dem Baltisch-Finnischen und Ugrischen, und nicht etwa eine innerasiatisch-uralaltaische ohne ausgeprägt finnischen Charakter, also eine sozusagen vorfinnische. So ist, um nur ein sprechendes Beispiel anzuführen, das lappische Zeitwort nach Personalendungen, Zeit- und Modusbildungen, der überreichen Entfaltung der Verbalmodifikationen und sonstigen Erscheinungen trotz mancher Entlehnungen aus dem Baltisch-Finnischen ein selbständiger, aber durchaus finnischer Bau, dessen Formen vielfach älter und ursprünglicher sind als die des Suomi und überhaupt des gesamten Baltisch-Finnischen. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, daß, wie man nach P. annehmen müßte, die Lappen das Zeitwort des Suomi oder irgend einer anderen baltisch-finnischen Sprache übernommen hätten. Man vergleiche nur die folgenden Formen vom Verb sein im Suomi und im Lappischen:

Präs., Indikat.		Konditional	
S.	L.	S.	L.
ole — *n*	lae — *m*	olisi — *n*	lifci — *m*
ole — t	lae — *k*	olisi — *t*	lifci — *k*
on	lae	olisi	lifci
ole — *mme*	lae — *p*	olisi — *mme*	lifci — *mek*
ole — *tte*	lae — *ppet*	olisi — *tte*	lifci — *dek*
ole — *vat*	lae — *k*	olisi — *vat*	lifci

Dabei berücksichtige man noch, daß das Lappische wie das Ostjakische und Wogulische einen regelmäßigen Dual hat, der dem Baltisch-Finnischen völlig abgeht: lae — *dne*, lae — *ppe*, lae — *va*, lifci — *me*, lifci — *de*, lifci — *ga*.

[19]) In welchem Umfang auch das lappische hinweisende Fürwort seine eigenen Wege geht, mag die folgende Gegenüberstellung zeigen.

Singular.

Schw. L.	Russ. L.	Norw. L.
tat, tate	tat, tatte	dat — duot — dot

Suomi: tä-mä — tuo — se

Digitized by Google

Die Possessivsuffixe des Singular sind älter und ursprünglicher als im gesamten Baltisch-Finnischen und lauten m — t, d wie im Magyarischen (m — d), Syrjänischen und Wotjakischen (m — d), im Ceremissischen (m — t), gegenüber dem baltisch-finnischen ni — si. Selbst dem mordwinischen n (= m) — t steht hierin das Lappische näher als den baltisch-finnischen Formen.

Das Possessivsuffix mit der Bedeutung unser beiden, euer beiden (Mutter, Bruder . . .) ist im Schwedisch-Lappischen men - ten. Cf. ostjakisch von aya = Mutter und von jich - poch = Bruder die Formen: aye - *men* — aye - *den* = unser beiden — euer beiden Mutter, jich — poge - *men* — jich - poge - *den* = unser beiden — euer beiden Bruder.

Unser, euer heißt im Norwegisch-Lappischen mek - dek: giétta - *mek* = unsere Hand — gietta - *dek* = eure Hand. Cf. magyarisch ise - *muk* (muc) = unser Ahnherr (Leichenrede) — atyá - *tok* = euer Vater. Doch diese Übereinstimmung geht noch weiter; mek — dek kommen in derselben Mundart des Lappischen auch am Verb vor: laei - i - *mek* = wir waren — lae - i - *dek* = ihr wart. Die Bildung ist vollkommen klar: *lae* ist der Verbalstamm, i das Zeichen des Präteritums, *mek* - *dek* die Personalendungen = wir - ihr. So ganz regelmäßig lif - ci - mek — lif - ci - dek, bodi - mek — bodi - dek, logai - mek — logai - dek, logasei-mek — logasei - dek. Ebenso aber auch im Magyarischen am Verb ursprünglich *muk* - *tok*: vog - *muk* (muc) = vagy - *muk* (Leichenrede) — vagy - *tok* = wir sind, ihr seid. Desgleichen bietet das Ostjakische Formen wie men - *uh* — men - *teh* (men - *uch* — men - tech) = wir gehen — ihr geht, mendle - uh — mendle - teh.

Noch überraschender ist die Übereinstimmung der schwedisch-lappischen Dualbildungen am Verb mit den entsprechenden ostjakischen. Wieder treten wie beim Possessivsuffix in beiden Sprachen als Personalzeichen der 1. und 2. Person *men* — *ten* (den)[20]) auf; die 3. P. hat in dieser lappischen Mundart *ka*, *kan*, im Ostjakischen *ken*, *gen*, (egen) *yen* (eyen). Lappisch: le - i - *men* — le - i - *ten* — le - i - *ka* = wir beide, ihr beide, sie beide waren. Konditional: lu - li - *men* — lu - li - *ten* — lu-li-*kan*; pota-li-*men* — pota-li-*ten* — pota-li-*ka*. Ostjakisch: pan-*emen*-pan-e*den* — pan - e*yen* = wir beide, ihr beide, sie beide legten. Präs. pand-*emen* — pand - *eden* — pand - *egen*. Auch im Passiv heißt es regelmäßig: āi-*men* — āi-*den* — āi-*gen*, *ken* . . . . .

Die Übereinstimmung zwischen Lappisch und Ostjakisch läßt wohl hier nichts zu wünschen übrig.

Zu diesen Dualformen, beim Possessivsuffix wie beim Verb, sei noch bemerkt, daß auch im Konda- und Soswa-Wogulischen für die

---

Plural.

Schw. L.	Russ. L.	Norw. L.
tah	tak	dak — duok — dok

Suomi: nä-mä — nuo — ne

nä - mä - t nuo - t ne - t

Mordwinisch ganz ähnlich wie Suomi:

Singular.

tä, te — *to* -(na) — sä, se

Plural.

nat *no* - (nat) ne, net

Also Suomi und Mordwinisch gehören hierin eng zusammen, das Lappische zeigt kaum schwache verwandte Züge.

[20]) Im Lappischen zwar nicht überall, jedenfalls aber kommt *men* — *ten* oft genug vor. Die anderen Bildungen können hier nicht berücksichtigt werden. Im Ostjakischen sind men(emen) — den(eden) die regelmäßigen Formen.

Digitized by Google

1. Person regelmäßig *men* suffigirt wird: küälä — *men* = unser beiden Haus (Konda), chāpu-*men* = unser beider Boot (Sosva). jiv-*men* = wir beide gehen, jisä-*men* = wir beide gingen (Konda), und so in allen Tempus- und Modusformen, ganz ebenso aber ausnahmslos im Sosva: juvu-*men*, jisu-*men*, jinuva-*men* — jochti-*men*, jochtesa-*men* . . . . . .[21])

Neben dieser auffallenden Übereinstimmung des Lappischen mit dem Ostjakischen und Wogulischen, also zwei ugrischen Sprachen, in der Bezeichnung des Duals, die auf eine tiefe Wesensverwandtschaft des Lappischen und des ugrischen Teiles des Finnischen hinweisen, zeigt auch die Pluralbildung am Nomen, Fürwort und Verb nahe Beziehungen zwischen dem Lappischen und dem ebenfalls ugrischen Magyarisch. Abweichend von allen übrigen finnischen Sprachen bilden beide den regelmäßigen Plural des Substantivs mit der Endung k: lapp. gietta = Hand, Pl. gieda-k; jakke, Pl. jage-k, muotto, Pl. muodo-k, käta, Pl. käta-h (= käta-k). Magyar. atya = Vater, Pl. atyá-k, körte, Pl. körté-k. Ebenso beim Fürwort: lapp. tat, dat, Pl. tak, dak; duot, dot, Pl. duok, dok. magyar. az, ez, Pl. az-ok, ez-ek. Aber die Übereinstimmung geht noch weiter. Ganz gewöhnlich bilden die finnischen Sprachen die 3. P. Pl. des Verbs durch Anfügung des Pluralzeichens *t* an den Verbalstamm (die Gehungen, Fälle des Gehens = sie gehen). Wesentlich dasselbe tut das Lappische und das Magyarische, wenn sie übereinstimmend ihr pluralbildendes *k* an den Stamm fügen[22]): lapp. lae (das Sein), lae-k = sie sind (eigentl. die verschiedenen Fälle des Seins); so laezz-ek, lekus-ek, lokk-ek, bagad-ek, bott-ek, vuogjoj-ek, bodic-ek, logac-ek, bottus-ek, lokkus-ek . . . . . in verschiedenen Modi und Tempora (Norw.-L.); lä-h, lic-eh, pot-eh, potic-eh (Schwed-L.). Magyar. várt-*ak* (die Fälle des Gewartethabens = sie haben gewartet), kért-ek, érezt-ek, kínozt-ak . . . . . Es ist bezeichnend, daß das Lappische und das Magyarische hier dem Wesen nach dasselbe tun wie die anderen finnischen Sprachen, aber übereinstimmend mit dem Pluralzeichen, das in ihnen das Plural-*t* dieser vertritt, mit *k*.

Aber auch die Kasusbildung des Lappischen zeigt neben den Abweichungen vom Baltisch-Finnischen unverkennbare Zusammen-

---

[21]) Im Anschluß an die hier genannten dualischen Personalendungen am Verb sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß in der Bezeichnung gerade der wichtigsten und in den finnischen Sprachen fast überall übereinstimmenden Personalzeichen, nämlich der für die erste und zweite Person im Singular, das Lappische überhaupt nie mit dem Suomi oder auch nur mit irgendeiner baltisch-finnischen Sprache zusammengeht, wohl aber mit den meisten oder doch einem Teile der anderen finnischen Sprachen.

Für die 1. P. hat das Lappische in allen Mundarten sowie in allen Tempus- und Modusbildungen, im Aktiv wie im Passiv, unabänderlich die Form *m* (b), wie im Ostjakischen, Wogulischen, dem Ceremissischen und in der Objektkonjugation des Magyarischen, während das Baltisch-Finnische abgesehen vom Liwischen überall die Form *n* bietet.

Mit derselben Regelmäßigkeit wie *m*, *b* in der Form für die erste Person, tritt im Lappischen für die zweite Person in allen Mundarten statt des zu erwartenden *t* auffallend genug *k* auf. Das Baltisch-Finnische hat hier *t*, ebenso das Ceremissische, das Mordwinische in der objektlosen Konjugation, das Wotjakische *d*, das Magyarische *l*, *sz*, die beide auf *t* zurückzuführen sein dürften, in der einfachen, und *d* in der Objektkonjugation. Und doch steht auch das lappische *k* nicht allein. So wird in der mordwinischen Objektkonjugation das ideelle Subjekt zweiter Person meist durch reines *k* bezeichnet (sodasa - m - *ak* = *du* kennst mich). Im ganzen Wogulischen, Ostjakischen und Syrjänischen ist die regelmäßige Form der 2. Person = *n*, und es liegt zum mindesten die Vermutung nahe, daß dieses *n* mit dem lappischen *k* zusammengehört.

[22]) Das Magyarische allerdings schiebt meist noch ein na, ne vor dem *k* ein, hat aber auch die der lappischen Form ganz entsprechende ohne na, ne.

Digitized by Google

hänge mit ostfinnischen Sprachen, die hier nur gestreift werden können, aber sehr lehrreich sind für die Beurteilung der Stellung des Lappischen. So hat das Schwed.-L. das alte finnische Akkusativzeichen *m*, das im B.-F. in *n* übergegangen ist, reiner als dieses in der Gestalt b, v erhalten und stellt sich damit dicht neben das Čerem. und Wogulische mit ihrem m, ma. Sehr stark entfernt es sich vom B.-F. und tritt neben das Ugrische in der Bezeichnung des Allativ, Illativ und Dativ, wobei zwei Hauptrichtungen vorliegen, in denen beiden bei einer überreichen Fülle von Einzelerscheinungen diese lappisch-ugrische Übereinstimmung unverkennbar ist[23]). Diese Übereinstimmung ist um so bemerkenswerter, als dem gegenüber das Lappische von den im B.-F. besonders reich und in allen b.-f. Sprachen regelmäßig auftretenden Kasus der Nähe mit dem Grundelement *l* (Adeslla, Allat. lle, Ablat. lta) keine Spur aufweist außer vielleicht einem vereinzelten russ.-l., aber instrumentalen *l*, das jedoch möglicherweise anderen Ursprungs ist und mit dem nach Form und Anwendung ganz gleichen, auch instrumentalen wogulischen *l* zusammenhängt. Auch das lappische *st*, soweit es den Lokativ der Ruhe (irgendwo) bezeichnet und nicht den Elativ (aus etwas heraus), ist von diesem letzteren und von dem vielgebrauchten b.-finnischen Elativ (sta) nach Ursprung und Bedeutung völlig verschieden und stellt sich als klare Bezeichnung des Inessiv (im Innern von etwas) unmittelbar neben das *sta* des čerem. Inessiv mit dem *t* (ta) der örtlichen Ruhe, das auch im ganzen Ugrischen eine große Rolle spielt. Ebenso entfernt sich das Lapp., wenn es den Abessiv (ohne etwas) nicht mit *tta* wie das B.-F. bildet, mit seinem ursprünglicheren tak, taga von diesem[24]) und stellt sich damit neben das Permische (Syrj. und Wotj.) mit seinem tög, tek.

Auch in den Formen der Grundzahlwörter stellt sich das Lappische öfters dicht neben ostfinnische Sprachen, was hier zur Vermeidung von langen Erörterungen nicht näher ausgeführt werden kann. Es sei nur an acht, neun und zehn erinnert. 8 lapp. = kavc, gavce, gauce, kahkce; mordwinisch = *kafksa*, *kavkso*. Suomi dagegen = kahdeksan. 9 lapp = ovce, oufce, okce, mordwinisch = *vehksa*, *vejkse*, Suomi = üh-deksän. 10 lapp. = loge, lokke, lukke, čeremissisch = *lu*, wogulisch = *lu*, in njala-lu, ostjakisch = *lach* in njiged — *lach*. Im Suomi dagegen 10 = kymmenen, im Mordwinischen = kemen, kämen.

Obgleich aus dem Vorangehenden schon klar hervorgeht, daß man es beim Lappischen, wie schon betont wurde, von vornherein unbedingt mit einer wirklich finnischen Sprache zu tun habe, nicht

---

[23]) Zwei Hauptelemente treten dabei überall hervor, 1. ein vielgestaltiges, das auf ursprüngliches *ga* zurückgeht, in der Gestalt von ja, a, ge, g, i ..... lappische sowie ostjakische Allativ-Dativ-Bildungen hervorruft und daneben im Lappischen und in allen drei ugrischen Sprachen adverbiale Lative bildet, wobei unter Umständen die lappischen Formen mit den wogulischen und ostjakischen fast buchstäblich übereinstimmen; cf. z. B. lappisches tige = hierher; wogulisch tige, ostjakisch teg, teɣ; lappisches tog = dorthin, ostjakisch togo. Sogar die Vokalvariation (i, e = Nahes, o = Entferntes) ist allen 3 Sprachen gemeinsam. Aus dem Magyarischen gehören hierher die vielen Lative wie alá, felé = nach unten, nach oben.

2. ein zweifellos vorwiegend illativisches Element *s*, das auch im Mordwinischen den regelmäßigen Illativ bildet, cf. tolga - *s* von tolga, kut - *s*, kudo - *s* von kud, kudo (lappisch käta - *s* von käta, giettäs von gietta, kabmaka - *s* von kabmak .....), während das *s* in lappischem käta - *s*, gietta - *s*, kabmaka - *s* neben dem Illativ auch dem Allativ-Dativ dient. Das Ostjakische hat sehr zahlreiche adverbiale Lative auf *s*, im Sinne von hierher, dorthin, wohin, nach oben, nach unten, vorwärts, seitwärts .....

[24]) Es hat daneben auch die dem B.-F. ganz fremden Abessivformen *p - ta* und *ha*.

Digitized by Google

etwa irgendwie mit einer uralaltaischen, aber nichtfinnischen, lediglich durch das Baltisch-Finnische erst finnisierten, so mag doch am Schluß noch auf eine hochwichtige, alle finnischen Sprachen als festgefügte Einheit umfassende Erscheinung aufmerksam gemacht werden. Alle uralaltaischen Sprachen lieben es, sehr viele Modifikationen, so das Inkohative, Frequentative, Durative, Momentane, Intensive, Augmentative, Deminutive, Reziproke, Reflexive, Passive, Kausative . . . . . am Verbalkörper durch einfache oder oft sogar vielfach zusammengesetzte Zeichen zum Ausdruck zu bringen. Jeder einzelne Zweig, so der samojedische, türkische, finnische . . . . . hat dabei sein eigenes System, in dem zum mindesten die einfachen Urelemente dieselben oder doch nahe verwandt sind, wobei aber in einzelnen Zweigen, und so insbesondere im finnischen, für die individuelle Weiterentwicklung der verschiedenen Sprachen ein weiter Spielraum bleibt. Diese Urelemente nun zeigen im Lappischen einen so unverkennbar echtfinnischen (oft wieder ostfinnischen) Charakter, daß man hiernach allein schon das Lappische als eine unverfälscht finnische Sprache ansprechen darf. Wenige Andeutungen auf diesem unermeßlich weiten Gebiet werden das zur Genüge dartun.

Inkohative, frequentative, durative Elemente:

Lappisch le. mdw. le. magy. l, ostj. l, wog. l, perm. l, čerem. l.
Lappisch d, t, nd. ugrisch d, nd, nt. mdw. nd. čerem. d. perm. d.
Lappisch š, č. čerem. š, ž. magy. sz. perm. sj. wogul. š, s. ostj. s. mdw. s.
Lappisch je. mdw. je, j. wogul. j. ostj. j. magy. j. čerem j.
Lappisch g, k, gg (= ng). wogul. nk. magy. g, ng. čerem. ng. mdw. ng. perm. g.

Bezeichnung des Momentanen:

Lappisch m, n. ostj. m, n. wogul. m. magy. m. mdw. m. čerem. m.
Lappisch t. wogul. t. ostj. t. mdw. t. perm. t.
Lappisch l, le, lst. wogul. l, lt. ostj. l, lt. čerem. l, lt. perm. lt.
Lappisch st. mdw. perm. št. čerem. št. magy. sz.

Reflexiv-passive Bildungen:

Lappisch uwa, uwu, u, o. mdw. w, ow, ew. magy. u. Bemerkenswert ist die fast völlige Gleichheit der lappischen und der wogulischen regelmäßigen Passivform mit diesem Element.

Kausativ-Bildungen:

Lappisch t, *jti*, *vt*, tt, tatte. mdw. t, *jt*, *vt*. magy. t, tat. čerem. t, kt. perm. t, kt. wogul. t. ostj. t.

Das wird wohl genügen, den echtfinnischen Charakter des Lappischen auf diesem Hauptgebiet finnischer Sprachgestaltung darzutun und ebenso wieder die nahen Beziehungen des Lappischen zu den ostfinnischen Sprachen. Es sind im Voranstehenden neben den lappischen nur ostfinnische Bildungen angeführt[25]).

---

[25]) Mit diesen wenigen Andeutungen über die meist einfachen Grundelemente aber ist der unermeßliche Reichtum gerade des Lappischen auf diesem Gebiet kaum gestreift. Da es sich von selbst verbietet, darauf hier näher einzugehen, seien nur einige leitende Gesichtspunkte hervorgehoben.

1. Das Lappische bietet eine solche Fülle vielfach zusammengesetzter derartiger Elemente wie kaum eine andere finnische Sprache außer dem Magyarischen, an das es vielfach lebhaft erinnert.

2. Auch hierin erweist es sich als durchaus selbständige, eigentümlich weiterentwickelte rein finnische Sprache.

Digitized by Google

Dem bisher Ausgeführten entspricht durchaus der lappische Wortbestand. Neben überaus zahlreichen glatt aus dem Baltisch-Finnischen übernommenen Wortformen gehen viele den baltisch-finnischen ähnliche, aber oft ältere und ursprünglichere her, und ein erheblicher Teil geht überhaupt unter keinen Umständen auf das Baltisch-Finnische zurück, das dann stark abweichende Bildungen bietet, sondern stimmt mit ostfinnischen, besonders wieder ugrischen Wörtern in oft erstaunlichem Grade überein. Wenige Belege für die erste und die dritte Art folgen.

I. Entlehnungen aus dem Baltisch-Finnischen:

Lappisch gasta, kastas — baltisch-finnisch kasta, kast. l. käta, kät- b.-f. käte. l. gielle — b.-f. kiele. l. kotfo — b.-f. kotva. l. gilvve — b.-f. külvä. l. kuopsa — b.-f. kupsu. l. jokka — b.-f. joke. l. jubmel — b.-f. jumala, jumal. l. talve — b.-f. talve. l. soabe — b.-f. saua, savva. l. sebre — b.-f. seura. l. sisa — b.-f. sisä. l. sobme — b.-f. sumu. l. neita — b.-f. neite l. robme — b.-f. rumu. l. bäivä — b.-f. paivä. l. pesse — b.-f. pesä. l. vale b.-f. vala. l. vällte — b.-f. välltä — l. makse — b.-f. maksa. l. miälä — b.-f. miele. l. ano — b.-f. ano. l. arvo — b.-f. arvo. l. ilbme, elme — b.-f. ilma. l. olke — b.-f. olka. l. uksa — b.-f. ukse. l. hibmo. — b.-f. himo. l. helle — b.-f. hellä.

II. Ostfinnische Übereinstimmungen.

(Die ugrischen Formen cursiv gedruckt, die lappischen gehen voran.)

auv, avve — *öv* (magyar.). atje, ačče — *atya* (mg.), *atja*, *asi* (ostjak.), *ãze* (wog), atja (mordw.), ataj (wotj.), ači (čerem.). Baltisch-f. dagegen *isä*. kar — *kär*, *kar* (ostj). kardžes, karčok — *karčú* (mg.). keče — *kedže* (ostj.), *käsi* (wog.), *kĕš* (kés) mg. kvopes — kuba čerem.), kuba (wotj.), *koſa* mg). kvosmat — *kozma* (mg.). kuoc — *kúsz* (mg.). jeng, jägne — *jenk* (ostj.) *jang* (wog.), *jég* = jeng (mg.). jorba — *görbe* (mg.). dopp (ot) — *topad* (mg.). tavve (la) — *táv* (ol) mg. tokkones — *tohonya* (mg.) sär — *sãres* (ostj.). sorv, sarv, sarvva — *šorp*, *šarba* (wog.), *szarv* (as) mg. soje, soagje — soj (syzj), suj (wotj.), šokš (čerem.). Baltisch-f. dagegen hija, hiha, hia. säja — säj (wog.). šolba — *selyp* = šelyp (mg.). čana — *sãna*, *san* (ostj.). cabbe = tsabbe — *szép* = shĕp, tsĕb (mg.). čäk — *szeg* (mg.). čokka — *csök* = čök (mg.). čokle — *csög* = čög (mg.), sengil (wog.). čorro — *sarok* = šorok (mg.). lake, lagje — *laje* (ostj.), läj (wog.). lossed — lassú = loššũ (mg.). loškudo (čerem.). māna — *mana*, *man* (ostj.), *man* (wog.). meče — messze (mg.). mese, miesse — *mis*, *mis* (ostj.)[26]), *mis* (wog.), mös (syrj.). Baltisch-f. ganz abweichend = vasa. muor — *mur* (wog.), *mór* (ágy) mg., mir (syrj.). puoše — *bosszú* (mg.). puoča — puz (wotj.), *voži* (wog.), *fasz* = foss (mg.). yommel — numil (mdw.), *nyúl* = nyuml (mg.). yalme — *yalim* (ostj.), *yelm* (wog.), *nyelv* (mg.). yuokčum — *yochsim* (ostj.), *yachsem* (wog.).

Wörter aus Mundarten derselben Sprache stehen sich oft ferner als die zuletzt genannten lappischen und ugrischen Wortformen.

---

3. Es kann gar keine Rede davon sein, daß es in diesem Punkte, der dem wunderbar reich entfalteten lappischen Verbalausdruck sein eigentliches Gepräge gibt, auf das Baltisch-Finnische zurückginge, dem diese systematisch durchgeführte Sonderentwicklung ganz fremd ist. So bildet es, um nur ein sprechendes Beispiel anzuführen, allein von dem Substantiv cuovgga (Licht) zum mindesten 98 Denominativverba. „Davon abgeleitet sind wenigstens die folgenden 98 Verben im Gebrauch.“ (J. A. Friis-Lexicon lapponicum III pg. LVI.)

[26]) Solche Beispiele wie dieses sind natürlich ganz besonders geeignet, die tiefen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Lappischen und dem Ugrischen zu kennzeichnen, ebenso die zuletzt unten angeführten.

Digitized by Google

Diese Beispiele der zweiten Kategorie, bei denen die lappischen Formen denen ostfinnischer Sprachen und insbesondere denen des ugrischen Zweiges zum Teil so völlig gleichen, reden eine deutliche Sprache bezüglich der Verwandtschaft des Urlappischen mit diesen. Es ist das aber nur eine kleine Auswahl aus einer reichen Fülle ähnlicher Wortgebilde, von denen ich in der oben genannten Abhandlung etwa 100 erwähnt habe, und von denen mir noch viel mehr zu Gebote stehen[27]).

Nach dieser etwas ausführlicheren Erörterung der hochwichtigen Lappenfrage wende ich mich wieder Paudler zu, der nun den innerasiatischen, d. h. uralaltaischen Einschlag, weiter verfolgt. „Die innerasiatische Spur führt aber — auch ganz abgesehen von den eigentlichen norwegischen Tochterländern, den Färöern und Island — noch weit über Skandinavien im weiteren Sinne hinaus", pg. 148. Er erwähnt dann nach Mac Lean einen hochschottischen untermittelgroßen, dunklen, brachykephalen Typus mit überhaupt untersetztem Formensystem, der eindeutig auf die innerasiatische Rasse hinweise, und nennt auf den Shetland-Inseln nach Beddoe „einen alten schwarzen Schlag" sowie „Personen von entschieden ugrischem[28]) Aussehen", und ähnliche Typen auch sonst auf den britischen Inseln, besonders im westlichen Irland samt seinen Inseln und in Wales und in Cornwall. Von den britischen Inseln hätten sich solche Volkselemente auch nach der Bretagne und dem Nordwesten der Pyrenäenhalbinsel hin verbreitet. Ebenso habe höchstwahrscheinlich eine Wanderung von Norwegen quer über die ganze Nordsee dieses Volkselement in einem bestimmten Teile der Niederlande abgelagert, der einen auffallend starken Anteil von einer untermittelgroßen, dunklen und brachykephalen Rasse mit untersetztem Formensystem aufweise[29]).

Im Schlußwort seiner großzügigen und ergebnisreichen Arbeit hebt P. nochmals die hohe Bedeutung der Farbenfrage hervor, von der er ja auch bei der Behandlung der hellen Cro-Magnon-Rasse mit anerkennenswerter Gründlichkeit ausging, und weist darauf hin, daß die Erkenntnis des Wesens dieser Rasse sowie das Fallenlassen des Dogmas von der einen hellen Rasse, des Hauptlhemmnisses der bisherigen Forschung, die Indogermanenfrage gegenüber Kossinnas Skandinavientheorie löse, worin ich ihm unbedingt beistimmen muß. Auf diesem Grunde aber sei auch die Lösung der Fragen „nach Urheimat und Urkultur und Ursprache der drei verschiedenen hellen Rassen (der Cro-Magnon-Rasse, der nordischen und der sekundären finnischen Rasse) nicht mehr schwer gewesen". Auch hierin muß ich ihm, abgesehen von einigen Bedenken bezüglich der finnischen Rasse, recht geben. Schließ-

---

[27]) Gesammelt aus der einzig dastehenden, gründlichen Arbeit von Budenz: Magyar-ugor összehasonlító szótár (Magyarisch-finnisches Wörterbuch).

[28]) Dazu will nicht ganz stimmen, daß nach P. ja die Lappen mit dem gleichen innerasiatischen Einschlag nichts mit den Finnen zu tun haben sollen, die Ugrier aber zweifellos Finnen sind.

[29]) Gleichviel, ob alle diese unleugbaren Tatsachen von P. richtig gedeutet werden, oder z. T., besonders das zuletzt erwähnte Vorkommen des kurz gesagt uralaltaischen Typus in den Niederlanden, auch eine andere Deutung, nämlich die direkte Vermittlung auf dem Landwege, zulassen, jedenfalls hat er scharfsinnig und methodisch auch die Ausstrahlungen mongoloider Volkselemente bis in das westlichste Europa verfolgt. Ich möchte nur, ohne hier näher darauf eingehen zu können, betonen, daß auch weiter im Süden, z. B. im östlichen Deutschland und in den westlichen Slavenländern wie den polnischen und besonders den slovakischen Gebieten solche, auch numerisch beachtenswerte Ausstrahlungen mongoloider und ganz spezifisch finnischer Rasse unverkennbar nachweisbar sind. Hält doch Paudler selbst die Großrussen eigentlich für slavisierte Finnen, worin er freilich nach meiner Kenntnis aus Studium und eigenen Beobachtungen viel zu weit geht.

Digitized by Google

lich betont er noch einmal das schier unglaubliche Ergebnis, daß das Indogermanische (Urindogermanische) „mit dem Ursemitischen wirklich verwandt" sei und auch „mit dem Urfinnischen wesentlich zu tun" habe, welches letztere ich unbedenklich unterschreibe, während ich so enge Beziehungen zwischen Indogermanisch und Semitisch, wie man nach P.'s Ausführungen über die Mittelmeerrasse annehmen muß, trotz der großen Möglichkeit oder sogar Wahrscheinlichkeit gewisser wohl recht alter Zusammenhänge ablehne, wie ich schon mehrfach angedeutet habe.

Dem zusammenhängenden Gange der Untersuchung läßt P. 56 enggedruckte Seiten Anmerkungen folgen. Die staunenswerte Fülle der darin gebotenen Tatsachen und Gedanken zeigt noch deutlicher als der Hauptteil des Buches die Riesenarbeit des Verfassers, und ich möchte keinem ernsthaften Leser des Buches raten, diese Anmerkungen zu überschlagen, was P. dem Leser gewissermaßen freistellt. Manches davon hätte ich lieber im Hauptteile gesehen. Sie enthalten nämlich bedeutsame Ausführungen über sehr wichtige, oft geradezu ausschlaggebende, im Hauptteile kaum angedeutete anthropologische Fragen, Ethnologisches und Paläontologisches (z. B. Mutterrecht und Avunkulat, Feuerbestattung, Trepanation, alte Kulturen, domestizierte Tiere u. a.), Sprachliches, Historisches . . . Es handelt sich hier um sehr verschiedene Wissensgebiete, von denen jedes einzelne ein unermeßliches Feld der Betätigung bietet; Gebiete, die alle zugleich kein einzelner auch nur annähernd so vollkommen beherrschen kann, daß er selbst bei gründlichster eigener Prüfung und ebenso gewissenhafter Berücksichtigung der Ergebnisse anderer Forscher überall in so schwierigen und verwickelten Fragen wie hier ein maßgebendes Urteil haben und nicht hier und da in verhängnisvolle Irrtümer verfallen sollte. Auch P. ist trotz alles tief eindringenden, sehr sorgfältigen, langjährigen Studiums, auffallenden Gedankenreichtums und aller Vorzüge einer ausgesprochenen Forschernatur nicht allen hier lauernden Gefahren entgangen.

Zur Frage der Vergleichbarkeit und des Alters der deutschen paläolithischen Artefakte.

Von

C. Gagel, Berlin-Dahlem.

Ein eigentümlicher Unstern schwebt über den diluvialen paläolithischen Artefakten in bezug auf ihre geologische Horizontierung und Benennung. Während die geologisch-chronologische Gliederung des Diluviums als einer glazialen Formation mit Erfolg nur in den Gebieten durchgeführt werden kann, wo die großen diluvialen Gletscher und Inlandeismassen unzweifelhafte, direkte Ablagerungen — Moränen und Terrassen — hinterlassen haben, also im wesentlichen im Alpengebiet und in Norddeutschland, liegen die Hauptkulturhinterlassenschaften des diluvialen Menschen in dem klimatisch so sehr begünstigten, nicht vereist gewesenen Frankreich, wo sich höchstens indirekte Ablagerungen in Gestalt von nicht direkt glazialen Schotterterrassen und Wirbeltier-Resten finden, deren Zusammenhang mit den diluvialen Moränen und den Terrassen der verschiedenen

Digitized by Google

Eiszeiten nicht direkt und einwandfrei zu ermitteln, sondern nur auf dem Wege des Indizienbeweises zu erschließen ist. — In dem stratigraphisch gut und einwandfrei gegliederten, norddeutschen Flachland, unter den dort naturgemäß sehr viel ungünstigeren klimatischen Bedingungen, finden sich nur sehr selten paläolithische Artefakte, die dann an Vollständigkeit, charakteristischer Beschaffenheit und Schönheit meistens auch nicht annähernd mit den ungemein reichen französischen Kulturen sich vergleichen lassen und vielfach auch in diese französischen Kulturen „nicht hineinpassen".

Die große, sich hier erhebende prinzipielle Frage ist die, ob die paläolithischen Kulturen sich folgerichtig und gleichmäßig allmählich auseinander „entwickelt" haben oder ob sie Hinterlassenschaften verschiedener Völker und Rassen sind, die aufeinander gefolgt sind und einander verdrängt haben, und ob die gleich oder ähnlich aussehenden paläolithischen Kulturhinterlassenschaften Frankreichs und Deutschlands deswegen auch von den gleichen Rassen stammen und gleich alt sind?

Daß die verschiedenen paläolithischen Kulturen Frankreichs nicht oder nicht alle von derselben Rasse stammen, ist jetzt, nachdem man vollständige und gut erhaltene Skelette des Homo mousteriensis, des Homo aurignaciensis, der Cro-Magnon-Rasse u. s. f. gefunden hat, und sich nach gefundenen plastischen Bildwerken auch von der Körperbeschaffenheit (Steatopygie) und dem Schönheits-Ideal einer anderen Rasse eine gewisse Vorstellung machen kann, wohl nicht mehr bestritten[1]); dagegen ist es immer noch eine offene Frage, ob die gleich oder ähnlich aussehenden Kulturreste Frankreichs und Deutschlands tatsächlich von denselben Rassen stammen und gleich alt sind, oder ob die Kulturwellen aus dem klimatisch so begünstigten Frankreich erst allmählich nach dem nur zeitweise eisfrei gewordenen Norddeutschland hinüberschlugen und dort von Menschen anderer Rasse übernommen wurden, oder ob die norddeutschen paläolithischen Kulturen autochthon sind und ihre Reste deshalb großenteils nicht in die französischen Kulturen „hineinpassen", und ob nicht die Ähnlichkeiten der französischen und deutschen Kulturen statt auf Rassezusammengehörigkeit der sie herstellenden Völker nur auf den physikalischen Bedingungen und Eigenschaften des Materials und auf langsamem, verspätetem, weit herreichendem Durchsickern einer rassefremden Technik beruhen?[2])

Wenn die französischen und deutschen paläolithischen Kulturen wirklich alle von denselben Rassen stammten und ganz gleichartig und gleichalt wären, wie wären dann die endlosen und erbitterten Streitigkeiten über Markleeberg und Taubach u. s. f. möglich? Und wie sind dann die „atypischen", in das französische System „nicht hineinpassenden" Funde zu erklären?

Eine sehr befremdende Tatsache ist es jedenfalls, daß die geologisch-chronologisch völlig sicheren Paläolithe Norddeutschlands, über deren Stellung in der glazialen Schichtenfolge gar kein Zweifel bestehen kann, von den Prähistorikern großenteils überhaupt nicht anerkannt werden, weil sie „nicht in das System passen", an-

[1]) C. Gagel: Die altsteinzeitliche Fundstelle Markleeberg bei Leipzig. Mannus VI. 1914. S. 377. — C. Gagel: Probleme der Diluvialgeologie. — Branca-Festschrift, Berlin. 1914, S. 139 - 140.

[2]) C. Gagel: Über die angebliche Umstürzung der Diluvialgeologie durch J. Bayer. Z. d. d. geol. Ges. Bd. 72, 1920, Monatsber. 4 - 5, S. 117.

Digitized by Google

statt daß man umgekehrt die „Systeme" soweit ändert und verbessert, daß diese geologisch einwandfrei horizontierten Funde zu Grund- und Ecksteinen dieser Systeme werden!

Es ist immer wieder die alte Neigung, ein einmal, wenn auch aus noch so wenig und unvollkommen bekannten Tatsachen, abstrahiertes „System" als etwas gottgegebenes und unabänderliches und nicht als Arbeitshypothese zu betrachten, anstatt sich stets vor Augen zu halten, daß alle Erkenntnis „fließt" und daß jedes „System" verbesserungsbedürftig ist.

Mit die ältesten und am besten horizontierten Paläolithe Norddeutschlands sind die Funde aus den unterdiluvialen Kiesen unter dem Unteren Geschiebemergel von Kilometer 28,3 des Kaiser-Wilhelm-Kanals bei Grünental-Lüttgen-Bornholt[3]), die unter meinen Augen von einem absolut zuverlässigen Herrn — Regierungsbaumeister Franzius — gefunden sind; vor allem ein wundervoll gearbeiteter Messerspan von vollendeter, aber ganz ungewöhnlicher Technik (a. a. O. Taf. 11, Fig. 1a—1c).

Gegenüber diesen völlig unbezweifelbaren Fundumständen schreibt nun Fr. Wiegers[4]): „Darunter ist ein zweifellos bearbeiteter Messerspan von so frischem Bruch, daß er auf keinen Fall aus der vorletzten Eiszeit stammen kann, sondern sehr viel jünger sein muß!" — Also weil ein seit Jahrzehntausenden unter dem Grundwasserspiegel liegendes Flintartefakt nicht dieselbe Patina hat wie andere, ebensolange an der Luft liegende Artefakte, kann es „auf keinen Fall" aus der vorletzten Eiszeit stammen, trotz des Zeugnisses von zwei einwandfreien Findern! — Es „kann" nur deshalb nicht aus der vorletzten Eiszeit stammen, weil es eine andere Technik und Patina zeigt, als sie in dem allein seligmachenden französischen System vorgesehen ist! Es dürfte danach eigentlich „überhaupt nicht vorhanden sein", da auch die neolithischen Messerspäne ganz anders aussehen und eine andere Technik aufweisen. Was nicht in das „System" paßt, gibt es anscheinend nicht! Man vergleiche zu obigem auch die Ausführungen von H. und R. Lehmann[5]) (a. a. O. S. 292): „Das Stück zeigt zugleich, wie wenig das Fehlen einer Patina als Alterskriterium benutzt werden kann".

Hätte Herr Wiegers, dem ich diese Funde zur Bearbeitung anvertraut hatte, es der Mühe wert gehalten, mich auch nur mit einem Wort nach den Fundumständen zu fragen, so hätte ich ihm sofort die Unmöglichkeit dieses Arguments bewiesen und ihn auf die tiefe Lage unter dem Grundwasserspiegel aufmerksam gemacht! Diese Funde sind jedenfalls jünger, als die Wangener, die Wettiner, die Hundisburger und die Markleeberger Funde[5]).

Nicht ganz so sicher als dieser Messerspan von Kilometer 28,3 des Kaiser-Wilhelm-Kanals sind einige Artefakte, die ebenfalls am K.-W.-K. bei Kilometer 27,2 am Grunde bzw. im Liegenden eines interglazialen Torfmoores gefunden sind[6]). Die Lagerstätte ist ganz sicher; nicht ebenso sicher ist die Natur, wenigstens einiger der

[3]) C. Gagel: Die diluvialen Artefakte am Kaiser-Wilhelm-Kanal und ihre Lagerstätten. Jahrb. d. pr. geolog. L.-A. f. 1920, Bd. XLI, T. 2, S. 392ff. und Taf. 2, Fig. I.

[4]) F. Wiegers: Diluvial-Prähistorie als Geologische Wissenschaft. Abhandl. d. preuß. geol. L.-A. (N. F.) Heft 84. S. 59.

[5]) H. u. R. Lehmann: Die älteste Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus 1922, S. 278.

[6]) C. Gagel: a. a. O. Jahrb. 1920 S. 405—407 u. Taf. 12, Fig. 6—10 und Centralblatt für Mineral. 1910, Heft 3 S. 77–82.

Digitized by Google

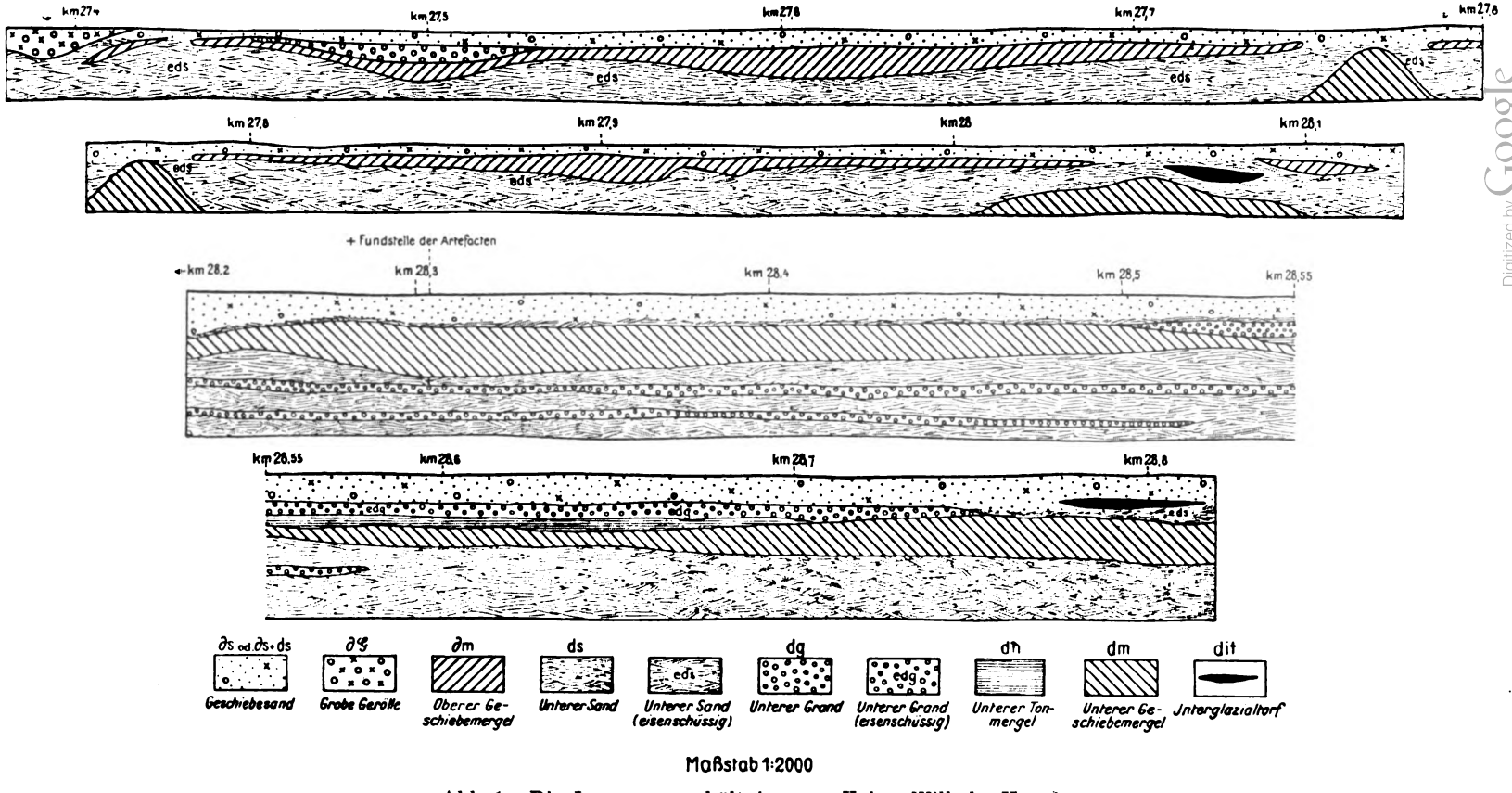


Abb. 1. Die Lagerungsverhältnisse am Kaiser-Wilhelm-Kanal.
Abdruck aus dem Jahrb. der pr. geol. Landesanstalt Bd. XLI 1920, Teil II S. 396.

Digitized by Google

hier gefundenen Artefakte. Während einige erfahrene Prähistoriker sie für echt halten, bestreitet Wiegers ihre Artefaktennatur und hält sie für Eolithe bzw. Naturprodukte[7]): „Kein einziges Stück zeigt die während der letzten Zwischeneiszeit herrschende Technik der Weimarer Kultur". — „Darin liegt aber eines der besten Kriterien der Artefaktennatur eines Feuersteins, ob er die Merkmale der während der Bildung der Fundschicht angewendeten Technik zeigt oder nicht" (Wiegers). Also auch hier wieder dieselbe Petitio principii, das Behaupten dessen als Grundlage des Beweises, was doch erst bewiesen werden soll! Es ist bisher noch durch garnichts bewiesen, daß während der sehr langen letzten Interglazialzeit überall in Deutschland (und Frankreich) dieselbe Rasse gelebt und dieselbe Kultur geherrscht hat. Auch hier kann ich mich begnügen, auf die Ausführungen von H. und R. Lehmann hinzuweisen (a. a. O. S. 283): „Je primitiver die Technik war, desto mehr war der Zufall für die Formen bestimmend", „wir müssen gerade bei primitiven Kulturen besonders zahlreich Werkzeugformen vorfinden, die weniger dem Willen des Menschen als dem ‚Willen des Materials' entsprechen."

Die Artefaktennatur mindestens des einen Schabers (a. a. O. Taf. 12, Fig. 10) mit den unzweideutigsten, einseitigen Abnutzungsspuren, gerade an der geschütztesten Stelle, wo jede natürliche Beschädigung ausgeschlossen ist, ist m. E. nicht zu bezweifeln und ist von den erfahrensten Prähistorikern anerkannt. Das Stück ist allerdings auch ziemlich „atypisch" und paßt in keine französische Kultur, findet aber Analoga unter rohen, ebenfalls „atypischen", ganz frühneolithischen Stücken bei Kiel. Es hat eben zu jeder Zeit Meister ihres Handwerks und Pfuscher gegeben!

Die Überlagerung durch jungdiluviale Moränen ist sicher. Nach der Flora der Interglazialtorfe, an deren Grunde diese Artefakte gefunden sind, stammen sie aus einem milden, günstigen Klima (starkwüchsige Eichen u. s. f.) — sie sind etwa gleichalt wie Weimar-Ehringsdorf-Taubach, dessen Artefakte ja auch „atypisch" sind.

Ebenso sicher und gut horizontiert wie die Funde am K.-W.-K. sind die Artefakte von Michaelisdonn in West-Holstein[8]). Sie liegen im sicheren, jung-glazialen Geschiebe-Decksand West-Holsteins, weit außerhalb (vor) der äußeren jungdiluvialen Endmoräne, über den äußersten Ausläufern des oberdiluvialen Geschiebemergels, stammen also sicher etwa von der Höhe der letzten Eiszeit, als das letzte Inlandeis am weitesten nach Westen reichte und hier den Westen Holsteins noch mit seinen Geschiebesanden überschüttete; sie stammen jedenfalls aus der Zeit vor der Ablagerung der äußeren Endmoräne. Diese geologisch ganz sicher horizontierten, unbezweifelbaren Artefakte passen ebenfalls ihrer Form nach in keins der bisherigen Systeme. R. R. Schmidt hat sie deshalb, unter völligem Mißverstehen des Fundberichtes, als ein „schwer lösbares Problem" erklärt; das Problem ist gar nicht so schwierig, wenn man nur darauf verzichtet, diese Artefakte in ein völlig unzureichendes Schema und „System" hineinzuzwängen! Frühneolithisch, wofür sie zuerst nach einem „Kernbeil" gehalten würden, können sie nach den Fundumständen und denen der Lagerung nicht sein, dazu ist die Lagerstätte viel zu alt, wenn auch die eine Axt sehr an frühneolithische „Kernbeile" erinnert.

[7]) Wiegers: a. a. O. S. 58.

[8]) C. Gagel: Frühneolithische (?) Artefakte im Geschiebe-Decksand West-Holsteins. Z. d. d. geol. Ges. Bd. 63, 1911. Monatsb. 5, S. 249ff. — Über die Lagerstätte der Flintartefakte bei Michaelisdonn in Ditmarschen, ebenda, Monatsb. 12, S. 622.

Digitized by Google

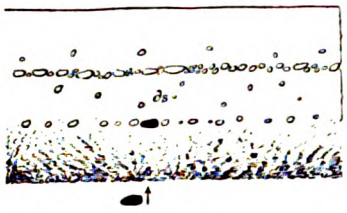


Abb. 2.

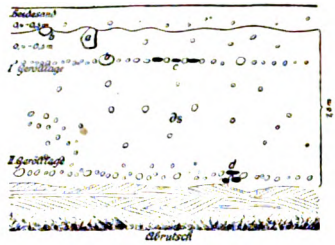


Abb. 3.

Lagerungsverhältnisse der Artefakte im Geschiebesand von Michaelisdonn.
$\delta\sigma$ Oberdiluvialer Geschiebesand mit Gerölllagen.

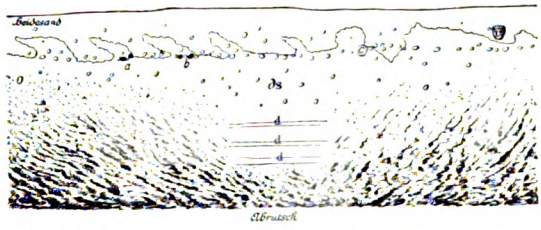


Abb. 4.

Lagerungsverhältnisse der Artefakte im Geschiebesand von Michaelisdonn.
$\delta\sigma$ Geschiebesand, oberdiluvial.

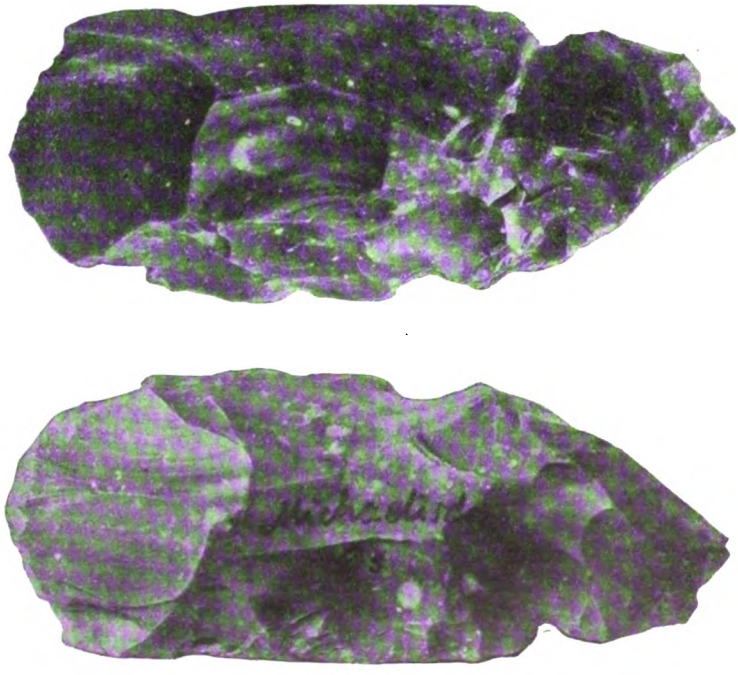


Abb. 5a und b.

Kernbeil von Michaelisdonn aus dem oberdiluvialen Geschiebesand $\delta\sigma$.
Natürliche Größe!

Digitized by Google

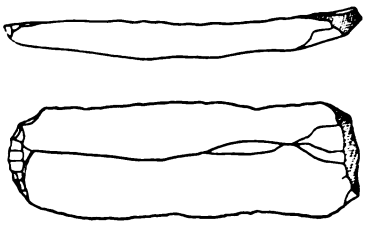


Abb. 6. Messerspan mit Kratzerende,
gefunden an der bezeichneten Stelle d der Abb. 3.

Abb. 7. Messerspan, gefunden an der in Abb. 4 bezeichneten Stelle.

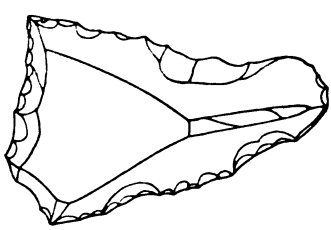


Abb. 8.

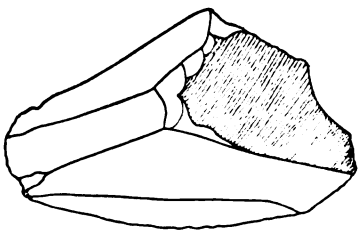


Abb. 9.

Artefakte aus dem oberdiluvialen Geschiebesand von Michaelisdonn.
Abb. 9 gefunden an der in Abb. 2 bezeichneten Stelle.

Zu diesem Fund sagt Wiegers (a. a. O. S. 58): „Die sicheren Werkzeuge lassen einen zwingenden Schluß auf eine bestimmte Kultur nicht zu, doch kann es sich sehr wohl um Magdalenien handeln." Da nun aber das französische und schweizerische Magdalenien lange nach dem Höhepunkt der letzten Vereisung, nach der Ablagerung der inneren oberdiluvialen Endmoräne zu setzen ist, so stammen also diese Artefakte von Michaelisdonn entweder nicht aus dem Magdalenien, oder das „Magdalenien" hat in Norddeutschland sehr viel früher eingesetzt, als in Südfrankreich und in der Nordschweiz!

Diese Funde von Michaelisdonn entsprechen in ihrem geologischen Alter wohl ziemlich genau der wundervollen Elfenbeinspeerspitze von Datteln, die kürzlich hier an dieser Stelle beschrieben und abgebildet wurde (d. Z. 1925, Heft 1—2, S. 77—81) und die ihre Analoga in dem süddeutschen Höhlen-Aurignacien hat.

Etwas jünger als diese Funde von Michaelisdonn ist die wundervolle Flintspitze[9]), die unten im Dryas-Ton von Nusse, etwa $1^1/_2$ m unter dessen Oberfläche und dicht über dem Oberen Geschiebemergel gefunden ist, und ebenfalls von durchaus vertrauenswürdiger Seite, die ich eindringlichst auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht habe!! Mir ist die genaue Fundstelle, nicht so

[9]) C. Gagel: a. a. O. Jahrb. 1920, S. 409—412 und Erläut. zur geol. Karte von Preußen, Blatt Nusse, Lief. 168, Taf. 3.

Digitized by Google

sehr lange nach dem Funde, und von dem Finder selbst gezeigt worden, und konnte mir mit aller Bestimmtheit gezeigt werden, da der Ton nicht auf einmal in seiner ganzen Mächtigkeit, sondern etagenweise abgebaut wird[10]).

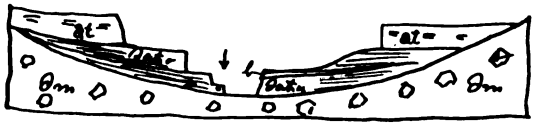


Abb. 10. Querschnitt durch das Dryastonbecken bei Nusse.
(Unter Benutzung einer Zeichnung von P. Range.)
δm Oberer Geschiebemergel. δatu Dryaston mit arktischer Flora.
Y Die Fundstelle der Flintspitze. *l* Lebertorfschicht. δato Obere Tonschicht des Dryastons, ebenfalls mit arktischer Flora.
at Größtenteils abgeräumtes Torfmoor.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 13.
Flintspitze (Lorbeerblatt!) aus der untersten Lage des Dryastones, dicht über dem Geschiebemergel, Benns Ziegeleigrube bei Nusse.

Diese prachtvoll gearbeitete, dünne Flintspitze ist bisher fast allgemein als neolithisch betrachtet worden, weil es etwas anderes als Neolithikum in Schleswig-Holstein „nicht gab" (und die sicher vorhandenen, früher schon gefundenen Paläolithe als „verschleppt"

[10]) C. Gagel: Die Dryastone und die postglazialen Schichten am Kaiser-Wilhelm-Kanal. Jahrb. pr. geol. L.-A. Bd. XXXVI, 1915, Teil 1, S. 442–443, Fig. 2 und Jahrb. 1920, S. 408, Fig. 2.

Digitized by Google

oder „unsicher" bezweifelt oder einfach nicht beachtet wurden), trotz der mit dieser Deutung völlig unvereinbaren Fundumstände und Lagerungsverhältsnisse; man half sich eben damit, daß man auch hier kurzerhand die Lagerung und Fundumstände bezweifelte, was zwar sehr bequem ist, aber nicht ganz einwandfrei sein dürfte.

Wiegers hat sich in seiner oben angeführten Arbeit sehr einfach so geholfen, daß er das Stück gar nicht erwähnt. Nach der geologischen Situation und den Fundumständen des Stückes am Grunde eines Dryastonbeckens, auf der Höhe der äußeren, jungdiluvialen Endmoräne, stammt diese wundervolle Spitze (Abb. 11—13) aus der Zeit etwa dieser äußeren Endmoräne oder ganz wenig später, mithin kurz nach der Höhe der letzten Eiszeit, also aus einer Zeit, in die man das französische Solutréen setzt.

Die Spitze hat auch in Technik und Form sehr große Ähnlichkeit mit den Lorbeerblattspitzen des Solutréen, zeigt aber keine vollständige Übereinstimmung mit diesen, worauf mich seiner Zeit freundlichst Herr Dr. Schwantes aufmerksam machte, da sie (Abb. 11 rechts oben) eine merkwürdige Abflachung zeigt, die bei den typischen Lorbeerblattspitzen fehlt, und die schon die erste Andeutung einer „Pointe à cran" sein könnte. — Jedenfalls beweist diese Spitze, daß in Schleswig-Holstein schon etwa zur Höhezeit der letzten Vereisung, unmittelbar am Eisrande (Dryaston mit arktischer Flora!) Menschen lebten, die eine sehr ähnliche Technik beherrschten, wie die französischen Solutré-Leute, und die diese Technik doch wohl direkt weiter bis ins Neolithikum, bis weit über die Grenze des Alluviums hinaus vererbten, wo hier bis etwa 2500 v. Chr. fast identische und ebenso schön gearbeitete, sehr dünne bis fast durchscheinende Flint-Spitzen hergestellt wurden. Nach diesem m. E. sicher horizontierten Funde ist es wohl durchaus nicht sicher, daß alle die bisher lose gefundenen und „selbstverständlich" ins Neolithikum gesetzten Funde dünner, feiner Spitzen in Lorbeerblattform wirklich zum Neolithikum gehören, — sie könnten z. T. sehr viel älter sein, wenigstens die im Westen der Halbinsel gefundenen Stücke!

Endlich habe ich selbst am Kaiser-Wilhelm-Kanal, bei Rosenkranz, in den oberen Lagen des hier hinter der inneren, jüngeren „Hauptendmoräne" abgesetzten Dryastones eine sehr schön gearbeitete Pfeilspitze von ganz anderer Technik gefunden[11]) (siehe nebenstehende Abb. 14.) Die Lagerstätte hinter der inneren, jungdiluvialen Endmoräne, in den obersten Lagen des dortigen Dryastones ist also wesentlich jünger, als die der Lorbeerblattspitze von Nusse, und verweist diese Spitze von Rosenkranz an den Schluß der letzten Eiszeit, etwa in die Zeit, in die sonst das Magdalenien gesetzt wird, aus dem aber Pfeilspitzen dieser Art, Form und Technik nicht bekannt sind. Diese Spitze ist nicht, wie die vorige von Nusse, durch zahllose, feinste Absplitterungen, sondern durch vier kurze, einfache Schläge oder Druckanwendungen hergestellt worden, sie ist ein völlig neuer, paläolithisch sonst unbekannter Typ und findet ein Analogon nur erst wieder in einer sehr viel späteren Zeit, im däni-

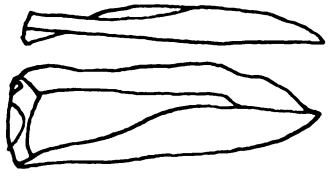


Abb. 14. Pfeilspitze aus den oberen Lagen des Dryastones bei Rosenkranz.

[11]) C. Gagel: Die diluvialen Artefakte am Kaiser-Wilhelm-Kanal S. 408, Fig. 2.

Digitized by Google

schen Neolithikum[12]), wo in einem Moor über dem Dryaston, in dem Skelett eines darin verendeten Urochsen, innen im Schulterblatt, einige Pfeilspitzen steckten, mit denen das Tier offenbar zu Tode getroffen war (a. a. O. Fig. 3a—c).

Wir haben also auch hier den Fall, daß hier ein im französischen Paläolithikum unbekannter Typ und eine besondere Technik hoch oben im Jungglazial auftaucht und sich bis weit ins Alluvium, bis tief ins Neolithikum hinein, erhält, also bis über eine geologische Formationsgrenze hinüberreicht.

Auch diese „nicht in das System passende" Spitze von Rosenkranz hat Wiegers in seiner vorerwähnten Arbeit gar nicht erwähnt, trotzdem sie ganz sicher noch paläolithisch, von mir im Diluvialprofil gefunden ist.

Wir haben hier also den immerhin bemerkenswerten Fall, daß über die Paläolithe Norddeutschlands ein „System" aufgestellt wird, das zwar nicht (oder nur in zweiter Linie) die französischen Namen anwendet, aber sich innerlich sklavisch an das französische System bindet, und das die Mehrzahl aller geologisch sicher datierten Funde Norddeutschlands entweder gar nicht erwähnt oder ihre Natur, Bedeutung und Lagerung kurzweg leugnet!

Es mag nochmals betont werden, daß alle die erwähnten vier Funde vom K.-W.-K. (Kilometer 28,3), von Michaelisdonn, von Nusse und von Rosenkranz, durch die geologischen Umstände, die beiden letzten auch noch durch die im Dryaston liegende Flora, beweisen, daß der diluviale Mensch in Norddeutschland wenigstens z. T. unmittelbar am Eisrande gelebt hat, in hochglazialen Verhältnissen und unter klimatischen Umständen, in denen jetzt noch in Nordost-Sibirien, unter 62—68° N. Br. die Jakuten und Tungusen leben und mit ihren „steinzeitlichen" Waffen (Bogen, Knochenpfeile usw.) die wilden Renntiere jagen in Gebieten, in denen im Bodeneise die eingefrorenen, vollständig erhaltenen Mammutkadaver gefunden werden mit dem noch zwischen den Zähnen steckenden Futter von arktischen Pflanzen.[13])

Einige kurze Bemerkungen über Buschmannmalereien und Felseinritzungen.

Von

P. Staudinger.

Im 55. Jahrgang 1923 unserer Zeitschrift in Heft 1—4 findet sich von dem unterdessen verstorbenen F. v. Luschan ein Aufsatz über Buschmann-Einritzungen auf Straußeneiern. Er kommt dabei auch auf das Alter der Buschmann-Felszeichnungen und -Malereien zu sprechen, meint, daß man früher allgemein und er auch diese nur den Buschleuten zugeschrieben habe und erwähnt auf S. 32, daß erst, als man mit den wunderbaren Höhlenmalereien von Altamira und anderen spanischen und französischen Kunstwerken verwandter Art vertraut wurde, es in den Köpfen einiger (Staudinger, Schieffer-

[12]) N. Hartz og Herlof Winge: Om Uroxen fra Vig! Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1906, S. 234—235, Fig. 3a—c.

[13]) Vgl. Pfizenmeyer: Mammutleichen und Urwaldjäger in Sibirien 1925.

Digitized by Google

decker und dem seinen) zu dämmern begann, daß zwischen den südafrikanischen Felsmalereien und Petroglyphen einerseits und den spanischen, französischen und nordafrikanischen andrerseits ein Zusammenhang bestehen könne, also die Autorenschaft der Buschleute damit hinfällig, bzw. zweifelhaft würde.

Bei dem größeren Interesse, welches in dem letzten Jahrzehnt die afrikanischen Felsmalereien gehabt haben, und weil mein Name dabei genannt ist, möchte ich kurz auf einige Punkte des Aufsatzes in Heft 1—4, 1923, sowie dem des Heft 6, 1922 eingehen.

Es handelt sich für die Wissenschaft um die Frage: Stammen die in Südafrika aufgefundenen Felszeichnungen bzw. Malereien von den Buschleuten oder haben die letzteren nichts mit diesen zu tun. Dazu möchte ich folgendes bemerken:

Seit mehr als einem Menschenalter beschäftige ich mich eingehender mit der Vorgeschichte Afrikas. Das Material dazu war früher recht spärlich und sehr zerstreut zu finden. Naturgemäß stieß ich dabei nicht nur auf gewisse große Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen von Nordafrika mit den Mittelmeerländern, sondern namentlich auch auf viele Gleichheiten in den Funden in Afrika vom Norden bis zum Süden, insbesondere auch von Nordafrika mit Südafrika. Wenn sich in Zentralafrika größere Lücken in dieser Verbindung zeigen, so muß man dabei in Betracht ziehen, daß es sich dort um tropische, mehr oder weniger bewachsene, bzw. bewaldete Gebiete handelt. Nun kannte man aus der Sahara, bzw. Oasen derselben schon in früheren Zeiten Felsmalereien und Zeichnungen, die man den Tuaregs, also einem Berbervolke, zuschrieb, ebenso solche in Südafrika, denen man den Sammelnamen „Buschmannmalereien" gab. Mir war es aber nun schon lange sehr fraglich, ob alle diese Kritzelungen, Zeichnungen, Malereien und Felsritzungen von den Buschleuten stammen sollten (ebenso, ob die nordafrikanischen die Tuaregs als Urheber hätten). Ich hielt die Frage der Herkunft der Malereien in den meisten Fällen für nicht geklärt und nahm auch Angehörige anderer Völkerschaften als Hersteller an. Ich äußerte mich darüber an verschiedenen Stellen und sprach auch in den Verhandlungen unserer Gesellschaft in diesem Sinne wiederholentlich nur von sogenannten Buschmannzeichnungen. Allerdings stand ich mit meiner Ansicht ziemlich vereinzelt da.

Beinahe durch ganz Afrika gehen nun erstens gewisse Kritzeleien, teils in den Felsen eingeritzt oder gehauen, teils an überhängenden, vor Regen geschützten Felswänden mit einer Art Mineralfarbe (Rötelstein) ausgeführt. So manche von diesen Zeichen sind Buchstaben ähnlich und wurden daher von verschiedenen Reisenden als „Inschriften" bezeichnet. Gewiß finden sich unter den Zeichen solche, die man als Buchstaben einer unbekannten Schrift deuten, bzw. sie dafür ansprechen kann, neben vielen unbestimmbaren, wohl willkürlichen Kritzeleien. Doch darauf soll hier nicht eingegangen werden, ebenso nicht auf die früher von mir einmal abgebildete sogenannte Inschrift in Maschonaland.

Nun gibt es aber in Südafrika eine größere Anzahl von in den Felsen eingeritzten bzw. geschlagenen Zeichnungen von Tieren und Menschen und farbigen Malereien von Jagd- und Kampfbildern. Das Alter der letzteren ist sehr schwer festzustellen. Es ist anzunehmen, daß in gewissen sehr trockenen Gebieten, also solchen mit seltenen Regenfällen, sich Malereien, wenn sie an einer überhängenden Felswand angebracht sind, wo der Regen oder Sand, der ja bekanntlich, durch

Digitized by Google

Wind bewegt, auch abschleifend wirken kann, nicht herangeschlagen wird, sehr lange halten können, namentlich, wenn die Farben, wie einige sachverständige Gewährsmänner schrieben, sich in den Felsen eingefressen haben. Aber an allzuvielen Stellen wird dieses in Südafrika wohl nicht der Fall sein, und ein größerer Teil der Malereien, bzw. Zeichnungen wird daher kein zu hohes Alter haben.

Was nun die Ausführung der Malereien anbelangt, so ist diese doch recht verschieden. Meistens kann man sie nur als eine rohe und stümperhafte bezeichnen, wenn auch solche, die eine sehr gute Beobachtungsgabe und einen gewissen „Schwung" des Künstlers zeigen, vorkommen. Jedenfalls stehen doch die Höhlenzeichnungen von Altamira und mancher französischer Grotten im Durchschnitt auf einer anderen Stufe. Kopien von sogenannten Buschmannmalereien waren früher selten nach Deutschland gekommen (dagegen in den letzten Jahren vor dem Kriege in größerer Zahl). Daher legte ich gelegentlich der Diskussion eines im Februar 1906 von Herrn v. Luschan über Buschmänner und die alten Bauten von Zimbabwe gehaltenen Vortrages eine Anzahl von solchen Blättern in der Sitzung vor, die sich im Besitze des Museums der Mission I in Berlin befanden, ebenso Schweißschaber der Bawenda bzw. Zulu, die mit Figuren von Menschen und Tieren im schwarzen Strichelungsmuster verziert waren. Die letzteren waren neueren Datums und stammten also nicht von Buschleuten, sondern sogenannten Bantustämmen. Zur Klärung der Frage, ob die Originale zu den im Museum befindlichen Kopien der Felsmalereien wirklich von Buschleuten stammten, hatte ich mich an den damals in Südafrika lebenden Herrn Missionar Procesky, der sie in den ersten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an Ort und Stelle gemacht hatte, gewandt und ihn um nähere Aufklärung gebeten. Ich erhielt ein Antwortschreiben, das ich wegen seiner Wichtigkeit im Jahrgang 1906 in Anschluß an die Diskussion auf S. 923—925 zum Abdruck gab.

Herr Procesky stellte sich auf den Standpunkt, daß die Buschleute nicht die Verfertiger der Bilder gewesen sein könnten, da sie auf einem zu tiefen Kulturstandpunkt ständen. Diejenigen, welche sich eingehender für die Sache interessieren, lesen am besten die betreffenden Stellen nach. Hervorgehoben soll noch werden, daß Procesky an einer Felswand ein Bild, von dem er leider keine Kopie anfertigte, gesehen hat, wo ein Mensch auf einem Elefanten reitet. Er meint wohl nicht ganz mit Unrecht, daß der Maler dies gesehen haben müsse, „sein Volk also die Elefanten gezähmt hätte". Das letztere wäre ja nicht unbedingt nötig gewesen, wohl aber hätte der Künstler unter einem Volke leben müssen, das Elefanten als Reittiere verwendete.

Die Gründe, welche Procesky anführt, daß die Buschmänner, welche er kennen gelernt hatte, nicht auf der Stufe standen, um derartige farbige Zeichnungen auszuführen, mögen für seinen Fall zutreffen, aber in derselben Sitzung legte ich einen Bogen mit Malereien vor, die allerdings wohl auf Bestellung in Südafrika von einem Buschmann gemacht worden waren und den, wie ich später herausfand, schon im Jahre 1881 Herr Missionar Nauhaus (nicht Neuhaus, wie in Folge eines Druckfehlers auf S. 925 der Verhandlungen von 1906 steht) in der Sitzung unserer Gesellschaft gezeigt hatte, also doch wohl als Beweis dienen muß, daß Buschmänner derartige Malereien machen können und gemacht haben.

Ich möchte auch noch auf ein Werk von J. P. Johnson, The Pre-Historic Period in South-Africa, hinweisen, das ich im Jahr-

Digitized by Google

gang 1913 unserer Zeitschrift, S. 905, besprochen habe. Im 8. Kapitel behandelt Johnson auch Petroglyphen und Felsmalereien und nennt dabei Buschmänner, Bantu und prähistorische Bantu. An anderer Stelle spricht er auch von Solutréenvölkern Afrikas usw. Mit dem Worte prähistorische Bantu läßt sich natürlich nichts anfangen. Es zeigt nur die Verlegenheit beim Bezeichnen oder Erklären gewisser vorgeschichtlicher Vorgänge. Das Wort ist noch unglücklicher, wie die so oft gebrachte Anführung von „Hamiten". Linguistisch kennen wir eine hamitische Sprachgruppe, und es ist gewiß von großem Werte bei der Forschung in Afrika, wenn „sichere" hamitische Worte oder Sprachbildungen in den verschiedenen Teilen Afrikas festgestellt werden, aber anthropologisch (und wohl auch ethnologisch) läßt sich mit dem Worte „Hamiten" in sehr vielen Fällen nichts anfangen, da somatisch sehr verschiedene Völkerschaften angeblich die gleichen hamitischen Sprachverwandtschaften haben.

Bei den Felsmalereien sollte man bezüglich des Alters derselben auch folgendes berücksichtigen: Man kann in Afrika, wie ich schon wiederholt anführte, nicht die Steinzeitfunde in zeitlich so bestimmt abgegrenzte Perioden einteilen, wie bei uns. Gewisse Formen sind gewiß Tausende oder gar eine Anzahl von Tausenden von Jahren alt, ebenso alt vielleicht wie in Europa, aber sie sind einer hohen Wahrscheinlichkeit nach auch Tausende von Jahren gleichmäßig in derselben Form hergestellt worden, hat man doch bis in die neuere Zeit in einigen Gegenden Afrikas noch Steinwerkzeuge gebraucht! Sehr groß sind allerdings die Ähnlichkeiten, ja sogar oft Übereinstimmungen zwischen den Funden in Nord- und Südafrika, nicht nur bei Steinwerkzeugen, sondern z. B. auch bei den auf Straußeneierschalen eingeritzten Mustern, z. B. bei solchen sicher sehr alten Stücken, die P. Spatz in der Innersahara fand, und den alten und neuen von den Buschleuten benutzten.

Es würde den Rahmen dieser kurzen Erörterung überschreiten, darauf näher einzugehen. Viel bleibt da noch der tiefer eindringenden systematischen Forschung zu tun übrig. Keine Frage ist es, daß in Afrika selbst Zusammenhänge des Nordens mit dem Süden, aber auch Berührungen und Beeinflussungen mit anderen benachbarten Erdteilen gewesen sind. So werden denn auch die Felsmalereien und Zeichnungen zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Völkern gemacht worden sein, teils selbständig, teils durch Nachahmungstrieb. Es ist zu bedauern, daß wir Deutschen jetzt nur in wenigen Fällen auf diesem früher so vernachlässigten Gebiet Forschungen in Afrika machen können. Hoffen wir, daß sich die Zeiten darin bald ändern werden. Die kleine Abhandlung ist durch Zufall erst jetzt im Druck erschienen, erfreulicherweise haben sich in der letzten Zeit die Möglichkeiten eigener deutscher Forschungsreisen in verschiedenen Gegenden Afrikas wieder gehoben.

Digitized by Google

Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika.

Von
Hermann Baumann.

I. Einleitung.

Seit Bachofen sein Werk über „das Mutterrecht" schrieb, und nachdem nunmehr das erste Viertel des 20. Jahrhunderts schloß, liegen über 60 Jahre heftigen Kampfes um die Frage der Entstehung menschlicher Gesellschaftsformen hinter uns. Der ungeheure Einfluß des gelehrten Schweizers auf die Sozialwissenschaft ist unbestritten. Seit seinen aus der Kulturwelt der Antike schöpfenden Untersuchungen blieb die Frage nach Ursprung, Geschichte und Bedeutung des Mutterrechtes ein Kernproblem der Kulturgeschichte. Mit dem Bekanntwerden neuer Erdstriche und neuer Kulturwelten, mit dem Aufblühen der Wissenschaft von der Kultur der primitiveren Menschheit, der Ethnologie, wurde das zur Verfügung stehende Tatsachenmaterial schier unübersehbar. Die Westermarck, Starcke, Dargun, Post und Kohler nahmen sich dieses Stoffes ganz besonders an; die beiden letzteren gingen ihm mit dem Rüstzeug der von ihnen begründeten vergleichenden Rechtswissenschaft zu Leibe.

Aber das Material war trotz aller Fülle noch zu gering, um den aus ihm entwickelten Theorien längeren Bestand zu verleihen. Man setzte sich über die Lücken der Tatsachen mit spekulativen Erörterungen hinweg und stellte starre, geradlinige Entwicklungsschemen auf. Die Masse der Völker erschien jenen Gelehrten als ein homogenes Ganzes ohne innere kulturelle Differenzierung. Erst Grosse (Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. Brg. 1896) hat durch Aufstellung seiner Wirtschafts- und Gesellschaftstypen Bresche geschlagen für eine Auffassung, wie sie heute immer stärker Geltung erlangt. Diese Auffassung geht von der Überzeugung der Differenzierung und der zeitlichen Wandelbarkeit der primitiven Kulturen aus. Die Kulturkreislehre hat die von Grosse weitsichtig erkannten Kulturgruppen fast im ganzen Umfange aufnehmen können. Vaterrecht und Mutterrecht wurden zu wichtigsten Kulturkriterien, wie es für die Wirtschaft der Hackbau und die Viehzucht, für die Religion der Animismus und Zauberglaube waren. Man stellte fest, daß die älteren Völker vaterrechtlich, die jüngeren mutterrechtlich organisiert waren; man kam also zu dem gerade entgegengesetzten Resultat wie die älteren Soziologen, welche das Mutterrecht aus der Promiskuität und Gruppenehe herleiteten und in ihrem Schema das Vaterrecht dem Mutterrecht folgen ließen. Heute liegen die Dinge so, daß man geneigt sein könnte, die primitive Menschheit in zwei grundverschiedene Hälften einzuteilen, von denen die eine alle vaterrechtlichen (totemistische und viehzüchterische), die andere alle mutterrechtlichen Völker (hackbauende und animistische) umfaßt. Beide wurzeln in der primären Kulturschicht der Sammler und Jäger. Die neueren Publikationen P. W. Schmidts (Völker und Kulturen Band I. Regensburg 1924) und Graebners (Das Weltbild der Primitiven. München 1924) lassen diese grundsätzliche Zweiteilung immer mehr als sicher erscheinen.

Tatsächlich ist das Mutterrecht und das Vaterrecht ein vorzügliches Kriterium für den sozialen Zustand im speziellen und das kulturelle Niveau im allgemeinen. Da die ganze politische Verfassung der Primitiven auf der Sippe, dem Clan, der Großfamilie oder dem Dorf basiert

Digitized by Google

und selten zu einer Stammesverfassung wird, so ist die Bedeutung der Familie als der Keimzelle fast aller dieser Verbände offenbar. Die beiden Sippen, welche sich in einem Ehebund vereinigen, haben jedoch auf die Lebensnormen der Familienglieder, vor allem der Kinder, so große Rechte, daß die Selbständigkeit der Einzelfamilie erheblich gemindert erscheint. So sind auch die Rechte des Vaters oder die der Mutter über die Kinder fast völlig Rechte der Sippen, welche sich verschwägert haben. Der Vater und noch mehr die Mutter sind sowohl bei Vaterrecht wie bei Mutterrecht nur die Sachverwalter ihrer Sippen; in mutterrechtlichen Verhältnissen geht diese Verwalterschaft auch noch auf den Bruder der Mutter über. Vaterrecht und Mutterrecht sind also weniger Familienrechte als Sippenrechte, die aber im ganzen sozialen Leben von allerhöchster Wichtigkeit sind, denn die Rechte der Sippen auf Kinder und Güter der Einzelfamilien weisen in allen sozialen Normen ihren Niederschlag auf.

In Afrika fällt Vaterrecht (also das Recht der Sippe des Vaters auf dessen Kinder und Güter) vielfach auch mit Patriarchat (also dem unbeschränkten Recht des Vaters über seine Familienangehörigen) zusammen, selten oder nie aber das Mutterrecht mit Matriarchat. Nie hat die Mutter unbeschränktes Verfügungsrecht über ihre Familienglieder. Nur ihr Bruder, der Älteste ihrer Familie, gebietet über ihren Nachwuchs. Selten untersteht ihm ihr Gatte. Mutterrecht ist in Afrika identisch mit Avunkulat.

Als Vaterrecht kann man eine Gruppe von Rechtsbeziehungen ansprechen, die die personale und sachliche Zugehörigkeit innerhalb der Einzelfamilie in bezug auf die Vatersippe regelt. Die Vaterfolge bestimmt die Zugehörigkeit des Kindes zur Sippe des Vaters; die vaterrechtliche Erbfolgeordnung sichert der Sippe des Vaters die Sachgüter der Einzelfamilie; die vaterrechtlichen Thronfolgeordnungen gewährleisten der Vatersippe des dahingeschiedenen Häuptlings oder Monarchen die Oberherrschaft eines bestimmten Gebietes. Ganz ähnlich umfaßt das Mutterrecht die Mutterfolge (Zugehörigkeit des Kindes zur Muttersippe), die mutterrechtlichen Erbfolgenormen und die Thronfolgeordnungen in mütterlicher Linie.

Das wichtigste Element ist die Vater- oder Mutterfolge, welche die sippenrechtliche Stellung des Kindes festlegt. Auch alles Sachenrecht hängt mehr oder weniger davon ab. Die Erbfolgeordnung kann wohl einmal ausnahmsweise anders geregelt werden, als es bei der herrschenden Sippenfolge zu erwarten wäre, aber im allgemeinen bedingt die Zugehörigkeit der Kinder zur betreffenden Sippe auch die Vererbung der Güter. Anders ist es mit der Thronfolge. Hier können in der Dynastie ganz und gar verschiedene Sippenrechte maßgebend sein, wenn die Herrscher völkisch von den Unterworfenen verschieden sind — und bei den afrikanischen entwickelteren Staatsformen ist das meistens der Fall.

In dieser Untersuchung des afrikanischen Vater- und Mutterrechtes wurde in erster Linie auf die Sippenfolge und auf die Vererbung der Güter Wert gelegt. Die Thronfolgeordnung wurde nur da berücksichtigt, wo sie mutterrechtliche Eigenart aufwies oder dem bei den Unterworfenen herrschenden Sippenrecht widersprach. Aus der Fülle der sekundären sozialen Erscheinungen, die sich aus dem herrschenden Sippenrecht ergeben, wurden nur in besonderen Fällen einige herausgegriffen. Hierher gehören etwa die Sitten bei der Namengebung, die Familienopfer, das Nachziehen des Mannes in das

Digitized by Google

Dorf der Frau, die Rechte des Mutterbruders am Brautpreis und überhaupt das enge Verhältnis von Mutterbruder und Schwestersöhnen. Erst im vierten Abschnitt bei Behandlung der Spuren des Mutterrechtes in vaterrechtlichen Gemeinschaften werden auch diese Dinge berücksichtigt, wo sie sich bei sonst geschwundenen stärkeren Grundanschauungen (Sippenfolge und Erbrecht) erhalten haben. Fast ganz ausgeschieden wurde das Scheidungsrecht, da uns die Berichterstatter in den meisten Fällen über die verschiedenen Rechtslagen (Schuld der Frau, des Mannes; gemeinsames Verschulden) nur recht ungenügend unterrichten. Mangel genauer Berichte war auch die Ursache für die Nichtberücksichtigung der sich aus den Heiratsgesetzen ergebenden sippenrechtlichen Folgerungen. Die Vererbung des Totems unterlag hier ebenfalls nicht näherer Untersuchung. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich das Totem fast überall vom Vater auf den Sohn vererbt. Wo ein anderer Usus herrscht, wurde das erwähnt. Selbst in mutterrechtlichen Gemeinschaften wird das Totem mit Vorliebe nach dem Vaterstamm vererbt. Das beweist die Zugehörigkeit des Totemismus zu einem vaterrechtlichen Kulturkreis auch in Afrika.

Im folgenden wird zuerst das afrikanische Vaterrecht (Vaterfolge und Vererbung), dann das Mutterrecht (Mutterfolge und Vererbung), die mutterrechtlichen Spuren in vaterrechtlichen Gemeinschaften (Avunkulat, Namengebung, Nachziehen des Mannes, Vererbung usw.) und schließlich das Mutterrecht in den afrikanischen Häuptlingsfamilien (Thronfolge; Frauen des Königshofes usw.) behandelt.

II. Verbreitung und Formen des Vaterrechtes in Afrika.

Wir werden uns in der Folge die geographische Verbreitung und den Formenschatz der durch die verschiedenartige Deszendenz bestimmten Beziehungsweisen innerhalb der Familie und Sippe der Afrikaner praktisch am besten klar machen können, wenn wir nacheinander die verschiedenen geographischen und ethnographischen Provinzen des Erdteils durchwandern. Wir beginnen willkürlich mit den Buschmännern und Hottentotten, gehen zu den Südostbantu, den Sambesivölkern, dem südlichen und nördlichen Deutsch-Ost-Afrika über, um sodann die hamitischen und hamitonilotischen Völker des Osthorns (inkl. Abessinien) zu behandeln, und kehren zu den Völkern des nordwestlichen Bantugebietes zurück. Von Südkamerun aus betreten wir das Gebiet der Völker mit Sudansprachen, um schließlich mit Nordafrika die Untersuchung zum Abschluß zu bringen. Dieser Weg gilt sowohl für die Behandlung des Vaterrechtes, als auch des Mutterrechtes.

Die Buschmänner zeigen bei einer ausgesprochenen Hordenverfassung kaum ausgeprägte Züge einer strengen oder einseitigen Betonung der sonst in Afrika üblichen Sippenverfassung. Ihre Kleinfamilien erweisen deutlich einen Ausgleich zwischen den heiratenden und den eingeheirateten Mitgliedern. Deutlich wird uns das Kompromißbestreben im Erbrecht (s. unten). Es ist ja nur verständlich, daß beim Fehlen einer regelrechten Sippe auch die Exogamie sich nicht entwickeln kann, will man nicht die blutsverwandtschaftliche Scheu der Kleinfamilienglieder als solche auffassen. Ist aber die Sippe und die Sippenexogamie geschwächt, so können wir eine strikte Ausübung eines Sippenrechtes, das der heiratenden oder der angeheirateten Sippe bestimmte Rechte auf den Nachwuchs verleiht, nicht erwarten. Leider können wir aus den überaus spärlichen Berichten über die Sozialorgani-

Digitized by Google

sation der Buschmänner nicht entnehmen, ob wir es hier mit einem Zerfall des Sippensystems oder mit einem urwüchsigen, rein in der gleichberechtigten Stellung von Mann und Weib gründenden Familiensystem zu tun haben. Jedenfalls sind die wenigen Berichte sogar widerspruchsvoll genug, um die Buschmänner nicht als ein homogenes Ganzes zusammenzufassen. So berichtet Passarge von den Kalaharibuschmännern (Passarge [35] S. 106): „Der Mann schließt sich der Familie seiner Frau an und wird ein Mitglied der anderen Sippe. Nur bei der Heirat eines Familienoberhauptes hat die Frau zur Sippe des Mannes überzugehen." Also hätten wir entschiedenes Mutterrecht vor uns, das nur bezüglich des pater familias — verständlich genug bei seiner zentralen Stellung — aussetzt. Dagegen meldet Trenk (M. a. d. d. Sch. 1910. Bd. 23 S. 168), daß bei den Namibbuschleuten voreheliche Kinder, sobald sie erwachsen sind, dem unehelichen Vater zurückgegeben werden müssen. Wenn wir dieser Tatsache auch keinen all zu großen Wert in Hinsicht auf die Deszendenzfrage beilegen dürfen, so muß man doch berücksichtigen, daß bei den meisten Afrikanern, auch den vaterrechtlichen, die vorehelichen Kinder der Mutterfamilie — besonders der mütterlichen Großmutter — gehören. Das deutet daher auf patrilineare Anschauungen. Leider ist der Bericht Trenks im übrigen recht unklar. Im Erbrecht der Buschmänner treten die Widersprüche der Berichterstatter aufs neue hervor. Der ebenerwähnte Trenk (a. a. O. S. 169) berichtet etwa folgendes: Stirbt ein Familienoberhaupt, so geht die Erbschaft auf dessen Frau über, nach deren Tod aber auf den ältesten Sohn, der nach dem Tode des Vaters als Familienoberhaupt gilt. Stirbt ein verheirateter Sohn, so bleibt dessen Witwe nicht bei der Familie des Mannes, sondern geht zu ihren Eltern, beziehungsweise zu ihrer eigenen Familie mit der Hälfte der Erbschaft zurück, die andere Hälfte verbleibt der Familie des Mannes. Ihre noch nicht entwöhnten Kinder nimmt sie mit, um sie später der Familie des Mannes zurückzugeben. Abgesehen von dieser letzteren Beobachtung, die wieder stark für vaterrechtliche Anschauungen spricht, erhellt aus obigen Mitteilungen, daß tatsächlich so etwas bei den Namibbuschleuten besteht, was ich Gleichrecht nennen möchte. Daß die Gattin erben kann, ist nicht einmal immer in mutterrechtlichen Sippenorganisationen der Fall, denn dort ist es die mütterliche Sippe, welche erbt, und nicht die Gattin. Das Erbrecht der letzteren bei den Buschleuten läßt sich nur aus der Schwäche oder der Nichtexistenz der Sippe und dem Bestehen einer starken Gleichberechtigung der Ehepartner erklären. Daß dann der älteste Sohn — als Kind der beiden und nicht als Nachwuchs der Vatersippe — erbt, wenn die Mutter tot ist, ist völlig verständlich. Demgegenüber steht Kaufmanns kurze Angabe, daß die Witwe nichts erbe und der älteste Sohn das ganze Besitztum des Vaters an sich nehme. (M. a. d. d. Sch. 1910. Bd. 23. S. 155.) Sicherlich hat auch er recht. Die einzelnen Buschmannstämme scheinen eben in sozialer Hinsicht stark zu divergieren, je nachdem sie mit den dunklen oder hellen Nachbarn in Kontakt gekommen sind.

Die den Buschmännern physisch und sprachlich zum Teil verwandten Hottentotten sollen nach einer Quelle (bei Post [2] S. 28 zitiert) durch ein streng durchgeführtes Vaterrecht ausgezeichnet sein. Jedoch geht aus den barocken Mitteilungen Peter Kolbs, auf die sich Post zu beziehen scheint, nicht mit Deutlichkeit hervor, ob auch die Sippenfolge, nicht nur das Erbrecht und die Häuptlingsfolge, vaterrechtlich geregelt wird. Nach Kohler, der einen von Burgsdorff beant-

Digitized by Google

worteten Fragebogen bearbeitete (Z.V.Rechtsw. 15. 1902. S. 345 ff.), besteht Vaterrecht, wenn auch in der Namengebung bemerkenswerte mutterrechtliche Spuren nachzuweisen sind. (v. Burgsdorff arbeitete vor allem unter den Kowese bei Gibeon.) Wandres (bei Steinmetz [3]

Karte 1.

Vaterfolge und Mutterfolge (Zugehörigkeit der Kinder).

Vaterfolge (Kinder werden als zur Sippe des Vaters gehörig betrachtet).

Mutterfolge (Kinder werden als zur Sippe der Mutter gehörig betrachtet).

Mutmaßliches Vorkommen der Vaterfolge.

Mutmaßliches Vorkommen der Mutterfolge.

S. 315) erkundet bei den Nama: „die Verwandtschaft wird sowohl durch den Vater- wie durch den Mutterstamm bestimmt." Hier hätten wir also wieder eine Angabe über „Gleichrecht". Wandres antwortet auf den Steinmetzschen Fragebogen; es ist deshalb bei der suggestiven Art

Digitized by Google

solcher Fragestellungen nicht möglich, festzustellen, ob er sich über Bedeutung und Tragweite einer derartigen Antwort klar war. Jedenfalls müssen wir es annehmen. Wenn wir bei den Hottentotten, diesem schick-

Karte 2.

Die vaterrechtlichen Erbfolgenormen.

Erbfolge: 1. Sohn; 2. Bruder.

Erbfolge: 1. Bruder; 2. Sohn.

Bruder und Sohn erben gleichzeitig.

K Koranisches Erbrecht maßgebend.

Die unterbrochenen Schraffuren zeigen das mutmaßliche Vorkommen entsprechender Erbfolgenormen.

salreichsten Viehzüchtervolk Afrikas, eine derartige Auflösung starrer Familienordnungen antreffen würden, wäre das nicht verwunderlich. Es wird schon nicht anders sein als bei den Buschleuten; die Geschichte

Digitized by Google

des Volkes und seine Zersplitterung sind der Grund für die Art der Berichterstattungen. Ob wir ein altes, strenges Vaterrecht — was bei der Wirtschaftsform und dem Erbrecht verständlich wäre — oder ein altes gleichrechtliches Familienverhältnis — was wieder in der hohen Stellung der Frau und vor allem der ältesten Tochter eine Stütze fände — annehmen müssen, muß unentschieden bleiben. Das Erbrecht zeigt nun — wie angedeutet — vaterrechtliche Züge. Von den Nama weiß Schinz ([37] S. 100), daß sie die Vererbung aller Rechte des Vaters sowie des Viehbestandes auf den Sohn kennen. Die anderen Geschwister erhalten das übrige, während die Mitgift der Mutter verbleibt. Kohler-Burgsdorff (a. a. O. S. 347) schreibt: „Das Vaterrecht zeigt sich auch in der Erbfolge; dabei besteht ein Vorrecht des Ältesten. Das Vermögen erbt vom Vater auf die Kinder. Der älteste Sohn erhält vom Nachlaß des Vaters einen größeren Teil wie die übrigen Kinder. Auf je drei Ochsen, welche auf diese letzteren kommen, bekommt der älteste vier Ochsen usw. Sind keine Kinder aus der Ehe hervorgegangen, so sind die Brüder des Mannes seine Erben." . . . „Die Kinder beerben die Mutter." (!) Ähnliches meint der alte Peter Kolb, wenn er sagt ,daß Häuptlingsrechte und das ganze Erbe auf den ältesten Sohn übergehen, nie aber auf die — sonst hochgeehrte — älteste Tochter. Das Erbe bleibt stets im Vaterstamm. (Peter Kolb [29] S. 402.) Auch Fritsch ([25] S. 335 f.) befindet sich in bezug auf das Erbrecht in Übereinstimmung mit Schinz, Kohler und Kolb. Nach ihm soll früher allgemein der älteste Sohn des Verstorbenen der Haupterbe gewesen sein (in Ermangelung dessen der nächste männliche Verwandte); die Töchter sind nicht erbberechtigt, und auch die jüngeren Brüder sind ganz von der Güte ihres ältesten Bruders abhängig. Bei heute besser erhaltenen Stämmen treten diese Verhältnisse noch klar auf. Es scheint aber doch ein Wandel vor sich gegangen zu sein, der sich auch auf die Namaqua erstreckte: Sparrmann (S. 226) versichert ausdrücklich, der jüngste Sohn sei der vornehmste und beinahe alleinige Erbe." Dieser Bruch des Erstgeborenenrechtes hat aber auch im nördlichen Ostafrika — wie wir sehen werden — eine Entsprechung und ist im übrigen für die soziale Entwicklung nicht allzu wesentlich.

Von dem Volksrest der Bergdama, der in den Otavibergen wohnt, wissen wir seit kurzem durch Vedders Buch ([41] Bd. 1, 2) sehr viel Interessantes. Was die Familienfolge betrifft, so gehören bei ihnen die Kinder dem Manne, als dem unbedingten Oberhaupt der Familie. Wenn dieser aber seine Frau entläßt und nicht für seine unmündigen Kinder sorgt, die mit der Mutter gehen, so werden sie ihm — wenn erwachsen — nicht zurückerstattet, wie das sonst wohl üblich ist. Dieselbe Gepflogenheit gilt auch für voreheliche Verhältnisse. (S. 39.) Nach dem Erbrecht der Bergdama kann „eine männliche Person keine weibliche beerben und eine weibliche keine männliche". Der älteste Sohn ist alleiniger Erbe des Vaters. Die älteste Tochter ist alleinige Erbin der Mutter. Die Erbfolgeordnung im Falle eines verstorbenen Mannes ist: 1. ältester Sohn; 2. Großvater (agnat.); 3. ältere Vaterbrüder; 4. jüngere Vaterbrüder; 5. Männer der Vaterschwestern. Die Erben einer Frau sind: 1. älteste Tochter; 2. Großmutter (kognat.); 3. Mutterschwestern; 4. Frauen der Mutterbrüder. (S. 144.) Dazu wäre zu bemerken: es besteht bei den Bergdama ein Besitzrecht der Frau, ein Erbrecht der ältesten Tochter, das dem des ältesten Sohnes ganz gleichgestellt ist; es besteht ferner eine Betonung der Erstgeburt, und vor allem der Aszendenz. Das sind alles Faktoren, welche uns die An-

Digitized by Google

sicht nahelegen, daß es sich hier, ähnlich wie bei den Buschmännern, um ein Familiensystem und kein Sippensystem handelt. Ob hier Auflösung einer alten Sippenorganisation oder schwache Ansätze zu einer solchen vorliegen, wage ich nicht zu entscheiden.

Bis jetzt sind wir Völkern begegnet, welche entweder eine sehr primitive Kleinfamilienorganisation besaßen, oder jedenfalls ihre Sippenorganisation verloren haben. Aber stets war im Erbrecht der älteste Sohn der ausschlaggebende Faktor. Wir sahen bei den alten Hottentotten, deren „hamitische" Abkunft mitten in der Diskussion steht, entschiedenes Erstgeburtsrecht, das auch bei Buschmännern und Bergdama von Wichtigkeit ist. Wir kommen nun zu einer streng ausgeprägten Völkergruppe, die eine Sippenorganisation aufweist, vaterrechtliche Deszendenz und das Erstgeburtsrecht entschieden durchgeführt hat; es ist dies die Gruppe der Südostbantu oder der Kaffern mit ihren drei Zweigen der Zulu, Betschuanen und Kosa.

Schon Frazer ([1] II. S. 382 f. u. 379) hat hierhergehörige Angaben aus der Literatur gesammelt. Von den Amazulu und den Amakosa heißt es: „children take the family title of their father, and are thus free to marry persons of the same family-title as their mother, provided that no blood-relationship can be traced between them." Bei den Amazulu scheint aber letztere Einschränkung wegzufallen, da sich Frazer dabei nur auf die Kosastämme (Pondo, Tembu usw.) bezieht. Auch Fritschs Beobachtungen über die sozialen Verhältnisse der Amazulu ([25] S. 142 u. a.) scheinen überall strenge Vaterfolge vorauszusetzen, ohne daß dies jedoch ausdrücklich gesagt wird. (Fritsch behandelt aus der Tatsachenmasse des Vaterrechtes stets nur die Vererbungsregeln für Thron und Besitz.) In dem „Compendium of Cafir-Laws and Customs", das von Maclean herausgegeben wird (33), berichtet Warner von den Stämmen Britisch-Caffrarias — also wohl den Amakosa —: „children belong solely to their father and the mother has no claim whatever to them under any circumstances." (S. 74.) Fast wörtlich stimmt damit überein, was Kropf ([30] S. 162) über diese Materie aussagt. Dieser Autor, der vor Warner schon zeitlich die Priorität beanspruchen darf, fügt für die Zulu hinzu, daß beim Tode der Mutter unerwachsene Kinder wohl zur mütterlichen Großmutter gehen, aber wieder zum Vater zurückkehren müssen, wenn sie erwachsen sind. (S. 151.) Nach Decle (s. Frazer [1] S. 383) scheinen auch die Matabele, also jener nördlich des Limpopo wohnhaft gewordene Zulustamm, ausgeprägte Vaterfolge zu haben („relationship is reckoned only in the male line"). In Ostgriqualand, im Distrikt Matatiele, wohnt ein Teil der Fingunation, die Amahlubi. Marx (bei Steinmetz [3] S. 348) schreibt: „Die Verwandtschaft wird durch Vater- und Mutterstamm vermittelt". Wenn das nicht ein Mißverständnis des ungeschulten Beobachters ist, das bei der kategorischen Fragestellung des Steinmetzschen Fragebogens verständlich wäre, so hätten wir wieder einen Fall von „Gleichrecht". Auch hier ist es ein stark zersplitterter und zusammengewürfelter Volksstamm, wie die Fingu ihn darstellen, der uns in seinem Teilglied, den Amahlubi, entgegentritt. Das Erbe jedenfalls steht dem erstgeborenen Sohn in vollem Umfange zu. (S. 355.) Das Erbrecht der Amakosa ist uns von Fritsch (S. 92), Warner (a. a. O. S. 74 f.), Brownlee (bei Maclean [33] S. 120) und Kropf (a. a. O. S. 161 ff.) geschildert worden. Fritsch, Kropf und Brownlee berichten vom Erbrecht des ältesten Sohnes der Hauptfrau; Maclean hingegen weiß von einer derartigen Bevorzugung des Hausstandes der Erstfrau („ibotwe") nur

Digitized by Google

im Falle des Todes des Vaters ohne Verfügungen; sonst erbt stets der älteste Sohn in der Reihe aller Söhne aller Frauen. Jedoch müssen wir dem übereinstimmenden Bericht der anderen drei Forscher den Vorzug geben. Maclean und Kropf führen als nächste Erbanwärter — falls kein Sohn vorhanden — an: Vater, ältester Bruder, ältester Sohn des Großweibes des Vaters. Frauen erben nie. Wir haben also streng vaterrechtliches Erbrecht vor uns. Die erbrechtliche Lage bei den Amakosa sowohl als bei den Amazulu wird durch die strenge Rechtsverteilung innerhalb des polygamen Haushaltes erschwert. Doch diese Feinheiten des Erbrechtes interessieren uns, die wir nur nach allgemeinen Gesichtspunkten und Ordnungen fahnden müssen, nicht wesentlich. Das Erbrecht der Amazulu ist nach Kropf wie dasjenige der Amakosa (s. a. a. O.).

Von den Thongastämmen, welche Britisch-Thongaland (als Baronga) und Portugiesisch-Ostafrika bis zum Sabiefluß bevölkern, haben wir durch Junod [28] aufschlußreiche Nachrichten erhalten. Junod kommt in der zweiten, englischen Ausgabe seines Buches „Chez les Baronga" durch erhebliche Ausdehnung seines Untersuchungsgebietes nach Norden immer mehr zur Ansicht, daß das unbestreitbar vorhandene Vaterrecht („the family is decidedly agnatic. The father's-right is paramount" S. 251. Bd. I) die Stelle eines ehemals vorhandenen Mutterrechts eingenommen haben müsse. Er scheint — besonders ermuntert durch die englische Soziologenschule der Rivers, Frazer und Sidney Hartland — in den von ihm entdeckten „matriarchalen" Gebräuchen, vor allem in dem engen Verhältnis zwischen Schwesterkindern und Mutterbruder, Überreste eines verschwundenen Mutterrechtes zu sehen. Mit der vorgefaßten Meinung von der Richtigkeit der alten sozialen Stufentheorie: Promiskuität — Gruppenehe — Matriarchat — Patriarchat, hat er versucht, dieses Schema auf die Verhältnisse der Thonga anzuwenden. Er nahm ein altes Mutterrecht an, aus dem sich das Vaterrecht entwickelt hätte, ohne auch nur den umgekehrten Fall ins Auge zu fassen oder zu versuchen, eine kulturhistorische Erklärung für den Wandel der sozialen Beziehungsformen zu erbringen. Da, wie er sagt, keinerlei Erinnerung an ein ehemals allgemein verbreitetes Mutterrecht mehr vorhanden ist, folgert der sonst so kluge und nüchterne Verfasser, daß eben das Mutterrecht schon lange verschwunden sei. „Genealogies, which are the oldest records of the tribe, mention only the ancestors of the father. They are recalled much better than those of the mother." I. S. 257). Wir ersparen es uns, auf diese Erklärung mutterrechtlicher Gebräuche bei den Thonga schon jetzt einzugehen. Das wird besser bei der Behandlung des „Mutterrechtes in vaterrechtlichen Gemeinschaften" geschehen können. Jedenfalls ist die Erklärung Junods aus dem Bestreben etlicher weniger Ethnologen, welche der veralteten sozialen Stufentheorie zu neuem Leben verhelfen wollen, zu verstehen. Es ist bedauerlich, daß Junod diesem Bestreben gefolgt ist. Das Erbrecht der Thonga ist streng vaterrechtlich. Die Söhne allein sind die Erben. Ihnen gehören sowohl der bewegliche Besitz, als auch die Frauen (a. a. O. S. 257).

Der nördlichste Zulustamm, die bis nach Deutsch-Ostafrika vorgedrungenen Wangoni, haben nach A. Werner und Rattray (s. bei Frazer [1] II. S. 399), wie die Südzulu, Vaterfolge. Miß Werner ([65] S. 253) schreibt anläßlich der Schilderung des Mutterrechts der Anyanja am Nyassa: „some tribes of Anyanja east of the lake have

Digitized by Google

in addition to this, a system of agnatic descent, through the father, called „chilawa". This may be borrowed from the Zulus (who always count descent in this way, though the importance assigned to the maternal uncle is probably a survival of a former state of things) and the more southern tribes call it the Angoni system." Die Erbfolge ist die in Ostafrika häufige Sohn-Brudervererbung. (Also: der Bruder folgt in dieser Erbenanordnung den Söhnen, wenn diese nicht mehr vorhanden sein sollten.)

Der dritte Zweig der Südostbantu umfaßt die Betschuanen und die zu diesen gehörigen Basuto. Von den letzteren meint Casalis ([23] S. 188), daß bei einzelnen Stämmen die Familie „noch" unter dem Mutterbruder stünde, während im allgemeinen Vaterrecht herrsche. Dieses „noch" ist gewiß auf das Konto derselben Mutterrechtstheorien des 19. Jahrhunderts zu setzen, von denen ich anläßlich des Thonganischen Vaterrechtes sprach. Ob Casalis hier lediglich das Avunkulat im Auge hat, oder ob er reines Mutterrecht beobachtet, geht aus seinem Bericht keineswegs klar hervor. Merensky (34), der die nördlichen Basuto und Betschuanen Transvaals behandelt, schreibt, daß: „wenn der Mann stirbt, die Kinder nicht der Frau, sondern den Erben des Mannes, als den Erben des für die Frau gezahlten Viehes angehören und im Notfalle folgen müssen" (S. 103.) Erbe ist dabei stets der älteste Sohn. Mehr mit dem Bericht Casalis' stimmt überein, was Minnie Cartwright (F. L. XV. 250 f.) schreibt: Danach gehört das erstgeborene Kind den Eltern der Frau, die wirklichen Eltern haben keinen Anspruch auf das Kind mehr. Wenn es ein Mädchen ist, so erhalten die Großeltern mütterlicherseits auch den Brautpreis. Alle folgenden Kinder gehören dem Vater allein. Es ist ernsthaft zu erwägen, ob wir es hier tatsächlich noch mit Vaterrecht zu tun haben, zumal wir die Strenge des Erstgeburtrechtes bei den Südostbantu kennengelernt haben. Daß der Mutterbruder eine überaus wichtige Stellung in der Basutogesellschaft einnimmt, wird aus dem Bericht Mabilles (J. A. S. V. 1905/06. S. 244) klar: „in all family transactions the „malome" or the mother's brother has the first right to the cattle, and over his nephews and nieces" (s. auch die Aufzählung der Rechte des Mutterbruders bei Frazer ([1] II. S. 379 ff.). Derselbe Mabille weist aber auch darauf hin, daß der Haupterbe bei den Basuto der Sohn der Hauptfrau sei, den im Notfalle die anderen Söhne und weiterhin die Brüder ersetzen, also die typisch vaterrechtliche Erbordnung. Auch Fritsch betont, daß die Betschuanen dasselbe Erbrecht wie die Amakosa besitzen. Schließlich meldet Heldt, ein Gewährsmann Kohlers (Z. V. Rechtsw. 15. 1902. S. 325), von den um Gobabis (D. S. W.-Afrika) sitzenden, weit nach Westen versprengten Betschuanen: „Es besteht Vaterrecht, das Kind folgt stets der Familie des Vaters, auch bei verschiedenen Formen der Ehe" . . . „Das Vermögen erbt vom Vater auf die Kinder; im Erbrecht besteht kein Unterschied zwischen freien und unfreien Söhnen, zwischen Söhnen und Töchtern." Letztere Angabe ist aus den wiederholt im Bericht betonten starken Zersetzungserscheinungen bei diesem Volk zu erklären. Als Resultat können wir zusammenfassen: Die Betschuanen und Basuto haben durchgehend vaterrechtliche Erbfolge, nicht durchgehend patrilineare Deszendenz, bestimmt aber stark entwickeltes Avunkulat, wie es sich auch sonst bei vaterrechtlichen Ostafrikanern häufig findet.

Es bleibt uns noch, die Angaben Livingstones ([31] S. 285) über die schon vor ihrem völkischen Tod zersplitterten und zusammengewürfelten Makololo am Sambesi auf ihren Wert für unsere Unter-

Digitized by Google

suchung zu überprüfen. Die Makololo scheinen auch familienrechtlich unter den Einfluß der mutterrechtlichen Sambesivölker geraten zu sein. Nur so erklärt sich Livingstones Bericht, daß der Gatte hier seinem Schwiegervater eine Anzahl Kühe nicht als Brautpreis, sondern sozusagen als Kaufsumme für die der Ehe entsprossenen Kinder zu zahlen hat. Nur unter dieser Bedingung kann er sie seiner Familie gewinnen; „otherwise the children would belong to the family of the wife's father."

Über die Völker am Sambesi wissen wir leider nur Ungenügendes. Hier sich ein klares Bild über die Sozialverhältnisse zu verschaffen, ist fast unmöglich. Wo wir näheres wissen, wie über die Baila (Maschukulumbwe), die Bakaonde (südlichste Baluba), Awemba und Anyanja (Mangandscha) haben wir es mit Stämmen mit mutterrechtlicher Deszendenz zu tun. Von den vaterrechtlichen, östlichen Ausläufern der letzteren wurde schon oben gesprochen. Patrilinear sind aber die Sippen der Vandau (nach Boas, Z. E. 1922. S. 49) in der weiteren Umgebung von Beira und Sofala, weiter jene der Winamwanga in Nordost-Rhodesien, welche in unmittelbarer Nähe der obengenannten Awemba wohnen (Gouldsbury and Sheane [49] S. 173). Chisholm (J. A. S. IX. 1909/1910. S. 384) erwähnt, daß eben diese Winamwanga vaterrechtliche Deszendenz als Norm anerkennen „excepting in the case of those, who are descended from the chief, and are quite out of the line of inheriting the kingdom. These take the mother's family-name". Wir treffen also hier zum erstenmal eine eigenartige Erscheinung der afrikanischen Soziologie. Wir werden in der Folge noch des öfteren auf die Zweiteilung eines Volkes in patrilineare Untergebene und matrilineare Herrscher zu sprechen kommen; gerade in den Gebieten hoher politischer Entwicklung in Afrika wurden die Herrscher die Hüter „matriarchaler" Sitten. Das ist besonders im Sudan der Fall, wo vom Senegal bis nach Abessinien ununterbrochen Feudalstaaten entstanden, verfallen und wieder entstanden sind.. Über die mutmaßlichen Ursachen dieser Erscheinung spricht der dritte und vierte Abschnitt. Hier bei den Winamanga jedenfalls ist diese Besonderheit der Herrscherschicht höchstwahrscheinlich auf die Herkunft dieser letzteren aus einem der mutterrechtlichen Völkerkomplexe des Sambesi-Kongo-Zwischengebietes zurückzuführen. Die Erbfolge bei den Winamwanga ist: Vom Vater auf den Sohn, wenn kein Bruder vorhanden ist, der das Erbvorrecht genießt. ([49] S. 173.) Eigenartigerweise scheinen, nach derselben Quelle, die sonst mutterrechtlichen Awemba ihre Erbfolgeordnung patriarchal zu regeln. Es erbt dort zuerst der Bruder; falls dieser unzurechnungsfähig ist, der Sohn. Wenn ausreichend Vieh vorhanden ist, kann der Erbe seinen jüngeren Brüdern etwas abgeben. Schwestern und Töchter erben jedoch nie (a. a. O. S. 59). Das patriarchale Erbrecht der Wabemba am Moerosee spricht dem Bruder das Vorrecht zu, dann kommen die Brudersöhne und schließlich die Söhne zur Erbschaft.

Hatten wir bis jetzt das patriarchale Bruder-Sohn-Erbrecht, so herrscht bei den Mashona-Baroswi und den Sena im südlichen Sambesigebiet das Erbrecht des ältesten Sohnes, wie es uns von der Kafferngruppe so vertraut ist. Bei den Sena allerdings ist diese Rechtsnorm offensichtlich jungen Datums. Monteiro Lopez schreibt (J. A. S. VI. 1906/07) von der Vererbung der „headship of butaka (family)" folgendes: „in this a man is succeeded by his next eldest brother, or failing brothers, his eldest uncle; but in some places it is already

Digitized by Google

usual for the succession to pass to the eldest son." Der Sohn nimmt in einem solchen Fall auch die Frauen des Vaters, außer seiner eigenen Mutter, zu sich. Dasselbe meldet Tabarer (J. A. S. IV. S. 328 f.) von den Mashona (Baroswi). Die Erbschaft geht an den ältesten Sohn; sind keine Söhne da, so erbt der Vater des Verstorbenen alles, außer den Frauen, die dann an des Verstorbenen Brüder übergehen. Seltener erbt der Bruder vor den Söhnen. Peter (Z. A. E. VI. S. 280 f.) erwähnt das Vaterrecht von den Marawi.

Zwischen Sambesi und Rufidji wohnen mutterrechtliche Völker, wie die Makua, Makonde, Wamwera und Wayao. Erst im südwestlichen Deutsch-Ostafrika beginnt ein neues — fast ununterbrochenes — Gebiet des afrikanischen Vaterrechts. Hier haben wir zuerst die Wahehe, ein Volk, das sich in seinem Äußern bekanntlich so den räuberischen Wangoni angeglichen hat, daß sie als „Suluaffen" eine gewisse gefürchtete Berühmtheit erlangten. Dempwolff, dem wir so manche Aufklärung über die afrikanische Sippenverfassung verdanken, hat uns auch für die Wahehe zufriedenstellende Aufklärungen geschenkt. (B. A. IV. S. 99 ff.) Er belegt, daß die Sippenfolge sich nach der männlichen Aszendenz richtet, daß der Familienname — auch der der Frauen — sich vaterrechtlich vererbt. Auch die totemistischen Vermeidungen werden nur von der Vaterseite her übermittelt; diejenigen aber, welche weibliche Familienmitglieder — also Mutter, Stiefmutter, Ehefrauen — aus ihren Sippen mitbringen, werden nur im gemeinschaftlichen Haushalt respektiert [1]). Eigentümlich ist nur ein Punkt in der sonst klar agnatischen Struktur der Wahehesippe: Es werden die Kinder von Schwestern, auch wenn sie von verschiedenen Vätern stammen und somit verschiedenen Sippen und Totems angehören, als „Geschwister" bezeichnet. Eine Heirat gilt dann als Blutschande. Dempwolff schließt daraus, daß vor der agnatischen Sippenverfassung eine andere dagewesen sein müsse, deren Reste jene Bezeichnungen und Beziehungen der (Geschwister) Schwesterkinder darstellen. Dempwolff nimmt als eine solche Organisationsform den Totemismus mit Doppelfolge an, wie er ihn noch an anderen Orten Ostafrikas klar ausgeprägt fand. Wie dem auch sei: Heute sind die Wahehe vaterrechtlich. Nigmann ([56] S. 42) bestätigt die patrilineare Vererbung des Totems. Die Erbfolge ist ebenfalls typisch vaterrechtlich. Der erwachsene, älteste Sohn erbt die Hauptmasse des Vermögens. Die anderen Kinder und die Geschwister des Verstorbenen erhalten Pflichtteile (s. Nigmann S. 61).

Vaterrechtliche Deszendenz haben weiterhin die Sippen folgender Völker:

Wasango . . . . . (Heese, A. A. 1913, S. 134).
Washambala . . . . . (Lang-Steinmetz [3], Seite 221).
Wakerewe. . . . . (Hurel, A. VI, S. 284).
Wadschagga . . . . . (Merker, P. M. E. 138, S. 1).
Wakikuyu . . . . . (Routledge [63], S. 145).
Wapokomo . . . . . (Kraft-Steinmetz [3], S. 284).
Wanyaturu . . . . . (Sick, B. A. V, S. 30).
Wagogo . . . . . (Beverley-Steinmetz [3], S. 205).

Nach der Art und Weise, wie über die Kinder nach dem Tode des Vaters verfügt wird, zu schließen, gehören noch hierher:

Kindiga . . . . . (Reche [58], S. 22).
Sandawi . . . . . (Dempwolff [47]).
Wambugu . . . . . (Storch, M. a. d. d. Sch. Bd. 8, 1885, S. 326).
Wafipa . . . . . (Lechaptois [52], S. 146).
Wakarra. . . . . (Paulsen, B. A. IV, S. 40).

[1]) Die Wahehe haben eine Art totemistischer Endogamie, nach der sich zwei Sippen, welche das gleiche Totem haben, vermischen können.

Digitized by Google

Die Wanyamwesi scheinen, wie die vielleicht verwandten Wasango, nach Dessoignies (bei Steinmetz [3] S. 270) gleichrechtlich organisiert zu sein. Ihr Erbrecht ist hingegen unzweideutig vaterrechtlich. Nach Dundas (J. R. A. I. 1921. S. 269) erbt zuerst der Bruder, dann der Sohn, der das Erbe auch erhält, wenn der Vaterbruder stirbt. Ist kein Sohn da, so kann die Tochter das Erbe antreten. Danach scheint es, als ob der Vaterbruder nur als Verwalter des brüderlichen Vermögens fungiert, daß wir hier also ein verschleiertes Sohnerbrecht vor uns haben. Nach Dessoignies (s. a. a. O. S. 277) erben die Söhne nach der Altersfolge zuerst, sodann die Brüder, „Onkel, Neffen nach der Verwandtschaft". Frauen erben nie. Dessoignies zeichnete seine Beobachtungen in Msalala auf. Aber auch Stuhlmann ([14] S. 93) konnte feststellen, daß der Haupterbe der älteste Sohn ist, der die Verpflichtung hat, für seine Geschwister zu sorgen. Ist kein Sohn da, so erben die älteste Tochter und der Bruder halbpart. Sind jedoch keine Kinder da, so fällt das ganze Erbe an den Bruder des Verstorbenen. Nach all diesen Berichten werden wir gut tun, für die große Masse der Wanyamwesi das Erstgeburtsrecht anzunehmen. Auch die Sumbwa Dundas' (s. a. a. O. S. 267), ein Wanyamwesistamm, lassen den ältesten Sohn in erster Linie die Erbschaft antreten. Demselben Prinzip huldigen sodann die Wadoe (nach Stuhlmann [14]) und die Waseguha (Dundas a. a. O. S. 267). Beide Völker scheinen erbrechtlich stark vom Islam beeinflußt zu sein, denn sie schließen die Frauen nicht von der Erbschaft aus. Bei den Wadoe erben ganz islamisch die Söhne doppelt so viel wie die Töchter. Bei den Waseguha treten die Töchter das Erbe an, falls keine Söhne mehr vorhanden sind. Wie die südlichsten Somali haben auch die Suaheli das ihnen vom Koran vorgeschriebene Erbrecht (s. u. a. Hildebrandt. Z. E. 1878 S. 406). Danach erben die Söhne 1 Teil, die Töchter $^1/_2$ Teil. Das alteinheimische Recht der männlichen Erstgeburt oder doch der Söhne im allgemeinen, ist noch bei folgenden Bantu und hamitisierten Bantu Deutsch-Ostafrikas verbreitet:

Wakerewe: (ältester Sohn — jüngere Söhne — Vater — Bruder) — Hurel, A. VI, 285.
Wagogo: (ältester Sohn — Brüder vom selben Vater) — Paulsen, B. A. VI, S. 163.
Wanyaturu: (Söhne — „Neffen" [wohl Brudersöhne]) — Sick, B. A. V, S. 33.
Sandawi: (Söhne) — Dempwolff (47), S. 117 f.
Wakikuyu: I; (Söhne — Vater — Bruder — „Onkel") — Dundas, J. R. A. I. 1921, S. 268.
Wakikuyu II; (Söhne — Bruder als Vormund) — Routledge (63), S. 143 ff.
Südl. Wakikuyu: (ältester Sohn — Söhne — ältester Bruder) — Tate, J. A. S. IX, S. 238 u. 247.
Wagiriama: (Söhne — Brüder) — Barrett, J. R. A. I. 41, S. 25 f. (s. a. Dundas a. a. O., S. 267.)
Wasania: (ältere Söhne — jüngere Söhne — ältester Bruder) — Barrett, wie oben, S. 33.
Wakamba: (Söhne — Vater — Bruder — „Onkel") — Dundas, J. R. A. I. 1921, S. 268.
Watheraka: (Söhne — Vater — Bruder — „Onkel") — Dundas, wie oben, S. 268.
Wadschagga: (ältester Sohn der Hauptfrau — andere Söhne) — Merker, P. M. E. 138, S. 1 (s. a. Dundas a. a. O., S. 268, Söhne — Brüder).
Waribe u. Warabai: („male primogeniture" — bei Unmündigkeit der älteste Vaterbruder) — Johnstone im J. R. A. I. 32, S. 267.

Etwas geteilt sind die Meinungen der Forscher über das Erbrecht der Wapare. Dundas (J. R. A. I. 1921. S. 267) rechnet die Wapare zu den Völkern, welche den Söhnen den Vortritt in der Erbfolgeordnung zusprechen. Nach Storch wird hingegen der älteste Bruder oder die Schwester — resp. deren Mann — Universalerbe. Er tritt an die Stelle

Digitized by Google

des Vaters und gibt gewöhnlich den Kindern etwas vom Vermögen ab (M. a. d. d. Sch. 8. 1895. S. 322). Seine Angabe wird um so schwerwiegender, als er hinzufügt, daß sich auch die Jumbenwürde (also das Amt des Dorfschulzen) vom Vater auf dessen Bruder vererbt. Weiber erben praktisch nie. Derselbe Autor berichtet von den Wambugu, daß der Bruder des verstorbenen Familienhauptes Frauen, Felder und Hütten erbt; die Söhne hingegen erhalten alles Vieh und Weideland. Die Jumbenwürde geht an den ältesten Sohn. Wenn man bedenkt, daß die hamitisierten Wambugu ihre Herden hoch schätzen, wie alle Viehzüchter Ostafrikas, so ist es klar, daß der agrarische Erbteil der Vaterbrüder zusammen mit dem Recht über Haus und Hof des Erblassers nur ein patriarchales Zugeständnis ist, das womöglich noch aus einer Zeit datiert, zu der die Wambugu noch nicht ihre heutige Wirtschaftsform angenommen hatten (siehe Storch: M. a. d. d. Sch. 8. 1895. S. 326).

Wir haben gesehen, daß sich bei den Wambugu das Erbrecht der Erstgeburt mit dem des Bruders des Verstorbenen vermischt hat. Einige Völker haben jedoch noch reines Brudererbrecht. Bei den Wangonde und Wahenga im Nordwesten und Norden des Nyassagebietes wird zudem der Einfluß der mutterrechtlichen Nyassavölker spürbar. Die Erbfolgeordnung der Wangonde wird der Reihe nach gebildet 1. durch die jüngeren Brüder von demselben Vater und derselben Mutter; 2. durch die jüngeren Brüder von demselben Vater und von verschiedenen Müttern; 3. durch jeden jüngeren „Bruder"; 4. durch den ältesten Sohn; 5. durch den ältesten Sohn des ältesten Bruders; 6. durch den ältesten Sohn des jüngeren Bruders; 7. durch den ältesten „mwipwa", d. h. den ältesten Sohn der ältesten Schwester; 8. durch den ältesten Sohn einer jüngeren Schwester. Es folgen dann noch die Großsöhne der Geschwister beider Eltern und erst an 15. Stelle erben die Söhne der Söhne oder der Töchter. Mutterrechtlichen Einfluß zeigen die Bevorzugung der Brüder derselben Mutter und die Möglichkeit, den Schwestersohn in die Erbfolge einzubeziehen. Fülleborn ([48] S. 308) bestätigt diese Beobachtungen von seinen Konde. Bei den Wahenga erben der Reihe nach: 1. die jüngeren Brüder derselben Mutter; 2. die anderen Brüder nach dem Alter; 3. der eigene Sohn; 4. der Sohn eines (uterinen) Bruders; 5. der Sohn einer (uterinen) Schwester; 6. der Sohn von „paternal uncles daughter"; 7. der Sohn von „maternal aunts daughter; 8. des Sohnes Sohn; 9. Tochters Sohn; 10. Großsöhne von (uterinen) Brüdern; 11, „great-grandsons of paternal uncles". Diese ziemlich genauen Angaben über die Erbfolge der zwei ostafrikanischen Völker verdanken wir M. Sanderson („The relationship system of the Wangonde and Wahenga tribes. J. R. A. I. 1923. S. 459 u. 453).

Bei den Wabende erben nach den Brüdern die Kinder, dann die Schwestern und Schwesterkinder. Der Häuptling überträgt seine Macht auf den Bruder. Wir dürfen hier — ohne nähere Angaben zu haben — wohl mit Recht eine ähnliche Sachlage wie bei den Wangonde und Wahenga annehmen (s. Avon: A. 1915/16. S. 103). Es ist interessant zu sehen, daß wir es bei den Wabende anscheinend mit einem Volk zu tun haben, dessen alte Sippenorganisation nicht mehr klar erhalten ist, da die Angaben von Avon sowohl, als von Majerus (A. 1915/16 S. 785) darauf hindeuten. Es besteht auch keine totemistische Exogamie, sondern endogame Heiraten innerhalb derselben Totemgruppen sind, ähnlich wie bei den Wahehe (s. oben), gestattet. Der Bruder erbt auch bei den in der Nähe beheimateten Wasango (Heese, A. A. 1913. S. 140) vor den Kindern. Hier ist auch der Unterschied zwischen ererbtem und erworbenem Vermögen stark ausgeprägt und begünstigt

Digitized by Google

so das Brudervorrecht. Lechaptois ([52] S. 116) berichtet von den Wafipa, am südöstlichen Tanganika, daß der älteste Bruder des Verstorbenen Haupterbe wird. Ist kein Bruder da, so erbt der älteste Sohn der ersten Frau. Am Rukwasee hingegen ist mutterrechtliche Vererbung vom Vater auf den Schwestersohn üblich. Frauen und Sklaven sind von der Erbschaft ausgeschlossen. Die Washambala erkennen stets den Nächstältesten der engeren Familie des Vaters als Haupterben an. Jedoch erben auch die Söhne; Schwestersöhne hingegen niemals. Weiber sind nicht erbberechtigt. (Lang - Steinmetz [3] S. 237 f.) Dundas hingegen (J. R. A. I. 1921. S. 267) weiß nur von einem — sicher dem Koran entlehnten — Erbrecht von Söhnen und Töchtern (wie er es auch von den Wakitusika und Wadoe belegt). Derselbe Autor erwähnt — zusammen mit Paulsen (B. A. IV. S. 40) — eine eigenartige Vererbungsordnung der Wakarra am Viktoriasee. Dort erhalten die Brüder des Verstorbenen einen größeren, die Schwestern einen kleineren Anteil. Paulsen berichtet, wie gesagt, dasselbe, fügt aber noch hinzu, daß die Mutter von den Kindern beerbt wird, wobei die Söhne einen größeren Teil des noch vorhandenen Ackerlandes gewinnen, als die Tochter. Danach steht fest, daß bei den Wakarra zweifellos ein Besitz- und Erbrecht der Frauen besteht. Leider sagen uns beide Forscher nicht, ob bei der Beerbung des Vaters durch seine Geschwister diese von derselben Mutter abstammen müssen, oder ob ein beliebiger Bruder resp. eine Schwester das Erbe antreten darf. Die merkwürdige Doppelvererbung geht wohl zweifellos auf eine Familien- und Sippenorganisation zurück, wie sie Dempwolff für die ehemaligen Wahehe annimmt und wie er sie gerade am Viktoriasee gefunden zu haben glaubt.

Ähnlich wie bei den Washambala ist die Erbordnung bei den Wapokomo. Hier erbt die „nächstälteste Verwandte", ebenso können Söhne erben, nie aber Schwestersöhne. (Kraft - Steinmetz [3] S. 289.) Der Bogen des Toten (ein Hauptgerät) der Kindiga im abflußlosen Gebiet, geht an den Vater oder ältesten Bruder des Verstorbenen (Reche [58] S. 22).

Bei den bis jetzt betrachteten Völkern können wir bezüglich des Erbrechtes zusammenfassend sagen: bei Völkern, welche überwiegend der Viehzucht huldigen, welche also am intensivsten „hamitischem" Einfluß ausgesetzt sind, treffen wir das Erstgeburtsrecht in besonders ausgeprägter Form — wie wir es von Kaffern und Hottentotten her gewohnt sind. Jene Völker aber, deren Wirtschaft im alten Hackbau wurzelt, oder welche die Viehzucht nur schwach betreiben — es sind deren nicht viele in unserem Gebiet —, sind entweder dem islamischen Recht oder dem Mutterrecht im Süden erlegen, oder aber sie haben ein Brudererbrecht, das, wie wir im Verlaufe der Untersuchung klarer entdecken werden, an eine alte patriarchale Familienverfassung, in der der Sohn fast nichts, der älteste Verwandte vom Mannesstamm aber alles zu sagen hat, gebunden ist.

Wir werden, wenn wir dieses Ergebnis auf das hamitonilotische und rein hamitische Gebiet Nordostafrikas anwenden, nicht fehlgehen, indem wir erwarten, hier überall das Recht der Erstgeburt anzutreffen. Tatsächlich beerben bei allen zu untersuchenden Völkern der älteste Sohn oder die Söhne überhaupt den Vater. Wir haben hier fast durchgehend Viehzüchter vor uns, welche mit Ausnahme der bantusprechenden Bageshu am Elgon hamitische oder hamitonilotische Idiome reden. Auf der beifolgenden Tabelle ist die ganz überraschende Einförmigkeit ihrer Erbrechtsgestaltung zu ersehen. Schon aus dieser Sittenhomogenität müssen wir eine relativ junge Ausbreitung der nordostafrikanischen Viehzüchtervölker annehmen:

Digitized by Google

Massai	Ältester Sohn der Hauptfrau erbt größten Teil der Herde, die Mutter vererbt auf Tochter Schmuck und Hausrat.	Merker (54), S. 203.
—	Söhne erhalten 50 % mehr als Töchter. Ältester Sohn dazu die Waffen. Die Frau vererbt auf Kinder ihr Besitztum. (Hildebrandt lernte nur die östlichsten Massai kennen; sein Bericht läßt mohamedanisches Recht erkennen.)	Hildebrandt, Z. E. 1878, S. 406.
Taveta.	Ältester Sohn — Söhne — Brüder.	Hollis, J. A. S. 1901, S. 118.
Elgeyo.	Ältester Sohn am meisten — jüngere Söhne weniger — Töchter nichts. Muttererbe an jüngsten Sohn.	Beech, J. A. S. XX 1921, S. 201.
Masaba	Land an unverheiratete Kinder; Vieh wird zwischen verheirateten Söhnen und unverheirateten aufgeteilt. Familienoberhaupt ist stets der älteste Sohn.	Purvis (57), S. 273.
Kipsiki-Lumbwa .	Söhne (zu gleichen Teilen). — Brüder des Verstorbenen. — Stiefbrüder des Verstorbenen. — Söhne des Vaterbruders des Verstorbenen. — Vaterbrüder des Verstorbenen	J. Barton, J. R. A. I. 1923. S. 77 f.
Enjemusi	Erstgeborener nimmt alles Eigentum der verstorbenen Mutter und einen Teil des väterlichen Erbes. Der Rest wird unter die Kinder verteilt.	Beech (68), S. 36.
Bageshu	Ältester Sohn — Söhne — Brüder.	Roscoe (60) S. 50.
Wawanga (Elgon)	Ältester Sohn — andere Kinder.	J. R. A. I. 43, S. 56.
Suk	Ältester Sohn Haupterbe — andere Kinder.	Dundas, J. R. A. I. Bd. 40, S. 60.
Viehzüchter-Suk .	Ältester Sohn erhält den Hauptanteil vom Vater; jüngster Sohn erhält den Hauptanteil von der Mutter.	Beech (68), S. 35.
Ackerbau-Suk . . Endo	Ältester Sohn verteilt das väterliche Erbe wie bei den Viehzüchter-Suk.	„ (68), S. 35.
Turkana	Der älteste Bruder verteilt das Erbe unter die Geschwister und Onkel, wobei er den Hauptanteil behält.	„ (68), S. 35.
Latuka	Ältester Sohn Universalerbe. Freiwillige Abgabe an Geschwister.	Emin Pascha bei Stuhlmann (14), II.
Somali.	Ältester Sohn Haupterbe	Paulitschke (77), S. 189.
Danakil	„ „ „	Paulitschke (77), S. 189.
Nord-Ost-Galla . .	„ „ „	Paulitschke (77), S. 56.
Galla	„ „ „	Paulitschke (77), S. 189 (s. a. Bruce [70] II. 222).
Kaffitscho	Unbewegliche Güter an ältesten Sohn. Die beweglichen Güter der Mutter an ihre Kinder.	Bieber (69) II, S. 228 u. 229.
Bogos	Ältester Sohn — Sohn — Vater — Bruder — Brudersöhne — Bruder des Vaters. Frauenvermögen an Söhne oder Brüder.	Munzinger (75) S. 73.

Digitized by Google

Zu obenstehender Tabelle ist noch eine Ergänzung nötig. Was die Suk anbelangt, stellt Juxton Barton (J. R. A. I. 1921. S. 99) nämlich ein von Beech und Dundas etwas abweichendes Erbfolgeschema auf. Die Angaben Bartons sind allerdings allgemeiner Natur. Danach gehen Deszendenten vor Aszendenten und Collaterale vor Deszendenten, wobei lezteren jedoch alles Vermögen, das vom Vater nicht durch Erbschaft erworben wurde, zufällt (Frauen erben nie). Die Erstgeburt hat das Vorrecht, ausgenommen im Falle des Ablebens der Mutter; dann tritt der jüngste Sohn deren Erbe an.

Wenn wir nun noch die wenigen klaren Angaben, die uns über die Sippenzugehörigkeit der Kinder vorliegen, zu den obenstehenden Erörterungen der Erbfolgeverhältnisse bei Hamitoniloten und Hamiten hinzufügen, ist das nordostafrikanische Vaterrecht genügend behandelt. Patrilineare Deszendenz besteht bei Nandi (Driberg [71] S. 190), Massai (u. a. Frazer [1] II. S. 409 und Driberg [71] S. 190), Suk (Frazer, a. a. O. S. 427 und Driberg a. a. O.) sowie bei den Turkana (Barton, J. A. S. XX. 1921. S. 209), Bakene (Roscoe. Man. 1909. Nr. 70) und Latuka (patrilineare exogame Clans mit ungewöhnlichem Totemismus nach Seligman. J. R. A. I. Bd. 55. 1925). Emin Pascha (bei Stuhlmann [14]) hat jedoch eine Angabe hinterlassen, welche ganz klar auf Mutterrecht hinweist. Die im Osten wohnenden Galla, die nach Miß Werner (J. A. S. XIII. S. 139) rein vaterrechtlich organisiert sind und keinerlei matriarchale Spuren aufweisen, wie dies etwa bei den benachbarten Giriama der Fall ist, sind schon reine Hamiten.

Das sogenannte afrikanische Osthorn bevölkern außer den erwähnten Galla noch die zahlreichen Somalistämme und die Danakil. Von allen kann Paulitschke die patrilineare Familienverfassung nachweisen [77] S. 189). Ganz Abessinien (s. u. a. Bruce [70] S. 205) scheint heute zu dem vaterrechtlichen Gebiet zu gehören. Daß aber auch schon um 1558 die Verhältnisse nicht anders waren, beweist uns der Bericht von Alvarez (Histoire Descriptive de l'Ethiopie p. 156), der besagt, daß Verwandtschaft von Mutterseite in Abessinien nicht anerkannt wird. Auch die kuschitischen Kaffitscho in Südostabessinien sind nach Bieber ([69] II. S. 228 f.) vaterrechtlich geordnet; die mutterrechtlichen Elemente, die vorhanden sind, sprechen kaum mit.

Mit den Galla wahrscheinlich verwandt sind die hamitischen Herrscher des Zwischenseengebietes, also der Landschaften Unyoro, Nkole, Mpororo, Kiziba, Ruanda, Urundi und Usindja. Uganda und Usoga ist heutzutage von der hamitischen Herrschaft ziemlich befreit. Die Baganda haben sich einen eigenen Staat gezimmert, der aber ganz auf den patrilinearen Clans aufgebaut ist. Aber auch die Urbewohner jener genannten Landschaften, also die Banyoro (Bakitara), Banyaruanda, Baziba, Barundi u. a. sind in vaterrechtliche, exogam-totemistische Sippen eingeteilt, während die über diese Bauern herrschenden hamitischen Viehzüchter (Bahima, Batussi) wohl auch Vaterrecht besitzen, aber eigenartige Einflüsse oder Überreste einer mutterrechtlichen Familial- und Staatsorganisation aufweisen. Darüber wird in Teil IV und V noch die Rede sein. (Belege für Uganda: bei Roscoe [62] S. 128 und Baskerville-Steinmetz [3] S. 186; Usoga: Frazer [1] II. S. 458; Unyoro: Roscoe [61]; Frazer [1] II. S. 515; Ruanda: Czekanowski [46] S. 227; Kiziba: Rehse [59] S. 92; Barundi: Meyer [55] S. 100.)

Der Einfluß der hamitischen Viehzüchter auf die autochthonen Bantu scheint sich aber doch in einer Hinsicht wenigstens inner-

Digitized by Google

halb des Familien- und Sippenrechtes ausgewirkt zu haben. Baganda, Banyankole, Banyoro, Bakondjo, Baziba, Bakunta, Bakyiga, Banyaruanda und Barundi haben die Sohnerbfolge mit Betonung der Erstgeburt (nach Roscoe, Cunningham, Czekanowski, Hans Meyer u. a.). Zu bemerken ist dabei die starke Anteilnahme des Clans (Sippe) an der Erbfolgegestaltung, die wie im Falle der Baganda (Roscoe [62] S. 128) so weit gehen kann, daß die Gemeinschaft das Recht auf Auswahl des Erben aus der vorhandenen Zahl von Söhnen und Enkeln väterlicherseits für sich in Anspruch nimmt. Bei den Bakondjo hat der erbende älteste Sohn Pflichtteile an seine Brüder und Schwestern zu überlassen (Cunningham [45] S. 266). In Urundi können auch die älteste Tochter und die Mutter erben (Meyer [55] S. 92); doch geht aus den Angaben nicht mit Sicherheit hervor, ob hier tatsächlich Verhältnisse bei den Unterworfenen, oder solche der sehr zahlreichen Watussifamilien geschildert werden. Herrschergeschlechter befolgen ja immer andere Normen als ihre Untergebenen. Diese Erfahrung können wir mehr als einmal in Afrika konstatieren.

Mit den Bakondjo am Albert-Edwardsee sind wir am Rande des großen afrikanischen Tropenwaldes angelangt. Wo er im Süden in schmale Galeriewaldungen, welche die Oberläufe der südlichen Kongozuflüsse umsäumen, übergeht, liegt eine ziemlich einheitliche Kulturprovinz, welche mit dem Sambesigebiet in engster, mit dem eben verlassenen Zwischenseengebiet in etwas lockerer Beziehung steht. Es dehnt sich etwa von der Kongomündung im Westen bis zum Bangweolosee im Osten aus und hat seine Nordgrenze etwa am Südsaume der Hyläa.

Hauptsächlich sind es drei Völker, welche dieser Kulturprovinz ihr spezielles Gepräge geben: die Baluba, Balunda und Bakongo. Es ist eine Zone lebhaftester künstlerischer Produktion mit starker religiöser Bindung. Hier blüht die Maskentänzerei und der Ahnenkult; hier ist aber auch der Ort großer feudaler Staatenbildungen, wie sie sonst nur im Sudan entstanden sind. Auch soziologisch hängt das Gebiet eng zusammen: wir können hier zum Teil klassische Beispiele afrikanischen Mutterrechtes beibringen. Und wie die Masken und die Maskentänze, kaum daß sie jenseits der Bakuba am Sankurru die Waldländer in Besitz zu nehmen trachten, der Degeneration verfallen oder ganz verschwinden, so verliert sich das Mutterrecht zusehends im Waldland. Hier dominiert, wie wir sehen werden, das Vaterrecht. Daß im Walde sich kein großer Staat entwickeln kann, ist schon ein anthropogeographischer Gemeinplatz; die afrikanische Hyläa kennt mit ganz wenigen Ausnahmen nur die altafrikanische Sippenorganisation, die Sippenältesten, die Dorfschaft und ihr Haupt. Der Wald ist tatsächlich, auch auf die Sozialverfassung der Afrikaner bezogen, ein Hort älterer Zustände geblieben, ein Bollwerk, das die von Süden heranstürmenden Völker mit ihren Kulturgütern fernhielt. Tatsächlich sind die drei genannten Völkergruppen überaus labile Kulturfaktoren. Durch die Staatenbildung, die unter Afrikas Sonne schneller als in den gemäßigten Breiten erfolgt, aber auch schneller zerfällt, ist ein beunruhigendes Moment in die kulturelle Gestaltung des südlichen Kongobeckens eingedrungen. Ein energischer, fremdblütiger Mann kann mit seiner Familie große Völker mit despotischer Grausamkeit beherrschen und diesem Gemisch zusammengewürfelter Sippen, Dörfer und Stämme neue Gesetze und einen neuen Kulturinhalt verleihen. So herrschte Muata-Jamwo über das heute wie damals bestehende Völkergemisch des „Lundareiches", so unterwarf der landfremde Msiri im Osten unseres Gebietes eine Anzahl ganz lose zusammenhängender Völker.

Digitized by Google

Wir müssen gerade hier — wie später auch im Westsudan — die alten Berichte über die Sozialorganisation der betreffenden Völker mit der allergrößten Vorsicht aufnehmen. Die großen Forscher des 19. Jahrhunderts, und noch mehr die früherer Zeitalter, haben ihre Aufzeichnungen zumeist an den Höfen der Herrscher verfertigt und sich bei der kulturellen Schilderung des Volkes des intelligenteren Hofadels bedient. Daher kommt es auch, daß wir durch sie manche sehr genauen Nachrichten über die Thronfolge, aber weniger genaue über die Erbrechtsverhältnisse des gemeinen Volkes erhalten haben. Nun haben wir aber schon im Verlaufe der bisherigen Untersuchung bemerken können, daß Thronfolge und Erbrecht der Herrscherklasse einerseits, Sippenverfassung und Erbrecht der Unterworfenen andererseits erheblich divergieren können, ja sogar vielfach entschiedenste Gegensätze darstellen. Diese Tatsache, welche mit der Entstehung großer Staaten im südlichen Kongobecken zusammenhängt, ist im Verlaufe der weiteren Untersuchung zu berücksichtigen.

Es scheint so, als ob die Balubagruppe — besonders im Norden — nicht überall dem sonst gewöhnlich ihr zugeschriebenen Mutterrecht huldigt. Sie hat ja auch eine für afrikanische Verhältnisse ungeheure Verbreitung erlangt, so daß diese schon keine homogene Kultur gewährleistet. Wir sehen auch heute noch nicht viel klarer über einen kulturellen Zusammenhang all dieser Völker zwischen Tanganjika und Kassai, zwischen Sambesi und Sankurru, der uns mehr als die zweifellos einheitliche Sprache aussagen kann. Was die Sippenorganisation anbelangt, sind die im nordöstlichsten Ausbreitungswinkel sitzenden Basonge vaterrechtlich (Torday [104] S. 24 und Overbergh [98] S. 242, 271, 276). Die durch Wissmann bekannt gewordenen Nordbaluba, die Bashilange, später Bena Lulua genannt, scheinen streng patriarchalisch organisiert zu sein. Das geht aus Vervaeckes Schilderungen (R. C. I. 1910, S. 339 ff.), wenn auch nicht mit der nötigen Deutlichkeit, hervor. Vervaecke sagt nichts über die Zugehörigkeit der Kinder direkt aus. Aber was er an patriarchalen Sitten anführt, spricht ganz für patrilineare Deszendenz. So bleiben die Kinder stets beim Vater, der autokratischer Herr der Familie ist. Selbst der Großvater, die Vaterbrüder, der älteste Sohn, haben eine sehr bedeutende Autorität über die Kinder einer Familie. Der Vater erhält von seinem Sohn stets die ersten Feldfrüchte und einen Schenkel des Wildes, das dieser erlegt. Solche Sitten wären auch da, wo die Kinder nur noch nominell zur Sippe der Mutter gehören, ganz unmöglich. Bei den östlichen Baluba, den Baluba-Hemba (Warua), besteht die väterliche Autorität nur noch nominell. Der Mutterbruder spielt hier eine ebenso wichtige Rolle. (s. 84.) Hier beginnt das Gebiet des Mutterrechtes, das dann beim südlichsten Balubastamm, den Bakaonde, am reinsten ausgeformt erscheint.

Südwestlich vom Lubagebiet wohnen Völker, für die der Sammelname Ba- oder Kalunda gebräuchlich ist. „Lunda" ist noch heute eine ethnologische terra incognita. Wir übersehen kaum das Völkerwirrwarr des Reiches Muata Yamwos.

Die Herrscherfamilien Lundas sind wohl fast alle mutterrechtlich organisiert; ihre Thronfolge und das Erbrecht, die Stellung der Lukokescha (siehe Kapitel V) und vieles andere sind unzweifelhafte Zeugen. Was die Unterworfenen anbelangt, sind die Westvölker alle mutterrechtlich; über den Kern des Landes wissen wir nichts Bestimmtes, aber von dem östlichsten Volk, den Alunda, sind uns klare Mitteilungen von Melland ([97] S. 101) übermittelt. Danach

Digitized by Google

haben diese — westlich von den Bakaonde wohnenden — Alunda Vaterrecht. Das zweifellos aktivste Volk des Lundagebietes sind die Vatschivokve (Kioko, Kioque, Kiboque, Badjok), ein Jägervolk, das nur an einzelnen Stellen zum Hackbau übergegangen ist. Von ihrem nördlichsten Vorposten am mittleren Kassai (Badjok) meldet Torday ([104] S. 258) Mutterrecht. Dasselbe konnte Pogge von seinen Kioko ([100] S. 45) berichten. Schachtzabel ([102] S. 137), der die südlichsten Siedelungen am Kuito besuchte, konnte anscheinend patrilineare Lokalgruppen feststellen. Eine leichte Kompromißneigung zu dem in der Umgebung dominierenden Mutterrecht ist vorhanden. Das wird in der Sitte, welche die zwei erstgeborenen Kinder dem väterlichen Dorf, die zwei nachgeborenen dem mütterlichen Dorf zuschreibt, erkennbar. Haupt des Familienverbandes wird der Bruder des Toten, dann die Söhne der Söhne, nie aber die leiblichen Söhne. Bei den meisten Völkern Angolas, der Kuangoländer und am unteren Kongo bis zum Ogowe herrscht Mutterrecht.

Was nun das Erbrecht anbelangt, so ist bei den Bena-Lulua nach Vervaecke (R. C. I.) der Bruder des Verstorbenen der Haupterbe. Mit der patriarchalen Struktur der Bena-Lulua-Familie stimmt das sehr gut zusammen; an die zweite Stelle rückt der Vaterbruder des Verstorbenen; erst dann erbt der älteste Sohn. Nach Wissmann (19) erbt hingegen der älteste Sohn zuerst und am meisten. Die Erstgeburt erbt bei den Basonge in erster Linie. Das mütterliche Erbteil geht an die älteste Tochter. Vormund des Minderjährigen ist der Vaterbruder (Torday [104] S. 16). An die zweite Stelle tritt der Bruder („consanguin") des Verstorbenen. (Schmitz bei Overbergh [98]). Die Alunda (Melland, [97] S. 101 u. S. 46) räumen dem ältesten Sohn ebenfalls den ersten Platz in der Erbfolgeordnung ein. Dann kommen die jüngeren Söhne und die Brudersöhne. Eine Ausnahme davon machen bemerkenswerterweise die Häuptlingsfamilien. Dort kann ein „Neffe" (sicher Schwestersohn) Thron und Erbe an sich nehmen. Auch sonst kann ab und zu mutterrechtliche Vererbung eintreten, während andererseits bei den benachbarten Bakaonde, wo diese von Alundaherrschern unterworfen sind, nicht selten die filiale Erbfolge eintritt.

Angola ist ein vorbildlich mutterrechtliches Land; aber es finden sich hier doch einige Völker, besonders in der Gegend des Kuanza, die vaterrechtliche Gepflogenheiten, wenigstens im Erbrecht aufweisen. Bei den Ngola bestehen vaterrechtliche neben mutterrechtlichen Familien. In jenen erben stets die Söhne des gleichen Vaters (Diniz [88] S. 24). Dasselbe ist der Fall bei den nördlichsten Kissama und Libollo. (Diniz [88] S. 234, 246.) Nach Douville—Post (2) erbt der Sohn bei den Dembo Besitz und Würde. Damit ist aber wohl die Reihe vaterrechtlicher Völker in Angola erschöpft.

Jenseits der Linie Ogowe-Alima-Sankuru-Lukuga wohnen Völker mit Bantusprachen, welche — wohl durch ihren Wohnsitz an der Südgrenze der Sudansprachen bedingt — eine eigene Sprachgruppe bilden. Es sind dieses die als „Nordwestbantu" bekannten Stämme; sie weisen entschieden Zeichen sudanischer Beeinflussung auf. Aber auch kulturell ist diese Gruppe, wie ich schon weiter oben angedeutet habe, eine — wenn auch nur schwache — Einheit. Hier — im dichtesten Waldgebiet — trat eine auffallende Verarmung des Kulturbesitzes ein, der um so auffälliger wirkt, als man gemeinhin dieses Gebiet noch in die farben- und formenfreudigere westafrikanische

Digitized by Google

Kultur einbezogen hat. Aber hier verschwindet der westafrikanische Stil der afrikanischen Plastik fast ganz, die Musikinstrumente entwickelteren Charakters (vor allem Chordophone) sind nur an den Grenzen oder als rezente Importe nachweisbar. Der Ahnenkult und die hohe Mythologie sind schwach entwickelt. Besonders charakterisiert ist die Gruppe durch einen eigenartigen „Totemismus" (siehe Ankermann, Z. f. E. 1915) und die Betonung präanimistischer Riten. Soziologisch kennzeichnet sich das Nordwestgebiet durch eine oft extreme Sippen- und Dorf„staaterei" (Pangwe, Bangala, Itúri — Aruwimivölker). Von den eindrucksvollen Staatenbildungen des unteren Kongo- und Kassaigebietes ist hier kaum etwas zu finden. Diese Kultur gruppegenauer zu umgrenzen und zu behandeln, ist hier nicht der Platz. Die angedeuteten Momente werden genügen, auch den schroffen Gegensatz, der zwischen den Südkongovölkern und den Waldvölkern in Bezug auf die uns speziell interessierenden Tatsachen — das Vater- und Mutterrecht — besteht, zu erklären. Haben wir im Süden, wie im dritten Abschnitt geschildert wird, eine ausgedehnte mutterrechtliche Zone, so ist das Kongowaldgebiet bis zu den Pangwe an der Küste rein vaterrechtlich. Mit den Aufstellungen der kulturkreistheoretischen Richtung in der Völkerkunde läßt sich das hier zu Tage tretende Assoziationsbestreben zwischen Vaterrecht, Totemismus, Zurücktreten der figürlichen Plastik und des Ahnenkultes gut vereinbaren. Doch muß dieser Erscheinung erst noch gründlicher nachgegangen werden; wir wissen noch viel zu wenig über die Kulturverhältnisse des Kongogebietes. Auch die Frage nach dem möglichen kulturellen Zusammenhang dieser Waldvölker mit den altsudanischen Splittervölkern kann hier nur aufgeworfen werden.

Was nun das Sippenrecht der Nordwestbantu anbelangt, so sind sie, wie gesagt, vaterrechtlich organisiert. Die Angaben über die Zugehörigkeit der Kinder sind nicht zahlreich und oft völlig ungenügend. Wir werden uns hier weit mehr auf die Erbschaftsregulierung verlassen müssen.

Vaterrecht in den Fragen der Sippenzugehörigkeit oder doch deutliche Anzeichen eines solchen, wie sie in der Verfügung der Kinder nach dem Tode des Vaters und der Ausübung der Vormundschaft erkenntlich sind, finden wir bei folgenden Stämmen:

Sungu-Batetela	Torday (104), S. 66.
Basongo-Bankutu	Torday (104), S. 171.
	s. a. Laere, B. S. R. B. G. 1906, S. 416 (Cit. bei Hermant).
Bohindu	Torday (105), S. 272.
Warega	Delhaise (86), S. 155.
Ababua	Halkin (93), S. 298.
Bangala	Weeks (106), S. 98.
Bondjo	Darré, R. E. T. P. 1922, S. 308.
Bomitaba	Darré, R. E. T. P. 1922, S. 308.
Kuyu	Poupon, L'A. 1918-19, S. 335.
Pangwe	Trilles (120), S. 133 ff.
Lessa	Baeyens, R. C. 1914. S. 264.
Bakundu (Kamerun)	Bufe, A. A. 1913, S. 234.

Eine Mischform scheinen die Bambala im südwestlichen Kongobecken — also in sonst mutterrechtlichem Gebiet — zu haben. Dort gehören die Kinder, welche einer Ehe durch Kinderverlobung entstammen, dem ältesten Mutterbruder; hingegen sind Kinder aus einer gewöhnlichen Ehe („adult marriage") dem Vater zugehörig.

Diese Zusammenstellung zeigt, wie wenig zufriedenstellende und einigermaßen klare Angaben über die Sippenzugehörigkeit der Völker zu erhalten sind. Besser steht es schon, wenn wir das Erbrecht als

Digitized by Google

das zweite deutliche Kriterium für das Vaterrecht oder Mutterrecht heranziehen. Hier sehen wir wiederum, daß die Völker, welche dem Sohne den Vortritt vor dem Bruder überlassen, allem Anschein nach zahlreicher sind als Völker mit dem patriarchalen Seniorat, bei dem der Bruder als der nächste Familienälteste nach dem — meist schon toten — Vater des Verstorbenen erbt. Doch finden sich besonders im zentralen Kongobecken noch eine Anzahl Stämme, welche diese Erbfolgeordnung anerkennen.

Die Kinder (besonders der älteste Sohn und die anderen männlichen Nachkommen) erben bei folgenden Völkern:

Ost-Bayanzi (Kuilu)	Sohn — Bruder	Torday, J. R. A I. 1907, S. 139.
Lessa	Kinder (ältester Sohn übernimmt die Führung der Familie) — Vater — Bruder — Schwester.	Baeyens, R. C. 1914, S. 264-266.
Bankutu	Sohn — Bruder — Brudersohn.	Torday (104), S. 167.
Akela	Ältester Sohn — Söhne — Bruder.	„ (104), S. 186.
Nordbatetela . .	Ältester Sohn — Bruder — Brudersohn.	„ (104), S. 50.
Sungu-Batetela . .	Ältester Sohn irgend einer der Frauen. Brudersohn — Bruder — Schwestersohn (Vormund ist der Mutterbruder).	„ (104), S. 49.
Monghelima . . .	Söhne	Hermant, B. S. R. B.G. 1906, S. 423.
Bangala	Ältester Sohn — andere männliche Erben — Tochter (Frauen erben nie vom Gatten).	Weeks, J. R. A. I., Bd. 39, S. 426.
Bumali	Ältester Sohn Universalerbe.	Bruel, R. E. E. S. I, S. 22.
Kuyu	Ältester Sohn.	Poupon, L'A. 1918-19, S. 335.
Molundu-Bantu .	Ältester Sohn — Brudersohn — Bruder.	Koch, B. A. 1913, S. 278.
Pangwe.	Söhne — Brüder — Vater — Vaterbrüder (stirbt der Sohn zu Lebzeiten des Vaters, so erbt dieser alles Besitztum).	Tessmann (117), S. 223 ff.
Aduma	Ältester Sohn Universalerbe.	Payeur-Didelot (113), S. 184.
Bakalai (Akelle) 1	Sohn.	Payeur-Didelot (113), S. 136.
Bakalai (Akelle) 2	„property descends in the male line.“	Frazer (1), II., S. 67.
Banako-Bapuku .	Söhne — Schwestersöhne (!)	Steinmetz (3), S. 41.
Bakwiri	Ältester Sohn — Söhne.	Leuschner b. Steinmetz (3), S. 16.
Rumpi-Berg-bewohner (Balue)	Söhne — älteste männliche Verwandte.	Globus, 1904, Bd. 86, S. 393.
Ngumba	Söhne — Brüder.	Conradt, Globus, Bd. 81, S. 337.
Bubi	Söhne — Brüder.	Tessmann (118), S. 179.
Dualla	Sohn (Alleinerbe). Vaterbruder Vormund.	Peter Makembe, Z. K. Sp. 1920-21, S. 170.

Für die Ababua im Uellegebiet liegen uns eine ganze Anzahl bei Halkin (93) gesammelter Angaben vor. Danach scheint

Digitized by Google

überwiegend der Sohn der erste und hauptsächliche Erbe zu sein. Das melden übereinstimmend De Calonne, Védy, Tisambi, de Renette und Périn. An zweiter Stelle folgt nach ihnen der Bruder des Verstorbenen. Hutereau (94), der auch für andere noch zu behandelnde Völkergruppen weit ausführlichere und soziologisch geschultere Berichte liefert, ist etwas anderer Ansicht. Nach ihm erben zuerst die Eltern des Verstorbenen — ein Fall der auch sonst, wenn auch aus natürlichen Gründen, seltener auftritt. Dann aber kommen gleich die Brüder, denen auch die Frauen zustehen, und weiter die Söhne. Aber die Brüder haben, und das ist wichtig, nur die Nutznießung ihres Erbteiles; sie müssen dieses bei ihrem Tode an die rechtmäßigen Erben, das sind die Söhne, geben. Wir haben es hier also mit einer Erbfolgeordnung zu tun, wie sie uns schon einmal bei den Wanyamwesi begegnet ist; derartige Regelungen sind sicher noch viel weiter verbreitet und wohl eine Folge des Zusammentreffens des Bruder- und des Sohneserbrechtes. Da wir das erstere seinem ganzen Wesen nach als das ältere System bezeichnen müssen — es entspricht ja am besten der patriarchalen Sippenstruktur mit ihrer Betonung des Alters und der Erfahrung (Gerontokratie) — so dürfen wir mit einiger Vorsicht annehmen, daß die Ababua ursprünglich das Seniorat besaßen. Dafür spricht nicht nur die Betonung der Aszendenz, sondern auch eine weitere interessante Angabe Hutereaus. Bei dem Ababuastamm der Bokiba ist der Vater des Verstorbenen der wahre und alleinige Erbe; bei den Magbwanda treten an Stelle des Bruders und Sohnes die Kinder des ältesten Bruders und schließlich die Kinder der ältesten Schwester. Hier zeigt sich auch eine schwache Spur des Mutterrechtes, das in der Erbfolge eines benachbarten Volkes, der Bapoto, weit deutlicher wird. Hier besteht Mutterrecht in der Abstammungsrechnung. Das Erbrecht weist hingegen noch deutlich vaterrechtliche Züge auf. Derselbe Hutereau (B. S. R. B. G. 1910 S. 174ff.) gibt ein ziemlich genaues Bild der Erbfolgeordnung. Es erben zuerst die Söhne des Verstorbenen, dann kommen die Brüder („germains et consanguins"), die Schwesterkinder, der Vater des Verstorbenen, die väterlichen Onkel des Verstorbenen, die Kinder der väterlichen Onkel. Dann folgen in derselben Ordnung die männlichen Erben der Mutterlinie, die Frauen der väterlichen und zuletzt die der mütterlichen Linie. Der „frère utérin" kann erst erben, wenn alle männlichen Erben und alle weiblichen der Vaterseite nicht mehr vorhanden sind. Er wird also auf einen aussichtslosen Platz zurückgedrängt. Wäre das frühzeitige Eintreten der Schwesterkinder nicht, so hätten wir ein ziemlich klares vaterrechtliches Erbsystem vor uns. Ähnlich liegt offenbar der Fall bei den Bakwiri (siehe Tabelle oben), bei denen ebenfalls Mutterrecht in der Deszendenz besteht, im Erbrecht aber die Söhne vor den Schwestersöhnen erben.

Ein Mittelding zwischen Bruder- und Sohnerbrecht besteht offenbar bei den Wangata, einem Kundustamm nördlich des Leopold II.-Sees. Dort geht das Vermögen des Toten in zwei Hälften zu Söhnen und Brüdern. Die Autorität über die Tochter geht vom Vater auf die Söhne und dann auf den Bruder über. Sind die Söhne noch klein, so gehen alle Rechte auf den Vaterbruder. Besitzt der Vater aber keine Deszendenten und keine Brüder, so geht alles zu den Aszendenten und schließlich an die Freunde. Töchter erben nur, wenn männliche Erben fehlen (s. Engels [90] S. 49 u. 63f.).

Digitized by Google

Der Bruder erbt in erster Linie bei:

Babangi (Bayanzi)	Johnston (95), II, S. 698.
Mabinza	Ishmael, Man. 1910, S. 68.
Bahumbu (Stanley-Pool)	Hermant, B. S. R. B. G. 1906, S. 296.
Banyangi (Kamerun)	Staschewski (116), S. 16.
Bakundu (Bruder oder ältester Sohn)	Bufe, A. A. 1913, S. 234.

Von den vorgenannten Völkern melden die Berichterstatter weder den näheren Verwandtschaftsgrad des Bruders — ob vom selben Vater oder derselben Mutter — noch die nächstdem berechtigten Erbfolger. Die Söhne treten bei Tofoke (Torday M. A. G. W. 1911 S. 191), Warega (Delhaise [86] S. 185), Olemba-Batetela (Torday [104] S. 49), und wenn die Angaben Johnstons ([95] II. S. 699) zutreffen, auch bei Bangala (s. aber weiter oben), Balolo, Ngombe, am Mongala und im westlichen Ubangigebiet kurz nach dem Bruder das Erbe an. Wie bei den Bapoto und Bakwiri sollen aber den Söhnen die Schwestersöhne folgen — ein deutliches Zeichen der Einwirkung des Mutterrechtes. Spuren desselben sind auch in der Vormundschaft des Mutterbruders bei Tofoke (s. a. a. O.) und Olemba (s. a. a. O.) nachweisbar. Vielleicht ähnlich ist das Erbrecht der Bohindu zu werten. Nach ihm wird das Vermögen des Verblichenen unter Brüder und Schwestern, dann unter Neffen und Nichten verteilt. Der Unterschied des Geschlechtes wird nie in Rechnung gezogen. Möglicherweise würde sich dieser Fall — wenn wir genauere Angaben hätten — überhaupt als mutterrechtlich darstellen; falls die Geschwister von derselben Mutter und die „Neffen und Nichten" Schwesterkinder sind, wäre daran nicht zu zweifeln (s. Torday [105] S. 267).

Eine besondere Behandlung verlangt das Erbfolgeschema der Bakango am Uelle. Hier rücken die Kinder an die fünfte Stelle. Der älteste Sohn ist aber in allen Fällen der moralische Erbe des Vaters und reincarniert diesen in sich. Da er nichts erbt, erhält er von der gesamten Familie die notwendigsten Güter (Hutereau [94] S. 334). Die Erbfolge ist diese: In erster Linie gehen die Güter an den ältesten Bruder, der mit den anderen Brüdern teilt, dann folgen die Vettern väterlicherseits, der Vater, die Vaterbrüder, die Kinder, die Neffen und die Mutter, welche die ererbten Güter gleich zu ihren Brüdern weiterleitet. Erst jetzt tritt in die aussichtslose Anwartschaft die Reihe der mütterlichen Verwandten. Uterine Brüder und Schwestern eines Verstorbenen erhalten stets nur Erinnerungsgeschenke. (Hutereau a. a. O. S. 347 f.)

Wir betreten nunmehr das Verbreitungsgebiet der Sudanvölker. Im Osten haben wir schon in den vaterrechtlichen Hamito-Niloten mit ihrem ausgeprägten Erstgeburtsrecht einen gewissen Anschluß an diese wichtige Völker- und Sprachenreihe gewonnen. Tatsächlich ändert sich bei den — sudanische Dialekte sprechenden — Niloten soziologisch kaum etwas. Auch hier ist überall das Vaterrecht evident, und das Erbrecht des Erstgeborenen ist weitaus das verbreitetste. Das ist auch aus dem engen Zusammenhang, der zwischen Hamito-Niloten und Niloten besteht, gar nicht anders zu erwarten.

Patrilineare Deszendenz ist vor allem bei den verschiedenen Stämmen der Schillukgruppe maßgebend (u. a. bei Acholi — mit exogamen, nichttotemistischen Clans —; Seligman: J. R. A. I. Bd. 55, 1925; bei Bateso — mit exogamen totemistischen Clans —; Frazer [1] II, S. 462; bei Lango — mit exogamen, zum großen Teil nichttotemistischen Clans —; Driberg [71] S. 190). Auch die Dinka

Digitized by Google

(O'Sullivan, J. R. A. I. Bd. 40 S. 173 und Driberg [71] S. 187), Madi (Seligman a. a. O.) und die Kuku, ein westlicher Baristamm, haben zweifelsfrei vaterrechtliche Sippenfolge. Die letzteren (van den Plas [78] S. 235 u. S. 206) haben noch die Besonderheit, das Kind rechtlich dem Vaterbruder zuzusprechen, wenn es bei der Geburt mit den Beinen zuerst ins Leben tritt. Kinder, welche mit dem Kopf zuerst geboren werden, gehören dem Vater. Stets stellt dieser aber den Brautpreis.

Die Berichte sprechen übereinstimmend von einer Bevorzugung der Erstgeburt; jedenfalls sind mir keine Angaben, die ein Vorrecht des Bruders vor dem Sohne erweisen, bekannt. (Siehe die beifolgende Tabelle.)

Schilluk	I. Ältester Sohn	Westermann (79), S. XXXVI und S. 114.
	II. Söhne — Brüder. (Die Farmen gehen an die Brüder, sodann an die Söhne.)	Frobenius (9), S. 89, 92.
Lango	Ältester Sohn — Söhne — Brudersöhne — Schwestersöhne.	Driberg (71), S. 174.
Bateso	Ältester Sohn (Haus) — alle Söhne (Vieh) — dann Brüder.	Roscoe (60), S. 50.
Alur	Ältester Sohn — sind keine Söhne da, so geht das unbewegliche Gut zu $^1/_4$ an Häuptling, $^1/_4$ an die Witwe und $^3/_4$ an die Tochtermänner. Das bewegliche Gut geht an Mutter und Töchter.	Stuhlmann (14), S. 525.
Nilot. Kavirondo .	Ältester Sohn der Erstfrau — Brüder d. Verstorbenen.	Northcote, J. R. A. I. 37, S. 61.
Wageia	Ältester Sohn.	Weiß (64), S. 232.
Dinka	Söhne erben zu gleichen Teilen.	O'Sullivan, J. R. A. I. 40, S. 185.
Dinka-Kyec . . .	Söhne erben, der älteste Sohn am meisten.	Kaufmann (74), S. 117.
Nuba	Ältester Sohn erbt Gehöft und Farmen. Das Vieh wird unter die Söhne verteilt.	Frobenius (9), S. 110.
Lendu.	Söhne erben zusammen mit den Brüdern. Der älteste Sohn erbt das Haus.	Cunningham (45), S. 338.
Bari	Ältester Sohn erbt am meisten.	Kaufmann (74), S. 117.

Für die zu den Bari gehörigen Kuku haben wir durch van den Plas ([78] S. 343) weitergehende Nachrichten über die Erbschaftsregulierung. Hier vererbt sich der Bodenbesitz an den ältesten Sohn, die Söhne dieses Sohnes, die jüngeren Söhne des Verstorbenen, an die Brüder (nach dem Alter), Neffen, Klein-Neffen usw. (alles Verwandte der Vatersippe). Uterine Brüder und mütterliche Onkel sind ausgeschlossen. Der Erbe des Landes erhält auch den größten Teil des Viehbesitzes, die Waffen, Hacken, den Schmuck, das Geflügel und die Getreidespeicher. Jede Frau aber behält ihre eigene Hütte und den Ernteertrag. Stirbt die Frau vor dem Manne, so geht ihr Ernteertrag an den erwachsenen Sohn oder an den Gatten.

Die Wichtigkeit der Erstgeburt in der patrilinearen Gesellschaft der Niloten geht aus obigen Belegen klar hervor. Der älteste Sohn wird zumeist auch pater familias, er hat vor allem Anspruch auf den unbeweglichen Besitz (Haus und Feld). Zweifellos hängt diese

Digitized by Google

Rechtsnorm mit den verwandten Erscheinungen Nordostafrikas zusammen. Auch hier wird ja, wie wir gesehen haben, der älteste Sohn — und nicht der Bruder des Verstorbenen — Haupterbe und Familienoberhaupt, der seine Brüder und Schwestern, soweit letztere nicht verheiratet sind, zu Gehorsam verpflichtet.

Bei der nilotischen Gruppe der Sudanvölker ist das dort bestehende Vaterrecht in Sippenfolge und Erbrecht zweifellos ohne Einfluß des Islam entstanden oder von nichtmohamedanisierten Völkern der Nachbarschaft übernommen worden. Es ist — wie ich zu Ende dieses Kapitels zeigen möchte — ein deutliches Kennzeichen der Islamisierung des Familienrechtes, daß sofort eine Art Gleichrecht auftritt; teils macht sich dieses nur in der gleichmäßigen Wertung der beiden Ehepartner inbezug auf die rechtlichen Beziehungen zu der leiblichen Frucht ihrer Gemeinschaft bemerkbar, teils aber wird das Erbrecht nach den Regeln des Korans umgebildet, und die Töchter erhalten zusammen mit der Gattin eine bestimmte Erbberechtigung. Frauenerbrecht ist aber im reinen afrikanischen Vaterrecht etwas durchaus Unerhörtes. Vielfach wird bei islamisch beeinflußtem Familienrecht die Sippenorganisation aufgelöst oder doch gelockert. Der ganze Inhalt eines alten Familienrechtes, nämlich Rechte und Pflichten der Sippen (nicht der Gatten) fein säuberlich zu scheiden und zu verteilen, wird langsam zum zwecklosen Relikt. Das alte Patriarchat kann trotz alledem bestehen bleiben, der Islam begünstigt es sogar, aber die harte Spitze gegen die Verwandtschaft der Gattin und Mutter löst sich zumeist auf; so kann es dann vorkommen, daß etwa bei vaterrechtlicher Erbfolge die Mutterverwandten Vormundschaftsrechte erhalten. Im nilotischen Gebiet ist das vaterrechtliche Sippensystem noch aufs innigste mit dem Erstgeburtsrecht verbunden. Frauen sind — mit Ausnahme etwa der sicher islamisierten Alur — von der Erbschaft wie fast im ganzen nichtmohamedanischen und vaterrechtlichen Afrika von der Erbschaft so gut wie ausgeschlossen. Das muß sich nun, je weiter wir nach Westen und Norden kommen, zweifellos ändern. Völker, welche sich zu eifrigen und fanatischen Propagandisten des Islam gewandelt haben, müssen den Verfall alter Rechtsnormen am deutlichsten erkennen lassen. Hier sind vor allem die Träger der Reiche des Sudan, die Mandingo, Haussa und Fulbe zu nennen. Aber auch im Sudan, vor allem in dessen zentralem Teil, im Nigerbogen und in Oberguinea treffen wir allenthalben alte Kulturen, welche ihre Sozialgebilde vom Islam des Nordens und von der europäischen Invasion im Süden unberührt gehalten haben — ein Beweis für die Zuverlässigkeit der Sozialgebilde als Kriterien der Übertragung, denn nichts überträgt sich langsamer, als die Formen und Normen der menschlichen Gemeinschaften.

Wir stellen nunmehr zuerst wieder — unabhängig von den Berichten über das Erbrecht — fest, wo uns überall knapp und klar über „Vaterfolge“ oder über die Zugehörigkeit der Kinder berichtet wird. Erst dann wollen wir die Erbfolgenormen als den wirtschaftlich und praktisch wichtigsten Teil des Sippenrechtes erörtern. Die Anschauungen über die Zugehörigkeit des Nachwuchses zu einer der beiden in der Ehe liierten Sippen sind ja sozusagen die theoretische Grundlage, auf welcher die primitiven Gemeinschaftler ihre Rechtsnormen, als die systematisierte Praxis, aufgebaut haben.

In der nachfolgenden — durch das heutige Material bedingten — recht ergänzungsbedürftigen Tabelle sind die Völker aufgezählt, bei welchen einwandfrei vaterrechtliche Abstammung und Sippenfolge

Digitized by Google

(Zugehörigkeit der Kinder) konstatiert wurde, oder wo doch die gesamte Sozialschilderung wie in den Büchern von Frobenius ([9] und [139]), dazu drängt, die Vaterfolge anzunehmen. „Gleichrechtliche" Gemeinschaftsgebilde werden erst zum Schluß dieses Kapitels geprüft. Wir beginnen mit dem Osten:

Sudanisches Nil-Kongozwischengebiet[2]) (außer den Madyo)	Czekanowski (85), S. 561.
Azande	Czekanowski (85), S. 43.
Mangbetu	Czekanowski (85), S. 153 u. 561.
Ndri (Banda)[3])	Maistre (10), S. 58.
Bapopae	Delhaise, B. 5. R. B. G. 1912, S. 166.
Mandja	Gaud (92), S. 287.
Baya	Poupon, L'A. 1915, S. 123.
Lakka[4])	Frobenius (9), S. 93.
Wute	Sieber (115), S. 57.
Tikar	Thorbecke (119), III, S. 58.
Grasland von Kamerun	Mündl. Mitt. Prof. Ankermann.
Bagam	Malcolm, A. XXI, 1926, S. 236.
Nupe[5])	Frobenius (156), S. 14, 26, 59.
Tschamba[6])	„ (9), S. 279 und 284.
Dakka[7])	„ (9), S. 266.
Namdschi[7])	„ (157), S. 125.
Haussa[8])	Delafosse (130), S. 35.
Gurmantsche	„ (130), S. 35.
Mossi	„ (130), S. 35.
—	Ruelle, L'A. XV. 1904, S. 684.
—	Tauxier (148), S. 543 ff., 551 ff.
(Alle Einzelheiten deuten auf strenges Vaterrecht.)	
Tim	Frobenius (135), S. 141.
Nunuma	Tauxier (148), S. 151.
Bobo[9])	Frobenius (9), S. 305, 302 f.
Tombo-Habe	Delafosse (130), III, S. 35.
—	Frobenius (136), S. 257.
Songhai (islamisch)	Delafosse (130), III, S. 35.
Kulango[10])	Tauxier (149), S. 160.
Mandingo:	
Kong und Djimini	Delacou bei Clozel (128), S. 317 f.
Tukuleur (islamisch)	Delafosse (130), III, S. 35.
Soninke (islamisch)	„ (130), S. 35.
Malinke	„ (130), S. 35.
—	Neel, L'A. XXIV, S. 471.
Dyoula[11])	Delafosse (131), S. 115.

[2]) Es kommt wenigstens das Gebiet um die Reiseroute Cz's. in Frage, sodaß hierher gehören würden: Abarambo—Momvu—Mombutu—Bambuba—Madi—Loggo—Lendu. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß alle diese Völker echte Vaterfolge besitzen; Cz. hätte im gegenteiligen Falle bestimmt auf das Vorkommen des Mutterrechtes aufmerksam gemacht, das er im ganzen Gebiet ausdrücklich nur für die Madyo annimmt.

[3]) Vaterfolge ist hier aus der Tatsache zu schließen, daß die Macht des Vaters selbst über die erwachsenen und selbständigen Kinder noch sehr groß ist und die letzteren stets in enger Beziehung zu ihm bleiben.

[4]) Alle Angaben über das Lakka-Patriarchat beweisen die vaterrechtliche Sippenfolge, ohne daß diese ausdrücklich erwähnt wird.

[5]) Heute herrscht überall Vaterrecht. Aber alle Anzeichen sollen nach Frobenius darauf hindeuten, daß ehedem Mutterrecht die Regel war. Die Namen wurden früher der Mutterfamilie entnommen; die Mutter und der Mutterbruder hatten den Hauptanteil an dem üblichen Jahresgebet der Familie. Ob der Islam hier die Ursache des Vaterrechts war, ist aus den wenigen Angaben nicht zu ersehen.

[6]) Das Kind wird hier als Reincarnation der väterlichen Ahnen angesehen. Der Name des Kindes ist stets ein solcher der väterlichen Linie. Jede Behinderung der Vermehrung wird der Mutterfamilie in die Schuhe geschoben.

[7]) Hier bestehen ähnliche Anschauungen wie bei den Tschamba. Nach allen von Frobenius gegebenen Merkmalen ist reines Vaterrecht vorhanden.

[8]) Siehe aber die Angabe über das Mutterrecht der Haussa bei Tremearne (Abschnitt III).

[9]) Frobenius belegt auch von den Bobo die patriarchale Wiedergeburtsidee.

[10]) Die Kinder gehören stets zum Vater, obwohl im Erbrecht Mutterrecht gilt.

[11]) „Le nom de famille se transmet du père aux enfants."

Digitized by Google

Bambara	Delafosse (130), III, S. 35.
—	Barbier (122), S. 35 f.
—	Mademba bei Steinmetz (3), S. 63.
Bosso-Sorokoi (islamisch)[12]	Frobenius (138), S. 83.
Vai[12]	Büttikofer (125), II, S. 317.
Kissi	Neel L'A. XXIV, S. 457.
Toma	„ L'A. XXIV, S. 471.
—[13]	Frobenius (139), S. 378.
Fullah von Gambia	Frazer (1), II, S. 547.
Djoloffen (Woloff) s. unten.	
Französisch-Guinea[14]	Arcin (121), S. 352 f.
Sierra Leone (Timne, Bullom, Mende usw.)	N. W. Thomas (151), I, S. 107.
Kru vom Kavally	Richard bei Clozel (128), S. 507.
Kru vom Sassandra[15]	Thomann bei Clozel (128), S. 445.
Hõ-Ewe	Spieth (146), S. 182.
Lome-Land[16]	Asmis, Z. V. Rechtsw. 1911, S. 129.
Yekri-Sobo-Ijo	J. R. A. I., Bd. 28, S. 118.
Völker Nordnigerias[17]	Meek (157), I, S. 266 ff.

Zum Schluß möchte ich noch Beobachtungen aus einem Bericht Gadens (R. E. S. III. 1912. S. 120 ff.) über die Familienfolge der Woloff mit den Worten des Verfassers selbst heranziehen. Wir haben hier eine ganz typische Übergangs- und Überschichtungsform der beiden alten Sippenrechtssysteme, welche so interessant ist, daß eine möglichst getreue Wiedergabe der verschiedenen Stellen der Aufzeichnungen gerechtfertigt ist. Gaden schreibt zuerst (S. 120): „La filiation pouvant être suivie soit dans la ligne masculine, soit dans la ligne utérine, on conçoit que, des familles basées sur l'une ou l'autre filiation puissent se constituer". Es folgt eine Charakteristik der beiden Sippen: „guenyo", „la famille par filiation masculine, composée des descendants d'un même homme"; „mène" (Brust) oder „bir-ut-ndaey" (Mutterbauch), die Familie, welche sich auf die mütterliche Abstammung stützt. Sehr wichtig sind nun die folgenden Bemerkungen: „Dans les royaumes sénégalais, les familles „mène" avaient acquis une puissance considérable et constituaient, presque à elles seules, la noblesse du pays, aussi des clients s'agrégaient-ils à elles, qui profitaient de leur influence, tout en l'augmentant sans toute fois participer à l'héritage des biens et des pouvoirs qu'elles possédaient. L'ensemble d'une famille „mène", c'est à dire des physiquement apparentés, et de ses clients, formait un „khèt". Chacun de ces groupements avait un nom, qui était celui de la

[12]) Mutterrechtliche Spuren (s. Abschnitt IV) sind unverkennbar.

[13]) Die Kinder werden meist vom Mutterbruder erzogen, gehen aber, wenn erwachsen, wieder zur Vaterfamilie zurück.

[14]) Legitime Kinder gehören dem Gatten, dessen „diamou" (Speiseverbot) sie übernehmen. Illegitime Sprößlinge gehören der Mutterfamilie. Auch in jedem Falle der Scheidung gehen die Kinder zum Vater.

[15]) „La parenté s'établit par les deux tiges, paternelle et maternelle, mais la parenté par les femmes a relativement peu d'importance." Alle Individuen, welche vom selben Vater stammen — also Ahne, Bruder, Sohn, Brudersohn, Enkel — wohnen am selben Ort. Das Kind geht beim Tode des Vaters stets an den Vaterbruder, Bruder oder an andere väterliche Deszendenten.

[16]) Die Kinder bleiben beim Tode des Vaters stets in der Familie des Mannes. Merkwürdig ist die Angabe von Frazer (s. [1], II, S. 579 f), daß beim gemeinen Volk im Eweland die Abstammung in weiblicher Linie gerechnet würde. Fr. fügt aber hinzu: „but our information on this subject is scanty". Auch nach Ellis sollen die Ewe mutterrechtlich sein. Vielleicht rührt dieser Irrtum daher, daß Frazer und Ellis ihre Quellen und Erkundigungen von den Ewe-Anecho bezogen, welche — wenn auch nicht striktes — Mutterrecht haben (s. dafür Asmis, S. 100 f).

[17]) Mit Ausnahme der Gwari, die den Nupe nahestehen, und welche in ihrer Kultur zumindest starke mutterrechtliche Elemente aufweisen, sind nach Meek alle Völker vom Niger bis zu den Völkern des Alantikagebirges in Adamaua vaterrechtlich.

Digitized by Google

famille „mène", qui en formait le noyau." Dieser Name ist aber kein Nenn- oder Grußname. Man bezeichnet und begrüßt sich nur mit dem Namen des Clans oder „sant" (dem yettode der Tukuleur und Westfulbe entsprechend). Diese Clanzugehörigkeit überträgt sich vom Vater auf den Sohn. Das ist nicht übermäßig klar geschildert, aber Gaden fährt fort: „Les familles „guenyo" sont en effet groupées par clans, dont les membres se considèrent comme issus, à une époque fort éloignée d'un même ancêtre mâle, et observent les mêmes interdictions. Il n'y avait pas, pour les familles „mène", de groupement analogue au clan, mais chacune de ces familles avait ses interdictions propres, que ses membres observaient en même temps que celles du clan, dont ils faisaient partie par leur famille „guenyo". An einem Beispiel (das des Yoro Dyao, des Gewährsmannes G's.) werden die verschiedenen Vermeidungen, welche ein einzelner Mann zu beobachten hat, demonstriert.

Nach all diesem liegen die Verhältnisse also etwa so: es bestehen zwei grundverschiedene Sippen nebeneinander, die matrilineare „mène" und die patrilineare „guenyo". Die letzteren sind in Untersippen oder Clans, augenscheinlich mit „Totemismus" eingeteilt, die ersteren sind ungeteilte totemistische (?) mutterrechtliche Sippen, welche besonders in den Herrscherklassen maßgebend sind. Doch sieht man nicht ganz klar. Besonders das Verhältnis der beiden sozialen Elemente zueinander wird nicht deutlich genug charakterisiert. Die Entstehung dieses stark an Aschanti-, Bakongo- und Hereroverhältnisse anklingenden Mischsystems versucht Gaden selbst zu erklären (S. 122): „Yoro Dyao attribue à des influences peules anciennes la formation de ces familles à filiation utérine, qui, chez les Woloffs, forment la presque totalité de la noblesse et ne se rencontrent ni chez les roturiers ni parmi les castes de nyenyo. Chez les Peuls païens, comme chez les Sereres, les biens ne s'héritent encore que dans la ligne utérine; les droits au commendement et certains gris-gris destinés à procurer les victoires dans les combats sont seuls à se transmettre dans la ligne masculine. Chez les Peuls islamisés, même depuis longtemps, on enseigne encore aux enfants qu'au jour de la résurrection le père ne reconnaitra pas ses fils et ses filles, que seul l'oncle maternel (Kâo) reconnaîtra ses neveux et nièces issus de ses soeurs et cette croyance est certainement un souvenir de l'époque où les biens se transmettaient dans la ligne utérine." Da nun weiter die Woloff heute noch das Kind eines Freien und einer Sklavin als Sklaven betrachten, nimmt Gaden an, daß das Mutterrecht früher bei allen Woloff gültig war, aber unter islamischem Einfluß in den schlecht begüterten unteren Schichten verschwunden ist und sich nur in der reichen Oberschicht erhielt. Das können wir aber nicht ohne weiteres als feststehende Tatsache hinnehmen. Wir sind schon einigemale auf Völker gestoßen, bei denen die Herrscher mutterrechtlich, die Unterworfenen vaterrechtlich, oder umgekehrt organisiert waren. Daß das Vaterrecht der Woloff nicht ein durch islamische Wirkung zustande gekommenes Produkt ist, beweist die Struktur der „guenyo", welche noch alle Merkmale vaterrechtlicher Sippenorganisation aufweist. Von Gleichrecht scheint keine Spur vorhanden zu sein. Es ist immerhin möglich, vielleicht sogar sicher, daß ehedem eine mutterrechtliche Komponente (außerhalb der Herrscherschicht) bestand, welche der vaterrechtlichen weichen mußte. Aber der Islam kann dabei höchstens fördernd gewirkt haben. Immerhin haben wir hier einen interessanten

Digitized by Google

Einblick in die verwickelte Struktur derartiger Mischgemeinschaften erhalten. Sicher sind die Verhältnisse noch komplizierter als sie uns hier schon erscheinen.

Gehen wir nunmehr zum Erbrecht über. Hier wird uns am besten die zweiteilige Entwicklung vaterrechtlicher Rechtsnormen klar. Augenfällig treten uns eine engzusammenhängende Provinz des Brudererbrechtes und eine solche des Sohneserbrechtes entgegen. Über die Bedeutung ihrer Verbreitung — welche überaus charakteristisch ist — werden wir noch später zu reden haben. Beim Erbrecht des Bruders handelt es sich stets um Brüder desselben Vaters oder solche vom selben Vater und der gleichen Mutter. Der uterine Bruder ist — da er immer zu der Mutterfamilie gerechnet wird — von unserer Betrachtung ausgeschlossen und bei den mutterrechtlichen Systemen zu berücksichtigen. Im Mutterrecht spielt er aber zweifellos eine analoge Rolle — als Ältester der Familie — wie im Vaterrecht der Bruder vom selben Vater. Sicherlich war das Erbrecht des Bruders früher das weitaus verbreitetste in Afrika und ist nur vom Mutterrecht und dem Recht der Erstgeburt — welches ich, wie wir noch weiter zu behandeln haben, dem viehzüchterischen Kulturkreise Ostafrikas und des Sudans (Hamiten?) zuspreche — verdrängt worden. Wenn wir erst die sozialen Verhältnisse im Ost- und Zentralsudan — vor allem die Nord-Nigerias und der Schari-Ubangiländer näher kennen lernen werden, lassen sich vielleicht unsere noch schwach fundierten Ergebnisse erweitern. Die erwähnten Lücken machen sich in den beifolgenden Tabellen leider sehr bemerkbar. Relativ gut und geschlossen kommen die erbrechtlichen Verhältnisse im französischen Nigergebiet zum Ausdruck, während der westatlantische Streifen an guten Nachrichten viel zu wünschen übrig läßt.

Wir sehen das vom Islam verbreitete Koranrecht in den nördlichen und westlichen Teilen des Sudan deutlich zum Vorschein treten. Wir fanden es an der Küste Ostafrikas durch die Araber lebhaft propagiert. Im Sudan sind es die Hausa, die meisten Mandingo oder die Völker der Ostsudanstaaten, welche die sozialen Konsequenzen ihres fanatischen Mohamedanertums gezogen haben und nach dem Koran ihr Eigentum auf beide Geschlechter, Söhne und Töchter, wie 2 : 1 vererben. Fast ganz Nordafrika gehört heute — wo sich nicht hartnäckig mutterrechtliche Formen, die früher sicher weit verbreiteter waren, halten, — dem islamischen „Vaterrecht“ an. Von Sippenrecht im altafrikanischen Sinne kann man jedoch nicht mehr reden. Mit dem Koran wird wohl das Patriarchat gefestigt, aber die alte Sippenscheidung zerfällt, und es wird nicht mehr sorgfältig das angeheiratete Element (man beachte das wenn auch kleine Erbteil, das die Frau zu beanspruchen hat) von der Vermögensmasse ferngehalten. Das Erbrecht Nordafrikas gehört daher nicht in den Rahmen dieser Untersuchung, welche Vaterrecht und Mutterrecht als zwei analoge Rechtsnormengefüge einer alten auf strikte Sippenverfassung gebauten Gesellschaft ansieht. Nur wo an der Grenze alten einheimischen Vaterrechtes jene islamischen Erbgrundsätze eingedrungen sind, wurde das in den Tabellen berücksichtigt. Derartige Beeinflussungen durch den Koran weist etwa das Erbrecht der Dyula-Mande, Seguela-Mande, Bosso, Diakite-Sarakole, Soninke, Yarse, Mossi, Hausa, Wadawa u. a. auf.

Was nun das Vaterrecht im Sudan — Sippenfolge und Erbrecht — anbelangt, ergibt sich, wie wir schon bemerkt haben, eine merkwürdige Teilung der diese Rechtsnormen tragenden Völker. Die einen wür-

Digitized by Google

I. Es erben in erster Linie die Brüder oder Aszendenten des Verstorbenen:

Azande	(Vater) — ältester Bruder — ältester Sohn — ältester Brudersohn — ältester Großonkel (väterlicherseits); uterine Brüder erben nicht, wie überhaupt keinerlei mütterliche Verwandten erben.	Hutereau (94), S. 24f.
Azande vom oberen Iba	Ältester echter Bruder; sodann die ältesten Glieder der übrigen Erbgruppen (s. Azande).	Hutereau (94), S. 25.
Azande-Abandya .	Ältester Bruder — jüngere Brüder — ältester Sohn der ganzen Brüderreihe. Die Aszendenz und die Mutterfamilie erbt nie.	Hutereau (94), S. 43.
Mangbetu	Ältester Onkel des Verstorbenen (?) Eltern erben nur, wenn andere Verwandte fehlen; die mütterliche Verwandtschaft tritt erst, wenn die männliche erloschen, das Erbe an.	Hutereau (94), S. 72 ff.
Medje	Ältester Bruder des Verstorbenen.	Hutereau (94), S. 73.
Baya [18])	Ältester Bruder — ältester Sohn — Brudersöhne — Aszendenten usw.	Poupon, L'A., Bd. 26 1915, S. 116.
Sara.	Bruder — Sohn.	Bruel (81), S. 265.
Bagam	Sohn — ältester Bruder.	Malcolm, A. XXI. 1926, S. 236.
Wute	Brüder — Kinder — Mutterbruder (!) — (Söhne mehr Mobiliar — Brüder Feld und Hof.)	Sieber (115), S. 65 f.
Komai.	Farmen, Gehöft und Geld an Vaterbruder, Sohn erhält nur Bogen, Pfeil, Grasmesser, Axt. (Familienbesitz also dem Familienältesten!)	Frobenius (9), S. 207.
Nupe	Bruder (oder ältester Sohn).	Frobenius (156), S. 60.
Bassa-Komo . . .	Bruder — Sohn.	Byng-Hall, J. A. S. VIII, S. 14.
Degha	Brüder (vom Vater) — Söhne aller Brüder — (Schwestersöhne nie).	Tauxier (149), S. 406.
Siti	Brüder (vom Vater) — Söhne aller Brüder — (Schwestersöhne nie).	„ (149), S. 413.
Menkiera	Jüngerer Bruder erbt alles — Sohn nichts.	„ (148), S. 96f.
Nunuma.	Jüngerer Bruder — ältester der Söhne aller Brüder.	„ (148), S. 142, 144,
Nankana [19]) . . .	Familienmacht und Gemeingüter an jüngere Brüder. Privateigentum (einschließlich Privatfelder) an Sohn.	„ (148), S. 252, 254.
Kasuna-Fra . . .	Jüngerer Bruder vom selben Vater erbt alles — dann ältester Sohn der ganzen Brüderreihe.	„ (148), S. 220.
Bura	Jüngerer Bruder erbt alles Eigentum; in einigen wenigen Landstrichen kann der Sohn die Privatfelder an sich nehmen.	„ (148), S. 278.
Sisala [20])	Jüngerer Bruder erbt alles.	„ (148), S 339, 341.

[18]) Sind keine Brüder, keine männlichen Deszendenten und Aszendenten da, so kann die Frau erben. Dann nennt dies der Eingeborene „travailler pour rien", da seine Güter dann in die ihm völlig fremde Frauensippe übergehen.

[19]) Hier nimmt Tauxier die Viehzucht als Ursache der Spaltung aller Güter in Gemein- und Privateigentum an, da bei den reinen Ackerbauern der Gurunsifamilie nur Gemeineigentum existiert.

[20]) Von Süden her scheint das Mutterrecht der Lobigruppe einen bedeutsamen Einfluß auszuüben, denn bei der Vererbung wird Wert darauf gelegt, daß der erbende Bruder ein solcher vom selben Vater und von selber Mutter ist.

Digitized by Google

Dagari-Zanga[21] .	Ältester Bruder — ältester Brudersohn.	Tauxier (148), S. 364, 367, 369, 373.
Habe	Ältester Bruder (bei Vaterfolge!)	Frobenius (136), S. 275.
Bobo	Siehe Text.	
Basari	Brüder — Söhne und Brudersöhne.	Frobenius (135), S. 38 f.
Tim	Bruder (welcher?)	Frobenius (135), S. 163 f.
Tamberma	Brüder und Söhne. (Die Brüder erhalten die Rinder, von denen sie nur als Fleischgabe etwas den Söhnen überlassen. Das Farmland wird unter Söhne und Brüder verteilt.)	Frobenius (9), S. 342.
Mandingo	Collaterale Vererbung in Vaterlinie: Bruder, dann Sohn.	Tautain, R. E. IV, S. 79.
Mande von Wagadugu (Uangarbe, Yabra)	Das Gemeingut an jüngeren Bruder (Familienhaupt); persönliche Güter an ältesten Sohn.	Ruelle, L'A. XV, 1904, S. 661.
Dyula[22]	Bruder — Sohn.	Tauxier (149), S. 224 ff.
—	Jüngerer Bruder — ältester Sohn der ganzen Sukala (Gehöftfamilie).	Tauxier (148), S. 391 ff.
Mande von Bonduku (Dyula)	Brüder desselben Vaters, dann Vettern („cousins germains"), schließlich: ältester Sohn von allen Brüdern. (Frauen erben nicht.)	Benquey b. Clozel (128), S. 288.
Mande von Kong und Djimini	Ältester Bruder; als Familienältester überläßt er den Kindern den größten Teil der beweglichen Habe. Die Hütte gehört aber stets ihm und seinen Brüdern, dann den Schwesterkindern u. nun erst den Söhnen.	Delacou b. Clozel (128), S. 320.
Mande von Buna .	Ältester Bruder — Söhne (in erster Linie der Sohn der Hauptfrau ohne Erstgeborenenrecht. (Frauen erben nicht.)	Greigert bei Clozel (128), S. 312.
Mande von Seguela[23]	Brüder (nach dem Alter) — Söhne (nach dem Alter) — Töchter — Vater — Bruder des Vaters (Frauen erben in 2 Fällen.)	Moreau bei Clozel (128), S. 335 u. 327.
Dafi-Marka . . .	Bruder — ältester Sohn der ganzen Brüderreihe.	Tauxier (149), S. 408 f.
Futanke[24] (Futa-Toro und Futa-Djalon-Fulbe)	Familienoberbefehl und Gemeinfelder an jüngeren Bruder (theoretisch auch Gemeinmobilien). An Sohn geht Sukala (Gehöft) (!) Privatfelder u. Privatmobilien (praktisch aber alles bewegliche Gut).	„ (149), S. 605.

[21]) Bei den Dagari und Zanga bestehen eigenartige — von Tauxier als Arbeitsgemeinschaften bezeichnete — mutterrechtlich organisierte Verbände. Hier nimmt der Schwestersohn dieselbe Stelle ein wie der Bruder in der vaterrechtlichen „Sukala".

[22]) Wenn ein Lutigi (Familienhaupt) stirbt, so nimmt der jüngere Bruder alles an sich. Ist kein Bruder da, so erbt der älteste Sohn der ganzen Bruderlinie. Stirbt aber ein Sotigi (Ältester des Familienverbandes-Sippe), so erbt der älteste der Lutigi den Oberbefehl; die Güter nimmt der jüngere Bruder und dann der älteste Sohn der Bruderreihe. Ist ein Mann weder Lutigi noch Sotigi, so erben die Kinder nach dem Koran (!).

[23]) Offensichtlich vom Koran beeinflußtes altes Brudererbrecht.

[24]) Hier ist das Sohneserbrecht — wohl dank der entwickelten staatlichen Momente Futa-Djalons, wie der ganzen Fulbereiche — schon sehr stark zu verspüren, wenn auch die nominelle Macht des Bruders — als des Patriarchen — die volle Erbberechtigung und Verfügungsgewalt des Sohnes einschränkt.

Digitized by Google

Susu	Ältester Bruder vom selben Vater — dessen Söhne — Kinder des Toten — männliche Glieder der Vater- und Mutterfamilie.	N. W. Thomas (151), I, S. 165.
Tomma	Erbe an jüngeren Bruder des Verstorbenen (siehe aber Tab. II).	Frobenius (139) 378.
Kru vom Sassandra	Ältester Bruder — ältester Sohn — ältester Neffe (Frauen erben nicht).	Thomann b. Clozel (128), S. 500.
Kru vom Cavally	Es gibt nur zwei Arten von Erben: 1. Familienhaupt, 2. ältester Bruder des Verstorbenen, 3. ältester Sohn in der Brüderreihe. Der Familienchef erbt das Familiengut, wenn der Verstorbene selbst ein Familienoberhaupt war. Der Bruder erbt die Privatgüter.	Richard bei Clozel (128), S. 515.
Gurostämme . . .	Bruder — ältester Sohn — Vater — väterl. Onkel — mütterliche Onkel — schließlich als einziger Fall eines Frauenerbrechtes die Schwester des Verstorbenen.	Tauxier (150), S. 157, 167, 195 f, 215, 239.
Ewe (Hõ)	Das unbewegliche Gut geht an den Bruder — dann Sohn. Bewegliches Gut geht an den Onkel mütterlicherseits (!). Nur Flinte und Stuhl erbt der Bruder väterlicherseits.	Spieth (146) S. 112, s. a. Toso (Z. K. Sp. Bd. 7, S. 9).
Boem	Der Familienälteste ist stets der Erbe (also wohl der Vaterbruder oder Vater!)	Asmis, Z. V. Rechtsw., Bd. 26 1911, S. 47 f.
Kunja	(Wie in Boem) Kinder haben kein Erbrecht.	Asmis, Z. V. Rechtsw., Bd. 26 1911, S. 61 f.

II. Es erben in erster Linie die Söhne (Kinder) des Verstorbenen.

Nsakara	Sohn.	Johnston (95) II, S. 699.
Azande-Bajande .	Ältester Sohn — jüngerer Bruder.	Johnston (95) II, S. 699.
Mangbetu	Ältester Sohn . . . (siehe aber Tabelle I).	Emin Pascha: B. S. G. Lille, 1888 S 103.
Banziri	Ältester Sohn (erbt hauptsächlich die Kanus — der für dieses Schiffer- und Fischervolk wichtigste Besitz). Die Ländereien fallen an die Dorfschaft zurück (!); die anderen Güter werden verteilt.	Hermant: B. S. R. B.G. 1906, S. 432.
Wadai	Mohamedanisches Erbrecht: Alle Söhne je ein Teil; Töchter ein halbes Teil.	Nachtigal (11) III, S. 256.
For	Alles persönliche (!) Gut an den jüngsten Sohn.	Felkin. Proc. R. S. Edinb. Session 1884/85.
Buduma	Brüder und Kinder teilen das Erbe halbpart, so daß jedoch der Sohn stets das Schönste erhält (beste Kuh, besten Speer, bestes Boot).	Talbot, J. R. A. I. Bd. 41, S. 248.
Kuri-Buduma . .	Das Erbe fällt fast völlig dem ältesten Sohne zu.	Nachtig. (11) II, 375.
Bana	$^2/_3$ erhält der älteste Sohn; $^1/_3$ die anderen Söhne.	Hagen, B. A., S. 103.
Mandja	Ältester Sohn — unverheiratete älteste Tochter (!) — jüngerer Bruder.	Gaud (92), S. 284 u. 415.
Tschamba	Sohn erhält Farmen und Waffen; der Mutterbruder alles bewegliche Gut oder es geht an dessen Sohn (mutterrechtlicher Einfluß?)	Frobenius (9), S. 199.

Digitized by Google

Kwolladistrikt . .	Sohn.	Fitzpatrick, J A. S. X, 1910, S. 43.
Kagoro usw. . . .	Ältester Sohn erbt Land und Haus; den anderen Besitz teilt er mit seinen Brüdern.	Tremearne, J. R. A. I., Bd. 42, S. 189.
Bali-Bafum . . .	Ältester Sohn ist Universalerbe.	Ankermann, Z. f. E. 1910, S. 304.
Bali	Sohn — Bruder — „Neffe“.	Hutter (112), S. 380.
Haussa	Wenn zwei Frauen, zwei Söhne, zwei Töchter, zwei Brüder und zwei Schwestern vorhanden, so geht die Erbschaft in drei Teile: ein Teil an die zwei Frauen; ein Teil an die zwei Söhne; Töchter, Brüder und Schwestern erhalten dann den dritten Teil. (Offensichtlich mohamedanisch beeinflußtes Erbrecht).	Beddoes: J. A. S., Bd. II 1902/03, S. 451.
Mossi	Ältester Sohn — Tochter — Bruder — Brudersohn.	Mangin, A., IX 735.
—	Ältester Sohn ist Universalerbe. — Falls keine männlichen Kinder da sind, so erbt der Mutterbruder oder dessen Deszendent (!?) S. a. Text.	Ruelle, L'A., XV, S. 684.
Mossi-Wagadugu .	Ältester Sohn ist Universalerbe.	Froben (137), S. 209.
Yarse	Entweder geht alles Gut an Söhne und Töchter, oder aber wenigstens die persönlichen Güter werden an Söhne und Töchter nach dem Koran verteilt.	Tauxier (149), S. 434.
Konkomba	Söhne beerben den Vater.	Fisch, B. A., III, 155.
Tschokossi	Söhne beerben den Vater.	Ebd.
Soninke	Mohamed. Vererbung: ein Achtel an die Frau, sieben Achtel den Kindern (Söhne und Tochter wie 1 : ½).	Daniel, A. Y., 36.
Bambara	Söhne nach dem Erstgeburtsrecht.	Mademba b. Steinmetz (3), S. 81.
Diakite-Sarakole .	Kinder (Söhne und Töchter; also wohl mohamedanisch).	Nicole b. Steinmetz (3), S. 114 f.
Bosso-Sorokoi . .	Koranische Vererbung: Söhne zwei Teile, Töchter ein Teil.	Frobenius (138), S. 82.
Loko	Ältester Sohn erbt.	Thomas (151) I, S. 165
Bagama-Kagoro .	Der Sohn beerbt den Vater.	Bekri bei Westermann (154), S. 55.
Papel v. Basserel .	Ältester Sohn — Söhne.	Bertrand-Bocande in B. S. G. P. 1849, S. 240.
Kpelle	Der Sohn beerbt den Vater. Der erstere hat auf das Eigentum des Mutterbruders nur ungesetzlichen Anspruch (s. Mutterrecht, Abschnitt III).	Westermann (154), S. 55 f.
Tomma	„en ligne directe“ (s. aber Tabelle 1).	Neel, L'A. 24, S. 471.
Kissi	agnatische Vererbung wie bei Malinke (also wie?)	Ebd., S. 456.
Timme	Söhne — Vaterbrüder — Töchter — Vaterbrüdersöhne.	Thomas (151) I, S. 163 f.
Gagu	Ältester Sohn — andere Söhne nicht.	Tauxier (150), S. 132.
Akra-Gä	Entgegen der Tschisitte erbt der Sohn vom Vater.	Quartay-Papafio, J. A. S. X, 1910, S. 64 f.

Digitized by Google

Ewe von Misahöhe	Der älteste Sohn erbt den gesamten Nachlaß und verteilt dann das Geld unter seine Brüder. Töchter erben nur die Geräte zur Feldbestellung. Ein Erbrecht der Geschwisterkinder oder des ältesten Bruders besteht nicht. Auch Frauen erben außer dem oben genannten Fall nicht. Sind aber keine Söhne da, so erbt der Bruder.	Asmis, Z. V., Rechtsw. Bd. 26, 1911, S. 25ff.
Ewe-Anecho . . .	Hier treffen wir auf das — wohl von den in Anecho ansässigen Ga ausgehende — Mutterrecht, das sich stark im Erbrecht auswirkt. Farmland und Haus gehört den Kindern. (In den Landbezirken dagegen gehören die durch eigenen Verdienst erworbenen Farmländer und Häuser den Schwesterkindern.) Alle bewegliche Habe geht an die Kinder aller Schwestern, die dieselbe Mutter wie der Verstorbene hatten. Sind keine Schwesterkinder da, so erben andere Mutterverwandte und dann erst die Kinder.	Ebd., S. 100f.
Lome-Land . . .	Wie bei Ewe-Anecho.	Ebd., S. 129.
Fö	Kinder und Mutter beerben den Vater. Auch Onkel und Tanten von Vaterseite können beerbt werden von Neffen und Nichten — aber nie Onkel und Tanten von Mutterseite wie im benachbarten Anecho.	Wolf, A., VI, S. 464.
Whydah	Der Sohn erbt das ganze Vermögen.	Bosman (123) II, S. 125.
Fida (Whydah) . .	Ältester Sohn erbt.	Chaudouin (127), S. 339, 355.
„Dahomey“ . . .	Ältester Sohn erbt.	Bosman (123) II, S. 153.
Yoruba	Söhne — Brüder — Schwestern (Muttergüter an Töchter).	Ellis (132), S. 177.
Yekri-Sobo-Ijo . .	Söhne und Töchter.	Granville, J. R. A. I., 28, S. 118.
Benin	Söhne — Brüder — nächster Verwandter.	Bosman (123) II, S. 238.
Edo	Es gibt drei Möglichkeiten der Erbteilung: 1. der älteste Sohn erbt alles; 2. die älteren Söhne erben; 3. alle Söhne und Töchter erben. Der Vaterbruder ist vielfach mitbeteiligt.	Thomas (152) I, S. 64.
Ibo	Söhne — Brüder.	Thomas (153) I, S. 86.
Ibibio	Ältester Sohn — Söhne — ältester Bruder.	Talbot (147), S. 218.
Alt-Calabar . . .	Aus dem gegebenen Beispiel zu entnehmen: Söhne — Brüder.	Cotton, J A. S. IV, 1904/05, S. 305.
Asaba	Sohn erbt das ganze Vermögen.	Parkinson, J. R. A. I. Bd. 36, S. 316.
Fulbe[25])	Die Kinder übernehmen alle Güter, während der älteste Bruder den Oberbefehl über die Familie ergreift. Der älteste Sohn erhält den Hauptanteil. Söhne erben stets mehr als die Töchter. Der Vormund ist der Vaterbruder. Sind keine Söhne da, so erben die Brüder, selbst wenn Schwestern und Töchter vorhanden sind.	Tauxier (149), S. 621f.

[25]) Obwohl die von Tauxier angegebenen Tatsachen den Verdacht einer Einwirkung des koranischen Erbrechtes nahe legen, bestreitet der Forscher doch das Bestehen desselben sowohl bei den moslimischen als auch bei den heidnischen Fulbe.

Digitized by Google

digen — wenigstens soweit das Erbrecht in Frage kommt — in erster Linie die Generation des Erblassers oder gar — wenn Vertreter derselben noch vorhanden sind — die vorhergehende. Dem Alter ist hier offensichtlich eine ganz besonders wichtige Rolle eingeräumt. Der Sohn erbt zumeist an zweiter Stelle, aber oft auch nach dem Brudersohn oder anderen Verwandten. Weiber werden in ursprünglichen Verhältnissen bei solchem Erbsystem grundsätzlich nicht berücksichtigt. Man kann sagen, daß die vaterrechtliche Vermögensordnung bei den Brudererbrechtlern der reinste Ausdruck dessen ist, was wir Patriarchat nennen, vor allem, wenn wir noch andere Züge der Sozialorganisation dieser Völker berücksichtigen. Ich gebe weiter unten, als Beispiel für eine solche, eine Schilderung der Bobogemeinschaft. Gerade die im Nigerbogen sitzenden Völker von den Habe, Bobo, Ostmandingo und Grussistämmchen bis zu den Tamberma und Basari haben diesen Typus des Patriarchates möglichst rein bewahrt. Dank den Forschungen Tauxiers, Delafosses und Frobenius' wissen wir darüber mehr Bescheid als über andere Stämme, bei denen wir dieselbe Organisation ebenfalls vermuten dürfen. Nun aber haben viele der Völker mit agnatischer Deszendenz ein Erbrecht, das sich demjenigen der ostafrikanischen Völker mit Erstgeburtsrecht nähert. Hier erbt der älteste Sohn in erster Linie und übernimmt den Oberbefehl über die Familie. Es ist nun überaus interessant zu verfolgen, wie sich die Großfamilie der Brudererbrechtler, die gewöhnlich aus dem Familienhaupt, dessen Brüdern, Söhnen und Enkeln besteht, allmählich auflöst und durch Abtrennung der einzelnen Haushalte immer kleinere Gemeinschaften entstehen. Mit dem Entstehen des Privateigentums der Söhne und Brüder, die nunmehr nicht mehr dem Vater und Familienhaupt unterstehen, wird die früher starke Gemeinschaft auf die Einzelfamilie reduziert. Die erste Folge ist die, daß der Vaterbruder erbrechtlich keine bedeutende Rolle mehr spielt; das Eigentum geht auf den ältesten Sohn über. So zerfällt das Seniorat mit zunehmender Auflösung des Gemeineigentums der alten Großfamilien. Daß ein derartiges Gemeineigentum existiert, wird uns klar, wenn wir uns die einschlägigen Verhältnisse der Bobo (Nigerbogen) vor Augen führen. Tauxier ([148] S. 41 ff.) gab uns eine anschauliche Schilderung, welche ich hier wiedergebe. Bei den Bobo wohnt die ganze Familie in derselben Sukala (gehöftartige Wohnstätte). Unter Familie versteht Tauxier die verheirateten Brüder, die verheirateten Söhne, die verheirateten Brudersöhne usw. Verheiratet sich ein junger Mann, so darf er sich nicht außerhalb der Sukala ansiedeln, sondern er bleibt in dieser. Nur die Töchter gehen nach außerhalb, aber sie werden ja durch die Frauen der heiratenden Männer ersetzt. Wird die Behausung zu klein für die verschiedenen Haushalte, so „zerschlägt" man sie, d. h. man zerstört die äußere Mauer und erweitert den Bau, bis dem schließlich durch zu große Nachbarschaft mit den anderen Wohnungen ein Ende gesetzt wird. Erst dann nimmt der jüngere Bruder des Familienhauptes ein paar Haushalte mit sich und macht ein neues Quartier auf. Die gesamten Farmen gehören der ganzen Familie, d. h. der Familienvater ist ihr theoretischer Besitzer. Alle Familienglieder haben nach seinen Befehlen auf diesen Feldern zu arbeiten. Privatfarmen besitzen sie nicht. Vom Familienhaupt werden sie ernährt und gekleidet, sind also völlig von ihm abhängig. Dem Sukalahaupt liegt auch die Pflicht der Familienopfer religiösen Charakters ob. Eine derartige Sukala umfaßt bei den Bobo im Durchschnitt zwei bis drei Haushalte und 10—11 Personen. Das ist

Digitized by Google

im Verhältnis zu anderen Patriarchaten wenig. Tauxier erklärt sich diese Schwäche der Großfamilien durch die häufigen Einfälle der Songhai (Zaberma). Die Sukalen, Erdburgen, wie sie die Gurunsi im Osten haben, bilden sozusagen die Zellen des Bobo„staates". Staat ist sicher zu viel gesagt, denn die höchste Sozialform ist das Dorf mit seinem Dorfhäuptling. Jedes Dorf teilt sich aber noch in Abteilungen („quartiers"), welche zumeist von dem ältesten Sukalahaupt der in ihnen vereinigten Großfamilien geleitet wird; wir haben es hier offenbar mit den eigentlichen Sippen zu tun, denn es ist klar, daß es sich hier um eine mehr oder weniger blutsverwandte Gruppe handelt. Dem Dorfoberhaupt, wie den Sippenhäuptern wird keinerlei Tribut gezollt. Recht spricht in erster Instanz das Familienhaupt, und nur wenn zwei sich schlecht verstehende Sukalas einen Streit auszutragen haben, springt der Dorfhäuptling ein. Zwischen den einzelnen Dörfern ist steter Kampf und Streit. Wir kommen nunmehr zu dem uns besonders interessierenden Erbrecht. Stirbt ein Familienhaupt, so folgt ihm sein jüngerer Bruder in Würde und Besitz nach. Er nimmt den Oberbefehl sowie alles bewegliche und unbewegliche Familieneigentum an sich (also Wohnung, Felder, Sklaven, Tiere, Korn und Speicher, Kauris, Zeremonialkleider usw.). Ferner erhält er alle Privatgüter des Verstorbenen (Kleidung, Schmuck, Waffen usw.), welche jedoch von jetzt an dem Familiengut zugezählt werden. Sodann fallen ihm die Frauen des Verstorbenen zu. Die gesamten Mitglieder der Familie erkennen ihn als Oberhaupt an und arbeiten unter seinem Befehl auf den Gemeinfeldern weiter wie früher. Ist die Bruderlinie erschöpft, so erbt der älteste Sohn, aber nicht des letzten verstorbenen Häuptlings, sondern der älteste Sohn aller Brüder, also gewöhnlich ein „Neffe" des Verstorbenen. Ist auch diese Reihe erloschen, so erbt ein möglichst naher Verwandter männlichen Geschlechts in derselben oder einer anderen Sukala.

Hier haben wir also einen patriarchalischen Sozialzustand, wie wir ihn nicht klarer wünschen könnten. Alle erwähnten Züge stimmen harmonisch zusammen; das Erbrecht könnte bei derartigen Macht- und Besitzverhältnissen gar nicht anders beschaffen sein. Es scheint so, als ob alle Sudanvölker, welche das Bruder-Sohn-Erbrecht haben, diesem Sozialtypus angehören. Er mag da und dort mehr oder weniger zerfallen sein, Spuren finden sich aber überall. Deutlich ist alles noch bei den Gurunsistämmen, einigen Nordtogovölkern, in Adamaua und am Schari und schließlich vereinzelt im nördlichen Kongogebiet. Aber der Zersetzungsprozeß, sei es durch organische Spaltung der alten Gemeinschaften, sei es durch Einwirkung fremder Mächte (Eroberung durch staatenbildende Völker) ist allenthalben schon stark vorgeschritten und hat Völker mit ehedem streng patriarchalischer Verfassung und dem Erb-Seniorat von Grund auf in ihrem sozialen Gefüge gelockert. Mit der Lockerung der alten Großfamilie (welche sicher all diesen alten Primitivvölkern des Sudan eigen war) ist das Gemeineigentum zerfallen; der sich bildende Privatbesitz hat bei Beibehaltung der agnatischen Deszendenz das Erbrecht des Sohnes hervorgerufen. Ich halte das Sohneserbrecht der Sudanvölker, wo es nicht islamitisch ist, durchaus für etwas anderes, denn das Erstgeburtsrecht der Nordost-, Ost- und Südafrikaner. Das letztere dürfte im letzten Grunde eng mit dem Viehzüchterkulturkreis der alten Welt — dem ja auch die Osthamiten (als sprachlicher Begriff) angehören — zusammenhängen. Wie noch später auszuführen sein wird, ist der Einfluß der Westhamiten vom Norden aus auf den Sudan ein ganz

Digitized by Google

anderer gewesen, wie es ja auch nicht anders sein konnte: denn Westhamiten und Osthamiten sind fundamentale völkische Gegensätze, welche merkwürdigerweise nur in der Sprache leicht ausgeglichen sind.

Jener erwähnte Verfall der alten Kommunalorganisation wird uns am ehesten klar, wenn wir die Mossi als Beispiel heranziehen. Dieses Volk mit seiner alten staatlichen Tradition ist zweifellos ein widerspruchsvolles Gebilde. Das ist nicht verwunderlich, denn jedes Herrschaftsgebilde — und Mossi ist ein Paradigma für solche Sozialformen — enthält alle Stadien seines Werdens und alle Fundamente seines Baues mosaikartig in sich. Wieder müssen wir Tauxier — der eine unerschöpfliche Quelle soziologischer Tatsachen und Erkenntnisse darstellt, leider aber in Deutschland zu wenig bekannt ist — zu Rate ziehen.

Im Mossiland (Tauxier [148] S. 543ff.) bestehen fünf Familientypen nebeneinander. Die erste Form ist rein patriarchalisch. Sie ist nur noch bei den Schmiedekasten anzutreffen. Hier erbt der jüngere Bruder beim Tode des Familienhauptes den Oberbefehl und die gesamten Güter. Die Söhne erben nichts oder doch erst, wenn kein Bruder mehr vorhanden ist. Das Erbe geht dann an den ältesten Sohn der ganzen Familie. Der zweite Typus ist wohl allgemeiner verbreitet, aber doch selten. Er kann, da er nur schwach modifiziert ist, übergangen werden. Dagegen beginnt bei einem dritten Typus schon eine Teilung des Erbes. Das Familiengut und der Oberbefehl geht an den jüngeren Bruder, das Privaterbe aber an den ältesten Sohn (Mobilien und Immobilien). Bei Typ 4 werden die Privatgüter allen Söhnen überlassen, wobei der älteste Sohn immer noch eine bevorzugte Stellung einnimmt. Am weitesten verbreitet im Mossiland ist aber eine fünfte Form des Erbrechtes: hier erhält wohl der älteste Bruder noch immer den Oberbefehl, eine Trennung der Güter findet aber ähnlich wie beim Erbrecht der Schmiede nicht statt, denn die gesamte Besitzmasse geht an den ältesten Sohn. Bezeichnend aber ist, daß ein Familiengut nicht mehr anerkannt wird. Sind keine Söhne da, so erben die Brüder und Töchter. Wir gehen nicht fehl, wenn wir auch hier als die älteste Form jene der Schmiede, die in Afrika stets eine eigenartige soziale Beharrungstendenz aufweisen, annehmen. Langsam muß durch einen fremden Einfluß das alte patriarchale Brudererbrecht von dem individualen Sohneserbrecht verdrängt worden sein. Tauxier selbst nimmt das an, wenn er (S. 554) das kommunenartige Patriarchat mit dem der Bobo, Gurunsi, Habe, Kipirsi u. a. zusammenbringt, bei der Entstehung der Dezentralisierung aber an die Einflüsse der Dagombaeroberer denkt. Diese wie die „Tukuleur" und Fulla sind ausgesprochene Staatenbildner, Krieger und geborene Herrscher. So wird aber vielerorts im Sudan das Sohneserbrecht zu erklären sein. Es ist nur erklärlich, daß da, wo größere Staaten existieren, die sozialen Gemeinschaftsverhältnisse der Autochthonen gelockert werden, der Individualismus über den Kommunalismus siegen muß. Bemerkenswert ist dabei noch eine andere Tatsache. Auch die sudanischen Mutterrechtler (siehe Abschnitt III) bevorzugen — mehr als die Bantumutterrechtler — den Bruder derselben Mutter, also die ältere Generation; erst in zweiter Linie kommt der Schwestersohn zur Erbschaft. Das mag ebenfalls auf patriarchale Grundlage zurückgehen — wenn es auch zuerst paradox klingen mag, von patriarchalen Mutterrechtlern zu sprechen. Da man aber jetzt allgemein zwischen Mutterrecht und Frauenherrschaft unterscheiden gelernt und erkannt hat, daß auch im Mutterrecht die

Digitized by Google

Männer die Hauptrolle spielen, ist der Widerspruch nur scheinbar. Alles in allem — besonders wenn wir uns die tabellarische Zusammenstellung vor Augen halten — können wir annehmen, daß das patriarchale Brudererbrecht, sowohl mit agnatischer, wie mit kognatischer Deszendenz verbunden, im Sudan autochthon ist. Es ist mit Vorliebe an Völker mit intensiven, friedlichen und bäuerischen Kultursymptomen gefesselt, also an die besonders in Berglandschaften zurückgedrängten sogenannten „Splitterstämme des Sudan" gebunden. Wo der Islam mit seinen Bekennern auch das Recht der Einheimischen umgebildet hat, wird das Seniorat zugunsten der jüngeren Generation aufgegeben. Dasselbe ist der Fall, wenn die alte Kulturschicht von den staatenbildenden Eroberervölkern in ihre politischen Schöpfungen einbezogen wird. Die Tendenz vom Bruder-Sohn- zum Sohn-Brudererbrecht zeigen besonders deutlich die Zustände in Futa-Djalon, Futa-Toro und Mossi.

Vielfach mag theoretisch auch die Aszendenz bei den rein patriarchalen Verhältnissen an der Erbfolge beteiligt sein, wie das etwa Hutereau vom oberen Uelle zu melden weiß. Praktisch aber — schon aus biologischen Gründen — kommt der Vater oder Vaterbruder des Verstorbenen sehr selten zum Genuß der zu erbenden Güter. Bei dem Entwurf der beigegebenen Karten ist daher die Aszendenz gar nicht berücksichtigt worden. Wichtiger ist schon, daß gerade nach Hutereau am oberen Uelle ein so ausgeprägtes Seniorat bestehen soll. Bei den Mangbetu kam schon in der Tabelle ein gewisser Widerspruch mit den Angaben anderer Gewährsmänner zu Tage. Dieser verstärkt sich, wenn wir das, was Czekanowski ([85] S. 153 u. S. 48) zu berichten weiß, in Betracht ziehen. Nach ihm heißt es an einer Stelle: „Aus dem Grunde wieder, daß bei den Mangbetu in der männlichen Linie geerbt wird, wobei man den Erstgeborenen in der Regel zu bevorzugen pflegt, darf man schließen, daß die Mangbetu einen patriarchalen Clan darstellen". Er spricht hier also wohl von den auch Emin-Pascha (siehe Tabelle II) bekannt gewordenen Nordmangbetu am oberen Uelle. Von den herrschenden Azande-Avurngura betont er wiederum das ausgeprägte Erstgeborenenrecht und fügt hinzu, daß die Brüder des Erben die Klienten desselben werden und die Würden der Unterhäuptlinge und Dorfschulzen (Baikie) erhalten. Wenn wir Hutereaus Angaben (Tabelle I) daneben halten, erscheint der Unterschied der Meinungen groß, aber wir haben trotz Czekanowskis kategorischen Behauptungen keinen Grund, die soziologisch weitaus gründlicheren und zweifelsfreieren Untersuchungen Hutereaus auf die Seite zu schieben. Czekanowski gibt selbst an, daß seine Angaben von den Herrschern der Azande — den Avurngura — stammen, und dasselbe wird bei den Nordmangbetu, welche fast alle bedeutenderen Könige des Mangbetureiches gestellt haben, der Fall sein. Die beiden Erbfolgesysteme können daher sehr wohl nebeneinander vorkommen und würden dann nur unsere These von der kulturhistorischen Stellung der beiden Rechtsnormen unterstützen, denn das Azande- und Mangbetureich sind zwei typische Herrschaftsgebilde mit strenger Scheidung in autochthone Unterworfene und fremde Herrscherdynastieen. Die Nordmangbetu sind auch kulturell von der großen Masse der übrigen mangbetusprechenden Stämme verschieden, die Avurngura aber sind in ihrer fremdvölkischen Herrscherstellung durch die neueren Forschungen von De Calonne, Lagae und Czekanowski klar erkannt worden. Wir können somit — bei aller gebotenen Vorsicht — das gemeldete Erbseniorat mit den Unterworfenen, das

Digitized by Google

Erstgeburtsrecht mit den Herrschern in Zusammenhang bringen. Es mag sein, daß das letztere auch außerhalb der Herrscherschichten schon eingewurzelt ist, aber an den Angaben Hutereaus ist jedenfalls nicht zu zweifeln.

Bemerkenswert ist auch, daß die Mandingostämme, soweit sie nicht vom Islam erbrechtlich beeinflußt sind, die alten patriarchalen Verhältnisse in überraschender Frische erhalten haben. Wenn wir berücksichtigen, daß die Mandingo, wie mir Prof. D. Westermann aus seinen neuesten Untersuchungen freundlichst mitteilte, von allen Sudansprachen die relativ primitivste und usprünglichste Sprache besitzen (sie allein hat keinerlei Klassenaffixe, während die nächstprimitive Ewe-Tschigruppe schon Klassenspuren aufweist), so ist das Zusammentreffen zweier so ursprünglicher Kulturelemente sicher kein zufälliges. Die Ewe-Tschigruppe aber gehört entweder dem Gebiete des Sohnerbrechtes oder dem des Mutterrechtes an. Einflüsse von diesem Intensitätszentrum sudanischen Mutterrechtes aus sind aber auch in sonst vaterrechtlichen Organisationen zu verspüren (etwa bei den Gurunsi, Vai, Bosso, Kpelle, Toma usw.). Sie sollen später in anderem Zusammenhange gewürdigt werden.

Das Sohneserbrecht ist außer in den genannten Fällen besonders in der Küstenstrecke von Dahome bis zum Crossfluß heimisch. Auch in Nordnigeria und im Kameruner Grasland scheint es häufig zu sein. Ob es hier auf alte Staaten (Benin!) zurückzuführen ist, wie etwa auch das Erbrecht der Vai usw. aus den Zuständen im alten Quoja erklärt werden könnte, erscheint möglich, aber nicht sicher. Bestimmteres können wir erst vermuten, wenn wir die Ethnologie Nordnigerias und Adamauas genauer kennen werden.

Zum Schluß mögen noch einige Worte über Sozialverhältnisse gesagt sein, für welche ich das neutrale Wort „Gleichrecht" verwende. Es handelt sich hier, wie schon früher betont und bewiesen, ganz offenbar um Verfallsprodukte des alten Sippensystems. Durch große völkische Erschütterungen — wie wir sie früher für die Hottentotten als Grund annahmen — oder durch Beeinflussungen europäischer oder islamischer Rechtspraktiken löst sich allmählich das feste Sippenrecht, wenn auch die Sippen selbst noch bestehen bleiben mögen. Das Entscheidende ist aber dabei, daß z. B. bei Heiraten oder bei der Deszendenzrechnung die verschiedenen liierten Sippen sich nicht mehr fremd gegenübertreten. An Stelle des Sippenrechtes tritt das Gleichrecht oder Elternrecht, wie es Post genannt hat. Das Kind gehört nunmehr sowohl der mütterlichen wie der väterlichen Familie. Das Erbrecht kann dem angepaßt werden, oder aber es verharrt in der alten Form, wenn auch die Verwandtschaftsverhältnisse ganz anders geworden sind.

Wir haben gesehen, daß — wohl infolge Zerfalles des alten reinen Sippensystems — die Zugehörigkeit des Kindes nicht mehr nach einer der beiden in der Ehe verschmolzenen Sippen gerechnet wird, sondern daß die beiden Familien sich gleichermaßen für das Fortkommen des Kindes verantwortlich fühlen. Solches Gleichrecht fanden wir vor allem bei Völkern mit wechselvoller Geschichte (Hottentotten und Amahlubi) oder auch in den Einflußgebieten des Sudan (etwa Diakite-Sarakole nach Nicol-Steinmetz [3]). Zu diesen Völkern gehören auch die Yoruba. Ellis ([132] S. 176; 174) sagt: „blood-relationship is now traced both on the father's and on the mother's side, as far as it can be remembered" und weiter: „it seems probable that the acknowledgment of a father's blood-relation-

Digitized by Google

ship to his children was brought about by the intercourse of the northern Yorubas with the Mohammedan tribes of the interior. That the Yorubas formerly had the system of female descent is shown by an ancient proverb, which says: „The ‚esuo' (gazelle) claiming relationship with the ‚ekulu' (a large antelope), says his mother was the daughter of an ‚ekulu'. If the male system of descent had been in vogue, when this proverb was invented, the „esuo" would have been made to say, that his father was a son of an „ekulu" . . . . . „Descent and consanguinity being no longer reckoned exclusively in the female-line, with succession to chiefdom, office and property from brother to brother, and then to sister's son; but in the male line, as far as succession to dignities is concerned, and on both sides of the house for blood-descent." Das Erbrecht nun weist in der Tat trotz der Betonung des Sohnes (siehe Tabelle II) Spuren auf, welche das Gleichrecht auch im Besitzrecht wahrscheinlich machen. Mann und Frau besitzen wie beim Mutterrecht getrenntes Eigentum; dasjenige der Frau vererbt sich auf die Töchter. Dazu kommt, daß Schwestern an dritter Stelle zu erben vermögen. Wenn also Ellis das Mutterrecht als das ehemals bei den Yoruba allein gültige Sippenrecht ansieht, und die vaterrechtliche oder besser gleichrechtliche Wendung auf mohammedanischen Einfluß zurückführt, so können wir die Meinung von Frobenius über Nupe hinzufügen; danach sollen die Nupe früher Mutterrecht gehabt haben (siehe weiter oben bei Behandlung des sudanischen Vaterrechts, Tabelle). Da wir bei den westlichen Yoruba — den Egba — noch heute ausgesprochenes Mutterrecht haben, ercheint der Schluß, wenigstens Ellis' Meinung als nicht unbegründet hinzustellen, gerechtfertigt. Jedoch kann man im eigentlichen heutigen Yoruba eher eine Hinneigung zum Vaterrecht (wie ja Ellis auch erwähnt) konstatieren. Frobenius (9) gibt mehrere Daten, die für jedes Vaterrechtsvolk typisch sind. So beten die männlichen Deszendenten und Aszendenten des Hausherrn den Gehöftsgott an (S. 154). Der Sippengott des Vaters gibt der Familie den Kindersegen (S. 164); die Kinder selbst, die der Ehe entspriessen, folgen dem Ewuo (Speiseverbot) des Vaters (S. 165). Jedenfalls scheint das heutige Sippenrecht der Yoruba ein Vaterrecht mit gleichrechtlichem Einschlag darzustellen. Andere ähnliche Umbiegungen vaterrechtlicher Institutionen durch Mutterrecht oder Koran können — was die Erbfolge betrifft — in den Tabellen nachgeprüft werden.

III. Verbreitung und Formen des Mutterrechts in Afrika.

Das Mutterrecht — in Kinder- und Erbfolge — legt sich in einem mehr oder weniger breiten Streifen quer durch die Südhälfte Afrikas. Auf unserer Karte ist die Mitte des Gebietes nur sehr lückenhaft mit der Schraffur der mutterrechtlichen Tatsachen versehen; die sehr geringe und ungenügende Literatur über die Ethnographie der Sambesigebiete macht sich hier störend bemerkbar; es ist aber allen anderen Anzeichen nach hier fast überall matrilineare Deszendenz oder doch wenigstens Erbfolge im Mutterstamm zu erwarten. Nördlich und südlich von diesem Gürtel treffen wir wohl ab und zu Enklaven und im westlichen Sudan ein zweites Gebiet des Mutterrechtes an, aber im allgemeinen ist es für diese soziale Erscheinung in Afrika charakteristisch, daß sie relativ geschlossen verbreitet ist. Vereinzelte mutterrechtliche Erscheinungen, vor allem solche, die mit der Häuptlingswürde zusammenhängen, aber auch solche anderer Art

Digitized by Google

finden sich jedoch auch in sonst patrilinearen Gesellschaften weit verbreitet; ihrer werden wir in einem besonderen Abschnitt gedenken müssen, da sie für die afrikanische Kulturgeschichte von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Auch in Nordafrika muß — nach den älteren und alten Quellen — das Mutterrecht ehedem viel weiter und vollkommener vertreten gewesen sein als heutzutage. Allzuviele Kulturströme, die von patrilinearen Völkern getragen wurden, sind über die südlichen Mittelmeergebiete hingegangen, als daß wir heute von alter sozialer Gestaltung mehr als Rudimente erwarten dürfen.

Doch beginnen wir die Verbreitung im einzelnen zu verfolgen. Süd- und Ostafrika ist relativ arm an mutterrechtlichen Völkern. Nur die im nördlichen portugiesischen Ostafrika, in Nyassaland und dem angrenzenden Deutschostafrika wohnenden Stämme, die mit dem erwähnten südlichen Expansionsgebiet des Mutterrechts zusammenhängen, gehören hierher. So ist vor allem die Rovumagruppe, also die Wayao, Wamakonde und Wamakua, mutterrechtlich (s. u. a. Weule [66], A. Werner [65] S. 252); Fülleborn [48] S. 60; Dundas: J. R. A. I. 1921, S. 270; Frazer [1] II. S. 404); hierher gehören sodann die Maravi (s. Monteiro: Z. f. allg. Erdkunde VI. 260ff.; hier stehen nach dem Tode des Vaters die Schwestern in der väterlichen Gewalt des Bruders, die Geschwisterkinder in der des Oheims in denjenigen Fällen, in welchen dieser der Erbe ist), die Banyai (s. Livingstone: [32] II. 283; die Mutterfolge ist hier mit der Dienstehe verbunden), die Achewa (Frazer nach Rattray [1] S. 398), die Anyanja (Frazer nach Rattray [1] II. S. 395; A. Werner [65] S. 252), die Baila (Smith-Dale [39] I. S. 287, 304) und Awemba ([49] S. 172).

Merkwürdig ist das Vorkommen kognatischer Deszendenz bei einigen küstennahen Völkern Deutsch-Ost-Afrikas. Es ist nicht unmöglich, daß die heute stark islamisierten Suaheli zu derselben Gruppe gehörten, welche heute noch durch die Wadigo (St. Paul-Hilaire. M. a. d. L. Sch. 8. 1895, S. 196, 206), Wakhutu (s. K. Andree [42] II. S. 97f.), die Warabai und Waduruma (ebenfalls Wadigostämme) vertreten wird. Bei den Wasaramo hat Klamroth (Z. f. Kol. spr. Bd. I, S. 127) bedeutsame Spuren oder gar Beweise eines Mutterrechtes in der Namengebung gefunden. Es bestehen vom Vater auf alle direkten Deszendenten vererbbare Vaternamen neben den eigentlichen Familiennamen (mtala). Diese Familiennamen werden aber bei den Enkeln zu den von den Großmüttern ererbten Namen. So ergibt sich, daß der Sohn stets, trotz der ununterbrochenen Vererbung des Vaternamens, als zum Geschlecht „lukolo" der Mutter gehörig angesehen wird. Die Warabai und Waduruma haben dabei auch vaterrechtliche Sippen erhalten. A. Werner schreibt darüber (J. R. A. I. 45, S. 338): „But the Rabai and Doruma clans present a curious feature, no doubt occasioned by the transition from mother-right to father-right. Their clans are divided into male (mbari za Kuume) and female (mbari za Kuke), and, so far as I can make out, every person inherits both his father's and his mother's clan; the latter, the one, which she has derived from her mother, being the „mbari ya Kuke". There appears to be no restriction on marriage into the „mbari ya Kuke", it is only the Kuume, that is barred." Es besteht also hier ein Doppelsippensystem, wie wir es ähnlich bei den Herero und Wawemba finden, nur daß bei diesen offensichtlich das Problem der Heiratsbeschränkung mehr zu Ungunsten der matrilinearen Sippen gelöst wird. So melden Gouldsbury und Sheane ([39] S. 172), daß „among the Awemba, we find two main principles regulating the laws of marriage-affinities.

Digitized by Google

The first is, that a man may not marry a woman of his mother's totem. The Awemba, it is true, are known by both the totems of their father and mother; but in marriage, the totem of the father is not considered, that of the mother being the determining factor." Wenn hier auch das Totem in den Vordergrund gerückt ist — an sich haben ja Totemismus und Sippenfolge nichts miteinander zu tun — so sehen wir an der Heiratsbestimmung die Betonung der Muttersippe.

Erbrechtlich gehören die meisten dieser Völker zu jenen, welche die jüngere Generation bei der Erbteilung bevorzugen. Es ist also weniger der Bruder (mit derselben Mutter), als der Schwestersohn, der erbt. Söhne kommen, wie natürlich in allen Mutterrechtsgebieten, nicht oder doch nur in aussichtsloser Position in Frage. Häufig wird auch das Tochterkind als erbberechtigt gemeldet. Es erben also bei den unten verzeichneten Völkern folgende Verwandte:

1. Wadigo . . .	Vollbruder — Brudersohn der Frau — Großsohn — Sohn.	Dundas, J. R. A. I., 1921, S. 269.
—	Tochtersohn — nie ein Sohn.	Johnston, J. R. A. I., Bd. 32, S. 271.
2. Waduruma . .	Zum Teil ältester Schwestersohn, zum Teil Bruder — Tochterkind.	Johnston, J. R. A. I., Bd 32, S. 272.
3. Wakwere . .	Mutterbruder erbt — „but the son of a concubine inherits of his father."	Dundas, J. R. A. I., 1921, S. 269.
4. Rukwasee . .	Ältester Sohn der ältesten Schwester.	Lechaptois (52), S. 116.
5. Nord-Wanyamwesi und Usukuma	Schwestersöhne erben. — Erben des Vaters sind nur diejenigen seiner Kinder, welche ihm von Sklavinnen geboren wurden.	K. Andree (42) II, S. 215 u. 374.
6. Wasaramo . .	Früher erbten Schwesterkinder — heute aber Kinder.	Mskr. M. f. V. Berlin (Stuhlmann).
7. Waluguru . .	Erbfolge auf Schwestersohn.	Ebd.
8. Wayao	Ältester Sohn der ältesten Schwester — jüngerer Schwestersohn — Tochtersohn.	Sanderson, J. R. A. I. 1920, S. 370.
9. Wamakonde .	Schwestersohn — Schwestertochtersohn — Bruder (Frauen erben nie).	Dundas, J. R. A. I., 1921, S. 270.
10. Anyanja . . .	Bruder — Schwestersohn.	A. Werner (65), S. 167.

Bei den Baila ist trotz der ausführlichen Schilderung Smith und Dales (39) nicht genau zu ersehen, ob, wie die Verfasser etliche Male andeuten, das Erbrecht mit dem Thronfolgerecht konform geht. Dann aber würde (S. 304) der Bruder in erster Linie, sodann der Schwestersohn das Erbe (vor allem Mobilien, Vieh, Weiber und Sklaven) an sich nehmen. Das Erbrecht der Frau wird ausdrücklich betont, ebenso das Recht der Söhne auf einen Teil des Nachlasses. Es scheint aber, als ob hier die Verhältnisse — wie sicher auch sonst noch viel häufiger, als wir heute annehmen dürfen — mehr von dem jeweiligen Ermessen der Familien- und Sippenmeinung abhängen. Eine strenge Regelung scheint nicht immer und überall zu bestehen. Dundas' Beobachtung bei den Wadigo scheint nicht ganz richtig zu sein. Wir haben von St. Hilaire (M. a. d. d. Sch. 8. 1895. S. 195 f.) eine weit verständlichere Aufzeichnung der Erbberechtigten erhalten. Danach erbt zuerst der älteste vorhandene Bruder oder Halbbruder von der Mutterseite,

Digitized by Google

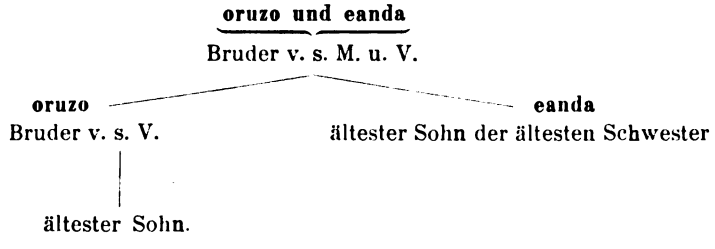
dann die älteste vorhandene Schwester oder Halbschwester von Mutterseite, sodann die Mutter, der älteste Mutterbruder, die älteste Mutterschwester, der älteste Sohn oder die älteste Tochter der ältesten Schwester, die Großmutter mütterlicherseits usw. St. Paul-Hilaire fügt hinzu: „Die alleinige Erbberechtigung der weiblichen Linie ist streng durchgeführt“ . . . „Beim Tode eines Mannes oder einer Frau erbt der durch die Mutter in auf- und absteigender Linie nächst vorhandene männliche oder weibliche Blutsverwandte des Verstorbenen das gesamte Vermögen.“ Hier haben wir also bei herrschender kognatischer Deszendenz (s. oben) eine ausgesprochene Bevorzugung der gleichen und älteren Generation, also eine gute Entsprechung zu den patriarchalen Verhältnissen in Vaterrechtsgebieten, besonders im Sudan. Auch die südlich und nördlich benachbarten Wakwere und Waduruma schließen sich dieser gerontokratischen Mutterrechtserscheinung an. Sie wird uns im Verlaufe der weiteren Untersuchung noch des öfteren entgegentreten, vor allem in jenen Fällen, wo der Bruder derselben Mutter vor dem Schwestersohn erbt (s. auch schon in obiger Tabelle bei den Anyanja). Wir haben hier nichts anderes, als eine Umkehrung des vaterrechtlichen Brudererbrechtes. Es ist von Bedeutung, daß sich diese Formen im mittleren Ostafrika finden, wo wir schon früher Stämme feststellen konnten, welche sich vor dem übermächtig werdenden Erstgeburtsrecht der Hamiten und Hamitisierten altes patriarchales Recht bewahrt haben. Wir müssen stets im Auge behalten, daß auch in Afrika das alte Sippensystem ganz mit dem kommunalen Patriarchat verbunden ist, daß die Dezentralisation der alten Gemeinschaften entweder als eine organische Entwicklung oder als ein Zersetzungsprodukt aus historischen Einwirkungen begriffen werden muß. Das dürfen wir nicht nur im Sudan voraussetzen, sondern im ganzen Negerafrika, auch dem mutterrechtlichen. Ob nun aber diese mutterrechtliche Brudererbfolge etwa einer älteren Schicht des Mutterrechtes angehört oder ob sie nur die Folge einer Anpassung alter vaterrechtlich-patriarchaler Verhältnisse an das quer durch den Erdteil sich verbreitende Schwestersohnerbrecht darstellt, wird mit unserem heutigen Wissen um die Dinge nicht zu erschließen sein. Jedenfalls finden wir das Erbrecht des Bruders derselben Mutter am häufigsten in der Nähe des vaterrechtlichen Brudererbrechtes (wie etwa hier in Ostafrika oder im Westsudan). Das würde mehr einer Lösung zugunsten der zweiten Annahme entgegenkommen.

Wir wenden uns nunmehr dem Westen zu. Hier haben wir vor allem die soziologisch so hochinteressanten Herero im Südwesten. Dieses Volk teilt sich in zwei Gruppen von Clans: die Otuzo (sing. oruzo) und Omaanda (sing. eanda). Nach Dannert (24) bestehen sechs solcher Omaanda (andere nennen acht) und mindestens zwanzig Otuzo. Während nun die Omaanda-Zugehörigkeit von der Mutter ererbt wird, pflanzt sich die Oruzo vom Vater auf den Sohn fort. Während nun die Omaanda vom Totemismus nicht mehr als den Namen und einige Verbote haben, scheinen die Otuzo die eigentlichen Träger des Totemismus, wie auch aller anderen hauptsächlich religiösen Traditionen und Handlungen zu sein. Die Omaanda hingegen spielen sozial eine wichtige Rolle. Besonders was das weiter unten noch näher auszuführende Erbrecht anbelangt, hat die Eandazugehörigkeit entscheidendes Gewicht. Frazer glaubt nun, daß dieses doppelte Clansystem der Herero eine Mittelstufe vom Übergang der Mutterfolge zur Vaterfolge darstellt ([1] II. S. 365). Ankermann

Digitized by Google

(Z. E. 1915. S. 126) glaubt an ein Verschmelzen zweier totemistischer Völker, wovon eines vaterrechtlich, das andere mutterrechtlich organisiert war. Brauer ([22] S. 98 ff.) will der Eanda (mit Irle und Dannert) nur soziale Funktionen — also einfacher ursprünglicher Sippengehalt — ohne das religiöse Moment des Totemismus zusprechen. Durch die Oruzo vererbt sich die Mukuruwürde (Häuptling als Stellvertreter des Ahnen), und da alle zum Mukurukult gehörigen Dinge (vor allem Rinder) sich ebenso vererben, schließt Brauer, daß die Otuzo eng mit der Viehzucht verbunden sein müssen. Damit seien diese sozialen Gruppen eng in die alte Hererokultur, die sich nach ihm auf der Viehzucht aufbaut, verankert. In dem Charakter des Totemismus — den er ja diesen Otuzo zuschreibt — findet er in den Split- und Rinderfarbentotems Beziehungen zu den übrigen Viehzüchtern Afrikas, während die Namen und Entstehungssagen der Omaanda mit der mutterrechtlichen, westafrikanischen Hackbaukultur zusammenhängen sollen. Praktisch nähert sich Brauer also Ankermanns Ansicht. Sicherlich ist diese vertrauenerweckender als die Frazers, denn ohne äußeren Anstoß entwickelt sich nicht so leicht ein Volk vom Vaterrecht zum Mutterrecht oder umgekehrt.

Die mutterrechtliche Zugehörigkeit des Kindes geht nicht nur aus Dannerts Bericht, sondern auch aus den Ausführungen aller anderen Autoren hervor. Es scheint, daß ganz folgerichtig die Otuzo über die Zugehörigkeit der Kinder nichts zu sagen haben und allein die Omaanda darüber bestimmen (s. Dannert [24] S. 11 ff.). Was das Erbrecht anbelangt, besteht die Erbmasse aus einem Eandaerbe und einem Oruzoerbe (vor allem religiöse Funktionen, Geräte und die ja ebenfalls religiös zu wertende Häuptlingswürde). Zuerst erbt ein Bruder des Verstorbenen, der mit diesem dieselbe Mutter und denselben Vater hat, denn dieser gehört derselben Eanda und Otuzo an, wie der Tote. Ist aber kein vollbürtiger Bruder da, so zerfällt die Erbmasse in Oruzo- und Eandaerbe. Ein Bruder mit demselben Vater ist nur Oruzoerbe; ist kein solcher da, so geht dieses Erbteil an den ältesten Sohn. Eandaerbe wird dann der älteste Sohn der ältesten Schwester (s. Dannert [24] S. 50 ff.). Die Mischung zwischen vaterrechtlichem und mutterrechtlichem Erbfolgesystem ist also konsequent durchgeführt. Bemerkenswert ist wieder die Betonung der Vatergeneration, welche beim Bruder vom selben Vater und derselben Mutter durch die Doppelstellung verständlich ist; daß aber der Bruder vom selben Vater ohne Not vor den ältesten Sohn rückt, um das Otuzoerbe an sich zu nehmen, könnten wir auf patriarchale Gewohnheiten in der alten vaterrechtlichen Hererogemeinschaft zurückführen.



Mutterrechtliche Deszendenz haben auch die nördlich von den Herero wohnenden Ovambo (Tönjes [40] S. 129), die Ondonga-Ovambo (Rautanen bei Steinmetz [3] S. 328) und die Kuanyama (Krafft: M. a. d. d. Sch. Bd. 27. 1914. S. 20). Tönjes und Rautanen (a. a. O.

Digitized by Google

S. 130f und 335) berichten sodann, daß nur die Ezimoverwandten (d. h. der Mutterstamm) erbberechtigt sind, darunter natürlich auch die Schwesterkinder. Frauen selbst erben nicht. Bei den Kuanyama (Krafft, S. 20) erben in erster Linie die Schwestersöhne; auch leibliche Brüder können, wenn Not am Manne ist, zum Erbe kommen, nie aber Kinder und Ehefrauen.

Im anschließenden Angola können wir bei folgenden Völkern und Landschaften Mutterrecht nachweisen:

Kimbunda	L. Magyar (96) I, S. 284.
Bihe[26])	L. Magyar (96) I, S. 241, 256.
Bimbundo[27])	Diniz (88), S. 364.
Amboin	Diniz (88), S. 330.
Ngola[28])	Diniz (88), S. 24.
Bondo	Schütt (103), S. 56.
Bangala (Cassange)[29])	Livingstone (32) II, S. 83.
Imbangala	Johnston (95) II, S. 673.
Baachinji	Ebd.
Bakwese	Ebd.
—	s. a. Torday, J. R. A. I., 1907, S. 150.
Songo	Pogge (100) S. 40.
Minungo[30])	Ebd.
Kioko	Ebd.
Badjok	Torday (104) S. 258.

Erbrechtlich sind die Angolastämme besonders durch die Betonung der jüngeren Generation charakterisiert. In den überwiegenden Fällen erbt der Schwestersohn vom Mutterbruder; wo die Generation des Verstorbenen in erster Linie in Betracht gezogen wird, ist es fast stets die Schwester und nicht der Bruder von derselben Mutter, die erbt. Das ist nicht unwichtig. Hier liegen offensichtlich Fälle reineren Mutterrechtes vor, als anderswo; denn das Vorrecht der nächstverwandten Frau vor allen männlichen Erben des Mutterstammes kommt jenem Idealzustand des Mutterrechtes, wie wir ihn geschildert haben, und wie ihn Völker der anderen Erdteile besser vertreten als die Afrikaner, recht nahe. Bei den meisten afrikanischen Mutterrechtlern treten die Frauen gar nicht oder doch in fast aussichtsloser Position die Erbschaft an; immer sind es die Männer des Mutterstammes, welche vorzugsweise das Vermögen an sich nehmen. Hier aber in Angola tritt nun die Schwester an die erste Stelle der Erbberechtigten. Daß wir hier zum ersten Male einen wirklich gynäkokratischen Zug im Mutterrecht entdecken, ist nicht verwunderlich, denn dieses Angola ist auch sonst ein Gebiet konsequenter Durchbildung und geschlossener Verbreitung des Mutterrechts. Außer den wenigen Stämmchen am unteren Kissama (siehe Abschnitt II) sind fast alle Völker vom unteren Kongo bis zu den Ovambo mutterrechtlich, und wo wir keine durchaus klaren Angaben über Deszendenz und Erbrecht haben, lassen alle anderen Momente auf Mutterrecht schließen (z. B. Ganguella, Ambuella, Luchatse usw.). Wie sich im einzelnen die Erbfolgeverhältnisse gestalten, ersieht man am besten aus der beigegebenen Tabelle:

---

[26]) Auch bei einer Ehe eines Sklavenvaters und einer Freien folgt das Kind dem Stande der Mutter.

[27]) „Der Schwestersohn wird als näher verwandt betrachtet, denn der Sohn."

[28]) Neben Clans mit Vaterfolge (s. Kap. II).

[29]) Der Mutterbruder hat u. a. das Recht, die Schwesterkinder bei Verschuldung zu verpfänden.

[30]) Die Kinder gehören dem ältesten Mutterbruder, bei dem auch der Vater um seine Frau werben mußte. Die Frau ist frei und führt eine eigene Wirtschaft neben der des Mannes.

Digitized by Google

a) Es erben an erster Stelle die Schwestersöhne:

Kimbunda	Schwestersöhne — Söhne erben nie.	L. Magyar (96) I, S. 284.
Südkissama . . .	Schwestersöhne.	Diniz (88), S. 234.
Ngola (wo Mutterfolge)	Schwestersöhne — Schwestern von derselben Mutter.	„ (88), S. 24.
Vanyanyeka . . .	Schwestersöhne.	„ (88), S. 431.
Vahimba	Schwestersöhne.	„ (88), S. 475.
Cunhinga . . .	Schwestersöhne.	Douville (2) II, 194.
Bondo	Schwestersohn.	Schütt, Ad., 1881, S. 1026.
Bangala	Schwestersohn.	Schütt, Ad., 1881, S. 1029.

b) Es erben an erster Stelle die uterinen Schwestern:

Humbe	Älteste Schwester (irmão para); dann der Onkel, dann der mütterliche Neffe (sobrinho materno). Frauen und Söhne erben nie.	Diniz (88), S. 443.
Cuangare	Schwestern — dann Schwestersöhne.	„ (88), S. 467.
Jinga (Ginga) . .	Uterine Schwestern — Schwestersöhne.	„ (88), S. 222.

Die Banktuba (sdl. Angola) sollen Schwestern und Schwestersöhne in erster Linie berücksichtigen (Diniz [88] S. 455). Unklar ist aber Diniz' Meldung (S. 364) von den von ihm Bimbundo genannten Stämmen. Hier sollen Söhne (!) und Schwestersöhne die Erbschaft antreten. Er fügt aber sofort hinzu, daß die Schwestersöhne als näher verwandt mit dem Mutterbruder, als dieser mit seinen Söhnen angesehen wird. Sodann sollen Enkel, Vater, Onkel, Vettern u. a. folgen. Das ist alles mehr oder weniger unklar und unverständlich. Hier muß der Berichterstatter einem Beobachtungsfehler unterlegen sein. Ein gleichzeitiges Auftreten des Sohnes- und des Schwestersohnerbrechtes ist nur möglich, wenn etwa wie bei einigen Ewe der Sohn das unbewegliche, die Mutterverwandten das bewegliche Gut erben, oder aber der Gewährsmann hat einen häufigen mutterrechtlichen Usus, das Besitztum des Mannes an seine Schwesterkinder, das der Gattin an ihre Söhne zu verteilen, zusammengeworfen. Daß aber Söhne und Schwestersöhne gleichzeitig am Erbe des Familienvaters teilnehmen, ist ganz unwahrscheinlich. Dazu haben wir die viel einleuchtendere Beobachtung Magyars, an dessen großer Vertrautheit mit einheimischen Dingen wir schon wegen seiner Versippung mit einer Vimbundufamilie nicht zweifeln dürfen.

Im Lundagebiet am Kasaioberlauf wohnt ein ganzes Mosaik von Völkern. Durch die wechselreichen Geschicke des Reiches Lunda, das hier um die Mitte des Jahrtausends entstanden sein mußte, sind hier Völker der allerverschiedensten Herkunft zusammengewürfelt worden. Außer den eigentlichen Kalunda wohnen hier die Balua, Xinche (Jinga, Baachinji), Hollo, Luena, Songo, Minungo, Bondo und Vatschivokve (Kioko, Badjok). Von vielen dieser Völker wissen wir, was ihre Sozialformen anbelangt, nichts oder doch recht wenig. Auch die wirkliche ethnographische und linguistische Stellung dieser unter dem vagen Begriff „Lunda" zusammengefaßten Völker liegt noch sehr im Dunkeln. Nach Diniz ([88] S. 147), der sie alle zusammenfaßt, erben hier die Schwestersöhne zuerst; in zweiter Linie kommt

Digitized by Google

die uterine Schwester. Nach Hermant (B. S. R. B. G. 1906. S. 437) folgt im belgischen Lundagebiet auf den Schwestersohn sofort der Bruder, bei den nördlichen Vatschivokve, den Badjok Tordays (s. [104] S. 259, der älteste Sohn (!). Wenn wir uns die bei Gelegenheit des Vaterrechtes gewürdigte merkwürdige Zwischenstellung der Vatschivokve (allerdings des südlichen Teiles) vergegenwärtigen, so kann man jene Norm als beredten Ausdruck einer Mischung vater- und mutterrechtlicher Sozialbeziehungen ansehen. Aber möglicherweise liegt auch ein Irrtum des Beobachters vor. Die schon stark ins Kongogebiet hinüberleitenden Bakwese und Baachinji (s. Johnston [95] II. S. 698) bevorzugen bei der Erbschaft den Bruder; in zweiter Linie kommt der Mutterbrudersohn (!).

Im südlichen Kongogebiet gibt es eine geschlossene Gruppe von Mutterrechtlern, die eng mit jenen Angolas zusammenhängt. Sie verbindet einerseits im N. die matrilinearen Völker am unteren Kongo mit den sozial gleichgestimmten Ogowevölkern, andererseits im SO. die Baluba mit den Ila-Awemba-Anyanja. Die kognatische Deszendenz ist, wie wir gesehen haben (siehe Abschnitt II), nicht im gesamten Sprachgebiet des Baluba verbreitet; die Bena-Lulua und Basonge haben zweifelsfrei Vaterfolge. Aber die Nachbarn dieser Stammesgruppen, vor allem die Batetela, mögen an diesem Zustande nicht schuldlos sein. Jedenfalls deuten alle Anzeichen darauf hin, daß das südliche und vor allem südöstliche Expansionsgebiet der Lubasprachen durchaus von Stämmen mit mutterrechtlicher Deszendenz besiedelt ist. Von einigen Teilgruppen wissen wir das bestimmt. Es sind dies vor allem die Bakaonde (Melland [97] S. 94) und die Baluba-Hemba, die östlichen Warua (Colle [84] S. 290, 323). Bei letzteren übt der Mutterbruder eine maßgebliche Macht in der Familie aus. Die Kinder folgen nach Colle auch bei einer Scheidung der Mutter. Das Erbrecht (siehe Tabelle) ist bei den Hemba wie bei den Bakaonde entschieden mutterrechtlich. Auch die Westbakuba sind mutterrechtlich organisiert (Torday [105] S. 110). An sie schließt sich die Kwangogruppe an. Die Babunda (Torday [104] S. 257), Bahuana (Torday: J. R. A. I. 36. S. 285), die Bambala (Torday: J. R. A. I. Bd. 35. S. 410) und die Bayaka (Torday: J. R. A. I. Bd. 36. S. 45) sind Vertreter ihrer sehr konsequent durchgeführten Mutterfolge. Schon bei Gelegenheit des Vaterrechtes haben wir das merkwürdige Doppelsystem der Bambala kennengelernt. Hier gehören Kinder, welche aus Ehen, die durch eine Kinderverlobung zustande gebracht wurden, dem ältesten Mutterbruder, solche aus „adult marriages“ aber dem Vater. Sonst geht jedes Kind, sobald es laufen kann (wie bei Bayaka) oder erst bei der Pubertät (wie bei Bahuana) ins Dorf des mütterlichen Ohm. Am gesamten unteren Kongo vom alten Königreich Kongo bis nach Loango herrscht ausgesprochenes Mutterrecht sowohl in Deszendenz, wie in der Erbfolge. Hier stimmen alle alten Schriftsteller (etwa Degrandpré, Proyart, Dapper u. a.) völlig mit den neuzeitlichen (etwa Pechuel-Lösche, Bastian und Weeks) überein. Die älteren Quellen sind von Post, Kohler und seinen Schülern excerpiert und bearbeitet worden. Das Mutterrecht der Bavili der neueren Zeit wird von Dennett (At the Back of the Black Man's Mind, London 1906. S. 40 ff.), Pechuel-Lösche (Volkskunde von Loango; Stuttgart 1907) besprochen, die Bakongo-Zustände von Weeks (Among the primitive Bakongo, London 1914) berücksichtigt.

Sprachlich zur Bakongogruppe gehören auch die im übrigen schon stark von den Ogowe-Bateke-Mischstämmen der französischen

Digitized by Google

Kongogebiete beeinflußten Balali und Bakunyi, welche ebenfalls matrilineare Deszendenz aufweisen (s. Darré: R. E. T. P. 1922, S. 308). Aber auch ein paar Stämme anderer Sprachgruppen, welche sich im Nordosten an die Bakongovölker angliedern, sind entweder aus dem Südwesten oder vom Ogowegebiet her mutterrechtlich beeinflußt worden. Dahin gehören einmal die Bateke (Darré, a. a. O. S. 308), sodann aber die Alimavölker, die Courboin (B. S. G. A. 1904, S. 307) schildert, die Likuba und Bamboshi. Bei diesen wird der Vater durchaus als Fremder betrachtet. Die Kinder wohnen zusammen mit der Mutter im Dorfe der Großeltern mütterlicherseits. Aber noch viel tiefer in das nördliche Kongobecken hinein reicht die Kraft der mutterrechtlichen Gesellschaft, wenn sie auch wohl nirgendwo die primitiven Gemeinschaften des Waldgebietes tiefgehend umzugestalten vermag. So sahen wir früher (Abschnitt II) besonders im Kongobogen eine dem reinen Vaterrecht widersprechende Erbfolgemöglichkeit des Schwestersohnes auftauchen. Aber dieser Verwandte nimmt doch nach dem agnatischen Bruder oder Sohn eine immerhin zurückgedrängte Stellung ein. Wichtiger ist schon, daß bei den Bapoto, deren Erbrecht ähnlich geregelt ist, richtige Mutterfolge der Kinder existiert (s. Hutereau, B. S. R. B. G. 1910, S. 147). Hier gibt allein die Mutter die Verwandtschaft an. Die Sippe der Gattin-Mutter hat ein Schutzrecht über die Kinder und Pflichten gegen sie zu erfüllen. Ihre Rechte übersteigen jedenfalls die der Verwandten von Vaterseite. Doch bleiben in allen Scheidungsfällen die Kinder beim Vater. Von den noch etwas weiter östlich hausenden Basoko berichtete sodann der Pater Fräßle, daß als Blutsverwandte nur Kinder der gleichen Mutter gelten; der Vater zählt nicht. „Kind meines Vaters bedeutet Halbgeschwister aus der Polygamie bei verschiedener Mutter ([91] S. 36). Im ganzen von ihm bereisten Uelle- und Nilgebiet fand Czekanowski ([85] S. 561) nur die Madyo als Mutterrechtler. Die Abisanga, ein Mischvolk am Uelle, scheint ebenfalls hierher zu gehören. Casatis ([6] I. 109) Bemerkung: „Da es ein Herkommen bei jenen Völkerschaften ist, die Nationalität der Kinder nicht mit Rücksicht auf den Vater, sondern nach dem Stamme, welchem die Mutter angehörte, anzunehmen, erregte Nessugo die Gemüter gegen Munsa", deutet darauf hin. Über das Erbrecht aber, sowohl der Basoko wie der Madyo-Abisanga, wissen wir nichts. Einen Fingerzeig von dieser Seite her erhalten wir also nicht, um mit Sicherheit geregeltes Mutterrecht feststellen zu können. Bestätigen sich aber diese Angaben, so hätten wir hier in den beiden Enklaven Bapoto-Basoko und Madyo-Abisanga Überreste einer ehemals weiteren Verbreitung des Mutterrechtes, oder aber jenes sind nur Vorposten der von Süden vordringenden matrilinearen Sippenorganisationen. Die Einzelheiten des Erbrechts der anderen Kongovölker, soweit es uns bekannt ist, gehen aus der Tabelle hervor:

Stamm:	Es erben:	Quelle
Baluba	Mutterbruder — Bruder — Neffen.	Johnston (95) II, S. 699.
Baluba-Hemba . .	1. ältester Mutterbruder — 2. andere Mutterbrüder — 3. Brüder — 4. ältester Sohn der ältesten Schwester. Kinder u. Eltern sind ausgeschlossen.	Colle (84), S. 785.
Baluba-Bakaonde.	Bruder — Schwestersohn — Sohn der Schwestertochter.	Melland (97), S. 95.

Digitized by Google

Stamm:	Es erben:	Quelle
Bakuba (Bushongo)	1. Bruder (von selbem Vater u. selber Mutter). — 2. ältester Schwestersohn — 3. andere Schwestersöhne — 4. Bruder (von selbem Vater) — 5. Vater — 6. Vaterbruder (von selbem Vater und selber Mutter) — 7. Vaterbruder (von selbem Vater) — 8. ältester Sohn — 9. ältester Enkel.	Torday(105), S.91f.
Babunda	Ältester Bruder — älteste Schwester — ältester Sohn der ältesten Schwester.	Torday (104), 258.
Bapindi	Ältester Bruder — ältester Schwestersohn.	Torday (104), 258.
Bahuana	Ältester Bruder — älteste Schwester — ältester Sohn der ältesten Schwester.	Torday, J. R. A. I., Bd. 36, S. 284.
Bayaka	Ältester Bruder — ältester Sohn der ältesten Schwester.	Torday, J. R. A. I., Bd. 36, S. 44.
Bambala.	Ältester Schwestersohn — ältester Bruder — (Witwen erben nicht).	Torday, J. R. A. I., Bd. 35, S. 411.
Baboma	Brüder der Gattin — Gattin.	Torday, G. J. 1910, S. 27.
Loango	Bruder von gleicher Mutter — ältester Sohn der ältesten Schwester — ältester Sohn des nächsten Verwandten von Mutterseite. — Kinder erben nur von der Mutter.	Proyart (101), S. 95.
Bavili	Bruder mit gleicher Mutter — Schwestersohn — Mutterverwandte — Kind.	Dennett (87), S. 46.
Musserongo . . .	Schwestern — Schwestersohn.	Diniz (88), S. 320.
Bakongo (San Salvador)	Ältester Sohn der ältesten Schwester — dann Brüder und Schwestern, Kinder und Frauen erben nichts.	Weeks (108), S. 102.

Im Gegensatz zu Angola tritt hier im südlichen Kongobecken fast überall der Bruder oder doch (wie im SO.) der Mutterbruder an die erste Stelle der Erbberechtigten. Die Schwester wird in aussichtsreicher Stelle nur bei den Bahuana, Babunda und am unteren Kongo erwähnt. Die Frau verliert im südlichen Kongobecken trotz des bestehenden Mutterrechtes an Einfluß, genießt aber an der Küste immerhin noch große Rechte bei der Vermögensteilung, wie u. a. aus Hutereaus Schilderung der Mayumbeerbfolge hervorgeht (B.S.R.B.G. 1909, S. 357f.). Hier vererben sich die Güter auf den Vater, das Vieh und Kleintier auf die Mutter des Verstorbenen, die das Erbe mit seinen Brüdern und Schwestern teilen müssen. Jede Erbschaft zerfällt somit in eine, die an den väterlichen und eine, die an den mütterlichen Zweig übergeht. Fehlen die direkten Aszendenten, so gehen die betreffenden Vermögensteile an Brüder und Schwestern der Eltern. Sind auch diese nicht mehr vorhanden, so wird den Brüdern und Schwestern des Toten das väterliche Erbe, den Kindern von Muttergeschwistern das mütterliche Teil überlassen. Wenn jene väterlichen Verwandten fehlen, so rücken Kinder und Geschwisterkinder des Toten an ihre Stelle. Stets aber müssen die elterlichen Geschwister und die anderen Erben mit den Kindern zur Hälfte teilen. Der Gatte erbt von der Frau nur Kleintier und Vieh. Alles andere nehmen ihre Verwandten.

Ganz aus dem Rahmen alles Gewohnten fällt die Babomavererbung. Hier dürfte vielleicht ein Mißverständnis vorliegen; mutterrechtliche Erbgepflogenheiten waren aber jedenfalls bei der eigenartigen politischen Organisation (siehe Abschnitt V) zu erwarten.

Digitized by Google

Wir haben schon erwähnt, daß Loango zu den mutterrechtlichen Völkern am Ogowe überleitet. Tatsächlich erstrecken sich Bafiote und fiotisierte Stämme (Balumbo usw.) bis nahe an die Ogowemündung, und am unteren Ogowe selbst treffen wir Bawili in einer kleinen Enklave an. Aber auch die umwohnenden Völker, welche von den nach Westen und Süden vordringenden vaterrechtlichen Pangwe verdrängt oder zerrieben werden, haben kognatische Deszendenz. Es ist anzunehmen, daß auch die ehemaligen Bewohner des heutigen Pangwegebietes zur gleichen soziologischen Gruppe gehörten. Heute haben Mutterfolge:

Nkomi	Bruel (81), S. 194.
Bakelle	(s. aber Abschnitt II) Bruel (81), S. 194.
Bapindji	Bruel (81), S. 194.
— (Apingi)	Du Chaillu (110), S. 429.
Bapuno	Bruel (81), S. 194.
— (Apono)	Du Chaillu (110), S. 429.
Mpongwe } Galoa . . }	Allégret bei Junod (28) I, S. 258 Anm. 1.

Bei den unter den Pangwe schweifenden Bayaga-Pygmäen herrscht nach Crampels Bericht (Brief in der Pariser geographischen Gesellschaft vom 5. Dezember 1890 verlesen) ausgesprochenes Mutterrecht. Er sagt, daß die Bayagafamilien aus Vater, Mutter, Kindern, Enkeln und seltener einem Bruder des Familienhauptes und seinen Nachkommen bestehen. Der junge Yaga muß, wenn er heiraten will, in die Familie seiner Frau eintreten; zuvor hat er längere Zeit umsonst zu dienen und eine Anzahl Elefanten erlegen zu helfen. Hat er einen Sohn, und ist dieser soweit erwachsen, daß er einen Elefanten töten kann, so darf der Vater wieder in seine ursprüngliche Familie zurückkehren, aber der Sohn gehört zur Mutter und bleibt bei ihr, bis er heiraten will. Man könnte aus dieser nicht mißzuverstehenden Schilderung einen Schluß auf das hohe Alter des Mutterrechtes in Afrika ziehen, wenn man schon mit P. W. Schmidt die Pygmäen nicht als Degenerationsprodukte, sondern als eine wohlumgrenzte, selbständige Rasse ansieht, welche auch in allen kulturellen Faktoren die relativ höchste Primitivität zeigt. Aber da wir von anderen Pygmäen in Afrika soziologisch nur ganz Unzuverlässiges, Belangloses wissen, können wir nicht diesen einen Fall als gültigen Beweis für das hohe Alter des Mutterrechtes in Afrika ansehen. Das ist umso weniger erlaubt, als die Pygmäen gerne und recht schnell die Sitten und Gewohnheiten der in ihren Streifgebieten wohnenden Völker nachahmen. Gerade die Bayaga aber, welche schon vor der Pangwe-Invasion am Rio-Muni saßen, mußten in stetem Kontakt mit der mutterrechtlichen Urbevölkerung, den Mpongwe, gestanden haben. So können sie sehr wohl die Sitten ihrer hackbautreibenden Nachbarn angenommen haben.

Auch im Küstengebiet von Kamerun wohnen u. a. zwei mutterrechtliche Völker, die Bakwiri (Leuschner-Steinmetz ([3] S. 16) und Dualla (Buchholtz ([109] S. 42), wie überhaupt im südlichen Kamerun bei näherer Kenntnis der Zustände noch mancher mutterrechtliche Zug zu Tage treten wird. Wir sahen ja früher schon, daß im Erbrecht der Banako-Bapuku (s. Abschnitt II) die Schwestersöhne an zweiter Stelle — gleich nach den Söhnen — rangierten. Während aber Buchholtz (S. 42) behauptet, die Dualla hätten das Neffenerbrecht, erbt nach Peter Makembe (s. Abschnitt II) der Sohn. Auch die Bakwiri (Leuschner [3] S. 16) vererben das Eigentum auf die Söhne,

Digitized by Google

während kognatische Deszendenz anerkannt wird. Derartige Inkonsequenzen sind ja häufig genug und brauchen nicht unbedingt Produkte falschen Beobachtens zu sein. Am Ogowe aber besteht das Erbrecht nach der Mutterfolge: zuerst tritt der Bruder, dann der Neffe (Schwestersohn) das Erbe an. So ist es bei Mpongwe (Payeur-Didelot [113] S. 127), Aschango (Du Chaillu [110] S. 427, 429), Apingi, Ischogo, Apono (Du Chaillu [110] S. 429) und Kamma (Du Chaillu [111] 251f.).

Ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet kognatischer Deszendenz und Vererbung finden wir in Oberguinea wieder — etwa von den Kru im Westen bis zu den Yoruba im Osten. In der Hauptsache sind die Träger dieses Mutterrechtes die Völker der Agni-Tschisprachengruppe, wenn auch durch ihren Einfluß der Sittenkreis sich stark nach Norden erweitert hat. Im Westen haben die Stämme mit „Lagunensprachen" (Delafosse-Westermann), im Osten der Yorubastamm der Egba die Mutterfolge und matrilineares Erbrecht. Ob die Egba als einzige ein altes Yorubamutterrecht konserviert haben — das heute in reiner Form nicht mehr festzustellen ist — oder ob sie von der Westgruppe beeinflußt sind, ist schwer zu entscheiden. Das erstere anzunehmen scheint mir wohl das Richtigste zu sein, denn wir haben tatsächlich Spuren des Mutterrechts bei den Yoruba. Die Egba sind von den Tschi durch die sich stark zum Vaterrecht hinneigenden Ewe-Fon getrennt. Diese sprachlich mit Yoruba und Tschi engverwandten Völker haben im Erbrecht manche mutterrechtlichen Züge; ob das aber alles nicht sekundäre Beeinflussungen durch die an manchen Stellen ihres Gebietes ansässigen Tschi-Gä und Yoruba sind, bleibt zu erwägen.

In folgender Übersicht sind die Völker verzeichnet, bei denen die Berichterstatter kognatische Abstammung festgestellt haben:

Egba	I. A. S. X, 1910/11, S. 422.
Tschi (allgemein) . .	Ellis (133), S. 297f.
Fanti	Ffoulkes, i. A. S. VIII, S. 31.
Aschanti	Rattray (145), S. 79, 77, 35ff.
Baule	I. A. S. VIII, S. 298.
—	Delafosse bei Clozel (128), S. 97.
Agni v. Indenie . . .	Tellier „ „ (128), S. 147.
Agni v. Sanwi	Chartron „ „ (128), S. 171.
Abron	Benquey „ „ (128), S. 191f.
Kulango	„ „ „ (128), S. 350.
Alladier	Le Herissé (143), S. 199ff.
„	Lamblin bei Clozel (128), S. 391f., 399f.
Adiokru	Aubain „ „ (128), S. 433.
Brignan	Ribes „ „ (128), S. 452.

Zu dieser tabellarischen Übersicht sind noch einige Erläuterungen nötig. Die Tschigruppe (also vor allem Aschanti und Fanti) haben — ähnlich wie die Bavili — Bakongo — ein besonders klar ausgebildetes Mutterrecht. Es sind wenige Völker in Afrika zu finden, welche dieses soziale Prinzip so konsequent durchführen, wie dieses. Nun bestehen aber trotzdem neben den die Erbschaften und Tronfolgen regulierenden Sippen „abusua", welche strikt matrilineare Deszendenz verfolgen, noch vaterrechtliche „ntoro" genannte Verbände. So wird also jeder Tschimann von zwei Gruppenbildungen erfaßt, die eine mutterrechtlich, die andere vaterrechtlich. Über die Bedeutung besonders der „ntoro" war man sich nie recht klar geworden. Erst in allerletzter Zeit haben Rattrays Forschungen [145] neues Licht über das merk-

Digitized by Google

würdige Doppelsystem, das wir ähnlich bei den Herero kennen gelernt haben, verbreitet. In folgendem beziehe ich mich hauptsächlich auf diesen neuesten Gewährsmann. Was vor ihm bekannt war, findet sich in Frazers „Totemism and Exogamy II, S. 553 ff. zusammengestellt.

Die Aschanti — um diese handelt es sich hauptsächlich bei Rattray — haben also matrilineare Clans, „abusua" genannt. Sie sind exogam und totemistisch, „abusua" ist ein Synonym für „bogya" d. h. Blut. Nur eine Frau kann Blut an die Kinder (beiderlei Geschlechts) übertragen. Kein Aschanti kann auch nur einen einzigen Tropfen aus der väterlichen Linie her erhalten (S. 77). Die abusua sind die maßgeblichen Verbände, welche die Erbschaften auf Thron und Besitz zu regeln haben. Daneben bestehen nun, wie schon oben bemerkt, eigenartige Vereinigungen, „divisions" wie Rattray sagt, welche ihre Zugehörigkeit vom Vater auf die Kinder vererben. Diese Verbände heißen „ntoro". Rattray verbreitet sich eingehend auf die Bedeutung dieses Wortes. Er übersetzt es mit „spirit". „Ntoro" ist in jeder Person, ob Mann oder Frau, es ist allen vom Vater übermittelt worden (S. 77). Um Mißdeutungen vorzubeugen, seien die ausschlaggebenden, höchst interessanten Ausführungen des Forschers wörtlich angeführt: „The Ashanti believes, that it is the male-transmitted „ntoro", mingling with the blood in the female, which accounts for the physiological mysteries of conception. I have stated, that „ntoro" may perhaps be translated by „spirit". Indeed, it appears to be used at times synonymously with „sunsum", that spiritual element in a man or woman upon which depends — not life, i. e. breath, for that is the „okra" or „kra" — but that force, personal magnetism, character, personality, power, soul, call it what you will, upon which depend health, wealth, worldly power — — — in fact everything, that makes life at all worth living. Yet again it has been seen that „ntoro" is sometimes used for „semen". (S. 45f.). Durch das Blut der Mutter und den Geist-Samen des Vaters hat jeder Mensch das Wesen jener beiden Gemeinschaften der abusua und ntoro in sich vereinigt. Anscheinend hat das Auftreten von Blut bei der Geburt und Menstruation die Anschauung von dem nur durch Frauen übertragbaren Blut geschaffen. „While discussing this matter with three old women, one of whom was the Queen-Mother of B, I asked why, if a male had blood in the body, as they acknowledged he had, he could not then transmit it to his offspring. I have indeed repeatedly asked this question and always been told such a thing was impossible and had never been heard of. On this occasion the answer was that „if a male transmitted his blood through the penis he could not beget a child". So, als Folge dieses Glaubens, ist die Bedeutung der abusua stark material (Erbe) und sozial (Deszendenz), die der „ntoro" aber mehr geistiger Natur (s. Rattray S. 77f.). Die ntoro sind ebenfalls exogam, was bis jetzt noch unbekannt war, und entschieden totemistisch. Merkwürdig sind die Entstehungssagen der „ntoro". Meist schickt da Onyame, der höchste Gott, ein Tier (einen Python, einen Leoparden, ein Krokodil usw.) auf die Erde, um die der Fortpflanzungstätigkeit unkundigen ersten Menschen die Kindererzeugung zu lehren.

Bei den benachbarten Baule ist bis jetzt noch kein ähnliches Doppelsystem gefunden worden. Delafosse kennt nur eine Art Großfamilien (wie sie vor allem im Westsudan, aber auch sonst im Sudan weit verbreitet sind) als größten sozialen Verband heutzutage. Ehe-

Digitized by Google

mals als Folge der Aschanti-Einwanderung bestanden wohl noch größere Gruppen, („tribus" und „clans") doch heute gibt es nur noch die von ihm sogenannten „familles globales". Diese bestehen gewöhnlich aus der Kleinfamilie des Familienältesten, dessen Brüdern und ihren Familien, den nichtverheirateten Schwestern des Patriarchen und den Kindern der verheirateten Schwestern oder Witwen. Ein Rest der älteren Clan- und Stammesorganisation ist aber noch heute zu verspüren: eine gewisses moralisches Band verbindet sowohl die Großfamilien, die vom gleichen Clan abstammen, und sogar die alten Clanabkömmlinge, die von dem gleichen „tribu" herkommen. So haben die Patriarchen, welche direkt von den Clanhäuptlingen, und die Patriarchen, welche von den „tribu"-Häuptern ihre Herkunft ableiten, über alle zu dem betreffenden Clan, resp. Stamm, gehörigen Familien eine gewisse Autorität. Heute bestehen, wie gesagt, nur noch jene matrilinearen Großfamilien. Der Vorsteher oder Patriarch einer solchen kann nun ein Mann oder eine Frau sein. Ist die letztere eine Witwe, so ist ihre Stellung genau die gleiche, wie die eines männlichen Patriarchen und ihre Kinder nehmen an der Familie teil, deren Chef sie ist. Ist es eine Verheiratete und ihr Mann gehört einer niedereren gesellschaftlichen Stellung als sie an, so übt sie ruhig die Ältestenrechte aus; bekleidet ihr Mann aber einen sozial höheren Rang als sie, so überläßt sie das Ältestenrecht dem nächstältesten Bruder und geht zur Familie des Mannes. Ebenso gehen die verheirateten Schwestern zu ihren Gatten. Die Kinder bleiben aber stets in der Mutterfamilie. Sie erben nur vom Mutterbruder und nicht vom Vater.

Während bei den Baule und den Agni der Mutterbruder eine große Macht über seine Schwestersöhne hat (in Indenie besteht ein enges Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Verwandten) scheinen seine Befugnisse bei den Abron im Norden der Elfenbein- und Goldküste geschwächt zu sein. Benquey (s. Tabelle) schreibt: „la parenté s'etablit par les deux tiges, mais au point de vue politique et successoral la tige maternelle est la seule reconnue . . . . Tous les enfants issus de frères sont considérés comme fils de tous les frères; seuls les enfants issus de soeurs sont appelés „neveux". L'oncle n'a aucune autorité sur les neveux, fils de soeur, et ne peut devenir leur tuteur." Ganz ähnlich urteilt er über die Verhältnisse bei den Kulango. Möglicherweise liegt hier ein Mißverständnis vor; das Erbrecht beider Völker jedenfalls ist ganz und gar matrilinear. Bei den Alladiern, einem Volke der Lagunensprachgruppe an der Küste, fand Lamblin etwa folgendes: Die ganze alladische Gesellschaft baut sich auf der Verwandtschaft durch den Mutterstamm auf. Die Mitglieder der Muttergruppe heißen „etioko", und der älteste der „etioko" ist Familienhaupt. Nur jene Kinder, welche von einer Familiensklavin geboren sind, gehören zu den „etioko" des Vaters (eine typische Erscheinung des Mutterrechtes!). Die Rechte des Mutterbruders sind größer als die des Vaters; er kann den Neffen zwingen, zu ihm zu ziehen. Nach dem Tode des Vaters geht der Schwestersohn ganz zu seinem Oheim. Der Vater hat in allen Akten des täglichen Lebens in der Erziehung seiner Kinder mitzusprechen, aber bei allen Dingen, die deren ganzes Leben angehen, hat der Mutterbruder ein Vetorecht, das stets beachtet wird. Er kann sogar gegen den Willen des Vaters über dessen Kind verfügen, ja er ist praktisch schon zu Lebzeiten des Vaters Vormund über seine Schwesterkinder.

Digitized by Google

Die Yoruba haben, wie wir schon früher sahen (S. 113), Spuren eines vielleicht ehemals allgemein gültigen Mutterrechtes. Ob sie ernster zu werten sind, werden vielleicht neue Untersuchungen erweisen. Jedenfalls hat auch Frobenius bei den Nupe (s. [156] S. 14, 26, 59) Anzeichen eines vor dem heutigen (wohl islamisch bewirkten) Vaterrecht bestehenden Mutterrechts vorgefunden, und wenn wir das, was Tremearne ([158] S. 100) mitteilt, berücksichtigen, so scheinen auch die Hausa vor der islamischen Invasion mutterrechtlich organisiert gewesen zu sein. Er sagt nämlich: „The fact, that the word for a brother is „son of mother-of-me", and not „son of father-of-me", may indicate, that descent was once traced through women; for it would be much more important in that case to remember the relationship to the female than to the male parent." Weniger beweisend sind die anderen Tatsachen, die Tr. aus seinen gesammelten Hausaerzählungen entnimmt. So wenn in Geschichte 59 die Frauen nach dem Heim ihrer Eltern zurückkehren, um entbunden zu werden, oder wenn in Geschichte 64 der Schwiegersohn in der Stadt der Frau lebt und dort von seinem Schwiegervater die Häuptlingsschaft erbt. Wenn auch Märchen und Volkserzählungen einen wahren Tummelplatz alter verklungener Sozialanschauungen darstellen, so wollen doch gerade diese beiden Beispiele wenig beweisen. Immerhin ist die mutterrechtliche Namensbezeichnung eine gewichtige Erscheinung. Meek ([157] I. S. 221,) kann diese Sitte der Hausa ebenfalls belegen. „Among the Hausa the term for brother means „son of the mother" (Dan Uwa); this may, however, merely distinguish the brother of the full blood from the half-brother, who is called „son of the father" (Dan Uba). It is worth noting that one of the greatest insults one can offer a Hausa is to say to him „your mother!!" Meek fügt noch hinzu: „where one of the parents of a child was a slave the usual rule was that the child took the status of the mother". Die mutterrechtliche Namensnennung konstatieren weiterhin Ellis von den Yoruba und Frobenius von den Nupe. Wir werden dabei unwillkürlich an die entsprechende Namengebung bei den Berbern in Nordafrika erinnert. Hier heißt (s. Stumme: Handbuch des Schilhschen von Tazerwalt S. 26) im Schilhschen „Bruder": gu-ma = Sohn der Mutter.

Da die Beziehungen zwischen Hausa und Berbern genügend klargestellt, die zwischen Hausa und Nupe aber augenscheinlich sind, so ist es nicht unmöglich, indirekt altberberischen Einfluß bis zu den Yoruba anzunehmen. Die Kultur gerade der Yoruba und Nupe weist auch sonst bemerkenswerte nordafrikanische Erscheinungen auf. In Nordnigeria erscheinen die Sitten einiger Völker als klar mutterrechtlich. Die Mehrzahl der Stämme dieses Länderstriches ist jedoch durchaus vaterrechtlich, wenn sich auch Spuren mutterrechtlicher Anschauungen finden (s. Meek [157] I. S. 223ff.). Bei den Longuda gehen, falls der Vater stirbt, Mutter und Kinder zu der Familie der ersteren. Also gehören die Kinder der Mutterfamilie, wenn auch zu Lebzeiten des Vaters dieser die Autorität ausübt. Unter den Jergum eignet sich der Mutterbruder ein Kind an, sobald es entwöhnt ist, aber der Vater kann es auslösen. Bei den Kaja werden die 3 ersten Kinder von der Mutterfamilie beansprucht; sie können aber vom Vater durch eine Kaurizahlung und zwei Ziegen für jedes Kind losgekauft werden. Bei den Dakakari und Kanakuru wird das Erstgeborene, sobald es entwöhnt ist, der Mutterfamilie übergeben. Das erstgeborene weibliche Kind der Mumuye geht an die Mutterfamilie. Es kann sein, daß hier überall die Kinder oder

Digitized by Google

ein Teil derselben als irgendwie zum Brautpreis gehörig betrachtet werden.

Nun das Erbrecht. Hier kann die Vererbungsordnung der Tschi- und Agnivölker als Paradigma mutterrechtlicher Rechtsnormen, soweit sie das Eigentum anbelangen, angesehen werden. Die Tschivölker waren den Europäern — vor allem den alten englischen und holländischen Reisenden — recht gut bekannt. Übereinstimmend berichten sie über das Vorrecht der Brüder und Schwestersöhne des Verstorbenen vor den Söhnen. So besonders geben Bosman [123] und Ellis ([133] S. 298) diese Erbfolge an: Bruder (von derselben Mutter) — ältester Sohn der ältesten Schwester — nächste Neffen — Söhne. Von den zwei Hauptstämmen der Tschi, den Aschanti und Fanti, vererben die letzteren ganz nach Ellis' System (s. bei M. Sarbah im J. A. S. VIII. S. 297f.). Nach den Neffen kommen hier die Schwestern (von gleicher Mutter) und Nichten (Schwestertöchter), mütterliche Onkel und Tanten usw. Diese Aufstellungen hat nun Rattray in seinem ausgezeichneten Aschantibuch ([145] S. 40ff.) für diesen Stamm etwas verbessert und genauer durchgeführt. Zuerst stellt er den bei den Aschanti geltenden Satz „ein Mann kann nur von einem Mann, eine Frau nur von einer Frau erben" als Grundlage aller Erbfolgeordnung auf. Da einzig und allein die „abusua" und das gleiche „Blut" für die Vererbung maßgebend sind, so sind folgerichtig von ihr ausgeschlossen: 1. Kinder (Söhne und Töchter); 2. Bruderskinder; 3. Vaterbruder oder Vaterschwestern und Vater; 4. Großvater; 5. Kinder des mütterlichen Onkels. Die nun noch möglichen Erbberechtigten, also die Verwandten mit dem gleichen „abusua", sind: 1. Mutterbruder des Toten, das Haupt seiner Familie. Er hat das absolute und unbestrittene Recht auf das Eigentum, aber in der Praxis übergibt er dieses gern dem nächsten Erben: 2. dem älteren Bruder des Verstorbenen; ihm folgen 3. die anderen Brüder; 4. der Schwestersohn der Mutter des Toten; 5. der eigene Schwestersohn; 6. Schwesters Tochtersohn; 7. Mutters Schwesters Tochtersohn; 8. Mutters Schwesters Tochters Tochtersohn. Das ist die Liste der möglichen männlichen Erben. Die weiblichen Erben folgen erst jetzt; 9. älteste Schwester; 10. andere Schwestern; 11. Schwesterstochter; 12. Schwesters Tochterstochter; 13. Mutterschwestern; 14. Mutters Schwesterstochter; 15. Mutters Schwesters Tochterstochter. Schließlich, wenn alle „abusua"-Angehörigen fehlen, kann ein Sklave erben. Von den Söhnen ist bei den Aschanti keiner berechtigt, das väterliche Erbe anzutreten. Ellis stellt sie an ziemlich aussichtsreiche Stelle; aber diese Position ist schon an sich wenig wahrscheinlich. Man muß unbedingt Rattrays Angaben den Vorzug geben.

Stirbt aber eine Frau, so erben zuerst ihr Eigentum: 1. die Mutter, die meist zugunsten der (2.) Schwester verzichtet; 3. Töchter; 4. Schwesterstöchter; 5. Großtochter usw., bis die weibliche Linie erloschen; fortan erben die männlichen Erben in der schon angegebenen Reihenfolge.

Abgesehen von der streng durchgeführten Gleichberechtigung der Geschlechter, die sich auch auf die Vererbung des Thrones ausdehnt, und der Durchführung jenes Grundsatzes: Männereigentum den Männern, Fraueneigentum den Frauen, ist die auffallende Bevorzugung der älteren Generationen bezeichnend (Collateralaszendent: Mutterbruder; Aszendentin: Mutter; Collaterale: Brüder und Schwestern). Die Deszendenten erben erst verhältnismäßig spät, wenn im Grunde auch zumeist die Brüder und Schwestern sofort das Erbe

Digitized by Google

antreten werden. Immerhin ist der patriarchale Charakter der Tschigesellschaft ganz unverkennbar. Die Schwestersöhne, Töchter und Schwestertöchter sind stark in den Hintergrund gedrängt. Ähnliches findet sich rund um die Aschanti. Die Abron im Norden (Tauxier [149] S. 322f.) lassen den jüngeren Bruder von derselben Mutter vor dem Schwestersohn des Toten Eigentum übernehmen. Dieser tritt aber vor einen Bruder von dem gleichen Vater. Der Mutterbruder nimmt ihn dann zu sich in sein Gehöft und erzieht ihn zum Erben. Ganz ebenso berichtet Benquey über diese Abron, wobei er hinzufügt, daß nach dem Schwestersohn der älteste Sohn des Verstorbenen das Erbteil erhält, was aber selten eintritt. Frauen erben nie (s. bei Clozel-Villamur [128] S. 211).

Im Lande Anno wohnen die Gbeinngen, denen Tauxier ([148] S. 375) das gleiche Erbfolgesystem zuschreibt.

Bei den im Westen der Tschigruppe sitzenden Völkern der Agnigruppe scheint das strenge Prinzip des mütterlichen und väterlichen Erbes nicht zu bestehen. Bei den Agni selbst stellt Delafosse die folgende Erbordnung auf: 1. Brüder (der gleichen Mutter); 2. Schwestersöhne; 3. Schwestern (Tochter derselben Mutter); 4. Schwestertöchter; 5. Mutterbrüder; 6. Mutterschwestern; 7. Söhne der Mutterschwestern; 8. Töchter der Mutterschwestern (s. Delafosse; Manuel le la langue Agni. S. 209). Nach Tellier (bei Clozel-Villamur [—] S. 155) und Chartron (ebenda S. 177) scheinen bei den Agni von Sanwi und Indenie etwas andere Gepflogenheiten zu herrschen. Hier stehen die Schwestersöhne an erster Stelle. Bei den Sanwi erben uterine Brüder und Schwestern wie natürlich auch Kinder, aber auch Frauen und Aszendenten überhaupt nicht; bei den Indenie folgt an zweiter Stelle der Bruder, an dritter der „Onkel" und an vierter die Schwester. Daß hier alles klar ist, wird angesichts der Aufklärungen, die uns Rattray gab, fraglich Immerhin werden wenigstens die Positionen der Haupterben stimmen. Von einem Hauptstamm des Agnisprachgebietes, den Baule, gibt uns Delafosse (bei Clozel-Villamur [128] S. 112) eine eingehende Darstellung der uns interessierenden rechtlichen Zustände. Wieder sind es die uterinen Brüder und Schwestern, welche an erster Stelle stehen. Es folgen: Söhne und Töchter von uterinen Schwestern; uterine Brüder oder Schwestern der Mutter des Verstorbenen; Söhne oder Töchter der mütterlichen Tante; nicht uterine Brüder und Schwestern; Söhne oder Töchter, Söhne oder Töchter von Brüdern; nicht uterine Verwandte. Dazu bemerkt Delafosse noch, daß Frauen ebenso wie die Männer zu erben berechtigt sind, daß sie aber gerne zugunsten der letzteren verzichten. Sehr häufig ist der älteste der Familie der Erbe ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft und das Geschlecht. Es scheint, daß diese Sitte die älteste ist und vor der Aschantiinvasion gang und gäbe war, daß obige Ordnung ein Aschantiimport ist.

Die Lagunengruppe an der Elfenbeinküste umfaßt etliche Völker mit ganz ähnlichen Sitten. Wenigstens erbt bei den Brignan der uterine Bruder zuerst; erst an zweiter Stelle steht der Schwestersohn oder die Schwestertochter, an dritter die Schwester (s. Ribes bei Clozel-Villamur [128] S. 465). Das Erbrecht der Alladier bleibt nach Lamblins Schilderung (bei Clozel a. a. O. S. 407) noch unklar. Es erbt der älteste der Etioko, also der Muttersippe; das können, nach Lamblin, sein: die Großmutter oder deren Brüder und Schwestern, die Brüder und Schwestern. Aber auch „Tantenkinder" und „Vetternkinder" und „Neffen" sind zum Erbe zugelassen. Bei den Adiokru

Digitized by Google

schließlich (Aubin bei Clozel [128] S. 442) geht der Schwestersohn dem Bruder voran.

Allgemein können wir sagen, daß bei den meisten und hauptsächlichsten Völkern der Agni-Tschigruppe, der Abron, Gbeinngen und der Lagunengruppe das mutterrechtliche Seniorat bekannt ist, eine Tatsache, welche für die Frage der Stellung des Mutterrechtes an der Ober-Guineaküste von großer Wichtigkeit sein kann.

Zwischen der Tschigruppe und den mutterrechtlichen Egba wohnen die vaterrechtlichen Ewevölker in Südtogo und Dahomey. Es ist interessant genug, daß anscheinend durch die verschiedenen Tschikolonien und eventuell auch durch die Yorubaenklaven das Erbrecht an manchen — nicht an allen — Orten mutterrechtliche Einflüsse verrät. Nach Ellis (s. Frazer [1] II. S. 580) erbt der Bruder, dann der Schwestersohn, nach Zündel (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde 1877) gleich danach der Sohn. Henricis Schilderungen (Z. f. v. Rechtsw. Bd. 11. 1895. S. 141 f.) lassen darauf schließen, daß an einigen Orten der Sohn, an anderen Orten der Schwestersohn der Haupterbe ist. Der stets als zuverlässiger Berichterstatter anerkannte Spieth ([146] S. 112) will wissen, daß bei seinen Hõ-Ewe die unbeweglichen Güter an den Bruder und dann an den Sohn gehen, die beweglichen Reichtümer aber an den Onkel mütterlicherseits übergehen; nur die Flinte und der Stuhl gehören dem Bruder väterlicherseits. Wenn wir damit das vergleichen, was Asmis (Z. f. v. Rechtsw. 26. 1911. S. 100 f.) für die Ewe-Aneho beibringt, so gewinnt Spieths Beobachtung noch größeren Wert. Hier gehört Farmland und Haus den Kindern, in den Landbezirken aber nicht die Immobilien, welche durch eigenen Verdienst — also nicht durch Familienerbe — erworben sind. Diese gehen mit der beweglichen Habe zu den Kindern aller Schwestern, welche dieselbe Mutter wie der Verstorbene haben. Sind keine Schwesterkinder da, so treten die anderen Mutterverwandten und erst dann die Kinder das Erbe an. Wir haben früher die vaterrechtlichen Erbnormen einiger Ewe kennen gelernt, der Sohn spielte da eine entschiedene Rolle. Auch hier ist seine Position noch recht gut, denn er ist ja unbestrittener Verwalter und Erbe des Familienbesitzes. Eine merkwürdige Ähnlichkeit besteht hier mit den entsprechenden Rechtssitten der Westyoruba, den Egba (J. A. S. X. S. 248). Das bewegliche Gut geht an Brüder und Schwestern (der gleichen Mutter), das Landerbe fällt an die Kinder, und nur wenn diese fehlen, an die Verwandten mütterlicherseits. Noch ein Volk — weit weg am oberen Benue — die Tschamba gehören zur selben Gruppe (Frobenius [9] S. 129). Der Mutterbruder nimmt alles bewegliche Gut; ist dieser tot, so tritt sein Sohn das Erbe an. Einzig allein die Waffen werden dem Sohne zugesprochen. Dagegen erhält dieser alles Farmland.

Im übrigen Sudan sind die Mutterrechtsvölker spärlich gesät. Das mag wohl hauptsächlich eine Folge der islamischen Durchdringung der afrikanischen Nordhälfte sein. Aber auch ältere vaterrechtliche Sozialbildungen haben sich hartnäckig behauptet. Man muß sagen, daß der Sudan eines der ausgesprochenen Vaterrechtsgebiete in Afrika darstellt. Das will natürlich nichts gegen die unleugbare Tatsache sagen, daß an vielen Orten — besonders im Westen — das Mutterrecht in Spuren vorhanden ist, wenn auch heute die Deszendenz vater- oder gleichrechtlich, die Erbschaft patrilinear oder islamisch bestimmt wird. Dahin gehören die mutterrechtlichen Beeinflussungen durch berberisch-libysche Völker

Digitized by Google

des Nordens und die merkwürdigen mutterrechtlichen Gepflogenheiten in vielen Herrscherfamilien des Sudan. Die letzteren werden wir später genauer in Augenschein nehmen müssen. Hier interessieren zuerst nur positive Angaben über heute noch bestehendes oder früher allgemein herrschend gewesenes Mutterrecht.

Die Mandingo — so haben wir früher gesehen — sind heute zumeist patrilinear. Aber Delafosse ([130] III. S. 34) bringt eine Zusammenstellung von Völkern, welche nach den alten arabischen Schriftstellern des Mittelalters ehemals die „succession utérine" gehabt haben müssen. (Ob hiermit die Deszendenz oder die Erbschaft, die Verhältnisse beim Volk oder bei den Fürsten gemeint sind, geht aus seinen Erklärungen nicht klar genug hervor, wenn er auch an anderer Stelle sagt, daß dem Erbrecht auch die Zugehörigkeit der Kinder entspräche.) Von Mandevölkern gehören dann die Soninke und einige Malinke hierher. Weiter zählt er die Peul (Fulla), Tukuleur und Woloff hinzu. Über die Woloffverhältnisse sprach ich schon früher und erwähnte, daß hier wohl nur die Herrscherschicht in matrilineare Clans „mene" zerfällt, daß aber die alten einheimischen Gemeinschaften „guenyo" patrilinear geregelt sind. In der Landschaft Cayor-Baol in Senegambien (wohl ebenfalls altes Woloffgebiet) soll aber nach Arcin ([121] S. 365) allgemein Mutterrecht herrschen. Ob hier nicht die von Gaden erläuterten Verhältnisse (s. oben und Abschnitt II.) zu Mißverständnissen geführt haben, ist zu bedenken. Derselbe Arcin weiß auch von einem Mutterrecht auf den Bissagosinseln (S. 365). Die Beweise sind aber alle unklar und genügen kaum den Zwecken einer strengen Untersuchung. Aber wir haben von dem durchaus zuverlässigen Westermann ([154] S. 55f.) eine Angabe über das Mutterrecht der Kpelle, also eines Mande-fu-Stammes in Liberia. Merkwürdig ist nur die uns allerdings schon von früher her bekannte Erscheinung, daß das Erbrecht anders — nämlich vaterrechtlich — geregelt ist, als die Anschauung über die Zugehörigkeit der Kinder erwarten ließe. „Die Kinder aus einer Ehe gehören nach alter Kpelleanschauung zu der Sippe der Mutter und nicht zu der des Vaters. Diese Mutterfolge spricht sich noch darin deutlich aus, daß der älteste Bruder über die Kinder seiner Schwester eine Aufsicht übt und für ihre Erziehung und Versorgung eine Mitverantwortung trägt. Dementsprechend hat er das Recht, im Falle einer Verschuldung seiner Sippe seine Schwesterkinder dem Gläubiger als Pfand zu geben, ohne daß der Vater dagegen Einspruch erheben kann." Erbrechtlich aber gehören die Kinder zum Vater; sie beerben wohl auch den Mutterbruder, aber nur als Nebenerben, ohne gesetzlichen Anspruch. Diese Tendenz zum Vaterrecht soll sich nach Westermann auch sonst immer stärker bemerkbar machen und ist wohl eine Folge einer schon seit Jahrhunderten dauernden Entwicklung, welche möglicherweise durch Einfluß eines fremdvölkischen Elementes ausgelöst wurde. Am oberen Volta sitzen die Lobi und Birifo, zwei typische Splitterstämme oder, wenn man mit Frobenius reden will, zwei Äthiopenvölker. Was sie aber von fast allen anderen ihrer Kulturverwandten quer durch den Sudan unterscheidet, ist ihr Mutterrecht. Es ist daher nicht unmöglich, daß sie es von der Agni-Tschigruppe entlehnt haben. (Über ihr Mutterrecht: siehe Charles: R. E. E. S. II. 1911. S. 213; Ruelle: L'A. XV. 1904. S. 661; Delafosse [130] III. S. 36.) Von hier sind mutterrechtliche Sitten bis zu einigen Gurunsivölkern vorgedrungen (Sissala, Zanga, Dagari; siehe Abschnitt II) und haben

Digitized by Google

sogar die Siena oder Senufo erfaßt, deren Erbrecht ganz und gar mutterrechtlich ist. Während ein Teil der Sienavölker anscheinend die vaterrechtliche Zugehörigkeit der Kinder kennt (Delafosse R. E. E. S. 1908. S. 484), wird bei mehreren Stämmen der Mann durch die Heirat der Diener des Bruders seiner Frau, der das wirkliche Haupt der Familie ist. Wenn die Kinder groß geworden sind, arbeiten sie nur noch für ihren mütterlichen Oheim und nicht mehr für den Vater, und beim Tode des letzteren gehen sie zu ihrem Onkel mit allem Gesinde und Vieh ihres Vaters.

Die Siena, wie die Lobi und Birifo, bevorzugen bei der Vererbung den Bruder vor dem Schwestersohn, der bei ihnen erst an zweiter Stelle steht. Bei den Kulango erbt zuerst der Schwestersohn, falls ein Binntose (Familienhaupt) stirbt. Jener kommt aus einer anderen „Binn" und bleibt nun völlig am neuen Ort, wo er das Kommando ergreift. Oft aber nimmt er nur die Mobilien und überläßt das Haus und den Oberbefehl über die Familie dem Bruder des Verstorbenen, der mit diesem die gleiche Mutter haben muß. Dieser „frère de mère" erhält auch den gesamten Besitz, falls kein Schwestersohn vorhanden ist (s. Tauxier [149] S. 162, und ähnlich Benquey bei Clozel [128] S. 361).

Da wir von Gaden und anderen neueren Forschern nicht viel über das Erbrecht der Woloff erfahren, müssen wir die ältere Literatur etwas berücksichtigen. Da spricht allerdings viel für allgemeines Mutterrecht. Bossi (I Negri della Nigrizia Occidentale. Torino 1838 S. 638) sagt, daß die Mutter von den Söhnen, der Vater von den Schwestersöhnen, der Sohn von der Mutter und den Geschwistern beerbt wird. Nach dem alten Dapper (holländ. Ausgabe I. p. 414) erhielten die Kinder nichts vom Erbe des Vaters, wohl aber die Schwestern und Brüder. Trotzdem hier alles klar auf Mutterrecht weist, kann man wohl wegen dieser Angaben die Entdeckung von vaterrechtlichen Sippen beim Volke der Woloff nicht völlig negieren. Die Dinge haben sich aber seit Dapper zweifellos in diesem schicksalsreichen Winkel Afrikas mehrmals geändert, so daß es uns nicht mehr möglich ist, die Vorgänge nachträglich zu durchschauen. Der Gewährsmann Gadens Yoro Dyao schiebt die Bildung der mutterrechtlichen „mene" auf den Einfluß der heidnischen Fulbe, welche ihre Güter, wie auch die Serer, nach der mütterlichen Linie vererben. Aber Gaden will doch aus einigen Anzeichen entnehmen, daß erst durch islamischen Einfluß ein ehemals allgemein verbreitetes Mutterrecht bei den schlechter begüterten Schichten verschwunden sei und sich nur bei den besser gestellten Adelsfamilien erhalten habe. Diese Ansicht würde mit Dappers und Bossis Beobachtungen, wie auch mit dem Cayor-Baol-Befund in Einklang stehen. Aber ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß diese Lösung nicht die einzig mögliche ist. Wir kennen genügend Völker, bei denen mutterrechtliche Herrscher über alte vaterrechtliche Stämme gebieten; die vaterrechtlichen „guenyo" der Woloff sind doch wohl kaum Produkte des Islam. Aber es ist, um es an dieser Stelle nochmals zu betonen, immerhin möglich, daß neben den mutterrechtlichen Herrschern und den vaterrechtlichen „guenyo" noch andere mutterrechtlichen Familien dagewesen sein mögen, welche aus irgend einem Grunde verschwunden sind.

Wir haben eben Gaden-Dyaos Meinung vom Einfluß der Fulbe zitiert. Über die soziologischen Verhältnisse dieses weitverbreiteten Volkes ist unser Wissen sehr im Argen. Während Tauxier von

Digitized by Google

seinen Fulbe (s. Abschn. II) vaterrechtliche Erbrechtsnormen feststellt, will Gaden (R. E. E. S. III. 1912. S. 120) und Delafosse ([130] III. S. 34) sowie Arcin ([121] S. 366) von einer Vererbung in Mutterlinie wissen. Und gerade auf diese Dinge kommt sehr viel an, denn sie könnten dazu dienen, die Zusammenhänge der Berber-Libyer mit den Fulbe und dem Sudan überhaupt zu klären. Einstweilen müssen wir auf weitere Untersuchungen warten, obwohl die neuere Zeit wohl auch die letzten heidnischen Fulbe schon zu fanatischen Mohamedanern gemacht haben mag und damit auch die alten Sozialzustände vertilgt hat.

Noch recht erstaunliche Tatsachen meldet Fisch (B. A. III. S. 155). Entgegen allen Erwartungen haben nach ihm die Reitervölker der Dagbamba, Tambrussi, Mambrussi, die Kusasi und Moaba in Nordtogo das Schwestersohnerbrecht und nicht das des Sohnes. Und weil die Söhne der Schwestern ihre Onkel mütterlicherseits beerben, sagen sie: „darum lieben wir unsere Onkel mütterlicherseits mehr als unsere Väter".

Nach Arcin besitzen auch die Landuma in Französisch-Guinea das Schwestersohnerbrecht. (Arcin [121] S. 366.)

Immerhin ist das, was wir über ausgesprochenes Mutterrecht im Sudan wissen, entweder schon im Verschwinden (Haussa — Nupe — Westsudan) oder es hat sich nur in den Herrscherklassen erhalten und über solch soziales Eigenleben in den bevorrechteten Ständen, eine sicherlich wichtige Tatsache, wird nunmehr bald zu sprechen sein. Alle wirklich klaren Belege konzentrieren sich um ein Gebiet, dessen Kern an der Goldküste liegt. Dort sind die Verhältnisse am klarsten, ausgebildetsten. Hier ist auch das Seniorat am ausgeprägtesten, das mit den patriarchalen Verhältnissen im Nigerbogen gut übereinstimmt und sozusagen nur mutterrechtlich umgestimmt ist.

Das Mutterrecht in Nordafrika.

Nur kursorisch kann das Mutterrecht in Nordafrika behandelt werden, obwohl es sich hier verlohnte, in der gewaltig angeschwollenen Literatur eingehende Nachforschungen anzustellen. Erschwert wird diese Arbeit durch die aufräumende Arbeit, die der Islam in dem alten Sittengebäude Nordafrikas geleistet hat. Aber schon früh wurde man — durch die Geographen und Historiker des Altertums und Mittelalters — auf mutterrechtliche Gepflogenheiten aufmerksam. Sicher war das vorislamische Nordafrika ein Kerngebiet des Mutterrechtes. Es ist verständlich, daß wir heute nur mehr Überbleibsel finden werden. Bei einer hamitischen Gruppe im Osten des Nils hat sich noch relativ viel vom alten Mutterrecht erhalten, und die Tuareg im Westen sind zum Teil noch heute fast extrem an diese Gesellschaftsform gebunden. Nur die Kabylen (s. Hanoteau-Letourneux, La Kabylie; Paris 1873) und anscheinend auch alle Berber im äußersten Westen haben Vaterrecht. Das ganze Recht der Kabylen, obwohl es sehr altertümliche vaterrechtliche Züge aufweist, ist aber durchaus vom Islam beeinflußt; wir können nicht ohne weiteres behaupten, daß wir hier vorislamisches Vaterrecht vor uns haben. Weil sich aber auch das Mutterrecht bei fast keinem einzigen der nordafrikanischen Völker in allen wichtigen Teilen ihres Rechtes auswirkt, sondern immer nur in ganz vereinzelten Tatsachen zum Vorschein tritt, müssen wir bei den nordafrikanischen Völkern auch andere Merkmale als die Zugehörigkeit der Kinder und die Erbfolge

Digitized by Google

berücksichtigen. Wir haben zum Beispiel bis jetzt vermieden, die Thronfolgeverhältnisse in die Untersuchung einzubeziehen, da sie keineswegs immer mit den Erbfolgeverhältnissen des gemeinen Volkes übereinstimmen; ihnen ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Hier aber wird es nötig sein, alle mutterrechtlichen Normen gleichzeitig zu erfassen.

Nach Barth ([4] I. S. 374) haben die Asgar, also einer der nördlichen Tuaregstämme, die Schwestersohnthronfolge, während diese Sitte von den Auellimiden, den S. W.-Tuareg, geleugnet wird. Auch Aymard (s. Globus 1908 Bd. 94 S. 188) bestätigt das von seinen „Tuareg des Südens", wobei er die angesehene Stellung der Frau, welche stets der reichere Teil des Ehebundes ist, betont. Die Schwestersohnthronfolge herrscht auch bei den Südosttuareg, also in Air-Asben. (s. Barth [4] I. 374). Nach Jean ([164] S. 158) vererben sich die Würden der beiden Oberhäupter des Air, die des Sultans und des Anastafidet, stets in weiblicher Linie und zwar auf den uterinen Bruder oder den Sohn der ältesten Schwester. Während aber das Erbrecht typisch mosleminisch ist (S. 209), lebt die alte Anschauung von der Bedeutung des mütterlichen Blutes für Rang, Stand und Titel der Kinder weiter: „on est ainsi certain qu'ils ont du sang noble." Nie ist das Kind eines Tuareg und einer Sklavin ein Freier.

Duveyrier, ein älterer Tuaregforscher, macht eine Trennung zwischen mutterrechtlichen Stämmen, welche als Beni-Ummia bekannt sind, und denjenigen, welche ausnahmsweise (nach islamitischem Recht) das Vaterrecht haben, den Ebna-Sid. (Duveyrier [161] 393; s. a. Arcin [121] S. 365). Bei der Erbfolge teilen sich die Güter in zwei Erbmassen. Die erste besteht aus durch individuelle Arbeit errungenem Gut. Ihr Besitz ist geheiligt. Hierher gehören Geld, Waffen, gekaufte Sklaven, Herden, Ernten und Vorräte. Die zweite Erbmasse besteht aus mit Waffengewalt erworbenen Gütern (also durch Machtrecht). Während aber nun jener Teil unter alle Kinder gleichmäßig vergeben wird (ohne Erstgeburtsrecht und Beachtung des Geschlechts), vererben sich die durch Gewalt erworbenen Besitztümer — sie kommen nur beim Adel vor! — ausschließlich auf den Sohn der ältesten Schwester (S. 396f.). Das deutet alles darauf hin, daß sich der auch sonst gerade im Erbrecht bemerkbar machende Einfluß des Islam nur in der Unterschicht wirksam geworden ist, daß sich aber beim Adel alte Mutterrechtssitten besser gehalten haben. Allgemein aber scheint die Frau eine bedeutsame Rolle zu spielen. Sie verfügt frei über ihr Privateigentum, ohne gezwungen zu sein, wesentlich zu den Kosten des Haushaltes beizutragen. So wird sie der vermögendere Teil der Ehegemeinschaft. Die Kinder gehören mehr ihr als ihrem Manne. Ihr Blut und ihre Abstammung bestimmen den Rang in Stamm und Familie.

Auch Richardsons Angaben (Travels in the Great Desert of Sahara. London 1848 II. 65ff.) über die von ihm gesichteten Tuareg und über die Bewohner von Ghat bestätigen das vorstehende. Noch heutzutage ist nach ihm das Mutterrecht in Afrika so stark, daß der Sohn stets bei der Mutter weilt, schließlich alle kindliche Liebe für den Vater verliert und sie der Mutter zuwendet. Den Sultanen oder regierenden Scheikhs folgt stets der Sohn der Schwester nach. In Ghat erben die Söhne nichts vom Vater, sondern nur von der Mutter; dagegen sind die Töchter (!) die Haupterben. Die Weiber erben in erster Linie Grundeigentum „Women here are the hereditary possessors and not men. The law of primogeniture is on the female

Digitized by Google

side. The greater part of the houses of the town of Ghat belong to women, bequeathed to them or given them on the day of their marriage by friends or relatives." Eine logische Schlußfolgerung aus diesem Bericht ist wohl die: der Mann zieht bei der Hochzeit der Frau in ihr Eigentum nach.

Alles was Duveyrier über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern sagt, soll sich nach Bissuel ([160] S. 106) auch auf die nordwestlichsten Tuareg, die vom Adrar Ahenet beziehen. Allerdings ist ihr Erbrecht rein moslimisch (S. 109), aber die Würde des Amrar, des Häuptlings der Ahnetleute, vererbt sich auf den uterinen Bruder, fehlt dieser, auf den Schwestersohn.

Wir sehen also in fast allen Fällen etwa folgendes: Die mutterrechtliche Grundanschauung ist überall klar zu erkennen, sie wirkt sich aber rechtlich in erster Linie in den Oberschichten aus (Erbfolge der Häuptlingswürde und Vererbung der spezifischen Adelsgüter). Das Privaterbrecht ist zumeist stark islamisch. Die Stellung der Frau ist aber trotzdem bei allen Tuaregstämmen und wohl ursprünglich bei allen Berbern eine ungewöhnlich hohe. Der Einfluß dieser nomadischen, kriegerischen Nation auf den Süden ist sicher zu allen Zeiten recht stark gewesen. Besonders wichtig hierfür ist eine Bemerkung Palmers, welche Frazer ([1] II. S. 602) wiedergibt: „At the present day, however, the practice of tracing descent in the female line hardly exists south of the country occupied by the Kelgeres. But in Mr. H. R. Palmer's opinion it is certain that motherkin anciently prevailed alike among the Hausas, the Fulani and the Tuaregs. According to him, the evidence available in the Soudan tends to shew, that the custom of reckoning descent on the female side only was characteristic of the Berber or Hamitic peoples." Was die beiden ersten der erwähnten Völker betrifft, so lassen allerdings die von ihm und anderen beigebrachten Tatsachen (s. S. 135 und S. 121) Palmers Annahme als berechtigt erscheinen. Viel tiefgreifender war aber der Einfluß augenscheinlich auf den Westsudan. Die alten Reiche Ghana, Melle, Walata usw. sind, wenn auch teils nur indirekt, auf berberische Initiative entstanden. Wenn wir das nicht aus der Geschichte dieser Gegenden wüßten, würden wir es aus den sozialen Verhältnissen, wie sie zum Teil noch heute dort bestehen, erkennen müssen. Hier im Westsudan haben bis auf den heutigen Tag die Herrscherdynastien soviel mutterrechtliche Züge beibehalten, daß wir nicht umhin können, sie mit den berberischen Eroberern in Zusammenhang zu bringen. Schon Barth ([4] I. 374) wollte nicht daran glauben, daß in Ghana, Melle und Wallata das autochthone, negroide Element der Träger mutterrechtlicher Anschauungen war. Es erschien ihm viel sicherer, die Berber hierfür in Anspruch zu nehmen. Das wird auch weit klarer, wenn wir bedenken, daß in den älteren Berichten fast meist nur die Thronfolge erwähnt wird. Wir wissen schon, wie wenig die Erbverhältnisse in der Dynastie mit denen des gemeinen Volkes übereinzustimmen brauchen. Überall wo im Westsudan große Staaten entstanden sind, ist ein fremdes Element zum Herrscher einer autochthonen Schicht geworden, und wenn wir den Staat nur als Herrschaftsgebilde anerkennen, so hat Oppenheimer — wenigstens was Afrika anbelangt — ganz recht, wenn er sich den Staat nur aus äußerer, gewalttätiger Macht entstanden denkt und nicht aus innerer Evolution. Daher aber können dem Ethnologen diese afrikanischen Herrschaftsgebilde so gute Aufschlüsse über die Kulturübertragung und Völker-

Digitized by Google

wanderung abgeben. Wenn wir später die mutterrechtlichen Elemente oder Spuren in den afrikanischen Herrscherklassen im einzelnen untersuchen, wird uns erst klar werden, wie gerade in den Staaten des Westsudan die Dynastien merkwürdig viel Mutterrechtliches bewahrt haben. Daß die Herrscher gerade die Träger einer älteren mutterrechtlichen Kultur (etwa der Zweiklassen- oder Bogenkultur im Graebner-Ankermannschen Sinne) sind, ist schwer zu denken; wenn wir aber eben jene geschichtlichen Vorgänge, die Entstehung der westsudanischen Reiche des frühen Mittelalters, in Betracht ziehen und den berberischen Einfluß von allen alten Reisenden direkt oder indirekt als sicher hingestellt erhalten, bleibt uns keine andere Annahme, als das Mutterrecht — im Westsudan wenigstens — den hellhäutigen Eindringlingen, die zum Herrschen geboren sind, zuzuschreiben. Das ist umso wahrscheinlicher, als die negroiden Völker des Westsudan, wie wir gesehen haben, im Grunde stark patriarchal und vaterrechtlich organisiert sind. Nur die Agni-Tschigruppe ist entschieden mutterrechtlich.

Leider wissen wir über die Sozialformen, in denen das große Tubu-Tedavolk lebt, so gut wie nichts, was für unsere Zwecke verwertbar wäre. Hier klafft eine große Lücke. Erst jenseits des Nils häufen sich die Angaben über die Familienverhältnisse. Hier sind die Bischarin-Bedja, die Hadendoa, Beni-Amer, die alten Nubier, die Takue, Barea und Kunama mehr oder weniger mutterrechtlich gebunden. Der Islam hat hier (am wenigsten bei den allerdings ein Sudanidiom sprechenden Barea und Kunama) noch nicht so nivellierend gewirkt wie anderwärts. Meist kommt der mutterrechtliche Geist nur noch rudimentär in vereinzelten Sitten zum Ausdruck, aber diese sind bezeichnend genug. In Nubien ging nach Lepsius (Briefe aus Ägypten 1852. S. 181) die Thronfolge auf den Schwestersohn über. Bei den Bedja, den Vorfahren der Bischarin, geht nach Makrisi (bei Heuglin P. M. E. I. 1861. Nr. 6 S. 14) die Erbschaft auf den Schwestersohn und nicht zum Sohn; die Genealogien werden nur durch die Weiber, nicht durch die Männer gezählt. Die Hadendoa haben noch heute deutliche Spuren des Mutterrechts. Der Mann arbeitet ein bis drei Jahre beim Schwiegervater, wo er auch mit seiner Frau wohnt. Im ganzen ersten Ehemonat bleibt die Frau bei ihrer Mutter in deren Zelt. Der Mann trifft sie nur Nachts (Seligman. J. R. A. I. 43. S. 650). Seligman faßt auch für die Nurab, Bischarin und Beni-Amer eine Anzahl mutterrechtliche Erscheinungen zusammen. So muß der Erstgeborene im Zelte der Mutter geboren sein, sollte dieses aber unmöglich sein, so zum mindesten „among the mother's people". Ja sogar, wenn die Gattin das Mutterzelt verlassen hat, muß sie zu diesem wichtigen Zeitpunkt zurück sein (J. R. A. I. 43. S. 650). Bei den Beni-Amer kann sich die Frau sogar weigern, mit dem Manne zu gehen (a a. O. S. 651). Kinder aus einer Ehe mit einer freien Frau (woraza) sind bei den Beni-Amer stets frei (Munzinger [76] S. 309). Der mütterliche Onkel wird bei den Takue von seinem Tochtersohn (?) geräcbt (Munzinger a. a. O. S. 207). Obwohl die Bogos streng vaterrechtlich vererben hat das Mutterrecht in vielen Sitten Kraft gewonnen oder verloren. Die Person, die von der Familie des mütterlichen Onkels eine Sache entwendet, wird von dieser dafür nie zur Rechenschaft gezogen. Neffe und Onkel von Mutterseite stehen sich überhaupt vor Gericht nie gegenüber (Munzinger [75] S. 75 Nr. 175). Am Tage der Großjährigkeit kommt der Neffe zum Mutterbruder und läßt sich

Digitized by Google

die Vorderkopfhaare rasieren. Der Ohm gibt ihm den Segen und beschenkt ihn mit einer Lanze und einer jungen Kuh (a. a. O. S. 38). Die Kinder sind übrigens gewöhnlich mehr der Familie der Mutter als der des Vaters zugetan (a. a. O. S. 65). Was hier Munzinger vom Stehlrecht der Bogos sagt, ist von hohem Wert für unsere Untersuchung. Wir erfahren hier zum ersten Mal von einer mutterrechtlichen Erscheinung, die stets auftritt, wenn formalrechtlich das Mutterrecht vom Vaterrecht in Sippenfolge und Vererbung verdrängt worden ist. Im folgenden Kapitel lernen wir es von den Mossi, Bosso, Mande im Westsudan und von den Massai, den Hottentotten und Baronga (?) im Osten und Süden Afrikas kennen (s. dort). An der Nordgrenze Abessiniens wohnen die Barea und Kunama. Bei diesen relativ ursprünglich gebliebenen Völkchen besteht noch reinstes Mutterrecht. Die Kinder stehen in gar keinem inneren und rechtlichen Verhältnis zum Vater. Sie gehören ganz uud gar der Mutterfamilie (Munzinger [76] S. 490). Leben und Freiheit sind vom mütterlichen Onkel abhängig (S. 477). Die Blutrache ist nur zwischen Brüdern, welche nicht die gleiche Mutter haben, möglich (S. 503). Das Kind folgt auch im Stande stets der Mutter (S. 485). Es ist somit nur natürlich, wenn auch das Erbrecht in erster Linie die durch die Mutter verwandten Brüder, dann aber die Schwestersöhne, bevorzugt. Andere Erben sind die Schwester des Toten und das Schwesterkind der Schwester (a. a. O. 490).

Im Süden der Kunama beginnt Abessinien, und hier scheint das Vaterrecht vorherrschend zu werden (s. oben Kapitel II). Islam und Christentum haben hier zersetzend gewirkt und das alte Sippenrecht umgestaltet. Aber in dem anderen alten Kulturreich des Nordostens, in Ägypten, finden wir, wenn auch nur zu gewissen Zeiten seiner Geschichte, viele uns bekannte Züge des Mutterrechtes wieder.

In Afrika gibt es also drei ausgeprägte Zentren des Mutterrechtes, soweit Erb- und Sippenfolge in Betracht kommt. Sowohl das nordafrikanische Verbreitungsgebiet wie das an der Elfenbein- und Goldküste oder das im Bantusprachgebiet liegt relativ isoliert. Die verbindenden Brücken sind sehr schwach. Einzig das vaterrechtliche Land, das sich zwischen Tuareg und Siena-Senufo, dem nördlichsten Vorposten des Agni-Tschi-Mutterrechtes, hinzieht, bietet keine allzugroße Lücke. Ernsthafter ist schon die Unterbrechung zwischen dem Yorubagebiet (das zudem heute fast ganz vaterrechtlich oder doch zum mindesten gleichrechtlich ist) und den Ogowevölkern, obwohl hier die Bakwiri, Dualla, Banako-Bapuku und Bayagga-Pygmäen zum mindesten starke mutterrechtliche Spuren aufweisen. Hier muß auch der Ost-West-Wanderung der vaterrechtlichen Pangwe gedacht werden, welche an der Küste alle altansässigen Völker aufgerieben oder verdrängt haben. Auffallend ist das Fehlen des Mutterrechtes im eigentlichen Kongowald, also dem Gebiet der westafrikanischen Kultur und der Giebeldachhütte. Scharf am Südrande der Hyläa hört das fast ununterbrochene Gebiet mit Mutterrecht auf; das Vaterrecht beherrscht mit wenigen Ausnahmen die Waldvölker des nördlichen Kongo. Im Osten haben offenbar die Träger der intensiven Viehzucht das Vaterrecht von Abessinien bis zu den Hottentotten und Kaffern eingeführt und vom Mutterrecht, welches ehedem wohl im Bantugebiet allgemein war, nur mehr Spuren übriggelassen. Solche Spuren sind in großer Anzahl und am dichtesten verteilt in Ostafrika, also dem Expansionsgebiet der „hamitischen" Viehzüchter, zu finden. Aber auch vereinzelt sind sie leicht zu entdecken und treten anderswo ebensowohl

Digitized by Google

Karte 3.

Mutterrechtliche Vererbungsnormen und Spuren des Mutterrechtes in vaterrechtlichen Gemeinschaften.

Erbfolge: 1. Bruder mit gleicher Mutter; 2. Schwestersohn oder Schwester.

Es erbt zuerst die Schwester.

Es erbt zuerst der Mutterbruder vom Schwestersohn.

Es erbt zuerst der Schwestersohn vom Mutterbruder.

Unbewegliches Gut erben die Kinder; bewegliches Gut erbt der Mutterbruder.

\+ Enges Verhältnis zwischen Mutterbruder und Schwestersohn (Avunkulat).

× Mutterbruder ist Vormund des Schwestersohnes.

♀ Enges Verhältnis zwischen Schwestersöhnen und den Frauen des Mutterbruders.

O Stehlrecht.

N Mutterrechtliche Elemente in der Namengebung und in den Verwandtschaftsbezeichnungen.

∩ Frau bleibt zeitweise oder für immer in ihrem Dorf.

E Mutterrechtliche Spuren in der Erbfolge.

S Verschiedene mutterrechtliche Spuren.

Digitized by Google

auf, wie im Osten. Ehe wir an die Untersuchung der mutterrechtlichen Gebräuche in den Häuptlingsfamilien der Afrikaner herangehen, sollen derartige Survivals oder schüchtern beginnende Beeinflussungen durch das Mutterrecht innerhalb einer sonst hochgradig vaterrechtlichen Gesellschaft etwas näher gewürdigt werden. Sie sind die besten Fingerzeige für eine Schlußfassung über die Frage der historischen Stellung und der kulturellen Bedeutung des Mutterrechts in Afrika.

IV. Spuren des Mutterrechtes in vaterrechtlichen Gemeinschaften.

Es ist eine höchst bedeutsame Tatsache, daß sich Spuren mutterrechtlicher Gesellschaftsordnung auch in streng patrilinearen Gemeinschaften finden. Den Forschern, denen diese Fremdkörper im Sozialbau ihrer Völker auffielen, war ihre Existenz nur erklärlich, wenn sie in jedem einzelnen Fall eine Entwicklung aus einem älteren Mutterrecht zu einem jüngeren Vaterrecht annahmen. Hierin hat sie sicher die Tatsache bestärkt, daß auch bei den benachbarten Völkern kein ausgesprochenes Mutterrecht vorhanden war und eine direkte Beeinflussung nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge ausgeschlossen erschien. Noch stärker aber hat jene alte Mutterrechtstheorie nachgewirkt, welche das Mutterrecht als die durchgängig älteste Familienordnung ansah. So kam es vielen Forschern durchaus nicht in den Sinn, etwa zwei historisch bedingte Schichtlagen eines Volkes anzunehmen und die genetische Theorie einmal außer acht zu lassen. Es ist doch ganz widersinnig, zuerst an eine selbständige Entwicklung des einen aus dem anderen zu denken, ehe alle historischen Übertragungsmöglichkeiten erschöpft sind, denn jene Evolution setzt doch einen ungeheuren und sicher unendlich langwierigen Prozeß voraus. Durch Überschichtung eines Volkes oder einer Kultur, das heißt durch einen gewaltsamen Einfluß von außen her, erfolgen derartige Umgestaltungen aber oft in verhältnismäßig kurzer Zeit. Selbst bei Annahme einer selbständigen Entwicklung des Vaterrechts aus dem Mutterrecht ist diese nicht ohne eine Umwandlung anderer Kulturfaktoren (etwa die Einführung von neuen Wirtschaftsformen) denkbar. Diese aber ebenfalls immer nur dem selbständigen Entwicklungsprozeß zuzuschreiben, ist schlechthin ein Denkirrtum. Die kulturhistorische Richtung in der Ethnologie hat das Volk und seine Kultur als eine historisch gewordene, aus unzähligen anderen Kulturen und Kulturkreisen befruchtete Größe erkannt. Wir werden gut tun, diesen Grundsatz bei der Bewertung jener mutterrechtlichen Spuren zu berücksichtigen.

Das Mutterrecht, wo es in relativ reiner Form in Afrika auftritt, gliedert das Kind eines Elternpaares in die Familie der Mutter ein (Mutterfolge). Das Erbrecht bevorzugt demgemäß nicht die Kinder, sondern die Schwesterkinder, da sie dem Vater näher verwandt sind als die eigenen Kinder. Der Mutterbruder spielt in dem Leben der Kinder eine größere Rolle als ihr Erzeuger. Vielfach hat er alle väterlichen Rechte, inklusive das Verpfändungsrecht, übernommen. Er waltet als Vormund, nimmt einen Teil oder das Ganze des Brautpreises seiner Schwestertochter und verschafft dem Neffen eine Frau. Die Gattin selbst bleibt in der Lokalgruppe ihrer Sippe, der Mann zieht nach Wie aber nicht überall, wo Mutterrecht gilt (Sippenfolge und Erbrecht), alle diese Züge in voller Reinheit auftreten und vaterrechtliche Gepflogenheiten an einzelnen Stellen, vor allem an den

Digitized by Google

Rändern der geschlossenen Verbreitungsgebiete, eindringen, so gibt es bei Völkern mit vaterrechtlicher Vererbung und agnatischer Deszendenz mutterrechtliche Sitten. Man könnte sich angesichts dieses Sachverhaltes die Frage vorlegen, warum nicht die vaterrechtlichen Züge in der Mutterrechtsgemeinschaft ebenfalls ältere Reste und Zeugen einer verflossenen Entwicklungsstufe darstellen. Merkwürdigerweise ist man nie so konsequent gewesen, das zu behaupten. So heißt es etwa bei Post ([2] S. 32f.): „Die beiden mutterrechtlichen Rechtssätze im Rechte der Bogos, welches im übrigen vollständig vom Vaterrechtssystem beherrscht wird, spotten, wenn man sie als Neubildungen gegenüber dem Vaterrechtssystem betrachten will, jeder Erklärung, während sie als Reste einer ursprünglichen mutterrechtlichen Organisation aufgefaßt verständlich sind. Umgekehrt sind die geringen Spuren eines vaterrechtlichen Systems bei dem im übrigen vollständig von der Mutterverwandtschaft beherrschten Rechte der Barea und Kunama nur als Neubildungen und nicht als Reste einer früheren Organisation erklärlich". Diese unlogische Stellungnahme, die Post nicht weiter begründet, erklärt sich nur aus der Tatsache, daß dem Rechtsgelehrten die Entwicklung von der Promiskuität über die Gruppenehe und das Mutterrecht zum Vaterrecht als feststehend gilt. Vaterrecht und Mutterrecht sind aber zwei sich ausschließende soziale Haltungen, welche getrennt bis in die ältesten Kulturschichten hinabreichen. Ihnen entsprechen die zwei grundlegenden Lebensformen der Menschen, der Nomadismus und die Seßhaftigkeit, welche alle Kulturgebiete (nicht nur die Wirtschaft) bedingen. Die historische Ethnologie hat den Jagd- und Viehnomadismus (siehe Graebners und vor allem P. W. Schmidts Forschungen) und damit das ihm entsprechende Vaterrecht als die ältere Kulturrichtung angesprochen, das Mutterrecht und den seßhaften Ackerbau als den jüngeren Ast am Baume der Kultur erkannt. Die Vermischungen der Familientypen, die tatsächlich heute häufiger sind als die reinen Ausprägungen, sind durch den historisch bedingten Kontakt der beiden alten Kulturstämme entstanden und sind mit anderen Kulturmerkmalen zu neuen Kulturkomplexen zusammengewachsen. So gab es vaterrechtliche Hackbauer (etwa im Sudan und in Ostafrika) und mutterrechtliche Viehzüchter (etwa in Nordostafrika und im alten Arabien), Sammler und Jäger (Ostaustralier).

In Afrika treffen wir auf einer bemerkenswerten Kulturbahn, die wir immer als die „hamitische" anzusprechen gewohnt sind, die meisten und untrüglichsten Elemente mutterrechtlicher Sippenverfassung innerhalb sonst streng vaterrechtlicher Völker. Das würden wir zweifellos nicht erwartet haben, wenn wir einerseits das Mutterrecht auf die westafrikanische Kultur beschränken und andererseits die ganzen Völkerbewegungen auf der Ostseite des Kontinents den hamitischen Viehzüchtern mit Vaterrecht zuschreiben. So sehen wir, daß die Dinge für eine historische Schlußfassung recht erschwert sind, wenn wir streng bei der alten Kulturkreiskonstruktion (westafrikanische und hamitische Kultur) bleiben. Im Verlauf der Betrachtung über die Mutterrechtsspuren in Ostafrika werden wir das Struktursystem der afrikanischen Kulturkreise etwas modifizieren müssen.

Mutterrechtliche Elemente finden sich schon bei den westlichen Kaffern (Betschuanen) in großer Anzahl, obwohl ihre Sippenverfassung generell vaterrechtlich genannt werden kann. Hier und in folgendem ist nur die Stellung des Mutterbruders zu seinen Schwesterkindern und der Schwesterfamilie überhaupt berücksichtigt; was

Digitized by Google

sonst auf Mutterrecht verweist, wird weiter unten behandelt werden. Nach Casalis ([23] S. 179ff.) ersetzt der mütterliche Onkel bei den Basuto die Mutter. Seine spezielle Pflicht ist es, das Schwesterkind zu beschützen und es mit Opfern zu reinigen. Bei den Beschneidungsfeierlichkeiten beschenkt er den Neffen mit einem Wurfspieß und einer jungen Kuh. Er bezahlt ihm einen Teil der Ausgaben für den Brautpreis. Dafür aber erhält er vom Schwestersohn einen Teil der Jagd- und Kriegsbeute sowie vom Vieh, welches bei der Verheiratung einer Nichte in die Familie kommt (s. a. Mabille J. A. S. V. S. 244). Man kann es verstehen, wenn bei diesem Sachverhalt Casalis bemerkt, daß wohl der größere Teil der Clans vaterrechtlich sei, daß aber einige unter dem Mutterbruder ständen. Es stimmt wohl beides für alle Basutoclans. Die Zustände bei anderen Südostafrikanern machen dies höchst wahrscheinlich. Die Baronga im südlichen Portugiesisch-Ostafrika, ebenfalls streng vaterrechtlich in Sippen- und Erbfolge, weisen ganz verwandte Züge in bezug auf die Rechte des Mutterbruders auf ([28] S. 253ff.). Dieser verfertigt das Tragband des erstgeborenen Kindes, das sich im mütterlichen Dorf aufhält. Vom eingebrachten Brautpreis verlangt der mütterliche Onkel einen Teil; spezielle Abgaben vom Festmahl und andere Zuwendungen gehen an die Mutterverwandten, welche ihrerseits zur Aussteuer der Nichten beitragen; die väterlichen Onkel und Tanten haben damit nichts zu tun. Das vornehmste Recht ist aber, zu Nutz und Frommen der Schwestersöhne zu opfern. Auch bei den Vandau herrscht ausgesprochenes Avunkulat bei väterlicher Erbfolge. (Boas: Z. E. 1922, S. 50.) Bei Begräbnissen der Baganda „it is then the duty of the sister's son, and of him alone, to conclude the obsequies by solemnly burning the housepole of his deceased maternal uncle". In früheren Zeiten soll der Mutterbruder ein despotisches Recht über die Schwestersöhne gehabt haben, die er als Sklaven behandelte (s. Roscoe nach Frazer [1] II, S. 512). Den Wagogo in Deutsch-Ostafrika ist das Avunkulat offenbar ebenfalls nicht unbekannt. Der Bruder der Mutter erhält wie bei den Baronga und Basuto einen Teil des Brautpreises seiner Nichte. Dafür hat er mit dem Vater zusammen für den von seinem Neffen zu stellenden Brautpreis aufzukommen (Paulsen, B. A. VI. S. 162). Auch die nördlich sich anschließenden Massai haben trotz ihres strengen Vaterrechtssystemes bemerkenswerte mutterrechtliche Merkmale (s. Frazer [1] II. 409 nach Mss. von Hollis): „a maternal uncle exercises great influence over his nephews, as it is believed that if he were to curse them, they would die. He can at any time stop a fight in which one of his nephews is engaged by merely calling on his nephew to desist, as the nephew would be afraid of his right arm withering he were to disobey". Aber auch der Neffe kann dem mütterlichen Onkel verbieten, seine Frau zu schlagen. Diese letztere Norm hängt offenbar eng mit der noch weiter unten zu behandelnden Anschauung, die Weiber des Mutterbruders als die eigenen zu betrachten, zusammen. Für einen Nandi ist es das schlimmste, was ihm passieren kann, einen Fluch des Mutterbruders auf sich zu laden. Wenn er sich nicht mit ihm versöhnt, muß er sterben. Der Neffe gibt dem mütterlichen Onkel nach einem Kriegszug von der Beute ab — als Dank für die ihm in der Kindheit erstattete Hilfe. Die beiden Verwandten verstehen sich ausgezeichnet. „When a boy is in disgrace, his mother's brother is asked to intervene on his behalf. The nephew may not be circumcised, or have his teeth extracted, or have the lobes of his

Digitized by Google

ears pierced, without the leave of his maternal uncle". (Hollis [50] S. 94 und Frazer [1] II. 443.) Ähnliches weiß Lindblom von den Akamba zu melden ([53] S. 129). Hier spielt der Mutterbruder eine wichtige Rolle bei den Feierlichkeiten, die anläßlich der Rückkehr eines jüngeren und tapferen Kriegers von einer erfolgreichen Expedition veranstaltet werden. Bei der Teilung des Blutgeldes erhält der Bruder der Mutter des Opfers eine Kuh. Noch im nilotischen Gebiet, bei den Lango, spielt der Mutterbruder eine bedeutsame Rolle. Er hat ausgedehnte Rechte und Privilegien und erhält ebenso wie die mütterliche Großmutter des Mädchens einen Teil des Brautpreises (Driberg ([71] S. 188). Hier sei daran erinnert, daß wir bei den vaterrechtlichen Bogos im Norden von Abessinien ganz ähnliche Gepflogenheiten, wie die oben angeführten, vorfanden. Dort war es leicht, eine Beeinflussung durch die umwohnenden Mutterrechtler anzunehmen; hier in Ostafrika ist eine direkte Beeinflussung in der Gegenwart nicht mehr zu erkennen. Aber es ist im höchsten Grade verdächtig, wenn wir dort, wo eine Beeinflussung noch heute möglich wäre, ganz ähnliche oder gar dieselben Sitten (wie etwa das noch zu behandelnde Stehlrecht des Schwestersohnes) finden, wie bei allen Völkern, wo heute keine unmittelbare Übertragung mehr zu konstatieren ist.

Aber auch an anderen Stellen Afrikas können wir die beherrschende Stellung des Mutterbruders trotz des bestehenden Vaterrechtes wahrnehmen. Bei den Sungu- und Olemba-Batetela ist der Mutterbruder Vormund, bei den Nordbatetela der Vaterbruder. (Torday [104] S. 50.) Die auch sonst konstatierbare Abschwächung des Mutterrechtes von Süd nach Nord innerhalb des Batetelagebietes ist vielleicht auf die zunehmende Entfernung vom mutterrechtlichen Bakubagebiet zu erklären. Ähnlich erkennen auch die Tofoke am unteren Lomami bei sonst bestehendem Vaterrecht den Mutterbruder als Vormund an. (Torday, M. W. A. G. 1911.) Hier ist möglicherweise an eine Beeinflussung durch die mutterrechtlichen Basoko-Bapoto zu denken. Bei den Wute nimmt nach Sieber ([115] S. 57, 65) der Mutterbruder „là" eine hervorragende Stellung ein. Er erbt gleich nach den Brüdern und Kindern. (Ähnlich wie in Mossi) Hier ist auch die hohe Stellung des Mutterbruders bei den Bamum zu erwähnen. (s. Rein-Wuhrmann [114] S. 104.) Bei den Beschneidungsfesten der Durru sind die Brüder und mütterlichen Onkel zugegen. (Frobenius [9] S. 231.) Das Anrecht des Mutterbruders, beziehungsweise dessen Familie an den Schwesterkindern trifft man auch bei einigen Völkern Nordnigerias (s. Meek [157] I. S. 223ff.). Unter den Gwarin Waike wird ein Mädchen von ihrem Bruder in Ehe gegeben und dieser beansprucht das erste Kind als sein eigenes. Bei den Tangale muß ein Mann bei der Verheiratung der Tochter des Mutterbruders anwesend sein, und wenn für sie ein Opfer gebracht wird. Er muß auch bei der Bezahlung des Brautpreises zugegen sein und sein Amt ist, das Unglück von der Familie des Mädchens abzuwenden. Bei den Vere wird ein eben zu beschneidender Knabe von seinem Mutterbruder geschlagen, dieser schenkt ihm darauf eine Ziege; der Vater tut dasselbe und fügt einen Topf Bier hinzu. Das Züchtigungsrecht unter den Sura liegt in Händen der männlichen Mutterverwandten. Ein Knabe, der ein Wild tötet, hat seinem mütterlichen Onkel das Rumpfstück abzutreten. Bei den Berom straft der mütterliche Onkel den ungehorsamen Neffen, und bei den Gwari hat er das Recht, ihn als Sklaven zu verkaufen. Die Waja

Digitized by Google

sprechen ihm von jeder Beute Hals und Nacken des erlegten Tieres zu. In der Serergesellschaft (Senegambien) hat der Mutterbruder mehr Rechte über den Sohn als der Vater. (s. Lasnet-Cligny: Une Mission au Senégal. S. 149.) Nach Gaden (R. E. S. III. 1912, S. 122) haben die islamisierten Fulbe noch heute eine deutliche Erinnerung an ein ehemaliges Mutterrecht (die heidnischen Fulbe sollen nach ihm mutterrechtliche Vererbungsnormen besitzen). Er schreibt: „Chez les Peuls islamisés, même depuis longtemps, on enseigne encore aux enfants qu'au jour de la résurrection le père ne reconnaîtra ses fils et ses filles, que seul l'oncle maternel (Kao) reconnaîtra ses neveux et nièces issus de ses soeurs et cette croyance est certainement un souvenir de l'époque où les biens se transmettaient dans la ligne utérine".

Bei den Baronga muß der Mutterbruder alle Launen seines Schwestersohnes ertragen; was aber am bedeutsamsten erscheint, ist des letzteren Recht auf die Frauen des Mutterbruders. Er steht mit ihnen auf vertrautem Fuß. Sie nennen sich gegenseitig Mann und Weib. Der Schwestersohn heiratet sie, wenn der Onkel stirbt. Wir haben also eine völlige Parallele zu der vaterrechtlichen Sitte, die Frauen des Vaters zu erben (nach Junod). Bezeichnenderweise ist auch diese soziale Beziehung bei den Akamba, Massai und Baganda mehr oder weniger entwickelt vorzufinden. Das Verhältnis eines Akambamannes zu den Töchtern des Mutterbruders ist folgendermaßen: „He can associate with them freely, sit on their chairs etc. . . . They are just like their own sisters" . . . . „a man may take great liberties with his mother's brother's wife, and it is said he may even flog her without incurring any unpleasant consequences." Aber Lindblom sagt ausdrücklich, daß er sie nicht wie bei den Baronga als sein Weib betrachtet (a. a. O. S. 95). Ein Muganda (Frazer - Roscoe [1] II., S. 512) nennt hingegen seines Mutterbruders Frau „mein Weib". Er heiratet sie beim Tod des Mutterbruders. Schließlich berichtet Hollis (nach Frazer a. a. O. S. 409) von den Massai: „if a man were to start beating his wife, he would have to stop if his maternal nephew ordered him to do so". Der Gwari (Nord-Nigeria) nennt seines Mutterbruders Weib sein „Weib", „because he may one day marry his mother's brother's widows. We should expect him for the same reason to call his mother's brother's eldest son his „son", but in point of fact he calls this relative his „uncle" because, on his mother's brother's death, the mother's brother's eldest son becomes head of the mother's family and dispenses the religious rites (Meek [157] I. S. 239). A Koro (ebenda), on the other hand, calls his mother's brother's son his „son", for among the Koro as among the Gwari a man inherits his mother's brother's widows. He would call the father's sister's son not „son" but „brother". Nach N. W. Thomas ([151] P. I. S. 106) werden auch bei den Kuranko im Innern von Sierra Leone die Frauen des Mutterbruders als „yanane", „Weib", bezeichnet: „This indicates a custom of marriage with the mother's brother's widows". Im Bullom heißen die Frauen des Vater- und Mutterbruders „la", „Weib", der „Neffe" aber „po", „Gatte". „The nephew is the recognised second husband". Hat in diesen Fällen der Neffe gewisse Rechte auf die Frauen des Mutterbruders, so ist es nicht verwunderlich, wenn auch das übrige Eigentum des Vaterstellvertreters dem Schwestersohn zur Verfügung steht. Theoretisch müßte das im Mutterrecht sogar stets der Fall sein, ist es aber faktisch fast nirgendwo. Aber bei vaterrechtlichen Völkern, bei denen das Mutterrecht an der Stellung des Mutterbruders noch erkennbar ist, besteht an

Digitized by Google

vielen Stellen ein symbolisches Recht des Schwestersohnes, seinem Onkel irgend einen Gegenstand ungestraft zu entwenden. Oft ist dieses Stehlrecht zwischen den beiden Verwandten gegenseitig, aber der Onkel zieht dabei stets den Kürzeren. Bei den Bogos im Norden (Munzinger [75] S. 75) wird derjenige, welcher aus der Familie des mütterlichen Onkels etwas entwendet, von dieser nie zur Rechenschaft gezogen. Die Massai kennen ebenfalls diese Stehlgerechtsame: „If the uncle desires anything that is the property of his nephew's father, the nephew must buy it from his father who will at once give it up when he knows for whom it is required. This power of taking property is reciprocal and in fact applies to all persons who address one another as „ol-apu" and „ol-le-'ng-apu". A nephew, for instance, can go to his maternal uncle's kraal, and if his uncle is absent, he can slaughter a goat or drink his uncle's milk, and nothing would be said. He cannot, however, drive off a cow without his uncle's sanction, but permission would not be refused." Ob die hohe Stellung des Mutterbruders bei den Hottentotten einen erbrechtlichen Niederschlag verursachte, kann Schultze ([38] S. 303) nicht sagen. Tatsache ist jedoch auch hier das Recht des Mutterbruders, dem Schwestersohn einen schadhaften Gegenstand zu entwenden. Der Neffe erhält sodann von ihm ein ganzes oder neues Stück zurück. Aber nicht nur im Osten und Süden stoßen wir auf dieses recht bezeichnende Stehlrecht des Schwestersohnes. Wir erfahren vor allem von Frobenius, daß es bei allen Mandevölkern, den Mossi von Wagadugu ([137] S. 197) und bei den Bosso am Niger ([138], S. 83) bekannt ist. Auch von den Bamum (A. Rein-Wuhrmann [114] S. 104) wird es uns mitgeteilt.

Wir lernten früher (Kapitel III) schon bei den Haussa, und Schilh-Berbern eine Art der Namensnennung kennen, welche den Verdacht eines ehemalig bei diesem Volke herrschend gewesenen Mutterrechtes nahelegt. Ähnliches wiederholt sich an vielen Orten in Afrika. Bei den Lango (Driberg [71] S. 187; 190) gibt ein Mann stets den Muttернamen an, wenn er nach Abstammung und Namen gefragt wird und nie den des Vaters. „Omin" heißt hier „männliches Kind der Mutter" d. h. Bruder, „amin" aber „weibliches Kind der Mutter" = Schwester. Die Korro (Semi-Bantu in Nordnigerien) geben dem Kinde gewöhnlich nicht des Vaters Namen, sondern den der Mutter (Meek [157] I. S. 221). In Yoruba hat die alte Sippenorganisation (s. oben) einer mehr gleichrechtlichen Verfassung mit vaterrechtlicher Betonung weichen müssen. Trotzdem deutet noch manches auf Mutterrechtliches hin. Ein von Ellis beigebrachtes Sprichwort (Ellis [132]) deutet darauf hin, daß wenigstens in der Anschauungsweise noch mancherlei auf kognatische Deszendenz hinführt. Ellis folgert auch ([134] bei Frazer zit. [1] II. 581), daß in Dahomey früher Mutterrecht allgemein üblich gewesen sein müßte, was schon aus folgenden Bezeichnungen hervorginge. So heißt „novinutsu" (Bruder) wörtlich Muttersohn und „novi-nyonu" (Schwester) entsprechend Muttertochter. Bei den Mande wird dem Namen des Vaters stets der der Mutter vorangesetzt (Frobenius [140] S. 74), und in Sierra-Leone sollen sich nach Winterbottom (Nachrichten von der Sierra-Leoneküste, Weimar 1805, S. 201) die Kinder stets die Namen der Mütter beilegen. Derartige Namen sind aber nicht immer schlüssige Beweise; sie werden oft aus Rücksichten gegeben, die mit der mutterrechtlichen Anschauungsweise und dem einseitigen Sippenrecht nichts mehr zu tun haben.

Digitized by Google

Andere ernster zu nehmende Anzeichen eines Mutterrechts, das einmal vorhanden war oder auf die alte vaterrechtliche Gesellschaft eingewirkt hat, finden wir noch in großer Anzahl.

Nach Minnie Cartwright geht bei den Basuto das erstgeborene Kind zur Mutterfamilie, die anderen gehören dem Vater (s. oben). Die Basuto haben wie alle Betschuanen und einige anderen Kaffernstämme eine merkwürdige Familialverfassung, welche von allen Berichterstattern als eine Übergangsstufe vom älteren Vaterrecht zum jüngeren Mutterrecht betrachtet wird. Schon bei der Besprechung der einschlägigen Zustände bei den Baronga (s. Kap. II) ist diese Ansicht näher gewürdigt worden. Es ist jedenfalls eine Tatsache, daß der vaterrechtliche Südosten Afrikas, wo zudem das Erstgeburtsrecht der Viehzüchter vorwaltet, auffallend starke mutterrechtliche Institutionen aufweist. Im zweiten und besonders in diesem Kapitel sind Beispiele dafür zusammengestellt.

Aber auch sonst in Afrika sind derartige mit den vaterrechtlichen Grundanschauungen und Gesetzen schwer vereinbare Elemente matrilinearer Sozialartung nachzuweisen.

In Nordostafrika treffen wir auf Spuren des Mutterrechtes etwa bei den Akamba (Lindblom [53] S. 129) und Giryama (A. Werner J. A. S. XIII. S. 139). Das Verhältnis zwischen Mutterbruder und Schwestersöhnen lernten wir schon kennen. Aber noch einige andere bemerkenswerte Züge sind zu konstatieren. Tötet z. B. ein Mann sein eigenes Kind, so zahlt er einen Schadenersatz an dessen Mutter. Die Totemverbote der eingeheirateten Frau sind auch für den Mann, wenn auch nicht für die Kinder verbindlich. Driberg rechnet als mutterrechtliche Relikte bei den Lango — außer dem schon geschilderten Recht des Mutterbruders und der Namengebung — folgende Erscheinungen: die Clantabus gelten fast ausschließlich nur für die Frauen; die Frau nimmt eine bedeutsame Stellung in Religion und Gesellschaft ein; der Frau steht ein Vetorecht und die Verfügung über das „dyang meot" betreffend, zu (Driberg [71] S. 190). Von den benachbarten Latuka hat Emin Pascha im Gegensatz zu Seligman, der Vaterrecht konstatierte, Anschauungen und Sitten vorgefunden, welche nicht anders als mutterrechtlich gedeutet werden können (bei Stuhlmann [14] S. 801). Hier „sind es die Verwandten der Mutter, die von den Kindern als eigentliche Verwandte behandelt werden. Die Häuptlingsschaft geht auf den ältesten Sohn oder dessen Vormund, die Mutter (!)".

Es ist nur natürlich, wenn bei vaterrechtlichen Völkern, die in der Nähe geschlossener Mutterrechtsgebiete wohnen, matrilineare Einwirkungen sich bemerkbar machen, Kompromißgebilde entstehen. Von den Vatschivokve in S.-O.-Angola berichtet uns Schachtzabel ([102] S. 138), daß in einer Familie mit nur zwei Kindern beide im väterlichen Dorf bleiben, daß aber jedes weitere Kind in den Heimatsweiler der Mutter geht. Wenn wir bedenken, daß die Vatschivokve in einem Gebiet wohnen, das fast ganz von mutterrechtlichen Völkern bewohnt wird, und auch die nördlichen Teile dieses Jägervolkes von Pogge und Torday als mutterrechtlich bezeichnet werden, so ist es nicht unverständlich, wenn wir hier Angleichungen eines vaterrechtlichen Volkes an mutterrechtliche Nachbarstämme feststellen können. Interessant ist die wenn auch unvollkommene Parallele zu dem Basutobrauch (s. oben).

Während in patrilinearen Gemeinschaften die junge Frau stets zum Manne in dessen Gehöft und Dorf zieht, ist es — wenn auch

Digitized by Google

keineswegs durchgehend — in matrilinear bestimmten Gruppen der Mann, der ins Dorf der Frau einwandert. In Afrika tritt dieser Fall selbst in ausgesprochen reinen Verhältnissen selten genug in Erscheinung. Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß die afrikanischen Mutterrechtler den Frauen nicht immer Besitz- und Eigentumsrechte zugestehen. Das Mutterrecht ist eben in Afrika entweder sehr stark geschwächt — was am wahrscheinlichsten ist — oder nie recht zur vollen konsequenten Entwicklung gekommen. Es ist daher um so erstaunlicher, daß ein sonst durchaus vaterrechtliches Volk wie die Bohindu im Sankuru-Lukenjegebiet ein Nachziehen des Mannes wenigstens in einigen Fällen kennen. Oft wohnt dann der Mann nur für einige Jahre, zuweilen aber auch für immer im Dorf der Frau. (Torday [105] S. 272.) Dasselbe wird uns von einem Anonymus im Bulletin de la Société Roy. Belge de Géographie (1906 S. 448) von den Imoma geschildert. Die heute vaterrechtlichen Bankutu haben einen merkwürdigen Glauben, der sich mit patrilinearen Anschauungen keineswegs verträgt. Die Seele eines Mannes wird in der Person eines Schwesterkindes wiedergeboren. Aus der Existenz dieser Vorstellung schließt Torday ein ehemaliges Mutterrecht. Es ist zu bemerken, daß in der südlichen Nachbarschaft dieser Stämme die mutterrechtlichen Bakuba wohnen. Auch in Nordnigeria hat Meek von einer ganzen Anzahl Völker einzelne Sitten geschildert, welche mehr oder weniger durch mutterrechtliche Anschauungen bedingt sind ([157] I. S. 222ff.). Bei einigen Stämmen zieht der Gatte ins Dorf der Gattin, bis das erste Kind geboren ist (Warji, Bachama). Bei den Kilba bleibt umgekehrt das Weib beim Gatten, bis das Kind geboren ist, dann zieht sie bis zum dritten Jahr des Kindes in ihre Heimat. Der Mbulaehemann verbleibt für ein Jahr im Hause der Eltern seines Weibes.

Eine für Afrika sehr eigenartige Erscheinung wird von Frobenius von den Muntschi am Benue berichtet ([135] S. 256). Das jungverheiratete Paar geht echt patriarchalisch zu den Eltern des Mannes, aber das Feld und die Ernte gehören nicht dem Familienvater, sondern der Familienmutter. Sie teilt der Schwiegertocher ihr tägliches Deputat zu. Stirbt sie, so geht die Farm an den Familienvater, sodann an die Kinder. Diese Angaben sind leider etwas unklar. Hiernach müßte ein Besitz- und Erbrecht der Frauen-Gattinnen existieren, was gerade bei diesem Volk kaum zu erwarten gewesen wäre.

Was das ehemalige Mutterrecht und Spuren desselben in Nupe, Yoruba und bei den Haussa anbetrifft, so wurde das nötige darüber schon an anderer Stelle gesagt. Bei den Fulani in den nördlichen Haussastaaten hat Palmer (bei Frazer [1] II. S. 601 f.) eine bemerkenswerte Beobachtung gemacht. Der erstgeborene Sohn eines Fula lebt stets mit seinen Mutterverwandten, bis sein Vater stirbt. „He is called his father's shame (Kunya)". Also eine völlige Entsprechung zu dem, was wir von den Basuto wissen. Auch die übrigen Bemerkungen und Gegenüberstellungen von Haussa und Fulani sind interessant. Die Fulani sind endogam und monogam, die Haussa exogam und polygam. Die Haussa kaufen ihre Frauen und nehmen sie mit in ihr Haus; die nomadischen Fulani nehmen erst nach zwei Jahren ihre Frauen zu sich. In der Tat gleichen die Fulani-Fulbenomaden in vielem den Tuareg, bei denen der Mann zur Frau zieht. (S. Richardson und die von ihm geschilderten Zustände in Rhat.)

In Dahomey herrscht fast allgemein Vaterrecht. Aber Chaudoin ([127] S. 340. 355) meint, daß sich ehemaliges Mutterrecht noch in dem

Digitized by Google

Gebot zeige, daß der Bruder wohl die agnatische, aber nicht die uterine Schwester heiraten darf. Es ist zweifelhaft, ob hier nicht doch nur die königliche Familie und die Adligen gemeint sind; wir hätten dann etwas, was dem Bahimabrauch, die Halbschwestern zu heiraten (s. nächstes Kapitel), entspräche.

Bedeutsam ist eine Schilderung Tauxiers ([149] S. 229) von den Mande-Dyula: „Il existe un usage curieux qui permet au neveu fils de soeur d'un père qui vient d'avoir une petite fille de venir attacher un cauri au poignet de la petite fille couchée sur la natte. Il la prend ainsi d'avance pour femme. Plus tard quand elle atteindra l'age de six ans, le père du garçon viendra la demander officiellement en marriage et les fiançailles seront conclues suivant les règles". Die Mande-Vai an der Küste scheinen der Mutter größere Rechte über das Kind zuzugestehen, als dem Vater. Stirbt die Gattin vor ihrem Mann, so muß letzterer ihren Verwandten Geschenke machen, um die Kinder behalten zu können. Die Kinder der Tomma in Liberia werden vom Mutterbruder erzogen, gehen aber, wenn sie erwachsen sind, wieder in die väterliche Familie zurück (s. oben Kap. II Tabelle).

Bei der Behandlung des Vaterrechtes der Woloff in Senegambien war schon Gelegenheit, die mutterrechtlichen „mene"-Gemeinschaften der Adelschichten kennen zu lernen. Aber auch im vaterrechtlichen „Volk" selbst scheinen mutterrechtliche Anschauungen noch oder schon lebendig zu sein. Das Kind einer Sklavin und eines Freien wird auch hier immer Sklave. Diese Sitte läßt Gaden, den Berichterstatter, vermuten, daß ehemals auch in den weniger begüterten Familien Mutterrecht allgemein war, später aber unter dem Einfluß des Islam verschwand (s. weiteres darüber Kapitel II).

Während der Besprechung der vaterrechtlichen Erbfolgenormen sind uns einige Fälle vorgekommen, welche deutliche Zeichen mutterrechtlicher Einflüsse aufweisen. Das tritt besonders zu Tage, wenn Frauen der Familie des Verstorbenen (vor allem Schwestern oder Töchter) erbberechtigt sind oder wenn der Schwestersohn nach den Söhnen und Brüdern des Toten das Erbe anzutreten vermag (besonders am mittleren Kongo bei den Bapoto, Magbwanda-Ababua, Balolo, Ngombe, bei Sungu-Batetela, Banako-Bapuku, Lango, Wangonde-Konde, Wahenga u. a.). Ab und zu tritt auch der Mutterbruder das Erbe des Schwesterkindes in verhältnismäßig aussichtsreicher Stellung innerhalb der Erbfolgeordnung an, oder aber er nimmt stets einen Teil des Besitztums gleich nach dem Tode des Schwestersohnes an sich. (Ewe, Tschamba, Mossi, Wute.) Die Einwirkung des Agni-Tschi-Mutterrechtes ist bei den Sissala und Dagari-Zanga ganz offenbar; bei letzteren hat es sich sogar noch in den innerhalb der patrilinearen Großfamilien bestehenden, von Tauxier als „Arbeitsgruppen" bezeichneten Gemeinschaften erhalten (siehe für dieses und obiges die Belege im Kapitel II).

Die meisten der vorstehenden Belege über Spuren des Mutterrechts bei vaterrechtlichen Völkern verteilen sich einerseits auf Südost- und Nordostafrika, andererseits auf den Westsudan. Es ist, wie schon früher gesagt wurde, merkwürdig, daß es gerade Länderstriche sind, in denen sich „hamitischer" Einfluß in der gesamten Kultur der dortigen Völker besonders lebhaft bemerkbar gemacht hat. Im Westsudan hat die berberische Kultur und Sprache bis nach dem Senegal (Woloff-Serer) und bis Sierra Leone eingewirkt. Im Osten aber haben hamitische Viehzüchter das alte Kulturbild des nigritischen

Digitized by Google

Afrika aufs stärkste umgestaltet. Die Hottentotten und Kaffern werden immer mehr als „hamitisch" erkannt, die Vandau und Baronga sind von den letzteren kulturell stark abhängig und in Nordostafrika ist das kulturelle Übergewicht der Hamiten besonders klar. Wenn man in Betracht zieht, daß sich im Gebiet östlich des mittleren Nil eine Gruppe von Völkern mit besonders starken mutterrechtlichen Elementen vorfindet und diese zum Teil überraschende Ähnlichkeit mit denen der Ost- und Südafrikaner haben, so könnte man den Gedanken erwägen, ob sich von dieser mutterrechtlichen Nordostgruppe nicht eine der vaterrechtlichen Viehzüchterwelle (mit Erstgeburtsrecht) vorangehende mutterrechtliche Hamitenwelle über den Osten Afrikas ergossen hat. Das würde voraussetzen, daß das mutterrechtliche Hamitentum in Nordafrika (Tuareg, Fulbe (?), Bischarin-Bedja, Beni-Amer usw., s. voriges Kapitel) älter als das vaterrechtliche in Ostafrika ist. Dann hätten die älteren Hamiten das Mutterrecht in Nordost- und Ostafrika verbreitet und den jüngeren Hamiten wäre es zu verdanken, daß das Erstgeburtsrecht, die agnatische Deszendenz, sowie die ausgesprochene „patria potestas" die älteren Sozialbezüge bis auf einige Reste zur Seite geschoben hat. Damit wäre noch lange nichts gegen das absolute höhere Alter des vaterrechtlichen Viehzüchtertums überhaupt gesagt, denn es handelt sich eben in Afrika um besondere Bedingungen. Aber noch ein Anderes ist denkbar. Das „westafrikanische" Mutterrecht zeigt in seinem Verbreitungsgebiet alle Anzeichen der Verdrängung. Es muß früher viel weiter verbreitet gewesen sein. Das gilt nicht nur für das nördliche Kongogebiet und Südkamerun, sondern auch für das mittlere Ostafrika. Es könnte nun sein, daß ehemals das gesamte Hackbaugebiet Afrikas, mit Ausnahme vielleicht des Sudans, von Mutterrechtlern besetzt war, daß aber später das ostafrikanische Hamitentum sein Gebiet besonders im Osten erheblich verminderte. Das würde zur Theorie des hackbauenden Mutterrechtes vorzüglich passen. Aber wir haben wenig Beweise, die für eine solche Hypothese eine auch nur einigermaßen sichere Basis bieten würden. Für unsere erste Annahme hingegen würde noch ein zweites wichtiges Moment sprechen. Das Mutterrecht hat sich hauptsächlich auf einem Gebiet erhalten, in dem die gesamten großen Staaten Afrikas entstanden und vergangen sind. Und wo, wie etwa im Sudan, das Mutterrecht heute nicht mehr allgemein ist, haben sich doch besonders in den Häuptlings- und Königsfamilien soviel mutterrechtliche Züge erhalten, daß wir gerade durch diese Tatsache auf den Gedanken gebracht werden, das Mutterrecht mit einer Herrscherschicht zusammenzubringen — und diese ist z. B. im Sudan stark „hamiten"verdächtig. Im Zwischenseengebiet, wo ebenfalls Vaterrecht herrscht, finden sich in den Herrscherfamilien so unleugbare Elemente eines Mutterrechts, daß es auch hier an die Herrschaftsgebilde geknüpft ist. Und in den Kerngebieten des Mutterrechtes, wo es also auch im Volke noch lebendig ist, liegen die Aschanti-Agnistaaten, Loango, Kongo, Lunda (z. Teil), die Baluba-, Awemba-, die alten und neuen Sambesireiche! Große Staaten entstehen aber fast stets nur durch eine Vermischung eines ansässigen mit einem nomadischen Element. Es wäre nun nicht ausgeschlossen, daß derselbe Volksschlag im Sambesigebiet und in den südlichen Kongogebieten die dortigen Staaten schuf, der in Nordwestafrika das alte Ghana und Walata gründete und im ganzen Sudan zusammen mit den Fulbe, die möglicherweise das Kernvolk darstellten, ganze Völkergruppen beherrschte. Im folgenden Kapitel sollen die mutter-

Digitized by Google

rechtlichen Verhältnisse in den afrikanischen Herrschersippen behandelt werden. Es wird sich dann Gelegenheit bieten, die Tatsachen, welche für diese Ansicht sprechen, kennen zu lernen.

V. Das Mutterrecht in den afrikanischen Häuptlingsfamilien.

Immer wieder ist in dieser Untersuchung mit Nachdruck darauf verwiesen worden, daß es unbedingt zu falschen Schlüssen verleitet, wenn in Gebieten mit ausgesprochener Herrschaftsorganisation — also in „Staaten höherer Ordnung" — die Zustände in der Herrscherschicht mit denen der Unterworfenen zusammen betrachtet und gewertet werden. Post ist besonders dem Fehler verfallen, die Völker mit entwickelter Gesellschaftsform als untrennbare Größen zu betrachten; ihm waren Rechtsnormen, die für die Herrscherfamilie gültig waren, ebenso gewichtige Beweismittel für das Bestehen einer bestimmten Gesellschaftsform, wie Sitten, die in der Masse des Volkes wurzeln. Nun sind gerade Völker mit Herrschaftsorganisationen fast stets Gebilde aus mindestens zwei ethnischen Komponenten, von denen bei der Staatsformung das eine ansässige, meist bäuerische Element eine passive, der andere expansive, kriegerische, vielfach nomadisch-viehzüchterische Teil eine aktive Haltung einnimmt. Bei derartigen afrikanischen „Staaten" nun ist es nachweisbar, daß die Herrscher eine eigene Sozialgebarung neben jener der Unterworfenen bewahren können, ohne daß sie namhaft modifiziert oder geschwächt wird. Andererseits erhalten sich im afrikanischen Staate gerade alte Sozialzustände bei den Unterworfenen überraschend frisch. Im Mossigebiet lernten wir eine wahre Musterkarte von Gemeinschaftsformen kennen, welche alle nebeneinander existieren und von der höchsten Spitze, der feudalen Nabafamilie, überspannt werden. Die alten Sippen und Großfamilien werden im Westsudan wie in Indien zu Kasten, oder sie zersplittern sich und lösen sich auf, wie im Zwischenseengebiet. Aber das alte, warme Band der primären Gruppen bleibt bestehen. Die Herrscherklasse, vor allem die königliche Familie, ist durch ihre Isolierung, welche aus Zwecken der Reinhaltung des Blutes und der magischen Kräfte gefordert wird, immer wieder zu eigenartigen Sozialformen gelangt, die abseits von allen Geselligkeits- und Blutsbünden der Masse des Volkes stehen. So entstehen rechtliche Verbindlichkeiten innerhalb der Königsfamilie und des von ihr abstammenden Adels, welche oft dem Volksempfinden in aller und jeder Beziehung entgegenstehen. Dann ist es nur der Unterordnungstrieb und die Achtung vor dem Mächtigen, die das Volk an dem Königsmord, der Witwentötung, dem Inzest, der Frauenregierung und anderem vorbeigehen läßt. Es sind zwei soziale Welten, die nur durch ihre Fremdheiten zusammengehalten werden.

Im folgenden besprechen wir nunmehr mutterrechtliche Erscheinungen in der Dynastie und der Herrscherschicht einiger sonst vaterrechtlicher Völker. Bei vielen der letzteren haben sich ihre Herrscher durch bemerkenswerte mutterrechtliche Züge fast völlig von den Unterjochten und Beherrschten unterschieden. Teils sind die Mitglieder der Herrscherfamilien direkt an Mutterfolge gebunden, und die Thronanwärterschaft geht in mütterlicher Linie auf den Bruder oder den Schwestersohn über, teils aber haben die weiblichen Dynastieangehörigen, vor allem Mütter, „Schwestern" und Töchter der Könige, auffallend viel Rechte, welche sich bis zur selbständigen Regierungs-

Digitized by Google

Karte 4.

Das Mutterrecht in den Königsfamilien.

⊕ Mutterrechtliche Deszendenzanschauungen (allgemeiner Art) in den Herrscherschichten.

M Avunkulat in den Herrscherfamilien.

Thronfolger ist ein Mutterverwandter (bei vaterrechtlicher Deszendenz der Beherrschten).

Thronfolger ist ein Mutterverwandter (bei mutterrechtlicher Deszendenz der Beherrschten).

Thronfolger sind Sklavenkinder.

Der Schwestersohn ist Thronfolger direkt nach dem Sohn.

♀ Regierende oder politisch einflußreiche Frauen.

K Geachtete Stellung der Königin-Mutter.

S Geachtete Stellung der Königin-Schwester.

G Geschwisterehen.

Thronfolger ein Mutterverwandter in den alten Reichen Ghana, Walata, Nubien und Ägypten.

Digitized by Google

gewalt steigern können. Zweifellos gehören die meisten Erscheinungen der letzteren Art in das Bereich mutterrechtlicher Tatsachen, aber es ist nicht von der Hand zu weisen, für die Entstehung etwa der privilegierten Stellung der Königinmutter von Fall zu Fall eine andere Ursache als mutterrechtliche Grundanschauungen anzunehmen. Die strenge Exklusivität der Herrscherhäuser hat zur Endogamie gezwungen, und damit sind die Sitten der exogamen Unterworfenen schon aus diesem Grunde nicht immer für die obere Klasse möglich.

Vielerorts ist aber mutterrechtliche Denkweise noch oder schon so stark ausgeprägt, daß der Gegensatz dynastischer Sitten zu denen des Volkes durch andere als soziologische Motive erklärt werden muß. Hier müssen wir das historische Moment der Überlagerung und Überschichtung durch Eroberung berücksichtigen, und die mutterrechtlichen Sitten der afrikanischen Dynastien erscheinen uns dann als altes Erbgut der eingewanderten, beherrschenden Herrenschicht im Gegensatz zu dem alten Vaterrecht der Unterworfenen.

Klar tritt uns dieses bei den Winamwanga, einem vaterrechtlichen Volk Nordostrhodesiens entgegen (J. A. S. IX. 1909/10, S. 384; s. a. Kap. II). Chisholm sagt: „Descent is counted always on the father's side, excepting in the case of those, who are descended from the chief, and are quite out of the line of inheriting the kingdom. These take the mother's family-name". Ganz ähnlich liegen die Dinge bei den Baganda, wo die Unterworfenen ebenfalls in vaterrechtliche Sippen gegliedert sind. Obwohl die Thron- und Erbfolge auch in der Herrscherschicht in der männlichen Linie erfolgt, „nimmt jeder Prinz seiner Mutter Totem, und der Clan, zu welchem die Mutter gehört, beansprucht den Prinzen als sein Kind". (Roscoe [62] S. 187.) Im benachbarten Unyoro wendet sich ein Prinz, wenn er eine Frau will — nachdem ihm die erste vom König verschafft worden ist — an den Häuptling, bei dem er lebt und mit dem er durch die Mutter verbunden ist. Dieser zieht ihn auf und verschafft ihm die Frauen (Roscoe [61], S. 170). Von den nach Ufipa verschlagenen Bahima erzählt Lechaptois ([52], S. 44 f), daß die in der Sage erwähnten drei Watwakifrauen, die eigentlichen Stammesmütter der Bahima-Wafipa, Unyikamänner heirateten; die mit ihnen gezeugten Kinder blieben aber Watwaki. Barth ([4] II, S. 297) erwähnt, daß die Könige von Bornu sich nach dem Namen der Mutter benennen. In der Chronik ist die Angabe des Mutterstammes von größter Wichtigkeit. Der Muttername geht auch stets, wenn er nicht gar allein gebraucht wird, dem Vaternamen voran. (Es sei an das in den vorhergehenden Kapiteln über mutterrechtliche Namenbenennung Gesagte erinnert; die meisten Angaben über eine solche finden sich im Niger-Tschadgebiet!) In den benachbarten Hausastaaten besteht eine Tradition, nach der die Hausakönige die Abstammung mutterrechtlich bestimmten; der Name des Vaters wurde in den älteren Listen der Könige völlig vermieden. Meek ([157] I, S. 221) meint dazu: „This need not necessarily mean that the rule was generally observed, for if the line of kings was of foreign origin it is not improbable that they would have a different rule of succession to the mass of the people." Diese Annahme erscheint durchaus gerechtfertigt. In Dahomey zeugt eine bemerkenswerte Sitte in der Königsfamilie von deren ursprünglich mutterrechtlicher Organisation. „Merkwürdigerweise werden die Prinzessinnen, wenn sie in die Ehe treten, nicht nach der „hongbo"-Ehe verheiratet (ihre Kinder gehören also nicht der Familie des Mannes), sondern nach der „avonusi"-Ehe

Digitized by Google

(ihre Kinder gehören ihrer, also der königlichen Familie)." Im übrigen herrscht in der Thronfolge ausgebildetes Vaterrecht. (Le Herissé [142], S. 214.) — In Galam vererbt sich die Würde des Junka nach Mutterrecht, oder es vererbt sich doch die Angehörigkeit zur königlichen Familie durch den Weiberstamm. (Durand: Nachrichten von den Senegalländern, nebst Rubault: Reise nach Galam. Weimar 1803 p. 81; s. a. Hecquard: Reise von der Küste in das Innere Westafrikas. Leipzig 1854, S. 281.) Von Kasson sagt Anne Raffenel (Reise in Senegambien, Stuttgart 1846): „Denn da die Frau allein den Adel des Blutes überträgt, so würden die Häuptlinge zu keiner Verbindung eines Mädchens aus königlichem Geblüte mit einem Manne aus niederem Stande ihre Zustimmung geben". Ähnliches beobachtete Raffenel in den „alten Staaten der Torodos, Joloffs und Mandingos". In Kapitel II wurden schon die Beobachtungen Gadens bei den Woloff (Joloff) wiedergegeben. Die gesamte Adelsschicht hat mutterrechtliche Sippen „mene", entgegen den vaterrechtlichen des Volkes. Joro Dyao, der das Doppelsystem Gadens zu erklären versuchte, bringt die mutterrechtlichen Sippen mit fulbischem Einfluß zusammen. Dem Gadenschen Bericht entspricht das, was Tautain (R. E. IV, S. 67) von der Brak-(Königs-)Würde in Walo sagt: „Citons un fait fort intéressant, mais qui, quoiqu'on en dise n'existe absolument que dans le Walo et pour la succession au titre de Brak: il y a peut-être là une dernière trace du matriarcat. Pour être Brak, il fallait appartenir par son père (filiation appelée „sant"), à l'une des trois familles appelées Logr, Tédiek, Dieuss et en même temps pas sa mère (filiation nomme „Khet"), appartenir aux Mbod'i." Es ist besonders bemerkenswert, daß in dem von berberischen Einflüssen seit altersher stark durchsetzten Senegambien das Mutterrecht in den Herrscherfamilien besteht. Noch deutlicher wird dies bei Beachtung des Thronfolgerechtes (s. unten), das in den alten Mandingo- und Fulbestaaten mit Vorliebe nach der weiblichen Abstammung gerechnet wird.

Es ist uns aus dem Kapitel IV bekannt, daß auch bei vaterrechtlichen Organisationen ein ausgesprochenes Avunkulat bestehen kann, daß das Verhältnis zwischen Schwestersohn und Mutterbruder ein besonders tief begründetes und herzliches ist. Bemerkenswerterweise liegt das Intensitätszentrum dieses Avunkulats bei vaterrechtlicher Deszendenz und Vererbung im Wandergebiet hamitischer Kulturgüter oder bei Völkern mit relativ hoher Staatsbildung im Sudan (Bamum, Mossi, Mandingo usw.). Auch in den Dynastien dieser Gebiete treffen wir auf stark mutterrechtliche Züge, welche sich auf das Verhältnis von Mutterbruder zu Schwestersohn beziehen. Bei den Thonga-Baronga (Junod [28] I, 1912, S. 256) ist der uterine Neffe des Häuptlings der Anführer aller im Kreise der Beschnittenenschule. Bei den Timne in Sierra Leone hat der Schwestersohn das Recht, das Haus zu öffnen, in das der König bei seiner Krönung geschlossen wird. Er ist der „orok", d. h. der „Regent" (Thomas [151] I, S. 27). In den Kriegen der Kpelle muß ein Schwesterkind des unterliegenden Königs der gegnerischen Partei die Bitte um Waffenstillstand überbringen. Früher galt auch die Vorschrift, daß die Schlachtung eines Rindes vom Neffen des Königs ausgeführt werden mußte (Westermann [154], S. 55). Ist es hier der Schwestersohn, der seine Privilegien hat, so genießt andererorts der Mutterbruder eines fürstlichen Schwestersohns eine gewisse hervorragende Stellung. Bei den Basuto geschieht es oft, daß der

Digitized by Google

Mutterbruder Premierminister und Regent am Hofe des Häuptlings ist (Casalis [23] 180ff.; s. a. Frazer [1] II, S. 379). Bei den Batusi von Kigezi (engl. Ruanda) fungiert neben der Königinmutter auch deren Bruder als Rat des Königs (Roscoe [60], S. 190). Vielfach sind die Könige von Ruanda noch Kinder, dann erhalten sie als beratenden Regenten einen Bruder der Mutter beigeordnet (Czekanowski [46], S. 255f). Der „sabaganzi", der Mutterbruder des Ugandakönigs, spielt eine große Rolle bei der Krönung. Er gehört zur Geheimpolizei des Königs (Roscoe [62], S. 208). Werden die Königskinder entwöhnt, so erhalten die Knaben vom mütterlichen Onkel ein schönes Hautkleid (die Mädchen bekommen von der Königin Rindenstoffe). Der mütterliche Ohm spielt auch beim Tod seines fürstlichen Schwestersohns eine gewichtige Rolle (Roscoe [62], S. 73; 104). Merkwürdigerweise treffen wir hoch oben in Nordadamaua — bei den Mundang — eine weitere Sitte, welche in diesen Kreis gehört. Der „pulian" oder Mutterbruder enthauptet den König nach 8 Jahren nach den Bestimmungen des rituellen Königsmordes (Frobenius [9], S. 147).

Was die Erbfolge der Königswürde anbelangt, so ist sie wohl im allgemeinen vaterrechtlich geregelt, wo Vaterrecht herrscht, mutterrechtlich, wo Mutterrecht besteht. Aber es finden sich doch bedeutsame Ausnahmen, nach denen bei sonst allgemein gültigem Vaterrecht mutterrechtliche Erbschaftsregulierung die Thronfolge bestimmt. Folgende mutterrechtlichen und vermutlich mutterrechtlichen Völker haben auch eine Vererbung der Häuptlingswürde vom Mutterbruder auf den Schwestersohn oder vom Bruder auf den Bruder derselben Mutter:

(Siehe Tabelle S. 143.)

Viel wichtiger für die kulturgeschichtliche Wertung des Mutterrechtes sind aber alle die Fälle, in denen ein mutterrechtliches Thronfolgerecht bei sonst im Volke anerkannter patrilinearer Deszendenz besteht. Die Wafipa sind in ihrer Masse vaterrechtlich. Aber schon oben ist der Lechaptois'sche Bericht über die mutterrechtliche Grundlage der Fipadynastie wiedergegeben worden. In der Thronfolge vererbt sich die Würde stets vom Bruder auf den Bruder und vom Ohm auf den Schwestersohn (Lechaptois a. a. O., S. 50; Fromm, M. a. d. d. Sch., Bd. 25, 1912, S. 96). Bei den Wanyamwesi von Msalala ist der Nachfolger stets ein Schwestersohn, nie ein Sohn (Dessoignies bei Steinmetz [3], S. 277 und Burght bei Meyer [55], S. 182). In Ussukuma fand Burton ([42] II, p. 23) Schwestersöhne als Thronfolger. Die Suaheli sind heutzutage vaterrechtlich organisiert. Der Islam, der mit den an der Küste ansässigen Arabern die ganze Kultur dieses Bantustammes tiefgreifend umgestaltet hat, mag auch hier die Ursache dieser Erscheinung sein; wir haben aber allen Grund, ein altes Mutterrecht anzunehmen. In Usaramo, Ukhutu und anderswo im anschließenden Binnenland ist dieses heute noch in Kraft. Bei den Suaheli scheinen nur noch in den Jumbenfamilien Überreste des älteren Zustandes erhalten zu sein. Wedell (Z. v. Rechtsw. 18, 1905, S. 171) sagt davon: „Der Nächstberechtigte (zur Jumbenwürde) ist der Sohn der Schwester des verstorbenen Jumben ..." Aber die Grundsätze des Mutterrechtes sind nicht rein durchgeführt. Die Verwandten der mütterlichen Linie und die agnatische Verwandtschaft scheinen weiterhin nebeneinander berücksichtigt zu werden (gemischte Erbfolgeordnung). Die Reihenfolge

Digitized by Google

1.	Völker Nordostrhodesias .	Schwestersohn	Pirie, J. A. S. VI, S. 45.
2.	Baila	Bruder — Schwestersohn	Smith-Dale (39) I, 304.
3.	Awemba	Bruder — Schwestersohn	Gouldsbury (49), S. 18.
4.	Maravi	Schwestersohn — Bruder	Monteiro, Z. A. E. VI, S. 260 ff.
5.	Banyai	Schwestersohn	Livingstone (31).
6.	Wabemba (Moero) . . .	Bruder — Schwestersohn	Delhaise, B. S. R. B. G., 1908, S. 178.
7.	Makua	Schwestersohn	Fülleborn (48), S. 60.
8.	Jao	Bruder — Schwestersohn	Werner (65), S. 254, 258.
9.	Herero	Schwestersohn	Irle (27), S. 137.
10.	Ganguella	Thronfolge mutterrechtl. .	Diniz (88), S. 397.
11.	Vanyanyeka	Schwestersohn	Diniz (88), S. 431.
12.	Kimbunda (Hambo) . . .	Schwestersohn	Magyar (96) I, S. 159.
13.	Bihe	Schwestersohn	Magyar, S. 241.
14.	Bungo u. Xinjes	Tochtersöhne!	Carvalho (83), S. 97.
15.	Cassanje u. Capenda . . .	Schwestersohn	Carvalho (83), S. 92 f.
16.	Kioko	Schwestersohn	Pogge (100), S. 227.
17.	Lunda (teilweise)	Thronfolge mutterrechtl. .	Capello-Ivens (82) I, 386.
18.	Babunda	Bruder — Schwestersohn	Torday (104), S. 254.
19.	Bapindi	Bruder — Schwestersohn	Torday (104), S. 254.
20.	Bayakka	Bruder — Schwestersohn	Torday, J. R. A. I. 36, S. 44.
21.	Bahuana	Schwestersohn	Torday, J. R. A. I. 36, 284.
22.	Bakongo	Schwestersohn	Cocheteux, B. S. A. B. VIII, S. 14.
	—	Bruder — Schwestersohn	Weeks (108), S. 102.
23.	Musserongo	Schwesters. (heute Sohn!)	Callewaert-Hermant, B. S. R. B. G., 1906, S. 87.
24.	Mayumbe	Schwestersohn — Bruder	van den Plas, B. S. R. B. G., 1899, p. 67.
	—	Bruder — Schwestersohn	Hutereau, B. S. R. B. G., 1909, S. 360.
25.	Loango	Bruder — Schwestersohn	Dapper (7) II, S. 160/161.
	—	Bruder — Schwestersohn	Bastian (80), S. 58.
26.	Bakuba	Bruder — Schwestersohn	Torday (105), S. 62 f.
27.	Baluba	Schwestersohn	Wißmann (17), S. 90.
28.	Sankadi (Kisale)	Schwestersohn	Brohez, B. S. R. B. G., 1905, S. 463.
29.	Baluba-Hemba	Bruder — Schwestersohn	Colle (84), S. 841.
30.	Wahorohoro	Bruder — Schwestersohn	Delhaise, B. S. R. B. G., 1908, S. 432.
31.	Banfunu	Schwestersohn	Hermant, B. S. R. B. G., 1906, S. 287.
32.	Ogowevölker	Bruder — Schwestersohn	Du Chaillu (110), S. 429.
33.	Likuba-Bamboshi[1]) . . .	Sohn einer Sklavin! . . .	Courboin, B. S. G. Anvers, 1904, S. 307.
34.	Aschanti	Bruder — Schwestersohn	u. a. Bowdich (124), S. 185, 205.
	—	Bruder — Schwestersohn	Dapper (7) II, 107.
	—	Bruder — Schwestersohn	Rattray (145), S. 42 ff.
35.	Kulango	Schwestersohn	Tauxier (149), S. 170.
36.	Landuma	Schwestersohn	Caillié (126) I, 227.
37.	Serer	Mutterbrud. — Schwesters.	Faidherbe, B. S. G. Paris, 1855, I, 36.

[1]) Bei den Likuba folgt dem Häuptling nicht der Sohn einer freien Frau, der nach bestehendem Recht ins Mutterdorf müßte, sondern der Sohn einer Sklavin; bei den Bamboshi kann der Gatte eine seiner freien Frauen, die Mutter wird, als Sklavin kaufen, damit er einen Nachfolger hat. So kann es kommen, daß eine freie Frau Sklavin wird.

nach dem Neffen ist nämlich: Vater des verstorbenen Jumben, Mutterbruder, Bruder (ndugu), Sohn des Bruders. In dieselbe Gruppe von Völkern, welche in der Thronfolge ihrer Herrscher ausnahmsweise Mutterrecht aufweisen, gehören auch die Bubi auf Fer-

Digitized by Google

nando-Po. Stirbt bei ihnen ein Oberhäuptling, so ist der jüngere Bruder Nachfolger, dann folgen eventuell die anderen. Sind gar keine Brüder vorhanden, so tritt der älteste Schwestersohn die Häuptlingswürde an, aber nur, wenn er älter ist, als der älteste Nachkomme des alten Oberhäuptlings (Teßmann [118], S. 174). Die Bubi sollen nach Teßmann mit den Galoa am Ogowe und anderen Völkern der gegenüberliegenden Küste verwandt sein; vielleicht ist dieser mutterrechtliche Zug auf die Verwandtschaft mit den Ogowe-Völkern zurückzuführen. Am oberen Benue, bei den Dakka, wird der Schwestersohn „ganga" (König), wenn nicht der Bruder des Königs die Macht an sich reißt (Frobenius [9], S. 244). Frobenius vermutet, daß diese Dakkasitte mit dem „libyschen, matriarchal angehauchten Königstum" zusammenhängt (S. 131). Wir haben gesehen, daß bei den benachbarten Mundang der Mutterbruder den Ritualtod des Königs durch Abschneiden des Kopfes herbeiführt. In Borgu geht die Erbfolge des Thrones ebenfalls an den Schwestersohn (Brousseau, La G., 1904, X., 149). Von Daura im Hausaland sagt Frazer (nach Palmer; [1] II, S. 608): „Down to the nineteenth century the daughters of the king of Daura were always married to slaves, and the king was always chosen from their children, not from the children of the late king ... This shews that in Daura, as in Ashantee royal blood was traced only in the mother-line, and that the lineage of the king's father was deemed a matter of no consequence." Die dynastische Taktik, das Erbgut möglichst in der königlichen Familie zusammenzuhalten und durch die Ehe mit den nichterbberechtigten Sklaven das Erbgut den Frauen zuzusprechen, ist hierbei offenbar.

Neben den weiter oben erwähnten Anzeichen eines königlichen Mutterrechts in Bornu spricht noch ein weiteres wenigstens für ein zeitweiliges Rechnen nach kognatischer Deszendenz: der Sohn war von der Thronfolge ausgeschlossen (Denham, Clapperton und Oudney: Beschreibung der Reisen und Entdeckungen im nördlichen und mittleren Afrika. Weimar 1827, p. 457). Obwohl in Benin die Söhne an erster Stelle die Herrscherwürde erbten und die Großen des Reiches noch zu Lebzeiten des Vaters aus ihrer Mitte den Nachfolger wählten, kommen doch sofort nach ihnen die Schwestersöhne (Landolphe: Memoires cont. l'hist. de ses voyages. Paris 1823. II. 6, 57). Das Erbfolgerecht des Schwestersohnes auf den Thron wird weiterhin von Idda am Niger bezeugt (Allen and Thomson: Narrative of the expedition to the River Niger in 1841. London 1848 I. S. 325). Dasselbe gilt von den Ewe-Aňlo (zwischen Volta und der Katalagune) nach einer mündlichen Mitteilung Westermanns. Bei den Tomma (Liberia) ist es wichtig, daß der in der Thronfolge dem Sohne vorangehende Bruder mit dem Verstorbenen dieselbe Mutter gehabt hat. (Néel; L'A. XXIV. 471.) Bei den Fullah-Fellata geht die Nachfolge der Krone nur an den Bruder, eventuell an den Schwestersohn des Königs. (Labat: Nouvelle relation de l'Afrique occident. Paris 1728). Hecquard ([141] S. 78; 146) berichtet kognatische Deszendenz und Schwestersohnerbfolge von den Königsgeschlechtern der Banjar, Pakesi, Purada und Kangaye. Nach Mutterrecht vererben sich die Würden der Exekutivbeamten der Felup, Banjun und Cassanga (Valdez: Six years of a travellers life in Western Africa; 2 vol. London 1861). Im Unterkönigreich von Cayor des alten Königreiches Zenega hat Dapper (1676. Bd. I. S. 399) recht interessante Beobachtungen gemacht. Zehn Meilen vom Königshof liegt ein Flecken mit Namen Embar, wo die Königsblütigen und Schwestersöhne als

Digitized by Google

Thronanwärter wohnen. Im Königreich Zenega aber erwähnt Dapper (I. S. 412) für die alte Zeit den Wahlmodus, für seine Zeit aber schon Bruder-Sohnerbfolge in der Herrschaft. In Walo (Hoval) am Senegal gilt ebenfalls Schwestersohnthronfolge (Durand: Nachrichten von den Senegalländern, S. 53; Boilat: Esquisses senégalaises S. 291). In den alten Reichen Ghana, Walata und den alten Mandestaaten war nach älteren arabischen Schriftstellern des 11. Jahrhunderts (s. a. Cooley: The Negroland and the Arabs. London 1841. S. 40) der Bruder oder Mutterbruder (!?) Thronfolger. El Bekri (Description de l'Afrique septentrionale; trad. p. Mac Guckin de Slane. Alger 1913, S. 328) sagt von Ghana: Der Herrscher von Ghana (Aukar) war der Schwestersohn des Königs Beci. „Chez ce peuple l'usage et les réglements exigent que le roi ait pour successeur le fils de sa soeur; car, disent-ils, le souverain a la certitude que son neveu est bien le fils de sa soeur; mais il ne peut pas assuré que celui qu'il regarde comme son propre fils le soit en réalité". El Bekri wurde also für die Herrscher von Ghana eine ähnliche Erklärung gegeben, wie sie von Eingeborenen häufig erstattet wird. Bei den Herrschern des Mellereiches scheint die Schwestersohnthronfolge nicht immer maßgebend gewesen zu sein. Aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde der Kaiser Kalifa abgesetzt und als Nachfolger ein Schwestersohn des früheren Kaisers „Mari-Djata" erwählt. Ibn Chaldun bemerkt hierzu, daß es Sitte dieser Barbarenvölker sei, der mütterlichen Abstammung zu folgen.

Fraglos ist dieses westsudanische mutterrechtliche Thronfolgerecht durch den Einfluß des nordafrikanischen-hamitisch-libyschen Mutterrechts, wie wir es besonders von den Tuareg kennen lernten, zu einem guten Teil verursacht. Die Tuareg haben in allen ihren Gliedern das Thronfolgerecht der uterinen Linie, vor allem des Schwestersohnes (so die Tuareg vom Adrar Ahnet, von Ghat, vom Südosten [Air-Asben] und die Asgar) (siehe Kapitel III). Auch im alten Nubien und Ägypten ging ja — wenigstens zeitweise — die Herrschaft auf den Schwestersohn oder Tochtersohn über (siehe u. a. Lepsius: Briefe aus Ägypten 1852, S. 181 und Ermann [162] 1923, S. 183).

Daß Frauen die Regierung an sich nehmen können, ist nicht selten, wie es überhaupt bemerkenswert ist, daß die Stellung der Frauen, die den Häuptlingsgeschlechtern Afrikas angehören, eine weitaus gehobenere ist, als die selbst unter mutterrechtlichen Zuständen lebenden Frauen des Volkes. Von den Frauen, die eine wichtige politische Rolle spielen können, ist es weniger die Gattin, als die Schwester, Mutter oder Tochter, welche dafür in Frage kommt. Über die hervorragende Stellung der Königin-Mutter und Königsschwester wird weiter unten gesprochen werden. Hier sollen Fälle angeführt werden, in denen Frauen allgemein eine wichtige führende politische Rolle spielen können. Nur wenige Vorkommen betreffen Gebiete, in denen nicht allgemein Mutterrecht oder doch solches in der Häuptlingsfamilie erscheint.

Im alten Reich Monomotapa im Südosten Afrikas genossen die Frauen eine höhere Achtung und mehr Rechte als in anderen Kulturen. Sie hatten bei der Wahl des Königs das letzte Wort zu reden. Zur Regierung gelangte nur einer, der sich ihrer Zustimmung versicherte (s. Schebesta. M. A. G. W. 1923, Sitzungsber. S. 13). Dapper hat Ähnliches ebenfalls gemeint, wenn er von den streitbaren Frauen, „die gewaffnet zu Felde ziehen und für das tapferste Fußvolk der Mono-

Digitized by Google

motapas gehalten werden", erzählt. Diese Amazonen besitzen eine besondere Landschaft, die ihnen vom König zugeteilt wurde, „wiewohl ihnen Sanut ein besonderes Königreich zuschreibt, das auf den Grenzen des Königreiches Damut und Gorage, doch etwas mehr nach dem Süden zu, liegen soll" (Dapper, [7] 1676. Bd. II. S. 279). Im anschließenden Sambesigebiet gibt es noch heute zahlreiche weibliche Herrscher. Livingstone schon erwähnte einige regierende Frauen, so etwa die Chikandakadzi bei Morambala Nyango im östlichen Shireland und Mamburuma bei Zumbo am Sambesi. Auch die Manenko und Nyamosana im Lundaland und die Nalolo der Barotse gehören hierher. Der gegenwärtige Kazembe scheint ebenfalls eine Frau zu sein (s. dafür: Werner [65] S. 256). „Sebituane, the Makololo chief, appointed his daughter as his successor, probably, says Livingstone, in imitation of some of the negro tribes with whom he had come into contact. She, however, soon resigned, what proved a distasteful position". Ihr Vater wollte nicht, daß sie ihre Macht an einen Gatten vergebe, so verheiratete sie sich nicht und ging Zeitehen ein. Das mag wohl nicht auf die Betschuanenanschauungen Sebituanes, sondern auf Rotse- und Lundasitten zurückzuführen sein (Werner a. a. O. S. 257). Bei den Marotse kann eine Frau ebenfalls zur Regierung gelangen, abgesehen davon, daß die Schwester des Königs, die Nalolo, ihre eigenen Hoheitsrechte hat (s. unten). Nachfolger eines Königs kann nach Holub ([26] S. 186) dessen Sohn oder Tochter werden. Immer aber muß der Erbe von einer Marotsemutter geboren sein. Weibliche Häuptlinge sind im allgemeinen beliebter, da sie weniger grausam sind. „Nördlich von den Marotse erstreckt sich das Mabundareich, welches von Königen aus der Herrscherfamilie der Marotse regiert wurde. Vor wenigen Jahren starb die Königin der Mabunda, welche auf ihrem Totenbette Sepopos älteste Tochter Moquai zur Nachfolgerin ernannte". Da sich diese aber vor den Nachstellungen ihres Vaters fürchtete, überließ Moquai diesem ihr Reich (vereinigtes Marotse-Mabundareich) (Holub, a. a. O. S. 168).

Offenbar ist im ganzen Sambesigebiet wie im anschließenden Lunda und Angola für die Frauen der Häuptlingsfamilien die Möglichkeit gegeben, die Herrschaft zu übernehmen. Begünstigt wird dies durch das relativ weitgehende Mutterrecht dieser Gebiete, das besonders in Angola auch die Frauen in aussichtsreichen Positionen zur Erbschaft zuläßt. Aber auch die streng vaterrechtlichen Wangoni im Osten des Nyassa räumen den Frauen bedeutsame politische Rechte ein. Für ihre angesehene Stellung spricht schon die Tatsache, daß Mharuli seinen Weibern eine Vermittlungsstellung zwischen den großen Iduna und dem Hofe anwies; die Frauen sind nach Fülleborn ([48] S. 147) sehr klug und kriegerisch; es sind echte Fürstinnen. Bei den sonst patrilinearen Wanyamwesi besteht in den Häuptlingsfamilien nicht selten das Schwestersohnerbrecht (siehe oben). Es ist daher nicht verwunderlich, wenn Frauen Sultaninnen werden können. Dann werden sie allerdings meist ganz von den Nyamparas (Räten) beherrscht (Puder bei Kohler, Z. v. Rechtsw. Bd. 15. 1902, S. 72; für Msalala Dessoignies bei Steinmetz [3] S. 276f.). In Usukuma fiel es Kollmann auf, daß bei allen Anwohnern der Ufer des Viktoriasees nie eine Frau den Thron besteigen kann, während dies bei den Wasukuma von Ussmau, Nera oder weiter südlich vorkommen kann ([51] S. 100). Der Anschluß an die Msalala-Wanyamwesi wäre also hier gegeben. Die schon erwähnte Wafipalegende spricht von den drei Watwaki-(Bahima!) Stammüttern, die das Reich Ufipa begründeten (Lechaptois

Digitized by Google

[52] S. 44f.). Auch im Zwischenseengebiet sind Königinnen nicht unbekannt. Um Nyawingi von Mpororo hat sich schon ein religiöser Legendenkranz gewunden (s. Baumann [43] S. 101). Auch hier haben wir in den Bahimafamilien zahlreiche mutterrechtliche Elemente festgestellt. Die Bahima werden stets mit den Galla in Zusammenhang gebracht. Es ist nicht uninteressant, regierende Frauen bei den Oromo-Galla kennen zu lernen (Paulitschke [77] S. 244). Die gewichtige Stellung der Frauen abessinischer Herrscher ist bekannt. Bei den Fundj in Dar Sennaar „sind die Prinzessinnen hoch angesehen und sind auch, wie die Beispiele der Naçrah und der Sittina Selimeh nnd Sittina Damsenah beweisen, sogar fähig, die öffentliche Verwaltung zu leiten. Denn Naçrah, obwohl verheiratet, führte dennoch die Oberleitung in ihrem Besitztum". (Hartmann [72] S. 534.)

Während wir hier im Osten Afrikas die hohe Stellung der Frauen in der Herrscherklasse durch das in ihr häufig auftretende Mutterrecht zu erklären haben, ein Mutterrecht aber, das sich nicht auf das Volk ausdehnt, ist im südlichen Kongobecken und in Angola ein Unterschied zwischen Herrschern und Unterworfenen nicht mehr zu verspüren; die erbrechtliche Stellung der Frau und ihrer Familie sichert ihr in Volk und Oberklasse eine maßgebliche Stellung. Zahlreich sind die regierenden Frauen, meist Schwestern und Töchter der Oberhäupter, in Angola und dem südlichen Kongogebiet. Wissmann (Im Innern Afrikas S. 43 f.; Unter deutscher Flagge S. 54 f.) traf bei den Kioque (Vatschivokve) und Maschinsche (Xinje) regierende Frauen. Über die Lukokescha des Lundareiches wird noch zu sprechen sein. Auch die Schwestern der Waruakönige können Häuptlingswürden erhalten (Colle [84] S. 843). Bei den Bakuba gibt es eine Anzahl von Frauen, welche als einflußreiche Würdenträger der Nation gelten. Die beiden wichtigsten, Katenge und Bana, müssen Schwestern oder Töchter des Nyimi (König) sein. Regelrecht regieren können die Frauen aber nur, wenn alle männlichen Erben fehlen (Torday [105] S. 58, 62). Am unteren Kassai und Lukenje scheint ein Zentrum weiblicher Häuptlinge und Regenten zu bestehen. Die Basakata-Lessa (Baeyens. R. C. 1914 S. 259) haben einen weiblichen Herrscher, der mehrere Gatten besitzt. Die Baboma (Torday. G. J. 1910 S. 27) besaßen ehemals zwei Reiche. Eines lag im Norden und wurde von einem weiblichen König regiert. Die Würde vererbte sich auf den Bruder, den Sohn und die Tochter. Schon Mense waren diese Zustände offenbar bekannt (Z. E. 1887. S. 628). Die recht freien Fürstinnen seiner Wabuma sollen bei ihrem Volk auf Monogamie drängen. Auch Stanley traf am unteren Lukenje eine Königin Gankabi von Mujie, eine Frau von großer, vierschrötiger Figur, die sehr selbstbewußt auftrat (Stanley: Der Kongo I. 452). Am unteren Kongo und in Loango sind seit altersher weibliche Könige bekannt, und bei den Bubi auf Fernando-Po können, wenigstens im Bezirk San-Carlos, auch Frauen zur Häuptlingsschaft gelangen; wenn etwa keine Brüder da sind, erlangt die Schwester des verstorbenen Königs Thronfolgerechte (Tessmann [118] S. 175).

Im Sudan sind es besonders die zentralsudanischen Hausa, die Könige von Darfor, Wadai, Bagirmi und Bornu, welche ihren Frauen wichtige politische Rechte einräumen (s. unten S. 154), wenn auch wirkliche Königinnen selten auftreten, wie die Hausafürstin von Zaria. Dagegen haben die königlichen Frauen am Hofe und in der Provinz sehr einflußreiche Posten inne, etwa bei den Hausa,

Digitized by Google

Gwari, Igara, Jukum u. a. Völkern Nordnigerias. Bei den letzteren spielt neben der Königsschwester die Lieblingsfrau des toten Herrschers noch weiterhin eine große Rolle. „She was called „ashumotsi", and her house was an asylum for criminals. With the „asukaku", sister of the late chief, she could veto the choice of the successor, and thus control the succession" (Meek [157] I. S. 220 f.). Auch hier in Nordnigeria räumen gerade die Völker, welche auch sonst starke mutterrechtliche Elemente aufweisen (Gwari und Hausa), den Frauen politisch verhältnismäßig viel Rechte ein. Es handelt sich natürlich hier immer nur um die Frauen der Oberschichten. Im benachbarten Nupe konnte Frobenius Sagen feststellen, welche von Städtegründungen durch Frauen (z. B. Bokani, Raba und Gbatatschi) handeln ([156] S. 88; derartige Erzählungen sind ihm ferner von Timbuktu und Omdurman bekannt). Früher sollen ganze Städte von Weiberkönigen regiert worden sein; jedenfalls gab es hohe Verwaltungsämter, die von drei Königstöchtern besetzt waren. Jede hatte ihre Provinz und ein Amt (Opfer). Heute sind sie nur in der Reichshauptstadt beschäftigt. Es gibt weiterhin eine Herrin des Marktwesens („Mutter der Fremden") und eine Oberherrin aller Frauen und Mädchen, und eine aller Jünglinge. Die früher gekennzeichneten matrilinearen Züge der Nupegesellschaft zusammen mit der Gwarinachbarschaft lassen es möglich erscheinen, daß beide Völker früher, also vor der islamischen Invasion, allgemein in mutterrechtlichen Zuständen lebten.

In Avatime (Togo) besteht das Institut einer Frauenkönigin, welcher Frauenhäuptlinge beigegeben waren. Die Häuptlinge konnten in gewissen Familienangelegenheiten nur mit Zustimmung des Weiberrates Beschlüsse durchführen (nach Spieth bei Thurnwald, Artikel „Frau" im Reallexikon für deutsche Vorgeschichte 1925 f. S. 87). An der Goldküste sind Weiberkönige ebenfalls nicht unbekannt (s. dafür u. a. Bosman [123] I. S. 64). Nach Beatty (cit. Westermann [154] S. 90) kann bei den Mendi eine Frau die Oberhäuptlingswürde erlangen. Bei den — wenigstens früher — matrilinearen Landuma wird der König zu Uakaria von einer Frau, der Priesterin der Simo, gekrönt. Arcin ([121] S. 330. Anm. 1) vergleicht damit die Prinzessin, welche bei den Woloff den Titel „linguère" erhält, und weiter die den Muata-Jamwo krönende Königin-Mutter. Die Insel Orango-Grande in dem Bissagosarchipel bildet einen wahren Staat für sich. Er wird regiert von einer gewählten Königin, welche 17 Dörfer beherrscht. Diese Königin „Pampa" hat sich einen Hofstaat eingerichtet mit einer Regierung, bestehend aus einem Premierminister, Rechnungsführer, Hafenwart und einem Dolmetscher (Rev. d'Ethnogr. 1921). Es ist nicht unwichtig zu erfahren, daß der Berichterstatter eine typisch matrilineare Sitte konstatierte: Die Frauen wählen ihre Männer selbst und verstoßen sie. Das Mutterrecht der Bissagosinsulaner wurde schon früher angeführt. Ähnlich verhält es sich mit einer der Canarischen Inseln, Gomeira, wo eine Frau als Königin über einen Teil der Insel herrschte (Chronica do descobrimento e conquista de Guiné escrito pelo Chronista Gomes Eannes de Azurara. Paris 1841. S. 331). Das Erbrecht ist bei diesen westlichsten Hamiten rein mutterrechtlich. Es erben nicht die Söhne, sondern die Neffen, d. h. die Schwestersöhne. (Chronica, wie oben S. 381.)

Es unterliegt wohl nach dieser Zusammenstellung keinem Zweifel, daß zwischen den weiblichen Häuptlingswürden und dem gültigen

Digitized by Google

Mutterrecht ein Zusammenhang besteht. Es ist vielfach bestritten worden, daß eine derartige Abhängigkeit vorhanden ist; aber das kartographische Bild sowohl, wie die inneren Verknüpfungen der beiden Erscheinungen sind wirklich geeignet, den Zusammenhang als gesichert hinzustellen. Wo Mutterrecht im Volk und bei den Herrschern maßgebend ist, werden die königlichen Frauen eine größere politische Rolle spielen als in patrilinearen Dynastien: das ist ganz klar. Auch wo sich Mutterrecht nur in der Königsfamilie nachweisen läßt, ist die Stellung der Frauen — und gerade hier — eine recht gehobene. Die Fälle, in denen eine vaterrechtliche Dynastie ihren Frauen große Rechte einräumt, sind nach vorstehender — allerdings notgedrungen lückenhafter — Zusammenstellung verschwindend gering. Immerhin genügt diese, um festzustellen, daß zwischen matrilinearer Deszendenz und den gehobenen politischen Rechten der Frauen ein Zusammenhang besteht.

Es wäre nötig, nunmehr die einzelnen Pflichten und Rechte der betreffenden weiblichen Dynastiemitglieder zu analysieren, um zu erfahren, inwiefern ihr Gehalt rein mutterrechtlich oder aber nur dynastisch bedingt ist. Es ist nämlich noch nicht ohne weiteres gesagt, daß etwa das hohe Ansehen der Königinmutter stets aus einer mutterrechtlichen Grundanschauung resultiert; diese Frau kann ihre Machtstellung auch ihrer Stellung als Mutter des gottähnlichen Königs verdanken. Auch der Vater des jungen Königs war gottähnlich, und es ist nur verständlich, wenn auch die Mutter eines Potentaten etwas von dem Glanze ihres Sproßen auffängt; mutterrechtliches Denken ist dabei noch nicht unbedingt vorauszusetzen. Immerhin gibt es manche Tatsachen, die für die matrilineare Bewertung der Königinmutter-Institution in Afrika sprechen, und eine große Anzahl der Forscher bekennt sich ohne weiteres zu einer solchen. Viel sicherer ist schon das Mutterrecht bei der Einrichtung der König-Schwesterwürde nachzuweisen. Es ist hier nicht der Platz, ausführlich die Funktionen der beiden Würden an afrikanischen Königshöfen zu behandeln. Wie ich hoffe, soll das an einer anderen Stelle geschehen. Hier sei nur eine Zusammenstellung derjenigen Völker geboten, die Mutter und Schwestern des Königs besonders achten und ehren.

Die Königin- (Häuptlings-) Mutter hat bei folgenden Stämmen zu Lebzeiten ihres Sohnes einen gewichtigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, eine soziale oder religiöse Achtungsstellung:

Kaffern . . . . . **L. Alberti** (20) **S. 177.**
Amazulu . . . . . **Fritsch** (25) S. 142.
Wangoni . . . . . **Fülleborn** (48) S. 143.
Wahehe . . . . . **Fülleborn** (48) S. 230.
Monomotapa . . . . . Schebesta: M. A. G. W. 1923. Sitz.ber. S. 13.
Wawemba . . . . . Gouldsbury und Sheane (49) S. 18 f.
Wafipa . . . . . **Lechaptois** (52) S. 90.
Wawanga . . . . . **J. A. I. 43.** S. 30.
Wadschagga: Merker, bei Kohler. Z. V. Rechtsw. Bd. 15. 1902. S. 73.
Barundi . . . . . Meyer (55) S. 108, 91, 185.
Ruanda . . . . . Czekanowski (46) S. 255 f.
Batusi von Kigezi . . . . . Roscoe (60) S. 190.
Baganda . . . . . Roscoe (62) S. 203, 237, 266, 114.
Bakitara . . . . . Roscoe (61) S. 146 f.
Basoga . . . . . Roscoe (60) S. 100.
Niloto-Hamiten . . . . . Czekanowski (85) S. 561.
Schilluk . . . . . Hofmayr (73) S. 51 ff. 140.
Fundsch . . . . . Hartmann (72) S. 534.

Digitized by Google

Alt-Nubien . . . . . Czekanowski (85) S. 561.
Kaffitscho . . . . . Bieber (69) II. S. 66.
Abessinien . . . . . Manoel d'Almeyda (67) S. 50.
Kazembe . . . . . Valdez (16) II. S. 219.
Bakuba . . . . . Torday (105) S. 53, 62.
Loango . . . Pechuel-Lösche (99) S. 162. Dapper (7) 1676. II. S. 160.
Lunda . . . . . Carvalho (83) II. S. 524.
Bamum . . . . . Hutter. Globus Bd. 91. S. 27; (114) S. 54.
Bali . . . . . Hutter. Globus Bd. 91. S. 27; Hutter (112) S. 373.
Wute . . . . . Sieber (115) S. 60.
Jukum . . . . . Meek (157) I. 220.
Bini [Edo] . . . . . Dennett (87) S. 174; Dapper (7) II. 128f.
Dahomey. Le Herissé (142) S. 28; Dalzel (129) S. 170; Lafitte (144) S. 90.
Aschanti. Rattray (145) S. 81 ff.; Barter. Scottish geogr. Magazine 1896.
Hausa-Daura . . . . . Frazer-Palmer (1) II. S. 608
Kano . . . . . Meek (157) I. 90.
Uandala [Bornu] . . . . . Rohlfs (12) II. S. 62.
Kuka . . . . . Nachtigal (11) I. 723.
Bagirmi . . . . . Nachtigal (11) II. 610.
Wadai . . . . . Nachtigal (11) III. S. 64.
Dar-For . . . . . Nachtigal (11) III. S. 421.

In den aufgeführten Fällen ist die Königinmutter entweder die richtige Mutter des Königs, der als Erstgeborener von ihr, als der Lieblingsfrau und Hauptgattin des toten Königs, gezeugt wurde (so besonders in den Gebieten des hamitischen Erstgeburtsrechtes, z. B. Kaffern, Wahehe), oder sie ist wie in Loango nur die älteste des Geschlechtes, die „makonda" (ähnlich auch in Dahomey nach Dalzel). Vielfach genießt sie große Freiheiten sexueller Natur, hat mehrere Liebhaber, darf aber nie regelrecht verheiratet sein und keine Kinder von ihren Geliebten erhalten (Wawemba, Baganda, Bakitara-Unyoro, Loango). Wenn sie stirbt, wird sie durch eine andere Adlige ersetzt (z. B. bei Wafipa, Baganda und allgemein im Zwischenseengebiet, bei Kaffitscho und in Dahomey). In Urundi und Ruanda ist die Thronbesteigung durch den jungen Herrscher nur möglich, wenn die Mutter noch lebt. Er hat auch allen Grund, sich an den Schutz seiner mächtigen Mutter zu halten, denn in Urundi und Unyoro beseitigt sie oft mit großer Grausamkeit aufständische Mitglieder der Familie oder die Mütter der anderen Thronprätendenten. Merkwürdig ist, daß in Unyoro sowohl wie im alten Benin ein Verbot besteht, nach dem sich der König und seine mächtige Erzeugerin nicht sehen oder doch nur in der Dunkelheit miteinander verkehren dürfen. In beiden Reichen hat die Königinmutter einen eigenen Hof und Haushalt außerhalb der Residenz (ähnlich in Uganda, Usoga). In Kaffa versieht sie das vierte Erzamt und hat andere einflußreiche Ämter, in Aschanti vertritt sie den im Kriege weilenden König und hat ihren eigenen Thron („stool"). In Uganda wird sie und die Schwestergattin (s. unten) des Königs auf den Schultern eines Mannes getragen, ähnlich wie es Pogge von der Lukokescha schildert. Bei den Wafipa, in Loango, bei Jukum und Aschanti hat die Königinmutter ein besonderes Begnadigungsrecht für Verbrecher. Die Rechtspflege liegt zum Teil in ihren Händen; besonders was Liebessachen und Weiberhändel anbelangt (Baganda, Basoga, Loango, Aschanti). Seltener hat ihre Würde und Person religiöse Bedeutung. Die Königinmutter Nyikangs, des Nationalheros der Schilluk, ist der Mittelpunkt eines Krokodilkultes (Hofmayr), die Mütter der Unyorofürsten sind große Zauberinnen (Casati). In Loango ist sie eine Art Erd- und Feuermutter (Pechuel-Lösche.)

Digitized by Google

Es ist schwer, sich darüber schlüssig zu werden, ob die angeführten Tatsachen genügen, die gewichtige Stellung der Königinmutter in Afrika auf Mutterrecht zurückzuführen. Frazer ([1] II. S. 608) schließt das anläßlich der Schilderung der Zustände bei den Hausa in Daura ohne weiteres. Eine gewichtige Tatsache spricht für die mutterrechtliche Ursache: die Stellung der Königinmutter ist in Mutterrechtsgebieten oder da, wo Mutterrecht auch in der Häuptlingsfamilie nachweisbar ist, am entwickeltsten und ausgedehntesten (Wawemba, Zwischenseengebiet, Loango, Aschanti); allerdings ist nicht zu verschweigen, daß die Königsmutter in fast allen größeren Staaten Afrikas, also auch da, wo rein patriarchale Verhältnisse bestehen, angesehen und geachtet ist.

Leichter ist die Sachlage zu beurteilen, wenn wir die Königsschwester in Betracht ziehen. Die Schwester des Königs kann mit diesem die gleiche Mutter und den gleichen Vater, oder aber nur den gleichen Vater gemeinsam haben; der polygame Haushalt und die Unmöglichkeit für die angeheiratete Frau, in die Sippe des Mannes überzugehen, bedingen einen tiefgehenden Verwandtschaftsunterschied zwischen den Geschwistern. Dieser Unterschied muß bei der Betrachtung der Stellung der königlichen Schwestern berücksichtigt werden. Es ist offenbar: wenn die Schwester mit ihrem königlichen Bruder dieselbe Mutter gemein hat, und ihre Stellung ist eine geachtete, so wird man das auf Mutterrecht zurückführen dürfen; wenn auch agnatisch verwandte Schwestern eine wichtige Rolle spielen, so wird man geneigt sein, rein dynastische Ursachen für ihre Stellung anzunehmen. Aber auch in solchen Fällen kann diese eventuell ein Mutterrecht erweisen, wenn nämlich die agnatische Schwester von ihrem Bruder geheiratet wird, also eine jener durch Bachofen wohl bekannten Geschwisterehen geschlossen wird; der Schwester, welche mit ihrem Bruder dieselbe Mutter hat, ist dann eine derartige Eheschließung durchaus untersagt (z. B. in Uganda, Unyoro, bei den Fulani in Nordnigeria, Schilluk und in Dahomey). Durch die Vermeidung der Ehen zwischen Geschwistern derselben Mutter und durch die Erlaubnis einer Vereinigung der Halbgeschwister wird die Nichtachtung der väterlichen Verwandtschaft dargetan und die Zugehörigkeit zum Verbande der Mutter betont. Solche Geschwisterehen sind also Anzeichen eines Mutterrechtes, wenn nicht gar strikte Beweise eines solchen. Leider sind die Angaben über afrikanische Geschwisterehen oft ungenügend und lassen uns im Unklaren, ob es sich um agnatische oder kognatische Verwandte handelt.

Geschwisterehen sind belegt von:

Monomotapa	Dos Santos bei Theal (36) S. 288.
Sofala-Simbabwe	Dos Santos bei Theal (36) S. 191.
Kasongo [Urua]	Cameron (5) II. 70. 149.
Lunda	Carvalho (83) S. 87.
Wafipa	Lechaptois (52) S. 48f. 132.
Warundi	Meyer (55) S. 101.
Ruanda (Batusi)	Meyer (55) S. 101. 182.
Busindja (Bahinda)	v. Thiele. A. 1911. S. 504.
Banyankole (Bahima)	Roscoe. J. R. A. I. XXXVII. 1907. S. 105.
Unyoro (Bakitara)	Roscoe (61) S. 136.
Baganda	Roscoe (62) 187 ff.
Schilluk	Hofmayr (73) 139.
Oromo-Galla	Paulitschke (77) S. 196.
Dahomey	Le Herissé (142) S. 214.
Fulani v. Nord-Nigeria	Palmer bei Frazer (1) II. S. 602.

Digitized by Google

Bagirmi (1785—1806)	Nachtigal (11) II. S. 711.
Dar-For	Nachtigal (11) III. S. 424.
Alt-Ägypten	u. a. Seligman. J. R. A. I. 43. S. 651, s. dort Belege.

Dos Santos (bei Theal, S. 288) sagt von dem Herrscher von Monomotapa, daß sein Hauptweib, genannt „Mazarira", seine Vollschwester („full-sister") sei. Als eigentliche Erben sah er Kinder dieser seiner Schwester an, da sie keine Einmischung fremden Blutes aufwiesen. Der seine „Schwestern" und „Töchter" heiratende König von Simbabwe sagt: „that the children born of them are the true heirs of the kingdom, having no admixture of blood, and will defend and sustain the kingdom much better than those descended from a strange people and kingdom". So findet also der Thronfolger unter den ihm vererbten Weibern seine Schwestern, Tanten und Nichten. „This law only applies to the kings, for the other Kaffirs ... cannot marry their sisters or daughters." Dos Santos' Bericht, daß es sich bei Monomotapas Gattin um eine Vollschwester handele, mag richtig sein. Monomotapas Reich liegt im Einflußgebiet des rhodesischen Mutterrechts. Falls die alten Mocaranga-Makalanga und andere Völker des Gebietes Vaterfolge hatten — wir wissen nichts Bestimmtes darüber — so wäre jene Ehe zwischen Vollgeschwistern damit zu erklären, daß die mutterrechtliche Monomotapadynastie versucht hat, ein Kompromiß mit der Anschauung der Unterworfenen zu schließen. Nach Vaterrecht müßte der König seinem Sohne Amt und Würden überlassen, nach Mutterrecht seinem Schwestersohn. Heiratet er nun die Schwester, die mit ihm dieselbe Mutter hat, so vererbt er sein Reich sowohl seinem Sohn, als auch seinem Schwestersohn. Es ist nicht unmöglich, daß auf dieses Bestreben, einen Ausgleich zwischen dynastischem Mutterrecht (oder Vaterrecht) und der entgegengesetzten Verfassung der Unterworfenen herbeizuführen, die meisten Fälle von sogenannten reinen Geschwisterehen beruhen. Das Reich wird dadurch gewissermaßen befestigt. Vermutlich sind die Zustände im Reiche des Muata-Jamwo, also in Lunda, nicht anders. Die endogamen Zustände hier am Hofe des Dynasten brachten es mit sich, daß in seinem Harem Tanten, Nichten und Schwestern, ähnlich wie in Simbabwe, vorkamen (Carvalho [83], S. 87). Die angesehensten Frauen des Kasongo (n. Cameron) waren Schwestern und Geschwisterkinder; in seinem Harem fanden sich seine Stiefmütter, Tanten, Schwestern, Nichten, Basen und sogar Kinder. Alles das läßt darauf schließen, daß sowohl dem Muata-Jamwo wie dem Kasongo seine weiblichen Verwandten vom Vater überkommen sind, er also dessen Haupterbe und Nachfolger ist. (Der Kazembe am Moerosee vererbt seine Würde stets auf den Sohn! Valdez II, 233). Der Herrscher von Lunda gelangt immer durch seinen Vater in den Besitz der Würde (nach Pogge). Wir werden gut daran tun, bei den Potentaten des Sambesigebietes die Schwesterehe mit der Diskrepanz der Sippenrechte bei Volk und Herrschern und dem Bestreben, einen Ausgleich herbeizuführen, in Zusammenhang zu bringen. Aber auch bei den Bondo in Angola fand Schütt (Reisen im südwestlichen Becken des Kongo, S. 56) eine für das Gesagte bezeichnende Sitte. Die Kinder erben Rang, Namen und Vermögen nicht vom Vater, sondern nach Mutterrecht vom Onkel, worauf in den Familien der großen Häuptlinge besonders Wert gelegt wird. Von den Kindern eines Häuptlings sind die erbberechtigt, die aus der Ehe mit einer Nichte hervorgegangen sind, ein Bündnis, das von ihnen, wenn irgend möglich, jedem anderen vorgezogen wird.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist besonders, daß in fast allen auf der Tabelle aufgeführten Fällen der Sohn die Würde des Vaters erbt. Es scheint also, daß durch die Geschwisterehen in allen Staaten das den dynastischen Zwecken entsprechendste Sohneserbrecht begünstigt wird. Im Zwischenseengebiet bestehen aber, wie gezeigt wurde, nur Ehen zwischen Halbgeschwistern. Weil Ehen zwischen vollbürtigen Brüdern und Schwestern als inzestuös abgelehnt werden, wurde geschlossen, daß der Vaterverwandtschaft keine große Bedeutung beigelegt wird; wenn es bei den Himafamilien doch stets der Sohn ist, welcher erbt, und nicht der Sohn der kognatischen Schwester, so liegt hier eine offenbare Inkonsequenz vor, die nach dem heutigen Stande des Wissens nicht ohne weiteres zu erklären sein wird.

Frazer (Golden Bough, Bd. III, S. 193 f) bezeichnet allgemein die Bruder-Schwesterehen als einen Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht, da der König seinem Sohne und nicht dem Schwestersohn die Erbschaft zuwenden will. Man kann den Übergang vom Vaterrecht zum Mutterrecht annehmen. Wir haben gesehen, daß Frazers Ansicht mindestens für das rhodesische Gebiet stimmt, daß aber die anderen Fälle, in denen sich Halbgeschwister, die doch nach Mutterrecht ganz verschiedenen Sippen angehören sollen, verehelichen, nicht restlos erklärt werden können. Man versteht das Bahimarecht nur dann, wenn man annimmt, daß das in den Halbgeschwisterehen und anderen früher erwähnten Sitten angedeutete Mutterrecht noch nicht durchgedrungen oder längst von einem neuen Vaterrecht verdrängt worden ist.

Seligman (J. R. A. I. 43, S. 653), der wohl hauptsächlich von der Geschwisterehe der Altägypter ausgeht, hält diese Institution für eine typische hamitische Kulturerscheinung. Wenn wir annehmen, daß die „Hamiten" die Begründer der großen afrikanischen Staaten waren, so kann das zutreffen. Viel eher — vor allem in Hinsicht auf die Verhältnisse in anderen Erdstrichen — möchte man zu der Ansicht neigen, daß die Geschwisterehe eine typische Hochkulturblüte darstellt, die überall da auftritt, wo große Staaten Eroberungskriegen ihr Leben verdanken sowie theokratisch und feudal organisiert sind. Es mag sein, daß dabei die zur Endogamie neigenden Großfamilien der erobernden Viehzüchter eine Rolle gespielt haben. In Afrika jedenfalls tritt Geschwisterehe nur in den Dynastieen der großen Reiche auf. Wollen wir hamitische Eroberer als Verursacher der Sitte annehmen, so findet das allerdings eine Stütze in der allgemein herrschenden Sitte, den Erstgeborenen in den Besitz von Amt und Stand zu setzen.

Auch ohne mit dem königlichen Bruder eine Ehe einzugehen, erfreut sich die „Schwester" des Herrschers einer vielfach ganz außerordentlichen Bedeutung. Obwohl die verwandtschaftliche Stellung der bekannten „Lukokescha" des Lundareiches aus den sich widersprechenden Berichten nicht klar zu ersehen ist, scheint es sich hier doch um eine Vollschwester zu handeln, die neben dem Muata-Jamvo gleichberechtigt regiert. Ihre Rechte, Pflichten und ihre ganze Stellung ähneln den Befugnissen der „Morena" (Nalolo) der Barotse. Diese ist die älteste Schwester des Barotseherrschers. Sie hat einen Prinzgemahl, der eine sehr bedauernswerte Stellung einnimmt. Beide Geschwister haben ihre Residenzen, Ratsversammlungen, Minister und Paläste (s. Béguin [21], S. 12, 100 ff). Die Königs-Schwester in Uganda ist zugleich Gattin des Königs. Aber wie die Lukokescha darf sie von ihrem Liebhaber (gewöhnlich ein Sklave oder gehobener

Digitized by Google

Freier) keine Kinder erhalten; wie die Lukokescha reitet sie auf dem Rücken eines Mannes zu den Empfängen und Audienzen. (Roscoe [62], S. 187, 191.) Ähnlich steht es um die Königsschwester in Unyoro und Usoga (Roscoe [61] u. [60], S. 136 ff.; 100). Bei den Maschinsche (Xinje) können Schwestern den Thron besteigen, bei den Bakongo von San Salvador Schwestern und Nichten (Wißmann: Im Innern Afrikas, S. 43 f. und Weeks [108], S. 102). Auch bei den Baluba-Hemba (Ost-Urua) besteht für die Häuptlingsschwestern die Möglichkeit, Thronfolger zu werden. (Colle [84], S. 843.) Am Hof des Nyimi (König) der Bakuba nehmen die beiden höchsten weiblichen Würdenstellen Schwestern oder Töchter des Herrrschers ein. Auch auf Fernando-Po können Schwestern dem Bruder in die Herrschaft nachfolgen (Tessmann [118], S. 175). Die Schwestern der Jukum-Könige werden hoch geachtet und wegen ihrer zauberischen Fähigkeiten gefürchtet. Sie können Trockenheiten erzeugen und wie der König selbst über den Regen gebieten (Meek I, 256). Sowohl in Wadai wie in Kano spielte die Königsschwester eine wichtige Rolle (Nachtigal III, 232 u. Meek I, 90). In Dar-For ist sie — wie schon berichtet — zugleich „Großfrau" des Königs. Sie war mächtiger als die Königin-Mutter, war ein regelrechter Beamter und der beste Vermittler zwischen Bittstellern und Sultan. (Nachtigal III, 424.) In Bagirmi (Nachtigal II, 611) ist ihre Position immer noch stark genug, nimmt aber scheinbar nach Westen zu ab; in Kuka ist ihre Bedeutung nahezu geschwunden. An der Goldküste und im Hinterland bei den Abron-Brong und andern zur Agni-Tschi-Guanggruppe gehörenden Stämmen, spielt sie wiederum eine ganz bedeutsame Rolle.

Die Baganda und Bakitarakönigінnen, die „Schwestern" ihres Gatten sind, dürfen ihrem Mann keine Kinder gebären. Andere Königsschwestern, welche mit ihrem Bruder keine Ehe eingehen, leben in schrankenloser Freiheit, ohne feste eheliche Bande. In einzelnen Fällen ist es ihnen verboten, aus diesem Verkehr Kinder zu erhalten, in anderen wieder sind die Sprößlinge solcher Zeitehen sehr erwünscht als Nachfolger (Schwestersöhne!). Die Liebhaber, die beliebig und zeitweilig gewählt werden, haben kein beneidenswertes Los. Sie sind die Kreaturen der launenhaften und verwöhnten Hofdamen. Das Cölibat gilt für die Königsschwestern vieler afrikanischer Königreiche und Stämme; es besteht oft zusammen mit leichtfertigem Lebenswandel der ihm unterworfenen Frauen bei folgenden Völkern:

Schilluk	Frobenius: (9), S. 85; Seligman: J. R. A. I., Bd. 43; S. 652
Loango	Dapper: (7) II, S. 160
Doma (Benue) . . .	Baikie: (155), S. 114
Aschanti	Bowdich: (124), S. 205; Ellis: (133), S. 287
Abron	Tauxier: (149), S. 341; Clozel-Benquey: (128), S. 203
Kuka, Bagirmi usw.	Nachtigal: (11) I, S. 723
Barotse	Béguin: (21), S. 101.

Was an allen diesen Rechtsgebräuchen und Sitten in den afrikanischen Häuptlingsfamilien am meisten erstaunt, ist ihre Allgemeingültigkeit. Im Sudan, in Ost- und Südafrika sowohl wie im südlichen Kongogebiet treffen wir immer wieder Entsprechendes. Diese Einheit der dynastischen Sitten muß einen tieferen Grund haben. Es genügt nicht anzunehmen, daß Eroberungsstaaten mit ihrem Feudalismus und ihrer auf Reinhaltung des Blutes dringenden Oberschicht, überall und zu allen Zeiten dieselben Kulturgüter, Ideen

Digitized by Google

und Sitten hervorbringen. Wir dürfen auch hier das historische Moment nicht vergessen. Alle afrikanischen Staaten sind Eroberer-staaten, aber es ist nach allen Anzeichen zu schließen, daß ihre offenbare Schichtung an allen Orten durch den Zusammenprall zweier grundverschiedener Volksgruppen mit grundverschiedenen Lebens-haltungen erzeugt ist; die eine völkische Komponente, die herrschende, geht auf viehzüchterisch-nomadische, die andere auf bäuerische Menschen zurück. Ob wir jene als „Hamiten", diese als Altsudaner, Äthiopen, Westafrikaner oder sonstwie bezeichnen, ist im Grunde nicht so wichtig, wenn es auch reizvoll sein mag. Es ist schon früher versucht worden, das viehzüchterisch-nomadische Element in Afrika in eine mutterrechtliche Nordgruppe und eine vaterrechtliche Ostgruppe einzuteilen; beide haben in sozialer Hinsicht die von ihnen unterworfenen Völker vielfach umzugestalten vermocht. Aber auch sie selbst haben sich den Sitten und dem Recht der Besiegten ange-paßt. So kam es, daß Mischformen zwischen dem Vaterrecht der Osthamiten und dem Mutterrecht der Westafrikaner, zwischen dem Mutterrecht der Nordhamiten und dem Vaterrecht der Sudaner und Ostafrikaner entstanden. Immer aber zeigen sich noch gemeinsame Elemente in allen Herrscherschichten Afrikas, ob sie nun unter der Einwirkung von Nord- oder Osthamiten entstanden sind. Zu erklären ist die Sitteneinheit afrikanischer Herrscherschichten mit dem starken Zusammenhalt der nomadisch-viehzüchterischen (Groß)-Familie, dem Kern der im Verlauf der Staatenbildung (im höheren Sinne) ent-stehenden Dynastieen.

Zusammenfassung.

Wir haben bei den Buschmännern, Bergdama, einigen Hotten-totten und Kaffern, bei den Yoruba, Soninke und anderen eine Art Gleichrecht gefunden. Entweder ist dieses Gleichrecht ein Zeichen alter primitiver Hordenverfassung, die noch nicht zu der sippenexogamen Organisation der Hackbauer und Viehzüchter vorgeschritten ist (Busch-männer, Bergdama), oder es ist die Folge einer Zertrümmerung der alten Sippenkonstruktion durch eine mächtige neue Kultur (euro-päische, mohamedanische).

Die Vaterfolge ist im Südosten und Nordosten Afrikas sowie im Sudan fast ununterbrochen vertreten. Die ihr entsprechenden Erbfolgenormen lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen. Vor allem im Osten Afrikas, auf der Bahn der hamitischen Viehzüchter, ist das Recht des ältesten Sohnes in voller Kraft, das aber auch in allen höherentwickelten Staaten des Sudan geachtet wird. In den primi-tiveren Volksgemeinschaften, welche Vaterfolge besitzen, vererbt der Familienvater zuerst auf seinen jüngeren Bruder, dann auf die anderen Brüder; erst wenn der letzte nicht mehr vorhanden ist, folgt der älteste Sohn der ganzen Brüderreihe, so daß der Erbe auch in dieser Generation nicht unbedingt der eigene Sohn zu sein braucht. Dieses Seniorat ist charakteristisch für die alten Vaterrechtler in Afrika. Es setzt eine patriarchale großfamilialartige Sippenverfassung voraus, wobei das Familienhaupt über die Güter der Familie fast autokratisch verfügt. (Typus: Bobo.) Die Verbreitung dieses Typus mit seinen Abschwächungen und leichten Varianten deckt sich etwa mit der der Völker vom „äthiopischen" Kulturtypus im Frobenius-schen Sinne. Diese Völker erstrecken sich vom Senegal (Tenda, Basari) über den Volta (Grussi, Bobo, Habe), Nordtoge (Tim, Basari,

Digitized by Google

Tamberma), Nordnigeria (Yergum, Koro, Tangale u. a.), Nordkamerun (Falli, Margi, Mundang, Vere, Komai, Dakka u. a.), Scharibecken (Musgu, Bana, Sara, Banda), zum Obernil (Bongo, Avokaya, Mundu, Sere, Pambia u. a.) und Oberuelle (Momvu, Ababua, Balesse-Bambuba u. a.). Man könnte sie, da sie sich mit dem sudanischen Sprachtypus decken, besser als Altsudaner bezeichnen. Es sind typische, in unzugängliche Gegenden verdrängte Splitterstämme. Im Kongobecken ist die Grenze nach dem anschließenden Mutterrechtsgebiet weit nach Süden, bis zum südlichen Waldrand, vorgeschoben. Wie in der übrigen Kultur gehört das eigentliche Waldgebiet auch sozial zum Sudan; erst südlich der Linie: Ogowe—Kassai—Lukuga beginnt eine durchaus neue Welt (höhere Staatenformen, großartige bildende Kunst, zahlreichere Musikinstrumente, größere mythenbildende Phantasie u. a. mehr). Hier beginnt auch das Mutterrecht. Das Waldgebiet des Kongo gehört in seiner kulturellen Nüchternheit und Primitivität eher zum Sudan, als zum Begriff „westafrikanische Kultur".

Das Recht der Erstgeburt ist im Osten Afrikas offenbar in der sogenannten „hamitischen Kultur" verhaftet. Die nomadisierenden Viehzüchter müssen es aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht haben. Im Sudan tritt das Erbrecht des ältesten Sohnes in erster Linie in Gebieten mit höherer Staatenentwicklung auf. Es ist nicht unmöglich, daß ein großer Teil dieser Tatsachen auf den Einfluß derselben ostafrikanischen Hirten zurückzuführen ist. An manchem Ort mögen auch die staatlichen und die dynastischen Notwendigkeiten sowie der natürliche Prozeß der Dezentralisierung und Zersplitterung der alten Sippenverfassung durch die Erschütterungen der Eroberungen und des Werdeprozesses des Staates das alte Brudererbrecht verdrängt haben. Es erhält sich dann gerne in einer Kaste oder in einem bedrängten Volksteil (Typus: Mossi).

Das Mutterrecht in Kinderfolge und Erbrecht ist besonders in einem breiten Band vom unteren Sambesi bis zum Ogowe, an der Gold- und Elfenbeinküste, sowie in Nordostafrika und bei den Tuareg verbreitet. Auch im küstennahen Ostafrika und im mittleren Kongobecken erhielten sich Enklaven. Das Verbreitungsgebiet deckt sich nicht ganz mit dem der sogenannten „westafrikanischen Kultur", der man es theoretisch zuzuschreiben gewohnt ist. Es war zweifellos früher weit häufiger und allgemeiner. Darauf deuten viele Spuren bei heutigen Vaterrechtlern (s. Kap. IV). Im Erbrecht ist das dem Bruder-Sohnerbrecht entsprechende (Mutterbruder-) Bruder (von derselben Mutter)-Schwestersohnerbrecht vor allem in Oberguinea und Ostafrika, das Vorrecht des Schwestersohnes besonders in Angola maßgebend. In Angola kann vielerorts auch die Schwester an die erste Stelle treten, eine gute soziale Erklärung für die hohe politische Geltung der Frau in diesen Gebieten (s. Kap. V).

In Nordafrika ist das Mutterrecht durch den Islam offenbar stark verdrängt. Bei den Tuareg und den „kuschitischen" Völkern von Ägypten bis Nordabessinien ist es noch teilweise ganz klar ausgeprägt. Wenn wir nunmehr die ganz deutlichen Spuren des Mutterrechts bei hamitischen und hamitisierten Völkern Ostafrikas und des Westsudans (Massai, Nandi, Akamba, Baganda, Baronga, Hottentotten, Woloff, Mandingo u. a.) in Betracht ziehen, so müssen wir zu der Überzeugung gelangen, daß in den Einflußgebieten „hamitischer" Kultur zwei sozial grundverschieden geartete hamitische Wellen gewirkt haben müssen. Die eine nahm ihren Ursprung in dem alten

Digitized by Google

mutterrechtlichen Nordafrika, das wir mit den von Bachofen erkannten Mutterrechtlern des Mittelmeeres in Bezug setzen können, die andere wohl in der vaterrechtlich-nomadistischen Viehzüchterkultur Asiens und Nordostafrikas. Welche Welle die jüngere und welche die ältere ist, wird kaum mehr zu eruieren sein.

So gibt es zwei getrennte Mutterrechtsgebiete in Afrika, die einen durchaus verschiedenen Ursprung haben: das westafrikanische Mutterrecht und das nordafrikanische Mutterrecht.

Es ist auffallend, daß die stärksten Zentren des Mutterrechts in Gebieten höherer politischer Ordnung liegen (etwa Monomotapa, Sambesi-Lubareiche, Kongo, Loango, Aschanti). Das legt den Gedanken nahe, zu untersuchen, ob nicht auch das westafrikanische Mutterrecht eine Begleitform der Staatenentwicklung in Afrika darstellen kann und etwa den nordafrikanischen Hamiten zuzuschreiben ist. Wir wissen, wieviele Staaten auf das Konto nordafrikanischer Einflüsse zu schreiben sind. Allerdings kämen für eine solche Erklärung wohl in erster Linie nur die Aschantizustände in Frage, das ja kulturell stark mit Nordafrika zusammenhängt. Würde dem so sein, so wäre das eigentliche „westafrikanische Mutterrecht" kartographisch auf die Südhälfte Afrikas, also das Bantugebiet, beschränkt, das nur da vaterrechtlich ist, wo die Sprache entweder sudanische Einflüsse aufweist (Kongowald) oder wo die hamitische Kulturbahn liegt (Osten). Aber diese Zusammenhänge sind noch nicht klar zu durchschauen. Ist das Bantugebiet das Gebiet des Mutterrechts, das Sudangebiet das Gebiet des Vaterrechtes, so würde das den von P. W. Schmidt besonders in neuester Zeit wieder vertretenen linguistischen Anschauungen und seinen Aufstellungen über die Bedeutung der Genitivposition für Sprache und Kultur neue Kraft verleihen. Vielen Anhängern der Ansicht von der Einheit und Zusammengehörigkeit von Sprache und dem übrigen Kulturgut würden hiermit neue Bestätigungen ihrer Theorien geboten. Einstweilen jedoch müssen wir an der Zugehörigkeit des Mutterrechts zum „westafrikanischen Kulturkreis" trotz der Verengung seines Verbreitungsareales festhalten.

Nicht nur Aschanti ist offenbar von den Nordhamiten beeinflußt, sondern wohl auch alle jene Staaten des Sudan, bei denen die Herrscherfamilien mutterrechtlich, die Unterworfenen aber vaterrechtlich organisiert sind. Der von Berbern stark beeinflußte West- und Zentralsudan weist eine ganze Reihe derartiger Staaten auf. Nicht nur die Thronfolge der Mutterlinie ist für die Erkenntnis mutterrechtlicher Dynastiesitten maßgebend; die hohe Stellung der Königin-Mutter, der Schwester des Königs, der königlichen Frauen überhaupt, ist oft ein schlüssiger Beweis, ebenso wie die Ehen zwischen Halbgeschwistern in der Königsfamilie. Am stärksten gedrängt erscheinen diese Elemente im Zwischenseengebiet, wo eine typische Herrschaftsform (hamitische Viehzüchter herrschen über negroide Hackbauer) vorliegt.

Literatur.

Zeitschriften.

1.	Anthropos	A.
2.	L'Anthropologie	L'A.
3.	Archiv für Anthropologie	A. A.
4.	Ausland	Ad.
5.	Bäßler-Archiv	B. A.
6.	Bulletin de la Société de Géographie. Lille	B. S. G. Lille
7.	Bulletin de la Société de Géographie. Paris	B. S. G. Paris
8.	Bulletin de la Société d'Anthropologie. Bruxelles	B. S. A. B.

Digitized by Google

9. Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie . . . . . B. S. R. B. G.
10. Folk-Lore . . . . . F. L.
11. Geographical Journal . . . . . G. J.
12. La Géographie . . . . . La G.
13. Globus . . . . . Globus
14. Journal of the African Society . . . . . J. A. S.
15. Journal of the Royal Anthropological Institute . . . . . J. R. A. I.
16. Man . . . . . Man
17. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten . . . . . M. a. d. d. Sch.
18. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft . . . M. A. G. W.
19. Petermanns Mitteilungen . . . . . P. M. (Ergänz.-Bd.: E.)
20. Proceedings of the Royal Society of Edinburg . . . . . Proc. R. S. Edinb.
21. Revue d'Ethnographie . . . . . R. E.
22. Revue d'Ethnographie, d'Ethnologie et de Sociologie . . . . . R. E. E. S.
23. Revue d'Ethnographie et des Traditions Populaires . . . . . R E. T. P.
24. Revue Congolaise . . . . . R. C.
25. Zeitschrift für Ethnologie . . . . . Z. E.
26. Zeitschrift für Kolonialsprachen . . . . . Z. K. Sp.
27. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde . . . . . Z. A. E.
28. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaften . . . . . Z. V. Rechtsw.

Allgemeines.

1. Frazer: Totemism and Exogamy (4 Bde.) London 1910.
2. Post, A. H.: Afrikanische Jurisprudenz. Oldenburg und Leipzig. 1887.
3. Steinmetz: Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. Berlin 1903.

Reisewerke.

(größere Gebiete)

4. Barth, H.: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika. (5 Bde.) Gotha 1857.
5. Cameron, L.: Across Africa. London 1877.
6. Casati, G.: Zehn Jahre in Äquatoria. (2 Bde.) Bamberg 1891.
7. Dapper: Naukeurige Beschrijvinge der Afrikaensche Gewesten. Amsterdam 1676.
8. Denham, F. R. S.: Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa, in the years 1822, 1823/24. (2 Bde.) London 1826.
9. Frobenius, L.: Und Afrika sprach. Band III. Unter den unsträflichen Äthiopen. Berlin 1913.
10. Maistre, C.: A Travers l'Afrique Centrale. Paris 1895.
11. Nachtigal, G.: Sahara und Sudan. (3 Bde.) Berlin 1879.
12. Rohlfs, G.: Quer durch Afrika. (2 Bde.) Leipzig 1874—1875.
13. Schweinfurth, G.: Im Herzen von Afrika. Leipzig 1878.
14. Stuhlmann, F.: Mit Emin-Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
15. — Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha. (3 Bde.) Hamburg 1919.
16. Valdez: Six years of a traveller's life in Westafrica. London 1861.
17. Wissmann, H.: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Berlin 1889.
18. — Im Innern Afrikas. Leipzig 1888.
19. — Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. Berlin 1907.

Südafrika.

20. Alberti, L.: De Kaffers aan de Zuidkust van Afrika. Amsterdam 1810.
21. Béguin: Les Ma-Rotse. Lausanne 1903.
22. Brauer, E.: Züge aus der Religion der Herero. Leipzig 1925.
23. Casalis, E.: Les Bassoutos. Paris 1859.
24. Dannert, E.: Zum Rechte des Herero. Berlin 1906.
25. Fritsch, G.: Die Eingeborenen Südafrikas. Breslau 1872.
26. Holub, E.: Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881.
27. Irle, J.: Die Herero. Gütersloh 1906.
28. Junod, H. A.: The Life of a South-African Tribe. (2 Bde.) Neuchatel 1913.
29. Kolb, Peter: Caput Bonae Spei Hodiernum. Das ist: Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der guten Hoffnung. Nürnberg 1719.
30. Kropf, A.: Das Volk der Xosakaffern. Berlin 1889.
31. Livingstone, D. u. Ch.: Narrative of an Expedition to the Zambezi and its Tributaries. London 1865.
32. — Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Leipzig 1858.
33. Maclean, C. B.: A Compendium of Kafir Laws and Customs. Grahamstown 1906.
34. Merensky, A.: Beiträge zur Kenntnis Süd-Afrikas. Berlin 1875.

Digitized by Google

35. Passarge, S.: Die Buschmänner der Kalahari. Berlin 1907.
36. Dos Santos: Eastern-Aethiopia in G. Mac Theal: Records of S. E. Africa VII.
37. Schinz, H.: Deutsch-Südwest-Afrika. Oldenburg und Leipzig.
38. Schultze, L.: Aus Namaland und Kalahari. Jena 1907.
39. Smith, E. W. and Dale, A. M.: The Ila speaking Peoples of Northern Rhodesia. London 1920.
40. Tönjes, H.: Ovamboland. Berlin 1911.
41. Vedder: Die Berg-Dama (Bd. I.) Hamburg 1923.

Ostafrika.

42. Andree, K.: Die Expeditionen Burtons und Spekes. Leipzig 1861. (2 Bde.)
43. Baumann, O.: Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894.
44. Burton: The Lake Regions of Central-Africa. (2 Bde.) London 1860.
45. Cunningham, J. F.: Uganda and its Peoples. London 1905.
46. Czekanowski, J.: Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet. (Bd. I.) Leipzig 1917.
47. Dempwolff, O.: Die Sandawe. Hamburg 1916.
48. Fülleborn, F.: Das deutsche Njassa- und Rovumagebiet. Berlin 1906.
49. Gouldsbury a. Sheane: The Great Plateau of Northern Rhodesia, London 1911.
50. Hollis, A. C.: The Nandi. Oxford 1909.
51. Kollmann, P.: Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie. Berlin 1898.
52. Lechaptois: Aux Rives du Tanganika. Maison-Carrée (Alger). 1913.
53. Lindblom, G.: The Akamba. Upsala. 1919. 1920.
54. Merker, M.: Die Masai. Berlin 1910.
55. Meyer, H.: Die Barundi. Leipzig 1916.
56. Nigmann, E.: Die Wahehe. Berlin 1908.
57. Purvis, I. B.: Through Uganda to Mount Elgon. London 1909.
58. Reche, O.: Zur Ethnographie des abflußlosen Gebietes Deutsch-Ost-Afrikas. Hamburg 1914.
59. Rehse, H.: Kiziba, Land und Leute. Stuttgart 1910.
60. Roscoe, J.: The Bagesu. Cambridge 1924.
61. — The Bakitara. Cambridge 1923.
62. — The Baganda. London 1911.
63. Routledge, W.: With a Prehistoric People. The Akikuyu. London 1910.
64. Weiß, M.: Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1910.
65. Werner, A.: The Natives of British Central-Africa. London 1906.
66. Weule, K.: Wissenschaftliche Ergebnisse meiner ethnographischen Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1908.

Nordostafrika und Niloten.

67. d'Almeyda, M.: Historia Geral de Ethiopia 1660.
68. Beech, M. W. H.: The Suk. Their Language and Folklore. Oxford 1911.
69. Bieber, Fr. J.. Kaffa (2 Bde.) Münster 1920. Wien 1923.
70. Bruce, J.: Reisen in das Innere von Afrika, nach Abessinien an die Quellen des Nils. Leipzig 1791.
71. Driberg, J. H: The Lango. London 1923.
72. Hartmann, R.: Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordostafrika. Berlin 1863.
73. Hofmayr, W.: Die Schilluk. Mödling 1925.
74. Kaufmann, A.: Schilderungen aus Central-Afrika. Brixen und Lienz 1862.
75. Munzinger, W.: Über Sitten und das Recht des Bogos. Winterthur 1859.
76. — Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864.
77. Paulitschke, Ph.: Ethnographie Nordost-Afrikas. Berlin 1893.
78. van den Plas, J.: Les Kuku. Brüssel 1910.
79. Westermann: The Shilluk People. Berlin 1912.

Kongogebiet und Angola.

80. Bastian, A.: Ein Besuch in San Salvador. Bremen 1859.
81. Bruel: L'Afrique Equatoriale Française. Paris 1918.
82. Capello-Ivens: From Benguella to the territory of Yacca. London 1862.
83. Carvalho: Ethnographia e Historia traditional dos Povos da Lunda. Lissabon 1890. (2 Bde.)
84. Colle, R. P.: Les Baluba. Brüssel 1913.
85. Czekanowski, J.: Forschungen im Nil-Congo-Zwischengebiet. II. Uelle-Ituri-Nilländer. Leipzig 1924.
86. Delhaise: Les Warega. Brüssel 1909.
87. Dennett, R. E.: At the Back of the Black Man's Mind. London 1906.
88. Diniz, F.: Populações Indigenas de Angola. Coimbra 1918.

Digitized by Google

89. Douville: Voyage au Congo et dans l'Afrique équinoxiale 1828–1830. Stuttgart 1832.
90. Engels: Les Wangata. Brüssel 1912.
91. Frässle, J.: Meiner Urwaldneger Denken und Handeln. Freiburg i. Brg. 1923.
92. Gaud, F.: Les Mandja. Brüssel 1911.
93. Halkin u. Viaene: Les Ababua. Brüssel 1911.
94. Hutereau, A.: Notes sur la vie familiale et juridique de quelques populations du Congo Belge. (Annales du Museé du Congo. Série III., I. 1). Brüssel 1909.
95. Johnston, H. H.: George Grenfell and the Congo. London (2 Bde.)
96. Magyar, L.: Reisen in Südafrika. 1859.
97. Melland, F. H.: In Witch-Bound-Africa. London 1923.
98. v. Overbergh, C.: Les Basonge. Brüssel 1908.
99. Pechuel-Lösche, E.: Volkskunde von Loango. Stuttgart 1907.
100. Pogge, P.: Im Reiche des Muata Jamwo. Berlin 1880.
101. Proyart: Histoire de Loango, Kakongo et autres Royaumes d'Afrique. Paris 1776.
102. Schachtzabel, A.: Im Hochland von Angola. Dresden 1923.
103. Schütt, O.: Reisen im südwestlichen Becken des Kongo. Berlin 1881.
104. Torday u. Joyce: Notes ethnographiques sur des populations habitants les Bassins du Kasai et du Kwango Oriental. Brüssel 1922.
105. — Notes ethnographiques sur les peuples communément appelés Bakuba, ainsi que sur les peuplades apparentées. Les Bushongo. (Annales du Musée du Congo. Série III., II., 1). Brüssel 1911.
106. Weeks, J. H.: Dreißig Jahre am Kongo. Breslau 1914.
107. — Among Congo Cannibals. London 1913.
108. — Among the Primitive Bakongo. London 1914.

Kamerun und Ogowegebiet.

109. Buchholtz: Reisen in Westafrika. Leipzig 1880.
110. Du Chaillu: A journey to Ashango-Land. London 1861.
111. — Explorations and adventures in Equatorial Africa. London 1861.
112. Hutter, F.: Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. Braunschweig 1902.
113. Payeur-Didelot: Trente mois au Continent Mystérieux. Paris 1899.
114. Rein-Wuhrmann, A.: Mein Bamumvolk. Stuttgart 1925.
115. Sieber, I.: Die Wute. Berlin 1925.
116. Staschewski: Die Banjangi. Beiheft VIII z. Bässler-Archiv. Berlin 1917.
117. Tessmann, G.: Die Pangwe. (2 Bde.) Berlin 1913.
118. — Fernando-Po und die Bube. Hagen 1923.
119. Thorbecke, F. M.: Im Hochland von Mittel-Kamerun, Bd. III. Hamburg 1919.
120. Trilles, R. P. H.: Totémisme chez les Fan. Münster 1912.

Westsudan und Oberguinea.

121. Arcin, A.: La Guinée Française. Paris 1907.
122. Le Barbier, L.: Etude sur les populations Bambaras de le vallée du Niger. Paris 1906.
123. Bosman: Nawkeurige Beschryving van de Guinese Goud-Tand-en Slave Kust. Utrecht 1704. (2 Bde.)
124. Bowdich: Mission from Cape-Coast-Castle to Ashantee. London 1819.
125. Büttikofer: Reisebilder aus Liberia. Leiden 1890.
126. Caillié: Journal d'un voyage à Temboctou et à Djené. Paris 1830.
127. Chaudoin: Trois mois de Captivité au Dahomey. Paris 1891.
128. Clozel-Villamur: Coutumes indigènes de la Côte d'Ivoire. Paris 1902.
129. Dalzel: Geschichte von Dahomey. Leipzig 1799.
130. Delafosse, M.: Haut-Sénégal-Niger. (3 Bde.) Paris 1912.
131. — Essai de manuel pratique de la langue Mandé ou Mandingue. Paris 1901.
132. Ellis: The Yoruba speaking peoples of the Slave-Coast. London 1894.
133. — The Tshi speaking peoples of the Gold-Coast. London 1887.
134. — The Ewe speaking peoples of the Slave-Coast. London 1890.
135. Frobenius, L.: Volksdichtungen aus Oberguinea. Jena 1924. (Atlantis. Bd. XI).
136. — Spielmannsgeschichten der Sahel. Jena 1921. (Atlantis. Bd. VI).
137. — Erzählungen aus dem Westsudan. Jena 1922. (Atlantis. Bd. VIII).
138. — Dämonen des Sudan. Jena 1924. (Atlantis Bd. VII).
139. — Dichten und Denken im Sudan. Jena 1925. (Atlantis. Bd. V).
140. — Kulturtypen aus dem Westsudan. Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsband 166. Gotha 1910.
141. Hecquard: Reise an der Küste und in das Innere von Westafrika. Leipzig 1854.
142. Le Herissé, R.: L'ancien royaume du Dahomey. Paris 1910.
143. — Voyage au Dahomey et à la Côte d'Ivoire, Paris 1903.
144. Lafitte: Le Dahomé. Paris 1883.

Digitized by Google

145. Rattray, R. S.: Ashanti. Oxford 1923.
146. Spieth. J.: Die Ewestämme. Berlin 1906.
147. Talbot, P. A.: Life in Southern Nigeria. London 1923.
148. Tauxier, L.: Le Noir du Soudan. Paris 1912.
149. — Le Noir de Bondoukou. Paris 1921.
150. — Nègres Gouros et Gagous. Paris.
151. Thomas, N. W.: Anthropological Report on Sierra-Leone. London 1916.
152. — Anthropological Report on the Edo-speaking peoples. (2 Bde.) London 1910.
153. — Anthropological Report on the Ibo-speaking peoples. (3 Bde.) London 1913.
154. Westermann, D.: Die Kpelle. Göttingen 1921.

Zentralsudan.

155. Baikie: Narrative of an explorative voyage up the Rivers Kworra and Binue in 1854. London 1856.
156. Frobenius, L.: Volkserzählungen und Volksdichtungen aus dem Zentralsudan. (Atlantis Bd. IX). Jena 1924.
157. Meek: The Northern Tribes of Nigeria. London 1925. (2 Bde.)
158. Tremearne, A. J. N.: Hausa Superstitions and Customs. London 1913.

Nordafrika.

159. El Bekri: Description de l'Afrique Septentrionale. Alger 1913.
160. Bissuel, H.: Les Touareg de l'Ouest. Alger 1888.
161. Duveyrier, H.: Exploration du Sahara. Les Touareg du Nord. Paris 1864.
162. Ermann: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. (2 Bde.) Tübingen.
163. Hanoteau, A., et Letourneux, A.: La Kabylie et les coutumes Kabyles. (3 Bde.) Paris 1893.
164. Jean, C.: Les Touareg du Sud-Est. L'Air. Paris 1909.
165. Lepsius: Briefe aus Ägypten. 1852.
166. Richardson: Travels in the Great Desert of Sahara. London 1848. (2 Bde.)

Manuskripte im Museum für Völkerkunde, Berlin, abgekürzt: Ms. M. f. V. B.

Weitere Literatur im Text.

Digitized by Google

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 16. Januar 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr Wiegers: 1. Angebliche Paläolithe der Oberlausitz. 2. Neue paläolithische Skulpturen aus den Pyrenäen. (Mit Lichtbildern.)
Herr Schuchhardt: Pelasger — Etrusker. (Mit Lichtbildern.)

(1) Die Gesellschaft beklagt den Tod von zwei verdienten alten Mitgliedern, des Herrn Geh.-R. Prof. Dr. Adolf Passow, Leiter der Ohrenklinik bei der Charité (Mitglied seit 1895), und des Herrn Umlauff in Hamburg, der als Naturalienhändler auch vielfach wertvolle ethnologische Gegenstände unserem Museum vermittelt hat (Mitglied seit 1879).

(2) Die englischen und französischen Oberkommissare von Palästina und Syrien erlassen den Aufruf zu einem dreiwöchigen archäologischen Kongreß, der am 8. April in Beirut beginnen, durch Hauptausgrabungsplätze, wie Damaskus, Baalbek, Jericho, Gezer führen und in Jerusalem enden soll. Vergünstigungen für Reise und Aufenthalt werden zugesichert.

(3) Bei der Wahl des Ausschusses wurden die Herren Professor Dr. Erwin Baur, Prof. Dr. Alfred Götze, Dr. Hindenburg, Landgerichtsdirektor Wilhelm Langerhans, Prof. Dr. Alfred Maaß, Prof. R. Mielke, Hermann Sökeland, Paul Staudinger und Medizinalrat Prof. Dr. Curt Strauch wiedergewählt. Zum Obmann wählte der Ausschuß Herrn Sökeland.

(4) Herr Fritz Wiegers hielt den angekündigten Vortrag:

Die angeblichen paläolithischen Werkzeugfunde in der Oberlausitz.

Auf der diesjährigen Juni-Tagung der Berufsvereinigung Deutscher Prähistoriker in Bautzen sprach Herr Prof. Feyerabend[1]) aus Görlitz über neue Paläolithfunde der Oberlausitz und bezeichnete die Funde des Herrn Bräuer aus Löbau auf Grund einer Hauser'schen[2]) Bestimmung als „unwiderlegliche Artefakte des Micoquemenschen". Im November d. J. waren die „Artefakte" in Leipzig im Heimatmuseum, Lortzingstraße 3, ausgestellt und ich konnte sie dort, in Gegenwart des Vorstandes, des Herrn K. Braune, besichtigen. —

Deutschland ist nicht gerade reich an Werkzeugen des Menschen der Eiszeit, und wenn an irgend einer Stelle des Landes ein neuer Fund gemacht wird, so ist es ein Ereignis, das in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen erregt. Häufen sich allerdings die Funde in einer Gegend in kurzer Zeit so, wie es um Löbau herum geschah, wo im Laufe eines Jahres gegen 30 Fundstellen festgestellt wurden oder wo mit anderen Worten in jeder Kiesgrube Steinwerkzeuge vor-

[1]) Bautzener Geschichtshefte, Ergänzungsband 1925. Heft 2. S. 44.
[2]) O. Hauser: Die großen Funde von Löbau i. S. Umschau 1925. S. 588—590.

Digitized by Google

kommen sollen, dann wird das Mißtrauen rege, das in diesem Falle in der Tat völlig gerechtfertigt war, denn die sämtlichen in Leipzig ausgestellten vorgeblichen Werkzeuge — und sicherlich hatte man die besten Stücke ausgesucht — sind keine altsteinzeitlichen Werkzeuge.

Die Diluvialprähistorie verlangt in Deutschland andere wissenschaftliche Grundlagen, als in Frankreich, wo in manchen Gegenden die Kulturstätten des Menschen dicht gedrängt liegen, wo die Kulturschichten oft mehrere Meter mächtig nur aus Asche, Knochen, Steinwerkzeugen und Abfallsplittern bestehen und jeder Feuerstein in Menschenhand gewesen sein muß. In Deutschland ist die Diluvialprähistorie nicht zu trennen von der Diluvialgeologie[3]). Die Eiszeit hat mit ihren bis 1000 m mächtigen Eismassen Frankreich verschont, Deutschland aber mindestens dreimal im Verlauf von etwa 500000 Jahren heimgesucht. Die gewaltigen Eismassen übten auf den vom Schmelzwasser durchtränkten und gefrorenen Boden einen gewaltigen Druck aus, ebenso aber auch auf alle Steine, die sie in ihren tieferen Schichten, in der sogenannten Grundmoräne, von der Ostsee her nach Süden schleppten und die sie vielfach glätteten, schrammten, schabten oder zerbrachen. So wurden in der sich bewegenden Grundmoräne und auch wohl noch in den von den Schmelzwässern abgelagerten groben Schottern die Feuersteine gepreßt, zerbrochen und kantenbestoßen, sodaß Gebilde entstanden, die das Aussehen von echten Werkzeugen vortäuschen können.

Wenn der Feuerstein vermöge seiner strukturellen Eigenschaft die Fähigkeit hat, auf einen geschickt geführten Schlag hin in ganz bestimmter Weise zu springen, so ist leicht einzusehen, daß, wenn ein solcher Druck durch andere Ursachen erfolgt, z. B. in der Moräne unter dem Eise, ganz ähnliche Wirkungen entstehen in Gestalt von Abschlägen und Kernsteinen. Aber wohlgemerkt, es sind nur ähnliche, nicht idente Erscheinungen. Wird nun gegen die Kante eines solchen im Eise festsitzenden Abschlages mit Gewalt ein anderer im Eise festsitzender Stein gepreßt, so können Absplitterungen an der Kante entstehen, die den beabsichtigten Retuschen der Werkzeuge ähnlich, aber nicht ident sind.

Als vor 25 Jahren, ausgehend von Belgien, überall nach den ersten primitiven Werkzeugen des Menschen, den sogenannten Eolithen (von Eos = Morgenröte und lithos = Stein) gesucht und überall solche Eolithe gefunden wurden, habe ich als einer der ersten nachgewiesen[4]), daß sie unabhängig von dem geologischen Alter des Fundortes, in allen Schichten des Diluviums vorkommen und daß es sich stets um zwar werkzeugähnliche, aber ganz zweifellose Zufallsprodukte handelt, die um so schöner waren, je stärker in den Fundschichten die Druck- und Pressungsursachen gewirkt hatten. Das ist z. B. der Fall in endmoränenartigen Bildungen oder in Schichten, in denen die Steine sehr heftig gegeneinander geworfen waren, wie bei den marinen Brandungsgeröllen.

Die Grube westlich vom Bahnhof Dürrhennersdorf ist bereits beschrieben; eine zweite Grube befindet sich östlich des Bahnhofes, gegenüber der mechanischen Weberei von Herold. In dieser zeigen die Sande und Kiese ein Einfallen von 30—40° nach Westen und

[3]) F. Wiegers: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. Pr. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 84. Berlin 1920.

[4]) F. Wiegers: Die natürliche Entstehung der Eolithe im norddeutschen Diluvium. D. Geol. Ges. Mo.-Ber. 1905. S. 485—514.

Digitized by Google

Südwesten. Feuersteine sind hier sehr reichlich, besonders in den oberen Schichten, was nach Grahmann im dortigen Randdiluvium stets für glaziale Entstehung spricht.

Der Gesamteindruck in allen von uns untersuchten Gruben war der einer zweifellos glazialen Entstehung der Ablagerungen; in allen Gruben handelt es sich entweder um feinkörnige Stauseebildungen vor dem Eise (Bändertone und Schleppsande) oder um grobe kiesig-sandige Bildungen, um Abschmelzprodukte unmittelbar am Eisrande selbst.

Wenn Hauser und mit ihm Feyerabend u. a. die angeblichen Artefakte von Löbau dem Micoquemenschen zusprechen, dann wäre zu erwarten gewesen, daß zunächst einmal der geologische Beweis für das letztinterglaziale Alter der Kiese oder der Artefakte erbracht wäre. Aber keiner der Herren hat diese Frage untersucht, sondern Feyerabend[5]) nimmt einfach an, daß sämtliche Funde „von einer noch nicht aufgefundenen höher gelegenen Station durch die Schmelzwasser der letzten Eiszeit nach verschiedenen Stellen abgerollt worden" seien, „wenn sich nicht eine in der Nähe von Dürrhennersdorf in einer Tiefe von 4,50 m gefundene Steinsetzung als wirkliche Herdstelle und somit als Siedelungsstätte erweisen sollte". Ebenso phantastisch ist die Vorstellung Hausers:[6] „es könnte möglich sein, daß eine von Süden kommende Diluvialhochflut auf ihrer Rückstauung die bis jetzt konstatierten Artefakte mitgenommen und sie in den geographisch eng begrenzten Fundstellen verlagert hätte".

Wenn man derartige Auffassungen als Grundlagen nimmt, ohne auch nur den geringsten Versuch eines Beweises, einer tatsächlichen Begründung zu geben, dann ist die Beweisführung nicht wissenschaftlich, sondern laienhaft.

Die Geologie ist die Grundlage der deutschen Diluvial-Prähistorie! Die Außerachtlassung dieser fundamentalen Wahrheit muß zu Irrtümern führen, wie es in diesem Falle geschehen ist. Die Verwechselung einer glazialen Blockpackung mit einer menschlichen Herdstelle ist doch geradezu beschämend.

Zur letzten Eiszeit war die Oberlausitz eine Steppenlandschaft; der Eisrand lag viele Kilometer weiter nördlich und von Eisschmelzwassern war dort ebensowenig zu spüren, wie von Fluten, die von Süden kamen und bis 360 m Meereshöhe anstiegen. Solche Wassermassen hätten ganz Sachsen bis weit hinauf nach Preußen in ein riesiges mitteldeutsches Binnenmeer verwandelt, von dem uns heute wohl noch untrügliche Spuren in Gestalt von Seeterrassen, Seeablagerungen u. a. erhalten wären. Aber eine derartige diluviale Hochflut ist niemals dort gewesen, vor allem nicht zur letzten Eiszeit. —

Die moränale Entstehung der Löbauer Kiese durch unmittelbare Ausschmelzung aus dem Eise macht es erklärlich, daß Funde von diluvialen Wirbeltieren und Schnecken völlig fehlen. Die fluviatilen Pleißeschotter von Markkleeberg, die der zweiten Eiszeit angehören, enthalten dagegen Knochen von Mammut, Rhinoceros u. a.

Es könnte nun noch die Ansicht ausgesprochen werden, daß die fraglichen Feuersteine als „Werkzeuge" vom Eise aufgenommen und nach Süden verschleppt wären. Hiergegen läßt sich einwenden, daß es vor der ersten Vereisung in der Oberlausitz und weiter nördlich

[5]) Professor Ludwig Feyerabend: Die älteste Besiedelung der sächsischen Oberlausitz. Dresdner Nachrichten und Bautzener Nachrichten Nr. 219 vom 19. 9. 1925.
[6]) O. Hauser: Paradies des Urmenschen 1925.

Digitized by Google

keine Feuersteine gab. Sie sind vielmehr alle erst durch das erste Eis von der Ostseeküste nach Süden verfrachtet worden.

Da die ältesten, uns sicher bekannten menschlichen Kulturen nur bis in die erste Zwischeneiszeit zurückreichen, wir aus der ersten Eiszeit bisher überhaupt noch keinen sicheren Nachweis des Menschen haben, so sprechen alle geologischen und typologischen Gründe dagegen, daß die als Werkzeuge ausgegebenen Feuersteine wirklich Werkzeuge sind. Wir können sie nur als Zufallsprodukte deuten, wie ich es auch 1922 mit den mitteldeutschen angeblichen Paläolithen von Sangerhausen, Hettstedt und Teutschental getan habe.[7])

Es stellte sich heraus, daß diese Eolithe keineswegs auf das Diluvium beschränkt waren, sondern daß sie auch in viel älteren tertiären Schichten vorkamen. Die schönsten Eolithe, mit den deutlichsten Anklängen an echte Werkzeuge — die auch die Löbauer Funde an Artefaktähnlichkeit weit übertreffen — habe ich in der Brüsseler Sammlung Rutots aus den Schottern des Eozäns und des Oligozäns gesehen, deren Ablagerung weit vor der Entstehungszeit des ersten Menschen liegt.

In Deutschland ist die natürliche Entstehung der Eolithe seit Jahren von allen Prähistorikern anerkannt. Es ist ein Rückfall in den längst überwundenen Trugschluß, wenn heute Feuersteine nochmals als Paläolithe hingestellt werden, die nichts weiter sind, als auf natürlichem Wege entstandene Eolithe, die jeder, der die technischen oder typologischen Unterschiede zwischen beabsichtigten und zufälligen Formen studiert hat, schnell als letztere erkennt. So muß denn mit aller Entschiedenheit gesagt werden, daß sich unter den etwa 500 in Leipzig ausgestellten Löbauer Funden nicht ein einziges wirkliches paläolithisches Artefakt befindet.

Diese Erkenntnis wird nun noch gestützt durch die geologische Altersbestimmung der Fundstellen. Das Sächsische Geologische Landesamt in Leipzig hatte die Freundlichkeit, auf meine Bitte den Landesgeologen Dr. Grahmann mit dem Besuch der Fundstellen zu beauftragen. Wir haben gemeinsam etwa 10 Kiesgruben in der Umgegend von Löbau bei Zoblitz, Georgewitz, Oelsa, Schweidnitz, Dürrhennersdorf, Neu-Cunersdorf und Nadelwitz untersucht. Das Ergebnis war folgendes:

Nach der amtlichen Auffassung des Geologischen Landesamtes ist die Oberlausitz nur einmal und zwar während der ersten Eiszeit vereist gewesen, während in der Leipziger Gegend eine zweimalige Vereisung stattgefunden hat.[8]) Die Kiesablagerungen der Oberlausitz, die in den verschiedensten Höhenlagen — zwischen 190 m bei Nadelwitz und 360 m bei Dürrhennersdorf — vorkommen, sind keine Flußschotter, wie die alten Pleißeschotter bei Markkleeberg, sondern Moränenkiese, die aus der Grundmoräne vor und unter dem Eise ausgeschmolzen und gelegentlich von diesem noch einmal überschritten und gestaucht wurden. So finden wir in den Gruben sowohl annähernd horizontal gelagerte Kiese (Nadelwitz), wie stark geneigte, mit etwa 40° einfallende (Oelsa) oder gar völlig zusammengestauchte und in Falten zusammengeschobene Kiese (Dürrhennersdorf).

---

[7]) F. Wiegers: Neue und vermeintliche Funde paläolithischer Artefakte aus dem Diluvium Sachsens. Diese Zeitschrift 1922, S. 29—39.

[8]) R. Grahmann: Diluvium und Pliozän in Nordwestsachsen. Abhdl. d. Sächs. Ak. d. Wissenschaften, Leipzig 1925, Bd. 39, Heft 4.

Digitized by Google

In dieser Grube, gegenüber dem Bahnhof Dürrhennersdorf, sind die Lagerungsverhältnisse folgendermaßen zu erklären: die Schmelzwasser haben zuerst grobe Schotter abgelagert, dann hat sich das Eis ein Stück zurückgezogen und über dem ehemaligen Schmelzwasserbett entstand ein Stausee, in dem mehrere Meter feiner Sande, sogenannter Schleppsande, zu Boden fielen. Bei einem erneuten Vorstoß des Eises wurden die Schotter mitsamt den Schleppsanden — wahrscheinlich in gefrorenem Zustande — aufgepreßt und in eine liegende Doppelfalte überschoben, so daß die Schotter nun nicht nur unter, sondern auch über den Schleppsanden liegen.

Die Sandgrube bei Oelsa zeigt an einer Stelle ein Einfallen der Schichten von etwa 40° nach Südwesten, an anderen Stellen aber eine annähernd horizontale Lagerung. Aufgeschlossen sind sowohl grobe Geschiebesande, wie feine Schleppsande, die sich auch als Schollen im Kies finden. Das Ganze stellt nach Grahmann einen typischen Moränenkies dar.

Bei der Landesanstalt Groß-Schweidnitz besuchten wir zwei Sandgruben, in denen kreuzgeschichtete Sande aufgeschlossen sind, überlagert von einer 1—1,5 m mächtigen Fließerdeschicht. Auch hier finden sich grobe kiesige Sande und tonige Feinsande, die jeweils einer starken oder einer schwachen Schmelzwasserperiode entsprechen. Am Boden der größeren der beiden Gruben liegen mächtige Blöcke Lausitzer Granites, von über 1 m Durchmesser, die nur durch das Eis selbst transportiert sein können. Der eine dieser Granitblöcke zeigte eine sehr schöne durch das Eis geschrammte Oberfläche.

In der Diskussion über den Vortrag sprach zuerst Herr Spanuth (Hameln):

Die Verdienste des Herrn Dr. Wiegers um die paläolithische Forschung sind zweifellos. Er hat vor fast genau 25 Jahren als einer der ersten erkannt, daß die diluviale Prähistorie nicht länger ohne Verbindung mit der geologischen Wissenschaft ihre Arbeit mit Aussicht auf Erfolg treiben könne. Er hat sich dem von seiten der Prähistoriker an die Fachgeologen fast gleichzeitig ergehenden Rufe zur Mitarbeit als einer der ersten freudig gestellt und seitdem in zahlreichen Abhandlungen unsere Wissenschaft von der Seite der Geologie her befruchtet.

Wogegen ich mich aber, solange ich selbst in bescheidenen Grenzen in diesen Fragen mitarbeite, stets gewehrt habe, ist die Formulierung des Verhältnisses der Geologie zur Paläolithik in dem Satze: die diluviale Prähistorie sei eine geologische Wissenschaft. Selbst wenn diese Formel eine bewußte Zuspitzung des an sich unbestreitbaren Anteils der Geologie an den Methoden der Erforschung der urzeitlichen Kultur darstellt, so geht es doch m. E. nicht an, auch nur in hyperbolischer Form die Selbständigkeit der paläolithischen Forschung in Frage zu stellen. Wenn auch die theoretische Frage des Verhältnisses von geologischer und prähistorischer Wissenschaft hier nicht zur Erörterung steht, so ist doch die Betonung des Eigenrechtes der letzteren in dem Zusammenhange des heutigen Themas nicht zu umgehen, da Herr Dr. W. gerade im vorliegenden Falle von diesen seinen Prämissen aus zu Schlußfolgerungen gelangt, deren Unrichtigkeit ich glaube nachweisen zu können. Herr Dr. W. kommt nämlich auf Grund des geologischen Befundes der Lausitzer Fundstätten, die er für grundsätzlich steril ansprechen zu müssen glaubt, zu einer völligen Verwerfung der bekanntgewordenen Fund-

Digitized by Google

objekte als menschlicher Arbeitserzeugnisse. Er spricht ihnen von vornherein den Charakter als Artefakte ab und beurteilt sie als natürliche „Eolithen", deren Formen z. T. nur zufällige Ähnlichkeit mit echten Paläolithen aufweisen. Freilich glaubt er zu diesem Verdikt auch auf Grund einer typologischen Betrachtung der Funde kommen zu müssen, die nach seiner Überzeugung bei keinem einzigen Stück den bekannten typischen Formen des Systems entsprechen. Aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß die letztere Betrachtungsweise nach der grundsätzlichen Einstellung des Herrn Vorredners eigentlich keine Bedeutung mehr hat.

Es sei demgegenüber die Frage aufgeworfen, ob die Diluvialgeologie wirklich schon auf so festen Füßen steht, daß sie von sich aus eine solche Frage kategorisch entscheiden kann? Ob sie nicht noch mit Fehlerquellen rechnen muß? Ob sie bereits alle Möglichkeiten und Wege, auf denen Artefakte in sekundäre Lagerung gelangen können, erschöpfend überschaut?

Und was den zweiten Einwand gegen die Artefaktnatur der Lausitzer Feuersteine angeht: ihre mangelnde Übereinstimmung mit den „Typen" des älteren Paläolithikums, so bedarf diese einseitige Betrachtungsweise, wie sie heute auf unserm Gebiete fast überall noch stattfindet, unbedingt einer Revision. Der ganze Gedanke der „typischen" „Leitformen" ist bisher sehr überspannt worden. Schon für die französische Altsteinzeit erschöpft er den tatsächlichen Formenbestand der einzelnen Kulturperioden durchaus nicht. Die Idee der geologischen „Leitfossilien", bei denen es sich um naturgesetzliche und eben deshalb nach Vorkommen und Formen absolut regelmäßige Typen handelt, hat hier offenbar auf ein Gebiet eingewirkt, das jenem gesetzlichen Zwang nicht unterworfen ist. Vollends aber darf das französische Typenschema nicht einfach auf das deutsche Diluvium übertragen werden. Hier kommt es vielmehr darauf an, zunächst den Bestand und das gesamte Material der einheimischen Fundstätten vorurteilslos zu prüfen. Daraus ergibt sich dann vielleicht auch für Deutschland eine in gewissen Grenzen berechtigte Typologie und Systematik der Fundschichten und -Perioden. Es geht aber nicht an, Funde deshalb als unecht abzulehnen, weil ihre Form oder die Art ihrer Bearbeitung mit dem uns bekannten Material nicht übereinstimmt.

Ich bin in der Lage, die Richtigkeit dieser kritischen Bemerkungen zu beweisen, indem ich der Versammlung einige neuere Fundobjekte vorlege, die von dem Entdecker der Lausitzer Fundprovinz, Herrn Bräuer in Löbau, gefunden und von Dr. Hauser begutachtet sind. Es handelt sich vor allem um mehrere große Keile, der eine von ausgezeichneter Technik der Bearbeitung aus Silex, gefunden bei Kl.-Schweidnitz, der andere — roher bearbeitet — aus Felsgestein; Daneben, z. T. von derselben Fundstätte, z. T. von Dürrhennersdorf, einige kleinere Spitzen aus Feuerstein, die dieselbe Grundform, nur in verkleinertem Maßstabe, nämlich die des Dolchkeils, repräsentieren. Daß es sich bei diesen Stücken um Artefakte handelt, ist überwältigend klar. Der große Keil aus Feuerstein dürfte nach meiner Kenntnis der Dinge der schönste bislang in Deutschland gemachte Fund aus der diluvialen Kultur sein. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich den schriftlichen Fundbericht des Herrn Bräuer, mit dem er diese Stücke begleitet hat, eingesehen und die angehefteten Fundetiketten als von seiner Hand geschrieben erkannt habe. An der Zuverlässigkeit der Herkunft ist kein Zweifel möglich.

Digitized by Google

Ich ziehe daraus den Schluß, daß nunmehr kein Recht mehr besteht, die übrigen Fundstücke, auch wenn sie weniger klassische Form aufweisen, a limine zurückzuweisen, sondern daß damit grundsätzlich die Oberlausitzer Fundprovinz in die Reihe, und zwar in die erste Reihe, der deutschen paläolithischen Fundstätten gerückt ist. Es ist nicht Aufgabe der Prähistorie, die entgegenstehenden Bedenken der Geologie zu zerstreuen, sondern umgekehrt der Geologie, sich mit diesem Tatbestand auseinanderzusetzen.

Zugleich ist damit Hausers These von der zeitlichen Datierung und Klassifizierung der Oberlausitzer — und verwandter — diluvialer Funde aufs neue ernstlich zur Debatte gestellt. Nicht bloß, weil jene geradezu klassischen Keile ihre nächstliegende Parallele in den Micoque-Dolchen haben, sondern auch wegen der sonstigen zahlreichen Fundstücke, die — wie die Hoch- und Kielkratzer — schlechterdings in die altpaläolithische Periode sich nicht einfügen lassen, sondern in ihrer Verbindung als Ganzes die Annahme einer zwischen Alt- und Jung-Paläolithikum liegenden Entwicklungsstufe fordern. Es war mir höchst interessant, im letzten Jahre in Markkleeberg eine Reihe von Funden zu machen, die denen der Oberlausitz so auffallend gleichen, daß eine zeitliche kulturelle Berührung zwischen beiden Fundstätten sich ohne weiteres ergibt.

Herr Wiegers: Mein Vortrag hat sich nur auf die Feuersteine bezogen, die in Leipzig ausgestellt waren. Die Sachen, die Herr Spanuth vorgelegt hat, sind z. T. zwar auch Zufallsprodukte, zum anderen Teil aber sind es unbestreitbare Werkzeuge und dadurch wird zunächst eine völlig neue Situation geschaffen. Wenn diese an der Gültigkeit meiner Äußerungen nichts zu ändern vermag, so liegt das daran, daß Herr Spanuth uns nur erzählt hat, die Stücke stammten aus den Kiesgruben. Er hat uns aber keine Fundschicht mitgeteilt, ja er hat die Fundorte der Stücke kaum angeben können. Seine Mitteilungen entbehren also der wissenschaftlichen Grundlage und sind daher völlig wertlos. Auch die Ausführungen Spanuths über die Geologie zeigten, daß er mit dieser Materie nur sehr oberflächlich vertraut ist und daß er die wirkliche Stellung der Geologie zur Prähistorie nicht erkannt hat.

Ich stehe allerdings auf dem Standpunkt, daß die Diluvialprähistorie in Deutschland in erster Linie eine geologische Wissenschaft ist, da ich den geologischen Anteil an dieser Grenzwissenschaft als den grundlegenden und daher höheren bewerte. Ohne Geologie ist es in Deutschland unmöglich, zahlreiche Funde überhaupt zeitlich einzureihen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß viele Funde typologisch, durch den Vergleich mit den westlichen Typen, nicht sicher zu bestimmen sind, und weil die Geologie bei Streufunden allein in der Lage ist, primäre und sekundäre Lagerung der Funde zu unterscheiden. Weil ich diese Erkenntnis früher mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen habe (Diluvialprähistorie S. 148 bis 151), und weil ich betr. der Lausitzer Feuersteine keinen Vergleich mit französischen Typen gezogen habe, so halte ich den Versuch Herrn Spanuths, meine Anschauungen heute als die seinen auszugeben und mich damit zu schlagen, für mißglückt.

Auch seine Behauptung, ich hätte die Feuersteine „von vornherein", dann „auch auf Grund einer typologischen Betrachtung" verworfen, „aber es leuchtet ohne weiteres ein, daß die letztere Betrachtungsweise nach der grundsätzlichen Einstellung des Herrn

Digitized by Google

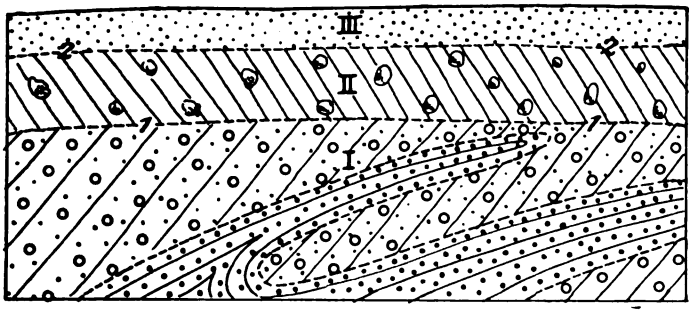
Vorredners eigentlich keine Bedeutung mehr hat", ist unzutreffend, denn ich habe zuerst in Leipzig die Feuersteine typologisch genau untersucht, ehe ich von dem Alter der Fundschichten etwas wußte, und dann erst habe ich in den folgenden Tagen mit dem sächsischen Geologen Dr. Grahmann die geologische Untersuchung folgen lassen. Damit fällt auch der Vorwurf der vorgefaßten Meinung.

Die Fehler, die Herr Spanuth irrtümlich an mir rügt, begeht er nun in seiner „Beweisführung" in weitestem Maße selber. Er selbst identifiziert die beiden heute von ihm vorgelegten „Dolchkeile" — nebenbei eine ganz unzutreffende Bezeichnung — mit den französischen Micoquekeilen, die eine Kultur der letzten Zwischeneiszeit darstellen. Herr Spanuth parallelisiert dann einfach die Oberlausitzer Fundschichten und La Micoque, unter völliger Mißachtung der geologischen Altersbestimmung, ja er versteigt sich zu dem überheblichen Satze, die Geologie habe sich mit diesem Tatbestande auseinander zu setzen. Wenn aber nach Herrn Spanuths eigener Ansicht — und nach der meinen schon seit Jahren — die Artefakte keine typischen Leitformen sind, dann sind sie auch nicht für das geologische Alter der Schicht beweisend, und es bleibt wieder die geologische Altersbestimmung als einziger Ausweg übrig, den Herr Spanuth jedoch ablehnt.

Herrn Spanuths Gedankengänge sind nicht ganz logisch, und es fehlt ihm an der genügenden Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur; er erblickt in den Laienbüchern des Altertumshändlers Hauser dagegen offenbar ein wissenschaftliches Evangelium. So nur ist es zu verstehen, daß er auch Markkleeberg in „eine zeitliche Berührung" zur Oberlausitz bringt. Bereits 1920 habe ich in der Diluvialprähistorie S. 83 ausgesprochen, daß Micoque und Markkleeberg ein zeitlich verschiedenes Alter haben und nicht mit einander zu vergleichen sind. Über Markkleeberg als Schotter der zweiten Eiszeit besteht heute in der Geologie kein Zweifel mehr. Will Herr Spanuth den Übergang vom alten zum jungen Paläolithikum, den die Wissenschaft in die erste Eiszeit legte, gegen alle bisherigen Erkenntnisse in die zweite Eiszeit zurückverlegen? Oder soll sich auch hier die Geologie nach ihm richten?

Es soll Herrn Spanuth allerdings nicht bestritten werden, daß er in Markkleeberg Funde gemacht hat, die denen der Oberlausitz auffallend glichen. Es waren eben größtenteils auch keine Werkzeuge, sondern Zufallsprodukte, denn so haufenweise kommen in Markkleeberg die Artefakte wirklich nicht vor, daß man sie einfach rucksackweise auflesen kann.

In den Oberlausitzer Kiesgruben liegen die geologischen Verhältnisse folgendermaßen:



Digitized by Google

Zu unterst liegen die im Winkel von 0—40° einfallenden, oder wie in Dürrhennersdorf sogar in eine Doppelfalte vom Eise zusammengeschobenen Moränenkiese, die glazialen Ausschmelzprodukte aus den Grund- und Endmoränen der ersten Eiszeit. (I.)

In der ersten Zwischeneiszeit wurden die Moränenhügel z. T. abgetragen, denudiert, z. T. entstand eine lehmige Verwitterungsrinde. (1.)

Während der folgenden zweiten Eiszeit, die die Oberlausitz nicht erreichte, sondern nördlich von ihr Halt machte, gefroren im Winter die oberen Bodenschichten; im Sommer aber, wenn die wärmere Temperatur herrschte, gerieten sie häufig ins Rutschen, so wie wir es heute noch in nördlichen Gegenden im Sommer beobachten können, und es legte sich über die Kiese der ersten eine mehrere Meter mächtige Schicht von Fließerde oder Warp[9]). Diese Schicht ist sandig-lehmig und enthält unregelmäßig verteilte, kleinere und größere Geschiebe, so daß sie eine gewisse Ähnlichkeit mit echter Grundmoräne erlangen kann. (II.)

In der letzten Zwischeneiszeit (2) trat wieder eine Minderung der Fließerde durch Abtragung ein, so daß wir heute im allgemeinen nur eine Decke von 1—2 Metern Mächtigkeit vorfinden, die stellenweise die gegenwärtige Oberfläche bildet. An anderen Stellen dagegen hat sich während der letzten Eiszeit (III) eine dünne Schicht von Löß über die älteren Schichten gelegt. Das ist in kurzen Zügen die diluviale Entstehungsgeschichte der Oberlausitz.

Während es nun als ausgeschlossen gelten muß, daß in den Kiesen der ersten Eiszeit Artefakte vorkommen — vor allem keine der letzten Zwischeneiszeit — ist es möglich, daß sich Werkzeuge sowohl in den Ablagerungen der II. und III. Eiszeit finden, wie — wenn ich so sagen darf — in den Schichtfugen zwischen den drei eiszeitlichen Bildungen, welche den beiden Zwischeneiszeiten entsprechen. Diese geologischen Verhältnisse zeigen, mit welcher äußersten Sorgfalt und wissenschaftlichen Genauigkeit in den Gruben gesammelt werden muß, mit welcher auf den Zentimeter genauen Beobachtung die Fundschicht festzustellen und zu untersuchen ist. Daß dieses bisher von keinem der Fundbeteiligten geschehen, daß kein Wort über die Fundschicht bisher verlautet ist, zeigt die ganz unwissenschaftliche Behandlung der Frage. Sie sehen daraus aber auch die vorläufig völlige Wertlosigkeit der heute von Herrn Spanuth vorgelegten Artefakte.

Wenn man ferner sieht, daß das Material der hier vorgelegten Stücke nur z. T. Feuerstein ist, z. T. aber Quarzit und ein helles Gestein, die beide in Leipzig nicht vorhanden waren, wenn das eine Stück zudem auf der Unterfläche einen geschliffenen Eindruck macht, mit merkwürdigen Kritzen, die anscheinend keine Gletscherschrammen sind, wenn man außerdem die auffällige und unbeschädigte Schönheit der zwei großen Spitzen bedenkt, dann kann man angesichts aller dieser Umstände nur sagen, daß, ehe Herr Spanuth nicht wissenschaftliche Unterlagen für die von ihm vorgelegten Funde erbringt, diesen das allergrößte Mißtrauen entgegengebracht werden muß!

Merkwürdig ist das geheimnisvolle Dunkel, mit dem die Funde umgeben worden sind. Auf der Tagung in Bautzen sprach Herr

[9]) P. Keßler: Das eiszeitliche Klima und seine Wirkungen im nicht vereisten Gebiet. Stuttgart, Verlag Schweizerbart. 1925.

Digitized by Google

Feyerabend über sie, legte aber nichts vor. Auf der anschließenden Exkursion ging man um die Fundstellen herum und zeigte auch diese nicht. Als ich mit Dr. Grahmann die Fundstellen besuchte, hatte ich den Finder Bräuer auffordern lassen, an der Begehung teilzunehmen; er kam nicht. Dafür schrieb er in einer Zeitungspolemik gegen mich: man habe die besten Stücke mit Absicht in Leipzig nicht ausgelegt, denn „wäre das der Fall gewesen, dann hätte auch ein Laie dieselben für Artefakte erklären müssen".

Das alles weicht ab von der Art, mit der sonst wissenschaftlich wertvolle Funde behandelt werden.

(5) Herr Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag Pelasger-Etrusker. Der Vortrag ist inzwischen in etwas abgeänderter Form unter dem Titel: „Die Etrusker als altitalisches Volk" in der Prähist. Ztschr. 1925, S. 109—123 erschienen.

Sitzung vom 20. Februar 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr G. Bersu: Stand der Ausgrabungen auf dem Goldberge bei Nördlingen. (Mit Lichtbildern). Herr H. Friedenthal: Das Rassenproblem in der Anthropologie, Haustierrassen und Menschenrassen.. (Mit Lichtbildern).

(1) Verstorben ist Herr Pastor Haßler in Schönlanke, der öfter archäologische Ausgrabungen gemacht und darüber berichtet hat, und ferner: Herr Dr. Reinhold Agahd, Direktor des Realgymnasiums zu Frankfurt a. O., ein eifriger Freund unserer Landesforschung. Agahd hatte schon 1906 auf der Pipinsburg b. Geestemünde mitgegraben, 1908 auf der Römerschanze b. Potsdam, 1909 mit Dr. Ebert zusammen auf dem Lossower Ringwall, auf dem er dann 1919 mit zahlreichen Primanern die merkwürdigen Gruben mit Tier- und Menschenknochen ausräumte. Agahd war ein wissenschaftlich hochstehender Mann und eine sehr anregende sympathische Persönlichkeit, die überall starken Eindruck hinterließ.

(2) Neu aufgenommene Mitglieder: Herr Lic. Karl Buchholz, Studienrat, Wilmersdorf und Herr Dr. phil. Paul Freytag, Chemiker, Berlin-Niederschönhausen.

(3) Von Herrn Walter Lehmann ist der nachstehende Reisebrief vom 18. Januar aus Puerto Mexiko mit Berichten über interessante Feststellungen im Gelände nnd in Sammlungen eingegangen:

Das Dampfschiff erwartend, das mich von hier nach Frontera bringen soll, um von dort aus Palenque zu besuchen und weiter nach Yucatan zu reisen, wo ich in Chichenitza mit Dr. Morley zusammentreffen werde, möchte ich Ihnen gerne von meiner bisherigen Reise kurz berichten mit der Bitte, davon gelegentlich der Anthropologischen Gesellschaft Mitteilung zu machen.

Die Reise über Habana nach Vera Cruz verlief angenehm, wenn auch zuletzt sehr heiß. In Vera Cruz sah ich verschiedene huaxtekische und totonakische Steinaltertümer, sowie einen großen, noch aus dem Anfang der Eroberung stammenden, wenig bekannten, mit Malereien bedeckten Lienzo, den mehrere Glossen erläutern.

Digitized by Google

In der Hauptstadt Mexiko fand ich archäologisch manches Neue. Namentlich die Reste eines Tempels in der Nähe der Kathedrale sind von Interesse, da hierzu außer Bauten aus offenbar verschiedenen Perioden auch wichtige Steinreliefs von Gestalten gehören, die zum Teil farbig bemalt sind. An einer der erhaltenen Mauern sieht man einen plastischen Schlangenkopf, der, wenn auch sehr viel kleiner und roher als die gewaltigen plastischen Köpfe des „Quetzalcoatl"-Tempels von Teotihuacan, doch stilistisch unstreitig damit zusammenhängt. Dies ist einer der Gründe, warum ich jenen Bau der „Ciudadela" für jünger halte als die davor befindliche kleinere Stufenpyramide, die keine plastischen Verzierungen aufweist. Diese wichtige Frage hoffe ich an Ort und Stelle in Teotihuacan noch genau prüfen zu können, da mich der Vorstand des Anthropologischen Departements von Mexiko freundlichst eingeladen hat, mit ihm zusammen Teotihuacan und insbesondere die Ciudadela zu besuchen.[1])

Im Museo Nacional der Hauptstadt studierte ich die reichen Sammlungen, die photographieren zu lassen ich von der Regierung die besondere Erlaubnis erhalten habe. Ich erhielt auch die photographischen Abzüge der in aztekischer Sprache geschriebenen, von mir bereits 1909 angetroffenen Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico, eines geschichtlich wie mythologisch gleich kostbaren Manuskriptes der alten Boturini'schen Sammlung.[2])

Der Vorstand des Anthropologischen Departements hatte mich auch nach Iguala im Staate Guerrero eingeladen zu einem archäologischen Ausfluge. Hier konnte ich einen aztekischen Dialekt (von Chilapa) aufnehmen, der vom Aztekischen des Hochtales von Mexiko in mancher Hinsicht abweicht.

Meine sprachlichen Arbeiten betrafen zunächst die Frage des Vorkommens von Tonstufen. Ich konnte solche bereits im Mixtekischen nachweisen, von dem ich in Vera Cruz ein kleines Vokabular anlegte. In der Hauptstadt untersuchte ich zunächst das Otomí. Diese Sprache ist sehr reich an Tonstufen, die phonetisch der Sprache ihre Eigenart verleihen, in Verbindung mit eigentümlichen, stimmlosen nasalen Hauchlauten.

Archäologisch untersuchte ich sodann verschiedene Plätze im Pedregal, wo neben archäologischen auch geologische Fragen zu berücksichtigen sind. Hierbei war mir Herr Wörn sehr behilflich, der in der Nähe von Peña Pobre eine merkwürdige, rundliche Stufenpyramide besitzt, deren untersten Absatz eine dicke Lavaschicht umlagert. Um ein klares Bild der geologischen Verhältnisse dieser Gegend zu gewinnen, sammelte ich in den Steinbrüchen des Pedregals (unweit von San Angel) Proben der verschiedenen Schichten, deren genaue Bestimmung ein Fachgeologe übernehmen soll. In den Steinbrüchen beobachtet man stellenweise zwei starke Lavaschichten, die, von anderen Schichten getrennt, einander überlagern. In San Angel selbst, und zwar in Cupilco, sieht man nur eine Lavaschicht, die in den Steinbrüchen als untere, zweite Lavamasse zu

[1]) Die Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle in Teotihuacan ergab jedoch einen mir bisher unbekannten, wichtigen Umstand. Da die kleinere Stuckpyramide der Ciudadela sich an einer Stelle über die mit plastischen Steinskulpturen geschmückte andere größere Pyramide hin fortsetzt, muß die größere Pyramide archäologisch älter sein als die kleinere. Nach den mir erst im April 1926 bekannt gewordenen rohen Fresken (in Form breiter Tlaloc-Gesichter) zu urteilen, dürfte die kleinere Stuckpyramide der Ciudadela aus sehr später Zeit stammen. An der Datierung der größeren Pyramide brauche ich also nichts zu ändern.

[2]) Vgl. meinen Bericht darüber in der Zt. f. Ethn. 1906, S. 752–760.

Digitized by Google

Tage tritt. In Cupilco hat man unter dieser Lavaschicht, in einer besondern Schicht Scherben und menschliche Skelette gefunden, deren Gebeine keine Spuren von Verkohlung aufweisen, also wahrscheinlich in der besonderen Schicht beigesetzt wurden, ehe der mächtige Lavaausbruch erfolgte, der die schützende Schicht bedeckte.

Geologisch sind die Lavaausbrüche, die vom benachbarten Xictle-Vulkan her erfolgten, jung, ohne daß man ihr Alter irgendwie genauer angeben könnte. Aber was geologisch jung ist, kann archäologisch alt sein. Was ich bisher an Funden in Cupilco sah, scheint dem primitiven Typus anzugehören. Ich möchte aber noch einmal die Funde in der Hauptstadt Mexiko prüfen, da ich bisher nur einen Teil gesehen habe.

Weiter studierte ich mehrere Privatsammlungen in der Hauptstadt Mexiko, von denen die des Herrn Genin die bedeutendste sein dürfte. Hier sah ich neuartige Tonplatten mit grotesken, langbeinigen Gestalten im Maya-Stile, Stücke, die aus Palenque stammen. Angeblich von eben dorther stammt ein feines, dreifüßiges Tongefäß, außen mit weißem Stuck überzogen und mit Resten jener bunten Malerei bedeckt, die namentlich eine türkisgrüne Farbe aufweist und an meine Funde in Teotihuacan erinnert. Bedenkt man, daß Seler in Palenque toltekische Malereien unterhalb von Mayahieroglyphen-Fresken entdeckt hat, so wird man nicht umhin können, jenes Palenque-Gefäß der Sammlung Genin ebenfalls für toltekisch zu halten, woraus hervorgeht, daß die verwandte Keramik Teotihuacans toltekisch ist.[3])

Für das Berliner Museum erwarb ich zwei überaus merkwürdige steinerne totonakische Skulpturen, die einen Typus für sich darstellen, von dem bisher nur ganz wenige Stücke bekannt geworden sind.

Ich besuchte auch die Gegend von Azcapotzalco, die stellenweise reich an Altertümern ist, die aufs engste mit Teotihuacan in Zusammenhang stehen. Die aus Azcapotzalco stammenden, figürlichen Räuchergefäße bekunden eine gewisse Verwandschaft mit einer Gruppe tzapotekischer Urnen und setzen sich in plastisch weniger lebhaft zusammengesetzten aztekischen tönernen großen Räuchergefäßen figürlicher Form fort. Rohere Gebilde vom Typus der sogenannten tzapotekischen Graburnen lassen sich bis Guatemalas pazifischer Abdachung verfolgen.

Anfang November reiste ich über Vera Cruz und Tapachula nach Guatemala. Am Rio Suchiate begrüßte mich Dr. Termer, den Dr. Roderich Schlubach mir aufs liebenswürdigste entgegengeschickt hatte. Herr Termer bereist jetzt die entlegenen Altos Cuchumatanes.

In Guatemala fand ich ein reiches Feld der Tätigkeit sowohl in sprachlicher wie in archäologischer Hinsicht. In Chocolá, einer der Fincas des Hauses Schlubach-Sapper, war mir der Verwalter Herr Kummerfeldt in jeder Weise bei meinen Arbeiten behilflich. Ich konnte verschiedene Mundarten der Maya-Familie aufnehmen, die bisher weniger untersucht worden sind, wie z. B. die Sprachen von Soloma, Aguacatan, Santa Barbara usw. Auch in den Maya-Dialekten spielen Tonstufen eine wichtige Rolle. Sie beherrschen aber nicht so sehr das Sprachbild wie im Otomí und im Tzapotekischen. Das hervorstechendste Merkmal der Maya-Sprachen sind vielmehr die

[3]) Allerdings ist die Herkunft jenes Gefäßes ebensowenig archäologisch gesichert wie die einer mit einem Vogelkopf im Relief verzierten Tonplatte derselben Sammlung, die angeblich aus Chichenitza stammt, aber doch eher aus Teotihuacan herrühren dürfte.

Digitized by Google

sogenannten „letras heridas", die sich lautgeschichtlich in gesetzmäßiger Weise abgewandelt haben. Es scheint, soweit ich bis heute urteilen kann, daß diese „letras heridas" die altertümlichen Laute sind, die sich teils durch Erschlaffung zu den entsprechenden einfachen Konsonanten, teils durch Palatalisierung zu entsprechenden Affrikativen verschoben haben. Es läßt sich zeigen, daß das Huaxtekische auf der Stufe einer bestimmten Lautverschiebung stehen geblieben ist, die es mit nur einem Teile der Dialekte der Maya-Gruppe verbindet. In dieser Hinsicht kann dann das Huaxtekische nicht als eine der ältesten Maya-Sprachen betrachtet werden.

In Chocolá sah ich verschiedene Altertümer der Umgegend, darunter auch Steinjoche und die Photographie von Bruchstücken eines figürlichen Maya-Reliefs, das eine Parallele in einem Bruchstück von Miraflores (in der Nähe der Hauptstadt Guatemala) besitzt.

In der Hauptstadt Guatemala sah ich verschiedene Privatsammlungen. Aus der Gegend von Miraflores stammt ein unvergleichlich schöner, in sich als Kunstwerk abgeschlossener Tonkopf von feinstem Gesichtsschnitt, der nicht vom Maya-Typus, sondern mexikanisch ist und an gewisse eigentliche Teotihuacan-Tonköpfchen erinnert. Von ebendorther stammt auch ein Tonbecher mit bräunlich-schwärzlicher Glasur und der plastischen Darstellung eines bewaffneten Kriegers, ähnlich den von Seler beschriebenen glasierten Gefäßen. Beide Stücke verraten einen bedeutenden mexikanischen Einschlag in der Archäologie der Umgegend der Hauptstadt Guatemala.

Der Güte des Herrn Dieseldorff verdankte ich die Möglichkeit, zwei hervorragende Altertümer kopieren zu dürfen, deren Zeichnungen ich bereits nach Berlin schickte. Das eine Stück ist ein bowlenförmiges Tongefäß mit zwölf eingeritzten Gestalten nebst Hieroglyphen vom Maya-Stile. Das andere ist eine Steinschale mit einem Hirschkopf und 12 eingemeißelten Hieroglyphen, die von den bekannten Maya-Formen erheblich abweichen.

Im neu erbauten Observatorio Astronómico der Hauptstadt befinden sich jetzt drei dicke Steinreliefplatten vom Pipil-Stile der Gegend von Santa Lucia Cozumalhuapa, von denen ich bereits 1909 zwei Stücke, die damals in einem Maisfeld nahe der Hauptstadt lagen, für das Münchener Museum abgerieben habe. Das dritte Relief kopierte ich dank der besonderen Erlaubnis, die mir der Landwirtschaftsminister Herr Salvador Herrera gab.

Bei einem Ausflug nach den berühmten Ruinen von Quiriguá sah ich auf einem Hügel, etwa eine halbe Stunde Ritts entfernt und hinter dem Hospital der United Fruit Company gelegen, die Reste eines kleinen Steinbaues nebst zwei in der Nähe befindlichen, leider zerbrochenen Stelen. Diese Stelen, aus verwittertem schieferartigem Gestein gearbeitet, sind kleiner als die Stelen von Quiriguá und mit stark verwitterten Hieroglyphen-Inschriften bedeckt. Jedenfalls gibt es Maya-Denkmäler nicht nur im Gebiet der Ruinen von Quiriguá selbst, sondern auch in einiger Entfernung davon, Stelen, die vermutlich älter sind als die von Quiriguá.

In Quiriguá nahm ich die Sprache der Karif (black Caribs von St. Vincent) auf und erhielt dort auch zwei Totengesänge.

Später, dank der Liebenswürdigkeit des Herren Ministers Salvador Herrera und des Herrn Carlos Herrera, konnte ich die Altertümer von Pantaleón, Castillo und Baul untersuchen. Die im Hofe der Finca Pantaleón aufgestellten Steinmonumente stammen aus der Gegend des benachbarten Ortes Santa Lucia de Cozumalhuapa und

Digitized by Google

sind vom Pipil-Stile. In der Nähe von Castillo gibt es eine Pyramide und in einiger Entfernung davon liegt ein mächtiger Stein von 2,50 × 3,15 m Oberfläche und etwa 50 cm Dicke. Seine Oberfläche ist mit Reliefs im Pipil-Stile bedeckt. Über der Hauptdarstellung von drei menschlichen Figuren ist ein eigentümliches giebelförmiges Feld mit kleineren, leider stark verwitterten Reliefs angebracht. Auch die Unterseite dieses großen Steinmonuments soll mit Reliefs bedeckt sein. Ich nahm von den erreichbaren Darstellungen die Kopien, ebenso wie von einem kleinen Relief am Brunnen von Castillo selbst.

In Baul befindet sich mitten in Buschwerk und Zuckerrohrpflanzungen ein ansehnlicher Ruinenkomplex, aus dem gelegentlich sorgfältig gearbeitete, schwere Quadersteine fortgeschleppt worden sind. Einige der Art liegen am Boden in der Nähe des Privatweges umher, der nach der Straße führt, die Santa Lucia mit der Finca Baul verbindet. Drei weitere schöne Quadersteine sieht man in der Nähe des kolossalen Steinkopfes, der etwa in der Mitte der Ruinen von Baul gelegen ist. Weiter südlich und etwas höher hinauf hat man vor einiger Zeit gegraben und einen Steinblock freigelegt, der eine menschliche Figur nebst einem mexikanischen Datum im Relief aufweist. Ein paar Schritte nördlich davon liegt noch im Erdboden das Bruchstück eines Granitblockes, der mit verwitterten Maya-Darstellungen bedeckt ist. Weiter westlich und im Norden eines angrenzenden, besonderen künstlichen Hügels, ziemlich in der Mitte seiner Basis, wurde ebenfalls erst vor kurzer Zeit ein Steinrelief entdeckt, das noch in einer ausgegrabenen Grube aufrecht steht. Von all diesen Denkmälern nahm ich Kopien. Das letzterwähnte Relief hat schon Herr Minister Adrian Recinos nach einer Photographie abgebildet, bei der die wichtige Hieroglyphen- und Zahleninschrift nicht klar hervortritt, da ein erheblicher Teil der Oberfläche abgeplastert ist. In der Abreibung tritt hiervon mehr zu Tage. Ich habe dieses Relief „Piedra Herrera" getauft. Es ist von ganz besonderer Wichtigkeit, denn es ist eine echte Maya-Inschrift mitten im Pipilgebiet. Ungewöhnlicher Weise fängt die Inschrift, die in zwei Reihen von oben nach unten verläuft, oben (vom Beschauer aus links) mit einem Tageszeichen-Datum an, auf das vier kleinere Hieroglyphen nach unten folgen, an die sich weitere Zahlen nach unten fügen. Das Tageszeichen-Datum an sich könnte entweder 12 cimi (miquiztli) oder 12 eb (malinalli) gelesen werden. Eine von mir angestellte Zyklusberechnung gibt der Lesung 12 eb den Vorzug. Die Form des Tageszeichens, obwohl in calculiformer, mayaartiger Umrahmung, erinnert jedoch eher an ein mexikanisches als an ein Maya-Zeichen. Dies gibt gerade in der Nähe der alten Pipil von Santa Lucia viel zu denken. Die Zyklusinschrift selbst hat anscheinend auf der ersten Hieroglyphenreihe (links außen) gestanden und gehört noch dem VII. Zyklus an.[4]) Die Piedra Herrera wäre demnach die älteste aller bisher bekannt gewordenen Maya-Inschriften.

Es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß ich auch in der Gegend von Miramar (Colomba), weiter westlich von Chocolá, Mayainschrift-Stelen angetroffen habe. Auf die eine hatte mich durch eine Skizze bereits vor längerer Zeit Herr Max Vollmberg brieflich aufmerksam gemacht. Sie steht am Wege, der von der Finca San

[4]) Die von mir noch in Miramar (Weihnachten 1925) vorgenommene Entzifferung ergab das Datum 7 - 19 - 7 - 8 - 12 = 4413. 260 + 212; = 3113 · 365 + 297; d. h. = 12 Eb, 20 Kankin.

Digitized by Google

Isidro Piedra Parada nach Retaluleu führt. Dieses Relief, das ich abrieb und „Piedra Fuentes" genannt habe, zeigt jedoch nur vier kleine, stark verwitterte Maya-Hieroglyphen in einem Band links (vom Beschauer aus). In der angrenzenden Finca Santa Margarita ragte ein anderes, größeres Steinrelief aus dem Erdboden hervor und wurde mit Hilfe von Mozos der Schlubach'schen Finca El Rosario (Bola de Oro) im wesentlichen freigelegt. Dieses Relief nenne ich „Piedra Schlubach". Beim Freilegen wurde zuerst Humus in dünner Schicht, sodann weißliche vulkanische Asche von etwa zwei Fuß Dicke entfernt, sodann folgte feste braune Erde. Die vulkanische Asche dürfte vom letzten Ausbruche des Santa Maria-Vulkanes (vor etwa 23 Jahren) herrühren. Als die feste braune Erde abgetragen wurde, erschien in der Mitte des Reliefs eine eingerahmte Zyklus-Inschrift, die aber leider weiter nach unten zu vollständig durch absichtliches Abschlagen der Oberfläche zerstört war, ebenso wie die benachbarten Darstellungen von Figuren zu beiden Seiten der Inschrift. Die Inschrift gehört entweder dem VIII. oder VII. Zyklus an und ist nur im ersten Anfange erhalten. Jedenfalls liegt in der Piedra Schlubach ein altes Maya-Monument vor.

Andere, rohere Steinmonumente finden sich in der Gegend von San Isidro Piedra Parada, zeigen aber keinerlei erkennbare Spuren von Hieroglyphen.

Auf der Rückreise von Guatemala nach Mexiko verweilte ich mehrere Tage in Tapachula. Hier gelang es mir, die Sprache von Tapachula, das Tánitóc, aufzunehmen, dessen Beziehung zum Mixe-Zoque ich schon früher in der Zeitschrift für Ethnologie behandelt habe. Der Wortschatz dieser Sprache (von Tapachula) ist stark verarmt und offenbar schon seit langer Zeit, denn auch sehr alte Leute vermochten mir nicht die Worte z. B. für Finger, Kaninchen u. a. m. anzugeben. Es sind ganz bestimmte Worte, die der Sprache heute allgemein fehlen. Ich glaubte anfangs, daß die Sprache als solche gänzlich in Verfall geraten sei. Dem ist aber nicht so. Gewiß wird sie in einigen Jahrzehnten aussterben, da man schon jetzt sich der Sprache schämt und die junge Generation sie nicht mehr lernt. Die Lebenskraft der Umgangssprache der männlichen und anscheinend mehr noch der weiblichen Bewohner untereinander liegt noch im Verbum. Dieses ist wohl erhalten und reich entwickelt, wovon ich mich durch Aufnahmen überzeugen konnte.

In Tapachula fertigte ich auch Wörterlisten der Mayasprache von Comitan und Chamula an. Die Unkenntnis der spanisch redenden Bevölkerung Tapachulas über das eigentliche Tapachulteco ist so groß, daß ein Lehrer z. B. sagte, es gebe überhaupt keine besondere Sprache im Orte, und ein anderer meinte, es sei das Mam. Dieses scheint aber jetzt nur bis Tuxtla Chico sich zu erstrecken.

Von Tapachula setzte ich die Reise durch Soconusco fort bis Tehuantepec. Hier herrschte infolge der eingetretenen „Nortes" wundervoll kühles Klima bei strahlendem Sonnenschein. In Tehuantepec wird viel tzapotekisch gesprochen. Jedoch kommen hierher auch Indianer aus anderen Gegenden, wie die „Mareños" der Lagunen, ein Fischervolk besonderer Sprache, das die Tzapoteken Huavi nennen. Dieses Volk ist ziemlich scheu und spricht wenig spanisch. Auf dem Markte in Tehuantepec beherrschen tzapotekische Frauen durchaus die einzelnen Standplätze. Ich traf nur an einer Ecke einmal zwei Huavifrauen, die Fische (Lizas und Mojarras) feilhielten. Diese Huavi-Frauen sagten, daß sie wohl ihrer Sprache untereinander

Digitized by Google

sich bedienten, daß sie sie aber keinem Fremden mitteilen würden. Wahrscheinlich schämten sie sich auf offenem Markte ihrer Sprache dem Weißen gegenüber. Später konnte ich jedoch in den Unterkunftshütten der Mareños Sprachaufnahmen machen und auch in die schwierige Konjugation eindringen. Die Sprache zeichnet sich grammatisch vor anderen der Gegend dadurch aus, daß sie einen Dual für die 1., 2. und 3. Person des Plurals hat. Außer den Lagunenfischern (von San Mateo del Mar) kommen aber auch chontalredende Leute von Tequisistlan nach Tehuantepec. Auch von dieser eigentümlichen Sprache konnte ich Aufnahmen machen, ebenso wie vom Tzapotekischen selbst und einem tzapotekischen Dialekt des Distrikts Miahuatlan. Das Tzapotekische ist im hohen Maße von Tonstufen beherrscht und ohne Berücksichtigung dieser geradezu unverständlich.

Nun bin ich von Tehuantepec nach Puerto Mexiko gefahren und hoffe, in wenigen Tagen von hier aus nach Palenque zu gelangen.

Ich darf vielleicht erwähnen, daß ich in Mexiko zum Ehrenprofessor der Universität ernannt worden bin sowie zum korrespondierenden Mitgliede der Sociedad de Geografia e Historia in Guatemala.

(4) Unser korrespondierendes Mitglied, Herr Walter E. Roth übersendet einen kurzen gedruckten Bericht über eine Reise in die südlichsten Teile von Britisch-Guyana zu dem noch unerforschten Stamm der Waiwai.

(5) Der Verein für Höhlenforschung fordert auf zu reger Beteiligung an seinen Gesellschaftsreisen. Er hat für die nächste Zeit besonders biologische Untersuchungen vor.

(6) Der nächste Amerikanisten-Kongreß soll im September in Rom stattfinden. Die in Betracht kommenden deutschen Körperschaften haben sich die Entschließung, ob sie sich daran beteiligen sollen, noch vorbehalten.

(7) Herr Museumsdirektor Prof. Feyerabend aus Görlitz kommt auf die in der vorigen Sitzung behandelten angeblichen Paläolith-Funde der Oberlausitz zurück und sucht gegenüber dem Verdammungsurteil von Dr. Wiegers doch viele von ihnen als Artefakte zu retten. — Herr Schuchhardt, als Zeuge angerufen, erklärt, die von Herrn Spanuth-Hameln hier vorgelegten wenigen Stücke seien allerdings Artefakte und sogar sehr schöne gewesen, wir hätten aber keine Gewißheit erhalten, ob sie aus denselben Schichten, wie die in Leipzig lagernden Nichtartefakte, ja ob sie überhaupt aus der Oberlausitz stammten. — Herr Dr. Wiegers wiederholt seine in der vorigen Sitzung vorgetragenen Gegengründe unter Betonung, daß aus so früheiszeitlichen Fundschichten wie den angegebenen überhaupt keine menschlichen Spuren zu erwarten seien.

(8) Vor der Tagesordnung legt Herr Hans Virchow einen Schädel vor mit

ungewöhnlichem Os malare bipartitum.

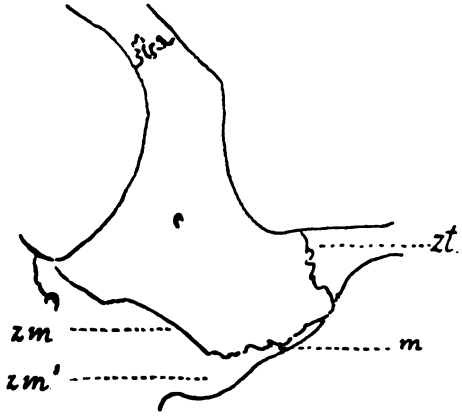
Es ist der Turfan-Schädel 8 der durch Herrn von Le Coq gelegentlich seiner Expedition mitgebrachten Schädel.

Das Os malare bipartitum ist schon an sich eine Seltenheit. Nach der durch Martin zusammengestellten Statistik (R. Martin, Lehrbuch der Anthropologie 1914 S. 854) kommt es unter 1000 Fällen

Digitized by Google

vor bei Japanern 32mal, bei Russen 5mal, bei Europäern im allgemeinen 3mal, bei nordamerikanischen Indianern 2mal, bei Franzosen 1mal.

Im vorliegenden Falle ist das Os malare bipartitum auf beiden Seiten vorhanden, auf der rechten in der gewöhnlichen Weise, auf der linken, so wie es durch die beigegebene Abbildung veranschaulicht wird. Es fehlt nämlich, während innerhalb des Os malare die abnorme Naht vorhanden ist, das untere Stück der Sutura zygomatico-maxillaris von dem Punkte ab, wo die malare Naht abgeht. Das Ungewöhnliche besteht also darin, daß eine nicht normale Naht vorhanden ist und gleichzeitig eine Naht, die vorhanden sein sollte, fehlt. Der Gedanke läßt sich nicht abweisen, daß zwischen beiden Befunden ein innerer Zusammenhang besteht.



Erklärung der Abbildung:

m. Sutura malaris,
zm. Sutura zygomatico-maxillaris,
zm' fehlendes unteres Stück der Sutura zygomat.-maxillaris,
zt. Sutura zygomatico-temporalis.

Ein noch weiter hinzukommendes Merkmal scheint uns auf den Weg zu helfen. Die Sutura malaris, welche das obere Stück des Wangenbeines von dem unteren trennt, verläuft nämlich rechts anders wie links. Auf der rechten Seite (die nicht abgebildet ist) geht sie zwar vorn an der gleichen Stelle von der Sut. zyg.-max. ab wie links, aber hinten trifft sie die Sut. zyg.-tempor. 6 Millimeter über deren unterem Ende. Das entspricht dem gewöhnlichen Verhalten. Auf der linken (in der Abbildung wiedergegebenen) Seite dagegen trifft sie die Sut. zygomat.-tempor. an deren unterem Ende.

Da primär Symmetrie von rechts und links anzunehmen ist, so dürfen wir die rechte Seite zur Erklärung der linken heranziehen. Da kommen wir denn zu folgender Vorstellung: Von den beiden Stücken des Os malare bipartitum der linken Seite ist aus irgend einem nicht ersichtlichen Grunde das obere Stück von einem stärkeren Wachstumstriebe ergriffen worden, der dem unteren gefehlt hat. Dadurch ist die Sut. malaris nach unten verschoben worden, und zugleich hat sich die Naht zwischen Maxillare und Zygomaticum geschlossen.

Digitized by Google

(9) Herr G. Bersu-Frankfurt a. M. hält den angekündigten Vortrag über den

Stand der Grabungen auf dem Goldberge bei Nördlingen.

(10) Herr Friedenthal hält seinen Vortrag:

Zur Grundlegung des Rasseproblems in der Anthropologie. Haustierrassen, Menschenrassen und Menschenaffen.

Die Frage nach dem Problem der Rassenforschung in der Anthropologie ist in der neueren Zeit lebhaft diskutiert worden, doch ist die Wissenschaft nicht zu einer Einigung gelangt über das, was man zweckmäßigerweise unter dem Wort Rasse in der Anthropologie verstehen sollte, weil das Problem der Rassenforschung von zwei ganz verschiedenen Seiten aus in Angriff genommen wurde, nämlich von der Seite der Völkerkunde und von der Seite der Erblehre aus. Nach dem Etymologischen Wörterbuch von Kluge, Berlin-Leipzig 1921, Verlag Walter de Gruyter & Co., stammt das Wort Rasse aus dem Arabischen (Rasse, Hauptstamm, Familie) und es läßt sich das Vordringen dieses Wortes von Portugal und Spanien aus über Frankreich nach Deutschland verfolgen, wo es erst im Jahre 1791 zum ersten Mal nachgewiesen werden konnte. Die Zoologie brauchte dieses neue Fremdwort auch in Deutschland zunächst gleichbedeutend mit Tierart, beschränkt sich aber später im Gebrauch dieses Wortes, um geringere Unterschiede bei Tieren benennen zu können, als sie durch die Bezeichnung „gute zoologische Tierart" gegeben waren. Es ist heutzutage Geschmackssache, ob man das Genus einer wilden Tierart in Unterarten, Lokalvarietäten oder Rassen einteilen will. Ganz eindeutig wird das Wort Rasse dagegen in der Haustierforschung gebraucht, um geringfügige erbliche Verschiedenheiten der Haustiere zu einer systematischen Einordnung benutzen zu können.

Bei den Haustierrassen ist es Geschmackssache, wie weit man den Ähnlichkeitsbegriff fassen will, resp. welchen Wert man auf feine Einzelheiten legt. Die Ähnlichkeitsforschung bedarf in der gesamten beschreibenden Naturwissenschaft in Zukunft genauer Definition dessen, was als ähnlich bezeichnet werden soll, und es ist durchaus möglich, zwei Dinge als ähnlich zu bezeichnen, die nur in einer einzigen, genau definierten Eigenschaft miteinander übereinstimmen. Es erscheint entschieden unzweckmäßig, die Feststellung einer Ähnlichkeit zu bekämpfen unter Hinweis auf irgendwelche Verschiedenheiten, welche trotz der in Betracht kommenden Ähnlichkeit ja in beliebiger Zahl bei ähnlichen Objekten aufgezählt werden können. Derjenige Zweig der Naturwissenschaft, welcher in der neuesten Zeit sich am strengsten an gut definierte Eigenschaften hält und logisch am besten durchgearbeitet ist, ist die moderne Vererbungslehre. In der Vererbungslehre gelten Geschwister als zwei verschiedene Rassen, wenn sie auch nur in einer gut definierten Eigenschaft, deren Erblichkeit nachgewiesen werden kann, sich unterscheiden. So nennt Mendel zwei Erbsen, die sich nur durch die Blütenfarbe als erbliches Merkmal unterscheiden, zwei verschiedene Rassen, und in diesem Sinne könnten auch Menschenzwillinge, von zwei gleichen Eltern geboren, zwei verschiedene Rassen darstellen im Sinne der Vererbungslehre. Das immerhin seltene Vorkommen von Zwillingen unter der Mulattenbevölkerung Mittelamerikas, bei welcher der eine Zwilling vollkommen zur Negerrasse zu gehören scheint, während

Digitized by Google

der andere Zwilling blond, blauäugig und hellhäutig ist, beweist, daß die Mendelschen Spaltungsgesetze auch in der menschlichen Erblehre als richtig nachgewiesen werden können. Gemeinsame Abstammung ist also im Sinne der Vererbungslehre kein ausreichendes Kennzeichen einer Rassenzusammengehörigkeit. Es unterschied Linné zuerst drei, Cuvier vier, Blumenbach fünf Menschenrassen oder Menschenvarietäten, während moderne Forscher auf dem Gebiet der Völkerkunde von mehr als 26 Menschenrassen sprechen.[1])

Diese immerhin seltenen Fälle von getrennt-farbigen Zwillingen zeigen aufs Klarste, wie bei strenger Fassung des Wortes Rasse im Sinne der Vererbungslehre die familiäre, buchmäßige Verwandtschaft überhaupt nicht mehr in Betracht gezogen wird und auch logischerweise nicht berücksichtigt werden kann.

Während gezeigt wurde, daß die Vererbungslehre zu einer brauchbaren, allgemein verständlichen Definition gelangt ist, dessen, was sie unter dem Wort Rasse verstanden sehen will, steht es ganz anders um den Gebrauch des Wortes Rasse von Seiten der Völkerkunde und der Mehrzahl der Anthropologen. Noch heute versteht die Mehrzahl der Anthropologen unter dem Wort Rasse die Zusammenfassung von Volksgruppen nach der Summe ihrer Eigenschaften ohne jede Rücksichtnahme auf die Erblichkeit und auf die Koppelung der in Betracht gezogenen Eigenschaften. Die Völkerkunde gebraucht das Wort Rasse etwa in demselben Sinne, wie der Züchter manchmal von Tierrassen spricht, als von Lokalvarietäten der betreffenden Haustiere. Die Völkerkunde nennt also das Rasse, was in der Vererbungslehre als Population bezeichnet wird. oder beschränkt sich auch teilweise auf willkürlich angedeutete Teile solcher Populationen.

Der größte Teil der heute vorliegenden Rassebücher ist ohne Berücksichtigung der Vererbungslehre abgefaßt.

In einer eingehenden Darlegung versucht Prof. Eugen Fischer[2]) zu zeigen, daß die rassigen Eigenschaften der Menschen Haustiereigentümlichkeiten seien, ja er stellt die Behauptung auf, alle Merkmale, die bei Menschen als Rassenunterschiede vorkommen, treten als solche auch bei Haustierrassen auf und umgekehrt, die meisten Haustierbesonderheiten findet man bei Menschen als Rasseneigenheiten. Demgegenüber soll gezeigt werden, daß die wesentlichen, erblich bedingten, also rassigen Eigenschaften des Menschen nicht als Haustiereigentümlichkeiten aufgefaßt werden können, sondern daß die Rassen der wilden, nicht gezähmten Tiere, die manchmal auch Unterarten genannt werden, Aehnlichkeit mit dem besitzen, was man vernünftigerweise als Menschenrassen bezeichnen kann. In einer ganzen Reihe von Eigenschaften besteht aber zweifellos die Fischersche Anschauung zu Recht. Als erster hat Eduard Hahn in einer Schrift „Menschenrassen und Haustiereigenschaften", Zeitschrift für Ethnologie 1915, Seite 248, die Meinung verfochten, daß die Rasseneigenschaften des Menschen durch Domestikation erklärt werden könnten Es ist wohl richtig, wenn Fischer darauf hinweist, daß die helle Farbe der Iris bei Menschen als Haustiereigenschaft gebucht werden könnte. Bei

[1]) Eine lesenswerte historische Übersicht über die Entwicklung des Rassenbegriffs in der Anthropologie gibt ein Werk von Fr. Walter Scheidt: „Allgemeine Rassenkunde" 1925, J. F. Lehmann Verlag, München, auf Seite 70 bis 73, kommt aber zu einer Aufstellung eines Rassenbegriffes, welcher theoretisch von dem in der Vererbungslehre üblichen sich unterscheidet.

[2]) E. Fischer, Die Rassenmerkmale des Menschen als Domestikationserscheinungen. Zeitschr. f. Morphologie und Anthrop. XVIII 1914. G. 479.

Digitized by Google

den wildlebenden Formen findet sich bei den Säugetieren wenigstens eine stark pigmentierte Iris bei allen Tagtieren, auch bei den weißen Polartieren, während für die Haustiere das Vorkommen heller Individuen und Rassen die Regel bildet. Fischer übersah, daß unter den wildlebenden Vögeln es Arten mit durchaus heller Iris gibt, z. B. bei den Störchen und Papageien. Bei den Säugetieren ist allerdings das Vorkommen freilebender Arten mit ganz heller Iris selten, gerade einige Affenarten besitzen aber eine recht hellgelbe, also nicht dunkelpigmentierte Iris, ebenso nächtliche Tiere, wie die großen Katzenarten Puma und Panther.

Die moderne Vererbungslehre hat uns gelehrt, Licht zu werfen auf die Entstehung der Domestikationsmerkmale bei unseren Haustieren, welche in der Regel zu beziehen sind auf Verstärkung und Auslese von Eigenschaften, die wir bereits in der Erscheinung der wildlebenden Verwandten nachweisen können. Es ist nun wohl richtiger und zweckmäßiger, wenn wir ein Merkmal, welches wir sowohl bei Haustieren wie bei Wildtieren beobachten, auch bei Menschen auf Vererbung wie bei wildlebenden Tieren zurückführen. Dies gilt besonders von den so deutlich vererbbaren Haarformen, welche unsere brauchbarsten Rassenmerkmale bei Menschen abgeben.[3]) Vom engsten, spiralgedrehten bis zum straffsten Haar finden wir alle Haareigentümlichkeiten des Menschen auch bei wildlebenden Säugetierformen vertreten, so daß wir das Vorhandensein dieses Reichtums an Formen nicht ohne weiteres als Domestikationsmerkmale aufzufassen gezwungen sind. Das gleiche gilt von Rassen mit Riesen- und Zwergwuchs, dessen Auftreten Fischer ebenfalls als Haustiereigentümlichkeiten des Menschen bucht, während bei den anthropoiden Affen, z. B. den Orangs und Gorillas, Rassen von Riesen und Zwergen ohne jede Domestikation beobachtet werden. Zum Unterschied von dem Verhalten der Haustiere, bei denen Zwerg- und Riesenrassen vom Menschen willkürlich gezüchtet werden, ist beim Menschen wie bei den wilden Tieren das Vorkommen von Rassen mit Riesen- und Zwergwuchs nicht auf eine Auswahl von Seiten des Menschen zu beziehen, sondern wie bei den wilden Tieren auf die nicht planmäßig erfolgende unvollständige Rassenbildung durch Siebung und lokale Inzucht innerhalb von gemischt-rassigen Populationen.

Fischer meint, daß die Tatsache, daß der blonde, weißhäutige, blauäugige Nordeuropäer eine starke Differenzierung der Sexualcharaktere aufweist, seine Erklärung darin fände, daß dieser Typ besonders starke Domestikationseinflüsse verrät. Bei allen Haustierrassen sorgt eine planmäßige Auslese eines kultivierten Züchters dafür, daß nur Individuen zur Nachzucht kommen, welche die Sexualcharaktere gut ausgebildet zeigen, und es ist eine alte Züchterregel, daß alle Individuen mit mangelhaft ausgebildeter Geschlechtsverschiedenheit in der äußeren Erscheinung als Zuchttiere unbrauchbar gemacht werden, im Gegensatz zum Menschen, bei welchen eine Auslese nach der Ausbildung der Sexualcharaktere in keiner Weise planmäßig erfolgt. Ein für unsere heutige Kulturstufe nicht mehr recht passendes Sprichwort sagt allerdings: „Frauen, die pfeifen, und Hennen, die krähen, soll man bei Zeiten den Hals umdrehen". Es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß die heutige

[3]) Siehe Friedenthal, Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen. Verlag Gustav Fischer, Jena I—IV. Das Haarkleid des Menschen, ferner H. Friedenthal, Tierhaaratlas. Jena. Gustav Fischer Verlag 1914.

Digitized by Google

Gattenwahl in den Kulturschichten der Menschheit auch nicht eine Spur des Vorhandenseins dieser tierzüchterisch richtigen Prinzipien mehr erkennen läßt. Bei den Menschenrassen beobachten wir, daß bei der einen Rasse die erkennbaren Geschlechtsdifferenzierungen sehr stark sind, wie bei den Europäern, Aino und Australiern, während bei anderen Rassen, namentlich bei den Indianern und Eskimos, eine viel geringere Ausbildung der Geschlechtsunterschiede beobachtet wird. Es gibt also keinen einheitlichen geschlechtlichen Geschmack bezüglich der Gattenwahl in bezug auf die sekundären Geschlechtsmerkmale, da es doch selbstverständlich ist, daß ein vernünftiges, nach Kultur strebendes Geschlecht seine Partnerwahl in der Hauptsache von anderen Bedingungen abhängig machen wird als von derartigen, das Gesamtleben nur recht wenig beeinflussenden Äußerlichkeiten. Auch hier verhalten sich die Menschenrassen wie die Wildtierrassen.

Bei den Menschenaffen sehen wir ebenfalls bei einigen Arten der Orangs sehr stark ausgeprägte Geschlechtsverschiedenheiten, während beim Schimpansen die beiden Geschlechter sehr viel weniger in ihren Geschlechtsmerkmalen sich unterscheiden. Dies liegt daran, daß der Orang in Einzelfamilien, der Schimpanse aber in Herden lebt, bei welchen die Männchen nicht miteinander um die Weibchen kämpfen, sondern welche eine Art mutterrechtliche Verfassung haben.

Bei mutterrechtlicher Verfassung bleibt auch bei den Tieren die prinzipielle Ähnlichkeit der Geschlechter erhalten, während bei Familienverfassung mit Kampf der Männchen um die Weibchen die Individuen mit stark ausgeprägtem sekundären Sexualcharakter für die Nachzucht ausgelesen werden und daher bei der Erblichkeit dieser Merkmale die scharfe Ausprägung der Geschlechtsmerkmale für uns einen Hinweis bildet auf die Wahrscheinlichkeit des Kampfes der Männchen um die Weibchen. Tatsächlich beobachten wir auch beim Menschen, daß bei denjenigen Populationen, bei denen eine geringe Ausbildung der Sexualcharaktere die Regel ist, eine mehr mutterrechtliche Verfassung herrscht, während der Geschlechterkampf, Frauenraub und Männerzweikampf um die Weibchen die Regel bildet bei denjenigen Völkern, welche besonders starke Ausprägung der sekundären männlichen Geschlechtscharaktere zeigen. So sehen wir, daß auch hier nicht die Domestikation, sondern die Wildheit maßgebend ist für die Ausprägung der Geschlechtsverschiedenheiten. Wir beobachten, daß die Stämme der Menschheit sich verhalten wie verschiedene Anthropoidenarten Schimpanse und Orang, von denen die einen mehr mutterrechtlich, die anderen mehr vaterrechtlich in bezug auf ihr Geschlechtsleben organisiert sind.

Gehen wir auf die bekannten, rassigen, also erblichen Eigentümlichkeiten des Menschengeschlechts ein, so werden wir finden, daß die übergroße Mehrzahl derselben bei unseren Haustieren kein Analogon findet. Die Eigentümlichkeit des oberen Lides, welche als Mongolenfalte bezeichnet wird, findet sich bei keinem unserer Haustiere. Die Größe der Nase, welche ein erbliches Rassemerkmal darstellt, hat bei keinem unserer Haustiere ein Analogon. Die wulstigen Lippen des melanodermen Stammes der Menschheit beobachten wir bei keinem unserer Haustiere, freilich ebensowenig auch bei irgend einer der wildlebenden Tierarten. Am Ohr zeigen die Menschenrassen nur Verhältnisse, wie wir sie auch bei wildlebenden Affenarten beobachten, dagegen fehlen alle Haustiereigentümlichkeiten der Ohrgestaltung wie Schlappohren, Hängeohren und Riesenohren. Es kann nicht zugegeben werden, daß

Digitized by Google

die Ausbildung des Fettsteißes bei den südafrikanischen Völkerschaften in Vergleich gesetzt werden kann mit der Fettanhäufung am äußeren Schwanz, wie sie in demselben Erdteil z. B. die Fettsteißschafe zeigen.

Der einzigartige und ungewohnte Anblick der echten Steatopygie, wie wir sie am reinsten bei Hottentottenfrauen beobachten, kommt nämlich durchaus nicht allein von der starken Fettanhäufung dieser Frauen an der Glutealgegend, sondern, worauf noch nicht aufmerksam gemacht zu sein scheint, von einer Abknickung der Wirbelsäule oberhalb des Sacrums zustande. Das Kreuzbein steht nämlich bei Buschmännern und Hottentotten trotz des aufrechten Ganges dieser Völker nicht senkrecht zum Erdboden, wie bei allen anderen Menschen, sondern mehr mit dem Erdboden parallel. Durch diese mehr wagerechte Haltung des Kreuzbeins erklärt sich auch eine bisher noch nicht erklärte Besonderheit der Buschmänner im männlichen Geschlecht, daß der Penis bei den Buschmännern in der Ruhe wagerecht getragen wird, während er bei allen übrigen Menschenrassen der Richtung der Schwere folgt. Es gelingt daher bei Buschmännern und Hottentotten, zwei rassige, also erbliche Eigentümlichkeiten auf dieselbe Ursache zurückzuführen, nämlich auf die abnorme Lagerung des Kreuzbeins. Wenn in der Literatur behauptet wird, daß die Venus von Willendorf und andere Idole aus der europäischen Steinzeit Steatopygie zeigten wie Südafrikanerinnen, so ist dies insofern nicht richtig, als alle diese Abbildungen auch nicht eine Spur von Abknickung in der Wirbelsäule oberhalb des Kreuzbeins verraten, welche die Ursache für die Bildung des Hottentottensteißes abgibt. Eine Fettablagerung in der Gesäßgegend kommt bei verschiedenen Menschenrassen vor, besonders beim weiblichen Geschlecht, bei welchem die Fettablagerung unter der Haut leichter zustande kommt als beim männlichen Geschlecht. Die Form des Rückenendes der Frauen bei den steinzeitlichen Abbildungen ist eine prinzipiell andere als bei den Südafrikanerinnen. Es wäre gut, wenn man nur eine solche Fettablagerung in der Gesäßgegend als echte Steatopygie bezeichnen würde, welche mit mehr Wagerechtstellung des Kreuzbeins Hand in Hand geht. Bei irgend einem unserer Haustiere ist von einer Bevorzugung der Fettablagerung an der Glutealgegend nichts zu bemerken. Noch weniger kommt ein anderes rassiges Merkmal der südafrikanischen Völkerschaften bei Haustieren vor, nämlich die Hottentottenschürze. Diese kommt dadurch zustande, daß die großen Schamlippen nur kümmerlich ausgebildet werden und keinen Verschluß der Schamspalte ermöglichen, so daß die kleinen Schamlippen äußerlich sichtbar werden. Es ist biologisch unwesentlich, daß die südafrikanischen Völkerschaften durch ständiges Zupfen an den hervorragenden kleinen Schamlippen diese künstlich verlängern und dadurch das Rassezeichen auffälliger machen, als es ohne diese künstliche Nachhilfe geworden wäre. Wir finden auch hier Analoga zu einer solchen Bildung bei keinem unserer Haustiere, sondern eher könnte man noch daran denken, wie Verfasser in der 5. Lieferung seiner Beiträge zur „Naturgeschichte des Menschen", Jena, Verlag Gustav Fischer, V, Tafel 53, in Abbildungen klar zu machen versuchte, die Hottentottenschürze in Analogie zu setzen mit dem ständigen Vorfall der Scheide bei der amerikanischen Affenart Ateles. Bei dieser Affenart tritt wie bei den Südafrikanerinnen bei Erregung eine Aufblähung und Aufrichtung der aus der Geschlechtsspalte hervorragenden Teile ein, während bei keinem unserer Haustiere ein Analogon zu diesem Rassenmerkmal bekannt geworden ist.

Digitized by Google

Die rassenmäßig verschiedenen Körperproportionen des Gesamtskelettes lassen beim Menschen keine Analogie mit Skelettveränderungen bei den Haustieren erkennen, wohl aber können wir auf eine ganze Reihe von Punkten hinweisen, in denen die rassigen Eigentümlichkeiten beim Menschengeschlecht durchaus vergleichbar sind den Eigentümlichkeiten des Baues bei den anthropomorphen Affen, nur daß wir das Menschengeschlecht nicht einer einzelnen Anthropoidenart, sondern der Gesamtheit der Anthropoiden gegenüberstellen müssen.

Während die einzelnen Arten der anthropomorphen Affen spezialisierte Tierbildungen darstellen, ist das Menschengeschlecht durch seine außerordentliche Variationsbreite zu allen Spezialisten im Tierreich in Gegensatz gestellt. Wir können in bezug auf den äußeren Habitus feststellen, daß nur in einzelnen genau definierbaren erblichen Merkmalen sich die menschliche Bevölkerung der verschiedenen Erdteile verhält wie die Menschenaffen in demselben Erdteil. Wer ein scharfes Auge für Formvergleichung besitzt, dem kann die auffällige Ähnlichkeit bei jungen Exemplaren der Orang-Utang-Rasse mit Malayen und Ostasiaten nicht entgehen. Wir bedürfen aber nicht eines bloßen Hinweises auf Ähnlichkeiten, sondern genauer Angaben der Punkte, auf welchen diese Ähnlichkeit beruht. Eine Reihe von Orangrassen ist durch die gelben Farbtöne der Haut ausgezeichnet. In diesen gelben Farbentönen treten blaue Flecken auf, welche ihr Dasein dem Durchschimmern von Pigment in der Lederhaut verdanken, während die gelbe Farbe von Pigment in der Oberhaut oder Epidermis herrührt. Diese Kombination von gelblicher Oberhautfarbe mit blauen Flecken finden wir nun auch bei den Südostasiaten und Ostasiaten, für welche das Vorkommen der sogenannten Mongolenflecke besonders auffällig und charakteristisch ist. Bei den neugeborenen Malayen und Ostasiaten finden sich ein oder mehrere blaue Flecken in der Kreuzbeingegend zur Zeit der Geburt mit großer Regelmäßigkeit, um dann im Laufe des Lebens allmählich zu verschwinden. Es gibt auch Individuen unter den Ostasiaten, bei welchen diese Mongolenflecke das ganze Leben hindurch persistieren. Bei dunkelbraunen, asiatischen Rassen erscheinen dieselben Flecke durch die dunkle Haut nicht blau, sondern dunkelbraungrün. Verfasser fand bei der Untersuchung eines neugeborenen Zigeunerkindes, daß die ganze Kreuzbeinregion mit einem ausgesprochenen dunkelbraunen Mongolenfleck gezeichnet war, für eine Europäerin ein sehr seltener Befund. Bei sämtlichen Indianerrassen sollen Mongolenflecke der Neugeborenen bei beiden Geschlechtern ein regelmäßiges Vorkommnis sein, aber auch in der braunen, indischen Bevölkerung sind sie häufiger, als man nach den Literaturangaben annehmen sollte. Wie es bei der Vermischung der europäischen Völker mit asiatischen Völkern selbstverständlich ist, treten die Mongolenflecke zuweilen auch bei Europäern auf, nach einer wohl etwas zu reichlichen Schätzung in etwa fünf Prozent aller Neugeborenen, ebenso wie auch die Mongolenfalte bei etwa fünf Prozent aller neugeborenen europäischen Kinder beobachtet werden kann, um im späteren Leben meistens zu verschwinden.

Der Orang ist der einzige Menschenaffe, bei welchem der Schädel eine ausgesprochene Höhenentwicklung zeigt, und zwar zeigen die Orang-Kinder eine Ausbildung der Stirngegend, welche an die Stirnbildung erwachsener Menschen erinnert. Obwohl die Unterschiede in Länge und Breite bei den Anthropoiden nicht so

Digitized by Google

ausgesprochen sind, wie bei den Menschenrassen, machen doch alle Orangrassen einen ausgesprochen kurzschädeligen Eindruck mit einer Wölbung des oberen Schädelwuchses auch in ausgewachsenem Zustand, wie er bei keinem anderen Anthropoiden vorkommt. Es ist nun bemerkenswert, daß auch die südasiatischen und ostasiatischen Menschenrassen die gewölbtesten Schädel von allen Menschenrassen besitzen und daß bei ihnen die Ausprägung der vorderen Schädelteile eine ganz besonders starke zu sein pflegt. Bei den Indianerrassen ist, wie bei den Ostasiaten, die Wölbung der Schädeldecke meist sehr ausgesprochen, so daß also auch in diesen zwei Merkmalen Orang und Ostasiaten und Amerikaner übereinstimmen. Weit verblüffender als diese bisher erwähnten, immerhin etwas äußerlichen Ähnlichkeiten ist aber die Übereinstimmung der süd- und ostasiatischen Menschenrassen mit Einschluß der Indianerrassen mit den Orangrassen im Temperament, also mit der affektiven Charakterveranlagung.

Wie unter den Menschen der Ostasiate ausgezeichnet ist durch ein stilles, zur Melancholie neigendes tatabgeneigtes Temperament, ist unter den Affenarten der Orang durch die gleichen Eigenschaften von der Mehrzahl seiner Verwandten unterschieden. Wer das Verhalten junger Orang-Utangs mit dem Verhalten bei anderen Menschenaffen auf der gleichen Lebensstufe vergleicht, dem fällt ohne weiteres der Hang zur Einsamkeit, zur stillen Beschaulichkeit und, wie es den Anschein hat, auch zu intensivem Nachdenken über die Außenweltsdinge auf. Daß die Orangrassen sich Schlafnester in den Bäumen bauen und bei den Menschenrassen derselben Gegend Baumwohnungen gefunden werden, möchte Verfasser als eine mehr zufällige Ähnlichkeit, bedingt durch die Ähnlichkeit der Umwelt, auffassen, während die Ähnlichkeit des Temperaments auf eine Ähnlichkeit im Hirnbau schließen läßt und ebenso auf eine Ähnlichkeit im Verhalten des sympathischen Nervensystems zum Zentralnervensystem, die man sich am leichtesten und ungezwungensten von gemeinsamer Erbanlage herrührend erklären kann.

Es wäre nun völlig verkehrt, aus der Ähnlichkeit einiger wohl definierbarer Eigenschaften zwischen Orangrassen und asiatischen Menschenrassen schließen zu wollen, daß nun auch in beliebigen anderen Punkten eine solche Ähnlichkeit sich müsse nachweisen lassen. Verfasser möchte ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß keine Wahrscheinlichkeit einer zwangsläufigen Kopplung vieler Erbmerkmale besteht, die es bedingen würde, daß eine aufgefundene Ähnlichkeit verbunden mit Ähnlichkeit in vielen anderen Eigenschaften gefunden wird. So zeigt es sich, daß z. B. in der Ohrenbildung die asiatischen Menschenrassen und die amerikanischen Menschenrassen nicht die geringste Ähnlichkeit mit irgend einer der Orangrassen aufweisen. Der Orang ist wie der Gorilla und noch mehr als dieser durch ganz besondere Kleinheit der äußeren Ohrmuschel ausgezeichnet, während Südasiaten und Ostasiaten und Amerikaner durch flache, große Ohrmuscheln gekennzeichnet sind. Es hat sich bisher auch nicht zeigen lassen mit Hilfe der serologischen Verwandtschaftsprüfung, daß irgend welche Menschenrassen mit dem Orang näher blutsverwandt sind als mit den Menschenrassen anderer Erdteile. Es reichen die bisherigen Untersuchungen allerdings nicht aus, um diese Frage als endgültig entschieden anzusehen, und Verfasser ist mit der endgültigen Entscheidung dieser wichtigen Frage augenblicklich beschäftigt. Die außerordentliche Vermischung aller Rassen auf dem ganzen Erdball

Digitized by Google

ist es, welche eine klare Entscheidung durch das serologische Experiment bisher verhindert hat.

Die Tierart Orang Utang ist trotz ihrer Einheitlichkeit im großen und ganzen deutlich in Rassen gegliedert, die man auch Lokalvarietäten nennen könnte. Die Unterschiede dieser Orangrassen sind so unvergleichlich geringer, als die der Menschenrassen untereinander, daß wir die Orangrassen nur vergleichen können den verschiedenen Unterabteilungen der einzelnen großen Menschenstämme. Jedes Gleichnis hinkt, aber ungefähr könnte man sagen, daß die Orangrassen sich unterscheiden wie die Unterabteilungen der xanthodermen Menschenrassen. Versuche, die Orangrassen serologisch zu sondern, sind bisher gescheitert. Es besteht wenig Wahrscheinlichkeit, daß in näherer Zukunft eine serologische Differenzierung der Lokalvarietäten oder der Rassen des Orang möglich sein wird. Bezüglich der Menschenrassen hat zwar Bruck behauptet, daß es ihm gelungen sei, Malayen, Chinesen und Europäer serologisch zu unterscheiden, doch steht eine Bestätigung dieser Ergebnisse von Seiten anderer Experimentatoren noch aus. Selbst wenn es aber gelingt, die großen Menschenstämme serologisch zu unterscheiden, würde daraus nicht zu folgern sein, daß dasselbe gelten müsse für die Orangrassen. Die Unterschiede in den einzelnen Orangrassen betreffen nicht nur die Größen, indem man Zwerg- und Riesenaffen unterscheiden kann, sondern vor allen Dingen die Ausbildung der sekundären Sexualcharaktere des erwachsenen Männchens. Es gibt Orangrassen, bei denen die erwachsenen Männchen mit großen Wangenwülsten vor den Ohren versehen sind, welche nach Zeil dazu dienen sollen, bei den Kämpfen der Männchen um die Weibchen dem Gesicht, namentlich aber den Ohren einen Schutz zu gewähren. Außerdem zeigen diese Arten dann noch einen großen Fetthöcker auf dem Kopf, so daß die erwachsenen Männchen einen völlig phantastischen Anblick gewähren.

Bei anderen Orangrassen dagegen unterscheiden sich die erwachsenen Männchen kaum mehr von den Weibchen, als es bei den Schimpansenarten der Fall ist, so daß eine Verwechslung der Geschlechter bei diesen Rassen sehr leicht möglich ist. In bezug auf die Geschlechtsverschiedenheiten verhalten sich also die Orangrassen nicht anders wie die Menschenrassen, indem sowohl sehr starke, wie verhältnismäßig schwache Ausprägung der sekundären Sexualcharaktere als erbliches Rassenmerkmal beobachtet werden kann. Es muß noch Erwähnung finden, daß die Orangarten, ebenso wie die asiatischen Menschenrassen, verhältnismäßig gerade Oberschenkel besitzen und beim Aufrechtstehen eine durchaus gerade Rückenlinie zeigen, während die afrikanischen Menschenaffen gebogenere Oberschenkel besitzen, in der gleichen Weise wie die alten Steinzeitmenschen in Europa. Während beim aufrechtstehenden Orang in der Ansicht von hinten nichts von den Geschlechtsteilen zu sehen ist, zeigt von den afrikanischen Menschenaffen der Schimpanse, sowohl die unerwachsenen Männchen, wie namentlich die reifen Weibchen, die Sexualteile völlig nach hinten verlagert, auch bei ganz aufrechter Stellung des Körpers.

Es muß hier Erwähnung finden, daß die Durcharbeitung der Übereinstimmung feiner erblicher Sonderformen bei den Orangrassen und bei den asiatischen Menschenrassen noch nirgends systematisch durchgeführt wurde, und daß namentlich die Untersuchung von asiatischen Menschenrassenfoeten und von Orangrassenfoeten vielleicht weitere

Digitized by Google

wichtige Hinweise wird liefern können. Wie der Orang unter den Menschenaffen eine besonders stark spezialisierte Tierart darstellt, so stellen auch die süd- und ostasiatischen Menschenrassen besonders stark spezialisierte Menschenformen vor, während die amerikanischen Urrassen ein unspezifischeres, mehr allgemein menschliches Gepräge in der Form zeigen. Bei den verschiedenen Menschenrassen entsteht ein unspezifischeres Äußeres durch Vermischung entgegengesetzt gestalteter Menschenrassen. Es ist morphologisch äußerst schwierig zu unterscheiden, ob eine Menschenrassenform primär unspezifisch geblieben ist, oder ob eine Scheinprimitivität entstanden ist durch den Ausgleich entgegengesetzter Formrichtung bei Kreuzung verschiedener Rassen. In sehr vielen Merkmalen ist bei Menschen ein ähnlicher Gegensatz in den Formen festzustellen zwischen der xanthodermen und melanodermen Rasse wie bei den anthropoiden Affen zwischen Orang und Gorilla.

Die Kreuzungen zwischen Orang und Gorilla sind bisher noch niemals ausgeführt worden, es wäre aber denkbar, daß das Ergebnis einer solchen Kreuzung vielleicht eine primitiv anmutende unspezifisch gestaltete Schimpansen oder Hylobates ähnlichere Affenart sein könnte. Auch hier werden wir keine volle Übereinstimmung in allen Punkten erwarten können, sondern nur eine prinzipielle Annäherung an den früheren Zustand in bezug auf einzelne Formelemente, aber durchaus nicht in bezug auf alle, namentlich nicht in bezug auf Unterkiefer, Gebiß und Proportionen. Dies liegt daran, daß sich die verschiedenen Rassen ja nicht in allen Punkten gegensätzlich entwickelt haben, sondern nur in einigen, daß dagegen in anderen Punkten eine mehr parallele Entwicklungstendenz nachweisbar ist. In bezug auf die parallelen Entwicklungstendenzen ist natürlich bei Kreuzung kein Rückschlag auf den früheren Formenkreis zu erwarten, sondern nur bei denjenigen Eigenheiten, welche sich in diametral entgegengesetzten Richtungen entwickelt haben.

Von den diametral entgegengesetzt entwickelten Eigenschaften beim Orang-Utang und Gorilla erscheint als eine der wichtigsten die durch alle Rassen der anthropomorphen Affen hindurchgehende Verschiedenheit in der Ausbildung des Gehirnschädels nach den drei Dimensionen des Raumes. Bei allen Orangrassen überwiegt die Höhenentwicklung und fast halbkugelige Wölbung von vorn nach hinten, bei den Schimpansenrassen die Breitenentwicklung, bei den Gorillarassen die Längenentwicklung des Schädels. Wir finden auch Betonung aller drei Raumrichtungen bei den verschiedenen Menschenrassen vertreten. Wenn die Asiaten mit dem Orang die stark kugelige Wölbung des Gehirnschädels gemeinsam haben, so haben die Vertreter der melanodermen Rasse die Schmalheit der Schädelentwicklung mit dem Gorilla und Vertreter der weißen Rasse die Betonung der Breitenentwicklung des Schädels mit dem Schimpansen gemeinsam. Freilich kommen auch bei der weißen Rasse sehr lange und schmale Schädel vor, aber den Urtypus des Europäers dürfen wir uns wohl doch als mit schimpansenähnlichem Schädel versehen vorstellen. Die Ähnlichkeit der altdiluvialen Schädelreste der Neanderthalrasse mit dem Schimpansenschädel ist unverkennbar.

Die Ähnlichkeit zwischen melanodermer Rasse und Gorilla beruht keineswegs nur auf der Schmalheit der Schädel- und Gesichtsbildung und der dunkleren Hautfarbe, welche garnicht bei allen Vertretern der melanodermen Rasse vorhanden ist. Hottentotten und Buschmänner mit ihrer gelbbraunen Haut müssen als Protomelanoderme angesehen werden,

Digitized by Google

ebenso wie wir die Schwärze der Gorillahaut als eine Neuerwerbung dieser Tierspezies ansehen können. Eine Hinneigung zum Melanismus der Haut finden wir schon bei Hylobatiden, bei Schimpansenarten, wie dem schwarzen Tschego, und bei vielen Menschenrassen und Menschenindividuen. Verfasser fand nun, daß ein Tschego-Foetus, der etwa 4 Monate alt war, noch helle Hand- und Fuß-Sohlenflächen hatte wie ein Neger, während bei dem erwachsenen Tier Hand- und Fußfläche durch Schwärze vor der übrigen Körperhaut sich auszeichnete. Wann die Schwärzung der Gorillahaut eintritt im foetalen Leben, scheint bisher noch nicht genügend untersucht worden zu sein. Einige spiralgekrauste Stämme im südlichsten Asien, welche wir unbedingt zu den protomelanodermen zu rechnen haben, wie die Semangs, teilen mit dem Gorilla eine rötliche Farbe der Iris, welche außerhalb der melanodermen Rasse beim Menschengeschlecht sehr selten beobachtet wird, während alle drei lebenden Anthropomorphen eine rötlich-braune Iris besitzen wie viele andere Affenarten auch, bei denen neben der rötlichen Färbung noch gelbe Färbung der Iris beobachtet wird.

Eine große Reihe von Individuen der melanodermen Rasse zeigt herkulischen Skelett- und Muskelbau, der wiederholt als gorillaähnlich bezeichnet wurde. Viel auffälliger erscheint aber noch, daß einzelne Vertreter der melanodermen Rasse eine rote Kopfkappe besitzen, wie wir sie vom Gorilla Kastaneiceps kennen. Bei anderen Affenarten, namentlich bei Cercocebus torquatus, kommt eine solche Kopfkappe ebenfalls zur Beobachtung. Bei Papuastämmen werden zwei dreieckige Teile der Kopfhaut als mit rötlichen Haaren besetzt beschrieben. Diejenigen Vertreter der melanodermen Rasse, welche keine kindliche Schädelform noch im Alter besitzen, zeigen eine Neigung der Stirn zum Fliehen, welche jeden vergleichenden Beschauer an den Gorilla erinnern muß, ebenso wie die Längenausbildung des Gesichts bei solchen typischen Vertretern uns gorillaähnlich anmutet. Ganz besonders wichtig erscheint es aber dem Verfasser, daß bei einer Untersuchung der Haarwurzeln eines jungen Gorillafoetus, bei dem die Körperhaare gerade im Durchbruch befindlich waren, er feststellen konnte, daß diese Haarwurzeln gekrümmt waren, ähnlich, wenn auch nicht so stark, wie die ersten Haarwurzeln der spiralgekrausten Menschenrassen. Bekanntlich ist der Gorilla durch ziegenartig zottiges Haar ausgezeichnet, so daß also die innere Ähnlichkeit des Haarwachstums nur beim Foetus erkannt werden konnte, im späteren Leben aber verlorengeht.

Verfasser vermutet, daß eine genauere Untersuchung von Menschenrassenfoeten und Menschenaffenfoeten weitere wichtige Ergebnisse zeitigen wird bezüglich der Formverwandtschaft von Menschenrassen und Menschenaffen. Noch überraschender als die schon erwähnten, doch sehr speziellen Formähnlichkeiten in Schädelbildung, Haarbildung und Hautfarbe ist die Ähnlichkeit zwischen einigen Gorillarassen und einigen Negerrassen und dem Gorilla in bezug auf das Temperament. Wenn die Temperamentslehre auch nur die affektive Seite des Charakters schildert, so ist sie doch in dieser einen Beziehung zu einer Einteilung äußerst brauchbar. Neger und Gorilla würden wir nur nach der Temperamentslehre, physiognomisch gesprochen, als unzweifelhaft phlegmatisch-cholerisch bezeichnen müssen. Bei beiden wechseln Perioden anscheinender Faulheit und Lässigkeit mit einem Einsatz der ganzen Persönlichkeit bei starker seelischer Aufregung, wobei es zu förmlichen Wutausbrüchen kommen kann, die sehr gegen die sonstige Ruhe kontrastieren.

Digitized by Google

Die Ähnlichkeit des Europäers oder der weißen Rasse mit dem Schimpansen ist leicht zu beweisen. Nur bei diesen Menschenaffen kommen, namentlich wieder bei den jugendlichen Individuen, so rosige Tönung der Gesichtshaut, Hand- und Sohlenhaut und Körperhaut zur Beobachtung wie beim Europäer, während bei keiner anderen Menschenrasse ein solcher Pigmentmangel, ohne Vorhandensein vom eigentlichen Albinismus, zur Beobachtung kommt. Die Krümmung der Oberschenkelknochen ist beim alten Steinzeitmenschen eine ganz ähnliche wie bei dem Schimpansen, der sich in einer ganzen Reihe von Eigenheiten verschiedener Organ-Systeme dem Menschen ähn-

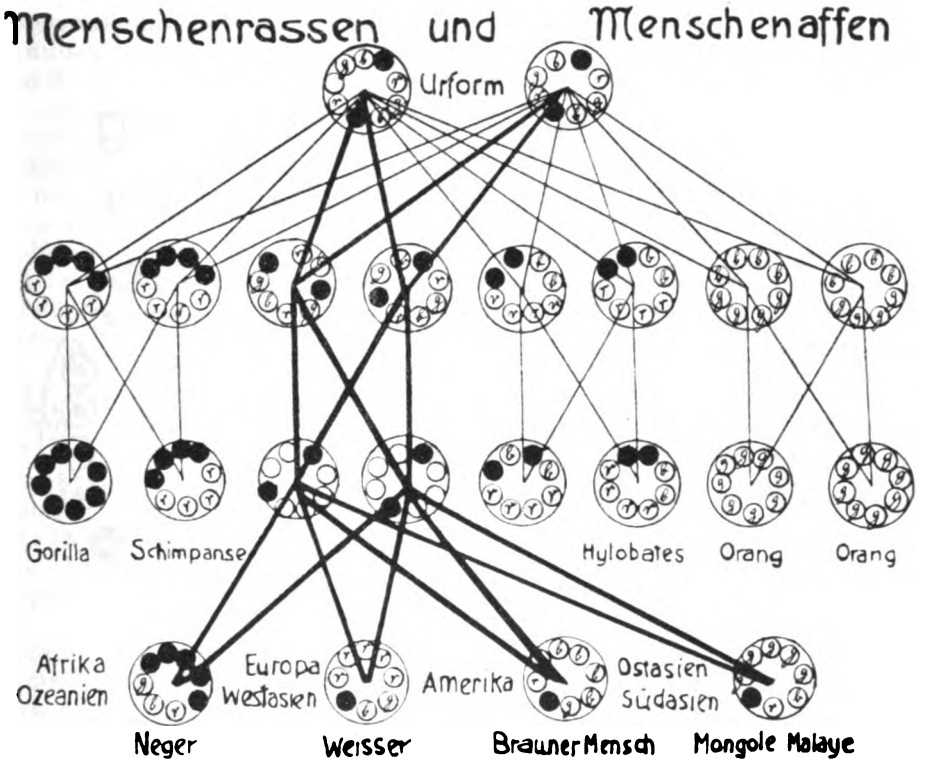


Abb. 1.

licher verhält als die mehr spezialisierten Orangs und Gorillas. Namentlich ist es aber wieder das Temperament, welches in überraschender Weise eine Verbindung nahe legt zwischen dem Schimpansen und der weißen Rasse. Das heitere sanguinische, übermütige und bewegungslustige Temperament des Schimpansen zeichnet auch den Europäer vor den übrigen Menschenrassen aus. Selbst in bezug auf die mutterrechtliche Verfassung der Horde schien in früheren Zeiten eine vollkommene Analogie zwischen Schimpansen und Ureuropäer bestanden zu haben, während die rein vaterrechtliche Verfassung, welche heute in ganz Europa die herrschende geworden ist, nach Ansicht des Verfassers mit dem asiatischen Menschen aus Asien übertragen worden ist.

Verfasser möchte daran erinnern, daß seiner Zeit die Hypothese von Klaatsch, daß die Menschheit polyphyletisch aufzufassen sei und

Digitized by Google

der Europäer sich aus der Vermischung eines gorilloiden Stammes, der in Europa beheimatet gewesen sein soll, und eines orangoiden Stammes, der aus Asien gekommen sein soll, entwickelt habe, viel Aufsehen erregte. Nur wenige Forscher sind heutzutage der Ansicht, daß das Menschengeschlecht sich aus verschiedenen Ursprüngen entwickelt habe, in Anbetracht der außerordentlichen Gleichartigkeit der spezifischen menschlichen Merkmale, welche durch die Menschenrassen hindurchgeht. Die obenerwähnten unverkennbaren Analogien in einzelnen Punkten zwischen den melanodermen Menschenstämmen und dem Gorilla, zwischen der weißen Rasse und den Schimpansenarten und zwischen den Orangrassen und dem Asiaten zwingen uns nun keineswegs, diese Analogie auf eine dreifache Abstammung zu beziehen, sondern es gelingt, wie die beifolgende Abbildung beweist,

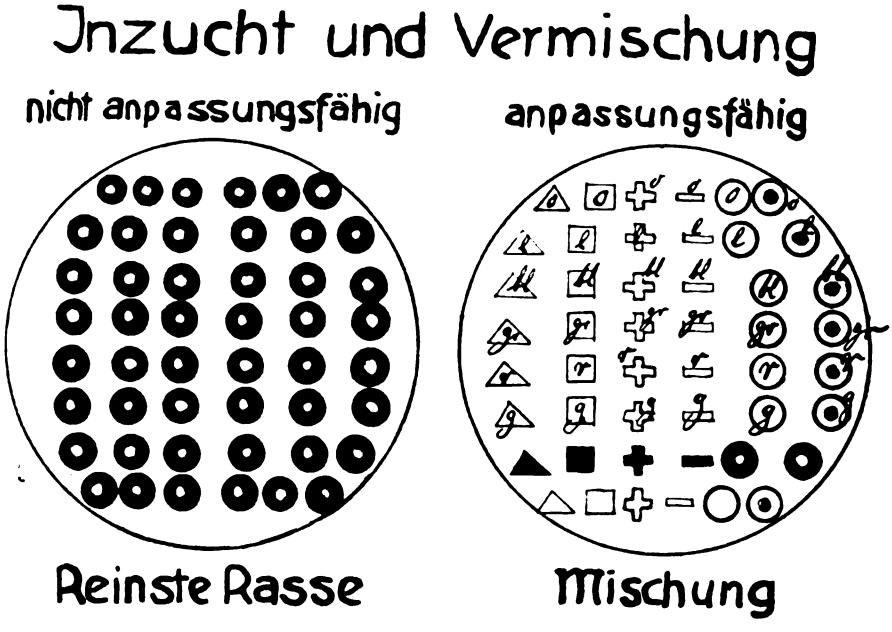


Abb. 2.

diese bisher unerklärten Analogien aus einem bei Inzucht selbstverständlichen Genverlust zu erklären. Nehmen wir an, daß gegen Ausgang der Tertiärzeit eine Tierart gelebt hat, welche in ihrer Anlage die Entwicklungsmöglichkeit zu all den Formen in sich trug, welche wir bei der Gesamtheit der heute lebenden Primatenarten verwirklicht finden. In der Abbildung sind diese Entwicklungsmöglichkeiten in der Erbanlage durch die Buchstaben: b = braun, s = schwarz, g = gelb, r = rosa wiedergegeben. Wir können uns denken, daß bei der Urform diese Tendenzen in gleicher Stärke vorhanden gewesen sein mögen. Wenn nun Tierarten durch Isolierung zur Inzucht gezwungen wurden, so ist es selbstverständlich, daß die Mannigfaltigkeit ihres Erbgutes abnehmen mußte; um so schneller, je weniger Individuen der Isolierung unterworfen worden sind, d. h. mit anderen Worten: je reiner die Inzucht wurde. Da bei der Reifung der Geschlechtszellen die Hälfte der Chromosomen herausgeworfen wird, so kann der volle Bestand an Entwicklungsmöglichkeiten nur erhalten bleiben,

Digitized by Google

wenn zufällig bei der Befruchtung des Eies die fehlenden Chromosomenarten durch das Sperma wieder ergänzt werden. Da dies nur in seltenen Fällen genau der Fall sein wird, in der Mehrzahl der Fälle aber einige Chromosomen herausfallen werden, so muß das Erbgut jeder isolierten Tierart durch Inzucht immer ärmer und ärmer an Entwicklungsmöglichkeiten werden und einen immer einheitlicheren Chromosomenbestand aufweisen.

Wir können also annehmen, daß alle hochspezialisierten Tierarten durch Verarmung ihres Erbgutes reinrassig geworden sind, womit jede Anpassungsmöglichkeit an Änderungen ihrer Umwelt als verloren gegangen zu betrachten ist. Bei der bisherigen Betrachtung der Umwandlung von Tierarten hat der wichtigste Faktor, nämlich der notwendige Genverlust bei Inzucht, bisher noch keine genügende Berücksichtigung gefunden. Kommen wir auf unsere hypothetische Urform der Primaten (von der wir auch die Menschen abstammend denken) zurück, so werden wir annehmen müssen, daß die heute lebenden Primatenarten ganz verschiedene Grade des Genverlustes an Erbgut erlitten haben. Die spezialisierten Affenarten, die Orangs und Gorillas, werden wir uns als durch Isolierung an ihrem Erbgut am meisten vereinfachte Tierarten vorstellen, während die Schimpansenarten bereits etwas primitiver geblieben sind und darum auch einen gestaltenreicheren Formenkreis entwickeln konnten. Noch primitiver geblieben sind die Hylobatiden, welche deshalb in unserem Erbschema mit 3 Farben ausgestattet schematisiert worden sind. Die Urmenschenform dagegen dürfen wir uns als am wenigsten spezialisiert vorstellen von allen Affenarten, und wir können uns erklären, daß eine teilweise Ähnlichkeit zwischen melanodermen Menschenrassen und Gorilla dadurch entstanden ist, daß durch teilweisen Genverlust bei diesen Menschenrassen eine Ähnlichkeit mit dem Gorilla entstanden ist, welche zwar auf der gleichen Erbanlage beruht, aber nichts mit einer Abstammung der melanodermen Rassen von gorillaartigen Vorfahren zu tun hat. In der gleichen Weise können wir uns vorstellen, daß die körperlichen und seelischen Analogien zwischen Asiaten und Orang sich ebenfalls durch teilweisen Genverlust der Menschenrassen erklären lassen, wodurch diese Menschenstämme den ganz einseitig spezialisierten Orangarten in manchen Punkten ähnlich geworden sind. Die Ähnlichkeit des Europäers mit dem Schimpansen ist auf gleiche Weise zu erklären und es ist auch verständlich, warum bei starker Durchmischung von Menschenrassen eine Menschenform entsteht, welche, wie die heutige Menschheit im ganzen es zeigt, mit keinem der heute lebenden Anthropoiden beträchtliche Ähnlichkeiten mehr aufweist.

Es muß einleuchten, daß durch Vermischung oder Bastardierung der Genverlust, der durch Inzucht entstanden ist, wieder rückgängig gemacht wird, wie die umstehende Abbildung 3 schematisch wiedergeben soll. Haben wir eine Tierart mit nur zwei verschiedenen Genarten, so können wir uns aus diesen durch Isolierung zwei Rassen hervorgehend denken, welche in ihrem Erbgut diese beiden Genarten getrennt enthalten. Bastardiert man diese beiden Rassen, so entsteht von neuem das ursprüngliche anpassungsfähige Erbgut der Urform, und wir ersehen daraus, wie schwer es ist, eine Entscheidung zu fällen, ob eine Tierart primitiv und ursprünglich geblieben ist, oder ob sie sekundär durch Bastardierung wieder primitiv geworden ist. Erst eine genaue Kenntnis aller Umstände würde uns eine Entscheidung in einer solchen Frage ermöglichen.

Digitized by Google

Verfasser glaubt, daß tatsächlich in der Menschheit durch Vermischung auf der heutigen Erdoberfläche ein Zustand sekundärer Primitivität mit kindlich anmutender Form sich wieder anbahnt.

Die in der obigen Arbeit erwähnten Eigentümlichkeiten der Menschenrassen und ihre Ähnlichkeit mit gewissen Menschenaffen hat, wie wir sehen, keinerlei Beitrag geliefert zu der Frage, ob wir die Rasseneigentümlichkeiten des Menschen als Haustiereigentümlichkeiten aufzufassen haben. Nur in einigen wenigen Punkten, wie dem Überleben von Unpassendem oder auch in dem zahlreichen Vorkommen von helläugigen Individuen, können wir Analoga zu dem Verhalten unserer Haustiere namhaft

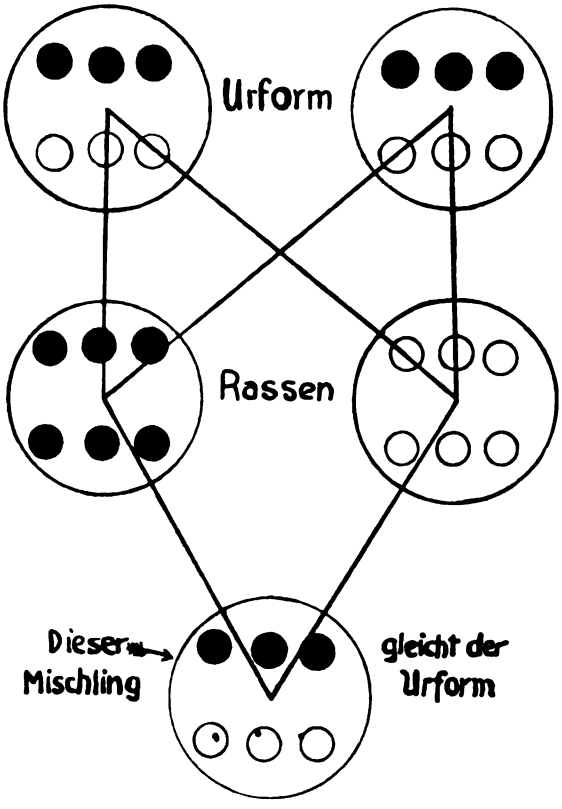


Abb. 3.

machen. Das Wesentliche der Haustierrassen im Gegensatz zu Wildformen, daß der Mensch Zuchtziele aufstellt und durch Ausmerzung aller Individuen, welche diesem Ziele weniger entsprechen, das Erbgut der Rasse willkürlich verändert, muß beim Menschen fehlen, weil bei diesem die Auslese des Unpassenden noch nicht einmal angebahnt ist, sondern wahllos alles lebensfähig Geborne aufgezogen wird und die vorhandenen Individuen das Ergebnis einer natürlichen, nicht aber wie bei den Haustierrassen künstlichen Zuchtwahl darstellen.

Erst wenn die Menschheit das Überleben des Passendsten, nämlich des Menschen, welcher **gut** und **klug, gesund** und **schön** ist – man beachte wohl die Reihenfolge der vier genannten erwünschten Eigenschaften—

Digitized by Google

bewußt in die Hand genommen haben wird und durch kluge Maßnahmen die Vermehrung der Individuen mit vollkommenerem Erbgut begünstigt und die nicht angepaßten Individuen an der Fortpflanzung verhindert haben wird, wird man davon sprechen können, daß eine so erzeugte Menschheit in bezug auf die Erbgutauslese in vieler Hinsicht dem gleichen wird, was wir bei unseren Haustieren beobachten können.

Erst Schaffung eines vernünftigen Zuchtzieles und planmäßige Ausschaltung alles Unerwünschten würde uns das Recht geben, von Schaffung einer Kulturrasse innerhalb der Menschheit zu sprechen und diese den bisherigen Menschenrassen, welche den umweltbedingten Wildtierrassen vergleichbar sind, gegenüberzustellen.

Sitzung vom 20. März 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr R. Mielke: Die Entstehung und Ausbreitung des Straßendorfes. (Mit Lichtbildern.) Herr P. Schebesta (als Gast): Reisen und Forschungen in Asien, besonders die Semang betreffend. (Mit Lichtbildern.)

(1) Verstorben ist Herr Professor Dr. Paul Matschie, Mitglied seit 1904.

(2) Neu aufgenommene Mitglieder:

Herr Fritz Koch-Gotha, Kunstmaler, Berlin,
Herr Dr. Fritz Münzesheimer, Charlottenburg,
Herr Professor Robert Knorr, Stuttgart,
Herr cand. geol. Ralph von Koenigswald, Köln.

(3) Herr Mielke hält den angekündigten Vortrag:

Die Entstehung und Ausbreitung des Straßendorfes.

Das Straßendorf gilt in der wissenschaftlichen Literatur als etwas Selbstverständliches, es ist eine Tatsache, die durch sich selbst Teil der Geschichte ist, die aber keine Geschichte hat. Da diese Siedlungsform eng mit der ostdeutschen Kolonisation verbunden ist, so hat man gefolgert[1]), daß sie von dem Geometer für die Bedürfnisse jener Zeit künstlich ausgeklügelt worden sei; aber man hat nicht versucht, sie mit anderen Formen in Beziehung zu setzen oder die Fragen zu präzisieren, die zur Erfindung des Straßendorfes geführt haben. Die Tatsache, daß dieses eigentlich recht fremd in den germanischen Siedlungsformen steht, genügt noch nicht, jede Beziehung zu älteren Formen abzulehnen. Bei diesen sind Willkür, Regel- und Planlosigkeit bestimmend, während das Straßendorf plangemäß und übersichtlich angelegt ist. Jene sind mit der Zeit und durch die örtlichen Umstände gewachsen wie der Baum, der in jedem Jahre neue Zweige ansetzt, das Straßendorf scheint indessen mit einem Male und durch einen bestimmten, überlegenen Willen geschaffen worden zu sein. Das sind zwei ganz verschiedene Ausgänge, die in enger Beziehung zur Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte, wohl auch zur politischen Geschichte stehen müssen. Bei dem Einzelhof, dem Weiler

[1]) Unmittelbar spricht Grund, Siedlungsgeschichte des Wiener Beckens, S. 71, es aus, daß das Straßendorf eine deutsche Kolonialform ist.

Digitized by Google

und dem Haufendorf sind diese Beziehungen wenigstens äußerlich erkennbar; bei dem Straßendorf scheinen aber diese zu jeder anderen Siedlungsform zu fehlen.

Dazu kommt noch, daß das Verbreitungsgebiet des Straßendorfes schwer zu umgrenzen ist, weil jenes räumlich nicht nur außerordentlich groß ist, sich nicht nur mit romanischen und slawischen Siedlungsformen eng berührt, sondern sich auch oft mit diesen vermengt und in sie übergeht. Meitzen hat, ohne die deutsche Herkunft des Straßendorfes im ostdeutschen Kolonialgebiet zu bezweifeln, es doch wiederholt als eine slawische Form angesprochen, die in einzelnen Gegenden den von ihm ebenfalls für slawisch gehaltenen Rundling ablöst, ohne aber einen Unterschied zwischen jener Form und dem deutschen Straßendorf zu begründen. Alle Forscher haben — soweit ich sehe — dies ohne weiteres übernommen. Andererseits aber spricht die weitverbreitete Bezeichnung „Fränkisches Dorf" dafür, daß man dem Stamm der Franken einen erheblichen Anteil an der Verbreitung dieser Siedlungsform beimißt. Da die Franken an der ostdeutschen Kolonisation stark beteiligt sind, wofür die „fränkische Hufe", das „fränkische Recht" (jus franconicum) sprechen, so kann man diese Beziehungen gelten lassen. Überall, wo Franken sitzen, ist auch das Straßendorf vertreten. Wir finden es in dem nordöstlichen Frankreich, in dem Stromgebiete des Rheines und seinen Ausbreitungszonen am Main und den deutschen Mittelgebirgen, in Sachsen, in dem alten Herzogtum Franken von Mainz und Worms bis Würzburg, an der Donau und Ems bis nach Wien und Mähren und in dem großen ostdeutschen Kolonialgebiet bis weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Man kann also mit Recht von einer fränkischen Dorfform sprechen, die andere deutsche Stämme zwar nicht ablehnen, aber ihr neben dem Einzelhof und Haufendorf nur eine nebensächliche Bedeutung zugestehen.

Um die Beziehungen der Franken zu dem Straßendorf aufzuhellen, werden wir zunächst einmal die Herkunft und Ausbreitung des Stammes und seine älteste Siedlungsform zu untersuchen haben. Der Name Franken, der eine Anzahl älterer Stämme: Sigambrer, Chamaven, Ansivaren, Eburonen, Kondrusen, Chattuarier, Teile von Usipeten, Tenkterern, Tubanten und Brukterern deckt, geht vermutlich in die Zeiten der Marc Anton oder Antonine zurück, also in das zweite nachchristliche Jahrhundert. Die Peutingersche Völkertafel nennt bei den im Hamalande östlich der Jyssel sitzenden Chamaven auch „Franci" und bezeichnet die Heimat der Sigambrer, das Land zwischen Ruhr und Lippe als „Francia". Der Ursitz des Stammes war in Hessen, von wo aus die Wanderung in zwei Wellen westlich in das Moseltal und nördlich den Rhein hinab über das heutige Holland nach Gallien ging. Auf dem Moselwege zeigen nach Arnold (Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, Marburg 1875, S. 425 u. f.), dem auch Lamprecht (Fränkische Wanderungen, S. 210) zustimmt, die Ortsnamen auf -bach den Weg an, den die Franken durch das Mosel- und Nahetal bis zur Saar und ins Luxemburgische nahmen. Die Franken haben ursprünglich den Einzelhof und das Haufendorf gekannt. Das Straßendorf war nach allen Zeugnissen den istväonischen Stämmen unbekannt. Die Chattuarier, die anfangs am Rhein von Emmerich bis zur Lippe saßen, dann aber nach Westen zur Maas vordrangen, blieben in Verbindung mit dem rechtsrheinischen Heimatboden und führten die ihnen aus Hessen geläufigen Ortsnamenendigungen -lar und -mar auch in die neuen

Digitized by Google

Gebiete über.[2]) In diesen wie an der Lippemündung herrscht der Einzelhof vor, untermischt mit dem Haufendorf. Und wenn auch die verdrängten keltischen Bewohner wahrscheinlich zumeist in Einzelhöfen gesessen haben, die von den Chattuariern besetzt wurden, so können diese das Straßendorf doch nicht mitgebracht haben.

Auch die Chamaven, die zuerst in das Gebiet der Chattuarier einzudringen versuchten, von diesen aber abgewehrt wurden, dann aber in den Maasgau wanderten, der von den Ripuariern verlassen war, benannten ihre Dörfer oft mit der ihnen geläufigen Endung -lo, -le (-el) d. h. ahd. lôh, lat. lucus[3]). Das beweist mindestens, daß sie neue Dörfer gründeten. Hätten sie eine anders gestaltete ripuarische Dorfform vorgefunden, dann würden sie diese, wie die Chatten im Moselgau, wohl auch benutzt haben. Sie hatten aber den Einzelhof aufgegeben zu Gunsten des Haufendorfes, das auch im chattuarischen, im chamavischen und ripuarischen Gebiete die Einzelhöfe zum Teil verschlang. Eines, das noch heute besteht, Gellep,

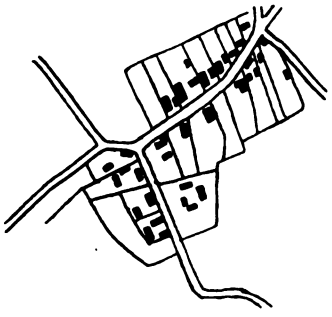


Abb. 1.
Gellep (Gelduba). Nach Meitzen.

Abb. 2.
Kerpen (Kr. Bergheim). Nach Meitzen.

erwähnen bereits Tacitus (Hist. IV 26. 32. 35. 58) und Plinius (Hist. nat. XIX. 5) unter dem Namen Gelduba als einen Grenzort der Ubier (Abb. 1). Meitzen[4]) nennt weiter als Haufendörfer mit volksmäßig angelegten Gewannen Walterschen, Kerpen (Abb. 2), Kessenich, Sülm, Filsch (Rheinland), Heinkringen (Lothringen), Salles und Tourpes (Südbrabant). Ein Teil dieser Haufendörfer zeigt eine unverkennbare Neigung zu einer ein- oder mehrstraßigen Anlage. Das scheint schon alt zu sein und muß auf Einflüsse zurückgehen, denen das Haufendorf bei aller Unregelmäßigkeit nicht standgehalten hat. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Der salische Zweig der Franken ist am weitesten nach Westen vorgedrungen. Ausgangspunkt war die batavische Insel bis an das Maasknie südlich Nymwegen und bis an den Ardennerwald, ein Gebiet, das das Flußgebiet der Schelde umfaßt und als Toxandrien bezeichnet wurde[5]). Die Reste des Einzelhofes sind — besonders im Norden — noch heute vorhanden. Er herrscht weiter in den alten Sitzen der Eburonen zwischen Tongern und Eupen, bei den Condrusen in der Landschaft Condroz — freilich untermischt mit Gewann-

[2]) Lamprecht, Fränkische Wanderungen, S. 237—239.
[3]) Lamprecht, a. a. O., S. 236, 237.
[4]) Meitzen, Siedlung und Agrarwesen usw. I, S. 530.
[5]) Lamprecht, a. a. O., S. 217, 218.

Digitized by Google

dörfern, die durch die Endung -ingen[6]) (romanisiert -enge, -ange) als ursprüngliche Sippendörfer ausgewiesen werden. Das Auftreten der Ingendörfer an dieser Stelle beweist, daß es sich noch um Volksdörfer, nicht um grundherrliche Dörfer der späteren Merovingerzeit handelt. Auch die Sigambrer haben den Einzelhof in dem eroberten Keltenlande behalten, während die Chatten, die Lothringen und die Pfalz und das alte Trevirerland besetzten, Haufen- bzw. Gewanndörfer anlegten oder sich — wie im Elsaß — einfach die Wohn- und Siedlungsstätten der Besiegten aneigneten.

Die Franken siedelten also ursprünglich in Einzelhöfen, wandelten sie aber bei ihrem Vordringen — wohl um vor feindlichen Überfällen gesichert zu sein — in Dörfer um. Diese sind also erst durch die Ereignisse der Wanderzeit — nach einer seit 400 Jahren eingeleiteten Entwicklung in Aufnahme gekommen.

Besondere Verhältnisse liegen am Rhein und an der Mosel vor. Hier waren schon in keltischer Zeit Einzelhöfe verbreitet, die sich im Limesgebiet durch germanische Einzelsiedlungen und römische Villen mit ihren gut bebauten Ländereien[7]) vermehrten.

Da diese Römersitze in einem Abstande von durchschnittlich einem Kilometer lagen, so boten die Flußtäler das Bild eines stark bevölkerten und sorgfältig angebauten Landes[8]). Die eingedrungenen Franken setzten sich in den vorgefundenen Siedlungen fest, gründeten aber, als sie von Maximian um 288 als Laeti in den Gebieten der Nervier und Trevirer angesiedelt wurden, auch Haufendörfer.

Die Praxis, sich in den Siedlungen der römisch-keltischen Vorbewohner festzusetzen, wurde auch von dem Begründer des Frankenreiches Chlogio bei der Eroberung von Artois befolgt, nachdem er die Bevölkerung vertrieben oder zu Sklaven gemacht hatte. Je weiter die Franken nach Westen vordrangen, um so mehr gaben sie auch den angestammten Einzelhof auf. Und als sie weiter nach Süden sich ausdehnten, füllte sich hinter ihnen das Land mit deutschen Stämmen fremder Herkunft und Mittelfranken, denen die Salier Gesetz und Herrschaft aufzwangen: Als sie aber — besonders unter Chlodowech — gegen die Sambre und von hier zum Meere vorstießen, staute sich der germanische Völkerstrom eine Weile und überzog das Land[9]) mit dichten Haufendörfern — nicht mehr wie in den früheren Gebieten mit Einzelhöfen. Ganz Artois von der flandrischen Tiefebene bis zur Canche, einem südlich von Calais in den Kanal mündenden Küstenflusse, ist damals von den salischen Franken mit Gewanndörfern besiedelt worden, denen die keltischen Einzelhöfe ebenso zum Opfer fielen,[10]) wie in Lothringen, der Pfalz und in dem Trevirerlande. Nur die Sigambrer und Chamaven haben ihre Einzelhöfe in dem nordöstlicher gelegenen eroberten Gebiete beibehalten.

Indessen hatten die Franken, als sie unter Chlogio im 4. Jahrhundert in Gallien eindrangen, schon chattische nnd alemannische Dörfer auf dem linken Rheinufer und bei weiterem Vordringen auch

[6]) Nach Meitzen I, S. 549: Vrolingen, Hatingen, Ketzingen, Grimmersingen, Rixingen, Berlingen, Willebringen, Grimmingen, Badingen, Bevingen, Rulingen, Bovelingen, Roclenge, Bassenge, Pirange, Otrange, Herdenge, Wachenges.

[7]) Köpp, Die Römer in Deutschland, S. 126.

[8]) Eine Siedlungskarte hat Bodewig in der Westdeutschen Zeitschr. XIX., 1900, Taf. 2 veröffentlicht. S. a. Bonner Jahrbücher 128, S. 81.

[9]) Lamprecht, a. a. O. S. 247, 248.

[10]) Meitzen, a. a. O. I. S. 522.

Digitized by Google

solche der erwähnten fränkischen Laeti vorgefunden. Dazu kamen noch Laeti-Siedlungen bei Amiens, Arras, Valenciennes, Tongern, Yvoi, Beauvais, Noyon, Rheims, Senlis, Troyes, Langres, Blois, in der Beauce, in der Auvergne, bei Bourges und bei Bayeux[11]). Es sind dies Gebiete im nordöstlichen und östlichen Frankreich, in denen solche Haufendörfer von Burgunden, Alemannen, Tribokern, Nemetern und Vangionen angelegt waren, die also den Franken keineswegs mehr ungewohnt waren. Sie haben sie daher auch nicht vernichtet, sondern sie teils selbst bewirtschaftet, teils durch Kolonen und Laeti bewirtschaften lassen. Da diese, in der Hauptsache von Ripuariern besetzten Gebiete, im Gegensatz zu den nördlichen der Salier, aus fruchtbaren, seit Jahrhunderten gut angebauten Gefilden bestanden, so fanden sie auch zahlreiche römische Farmen und Latifundien vor. Die festen Städte ließen sie bereitwillig im Besitze der gallo-römischen Bevölkerung; die ländlichen Siedlungen nützten sie gerne. Daß eine mehrhundertjährige Gewöhnung neben praktischen Erwägungen die Franken für Dorfsiedlungen geneigt machen mußte, liegt auf der Hand; wie zögernd sie aber den Einzelhof aufgaben, geht aus der Tatsache hervor, daß die Ripuarier in dem linksrheinischen Ubierlande in Gewanndörfern, im rechtsrheinischen jedoch bei der Einzelsiedlung blieben, die als Nachlaß der Ansivaren, der Chattuarier und der Chamaven an der Ems und an dem Unterrhein noch heute vorherrschend ist.

Die Sachlage klärt sich also dahin, daß in der niederrheinischen Ebene die Franken den Einzelhof festhielten, daß sie in den rheinischen Mittelgebirgen — soweit sie nicht römische Siedlungen benutzten — Gewanndörfer in Hufenform anlegten. Zu untersuchen bleibt nun, wie sich bei dem ungehemmten Vordringen der Salier die Verhältnisse in dem nordöstlichen Frankreich gestaltet haben, wo die römisch-keltische Besiedlung erheblich dichter war als in dem Rheinlande, das dem germanischen Ansturm schon seit Cäsar ausgesetzt war. Noch um 500 war der keltische Einzelhof nicht völlig verschwunden, denn in dem salischen Gesetz ist von Dörfern (villae und turpe), aber auch von kleineren Siedlungen die Rede. Einmal werden drei villae erwähnt, die man in diesem Sinne nur als Einzelhöfe auffassen kann (cap. III. 6). An andrer Stelle (cap. XIV. 6) ist ein Landsitz, der Überfällen ausgesetzt ist, erwähnt.

Um 486 hatte Chlodowech den ganzen Nordosten Frankreichs in Besitz. Daß die Franken keineswegs mehr ungezügelte zerstörende Volksmassen waren, sondern planmäßig an dem Ausbau ihres Staates arbeiteten, das beweist das erwähnte Salische Gesetz, in dem die alten Volksrechte etwa ein Jahrzehnt nach dem Siege Chlodowechs über seine Gegner gesammelt wurden. Die Art, wie die Lex Salica die agrarischen Verhältnisse zu regeln suchte, zeigt, daß die Franken in dem beschlagnahmten Lande neue Siedlungen neben den vorgefundenen angelegt hatten. Die Bestimmungen der Tit. XXVII sprechen von Dorffluren mit Gewannen, Gemenglagen und Überfahrtsrechten, wie wir sie bei dem älteren Volksdorf kennen. Nun werden aber auch Dörfer erwähnt, bei denen die Felder nicht in Gemenglage, sondern gesondert liegen, die auch keine Weidegemeinschaft haben, die wir daher nur als gutsherrliche Dörfer ansprechen können. Vielleicht sind darunter noch römische; die Mehrzahl muß, weil das Gesetz selbstverständlich in erster Linie für Franken geschaffen ist,

[11]) Meitzen, a. a. O. I. 538, 539.

Digitized by Google

diesen zugehören. Lamprecht[12]) will allerdings zwischen beiden Wirtschaftsformen einen schroffen Gegensatz nicht anerkennen, da nach ihm villa eine Ansiedlung von einem oder mehreren Höfen sein kann; doch spricht das in der Normandie[13]) liegende geschlossene Gebiet von Einzelhöfen für die selbständige germanische Stellung der letzteren. Schröder[14]) lehnt sogar den Einzelhof bei den Franken überhaupt ab; aber seine Ausführungen überzeugen nicht angesichts der Tatsache, daß diese Siedlung auch heute noch in der niederrheinischen fränkischen Heimat herrschend ist. Aus diesen Zeugnissen geht hervor, daß bei den Franken sich ein neues dörfliches Wirtschaftsgebilde gebildet hatte, das den germanischen Stämmen nicht bekannt war und das der Ausgang des Straßendorfes wurde. Es brauchen diese Dörfer keineswegs ausschließlich von den Franken angelegt worden zu sein. Schon vor dem Siege des Chlodowech über Syagrius war Nordgallien von kleineren germanischen Siedlungen durchsetzt, die in ihren Ortsnamen noch die Gründer verraten, und die zum größten Teil in dem Herrschaftsgebiet des Syagrius liegen. Die ältere Schicht auf -ingen (franz. -ange, -anges) und -bec schließt anscheinend reine Volks- und Gewanndörfer ein, während die grundherrlichen Verleihungen der Merowinger durch die Endungen -ville, -court und wohl auch -heim gekennzeichnet sind[15]). Kornmesser (Die französischen Ortsnamen germanischer Abkunft, Dissert. Straßburg 1888, S. 26, 29.) gibt allein für die Umgebung von Paris 50 Ortsnamen mit germanischen Namen an, die teilweise aus dem 7. und 8. Jahrhundert, einmal noch aus dem 6. Jahrhundert (S. 22) stammen.

Nach der heutigen Verbreitung der Dorfformen in den ehemals fränkischen Gebieten kann hier neben vereinzelten Einzelhöfen nur das alte Haufendorf vorausgesetzt werden. Es mag dieses, wie es in West- und Süddeutschland zu beobachten ist, durch die Lage in einem engen Gebirgstale wohl hin und wieder eine straßenförmige Gestaltung angenommen haben; doch war dies sicher nur Ausnahme, weil besonders die Ripuarier noch nicht in die weniger günstigen Gebirge aufstiegen, sondern die fruchtbaren, durch eine Jahrhunderte alte Kultur schon bearbeiteten Gelände der Flußtäler und Ebenen bevorzugten. Von einem planmäßigen Straßendorf kann also wenigstens bei den Ripuariern noch nicht die Rede sein. Anders war aber die Lage in den gallischen Gebieten, die die Salier im 5. Jahrhundert bezogen.

Schon auf einer Karte 1 : 100 000 erkennt man südlich von einem, zwischen Nordsee, Weser, Ruhr und dem Oberlaufe der Schelde gelegenen Einzelhofgebiet eine Zone mit volksmäßigen Gewanndörfern und Weilern, die sich bis in die Normandie vorschiebt und nach Süden zahlreicher an Weilern wird, die aber beiderseits der unteren Seine ein vermutlich altkeltisches Einzelhofgebiet freiläßt. Die Gewanndörfer sind wirtschaftlich ebenso organisiert, wie in Westdeutschland, doch zeigen die Siedlungen selbst eine abweichende Gestaltung. Bei einzelnen — besonders nordöstlich der Canche —

[12]) C. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I. S. 7 u. 8.
[13]) Meitzen, a. a O. Atlas, Tafel 66b.
[14]) Zeitschr. der Savigny-Stiftung II. S. 49.
[15]) Diese französischen Endungen sind in der Regel einem germanischen Eigennamen angehängt, z. B. Hermanville. Auch die mit villers, masnil (mesnile), mont, fontaine u. a. des Dep. Meurthe-et-Moselle und Meuse wurden von französischen Forschern, denen sich Gröber (Grundriß der germanischen Philologie, S. 424) und Schiber (Siedlungen in Gallien, S. 35) anschließen, für germanische Namen angesehen.

Digitized by Google

ist der haufendorfartige Charakter unverkennbar; bei vielen aber ist die zwanglose Anlage durch eine oder mehrere Längsstraßen geregelt. Noch ist es nicht die einfache und klare Anlage des ostdeutschen Straßendorfes, sondern eine Vorstufe, die an und für sich keine Veränderung des Haufendorfes ist, aber durch Betonung einer oder mehrerer Straßen in die Willkür den Versuch einer Regelung bringt (Abb. 3). Da diese Anlage den Norden Frankreichs mit Ausnahme der Einzelhofgebiete beherrscht, so kann man in ihr eine besondere Form sehen, die wohl am besten als Mehrstraßendorf bezeichnet werden darf. Um die Wurzel dieser Form zu erkennen, wird man die Vorgänge betrachten müssen, die mit der Eroberung Galliens verbunden waren.

Abb. 3.
Argenteuil.

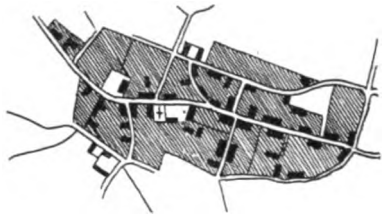


Abb. 4.
Hermanville.

Die salischen Franken, die in erster Linie in Frage kommen, drangen, wie schon erwähnt wurde, bis zur Sambre und Maas und dann bis zur Seine vor. Chlodowech, der das Gebiet zwischen der Somme und der Loire gewann, hielt schon 507 in der Nähe von Paris Hof. Bis zum Oberlauf der Schelde und bis zur Canche, die während des Mittelalters als Sprachscheide galt, war die Besiedlung in Einzelhöfen erfolgt; jenseit dieser Grenze, und verstärkt durch den Einfluß der Ripuarier, wurden zunächst noch von den Franken Gewanndörfer angelegt. Als aber nach der Besiegung des Syagrius sich das Land bis zur Loire ohne weiteren Widerstand unterwarf und die hier sitzenden Kelten und Römer als gleichberechtigte fränkische Bürger anerkannt waren, da wurden nur noch die verlassenen und verwüsteten Siedlungen von den Siegern beansprucht oder alles, was als herrenloses Land in den Besitz der Merowingischen Fürsten kam.

Das letztere hatte bedeutungsvolle Folgen. Solange die fränkischen Scharen noch als Eroberer vordrangen, nahmen sie alles nutzbare Land in Anspruch und gründeten Gewanndörfer mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten für die Volksgenossen. So wurde im Anfange des 4. Jahrhunderts die Gegend um die Schelde, Somme, Dyle und südlich der Demer bis Tongern und der silva carbonnaria, die Lamprecht in der Nähe Aachens sucht, mit solchen germanisch-fränkischen Dörfern besiedelt. Die Dorfnamen tragen die spezifisch fränkischen Endungen -in, -ain, -eng, -ing, -aing, -hem, -heim, -beke, -beck und -bach[16]). Für die Art der Kolonisation besonders interessant sind die Orte auf -heim, die in einem Gegensatz zu den älteren Ingen-Orten stehen. Diese sind ursprünglich wohl Sippen- und Volksgründungen und in den eroberten Gebieten

[16]) Lamprecht, a. a. O. S. 219, 220.

Digitized by Google

mit dem Namen des Führers und Ortsgründers verbunden. Westlicher und schon auf altkeltischem Boden haben wir Dörfer, deren Namen mit -heim gebildet sind. Schiber[17]) sieht den Ausgangspunkt der Heim-Siedlungen in den im 4. Jahrhundert eingenommenen Sitzen der Salier und verfolgt sie einerseits von Mainz bis Landau, andrerseits von Hagenau bis Basel, stets als militärische Posten inmitten der unterworfenen alemannischen Bevölkerung angelegt. Die meisten — vielleicht alle! — sind aus königlichen Schenkungen und Rodungen hervorgegangen.

Je weiter aber die Franken in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts nach Westen drangen, um so dünner wurde die germanische Siedlungsschicht, und um so mehr verstärkte sich der Einfluß der römisch-keltischen Kultur. Wenn auch die Eingeborenen der fränkischen Herrschaft nicht gerade feindlich gesinnt waren, so war es dieser doch aus naheliegenden Gründen nützlich, etwaige Auflehnungen durch Ansiedlung von verläßlichen Volkselementen von vornherein zu ersticken. Darum gaben die Herrscher freigebig Land an ihre Gefolgschaften, die ihrerseits nicht nur Dörfer gründeten mit genossenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen, sondern auch mit strategischen Aufgaben. Das waren nicht mehr Einzelsiedlungen oder Haufendörfer, nicht Volks- oder Ingendörfer; das waren jetzt Dorfsiedlungen, die schon in der Anlage dem fortifikatorischen Zwecke Rechnung trugen. Besonders gab Chlodowech als Alleinherrscher reichlich Land an seine Gefolgsleute. Ein großer Teil des Landes kam dadurch in den Besitz von Heerführern und Beamten, die im Gegensatz zu den bäuerlichen Volkssiedlungen mitten in der keltoromanischen Bevölkerung zahlreiche grundherrliche Dörfer gründeten und mit ihrem Namen — wie Hermanville — belegten (Abb. 4).

Obwohl die Dörfer in altgewohnter Weise mit Gewannen und Flurzwang, mit Hufenverfassung und Gemeinweide — das Salische Gesetz läßt das erkennen — angelegt wurden, blieb der Grundherr bodenständig, wenn er auch seine Ländereien aus dem Flurzwang herauszog. Zahlreich sind solche Siedlungen im Artois, im Isle-de-France, um Chartres und Chateaudun[18]) wie ein vom Nordosten bis zum Loire-Knie sich herabsenkender Keil verbreitet, an dessen Ende Paris liegt. Sie sind wohl ein volles Jahrhundert älter als die wenigen Gewanndörfer der Westgoten in Rodez, Clermond, Bourges und an der Sèvre oder der Burgunden im Osten Frankreichs. Sie folgen zudem den alten Römerstraßen und legen schon durch diesen Umstand dar, daß sie nicht ohne strategischen Nebengedanken angelegt worden sind. Denn man wird im Auge behalten müssen, daß sowohl in der merowingischen als auch später in der karolingischen Zeit die Straßen aus militärischen Erwägungen heraus geschaffen worden sind, und daß die Franken auch hierin auf den Schultern der Römer standen. Diesem Straßensystem wurden die neuen Siedlungen angegliedert und erhielten dadurch eine Achse für die Anreihung der Höfe.

Die fränkischen Dörfer in Nordfrankreich, die bis zur Loire und Seine reichen, folgen also den alten Römerstraßen, häufen sich im Umkreise der römischen Befestigungen und lassen dadurch allein die strategische Absicht ihrer Gründungen erkennen. Reine und haufenartige Bauernsiedlungen liegen zwischen den Maschen des Verkehrs-

[17]) Schiber, Siedlungen in Gallien S. 42.
[18]) Meitzen, a. a. O. I. S. 555—557.

Digitized by Google

netzes, dagegen grundherrliche Dörfer, bei denen sowohl die Blockteilung der Felder, als auch die patronymischen Ortsnamen verraten, daß sie Dotationen der Herrscher sind, an den Römerstraßen. Doch scheute man auch — wie im Elsaß gegen die Alemannen — einen systematischen Ausbau befestigter Dörfer keineswegs.[19]) Die auffallende Häufung solcher Dörfer im Nordosten von Paris steht damit jedenfalls in Verbindung.[20])

In diesen Gebieten wurden seit Anfang des 5. Jahrhunderts neben den Bauerndörfern auch grundherrliche Dörfer auf den Domänen angelegt, die Chlodowech als ehemaligen kaiserlichen Besitz für sich in Anspruch nahm und an seine Gefolgsleute und an die Kirche weiter vergabte. Besonders im Boulonnais und Isle-de-France entstanden inmitten der römisch-keltischen Siedlungen solche Dörfer. Von welcher Bedeutung die für die deutsche Kolonisation geöffneten Ländereien wurden, geht aus der Tatsache hervor, daß schon unter den Vorgängern Chlodowechs ungefähr ein Drittel im kirchlichen Besitz war, und daß später Karl Martell dieses Kirchengut angreifen mußte, um den Ansprüchen zu genügen. Es lag im Interesse der fränkischen Herrscher, sich durch die Verleihungen eine stets verfügbare Waffenmacht zu sichern, die die Macht des Reiches über alle Wirren hinweg bis auf Karl den Großen aufrecht erhielt, die freilich auch die Grundlage für das Hausmeiertum bildete. Doch sind die Wurzeln dieser grundherrlichen Dörfer schon älter. Bei dem Redner und Pädagogen Libanios (344—393), der zwar kaum aus eigener Kenntnis schöpft, wohl aber einen zuverlässigen Gewährsmann gehabt haben muß, ist bereits von solchen die Rede. „Es gibt, sagt er, „große Dörfer, Mutterdörfer, die vielen Eigentümern gehören, und von denen jeder nur ein unbeträchtliches Stück Land besitzt, und auch wieder andere Dörfer, die einen Herren haben und von Pächtern und Kolonen bebaut werden."[21])

Anscheinend hat man bei der Gründung von grundherrlichen Siedlungen davon abgesehen, stets nur fränkische Bauern anzusiedeln, wie es die Romani possessores des Salischen Gesetzes (XLIII u. XLIV) vermuten lassen. Doch darf man annehmen, daß diese Pächter und Fronbauern hauptsächlich die vorgermanischen Ortschaften besetzten, die für unsere Frage nicht in Betracht kommen, daß in neuen Dorfgründungen nur fränkische Bauern untergebracht wurden.[22])

Im Gegensatz zu den volksmäßigen Gewanndörfern im nordwestlichen Deutschland, die nach und nach im sippenrechtlichen Verbande entstanden, sind Neugründungen in einem eroberten Lande zwar noch genossenschaftlich angelegt, aber doch in kurzer Zeit — oft auf Anordnung des Grundherren — geschaffen worden. Die ersteren sind breit, weitlagig, mit großen Zwischenräumen — häufig siedlungs-

[19]) Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine 1908 Sp. 357.

[20]) Im nordöstlichen Frankreich gibt es allerdings noch zahlreiche Dorfsiedlungen, die nicht von Franken, sondern von Sachsen angelegt worden sind. Diese, die auch in Rhé und im Mündungsgebiet der Loire anzutreffen sind, haben sich vom dritten bis zum sechsten Jahrhundert im Küstengebiet (Litus Saxonicum) festgesetzt. Ihre Siedlungen sind an den Endungen tun (town), ton, bert (Berg), brique (Brücke), broc (brook) u. a. kenntlich. Im Boulonnais, das die Arrondissements Boulogne und St. Omer umfaßt, sind allein 35 Ortsnamen auf tun bekannt. Bayeux, das weiter westlich liegt, bildete noch in karolingischer Zeit — also nach sechs- bis siebenhundertjährigem Bestande! — eine deutsche Sprachinsel. Für die Frankendörfer um Artois aber galt bis in das späte Mittelalter die Canche als deutsche Sprachgrenze.

[21]) Meitzen, a. a. O., I. S. 538.

[22]) Bühler, Das Frankenreich. München 1923 S. 35—57.

Digitized by Google

technisch noch Einzelhöfe, — die anderen eng durch den Zusammenbau der Höfe. Bei jenen nimmt das Straßen- und Freiland einen großen Raum ein, bei den anderen wird das Wegeland auf das unbedingt Nötigste beschränkt (Abb. 5). Im Osten, in Austrasien, sind die Siedlungen noch reine Haufendörfer, im Westen, wo Syagrius dem Eindringen fränkischer Massen bis 486 Widerstand entgegensetzte, sind die grundherrlichen Dörfer zahlreicher. Was hier noch an genossenschaftlichen Gewanndörfern vorhanden ist, stammt von der vorfränkischen, von den Römern meist selbst begünstigten germanischen Kolonisation her.

Ein anschauliches Bild der Siedlungsvorgänge geben uns wieder die Ortsnamen. In dem rein salfränkischen Lande an der Demer, Dyle und der zwischen Aachen und Eupen gelegenen silva carbonnaria und der Lys bis Gent und am Genter Kanal sind auffallend viel Ortsnamen mit der Endung -gem und -ghem (frühere Form ingehem, die sich auf Sippe und Bauernschaft bezieht [23]). In dem östlich angrenzenden Toxandrien, dessen Bewohner Thoringer waren,

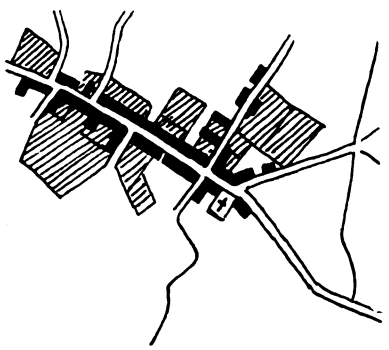


Abb. 5.
Franconville.

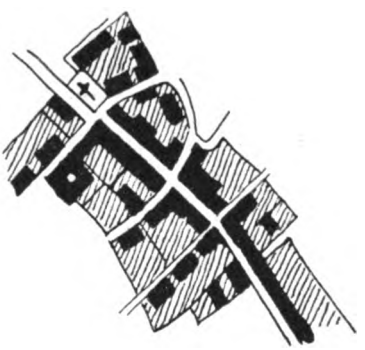


Abb. 6.
Créteil.

und das zwischen Schelde, Demer und Waal lag, ist an Stelle der inghem die ursprüngliche Silbe -heim an das Stammwort getreten wie in Rotheim, Stockheim u. a., oder sie ist in -um umgewandelt (Lottum, Ellicum), bzw. in -ingen (Beringen, Gardingen). Andre Umlautungen erscheinen in der Form -eren (Osteren, Helchteren). Es ist dasselbe Gebiet, in dem, wie schon bemerkt wurde, sich -loh (Wald) und -lar (Sumpf) oder -sal (von Sala, Salland) als fränkisches (chamavisches) Sprachgut zeigt (Ersel, Viersel, Kiesel, Dinzel, Stecksel, Rassel, Kneysel, Steensel, Zoersel, Rykevorsel [24]). Im französischen Sprachgebiete sind die Ortsnamen auf -ingen nur an der heutigen belgischen Grenze, wo die Franken noch in dichten Massen kolonisierten. Nach dem Pariser Becken zu, die Normandie einschließend und die Loire an ihrer nördlichsten Biegung erreichend, sie sogar vereinzelt überschreitend, enden Hunderte von Ortsnamen auf -ville und -court, aber in Verbindung mit einem germanischen

[23]) Meitzen, a. a. O. I 545, 546 nennt Wineghem, Iteghem, Landegem, Somergem, Baevegem, Desselghem, Rolleghem, Verlinghem, Boesinghe, Meygem, Winneshem, Edeshem, Landshem, Sumershem, Bamsheim, Tershem, Ricolvshem, Evreshem, Bußhem, Ricolwingaheim, Wielingahem.

[24]) Von denen aber eine Anzahl auf low zurückweist, Bockel, Rixtel, Mortel, Hauvel, Boekel, Volkel. Meitzen I S. 546.

Digitized by Google

Personennamen. Sie können nur fränkisch sein um so mehr, als sie sich durch die Blockeinteilung der Felder auch als grundherrliche Siedlungen anzeigen. Häufig ist auch der Gutshof vorhanden. Wo er neben einem älteren römischen oder keltischen lag, da wurde er auch befestigt [25]). Da die Franken diese Gebiete als Herren — wenn auch anfangs mit Einwilligung der Römer — betraten, so kamen viele der vorfränkischen Bauern in die Lage, dem Grundherren zu zinsen, die darum im eigensten Interesse für die Befestigung des Gutshofes Sorge trugen.

In welcher Form sind nun diese gutsherrlichen Dörfer angelegt worden? In dem von den Franken am frühesten besetzten Gebiete, in Toxandrien, finden sich heute neben Einzelhöfen auch Haufendörfer. Ihre Zahl nimmt nach Westen hin ab, um einer Art von Straßendorf Platz zu machen, das sich aber noch vielfach als unregelmäßige Häufung von Höfen um eine schon vorhandene Straße ausweist. Doch ist das Verhältnis zur Straße recht lose; die ganze

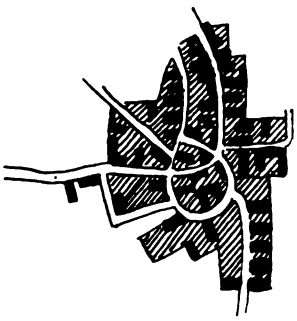


Abb. 7.
Bernière s. Mer

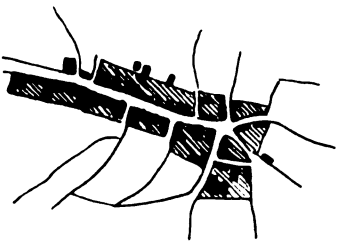


Abb. 8.
Colleville.

Siedlung ist von zahlreichen Quergassen durchsetzt (Abb. 6). Liegt die Ortschaft an dem Schnittpunkt mehrerer Verkehrswege, dann gewinnt das Ortsbild das Aussehen eines Haufendorfes, das aber seinem Wesen nach keines ist und als Pseudohaufendorf gelten mag — ein Mittelding zwischen Straßen- und Haufendorf (Abb. 7). Neben diesem gibt es im linksrheinischen Gebiet bis zur Normandie hin strengere, nur mit einer Längsstraße versehene Dörfer (Abb. 8). Diesen eigentlichen Straßendörfern muß eine andere Entstehungsursache zu Grunde liegen als den Dörfern, die lediglich durch die Angliederung an einen alten Verkehrsweg straßenrecht geworden sind.

Die echten Straßendörfer sind anscheinend schon recht früh vorhanden. Bereits das von Tacitus und Plinius erwähnte Gelduba (Gelleb) (Abb. 1) zeigt einen losen straßenförmigen Charakter. Es besteht kein Grund für die Annahme, daß das Dorf einst eine andere Gestalt gehabt habe. Da zudem auch andere, durch die Ortsnamen als alt ausgewiesene Dörfer in den linksrheinischen, ehemals römischen Provinzen das gleiche Siedlungsbild zeigen, so wird man in diesen Gebieten die Entstehung der Straßenform suchen müssen. Es wird vor allem klarzustellen sein, wieweit die Römer, bzw. die antiken Völker an der Bildung des Straßendorfes beteiligt sind.

---

[25]) Ähnlich war die Entwicklung bei den Langobarden in der Lombardei und Toskana, und bei den Bajuwaren im Alpenvorlande.

Digitized by Google

Die älteste Siedlungsform der klassischen Völker scheint der Einzelhof gewesen zu sein. Die Odyssee, die Ilias wie die Komenverfassung geben uns für Griechenland eine undeutliche Vorstellung. Auch in Italien darf man ihn nach einigen dunklen Spuren (Ambitus, Forum, Pagus, Villa, Septimontium [26]) an den Anfang der Siedlungsbewegung stellen, wenn er auch in geschichtlicher Zeit schon verschwunden war. Ähnlich scheint sich die Entwicklung in dem keltischen Gallien vollzogen zu haben. Der keltische, durch Gesetze in Irland noch bis in die späte geschichtliche Zeit hinein bezeugte Einzelhof — hier als Clan- bzw. Sippenhaus — ist schon in der römischen Zeit im östlichen Gallien durch eine schlangenartige Straßensiedlung ersetzt worden. In der keltischen Siedlung im Wassenwald bei Zabern [27]) (Abb. 9) liegen die Höfe in einer recht

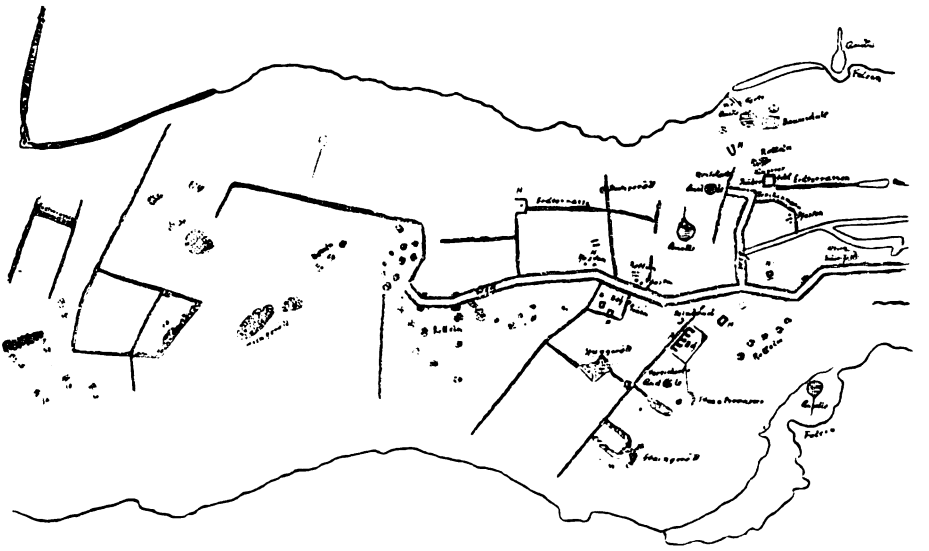


Abb. 9. Wassenwald. Nach Fuchs, Vogesensiedlungen.

losen Verbindung mit der vielfach geknickten, von Trockenmauerwerk eingefaßten Dorfstraße. Wenn in diesem Falle auch nur ein Hof unmittelbar an der Straße liegt, die anderen aber in kleinerer oder größerer Entfernung errichtet sind, dann zeigt sich doch die unverkennbare Neigung, die ehemaligen Einzelhöfe an das gemeinsame Band eines Weges zu einem engeren Verbande zu häufen, wie es noch heute bei zahlreichen Dörfern im Elsaß zu beobachten ist (Abb. 10). Entspricht eine solche Siedlung auch nur unvollkommen einem Straßendorfe, so hat das Vorbild der römischen Militärsiedlung hier bald ein strafferes Schema geschaffen. Die Straße ist in dem Wassenwalddorfe Wirtschafts-, vielleicht nur Viehweg, keineswegs in erster Linie eine Verkehrsstraße, die immerhin ein darauf eingestelltes Wirtschaftsleben voraussetzen lassen muß.

[26]) Von den ursprünglichen 17 römischen Tribus sind nicht weniger als 16 nach Geschlechtern benannt, die eine ähnliche Stellung hatten wie die Könige bei Homer und Hesiod und die Häuptlinge keltischer Clans: Besitzer von großen Herden, vielen Sklaven und umfangreichen Ländereien. S. Nissen, Italienische Landeskunde II, S. 83.

[27]) Fuchs, Die Kultur der keltischen Vogesensiedlungen.

Digitized by Google

Ein solches hat sich in dem römischen Lagerdorf entwickelt, dem vicus canabarum, das vor dem eigentlichen Lager liegt und Kaufleuten, Marketendern, Gastwirten und fahrenden Leuten zu vorübergehendem oder — als sich auch Veteranen ansiedelten — dauerndem Aufenthalte diente (Abb. 11). Ursprünglich wohl aus leichten Hütten bestehend — canaba bedeutet Holzbude! — ist es mit der Zeit wie in Heddernheim (Nida) zur Dauersiedlung ausgebaut oder hat sich sogar wie in Wiesbaden, Kastell, Ladenburg u. a. schon im zweiten nachchristlichen Jahrhundert zur ummauerten Stadt entwickelt[28]). Zu diesen römischen Straßensiedlungen gehören ferner Bregenz und der sogenannte vicus Belgica und weiterhin die canabae von Saalburg, Zugmantel, Stockstadt, Köngen, Pfünz. An Knotenpunkten, wie bei Heddernheim und Worms, bildeten sich sternförmige Anlagen, wie sie bereits bei den nordfranzösischen Frankensiedlungen erwähnt wurden. Zahlreiche Ortschaften im Osten Frankreichs

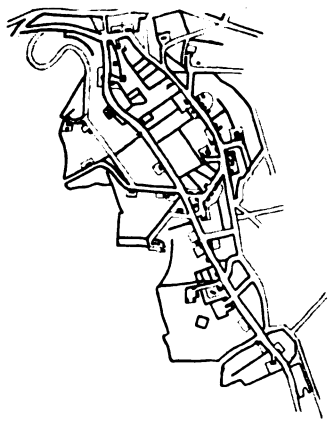


Abb. 10.
Hub b. Zabern.
Nach Fuchs, Vogesensiedlungen.

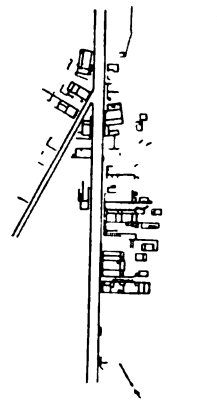


Abb. 11.
Vicus Belgica. Nach Drexler.

lassen noch heute die Züge dieses Ursprungs in dem Grundplan erkennen, der wohl von dem Keltendorf abstammt, aber von dem Lagerschema seine straffe Form erhalten hat. Bekanntlich besteht dieses, zum Teil aus mythischen Vorstellungen[29]) hervorgegangene Schema aus einer Hauptstraße (via Praetoria) und einer sie kreuzenden Querstraße (via Principalis), der sich oft noch eine zweite Querstraße (via Quintana) zugesellt. An dieses Lager haben die Franken wohl angeknüpft, als sie nach und nach im römischen Reiche Boden gewonnen hatten und ein praktisches Schema für die zahlreichen, von ihnen unter dem Gesichtspunkt der Verteidigungsfähigkeit anzulegenden Dörfer brauchten. Da die Franken früh schon in engen Beziehungen zu den Römern standen — die Ripuarier wurden bereits 291 an der Mosel als Laeti zugelassen — und die fruchtbare Gegend von Köln besiedelten und 427 als foederati der Römer volle Siedlungsfreiheit erwarben, so hat sich eine enge Verbindung mit den Römern um so mehr anbahnen lassen, als diese auch den Keltoromanen eigenes Recht gewährten. Dadurch wird es verständlich, daß die

[28]) Köpp, Die Römer in Deutschland S. 113.
[29]) Nissen, Das Templum S. 57. 147—151.

Digitized by Google

Franken im Kölner Gebiet nicht ihre gewohnten Ingendörfer einführten, sondern die von den Vorbesitzern angelegten übernahmen und erst bei den viel späteren Rodungen Ortsnamen gebrauchten, die auf -kirchen, -burg, -rode, -rath, -bach endeten oder mit Sankt gebildet sind, und ferner die Form des römischen Lagers kennen lernten[30]).

An das Lagerdorf haben die Franken angeknüpft, als sie in den rheinischen Gebieten und später in Gallien neue Dörfer anlegten. Der wesentliche Bestandteil einer solchen Siedlung war die Längsstraße und eine sie kreuzende Querstraße, via Praetoria und via Principalis. Die canabae selbst sind nicht streng nach diesem Schema gerichtet, da sie ja ursprünglich nur vorübergehende Verlegenheits-

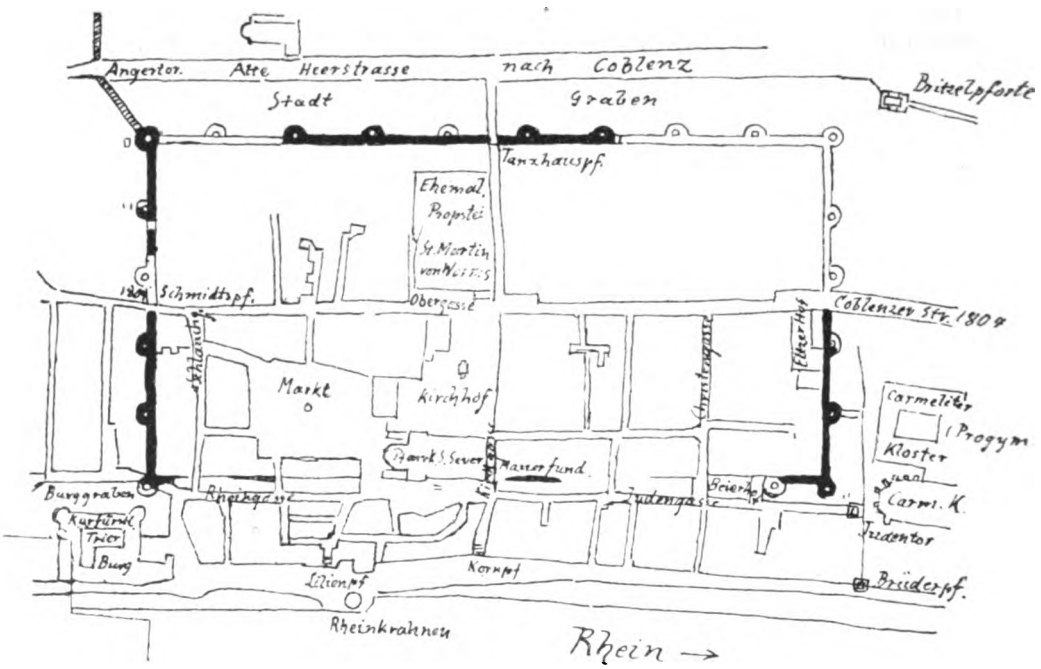


Abb. 12. Boppard. Nach Drexel.

anlagen waren wie die Zeltbuden unserer Jahrmärkte. Bei den späteren Dauersiedlungen ist man wie bei unseren ältesten Städten von den einmal festgelegten Straßenzügen nicht mehr abgewichen. Diese canabae waren — soweit sie uns bekannt geworden sind — ein- oder zweiseitig bebaut. Bald sind sie mit Haus an Haus gebauten Häuserzeilen, bald wieder unregelmäßig mit planlos durcheinander gewirrten Grundstücken. Erst der Ausbau des Lagers stellte ein strafferes Verhältnis zu dem Wege her.

Diese römischen Siedlungen sind durch die Völkerwanderung keineswegs alle vernichtet worden. Gewiß ist manches Lager und mancher vicus canabarum untergegangen; aber auf den Trümmern hat sich vielerorts wieder eine neue Siedlung in derselben Art erhoben. In zahlreichen Altstädten des Rheingebietes sind sowohl Lager als auch das Lagerdorf als bemerkenswerte Straßenzüge er-

[30]) Schiber, a. a. O. S. 12.

Digitized by Google

halten. So in Köln, Straßburg, Mainz, Stockstadt, Boppard (Abb. 12) u. a. Als die Aufgabe, neue Dörfer anzulegen, von der Volksgenossenschaft auf die Grundherren übergegangen war, als — ähnlich den Verhältnissen in der späteren Ostmark — Dörfer in kurzer Zeit entstanden, da haben die ersteren offenbar das als praktisch sich bewährende, überall vor Augen liegende Vorbild übernommen, aber an der Stelle des Römerlagers ihren Wirtschaftshof, ihre curia, errichtet, die sich oft genug zu einer Burg entwickelt haben mag, während für die Hintersassen, für die Kolonen, der vicus canabarum als ein einfaches Straßendorf vorgebaut wurde. Dieses Schema hat sich so gefestigt, daß bei dem ostelbischen Straßendorf der Gutshof stets an das Ende gelegt wurde. Er ist hier nur ein vergrößerter Bauernhof, im Westen, im Rheinlande und im nordöstlichen Frankreich eine durch Wall und Graben gesicherte Burganlage[31]). Doch hat das Lagerdorf auch unmittelbar als Vorbild gedient. Gerade im Rheinlande, wo das Vorbild noch in vielen Groß- und Kleinstädten (Mainz, Lorch, Gengenbach, Zülpich, Bidburg, Dormagen, Deutz, Bonn, Remagen, Andernach, Boppard, Kreuznach, Bingen, Brumat, Ladenburg, Coblenz, Utrecht, Maastricht u. a.) lebendig war, sind zahlreiche Dörfer mit einem Kreuzweg, d. h. mit einer via Praetoria und einer via Principalis entstanden. In Sandweiler, Langfurt, Obermenden, Maindorf, Bischofsheim erwähnen die Weistümer den Kreuzweg und die dazu gehörenden Falltore[32]). Von dem alten bergischen Dorf wird berichtet, daß es eine Befestigung mit Gebück und Graben gehabt habe. „Einzelne Tore mit Zugbrücken (Falltor, Falltorweg noch in Bensberg, Dünnwald, Oberdollendorf, Lindlar . . . . erinnern daran[33]). Selbst nach Niederösterreich[34]) ist das Kreuzwegdorf gedrungen — wohl mit kolonisierenden Franken.

Wenn bei der Besetzung des Römerbodens das Land sorgfältig vermessen und verteilt wurde, wenn also geschulte Geometer vorhanden waren, dann wird man solche auch voraussetzen müssen, die nach dem als praktisch erkannten Lagerschema eine Dorfsiedlung abzustecken verstanden. Bei den engen Beziehungen, die nach dem Zusammenbruch des Imperiums zwischen den Römern und den Franken sich anbahnten, werden römische Agrimensoren bei den neuen Herren vielfach Verwendung gefunden haben.

Das römische Straßendorf, hervorgegangen aus dem vicus canabarum, war in den Rheinlanden bis zur Nordsee verbreitet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß zahlreiche rheinische Dörfer unmittelbare Fortsetzungen solcher Lagervororte sind. Bei den ausgebildeten Verkehrsstraßen haben sich diese canabae (Stockstadt, Pfünz, Köngen)

---

[31]) Wallner, Altbairische Siedelungen. München 1924 S. 76.

[32]) „daß in dem Dorf Sandweiler und jederem anderen . . . Dorferen 4 Weg sein sollen, die man nennet die Landstraßen“ . . . . . 1604. Lamprecht. Deutsches Wirtschaftsleben II, S. 237

„zu beschließen habe mit den vier Feldthoren“. Langfurt. Grimm, Weisthümer III, S. 574.

„Auch Obermenden ist ein Zudorf und hat vier fallthore. Auch Meindorf war ein Zudorf und hatte vier Faltore.“ Zeitschrift für rheinisch-westfälische Volkskunde V, S. 163. 165. An derselben Stelle S. 162 „Ist doch der Zuhof die uralte Form der germanischen Güter am Rhein.“

„Zwo Gassen“ im Weistum des 1459 verschwundenen Dorfes Bischofsheim am Rhein. Archiv für hessische Geschichte u. Altertumskunde XV, 1880, S. 141.

[33]) Niedersachsen XXI, 1916, S. 347.

[34]) „Das Dorf soll umfangen sein mit einem Graben, außen auf dem Graben soll sein ein Gehweg, daß zwei neben einander gehen können. Das Dorf soll drei Falltore haben.“ Weistum von Nappersdorf. Niederösterreich S. 200.

Digitized by Google

bei Straßenkreuzungen leicht nach verschiedenen Seiten hin ausgeweitet (vicus Belgica, Heddernheim, Worms), wobei aber die langgestreckte typische Form bestehen blieb. Das römische Straßensystem blieb aber auch die Voraussetzung für die späteren Straßendörfer. Denn ohne eine technisch gut hergestellte Zufuhrstraße wurde kein provisorisches, geschweige denn ein dauerndes Kastell angelegt. Die Katastrophe des Jahres 9 war zur Lehrmeisterin geworden. Zu beiden Seiten der schon vorhandenen Straße wurden die Buden und Häuser der Canabaebewohner errichtet, entweder eng und reihenmäßig dicht am Wege oder in regelloser Willkür. Es war daher nur folgerichtig, daß die fränkischen Siedlungen da angelegt wurden, wo die Achse einer neuen Siedlung bereits als ältere Römerstraße vorlag (Abb. 13). Tatsächlich liegen die meisten der früheren, an ihren Endungen erkennbaren fränkischen Straßendörfer an Römerstraßen, während das ältere fränkische Haufendorf sich zwischen den Maschen dieses Verkehrsnetzes befindet.

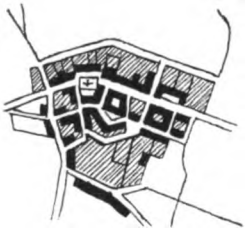


Abb. 13.
Genneville.

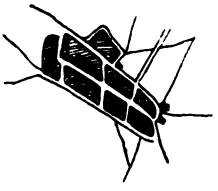


Abb. 14.
St. Aubin d'Arquenay.

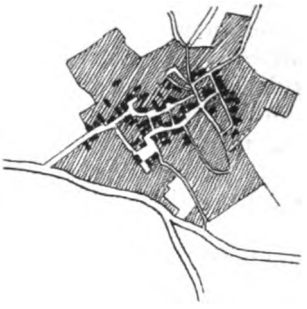


Abb. 15.
Heinkingen (Kr. Bolchen).
Nach Meitzen.

Die Entwicklung ist daher wohl so gewesen, daß die Franken ursprünglich und noch bis etwa 450 auf Einzelhöfen gesessen haben. Bei ihrem Vorstoß in die römischen Provinzen, um dort neue Acker- und Weideländer zu suchen, legten sie als Sammelsiedlungen zunächst Haufendörfer an. Bald aber lernten sie an den Heerstraßen das auf keltischer Grundlage stehende Straßendorf kennen, das sie im Besitze der Vorbewohner ließen oder selbst bezogen. Dann aber, als sie nach dem Sturze des Syagrius in Gallien weiter vordrangen und grundherrliche Dörfer anlegten, fanden sie das Straßendorf nicht nur geeignet, sondern auch sicherer, weil sie in dem Wirtschaftshofe des Grundherren auch verteidigungsfähige Stützpunkte gewannen. Dieses Straßendorf behielten sie als Kern ihrer Kolonisation bei, verzichteten aber bei Erweiterungen durch neue und abhängige Kolonen auf die Verlängerung in der Straßenachse, der neben einer verminderten Verteidigungsfähigkeit wohl oft auch Flurschwierigkeiten entgegenstanden, und setzten die weiteren Höfe an die Langseiten des Dorfes, wo bereits Flurwege vorhanden waren (Abb. 14). So finden wir — je nach der Gestalt des ursprünglichen einstraßigen Dorfes an den Römerstraßen — bald regelmäßige, bald freier gestaltete dreistraßige Siedlungen, in denen kurze Querwege die innere Verbindung herstellten. Einen ähnlichen Vorgang können wir in dem alemannisch besiedelten Elsaß-Lothringen (Abb. 15) beobachten, das in der Hauptsache mit Haufendörfern besetzt war, an den alten großen Verkehrs-

Digitized by Google

wegen jedoch dreistraßige Dörfer hat, die in gleicher Weise ausgebaut sind und noch im Mittelalter, ja wie Heiligkreuz bei Colmar zeigt, noch in der Neuzeit sich aus einfachen Formen reicher umgestalteten. Die eng aneinander gebauten Höfe, die nicht mehr wie in der raumweiten niederdeutschen Ebene großen Abstand hatten, begünstigten eine solche Entwicklung.

Die Dörfer fränkischen Ursprungs in Nordostfrankreich sind also in der Weise entstanden, daß sich dem in der Römerstraße gegebenen Mittelweg zwei parallele Seitenwege anlehnten, die durch Quergassen verbunden waren. Von einem streng gebundenen Straßendorfe kann dabei gewiß nicht die Rede sein, weil die Voraussetzung der bewußt und in ganz kurzer Zeit zu errichtenden Neuschöpfung noch fehlte. Teils sind die älteren gallisch-römischen Straßendörfer mit ihrer losen Verbindung von Straße und Weg einfach übernommen worden.

Abb. 16.
Knielingen (Pfalz).

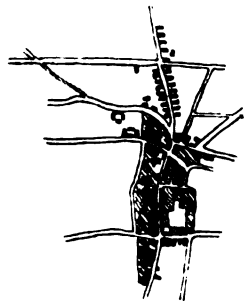


Abb. 17.
Heiteren b. Neubreisach (Elsaß). Nach Meitzen.

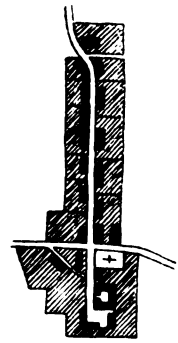


Abb. 18.
Heeren b. Unna.

teils hat in der ersten Zeit der Landnahme das Haufendorf dem Siedlungsbedürfnisse genügt. Erst etwa vom 5. Jahrhundert an, als eine Schichtung der fränkischen, durch römische Kolonen verstärkten Bevölkerung eintrat, verbreiteten sich die mehrstraßigen Straßendörfer (Abb. 16), die sich an die curia des Grundherren lehnten, wie ehemals die canabae an die Lagerfestung. Im Mittelalter sind dann die Herrenhöfe noch von den Höfen einer fronenden Bevölkerung umringt worden. So ergaben sich unruhige Mehrstraßendörfer mit kleinen, geraden oder gewundenen Querwegen, bei denen aber der Teil der Römerstraße in einer der Längsstraßen die Achse der Siedlung wurde.

So liegen die Verhältnisse in der westlichen gallorömischen Ausbreitungszone der Franken. Wie ist es aber im Osten, wo die Franken schon im 6. Jahrhundert in reingermanische Gebiete vorstießen und kolonisierten? Nach der letzten schweren Niederlage der Alemannen um 506 wurde das Land am Main, Neckar und Jagst mit fränkischen Siedlern besetzt, die hier ebenfalls Straßendörfer anlegten, wie im Rheinlande oft als Zwischenform zwischen Haufen- und Straßendorf mit zahlreichen Querwegen. Wenn dagegen sich die Kolonisation in den Vorbergen des Schwarzwaldes, in Hohenzollern, in dem Donaukreise, im badischen Oberlande vom Bodensee bis Freiburg [35]) nur schwach äußerte und trotzdem auch hier das

[35]) Schiber, a. a. O. S. 40.

Digitized by Google

Straßendorf sehr verbreitet ist, dann scheint sich in diesen Gebieten das Vorbild des römischen Lagerdorfes unabhängig von den Franken entwickelt zu haben (Abb. 17). Die Franken waren an Zahl viel zu schwach, das ganze Alemannenland zu besetzen und zu kolonisieren; sie begnügten sich, wie im Elsaß, mit der Anlage befestigter Stationen und der Ansetzung einzelner fränkischer Edler in den gewonnenen Landgebieten. Andrerseits begünstigte das Gebirgsland mit seinen engen Tälern eine straßenartige Achse, die fast immer von einem Gebirgsbache bestimmt wurde und daher selten gerade verlief. Namentlich die spätere Besiedlung der unteren Gebirgswälder vom 9. bis 12. Jahrhundert trägt diesen geographischen Verhältnissen Rechnung. Der Einfluß römisch-keltischer Siedlungsweise lag hier um so näher, als gerade hier zahlreiche Legionsfestungen auf keltischer Grundlage nach ähnlichen Siedlungsgrundsätzen vorhanden waren, die erst im 3. Jahrhundert ihre Befestigung erhalten hatten, also wohl auch einen keltischen Grundbesitz treu bewahrt hatten[36]).

Mit der Eroberung Burgunds hatte das Frankenreich einen neuen germanisch-gallorömischen Bevölkerungszuwachs erhalten, in dem sich aber der fränkische Einfluß nur gedämpft geltend machte. Soweit die Burgunden Gewanndörfer mit ihrer Haufenform angelegt hatten, behaupteten sie sich; nur vereinzelt tritt das Straßendorf mit seinem Gutshof auf. Da sich im Laufe der Entwicklung das keltische Volkselement stärkte oder mindestens nicht zurückgedrängt wurde, so war zu befürchten, daß die germanische Oberschicht in absehbarer Zeit romanisiert werden und aus einem germanischen Frankenreich in Gallien ein gallisches Reich mit romanisierten Germanen entstehen könnte, wie es unter den letzten Karolingern tatsächlich eintrat. Zunächst wurde es noch durch die Unterwerfung des Thüringerreiches 531 verhindert, durch die ein Gebiet angegliedert wurde, das von der Jeetze, Ise, Ocker bis zur Tauber und Fränkischen Saale reichte und das Frankenreich in unmittelbare Berührung mit den Slawen brachte. Andrerseits wurde durch die vermutlich friedliche Erwerbung der Donauebene der fränkische Einfluß bis an das Alpenvorland getragen. So blieb für das nächste Jahrhundert der Schwerpunkt des Merowingerreiches noch in germanischen Ländern. Durch ihre Unterwerfung vereitelten die Bayern, daß sie mit einer fränkischen Kolonisation überzogen wurden, die erst später erfolgte[37]), während sich dagegen in dem eroberten Thüringerreiche im Norden eine sächsische, im Süden eine fränkische Kolonisation in die vermutlich recht dünn besiedelten Gebiete hineinschob. Wieweit hier eine Einzelhofbesiedlung bestand, ist unsicher — vermutlich ist sie schon vor der fränkischen Eroberung von dem Haufendorf verdrängt worden, — dagegen ist es wahrscheinlich, daß Thüringen und das südliche, bergige Niedersachsen von einem späteren Haufendorf zwischen 800 bis 1250 durchsetzt wurde, dessen Ortsnamen mit den Endungen -rode, -feld, -hagen, -hausen, -büttel usw. jene Periode belegen[38]). Es sind also nur die südlichen Teile des Thüringerwaldes, und die untere und mittlere Maingegend, wo wir eine stärkere fränkische Kolonisation zu erwarten haben.

---

[36]) Drexel. Germania Romana S. 10, 11.

[37]) Das Abkommen der Frankenherrscher mit den Stämmen, nach dem die Alemannen und die Bayern ihre eigenen angestammten Herrschergeschlechter behalten durften, sicherte die Gebiete vor fränkischen Kolonisationen.

[38]) Wütschke, Beiträge zur Siedlungskunde des nördlichen subhercynischen Hügellandes. Dissertation. Halle 1907. S. 26 u. f.

Digitized by Google

Bei der Unterwerfung des Thüringerreiches waren militärische, dynastische und politische Beweggründe maßgebend; aber es handelte sich nicht mehr wie bei den Vorstößen nach Westen um Erwerb von Siedlungsland für landhungrige Stämme, sondern lediglich darum, die Eroberung durch Ansiedlung von vertrauenswürdigen Bauern und Dienstmannen zu sichern. In Gallien war dies erreicht durch den Druck des siedelnden Volkes. Die ältesten Volksgesetze, die Leges Salica, Wisigothorum und Burgundionum um 500 beweisen, daß in dem von römischen Einflüssen durchsetzten Lande feste politische Verhältnisse auf germanischer Grundlage geschaffen werden sollten, die im wesentlichen — wenigstens bis um diese Zeit — auf dem genossenschaftlichen Dorfverband aufgebaut waren. Auch im Osten wirkte sich dieses Bestreben in gleicher Richtung aus, was sich zunächst in der Anlage fränkischer Kolonien äußerte, da sich die Franken naturgemäß auf gelegentliche Widerstände gefaßt

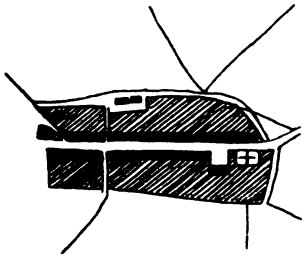


Abb 19.
Haussömmern.

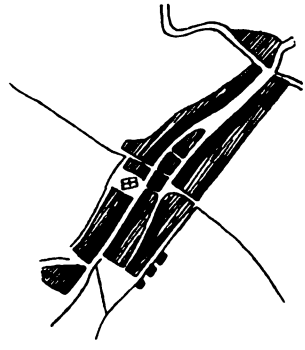


Abb. 20.
Breitenbach.

machen mußten. Schon im rechtsrheinischen Gebiete, besonders auf dem Hellwege (Abb. 18), der an der Nordseite von einem sächsischen Einzelhofgebiet flankiert wird, finden wir unregelmäßige Straßendörfer, wie im Salischen Gesetz villae genannt, oft mit dem Wirtschaftshof (curtis) des führenden Franken, der Dorf und Gut zu schützen hatte[39]). Diese Straßendörfer mögen schon in die merowingische Zeit zurückgehen, sind jedoch erst in der karolingischen Zeit zu Ansehen gekommen, weil die Gegend des Hellweges die fränkische Aufmarschstraße nach dem Osten einschloß. Wenn viele dieser Dörfer nicht an einem Römerwege liegen, wenn das Straßendorf hier in der Nachbarschaft niedersächsischer Haufendörfer und Einzelhöfe unruhig wird, zerflattert und von den ersteren kaum zu unterscheiden ist, dann zeigt sich darin die Anwendung eines Schemas, dem aber die Verkehrsstraße als Grundlage fehlte, das daher wohl straßenmäßig angelegt, das aber kein reines Straßendorf ist. Auch in der Eifel, auf der Höhe von St. Vith treffen wir vor dem 6. Jahrhundert bereits 22 fränkische Dörfer[40]), die ebenfalls mangels dieser Grundlage eher als Haufen- denn als Straßendörfer gelten können.

In Thüringen geben uns wieder die Ortsnamen ein Mittel an die Hand, um die fränkische Zeit von der vorhergehenden zu unter-

[39]) Rübel, Die Franken. S. 25.
[40]) Lamprecht, Deutsche Wirtschaftsgeschichte I. S. 151. Meitzen a. a. O. I. 542.

Digitized by Google

scheiden. Namenendungen wie mit -aha, -lar, -loh, -mar, -ithi, -ungen und -stat, die teilweise auch im Rheingebiet die älteste germanische Siedlungsschicht anzeigen (s. oben S. 194f.), die in Thüringen meist auf gutem Ackerboden, in breiten fruchtbaren Tälern und an Flüssen liegen, gehen in die vorfränkische Zeit zurück und decken sich in der Regel mit Haufendörfern[41]). Nach der Schlacht bei Scheidungen 531 verbreitet sich eine Siedlungsschicht mit den echtfränkischen, im Rheinlande gebräuchlichen Endungen -hausen, -dorf, -bach, -feld, -heim, -berg, -born, -holz und -wald, die wie die französischen auf -ville und -court in Verbindung mit Personennamen gebraucht werden, und in den weniger fruchtbaren Höhengebieten liegen. Im Westen und Südwesten sind sie häufig, im Osten und Nordosten seltener, an der ehemaligen Slawengrenze aber wieder dichter. Sie liegen gern an alten Straßen, sind jedoch nicht immer Straßendörfer, dagegen oft infolge der günstigen Verkehrslage zu Städten geworden[42]). Die meist singular gebrauchten Namen der Haufendörfer deuten auf Herrensitze und bestätigen dadurch die fränkische Politik der strategischen Siedlung, obwohl die Dorfform zeigt, daß sich die Eroberer, wie in Frankreich, in älteren Siedlungen festgesetzt haben. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts und später hatten sich Tausende von Franken — teils auf grund königlicher Ansetzung, teils aus eigenem Antrieb in Hessen, Alemannien und Thüringen angesiedelt[43]), die schwerlich aber in solcher Stärke auftraten, um überall neue Siedlungen zu schaffen, sondern die, soweit sich nicht thüringische Große in den Dienst der Merowinger gestellt hatten, sich in den vorhandenen Dörfern als Vertreter des Herrschers festsetzten. Unter den neuangelegten Siedlungen sind besonders die Bach-Dörfer zahlreich vertreten (Abb. 19): Helderbach (Heldra), Herbach (Herfa, Herpf), Rimbach (Rhina), Sohlebach (Suhla), Steinbach (Steine), die sich in Hessen, Thüringen, an der Slawengrenze, aber auch am Mittelrhein als oberfränkisch ausweisen[44]). Nach Lamprecht[45]) sind auch die fränkischen Dörfer zwischen Nürnberg und Hildburghausen und in Ost-, Mittel- und Unterfranken ziemlich häufig, aber seltener an der Werra, wo sie von Ortsnamen auf -hausen abgelöst werden. Diese schieben sich ins Leinetal, aufs Eichsfeld und in die Eichenberger Senke, nördlich von Duderstadt, und bis in die Nähe von Gieboldehausen vor. Ferner sind sie nach Niedersachsen hin zahlreicher, wo sie indessen in -sen und -sum abgekürzt werden[46]). Diese Verbreitung deutet darauf, daß ein Teil der Franken aus Hessen gekommen war, wo das Haufendorf vorherrscht, daß sie also unter den älteren Siedlungen Thüringens und des Eichsfeldes eine ihnen vertraute Anlage sahen. Als solche Haufendörfer stellt Müller (S. 61, 62) fest: Altenburschla, Birkungen, Büttstedt, Bleckenrode, Dachrieden, Eichenberg, Eichstruth, Eigenrieden, Ershausen, Falken, Freienhagen, Gernrode, Gieboldehausen, Groß-Burschla, Helmsdorf, Horsmar, Jützenbach, Kalteneber, Kallmerode, Kaltohmfeld, Kirchenohmfeld, Kirchgandern, Langula, Oberdorla, Rüdershausen, Simmerode, Thalwenden, Vollen-

[41]) O. Schlüter, Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen. Berlin 1903 S. 167 u. f. Müller, Frankenkolonisation auf dem Eichsfelde.
[42]) Müller, a. a. O. S. 54.
[43]) Lamprecht, Deutsche Geschichte I S. 336.
[44]) Schlüter, a. a. O. S. 195
[45]) Aachener Geschichtsblätter IV 1882 S. 189.
[46]) Müller, a. a. O. S. 54, 55, 57.

Digitized by Google

born, Wüstheuterode, Schwiegershausen, Wulften, Hattorf, Bockelnhagen, Hörden, Kreuzeber, Heuthen. Das ist eine ganz ansehnliche Anzahl auf dem verhältnismäßig kleinen Boden des Eichsfeldes. Es sind aber Dörfer, bei denen schwer zu entscheiden ist, ob sie von den vorfränkischen Bewohnern herstammen und nur übernommen sind, oder ob sie erst nach der Katastrophe von 531 angelegt wurden. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß die vielen Straßendörfer, die bis in das zwölfte Jahrhundert mit den obigen Endungen entstanden, fränkischen Ursprungs sind (Abb. 20). Müller (S. 99—104) nennt: Brehme, Heldra, Pöhlde, Struth, Hüpstedt, Neustadt, Sollstedt (1. Periode); Hildebrandshausen, Bösekendorf, Groß-Bartloff, Hollenbach, Krebeck, Leinefelde, Lengefeld, Weißenborn, Beuern (2. Periode); Breitenholz, Streitholz, Gerblingerode, Hayarode, Hauröden, Lüderode, Reicholderode, Silkerode, Wallrode, Wingerode, Bischhagen, Kaiserhagen (früher Kunigishagen), Schönhagen, Marth (3. Periode). Einzelne davon (Breitenholz, Neustadt, Bischhagen, Streitholz), die verhältnismäßig jüngere Gründungen sind, gehen mit ihren ausgebuchteten Seiten schon in Angerformen über. Ob wir hier eine selbständige Entwicklung vor uns haben, oder ob sie Entlehnungen aus östlichen Gebieten sind, ist noch zu untersuchen. Zunächst möchte ich bei der recht freien Gestaltung dieser Straßendörfer das erstere annehmen.

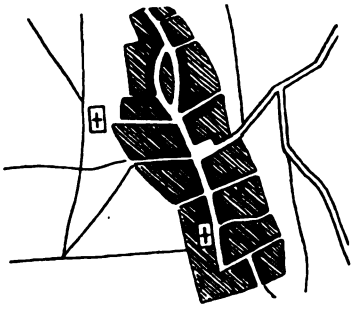


Abb. 21.
Körner (Thüringen).

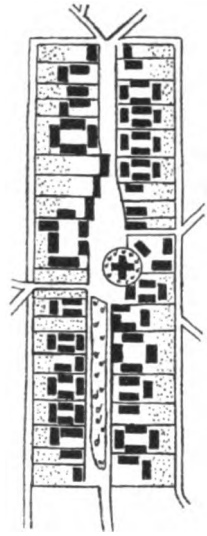


Abb. 22.
Domslau (Kr. Breslau).

Bei den fränkischen Straßendörfern in Thüringen sind die Straßen — teilweise auch die curtis — die Grundelemente der Anlage, aber sie zeigen auch das Typische des vicus canabarum ebenso deutlich, wie es sich auf Römerboden herausgebildet hat: mit einem oder zwei Längswegen — gerade oder gekrümmt —, mit mehreren Quergassen und der Neigung zu platzartigen Erweiterungen (Abb. 21). Die letzteren sind im rheinischen Gebiet selten, was zur Vermutung anregt, daß in Thüringen Rücksicht auf eine einheimische Gewohnheit genommen wurde, daß also unter den Bewohnern auch zahlreiche nichtfränkische Elemente waren.

Mit der Kolonisierung der ostelbischen Gebiete erhielten die Straßensiedlungen eine strengere schematische Form; jetzt wurde die Straße zu einem beherrschenden Faktor; jetzt traten auch die Höfe in enge Beziehungen zur Dorfstraße. Bezeichnungen wie mansi

Digitized by Google

franconici und fränkische Hufe erweitern sich zu technischen Ausdrücken, ohne daß dabei immer an fränkische Kolonisten zu denken ist.

Für das Schematisieren der im Westen bisher recht freien Straßen- und Dorfgestaltung zu einer durchdachten kanonischen Anlage, haben wir eine gleichlaufende Entwicklung in der Ausbildung des städtischen Grundrisses, an der die Franken ebenfalls stark beteiligt waren. Rübel[47]) hat den Nachweis erbracht, daß das fränkische Befestigungswesen eine Fortsetzung des römischen ist, die sich sowohl in der militärischen Organisation als auch in der Technik der Befestigungen äußert. Die fränkische curtis ist auch bei weniger wichtigen Anlagen in meist viereckiger Form angelegt. Die karolingische Schanze auf dem Höbeck, in der Schuchhardt noch Spuren der wie in einem römischen Lager reihenweis angeordneten Kasernen gefunden hat, ist ein klares Zeugnis für das Nachleben der römischen Befestigungsanlage. Wie sehr das römische Vorbild von den Merowingern geschätzt wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß Rhaban dem Könige Lothar II. einen Auszug aus der Schrift des Vegetius (um 400) de re militari überreichte, um aus ihr strategische Lehren zur Abwehr der Normanneneinfälle zu gewinnen. Eine Handschrift desselben Militärschriftstellers wurde Karl dem Kahlen von Frechulf mit der Absicht übergeben, diese Kriegslehren dem Herrscher zu übermitteln[48]). Die römische Kultur wirkte indessen nicht nur in dem Kriegswesen nach, sondern auch in der Siedlungstechnik. Schon lange ist bekannt, daß der Grundriß der mittelalterlichen Kolonialstadt auf Vorbilder zurückgeht, die häufig auf das römische Castrum weisen — und nicht nur im Osten. Auch eine Reihe westlicher Stadtanlagen bezeugen engere Beziehungen zu dem römischen Lagerschema, das in zahlreichen Kleinstädten zu erkennen ist oder als eine Weiterbildung des vicus canabarum erscheint. Im 12. und 13. Jahrhundert sind viele unsrer Städte entstanden, d. h. etwa 700 Jahre nach dem Zusammenbruch Roms. Ist es wahrscheinlich, daß nach einer so langen Zeit der römische Stadtgrundriß plötzlich wieder auflebt? Wohl schwerlich. Es müssen Mittelglieder vorhanden gewesen sein, die den Entwicklungsfaden bis in das 12. Jahrhundert übergeleitet haben. Das können nur die damals noch vorhandenen Römerstädte und das westdeutsche Straßendorf sein, von dem seit der Zeit der Merowinger ununterbrochen neue geschaffen worden sind.

Das Straßendorf war von den merowingischen Fürsten, wie von der Kirche und den Grundherren in der gleichen zwanglosen Weise angelegt worden, wie der vicus canabarum einst vor den Lagerfestungen entstanden war. Auch die Städte im Westen hatten das römische Vorbild nur in seinen praktischen Grundzügen — nicht in seiner geometrischen Gebundenheit — übernommen. Bei den Dörfern tritt, im Gegensatz zu dem planlosen Haufendorf, die Straße mit den beiderseits angereihten Höfen, mit den kurzen Quergassen und mit einem oder mit zwei Parallelwegen als ein neuer Siedlungstypus hervor; bei den Städten lebt die antike Überlieferung weiter in dem in der Mitte gelegenen Markt, der nicht ohne Berechtigung in mittelalterlichen Quellen Forum genannt wird, und der an die

[47]) Bonner Jahrbücher 114. S. 134 u. f. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine 1906 Sp. 162.

[48]) Wattenbach, Geschichtsquellen S. 239.

Digitized by Google

Stelle des römischen Prätoriums getreten ist, und schließlich in den beiden, sich in dem Markte rechtwinklig kreuzenden Hauptstraßen.

Als von Mitte des 12. Jahrhunderts an die ostelbischen Gebiete wieder deutsch besiedelt wurden und Hunderte von Städten, Tausende von Dörfern in kurzer Zeit vermessen und angelegt wurden, da konnten die Geometer nichts Besseres tun, als die alten, ihnen in der Praxis wohl sicher bekannten Anlagen, die sich wahrscheinlich ohne Kenntnis ihres Ursprungs in den Ortsgründungen des fränkischen Stammes erhalten hatten, auf dem neuen Siedlungsboden aufleben zu lassen. Doch bildeten sie den Grundriß zu einem festen Schema aus, indem sie aus dem etwas verwilderten Nachkömmling des vicus canabarum einen fast geometrisch anmutenden Typus schufen (Abb. 22), der östlich der Elbe rein mechanisch verbreitet wurde. So ist das deutsche Straßendorf nur ein später Enkel des römischen Lagerdorfs. Wie sich jedoch bei dem weiteren Vordringen nach Osten der Stadt-

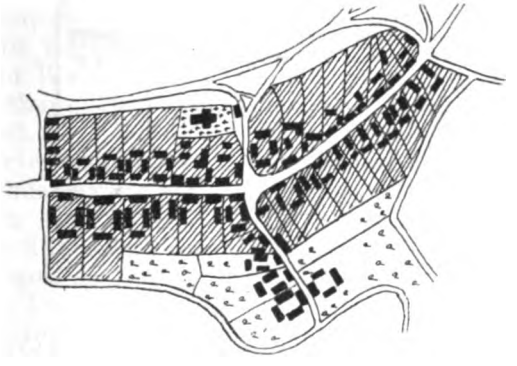


Abb. 23.
Messdorf (Altmark). Nach Meitzen.

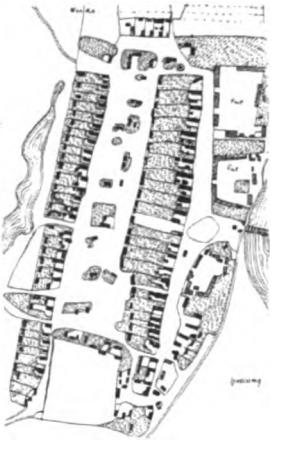


Abb. 24.
Groß-Schmöllen b. Züllichau.
Nach Flurkarte.

grundriß erneut wieder von dem starren Zwang des nahezu allgemein anerkannten Schemas frei machte, und mit den größeren Abmessungen auch eine große Willkür bei der Anlage von Plätzen und Straßen verband, so ist auch das Straßendorf dieser Entwicklung gefolgt (Abb. 23). Es wurde breiter und freier und verschmolz schließlich mit dem wahrscheinlich vom Osten vordringenden Angerdorf (Abb. 24). Dazu kam noch eine weitere Loslösung von dem mechanisch angewandten Schema, die wohl örtlichen Ursachen entsprang. Bei den Städten treffen wir neben streng symmetrischen Plänen mit den sich rechtwinklig kreuzenden Straßen andre, die sich nur annähernd unter diesem Winkel schneiden. Vielfach ist offensichtlich die Eigenart des Geländes daran Schuld, bisweilen eine spätere Veränderung; oft jedoch liegt nur eine Nachlässigkeit des Geometers vor, die auch bei der Flurvermessung sich nachweisen läßt und im 14. Jahrhundert wiederholt eine Nachmessung erforderte. Auch bei den Dörfern sind solche Unebenheiten nicht selten. Manche Dorfanlagen sind dem idealen rechteckigen Schema nur angenähert; bei vielen sind auch die Höfefluchten unruhig und leicht geschwungen,

Digitized by Google

was häufig nur eine Sorglosigkeit des Geometers oder eines späteren Besitzers ist. Fast alle Dörfer auf nordkeltischem Boden zeigen diese Unregelmäßigkeiten, die bereits bei dem Lagerdorf fast zur Regel geworden sind. Ein interessantes Beispiel ist das im 14. Jahrhundert schon zerstörte Dorf Blumenthal bei Strausberg, die sogenannte „Stadtstelle“ (Abb. 25). Vor 250 Jahren standen noch viele Mauern, die von dem Bürgermeister Crüwell von Cremmen aufgezeichnet wurden. Sie lassen ein unregelmäßiges Rechteck erkennen. Wenn wir die angedeuteten Linien ergänzen, dann ergibt sich, daß dieses Straßendorf nur an einem Ende geöffnet war. Da Blumenthal nicht in dem Zuge einer größeren Landstraße lag — wie viele andre Dörfer in dem im 12. Jahrhundert handelsstark aufstrebenden Brandenburg, — so können dem nur wirtschaftliche Gründe zu Grunde liegen. Die innere Dorfstraße ist zunächst nur der Platz für das nächtlich einzustellende Großvieh, das hier wie in einer Hürde geschützt war.

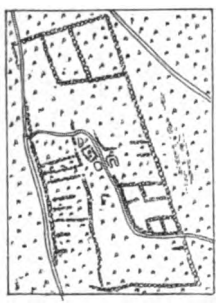


Abb. 25.
Blumenthal. Nach Crüwell

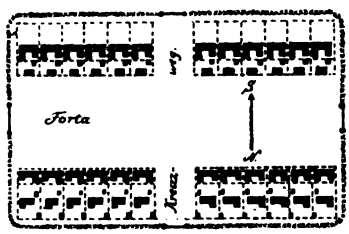


Abb. 26.
Rekonstruktion nach dem Jüt. Gesetz.

Das Vorbild des Lagerdorfes hat indessen auch bei der Anlage von Dörfern eingewirkt, die außerhalb Deutschlands lagen. 1250 wurde in Dänemark ein Gesetz erlassen, nach dem Dörfer angelegt, bzw. verändert werden sollten. Es bestimmte eine mittlere Dorfstraße von 72 Fuß Breite, das sind 24 m, also schon eine platzartige Anlage, und eine sich rechtwinklig schneidende Querstraße (Abb. 26). Es sollte ferner von einer Hecke umzogen und jeder Ausgang durch eine Schranke verschließbar sein. Für die Größe der Tompten, der Höfe, waren genaue Vorschriften gemacht[49]). Dieses Gesetz, das von König Erich 1290 noch einmal eingeschärft wurde, nimmt also die römische Lagervorschrift wieder auf — unabhängig von der gleichlaufenden Bewegung in Deutschland[50]). Da auch noch andere Beziehungen zwischen Dänemark und dem Rhein bestanden, so zeigt die Verfügung deutlich, daß nicht Zufall, nicht Laune den dörflichen Grundriß straßenförmig gestaltet haben, sondern daß, wie bei der Stadt, ein bewußter Wille die alte römische Überlieferung im Mittelalter wieder aufgenommen hat.

Als Ausklang des nordischen Straßen- bzw. Kreuzwegdorfes sind auch die Dörfer auf Fehmarn mit ihrem breiten rechteckigen Anger

[49]) Jütisk Low. Meitzen, a. a. O. I, S. 63. 64.
[50]) Ob eine Verfügung von 1137 aus dem schwedischen Halland „dieses Dorf wird in 4 Teile geteilt und in jedem von seinen Teilen hat (das Kloster) 4 Wege“ (Rhamm, Großhufen S. 533) auf ein Straßendorf zu deuten ist, sei dahingestellt.

Digitized by Google

anzusehen, die bisher merkwürdigerweise als Rundlinge angesprochen worden sind[51]). Die Dörfer Großenbrode bei Heiligenhafen, Eichede und Oejendorf bei Hamburg, deren Hauptstraße von einem Querweg gekreuzt werden, beweisen, daß die nordische Überlieferung über Fehmarn fast bis an die Elbe Nachahmung gefunden hat.

Wenn die hier dargelegte Entwicklung richtig ist, dann wird auch die von mir bereits früher angedeutete Überführung des Dorfproblems von einer ethnographischen zu einer chronologischen Behandlung notwendig. Dann tritt an die Stelle der stammesartlichen Zuweisung eine mehr zeitliche Aufeinanderfolge einzelner Dorfformen, die zwar vereinzelt nebeneinander stehen, die aber in Verbindung mit politischen und wirtschaftlichen Vorgängen, die auch, wie bei den Niedersachsen, stammesartlich verzögert wurden, die aber von der Ungebundenheit, der Willkür, zu einer immer festeren Gebundenheit streben. Die Entwicklung vollzieht sich in zwei Reihen: der bäuerlich-ungeregelten und der grundherrlich gebundenen. Die erstere geht vom Einzelhof aus, verdichtet sich zu dem Haufendorf mit seinen örtlichen Abarten, dem Rundling und dem Weiler und schließlich dem im Osten vorzugsweise verbreiteten Streudorf, das sich in der Kolonialzeit zu dem Angerdorf verengt. Die andere beginnt mit dem geographisch bedingten Reihendorf und seinen ebenfalls von den natürlichen Landesverhältnissen bestimmten Marschen- und Waldhufendörfern, denen sich das Straßendorf als eine Weiterwirkung des römischen Lagerdorfes zugesellt, zuerst zaghaft und noch im Kampfe mit den Überlieferungen des volksgemäßen Haufendorfes, dann immer straffer und schematischer, bis es im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter Friedrichs des Großen, eine neue Stütze in dem künstlerischen Grundplan erhält. Dieser geht aber, wenn man die künstlerischen Gedanken des Barocks und des Rokoko auf seine Ursprünge bestimmt, ebenfalls auf römische Anfänge zurück.

Das Straßendorf hat aber noch eine andere geographische Wurzel, die ihm in den engen Tälern Süd- und Westdeutschlands die straßenförmige Gestalt vorgeschrieben haben. Viele Dörfer können — besonders im Schwarzwalde — gar nicht anders gestaltet werden als in Straßenform, weil der Wasserlauf die Höfereihen zu einer gekrümmten Linie zwingt wie bei den Waldhufendörfern, die sich oft kilometerlang durch das Tal ziehen. Hier entsteht aus der Natur des Geländes eine Siedlungsform, die aber, da manche dieser Dörfer, z. B. Ebringen bei Freiburg i. Br., in die Römerzeit zurückgehen und andere Schöpfungen der mittelalterlichen Kolonisation sind, gleichfalls Beziehungen zum Lagerdorf haben. Gewiß aber sind auch diese Dörfer durch das gleichzeitige Vorbild naher Straßendörfer in ihrem Grundplan gefestigt worden.[52])

(4) Herr P. Schebesta aus St. Gabriel-Mödling bei Wien hält seinen Vortrag:

Reisen und Forschungen in Asien, besonders die Semang betreffend.

---

[51]) R. Mielke, Das Fehmarndorf. Niedersachsen XXVII, 1922, S. 535.

[52]) Die französischen Dorfpläne sind einem alten französischen Plan aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts entnommen, der die Normandie, Isle de France und die Picardie umfaßt.

Digitized by Google

Sitzung vom 17. April 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr Sprockhoff: Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg (mit Lichtbildern); Herr Schuchhardt: Neue keltisch-germanische Fragen. Das indogermanische Urvolk.

(1) Verstorben: Herr Direktor Dr. Carlo Marchesetti in Triest, korrespondierendes Mitglied seit 1887; Herr William Brigham, Direktor des Museums in Honolulu, korrespondierendes Mitglied seit 1898, und Herr Hugo Ascher in Charlottenburg, Mitglied seit 1892.

(2) Neu aufgenommene Mitglieder:

Herr Lehrer Umbreit, Cöpenick,
„ Dr. O. Felsberg, Geh. Studienrat, Brandenburg a.d.Havel.

(3) Herr Sprockhoff hält den angekündigten Vortrag über:

Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg.

Der Vortrag gab einen Überblick über das demnächst im Verlage de Gruyter & Co. erscheinende Buch des Herrn Sprockhoff über die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg.

In der Diskussion sprach Herr Kiekebusch.

(4) Herr Schuchhardt hält seinen Vortrag:

Neue keltisch-germanische Fragen. Das indogermanische Urvolk.

Der Inhalt des Vortrages ist vorläufig kurz gefaßt in der Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste des Heidelberger „Philologischen Vereins“ (Verlag Ruhfus, Dortmund) erschienen.

In der Diskussion sprachen die Herren Ankermann und Schwarz.

Sitzung vom 15. Mai 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr Berner: Ethnologische Volkswirtschaftslehre; Herr Doegen: Die Bedeutung der Lautbibliothek für die Völkerkunde. (Mit Laut- und Lichtbildvorführungen.)

(1) Verstorben sind: Professor Karl Weule, der verdiente Direktor des Museums für Völkerkunde und Professor für Ethnologie und Vorgeschichte in Leipzig, Mitglied seit 1898, ferner: Dr. Ernst Joerges, Reichswirtschaftsrat, Charlottenburg (seit 1923) und W. Gretzer, Hannover, der Besitzer einer zum Teil in unser Museum gelangten schönen Peru-Sammlung (seit 1910).

(2) Es liegt vor die Einladung zu einem Philosophenkongreß bei der Harvard-Universität in Cambridge U. S. A.

(3) Herr Professor Erwin Baur, der binnen kurzem eine zweimonatliche Reise durch Kleinasien im Auftrage der türkischen Regierung machen wird, erklärt sich bereit, etwaige wissenschaftliche Anliegen dort, soweit es ihm möglich sein wird, zu erfüllen.

(4) Unsere Gesellschaft wird im Juni am 19./20. einen Ausflug in den Spreewald machen und am 26. abends eine Festsitzung zur Feier des 100. Geburtstages von Adolf Bastian halten.

Digitized by Google

(5) Vor der Tagesordnung macht Herr Hans Virchow eine Mitteilung über den

Schädel von Ehringsdorf.

Einer Anregung des Herrn Vorsitzenden folgend werde ich einige Bemerkungen zu dem neuesten Ehringsdorfer Funde eines menschlichen Schädeldaches aus der letzten Zwischeneiszeit machen, welches im Fischerschen Bruche unterhalb einer Feuerstelle, nicht in derselben, auch nicht in Berührung mit ihr, sondern eine handbreit unterhalb derselben gefunden worden ist. Es sollen nicht so sehr Bemerkungen über diesen Fund als wie solche zu demselben sein. Die Bearbeitung ist Herrn Professor Weidenreich, Mannheim-Heidelberg, übertragen, und es würde dem wissenschaftlichen Brauche und der Schicklichkeit widersprechen, wenn jemand versuchen wollte, etwas vorweg zu nehmen, bevor der Bearbeiter seinen Bericht erstattet hat. Soviel aber darf ich doch aussprechen, da Herr Weidenreich einen Abguß bereits auf der Anthropologen-Versammlung in Freiburg vorgelegt hat, daß der Schädel in den Formenkreis fällt, welchen man als den neanderthalischen zu bezeichnen pflegt, daß aber doch Besonderheiten vorhanden sind.

Als ich zuerst von diesem Funde hörte, erwartete ich nicht viel, eingedenk des Umstandes, daß an der gleichen Örtlichkeit schon einige Male Schädelstückchen gefunden sind, die zu klein waren, um etwas aus ihnen zu machen, und im Hinblick auf die Erfahrung, daß das Gerücht zu übertreiben pflegt. Diesmal aber war es anders. Das neue Stück ist sogar mehr als nur ein Schädeldach. Es reicht von den Augenhöhlenrändern über die Scheitelgegend und über die Hinterhauptgegend hinweg bis zum Hinterhauptsloch, wobei allerdings Teile der rechten Seite fehlen Aber der linke obere Augenhöhlenrand samt der Stirnhöhle ist vollständig, auch das linke Schläfenbein vorhanden, und die Hinterhauptgegend wundervoll erhalten.

Soviel über den Fund, und nun noch einige Bemerkungen, um von vornherein die richtige Einstellung gegenüber dem zu erwartenden Bericht zu nehmen.

In der Travertinformation, die im Kämpfeschen Bruche eine Dicke von 18 Metern erreicht, sind nicht alle Bänke von genau der gleichen Beschaffenheit; am gleichmäßigsten und dichtesten ist die letztere zwar nicht in den untersten, aber doch in unteren Lagen; und gerade in diesen sind die Spuren der Anwesenheit des Menschen eingeschlossen: Brand- und Aschenstellen, Steingeräte, Knochen zahlreicher und sehr verschiedenartiger Beutetiere und vereinzelte Knochenteile des Menschen selber. An einigen beschränkten Stellen hat die Formation eine krümelige, sandige Beschaffenheit — eine Probe lege ich vor — und wenn man das Glück hat, in dieser Funde anzutreffen, so kann man sie herausnehmen wie aus einer Schachtel und braucht sie nur abzustauben wie z. B. den Nashornzahn, den ich zeige. So war es auch mit dem Unterkiefer des Erwachsenen. Das ist jedoch Ausnahme. Meist stecken die Gegenstände im harten Fels. Von Nachgrabungen kann da keine Rede sein. Das Gestein wird für die industrielle Verwertung mit Dynamit gesprengt, mit Eisenstangen und Hämmern gebrochen und zerkleinert, und es ist gänzlich dem Zufall überlassen, was dabei und in welchem Zustande es an das Tageslicht kommt. Sind es Knochen, so sind diese zunächst weicher als der umschließende Stein, und es bedarf der größten Erfahrung, Geschicklichkeit, Sorgfalt und Geduld, um sie zu befreien.

Digitized by Google

Dies läßt uns die Verdienste würdigen, welche der Präparator Lindig, der treue Hüter der Pfeifferschen Tradition, um diesen neuen Fund hat: Er kam glücklicherweise dazu, als ein Teil des Schädeldaches freilag, erkannte sofort, um was es sich handelte, hat dann in mühsamer Arbeit mit seinem Sohne zusammen das umgebende Gestein weggemeißelt und zuletzt aus den Gipsabgüssen der einzelnen Stücke die Gestalt hergestellt, wie sie jetzt vorliegt. Es besteht die Bestimmung, daß die Knochen selbst nicht zusammengesetzt, sondern getrennt aufbewahrt werden sollen. Herr Lindig hat aber auch, bevor die Knochen völlig freigemacht waren, als nur die Außenflächen derselben gesäubert, die Knochen aber noch von dem Stein festgehalten waren, einen Gipsabguß gemacht und damit ein protokollarisches Dokument geliefert, welches in Zukunft auf manche Fragen wird antworten und manche überflüssige Fragen abschneiden können.

Nun noch eins:

Als ich mit der Bearbeitung der Ehringsdorfer Unterkiefer beschäftigt war und häufig in dem Kämpfeschen Bruche verweilte, um ganz mit der Örtlichkeit vertraut zu werden, trat es mir erst als Möglichkeit, dann als Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen als Gewißheit entgegen, daß die spärlichen menschlichen Knochen, die hier zerstreut zwischen den Knochen von Beutetieren und in derselben Lagerung wie diese gefunden werden, gleichfalls Überreste von Mahlzeiten, Zeugen der Anthropophagie seien. In dem Buche, in welchem Herr Pfeiffer die Ehringsdorfer Steinartefakte beschrieben hat, ist der gleiche Gedanke geäußert, aber nicht als Möglichkeit, sondern als Gewißheit, ohne daß jemals zwischen Herrn Pfeiffer und mir davon die Rede gewesen wäre. Mit dem Ehringsdorfer Kinde könnte es möglicherweise anders sein. Von diesem Kinde sind beieinander gefunden sechs linke und fünf rechte Rippen, zwei Brustwirbel, der Epistropheus, das obere Stück des rechten Humerus, die rechte Clavicula, ein Stück eines Röhrenknochens, eine Phalanx, der Unterkiefer und vier Oberkieferzähne. Die letzteren fallen besonders ins Gewicht. Sie beweisen, daß da noch mehr vorhanden gewesen sein muß; vermutlich ist der Oberschädel durch den Sprengschuß auseinandergeblasen worden. Dieses Kind kann als Ganzes in den Sumpf oder Teich geraten sein. Man kann vielleicht noch stärkere Beweise für Anthropophagie für wünschenswert halten, etwa das Auffinden menschlicher Knochen auf Feuerstellen und die Schwärzung derselben durch Feuer in der Art, wie es auf dem vorgelegten Tierknochenstück zu sehen ist, oder charakteristische Schlagmarken oder Schabrillen, aber auch ohne solche ist Anthropophagie so gut wie sicher. Wenn das aber der Fall ist, so hat es eine wichtige Konsequenz, nämlich die, daß die Menschen, die dort verzehrt sind, nicht notwendigerweise denen genau geglichen haben müssen, von denen sie verzehrt worden sind. Ich habe auch nachgewiesen, daß aus diesem kindlichen Unterkiefer nicht ein Kiefer wie der des Erwachsenen hat werden können, weil der Alveolarbogen des Kindes bereits weiter ist wie der des Erwachsenen.

(6) Herr Berner hält den angekündigten Vortrag:

Ethnologische Volkswirtschaftslehre.

(7) Herr Doegen spricht über:

Die Bedeutung der Lautbibliothek für die Völkerkunde.

Digitized by Google

26. Juni 1926, abends 7 Uhr:

Festsitzung zur Feier des 100. Geburtstages von Adolf Bastian.

Der Vorsitzende Herr Schuchhardt leitete die Sitzung ein mit dem Hinweis auf die alte Zusammengehörigkeit von Völkermuseum und Anthropologischer Gesellschaft. Beide seien von dem Dioskurenpaar Rudolf Virchow und Adolf Bastian gegründet. Die Gesellschaft sei immer das Sprachrohr des Museums gewesen und unterstütze es noch heute mit seinen Publikationen und seiner reichen Bibliothek. So sei der Tag, wo das Museum mit einer völlig neuen Aufstellung in eine neue Phase seiner Entwicklung trete, zugleich auch ein Freudentag für die Gesellschaft, und sie begrüße herzlich die Wahl dieses Tages als des 100. Geburtstages von Adolf Bastian.

Die Gesellschaft wolle an diesem Tage aber noch eines andern Jubilars gedenken, den Bastian immer als seinen Zwillingsbruder betrachtet habe. das sei der am 21. Juni 1826 geborene und als unser Ehrenmitglied 1909 verstorbene Georg von Neumayer, der Verfasser des bekannten Buches „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen", der Begründer und langjährige Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg. Neumayer, ein Rheinpfälzer, hatte seinen Lauf als Seemann begonnen, dann aber in München Geophysik und Magnetismus studiert. In Melbourne gründete er 1857 ein Observatorium und leitete es bis 1865. Nach weiten Reisen, besonders in Australien, war er in Berlin Professor und schloß hier seine Lebensfreundschaft mit Bastian. Nach 1870 regte er die Deutsche Seewarte an und durfte sie nach seinen Plänen gründen und dann lange Zeit leiten. Ein Hauptinteresse hat er immer der Erforschung der Südpolarregion zugewandt und war an allen Anregungen, die dafür auftraten, stark beteiligt. Nach dem Scheiden aus dem Amte zog er sich in seine Heimat nach Neustadt a. d. Hardt zurück und ist dort 83 jährig im Jahre 1909 gestorben. Er war ein genialer Mann, von weltweitem Gesichts- und Wirkungskreise.

Den Festvortrag hielt sodann Herr Ankermann über

„Die Entwicklung der Ethnologie seit Adolf Bastian".

Im allgemeinen ist vielleicht der hundertste Geburtstag eines Gelehrten ein noch zu früher Zeitpunkt, um die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen abzuschätzen und das Facit aus seiner Lebensarbeit zu ziehen, besonders wenn er ein so hohes Lebensalter erreicht hat, wie Adolf Bastian. Denn ein Mann, der die Wissenschaft durch neue Gedanken bereichert hat, pflegt sein ganzes Leben hindurch an der Weiterbildung und Vervollkommnung seiner Ideen zu arbeiten, so daß man erst bei seinem Tode das ganze von ihm geschaffene Gedankengebäude überschauen kann. Aber Bastian ist nicht bis an sein Lebensende schöpferisch geblieben, er hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens doch eigentlich nur immer aufs neue die Gedanken wiederholt, mit denen er schon im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn hervorgetreten war, und die Zeit, die seitdem vergangen ist, ist wohl hinreichend, um den Einfluß seiner Ideen auf die Entwicklung der Ethnologie erkennen zu lassen und um Rechenschaft darüber ablegen zu können, was an ihnen heute noch lebenskräftig ist.

Digitized by Google

Bastian gilt als der Begründer der Ethnologie in Deutschland, und er ist es auch, insofern er als erster gewagt hat, die neue Wissenschaft als gleichberechtigtes Glied in den Kreis der älteren Geschwister einzuführen, und nicht minder, weil er dafür gesorgt hat, der neubegründeten Wissenschaft durch Forschungsreisen und Sammlungen das notwendige Arbeitsmaterial zuzuführen. Seinen unablässigen Mahnungen, in letzter Stunde zu retten, was von Zeugnissen primitiver Kultur noch zu retten sei, verdankt vor allem das Berliner Museum für Völkerkunde, dessen Wiedereröffnung Sie heute erlebt haben, seine Entstehung, ihnen verdanken im Grunde wenig-

Adolf Bastian 1870.

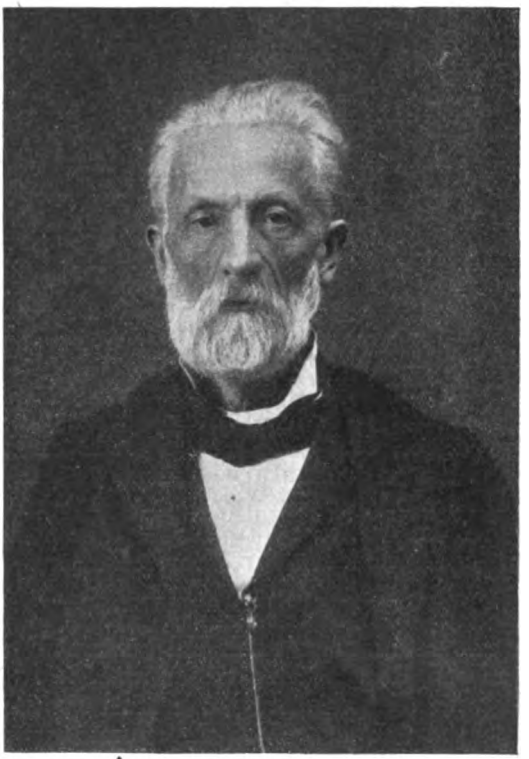
stens indirekt ihre Existenz auch die übrigen ethnographischen Museen Deutschlands, die nach dem Vorbild des hiesigen Museums begründet worden sind. Dieses Verdienst Bastians wird wohl von niemand bestritten werden und ist für sich allein groß genug, um seinen Namen in der Geschichte der Völkerkunde in Deutschland unsterblich zu machen.

Aber bestimmend für diese propagandistische Seite seiner Wirksamkeit waren doch die Ideen, die er von der Bedeutung und der Aufgabe der Völkerkunde gewonnen hatte. Welches waren nun diese Ideen und inwieweit ist die Weiterentwicklung der Ethnologie durch sie bestimmt worden? Das sind die Fragen, die sich uns von selbst aufwerfen und die ich heute zu beantworten versuchen will. Hier bin ich nun so glücklich, an den Vortrag anknüpfen zu können, den

Digitized by Google

Herr v. d. Steinen an dieser Stelle vor 21 Jahren nach Bastians Tode gehalten hat und in welchem er die Grundgedanken Bastians in lichtvoller und meiner Meinung nach im wesentlichen erschöpfender Darstellung erörtert hat[1]). Diese leitenden Ideen, die sich durch alle theoretischen Schriften Bastians hindurchziehen, sind die Lehren von dem Völkergedanken, dem Elementargedanken und den geographischen Provinzen.

Ehe wir aber auf diese Ideen eingehen, müssen wir einen anderen wichtigen Punkt ins Auge fassen. Bastian war ein Kind des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts, der Zeit, in welcher die Natur-



Adolf Bastian 1890.

wissenschaften einen unerhörten Aufschwung nahmen und in unaufhaltsamem Siegeslauf von Entdeckung zu Entdeckung eilten. Von den unorganischen Naturwissenschaften ausgehend, griff die neue, durch so viele Erfolge bewährte Methode bald auch auf die Biologie über und feierte auch hier ihre Triumphe, in denen Darwins Lehre von der Entstehung der Arten den einstweiligen Gipfelpunkt bildete. Es war natürlich, daß Bastian, der diese glanzvolle Entwicklung miterlebt hatte und als Mediziner selbst naturwissenschaftlich geschult war, wie so viele andere mit den hochgespanntesten Erwartungen dem weiteren Fortschritt der Naturwissenschaft entgegensah und von ihr und ihrer Methode eine Reform auch der übrigen Wissen-

[1]) Z. f. Ethn., Bd. 37, 1905, S. 236—249.

Digitized by Google

schaften erwartete. Die Entwicklung der Pflanze, das Wachstum des tierischen Körpers vom Ei bis zur vollendeten Gestalt war erforscht — sollte nicht auch die Entwicklung des menschlichen Geistes nach derselben Methode ergründet und die sie beherrschenden Gesetze festgestellt werden können? So fragte sich Bastian, und er beantwortete die Frage unbedenklich mit ja. Die bisherige auf Selbstbeobachtung und Spekulation gegründete Psychologie habe Schiffbruch erlitten, teils ihrer Methode wegen, die durch die induktive der Naturwissenschaften zu ersetzen sei, teils weil sie vom Individuum ausgegangen sei. Das Denken des Einzelnen aber sei nur sekundär, in ihm denke vielmehr die Gesellschaft, der er angehöre und die ihn geschaffen habe; denn der Mensch sei ein Gesellschaftswesen, ein *ζῶον πολιτικόν*, und als Einzelner garnicht möglich. Von dem Denken der Gesamtheit müsse man also ausgehen, hier werde man auch die Denkgesetze auffinden, die die Individualpsychologie vergeblich gesucht habe. Und das ist ein zweiter, für das Verständnis Bastians wichtiger Punkt, daß er von der Psychologie herkam, die er zu reformieren beabsichtigte, und daß seine ganze Lebensarbeit immer von psychologischen Gesichtspunkten beherrscht geblieben ist. Und er wurde Ethnolog, weil er in den einfacheren und durchsichtigeren Verhältnissen der Naturvölker am ehesten die Gesetze des Denkens glaubte erkennen zu können.

Leider gibt Bastian nirgends an, wie er sich die Herausfindung dieser Gesetze denkt, er zeigt nirgends einen Weg, auf dem man bis zu den Gesetzen des menschlichen Geistes gelangen könne, sondern verweist immer nur auf die induktive Methode der Naturwissenschaften, die auch in der Psychologie und Ethnologie das Heil bringen werde. Er übersieht aber dabei, daß die Verhältnisse in der Ethnologie doch ganz anders liegen als in der Naturwissenschaft, und daß den Naturforschern ganz andere Mittel zur Verfügung stehen als den Ethnologen. Die Entwicklung einer Pflanze oder eines Tieres vom Ei bis zur ausgebildeten Endform kann der Naturforscher direkt beobachten, aber die Entwicklungsvorgänge der Kultur in der Menschheitsgeschichte umspannen so lange Zeiträume, daß eine Beobachtung für einen Einzelnen ausgeschlossen, sondern höchstens für eine Reihe von Generationen von Forschern denkbar wäre. Ja, im Grunde genommen ist die ganze Entwicklung der Kultur von der Urzeit bis heute ein einziger untrennbarer Vorgang, und die Einzelvorgänge, die man etwa aus dem Zusammenhang herauslösen könnte, hätten weder Anfang noch Ende. Man weiß nie, wie weit die Wurzeln einer Kulturerscheinung in die Vergangenheit hinabreichen und wohin sie sich verästeln, und man weiß nicht, wie weit ihre Verzweigungen in die Zukunft hineinragen.

Der Naturforscher kann ferner experimentieren, d. h. er kann die Vorgänge, deren Ablauf er studieren will, nach Belieben wiederholen und dabei die Bedingungen, unter denen sie stattfinden, nach seinem Bedürfnis abändern. Auf diese Weise kann er die kausalen Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen feststellen und die Gesetze entschleiern, die hierbei obwalten. Dieser Weg ist dem Ethnologen und Kulturforscher natürlich vollkommen verschlossen.

So zeigt sich uns keine Möglichkeit, das von Bastian aufgerichtete Ziel zu erreichen, wenigstens nicht auf dem direkten Wege, den er gehen wollte. Wir können heute die Frage, ob es überhaupt Gesetze der Geschichte gibt, ob auch die historischen Geschehnisse und die Entwickelung der Kultur gleich festen und unerbittlichen Gesetzen

Digitized by Google

unterliegen wie die Vorgänge in der Natur, unerörtert lassen; es genügt uns festzustellen, daß wir an diese Gesetze, auch wenn sie vorhanden sind, vorläufig wenigstens und auf absehbare Zeit nicht herankommen können.

Man kann wohl annehmen, daß Bastian, wenn er von Gesetzen spricht, nicht den strengen Begriff des physikalischen Gesetzes im Auge hatte, sondern die Gesetzmäßigkeiten, die man auch beim Ablauf biologischer Vorgänge wahrnehmen kann. Aber auch diese Gesetzmäßigkeiten zeigen sich uns erst, wenn wir die tatsächliche chronologische Aufeinanderfolge der einzelnen Entwicklungsphasen kennengelernt haben.

Wenn also Bastian die Aufgabe der induktiven Ethnologie darin findet, „vor allem und zunächst die gleichartigen Wachstumsgesetze der menschlichen Völkergedanken festzustellen“ [2]) oder wenn er die Aufgabe an anderer Stelle folgendermaßen formuliert: „Im Gegensatz zu dem früheren .... Bestreben, Analogien .... auf historische Beziehungen zurückzuführen und daraus zu erklären, hat es unter der mit Erweiterung des geographischen Gesichtskreises anwachsenden Masse des Materials als die Aufgabe der Ethnologie erscheinen müssen, zunächst auf elementare Grundgesetze völkerpsychologischer Entwicklung zurückzugehen und erst nach stattgehabter Eliminierung, in zweiter Reihe, historische Ursächlichkeiten zuzulassen ...“ [3]), wenn also Bastian die ethnologische Forschung von dieser Seite angreifen will, so ist das eben nur durch sein Ausgehen von naturwissenschaftlichen Anschauungen und Methoden zu verstehen. Daß diese Methoden sich nicht ohne weiteres auf die Ethnologie übertragen lassen, haben wir gesehen. Ebenso unbezweifelbar aber ist es, daß die letztere von Tatsachen und Beobachtungen ausgehen, induktiv verfahren muß und daß daher Bastians unablässiges Drängen, zu sammeln und das noch Vorhandene als Grundlage für spätere Forschung zu retten, vollauf berechtigt war. Ohne dies wäre die Völkerkunde auch weiterhin ein Tummelplatz phantastischer Spekulationen geblieben.

Das Material, das nun gerade infolge von Bastians Alarmrufen in ungeahnter Überfülle herbeiströmte und in Form ethnographischer Beschreibungen und Gegenstände unsere Museen füllte und die wissenschaftlichen Publikationen anschwellen ließ, erheischte nun aber gebieterisch eine zum mindesten vorläufige Ordnung nach systematischen Gesichtspunkten, um zur Verarbeitung verwendbar gemacht zu werden. Diese Notwendigkeit mußte jeder empfinden, auch wer im übrigen Bastians theoretischen Standpunkt teilte, und sie fühlte auch Bastian selbst. Seine oben angeführten drei Leitgedanken: Völkergedanke, Elementargedanke und geographische Provinz, sind der Versuch dazu. Ich bin mir wohl bewußt, daß Bastian nicht etwa aus praktischen Rücksichten, etwa um die Museumssammlungen nach diesen Gesichtspunkten zu ordnen, diese Kategorien aufgestellt hat, sondern als reiner Theoretiker; aber nachdem sie einmal aufgestellt waren, hätten Völkergedanke und geographische Provinz sehr wohl als Einteilungsgrundlagen dienen können.

Bastian ging auch hier von psychologischen Gesichtspunkten aus, wie schon die Bezeichnungen Völkergedanke und Elementargedanke zeigen. Er betrachtete die Menschheit in ihrer Verbreitung über die

[2]) Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. 1881, S. V.
[3]) Ebenda, S. 118.

Digitized by Google

ganze Erde als etwas Gegebenes, von dem man auszugehen habe — wie er denn überhaupt Ursprungsfragen, die Frage nach Abstammung und Urheimat, absolut ablehnte. Eine ursprüngliche körperliche und geistige Einheit der Menschheit setzt er aber trotzdem voraus; für die psychische Einheit hat er den Ausdruck Menschheitsgedanke geprägt. Der Mensch kommt nun in verschiedenen Teilen der Erde unter den Einfluß ganz verschiedener Lebensbedingungen, die ihn nicht nur somatisch verändern — es entstehen Rassen — sondern auch auf seine geistige Veranlagung umbildend einwirken. Die einzelnen Gebiete mit ihren besonderen Lebensbedingungen sind die geographischen Provinzen, und die durch diese erzeugten Spielarten des menschlichen Geistes, wenn ich so sagen darf, sind die Völkergedanken. Es gibt also ebensoviele Völkergedanken wie geographische Provinzen.

Wenn Bastian selbst erklärt hat, er verstehe unter dem Wort Völkergedanke dasselbe, was andere Weltanschauung nennen[4]), so werden wir wohl richtiger statt Weltanschauung sagen: Geistesart oder Geistesrichtung. Denn Bastian denkt dabei doch nur an die Modifikationen der menschlichen Psyche, die sich unter den äußeren Bedingungen der einzelnen geographischen Provinzen herausbilden, der gesamten Kultur der betreffenden Menschheitsgruppe ihren Charakter aufprägen und sich schließlich auch zu bewußten Spiegelungen des Weltbildes, zu Weltanschauungen verdichten.

Jeder Völkergedanke ist nach Bastians naturwissenschaftlicher Auffassung ein Organismus, der nach organischen Gesetzen wächst und sich entwickelt. Wie ein Organismus aus Zellen besteht, so setzt sich der Völkergedanke aus den Elementargedanken zusammen, die ursprünglich auf der ganzen Welt gleichartig waren. Wie die Zelle wächst und sich differenziert und so die verschiedenen Organe des Tierkörpers bildet, so differenzieren sich auch die Elementargedanken — eine offenbar etwas oberflächliche Analogie, die wohl zur Veranschaulichung des Gedachten brauchbar ist, uns aber in der Erkenntnis keinen Schritt weiter bringt. Aber über die eigentliche Natur der Elementargedanken und ihren Zusammenhang mit den Völkergedanken ist aus Bastians Ausführungen keine rechte Klarheit zu gewinnen.

Führen wir den Vergleich der Elementargedanken mit den Zellen eines Organismus durch, so sind sie identisch mit den Elementen, die eine Kultur zusammensetzen; dann ist etwa die Keule ein Elementargedanke, oder das Stäbchen, das als Schmuck durch die Nasenscheidewand gesteckt wird, oder die Beschneidung oder der Werwolfglaube usw. Aber nach Bastian sind sie der ganzen Menschheit gemeinsam, was für alle diese nicht zutrifft. Dann können es nur die einfachsten primitivsten Gedankenkeime sein, auf denen die ältesten Erfindungen, die ersten Anfänge gesellschaftlicher Ordnung und Sitte beruhen. Aber diese kennen wir nicht, und Bastians Lehre zeigt uns auch keinen Weg, sie in exakter Weise kennen zu lernen.

Geographische Provinz und Völkergedanke, beide nach Bastians Auffassung eng zusammengehörig, bilden die Grundlage seines Gedankenbaus. „Das natürliche System der Ethnologie", sagt er an einer Stelle, „würde sich auf die geographischen Provinzen gründen"[5]), fügt aber dann freilich hinzu, ein solches System könne

[4]) Vgl. v. d. Steinens Gedächtnisrede S. 244.
[5]) Allgemeine Grundzüge der Ethnologie 1884. S. 13.

Digitized by Google

zunächst noch nicht in Angriff genommen werden, sondern sei nur als „letzte Frucht eines bereits fertigen Wissensgebäudes denkbar". Inzwischen müßten künstliche, auf anthropologische oder auf linguistische Merkmale begründete Systeme aushelfen. Solche Systeme haben ja auch lange Zeit in der Völkerkunde eine große Rolle gespielt.

Hierbei ist Bastian stehen geblieben, die praktische Ausführung seiner Gedanken hat er seinen Mitarbeitern und Nachfolgern überlassen. Ihm lag die Kleinarbeit nicht; er vermochte nur den Grundriß des gigantischen Baues zu entwerfen, den andere aufführen sollten. Er verkannte wohl nicht, wie viel mühevolle Arbeit noch bis zur Vollendung des Tempels zu leisten war, aber er selbst war nicht imstande, die Fundamente dazu zu legen. Die Schüler aber sind bescheidener oder zaghafter gewesen als der Meister; sie haben sich begnügt, Steine zu dem Bau herbeizutragen, sie zu behauen und sorgsam übereinander zu schichten, und haben bei dieser Kleinarbeit allerdings Bastians Ziele oft aus dem Auge verloren. Doch schlief über dieser mühsamen Kleinarbeit das Verlangen nach Erkenntnis des Werdens der menschlichen Kultur nicht gänzlich ein, und man suchte diese Erkenntnis auf Wegen, die sich von Bastians Gedanken einigermaßen entfernten, obwohl sie seiner naturwissenschaftlichen Tendenz treu blieben.

Man übertrug den in den Naturwissenschaften, besonders in der Biologie siegreich durchgedrungenen Entwicklungsgedanken auf die Ethnologie; wie in der Erdgeschichte die Klassen der Pflanzen und Tiere nacheinander aufgetreten waren, mit den einfachsten beginnend, so mußten auch in der Geschichte der Menschheit Entwicklungsstufen nachzuweisen sein. Die Annahme einer für die ganze Menschheit gültigen gleichmäßigen Entwicklung wurde bestärkt durch die Voraussetzung der Einheit des Menschengeschlechts auch in geistiger Beziehung und nicht zum wenigsten durch das über weit entfernt liegende Erdgebiete zerstreute Vorkommen ähnlicher Kulturerscheinungen. Das letztere ist um so begreiflicher, als man bei der damaligen Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse die wirkliche Verbreitung dieser ethnographischen Parallelen garnicht feststellen konnte und daher leicht zu der Vermutung ihres universellen Vorkommens verführt wurde.

Von Völkergedanken und geographischen Provinzen war hierbei nicht mehr die Rede; abgesehen von dem vorhin erwähnten Mißverständnis, das den Völkergedanken den ethnographischen Parallelen gleichsetzte, waren diese Worte allzu schattenhafte Begriffe geblieben, da Bastian niemals auch nur eine seiner geographischen Provinzen mit dem zugehörigen Völkergedanken in ihrer Eigenart beschrieben hatte, um dadurch das tote Wort mit warmem Leben zu erfüllen.

Man setzte also voraus, daß die Kultur sich überall gleichmäßig entwickelt habe, daß alle Völker der Erde dieselben Kulturphasen durchlaufen hätten, und konstruierte nun kulturgeschichtliche Stufenleitern, denen allen das starke Vorwiegen der Subjektivität gemeinsam ist. Wenn z. B. Morgan die drei Entwicklungsstufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation aufstellt, von denen er die beiden ersten wieder in je drei Unterstufen teilt, und wenn er dann z. B. die Mittelstufe der Barbarei mit der Verwendung der Fische zur Nahrung und mit der Erfindung der Feuererzeugung beginnen und mit der Erfindung von Pfeil und Bogen schließen läßt, oder wenn die Erfindung der Töpferei die Grenze zwischen Wildheit

Digitized by Google

und Barbarei markieren soll, so sieht man ohne weiteres, daß diese Einteilung ganz willkürlich ist, und daß man die Grenzen der Kulturstufen auch an anderen Stellen ziehen könnte, man sieht aber auch, daß diese Entwicklung nicht für die ganze Menschheit gelten kann.

Das Gefühl von der Angreifbarkeit und Unzulänglichkeit derartiger Aufstellungen war denn auch sehr verbreitet und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß man Erörterungen über Entwicklung der Kultur möglichst aus dem Wege ging und daß die allgemeine Ethnologie bei vielen Fachgenossen ziemlich in Verruf kam. Andererseits war die Macht der Dogmen von der Gleichheit des menschlichen Geistes auf der ganzen Erde und von der einreihigen Entwicklung der Kultur so stark, daß auch die von den bisher aufgestellten Entwicklungsreihen nicht Befriedigten sich von diesen Dogmen nicht freimachen konnten. Die Wandlung der Anschauungen kam von anderer Seite.

Es ist bezeichnend für die Geschichte der Völkerkunde in Deutschland, wie die neue Richtung entstand. Den Ausgangspunkt bildeten nicht theoretische Erwägungen, sondern umgekehrt: die praktische Museumsarbeit führte zu solchen Erwägungen. Die meisten deutschen Ethnologen waren Museumsbeamte — auch eine Folge von Bastians erfolgreicher Propaganda für ethnographisches Sammeln — und hatten als solche die Flut der Sammlungen zu katalogisieren, zu ordnen und aufzustellen. Diese intime Beschäftigung mit den ethnographischen Gegenständen führte nun zu der Beobachtung, daß nicht nur einzelne Dinge in gleicher Form in weit voneinander entlegenen Gegenden vorkommen, sondern daß mit Vorliebe eine Anzahl solcher Entsprechungen zusammen auftreten, daß mit anderen Worten zwei Kulturkomplexe etwa in zwei Erdteilen sich finden, die neben Verschiedenheiten eine ganze Reihe von Übereinstimmungen aufweisen. Das konnte kein Zufall sein und konnte nicht auf unabhängiger Entstehung beruhen. Denn man kann sich wohl vorstellen, daß, um ein bekanntes Beispiel zu wählen, Flachbogen, d. h. Bogen mit ungefähr rechteckigem Querschnitt, sowohl in Afrika wie in Melanesien, etwa auf Grund der Verwendung des gleichen Materials wie Bambus usw., selbständig erfunden wären; aber daß man hier wie dort selbständig auf die Idee gekommen sein sollte, diese Bogen mit einer Rotangsehne zu versehen und als Widerlager für die Sehne geflochtene Knäufe auf die Bogenenden zu stecken, das erscheint so unwahrscheinlich, daß man nach einer anderen Erklärung suchen muß. Diese sich noch oft wiederholende Beobachtung, daß sich Gegenstände gleicher Bedeutung bei verschiedenen Völkern fanden, die nicht nur in der durch den Zweck oder das Material bedingten Form übereinstimmten, sondern auch in anderen Merkmalen, die ohne Schaden für ihre Verwendung auch anders hätten sein können — diese Beobachtung brachte die bis dahin allgemeine Überzeugung von der mehrfachen selbständigen Erfindung stark ins Wanken.

Und ebenso wenn in zwei Kulturkomplexen eine Reihe von Kulturelementen übereinstimmen, die miteinander in keiner inneren geistigen Verbindung stehen, nicht voneinander abhängen, wenn etwa an beiden Orten die gleiche Art der Bewaffnung und dieselbe Form der Totenbestattung, dieselbe Ornamentik und die Sitte der Beschneidung oder des Zahnausschlagens, dieselbe Form des Hauses und die gleiche Heiratsordnung üblich sind. Da ist es unmöglich, an unabhängige Entstehung beider Kulturen zu glauben, da ist als Erklärung nur ein verwandtschaftlicher Zusammenhang denkbar.

Digitized by Google

So kam man zur Aufstellung von Kulturkreisen, von denen jeder alles das, was wir unter dem Begriff Kultur zusammenfassen, in einer bestimmten, ihm eigentümlichen Ausgestaltung umfaßt. Wenn auch heute diese Kulturkreise infolge einer jahrtausendelangen Geschichte mit ihren Völkerwanderungen vielfach durch- und übereinander geschoben und gemischt sind, so muß man doch voraussetzen, daß jeder von ihnen seine Besonderheiten in örtlicher Absonderung und unter den Naturbedingungen seines Ursprungsortes herausgebildet hat. Was wir heute vor uns haben, sind nicht mehr jene Urkulturen, die wir vielmehr erst durch Analyse aus den heutigen, durch Differenzierung und gegenseitige Mischung entstandenen sekundären Kulturen herauszuschälen versuchen müssen.

Wenn wir nun bis zu diesen Urkulturen zurückgehen, so entdecken wir in ihnen Gebilde, die Bastians Völkergedanken in ihren geographischen Provinzen ungemein ähnlich sehen. Stellen wir die Definitionen der beiden Begriffe einander gegenüber: Völkergedanke ist eine durch die Naturbedingungen eines bestimmten Erdgebietes erzeugte, aus Elementargedanken zusammengesetzte Varietät des menschlichen Geistes, des Menschheitsgedankens, die ihrerseits eine bestimmte Kultur hervorbringt; ein Kulturkreis ist ein genetisch zusammengehöriger, aus einer gewissen Geistesart in Anpassung an die Lebensbedingungen des Ursprungsgebiets hervorgegangener Komplex von Kulturelementen.

Es ist offenbar beides dieselbe Sache, als Völkergedanke von der psychologischen, als Kulturkreis von der ethnographischen Seite gesehen.

Wie nahe sich Bastians Denken mit dem unserigen berührt, zeigt z. B. seine Formulierung des „Problems der heutigen Ethnologie", in welcher er als die beiden Möglichkeiten „Evolutionstheorie oder Lehre von den geographischen Provinzen" einander gegenüberstellt.[6])

Wenn nun also die Grundgedanken bei Bastian und der modernen Richtung der Ethnologie sich im wesentlichen decken, so ist der Gang der Untersuchung, die Arbeitsmethode, die gerade entgegengesetzte. Bastian stellte der Ethnologie als erste zunächst zu lösende Aufgabe die Feststellung der Gesetze des Wachstums der Völkergedanken, als zweite das Studium der lokalen Einflüsse in den geographischen Provinzen und die dadurch bewirkte Umbildung. Als letztes sollte dann die Untersuchung der gegenseitigen Beeinflussung und Mischung der Kulturen folgen.[7]) Demgegenüber will die Kulturkreismethode gerade umgekehrt von den heutigen tatsächlichen Verhältnissen ausgehen, die heutigen Mischkulturen analysieren, um ihre Komponenten auseinanderzusondern, dann das räumliche und zeitliche Verhältnis der so gefundenen Kulturen feststellen, um schließlich vielleicht am Ende dieses rückwärts gewandten Weges die die Entwicklung beherrschenden Gesetzmäßigkeiten aufzufinden, von denen Bastian ausgehen wollte.

Auf ein Mißverständnis möchte ich noch hinweisen, das bei Erwähnung der Kulturkreislehre immer wieder auftaucht, daß diese nämlich ein System von Entlehnungen darstelle. Auch hier kann ich mich auf Bastian berufen, der wiederholt erklärt hat, daß zwischen Völkergedanken und Entlehnungstheorie gar kein Widerspruch bestehe. Es wäre ja auch ein logischer Unsinn, die Ent-

[6]) Allg. Grundzüge der Ethnologie. S. 2.
[7]) Vorgeschichte der Ethnologie. 1881. S. 90.

Digitized by Google

stehung der Kulturen nur auf Entlehnung begründen zu wollen; denn ehe man etwas entlehnen kann, muß doch schon etwas da sein, was entlehnt werden kann. Also erst müssen Kulturen entstanden sein, ehe Entlehnungen stattfinden können. Die Vertreter der Kulturkreislehre wollen aber eben feststellen, welche Kulturmerkmale jedem Kulturkreise von Hause aus angehören; dabei wird sich von selbst herausstellen, was aus anderen Kulturkreisen übernommen ist.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Mittel und Wege einzugehen, mittels welcher die Kulturkreismethode ihre Aufgabe, die historische Aufeinanderfolge der Kulturen festzustellen und damit die wirkliche Geschichte der menschlichen Kultur zu schreiben, zu lösen hofft — meine Aufgabe ist erledigt, nachdem ich die Gedankenfäden, die sich von Ad. Bastian bis in die jüngste Entwicklungsphase der Ethnologie hineinziehen, verfolgt habe. Und ich glaube Ihnen gezeigt zu haben, daß Bastians Ideen in der Tat nicht, wie wohl viele glauben, überwunden und tot sind, sondern noch heute, wenn auch umgestaltet, weiterleben. Es ist in diesem Falle wie so oft in der Wissenschaft, daß Ideen, die man für völlig veraltet und überholt hält, unerwartet ihre fröhliche Wiederauferstehung feiern, meist freilich in veränderter Gestalt und sozusagen in Verkleidung, so daß sie zuerst nicht wiedererkannt werden, bis sie sich bei genauerem Zusehen als liebe alte Bekannte entpuppen.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß ich unrecht tue, die kulturhistorische Richtung schlechtweg mit der modernen Ethnologie zu identifizieren; es gebe ja auch noch andere Richtungen, und ihnen gehörten sogar die Mehrzahl der Fachgenossen an. Gewiß, aber die kulturhistorische Schule scheint mir die Fortbildnerin der Bastianschen Grundgedanken zu sein, und es war dem heutigen Tage der Erinnerung wohl angemessen, gerade das Weiterleben Bastianscher Ideen hervorzuheben. Es bleibt dabei jedem unbenommen, über Wert oder Unwert dieser Ideen sowie über ihre Auffassung und Verwendung durch die neue Richtung sich selbst ein Urteil zu bilden. Doch scheint mir die Voraussage nicht gewagt, daß die kulturgeschichtliche Richtung mehr und mehr zur Anerkennung kommen und die Führung behalten wird, bis die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, gelöst ist und neue Ziele neue Methoden erfordern.

Seinen Zeitgenossen hat Bastian das Verständnis seiner theoretischen Grundgedanken selbst erschwert durch die Absonderlichkeiten seiner Schreibweise; so beruhte seine Geltung zu seinen Lebzeiten hauptsächlich auf seiner Persönlichkeit, nicht auf seiner Lehre, sondern auf der Art, wie er die selbstgestellte Aufgabe praktisch angriff, und auf dem Beispiel, das er damit gab und das immer mehr wirkt als gelehrte Auseinandersetzungen, auf der Begeisterung, die ihn für seine Ideale erfüllte, und auf der Fähigkeit, diese Begeisterung auch auf andere, selbst auf solche, die der Sache fernstanden, zu übertragen. So schuf er erst die Möglichkeit zu ethnologischer Arbeit in Deutschland und legte die geistigen Fundamente, auf denen wir heute noch weiterbauen, und so wird er weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt als der Begründer und Altmeister der Völkerkunde in unserem Vaterlande.

Digitized by Google

III. Kleine Mitteilungen.

Über Felszeichnungen im Staate Rio de Janeiro.

Von Reinhard Maack.

Gelegentlich eines Streifzuges durch die Waldgebiete im Municip Barra de S. Joao berichteten mir schwarze Farmarbeiter und ein Fazendeiro von einem seltsamen Felsblock, in dem menschliche Fußspuren deutlich eingedrückt seien. Die einfachen und abergläubischen Leute schrieben die Zeichen einem Heiligen oder gar übersinnlichen Wesen zu. Da ich aber in Afrika während meiner langjährigen Reisen besonders mein Augenmerk auf die alten Kulturhinterlassenschaften der Buschmänner — Felsmalereien und Einmeißelungen — gerichtet hatte, vermutete ich, daß es sich hier um ähnliche Erzeugnisse indianischer Art handeln könne.

Ein Fußmarsch von Monte Verde nach der Fazenda Jundial wurde dann tatsächlich durch das Auffinden des sagenhaften Felsblockes belohnt. Die örtliche Untersuchung ergab, daß der Felsblock als Überbleibsel einer alten Wohn- oder Opferstätte anzusehen ist. Der kleine Felsblock stammt von einem wenige hundert Meter östlich liegenden Gneiß-Massiv, dem Morro de Chapeau, der hier einen unbewachsenen Steilabfall zeigt. (Abb. 1.)

Die ganze Landschaft war früher von Urwald bedeckt, ist nun aber seit langer Zeit besiedelt, und der Wald hat Kulturflächen Platz machen müssen, die allerdings sehr verwahrlost sind. Der Gneißblock liegt nördlich des Weges, der von Jundial nach der Serra do Papão führt, etwa 300 m vom Fazendagebäude nach Südwesten. Er ist zum großen Teil von Acker- und Verwitterungsboden bedeckt. An seiner Oberfläche zeigt er kräftig und tief eingemeißelte Bas-Reliefs, ähnlich den Buschmannskulpturen, jedoch war die Schlagtechnik eine andere. Es sind vor allem überraschend naturgetreue menschliche Füße eingemeißelt. Der größte Teil der Zeichnungen ist jedoch vollkommen verwittert und unkenntlich.

Deutlich erkennbar sind noch:

1. 3 menschliche Fußspuren, $^1/_2$—1 cm tief eingemeißelt. (Abb. 2 und 3).
2. 1 Fußspur mit deutlich ausgeprägten Zehen und tiefer Ferse, deren Mittelteil durch Schärfen von Werkzeugen stark abgeschliffen ist.
3. Eine Figur von 91 cm Länge und 44 cm größter Breite, deren Deutung unsicher ist, wahrscheinlich aber einen Vogel darstellt. (Abb. 4).

In der Umgebung des Steines wurden Steinwerkzeuge vom neolithischen Typ — also polierte — sowie Scherben von Tontöpfen gefunden.

Etwa eine Marschstunde weiter südlich, in einer Schlucht zwischen der Serra do Papão und der Serra do Irriri-gan, befinden sich weitere Zeichnungen in Form einfacher, tiefer Spalten an einer glatten Felswand. Natur und Ursache dieser seltsamen Zeichen, Kreuze und Linien sind mir noch unklar, da man heute nicht mehr direkt an die Zeichnungen heran kann. (Abb. 5.) Um zu dem Platz selbst zu gelangen, mußte erst mühselig eine Picade durch dichten Urwald geschlagen werden.

Trotz der verschiedenartigen Technik überrascht die Übereinstimmung in der Art der Anlage der Felszeichnungen mit den Buschmannskulpturen und die Ähnlichkeit der landschaftlichen Umgebung mit der Landschaft der Felsbildnerei in Südafrika.

Außer den Bewohnern der Fazenda und einigen schwarzen Arbeitern kannte niemand die Felszeichnungen. Die Steinwerkzeuge habe ich leider trotz vieler Bitten meinerseits und regelmäßiger Versprechungen seitens des Fazendeiros Ellisbão Dantas, nicht ausgehändigt bekommen.

Digitized by Google

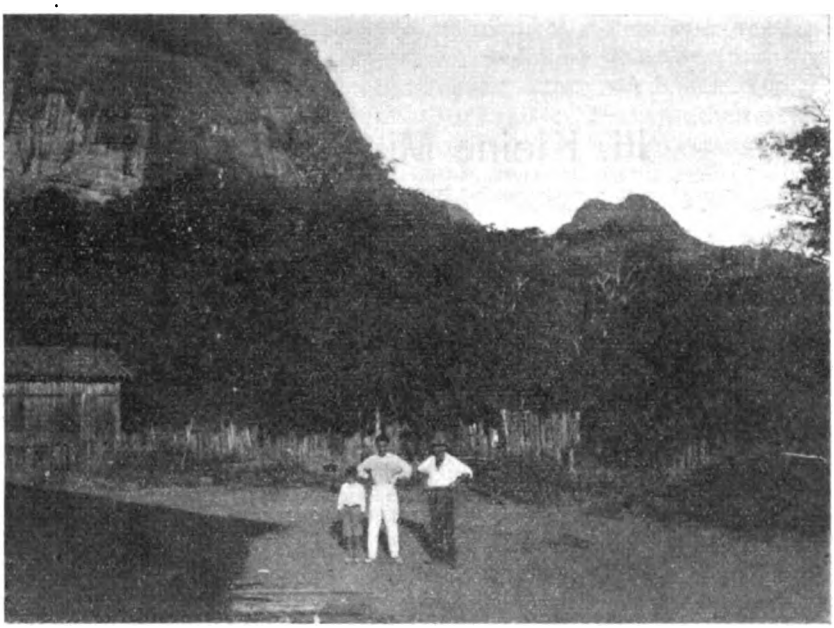


Abb. 1. Landschaft auf der Fazenda Jundial.

Abb. 2. Fußspur auf der Nordostseite. Länge 22 cm.

Digitized by Google

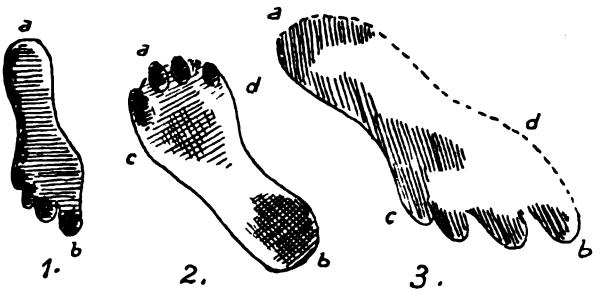


Abb. 3. Drei Fußspuren.
1 : 22 cm lg.; 2 : 24,5 cm lg, 12 cm br.

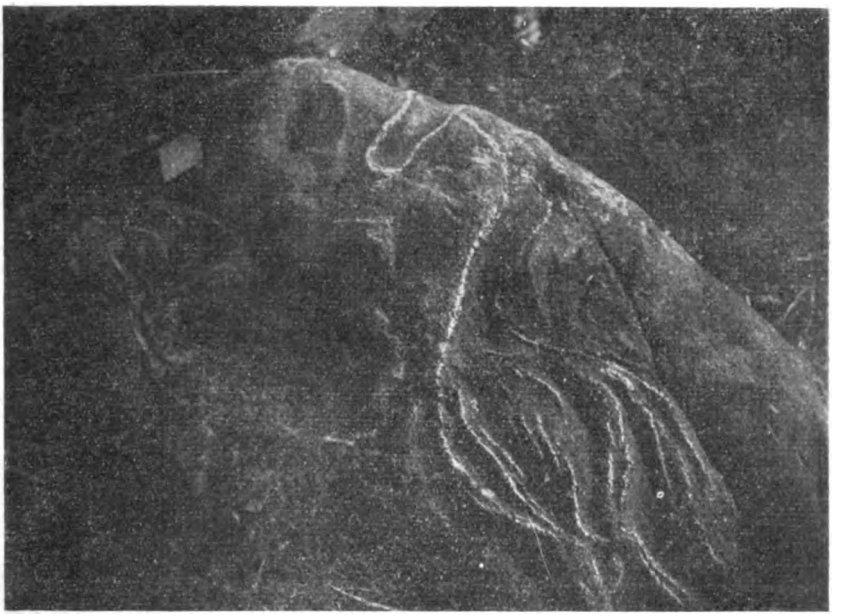


Abb. 4. Einmeißelungen an der Süd- und Westseite des Gneißblocks.
Länge 91 cm, Breite 44 cm.

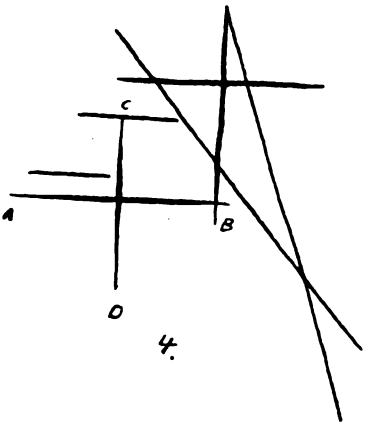


Abb. 5. Lineare Felszeichnungen.

Digitized by Google

Von Herrn Prof. **Boas** geht uns folgende Mitteilung zu:

Ich mische mich höchst ungern in die unerquickliche Diskussion zwischen den Herren Preuß und Lehmann. Da aber Herr Preuß sich der großen Mühe unterzogen hat, Material gegen Herrn Lehmann aus allen erdenklichen Quellen zusammenzutragen, glaube ich auch das meine zu diesem Quellenmateriale beitragen zu müssen. Als ich im Jahre 1910 mit Herrn Seler in Mexico weilte, besuchten wir öfters gemeinsam den Laden des Antiquitätenhändlers Niven, der seit längerer Zeit Fundstücke aus den Adobegruben bei Atzcapotzalco sammelte und verkaufte. Jedermann, der diese Fundstücke sah, mußte sofort das Vorhandensein verschiedener Kulturperioden erkennen. Das Material wurde an einer Stelle in einer mehrere Meter dicken Kulturschicht gewonnen. Es mußte sich daher Herrn Lehmann wie jedem anderen die Überzeugung aufdrängen, daß hier eine Reihe von Kulturperioden vorlag. Das Vorkommen der gleichen Typen bei Teotihuacan zeigte dann die weitere Ausbreitung dieser Kulturen. All dieses war uns im Jahre 1910 geläufig. Als ich im Jahre 1911 die Leitung der Internationalen Archäologischen Schule übernahm, waren diese Betrachtungen, die auf den Besuch im Herbst 1910 zurückgingen, für mich die Veranlassung, bei San Miguel das Recht zu einer Ausgrabung zu erwerben. Wäre Herr Preuß oder Herr Lehmann damals an meiner Stelle gewesen, hätten sie wohl dasselbe getan. Die Überwachung der Ausgrabungen vertraute ich Herrn Gamio an, der damals ein Mitglied der Schule war, während ich gleichzeitig die Sierra de Guadelupe durchstreifte und Ausgrabungen in Culhuacan unternahm. Die ganze Untersuchung wurde unter meiner Leitung gemacht und gründete sich auf die Annahme, die uns allen plausibel vorkam, daß sich an geeigneter Stelle eine Schichtenfolge entdecken lassen würde. Wie viel davon nun dem Sammeleifer des Herrn Niven, wie viel den Schlüssen, die sich uns allen aufdrängten, wie viel der praktischen Ausführung Herrn Gamios zu danken ist, dürfte für die Wissenschaft gleichgültig sein. Wenn Herr Gamio oder ich selbst in Prioritätsansprüchen geschädigt wären, würden wir uns wohl selbst verteidigen können, ohne Herrn Preuß dafür in Anspruch zu nehmen.

Franz Boas.

Erklärung.

Was die unter Bezugnahme auf seine Kritik (im Jahrbuch für Kunstwissenschaft 1924) gegen mich ausgesprochenen und neuerdings in der Zeitschrift für Ethnologie wiederholten Anschuldigungen des Herrn Preuß betrifft, so bemerke ich, daß ich alsbald nach Erscheinen jener Kritik an die Generalverwaltung der Museen das Ersuchen um amtliche Prüfung der Angelegenheit gerichtet habe. Diese Prüfung ergab, daß Herr Preuß in seiner Rezension zu meinem Schaden mehrere unrichtige Behauptungen aufgestellt hat. Nach dieser Feststellung betrachte ich die persönliche Seite der Angelegenheit als abgeschlossen.

Was die wissenschaftliche Seite anlangt, so beabsichtige ich noch die archäologischen Ergebnisse meiner Reisen und Studien ausführlicher zu veröffentlichen.

Diese Erklärung gebe ich mit Kenntnis meiner vorgesetzten Behörde ab.

Walter Lehmann.

(Nachdem nunmehr alle Beteiligten zu Wort gekommen sind, erklären wir die Erörterung der Angelegenheit in unserer Zeitschrift für abgeschlossen. D. Red.)

Digitized by Google

IV. Literarische Besprechungen.

Leroy, Olivier, Docteur és-sciences politiques et économiques, agrégé de l'université de Paris. Essai d'instruction critique a l'étude de l'économie primitive. Des théories de K. Buecher et l'ethnologie moderne. 14 illustrations hors texte. Librairie orientaliste Paul Geuthner 1925, XIII u. 137 S.

Leider ist bisher eine systematische Kritik der Werke Karl Büchers (Entstehung der Volkswirtschaft, Arbeit und Rhythmus) von deutscher Seite unterblieben, obgleich es nicht an Einwänden, insbesondere von ethnologischer Seite, gefehlt hat. Auch Referent hat z. B. in seiner „Entstehung der Wirtschaft aus ihren Anfängen heraus" in der Gedenkschrift für Max Weber I (1921), sowie in verschiedenen Artikeln des Reallexikons der Vorgeschichte, herausgegeben von Max Ebert, z. B. in „Handel", „Handwerk" (1925), „Wirtschaft" (1926), auf die Unhaltbarkeit vieler von Büchers Ansichten hingewiesen. Leroys Stellungnahme zu Bücher läßt sich dahin zusammenfassen, daß er Bücher vorwirft, nicht auf induktivem Wege vorgegangen zu sein, sondern beherrscht von der Theorie Adam Smiths Bestätigungen in der Wirtschaftsgeschichte und weiterhin in der Völkerkunde suchte und dementsprechend die Belege auswählte. Es ist die Gefahr der vorgefaßten Meinung, der nicht allein Wirtschaftswissenschaftler ausgesetzt sind und die auch nicht den Deutschen allein vorgeworfen werden kann.

Das Buch Leroys beginnt mit einer Untersuchung der Methoden und Prinzipien Büchers, geht aber hier, wie im Verlauf der ganzen Ausführungen, vom Einzelfall „Bücher" stets auf die einschlägigen Allgemeinfragen über.

Den Ausgangspunkt der eigentlichen Untersuchung bildet zunächst eine Kritik des primitiven Egoismus als ersten Anreiz für alle wirtschaftliche Tätigkeit. Verfasser betont mit Recht, daß die rein individuelle Nahrungssuche keineswegs in dem Sinne besteht, wie Bücher meint, sondern weist nach, daß auch das Leben der „niedrigen Jäger" Büchers durchaus gesellschaftlich-familial gebunden ist.

Daher untersucht er im folgenden Abschnitt den sozialen Aufbau insbesondere der Familie der niedrigen Jäger. Er lehnt darin sowohl den naiven Spencerschen Individualismus Büchers ab, der jede Organisation der primitiven Familie in Abrede stellen möchte, als auch die sozialen Theorien der Durkheim schen Schule und betont mit vollem Recht den Unterschied zwischen Familie und Klan.

Hierauf beschäftigt sich Verfasser mit der Frage des Eigentums. Auch auf diesem Gebiet gilt es, viel Schutt aufzuräumen. Nicht bei Bücher allein. Leroy setzt sich mit Maine und Engels, mit Durkheim und Gumplovicz auseinander.

Die Frage der „Voraussicht" der Naturvölker, die Bücher ohne weiteres völlig leugnet, wird hierauf in Untersuchung gezogen. Es ist natürlich leicht, angesichts der Waffen, Werkzeuge, der Kenntnisse des Lebens der Tiere, der Jahreszeiten usw. die Hinfälligkeit dieser Theorien zu zeigen.

Einen wichtigen Punkt macht das Sonderleben der Geschlechter und die Arbeitsteilung aus. Verfasser wendet sich hier gegen die geschraubte Erklärung Levy-Bruhls, daß den Frauen deshalb die Bodenbebauung zugefallen sei, weil sie das Prinzip der Fruchtbarkeit in der sozialen Gruppe repräsentieren. Hier nimmt Leroy die Aufstellungen Büchers an und tadelt nur, daß seine Nachfolger und Abschreiber vorwiegend seine bestreitbarsten Ansichten sich auserwählt haben.

So gelangt Verfasser zu den Fragen der Entstehung der Arbeit, des Tausches und der Züchtung der Haustiere. Seiner Meinung nach ist die Arbeit des Naturmenschen als „wirkliche" Arbeit zu betrachten. Die Bedeutung des Rhythmus wurde, wie auch schon von verschiedenen deutschen Kritikern betont wurde, von Bücher in einseitiger Weise überschätzt. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß der Arbeits-Rhythmus von Jägervölkern (vgl. Howitt S. 419) unregelmäßig und wechselnd ist, und die Empfänglichkeit für Rhythmen steht in keiner Beziehung zur Kunstfertigkeit eines Stammes.

Digitized by Google

Bezüglich des Handels ist zu bemerken, daß man die Bereitwilligkeit zum Tausch bei vielen niedrigen Stämmen vorfindet, während oft höhere dem Tausch gewisse Beschränkungen auferlegen. Auch bei „Raubhandel" oder „stummem Tausch" kann man nicht ohne weiteres auf „Ursprünglichkeit" zurückschließen.

Leroy hebt den Unterschied hervor, der zwischen dem Halten von kleinen Tieren, etwa Papageien, und dem der großen Haustiere gemacht werden muß. Er lehnt Graebner und Pankritius gegenüber, zweifellos mit Recht, den Gedanken ab, daß die Zähmung der Haustiere aus dem Totemismus abgeleitet werden kann (auf Ed. Hahns Ansichten geht Bücher kaum ein). — Nur positive Ermittlungen, nicht „philosophieren", kann auch hier die Fragen der Lösung näher bringen.

In einem Schlußkapitel werden die angeschnittenen Probleme nochmals aufgerollt.

Zweifellos hat Verfasser recht, daß die Wirtschaftsgeschichte ebenso wie ja auch die politische Geschichte von Tatsachen auszugehen hat, die in zusammenfassender Weise beschrieben und geschildert werden müssen. Erst auf diesem Boden kann die Theorie fußen. Damit taucht aber ein anderes Problem auf, das den Wirtschaftsforscher, gerade so wie etwa den Rechtsvergleicher oder den Religionswissenschafter beschäftigen sollte, nämlich, wie weit er einzelne Institutionen oder eine Seite des Gesamtgeschehens aus dem Zusammenhang der historischen Gestaltung reißen und diese losgelösten Bestandteile miteinander in Beziehung bringen darf, — ein Problem, das Bücher überhaupt nie aufgegangen ist. Dazu kommt noch eine Frage, über die sich Bücher auch nicht Rechenschaft gegeben hat, nämlich wie weit eine Projektion der Verhältnisse heutiger Naturvölker auf die entwicklungsgeschichtliche Vergangenheit zulässig ist.

Die Wirtschaftshistoriker vom Fach glaubten, bisher in Anlehnung an den ganz veralteten Spencer oder Letourneau, die primitive Wirtschaftsgeschichte mit ein paar Worten abtun zu können, ohne zu ahnen, welche Fülle von Unrichtigkeiten oder Unmöglichkeiten oft in einem einzigen ihrer Sätze enthalten war, und ohne die Probleme zu ahnen, die für sie dort im Dunkeln schlummerten. Dazu ist vor allem leider auch Schmollers Einleitung in den „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre" zu rechnen. Meinte doch Schmoller, daß Spencer überhaupt das letzte Wort in diesen Dingen gesprochen habe. Heute gilt Spencer unter den Ethnologen mit Recht längst als völlig überholt. Den Wirtschaftshistorikern ist es indessen heute zumeist noch nicht gelungen, von dieser Tatsache Kenntnis zu nehmen. Man glaubt immer noch, um die Ermittlung der Wirklichkeit mit Wendungen herumkommen zu können, die unter dem Mantel der „Philosophie" Wissen vortäuschen.

Zu den Werken, die eine solche Kenntnis auf Kosten eines mehr oder minder unfruchtbaren Theoretisierens entbehren zu dürfen glauben, ist leider auch das Werk eines deutschen Ethnographen vom Fach zu rechnen, nämlich von Max Schmidt (Grundriß der ethnologischen Wirtschaft), dessen Mängel gerade in dieser Beziehung schon darum festgenagelt werden müssen, damit man es im Auslande nicht etwa als die „Blüte deutscher Wissenschaftlichkeit" ansieht. Der Hochstand der Wissenschaft kann nur durch strenge Kritik innerhalb unserer Mauern aufrechterhalten werden. Wir leiden an einem Mangel an Tatsachengeist in diesem Teile der Wirtschaftswissenschaften und vielfach auch in der Soziologie.

Unter diesem Gesichtspunkt wirkt das Werk von Leroy in erfrischender Weise reinigend. Allerdings sollen gewisse Einwände nicht verschwiegen werden. Verfasser ist stark von Lowie und Goldenweiser beeinflußt; es wäre daher nötig, auf diese Werke kritisch einzugehen (vom Referenten dieser Zeilen in bezug auf Goldenweiser in der Dtsch. Lit. Ztg. 1924 geschehen; bezüglich Lowie gelegentlich in Artikeln des Reallexikons für Vorgeschichte). Es muß erwähnt werden, daß die Anregung zu den Auffassungen der beiden Amerikaner Graebners „Methode der Ethnologie" bildete, wenn auch zuzugeben ist, daß Lowie und Goldenweiser, wie auch manche andere, die Vorgänge bei der Übertragung einer eingehenderen Analyse unterzogen (s. a. meinen Artikel „Kulturkreis" im Reallexikon der Vorgeschichte.

Wie liegen die Dinge? Man kann jedenfalls feststellen, daß die heutige Ethnologie den alten Gedanken eines einlinigen geraden Entwicklungsgangs, der allenthalben mehr oder minder gleich verlaufen wäre, ablehnt, und darin mit dem Wirtschaftshistoriker G. v. Below, der Karl Bücher wiederholt kritisierte, einig ist. Die moderne Auffassung kann vielleicht dahin zusammengefaßt werden (siehe meine Aufsätze „Fortschritt" und „primitive Kultur" im Reallexikon der Vorgeschichte), daß erstens die Kultur durch Brennpunkte gekennzeichnet ist, von denen peripherische Ausstrahlungen stattgefunden haben, und daß zweitens diese Ausstrahlungen und Beeinflussungen nicht mechanisch und spröde

Digitized by Google

vorgestellt werden dürfen, wie Übertragung eines Pfeiles oder einer Trommel von einem Museumschrank zum anderen, sondern als sozialpsychologische Akte, bei denen sich mannigfache Kräfte a) der Auswahl besonderer Gegenstände oder Züge geltend machen (z. B. Heiratsordnung), b) eine Assimilation des aufgenommenen an das bestehende Gedankensystem (z. B. Totemismus) und c) endlich an die Gesamtheit der Lebensbedingungen (z. B. Pfahlbau) vollzieht.

Unter diesem Gesichtspunkt wird man gegen Leroy sagen müssen, daß ihm auch wie Lowie und Goldenweiser der Vorwurf nicht ganz erspart werden kann, den Karl Bücher erhebt, wenn er von der „großen Rumpelkammer" und den „geschwätzigen Registern der ethnographischen Werke" spricht. Bei Leroy vermißt man die großen Schneisen im Urwald des völkerkundlichen Wissens. Man gewinnt den Eindruck, daß der Skeptizismus auch zu weit getrieben werden kann. Die Dinge liegen sicherlich unendlich komplizierter, als Spencer und Tylor dachten: man muß mit individuellen historischen Gestaltungen rechnen. Aber über diese einmaligen geschichtlich gewordenen Individualitäten hinweg finden sich doch Wege und Verbindungslinien. Diese gilt es herauszuarbeiten und ebenso die Faktoren, welche die Gestaltung der historisch-kulturgesellschaftlichen Gestaltungen in ihrem psychischen Habitus bedingen. R. Thurnwald.

Laum, Bernhard, Heiliges Geld, eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1924. XII u. 164 S. 8°.

Für einen Ethnologen versteht es sich von selbst, daß der allgemeine Titel „heiliges Geld" auch die Völkerkunde heranziehen muß. Ein solcher Anspruch wird aber von vornherein mit dem Bemerken abgelehnt, daß die Ethnologie keine historische Wissenschaft sei, da diese die Vorstufen und Grundlagen der Gegenwartskultur zu erforschen habe, mit der die primitiven Kulturen nichts zu tun hätten. So falsch diese Auffassung ist, da Gegenwartskultur eben die Kultur aller gegenwärtigen Völker der Erde bedeutet, so ist der Verfasser doch darin im Rechte, daß er den Ursprung der Münze, die um 650 v. Chr. im östlichen Mittelmeergebiet auftritt, in ihren Vorstufen nicht durch Analogien aus dem Bereich der Naturvölker oder höherstehender Völker mit selbständiger Entwicklung eines entsprechenden Kulturgutes feststellen kann. Wenn das Material aus der engeren Geschichte seines Gebietes nicht zu einer Einsicht in diese Frage ausreichen würde, so würden ihm Analogien nichts helfen. In jedem besonderen Falle dienen solche immer nur dazu, den Gedanken eine weitere Grundlage für eine richtige Orientierung zu geben, mag es sich um irgendeinen Indianerstamm oder um Griechen und Römer handeln.

Wenn nun auch der Titel demgemäß falsche Vorstellungen erweckt, so sind doch Parallelen bei indogermanischen Völkern, bei Ägyptern, Israeliten und anderen zur „Weltgeschichte" in dem üblichen beschränkten Sinne gehörenden Völkern nicht verschmäht, obwohl nicht eine historische Verknüpfung als vorliegend angenommen wird, sondern das Angeführte eben auch nur als Analogie verwertet wird. Aber nicht nur aus diesem Grunde wird das Buch auch für den Ethnologen wichtig, sondern mehr noch, weil der Verfasser zu sorgsam begründeten Ergebnissen über die Entstehung der Münze aus der frühesten Zeit der griechischen Kulturwelt gelangt ist, die auch in der Völkerkunde neue Auffassungen anbahnen können. Freilich, ganz einfach ist der Gang der Untersuchung nicht, und gerade das Entscheidende ist mehr oder weniger Hypothese.

Der Begriff heiliges Geld wäre in der Völkerkunde leicht zu umgrenzen. Er tritt dann auf, wenn der Wert eines Gegenstandes nicht durch seine praktische Bedeutung bestimmt wird, sondern durch seine irrationale Kraft als Zauber oder als Opfergabe und Opfergerät, die ihn allgemein so begehrenswert macht, daß er auch als Wertmesser in der Berechnung beim Tausch von Gütern oder als direktes Zahlungsmittel dient. Man sieht ohne weiteres, daß die Erfüllung dieser Bedingungen nicht leicht zu erweisen ist, da alle in Betracht kommenden Dinge, in Amerika z. B. Wampumperlen, roter Pfeifenstein, Tabak, Gold und daraus verfertigte Idole oder Schmuck, Jadeit oder Figürchen daraus, Prunkäxte usw., nicht über Vermutungen hinaus als irrational und zugleich als hinreichend allgemeingültig festzustellen sind, geschweige denn, daß andere Wertmesser rationalen Ursprungs daneben nicht vorhanden sein sollen. Das ist es aber gerade, was Laum beweisen will: die Münze im östlichen Mittelmeerbecken soll durchaus nur aus heiligem prämonetären Gelde entstanden sein.

Er geht dazu von dem Rind als Opfertier aus, nach dem schon in der Ilias andere Dinge zahlenmäßig bewertet werden, ohne daß nach dem Verfasser ein wirklicher Tauschverkehr auf der Grundlage des Rindes als Wertmesser nachzu-

Digitized by Google

weisen wäre. Wir erfahren weiter ausführlich, wie es bei den Opfern zuging, wie die Götter nur bestimmte Teile erhielten, während das meiste beim Opfermahle verspeist wurde, wie schließlich bei den Staatsopfern ein jeder Bürger als solcher seinen Anteil hatte u. dgl. m. Verfasser sucht es nun anschaulich zu machen, daß der Spieß, ὀβελός, der beim Braten des Fleisches gebraucht wurde, einerseits die einem jeden Teilnehmer am Mahle zustehende Opferportion, andererseits noch eher ein Ersatz des Fleischopfers an die Gottheit, ein Weihgeschenk gewesen sei, wie auch künstlerisch geformte Becken und Dreifüße als Weihgeschenke ursprünglich eine Opferschüssel voll Fleisch dargestellt hätten. Solche kleinen eisernen Spieße, an denen das Fleisch ursprünglich für jeden Teilnehmer an der Opfermahlzeit gebraten worden sein kann, haben sich zahlreich in Tempeln und in Tempelinventaren gefunden. Identisch damit sei die spätere Münze ὀβολός. Ebenso sei es wahrscheinlich mit der Entstehung des Begriffs δραχμή = Handvoll Spieße gewesen.

Daß die Münze überhaupt symbolischer Ersatz eines Originalopfers ist, erweist der Verfasser ganz allgemein aus den großen Mengen von rohen Tierbildern, von denen die deutschen Ausgrabungen in Olympia insgesamt etwa 15 000 Stück zutage gefördert haben, und dann aus der Darstellung von Opfertieren, die als solche durch die Opferbinde kenntlich sind, auf Münzen, denen sich später Symbole der Gottheit und weiter diese selbst in menschlicher Gestalt anreihen. Immerhin ist der Sprung von einer Tiernachbildung als Ablösung des wirklichen Opfertieres zu einer Darstellung auf einer Münze so groß, daß ein bündiger Beweis für den unmittelbaren Zusammenhang beider aus derselben Idee nicht ohne weiteres erblickt werden kann. Auch der Fund solcher Münzen gerade in Brunnen und Quellen könnte sekundär sein. Es bleibt immer noch die Möglichkeit, daß es ohne den Antrieb des profanen Handels gar nicht zu einer Münzformung gekommen wäre.

Sicherlich ist aber, wenn nicht die Münze als heiliges, Opferersatz bedeutendes Geld, so doch ihre enge Verbindung mit dem Opferwesen erwiesen. Der klare Gedankengang des Verfassers, dem wir außer diesen kurzen Hinweisen eine Fülle einschlägigen, hier nicht näher zu kennzeichnenden Materials nebst vielen treffenden religionswissenschaftlichen Erläuterungen verdanken, hat jedenfalls die vorliegende Frage erheblich gefördert und dürfte eine lebhafte Erörterung und Nachfolge — hoffentlich auch bei den Ethnologen auf ihren Gebieten — finden.

K. Th. Preuß.

Normann, Friedrich, Mythen der Sterne, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Gotha, Stuttgart: Friedr. Andreas Perthes 1925. VIII, 521 S. 17 Abbild. i. Text, 12 Tafeln und eine Weltkarte. 8°.

Der Verfasser hat das Wagnis unternommen, Mythen der Sterne von der gesamten Welt an unserem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen. Er versucht die Beziehungen der Menschheit zu den Sternen darzustellen. Das Werk soll eine ernste Mahnung sein an den heutigen Europäer, ob ihm das Recht zusteht, seine Kultur auf andere Erdteile zu übertragen.

Mit der Herausgabe dieses Werkes ist zunächst einmal ein Anfang gemacht worden auf einem Gebiet zu sammeln, das mehr denn stiefmütterlich als Gesamterscheinung behandelt wurde, ein wertvolles Anmerkungsmaterial erhöht wesentlich den Inhalt des Werkes.

Ich darf den Verfasser beglückwünschen, daß er keine Mühe gescheut hat, uns die weitverzweigte Literatur hier übersichtlich zusammenzustellen, und es damit zugleich verstanden hat, seinen Studien ein Fundament zu geben, in dem die wesentlichsten Sternmythen zu wertvollen Bausteinen vereint wurden. Möge es ihm gelingen, diese Grundlage später zu erweitern.

Ein Blick auf die dem Buche beigegebene Weltkarte zeigt dem Leser, aus welchen Gegenden Ströme ihm zufließen und wo Rinnsale nur erscheinen. Afrika und Inselindien dürften deshalb eine Erweiterung notwendig machen.

Aus diesem Werke kann ein großer Kreis von Lesern mit Genuß schöpfen, da es vielseitigen wissenschaftlichen Ansprüchen entgegenkommen wird. Wer für Astronomie, Astrologie, Länder- und Völkerkunde, Religions- und Literaturwissenschaft Interesse hat, dem gewährt Normanns Werk anregende Stunden.

Alfred Maaß.

Digitized by Google

K. v. d. Steinen, Die Marquesaner und ihre Kunst. Primitive Südseeornamentik. Bd. I: Tatauierung. Mit 215 Abbild. VI, 199 S. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1925.

Als Karl v. d. Steinen 1898 von den Marquesas heimkehrte, wurde er freudig begrüßt, weil man wußte, daß er die letzten Reste der polynesischen Kultur heimbrachte, und man erwartete ihre genaue und begeisterte Schilderung aus seiner bekannten Feder. Seitdem verging ein Jahr nach dem anderen, und man gewöhnte sich allmählich daran, auf die neue Gabe zu verzichten. Inzwischen erfuhr man, daß der Meister die ganze polynesische Literatur durcharbeitete, um sein Material auch wissenschaftlich einwandfrei durchzuarbeiten, und jetzt endlich nach fast drei Jahrzehnten, halten wir das Werk freudig in der Hand. Immer noch gibt es sich äußerlich als Teilarbeit. Aber wir haben doch jetzt die Aussicht, daß K. v. d. Steinen die Gedankenfülle, die der Stoff in ihm erregt hat, nicht verlorengehen lassen wird. Tatsächlich ist von dem gewaltigen Plan nichts ungetan gelassen. Der vorliegende Band beginnt zunächst mit der kritischen Entdeckungsgeschichte, um das am meisten typische Gebilde der polynesischen Ethnographie in tiefgründiger Weise zu besprechen. Auch hier wird dann der Rahmen weit gespannt, der allgemeine polynesische Gesichtspunkt von den Himmelsmythen her, die im wesentlichen als lunar gekennzeichnet werden und weltweite Incest-Mythen umfassen, gezeichnet. Auch die Behandlung der Einzelmuster, der Versuch einer historischen Entwicklung, beruht auf dem Vergleich des gesamtpolynesischen Materials, eine Behandlung, der man die wissenschaftliche Großzügigkeit nicht absprechen kann. Nur einen Einwand möchte ich zum Schluß erwähnen: er betrifft die Nomenklatur. Daß man im Deutschen die Anlehnung an die englische Wortbildung „Tätowieren" ablehnt, ist ganz einwandfrei. Nur glaube ich, daß das au in tatauieren dem deutschen Sprachgeist widerspricht. Dagegen kann die Übersetzung, die ein deutscher Weltreisender, Chamisso, dem Worte gibt, tatuieren, keinem Widerspruch begegnen; „tatauiren" ist trotz allem englisch, tatuieren dagegen deutsch. F. Graebner.

Krickeberg, W., Die Totonaken. Ein Beitrag zur historischen Ethnographie Mittelamerikas. Baessler-Archiv Bd. VII. Berlin 1918—22, S. 1—55, und Bd. IX 1925, S. 1—75, mit je 25 Textfiguren und einer Karte (in Bd. VII).

Das Ziel, das sich der Verfasser gesteckt hat, geht über die Beschreibung einer der Kulturnationen des alten Mexiko weit hinaus. Die Beschränkung auf die Totonaken ist nach umfassendem Studium aller Stämme der Golfküste erfolgt, deren hohe Bedeutung für das Verständnis der mexikanischen und mittelamerikanischen Kultur jedem Kenner klar ist. Bildet doch die Küste des Golfs von Mexiko das nur spärlich durch historische Nachrichten erhellte Verbindungsgebiet zwischen der mexikanischen und Mayakultur, den Tummelplatz „toltekischer" und anderer Völkerbewegungen sagenhafter Stämme vom mexikanischen Hochland nach Osten und Süden und dadurch den Behälter für Erscheinungen, die in der Kultur der Naua und des Hochlandes überhaupt geheimnisvoll sind und andererseits Entsprechungen im Mayagebiet haben. Diesen Schleier durch vorsichtiges Eindringen in den historischen Zusammenhang der mittelamerikanischen Kulturen ein wenig zu heben, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, indem er, von der systematischen Darstellung der Ethnographie der Totonaken nach geschichtlichen, archäologischen, sprachlichen und lebendigen Quellen der Gegenwart ausgehend, die sich bei ihnen ergebenden Probleme ohne Abschweifungen folgerichtig nach allen Seiten aufnimmt. Es läßt sich daher von dieser Arbeit erfreulicherweise sagen, daß sie sich ebensosehr von der heutigen Übung entfernt, durch gelehrte Zusammenstellung mehr oder weniger bekanntes Material zu häufen oder ein bloßes Bilderbuch zu geben, wie von der Methode, irgendeine Theorie zu verfechten, deren Stehen und Fallen den Wert oder Unwert der Arbeit besiegelt.

Gerade in der mexikanischen und Mayaforschung tut es so sehr not, sich ein Wissen in allen Einzelheiten zu verschaffen, damit eine zu allgemeineren Gesichtspunkten ansteigende Arbeit ihre Bedeutung auch dann behält, wenn man Folgerungen nicht zustimmen kann. Die hier so überaus wichtige Stilvergleichung ist z. B. alles andere eher als ein bloßes Gefühl für verwandte Formen. Sie hat im Gegenteil eine so exakte Grundlage wie etwa die Sprachwissenschaft, indem der Forscher imstande sein muß, winzige Eigenheiten beschreibend zu verwerten, so daß ein zwingender Beweis entsteht. Das hat schon Eduard Seler eingeführt und gegenwärtig besonders Hermann Beyer ausgebildet, dessen Studium der Teoti-

Digitized by Google

huacan-Kultur in Gamios Teotihuacan-Werk eine neue Betrachtungsweise über die Träger dieser Kultur angebahnt hat. Mit beiden und von den Mayaforschern z. B. mit den Amerikanern Morley und Spinden setzt sich der Verfasser vielfach in Beziehung, obwohl sie ganz verschiedene Endmeinungen aussprechen, ganz abgesehen davon, daß auch alle übrigen Mitarbeiter auf Sondergebieten gewissenhaft herangezogen werden. Dagegen rückt Verfasser von den in Einzelstudien vielfach fehlgehenden Theorien Walter Lehmanns fortdauernd ab, indem er z. B. seine geschichtlich bewerteten Zahlenspielereien, die Referent auch entsprechend analysiert hat,[1]) verwirft (IX S. 33 f. 56) und stilistisch unmögliche Gruppierungen von Bauwerken, Reliefs, Bilderschriften und andern Altertümern aufweist (IX S. 54 Anm. 123).

Es ist hier nicht der Ort, die ausführliche ethnographische Schilderung der Totonaken, die nebst der vorhergehenden Entdeckungsgeschichte naturgemäß den größten Teil des Werkes einnimmt, zu betrachten. Trotz aller Sorgfalt lassen sich nicht viele totonakische Besonderheiten aufweisen, da sie vieles mit den Huaxteken gemein haben und Hochlandseinflüsse zahlreich sind. Auch die archäologischen Verhältnisse und damit die frühere Ausbreitung des Volkes sind nicht einwandfrei festzustellen, obwohl z. B. eine bestimmte Pyramidenform, die besondere Volutenornamentik und daraufhin die sogenannten Steinjoche und Palmas ihnen zuzuschreiben sind. Aus der Darstellung der Religion sei nur die Götterdreiheit: der Sonnengott, seine Gemahlin, die große Himmelsgöttin, der Mais, und beider Sohn, der Erlöser, erwähnt, die Krickeberg mit Recht den Cora-Gottheiten Sonnengott, Mond-, Erd- und Maisgöttin und Morgenstern gleichsetzt, letzteren auch unter Vorbehalt mit Quetzalcouatl identifiziert, dem manche Züge den Ursprung aus den Küstengegenden zuweisen. Ein weiterer sehr interessanter Hinweis ist die zweifellose Verbindung des Fliegerspiels (juego del volador) im Totonakengebiet mit dem Xipeopfer. Dazu zieht er zwei Darstellungen der den Vindobonensis-Handschriften nahestehenden Codices Porfirio Diaz und Fernandez Leal heran, in denen das Fliegerspiel mit dem Erschießen der Xipeopfer in organischer Verbindung vorkommt. Endlich weist der Verfasser die neun mythischen Herrscher der Totonaken, von denen jeder 80 Jahre regiert haben soll, als Kalenderdaten nach, die je 81 Jahre plus 20 Tage Einschaltung (zum Ausgleich des Kalenders) voneinander abstehen.

Wie gesagt, wird der reiche Inhalt des systematischen Teils erst in Abschnitt III „Versuch einer Geschichte und Kulturgeschichte der Totonaken" vor unsern Augen lebendig. Aus ihm kann man entnehmen, welcher Unterschied zwischen einer an sich natürlich auch sehr nützlichen Zusammenstellung von Tatsachen und ihrer Beherrschung und Verwertung besteht. Ausgehend von der verhältnismäßig gesicherten Zeit der mexikanischen Vorherrschaft während der letzten 100 Jahre vor dem Eindringen der Spanier, behandelt er die älteren Naua-Elemente, d. h. was man als toltekische Kultur bezeichnen darf, um möglichst die jüngere und die ältere Nauaschicht an der Küste zu scheiden. Dazu kommen dann noch die Wanderungen von Teochichimekenscharen in älterer Zeit, die Tlaxcala besiedeln und das Totonakenland durchdringen. Den Tolteken weist er die beiden Gruppen von Bilderschriften, die des Codex Borgia und des Vindobonensis zu, sowie alte Bauwerke wie Xochiculco und Mitla und z. B. die Cholulakeramik und deutet demnach Beziehungen zu diesen aus dem Küstengebiet, z. B. Bilderschrift und Kalenderwesen der Totonaken und die Tempel von Cempoallan, als toltekisch.

Einen Fortschritt bedeutet zweifellos die archäologische Sonderung der toltekischen von der Teotihuacankultur, die auch Hermann Beyer vertritt. Sie wird zu den Totonaken und Olmeken, den späteren Bewohnern der südlichen Golfküste, in Beziehung gebracht, obwohl die Teotihuacankultur nicht nur an der Küste, sondern auch weit im Westen des Hochlandes nachgewiesen ist. Unklar bleibt hier allerdings das zeitliche Verhältnis der beiden auf denselben Gebieten verbreiteten Kulturen, von denen die von Teotihuacan zugleich ohne Kalender[2]) und Bilderschrift und daher wohl als älter zu denken ist.

Besonders ausführlich wird schließlich die alte Mayaschicht der Golfküste in archäologischer und ethnographischer Hinsicht behandelt. Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, sei erwähnt, daß als Ausgangspunkt der Maya die Gegend des Kantons Tuxtla angenommen wird, wo das älteste Mayadatum auf der Grünsteinfigur des Bird-God gefunden ist, daß die toltekischen Einflüsse in Chichen

[1]) K. Th. Preuß, Die Ideen der Indianer über den Ursprung der Kultur mit besonderer Berücksichtigung der Toltekenfrage. XX. Amerikanisten-Kongreß im Haag 1924, S. 165 ff.

[2]) Vgl. jedoch H. Beyer in Sociedad Cientifica Antonio Alzate, Memoria T. 40, Mexico 1922, S. 550 ff.

Digitized by Google

Itza und sonst im Mayagebiet als deutlich erkennbar und jung angesehen und angebliche ältere Nauaeinflüsse, z. B. in den sog. Quetzalcouatl-Fassaden Yucatans und in gewissen Fresken-Motiven Palenques, zurückgewiesen und bei den Maya selbst erklärt werden. Verfasser steht in der Auffassung des Verhältnisses der Maya zu den Naua und des Alters ihrer Kultur den amerikanischen Gelehrten nahe.

Wie gesagt, ist in dieser Arbeit die methodische Sichtung des ausgedehnten Stoffes die Hauptsache, durch die man ungezwungen zu Folgerungen geführt wird. Viele Rahmenfragen des weiteren Gebietes, namentlich bezüglich der Maya, sind freilich nur im Vorübergehen behandelt, um die speziellen Verhältnisse einzufügen. Aber durch die Einführung weiterer Gesichtspunkte ist das Werk auch zur Einleitung in die Probleme der gesamtmexikanischen Kulturen geeignet. Für den Anfänger ist der Mangel an Abbildungen erschwerend, da der Verfasser sich dabei auf mehr unbekanntes Material beschränken mußte, und auch der Mangel eines Index, der bei der Verteilung auf zwei Bände des Baeßler-Archivs schwer durchzuführen gewesen wäre, wirkt hemmend.

Alles in allem hat auch dieses Werk wiederum gelehrt, daß schließlich alle tieferen Fragen der mexikanischen und Mayakultur auf den Ursprung der Erfindung des Kalenders und der Bilderschriften zurückgehen. Nicht als ob uns die summarische Entscheidung für das eine oder andere Volk als Urheber etwas hülfe. Aber das eingehende Studium beider Kulturen nebst denen der Zwischenvölker ist gleichzeitig notwendig, um chronologisch weiter zu kommen, und diese Bedingung wird vorläufig trotz einiger versprechender Anfänge von keinem Forscher recht erfüllt, da die Kraft eines jeden immer nur im wesentlichen für ein Gebiet ausreicht. Daß z. B. die Toltekenüberlieferung mit ihrem Heilbringer Quetzalcouatl verhältnismäßig jung ist und die ganze Vergangenheit mit ihren mannigfaltigen Kulturen als Einheit in sich aufgenommen hat, dürfte zweifellos sein. Andererseits ist die Federschlange als solche wohl eine Erscheinung, die eine alte Unterlage auf dem Gesamtgebiete hat. Weisen wir nun den Tolteken die zwei genannten Gruppen der mexikanischen Bilderschriften zu, die übrigens bei dem jüngsten, aztekischen Zweig immer einfacher und figürlicher werden, so muß man doch in den älteren Teilen immer mehr auf fremde Bestandteile und Berührungen stoßen. Insofern tritt hier schon der gegenwärtige Mangel unserer Kenntnisse ein, da die Vindobonensisgruppe noch kaum erforscht ist.

K. Th. Preuß.

Sitte und Recht in Nordafrika. Gesammelt von Dr. Ernst Ubach und Ernst Rackow und zur Veröffentlichung vorbereitet unter Mitwirkung von Prof. Dr. Georg Kampffmeyer, Berlin-Dahlem, Prof. Dr. Hans Stumme, Leipzig und Dr. Leonhard Adam, Berlin. — Mit 3 Lichtbildern, 33 Textabbildungen und Plänen und 2 Notenbeigaben, sowie 32 arabischen Schrifttafeln. I. Bd. der „Quellen zur ethnologischen Rechtsforschung von Nordafrika, Asien und Australien", eigene Angaben und Schilderungen von Eingeborenen, systematisch aufgenommen in deutschen Kriegsgefangenenlagern. Zwei Bände. 1. Bd. — XL. Bd. (Ergänzungsband) der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 1923, XLII und 441 S., geheftet 24 M.

Während des Krieges wurden in den deutschen und österreichischen Gefangenenlagern mannigfaltige Untersuchungen an den dort aus allen Erdteilen versammelten und gegen die Mittelmächte auf die Beine gebrachten exotischen Völkern angestellt. Das vorliegende Werk, das als „Quellen zur ethnologischen Rechtsforschung" auftritt und mit Unterstützung der „Emergency Society for German and Austrian Science" gedruckt wurde, stellt einen Ausschnitt aus den erwähnten wissenschaftlichen Arbeiten während des Krieges dar.

Der 1. Band, der 1923 erschienen ist, behandelt Sitte und Recht in Nordafrika. Zugrundegelegt sind ihm die Aufnahmen von Dr. E. Ubach und Ernst Rackow. Die Protokolle der Aufnahmen wurden von Landrichter Dr. Ernst Ubach und Dr. Leonhard Adam geführt. Letzterer, der die Herausgabe des Werkes besorgte, verfaßte auch eine Einleitung zu dem Gesamtwerk.

Daß bei der sogenannten ethnologischen Rechtsforschung das Recht als Bestandteil der Kultur und daher nur im Zusammenhang mit dieser, vor allem aber mit der ganzen Gestaltung der Gesellschaftsordnung begriffen und zur Darstellung gebracht werden kann, ist eine Forderung, die heute soziologisch denkenden Menschen selbstverständlich erscheint, den Ethnologen auch begreiflich ist

Digitized by Google

und die sogar schon in juristische Kreise einzudringen begonnen hat, die jedoch der Generation fremd war, die in strenger „Meidung" soziologischer Gedankengänge aufgewachsen war und die glaubte, mit juristischen Formeln alles lösen zu können, dabei aber leider manchmal versagte. Aus diesem Grunde erwies sich auch der Kohlersche Fragebogen, wie zugestanden wird, als wenig brauchbar. Wer praktisch, wie Referent, nicht nur selbst Aufnahmen von Recht und Sitte unter Eingeborenen gemacht hat, sondern auch beobachtete, mit welch naiver Ungeschicklichkeit von in abstrakten Begriffen befangenen Juristen mit dem Kohlerschen Fragebogen Eingeborenen gegenüber verfahren wurde, den wundert es nicht, daß der ethnologisch und soziologisch denkende Ausfrager diesen Fragebogen lieber zunächst einmal beiseite legt. Fragebogen müssen stets auf konkrete Beschreibung drängen. Selbst für den wissenschaftlich geübten Ausfrager kommt es bei seiner Aufnahme nicht darauf an, sogleich die Einordnung in irgendeine Kategorie zu finden; im Gegenteil, sie verleitet ihn höchstens zu einem Vorurteil, dazu nämlich, in die Antwort etwas hineinzulesen, während er doch Tatsachen und Motive des Gewährsmannes zu ergründen hat.

In dieser Beziehung hat bei dem vorliegenden Werk glücklicherweise die kritische Unbefangenheit über das voreilige Schematisieren überall gesiegt. So haben wir aber auch mehr eine ethno-soziologische Schrift erhalten, als eine, die nach dem Sinn eines einseitigen Juristen sein mag. Und das ist gut. Vor allem ist dies Dr. Adams Verdienst, denn er ist in gleicher Weise ethnologisch wie juristisch vorgebildet.

Aus der Art der Aufnahme bei Kriegsgefangenen ergeben sich Vorzüge und Mängel. Die Vorzüge liegen darin, daß die Personen, unter den außergewöhnlichen Lebensumständen, in denen sie sich befinden, gern mit ihren Gedanken in der Erinnerung an die Heimat schwelgen, daß sie sich auch oft dem geschickten Ausfrager in Dingen erschließen, die sie dem sie in ihrer Heimat besuchenden Fremden aus irgendwelchen Gründen vielleicht verbergen. Teils ist ihre Psyche also besonders aufgeschlossen. Zudem sind parallele Vernehmungen aus benachbarten Gegenden leicht möglich. Die Mängel liegen darin, daß die Männer aus dem Zusammenhang mit ihrer Familie, ihrer Sippe und ihrem Stamm, ihrem örtlichen Lebensraum, gerissen sind und darum auch für den Ausfrager selbst der natürliche Hintergrund fehlt, aus dem heraus sich Sitte und Recht abhebt.

Beim Ausfragen verfuhr man sehr richtig derart, daß man fast stets von den persönlichen Verhältnissen des betreffenden Mannes und seiner Familie ausging. Die Protokolle mit den Mohammedanern von Tunis, Algier und Marokko wurden von Dr. Ernst Ubach unter Mitwirkung eines wissenschaftlich gebildeten Deutschen, Ernst Rackow, der Nordafrika bereist hatte und die dortigen Dialekte sprachlich beherrschte, aufgenommen. Die Arbeit mit diesen Völkern war jedoch schwieriger als die mit den Indern, über die der zweite Band berichten soll. Die Niederschrift der Protokolle wurde mit Hilfe des Dolmetschers in der Regel sogleich deutsch niedergeschrieben. Einigen Protokollen sind Zeichnungen beigefügt, die Zelte, Tätowierungen, Trachten, Haus- und Dorfpläne usw. darstellen, und die als Modelle verwendet worden waren, an deren Hand man die betreffenden Gegenstände und Fragen erörtert hatte. Für die Ausdeutung der arabischen Worte, Wendungen und Sprüche, Gesangstexte und Erzählungen wurde Prof. Kampffmeyer als Sachverständiger hinzugezogen. Sprachwissenschaftliche Verwertung der berberischen Bestandteile der in den Protokollen vorkommenden Ausdrücke wurde durch Prof. Stumme in Leipzig vorgenommen. Während der Drucklegung konnte das Werk noch mit einigen ethnographischen Originalaufnahmen bereichert werden.

Aus all dem geht hervor, wie durch eine emsige und nach verschiedenen Richtungen hin die Fühler ausstreckende Tätigkeit aus dem, was die Wechselfälle des Krieges uns beschert haben, wissenschaftlich Nutzen gezogen wurde.

Hinweise auf die einschlägige Literatur fehlen im ersten Bande, werden jedoch für den zweiten in Aussicht gestellt. Es wäre zu wünschen, daß die hier vorgelegten Forschungsergebnisse vor allem einmal mit dem auf vieljährigen Forschungen beruhenden Werken von Westermarck über die Heiratsgebräuche in Marokko usw. verglichen werden würden.

Der erste Band unterscheidet zunächst geographisch nach den drei Gegenden Marokko, Algier und Tunis, geht also nach territorialen Gesichtspunkten vor. Der Behandlung dieser Gegenden ist ein Geleitwort von Prof. Kampffmeyer vorangestellt, das sich auch mit dem Ineinandergreifen der für diese ganze Gegend hauptsächlich in Betracht kommenden ethnischen Gliederung in berberisches und arabisches Volkstum beschäftigt. Es ist erfreulich, daß einem Sprachforscher hier die Bedeutung der soziologischen Kulturuntersuchung klar geworden ist, während letztere auch durch die Sprachforschung befruchtet werden kann.

Digitized by Google

Die erwähnten Territorien werden nach Bezirken untergegliedert und darin das zusammengebrachte Material dargestellt. Dieses geht jedesmal von einer topographischen Beschreibung der Siedlung aus. Bei der Bedeutung, die oft der Siedlungsform als Ausdruck der sozialen Verfassung zukommt, ist dieses Verfahren zu begrüßen. Im übrigen kann natürlich bei einer derartigen Wiedergabe der rohen Ermittlungen eine weitgehende Systematisierung des Materials nur in gewissen Grenzen geboten werden, zumal die Quellen je nach Person und örtlichen Lebensumständen verschieden ausgiebig fließen. Jedem ethnographischen Feldforscher ist diese Schwierigkeit geläufig, dem Juristen gegenüber kann auf sie jedoch nicht deutlich genug hingewiesen werden.

Wir haben hier reiches Quellenmaterial erhalten, und es ist wohl zu hoffen, daß die Anmerkungen zu den Protokollen von Dr. Ubach irgendwie noch allgemein zugänglich gemacht werden können. Allerdings wäre zu wünschen, daß aus dem ganzen vorhandenen Material einschließlich Literatur einmal eine systematische Skizze des Eingeborenenrechts der behandelten Länder hervorgeht. Mit Spannung sieht man der Veröffentlichung des zweiten Bandes entgegen, der die Asiaten, Kaukasier, Tataren und Inder behandeln soll. Werke dieser Art tun uns bitter not, um zu einer sachlichen soziologischen Grundlegung auf ethnologischem Gebiet zu gelangen. R. Thurnwald.

Jaeger, Dr. Fritz, a. o. Professor a. d. Universität Berlin: Afrika. I. Physische Erdkunde. II. Geographie des Menschen und seiner Kultur. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1925. (Sammlung Göschen Nr. 910, 911), 135 u. 139 S.

Die Zusammenfassung unserer Kenntnisse von Afrika und seinen Bewohnern, die Jaeger in diesen zwei Bändchen gegeben hat, scheint mir vortrefflich gelungen zu sein. Daß man manches vermißt und manches gern ausführlicher dargestellt sehen möchte, ist bei der Enge des Raums, in den der gewaltige Stoff gepreßt werden mußte, unvermeidlich; die getroffene Auswahl zeugt von der Beherrschung des Stoffs durch den Verfasser. Dankenswert ist, daß auch den Eingeborenen und ihrer Kultur Raum gewährt ist — etwa ein Viertel des Ganzen —, wenn auch, wie bei einem geographischen Buche selbstverständlich, das Hauptgewicht auf die Schilderung des Landes gelegt ist. Der Inhalt ist folgendermaßen gegliedert: das erste Bändchen enthält nach einem kurzen Abriß der Entdeckungsgeschichte Kapitel über das Klima, über Bau und Gestalt des Erdteils, die Gewässer, die Pflanzen- und Tierwelt und die Gliederung Afrikas in Einzellandschaften. Im zweiten Bande bespricht der Verfasser die Bevölkerung nach Rasse, Sprache und Kultur, wobei er die neuen Forschungen über die Verbreitung der Kulturkreise berücksichtigt. Die zweite Hälfte des Buches ist der europäischen Kolonisation gewidmet, und in einer Schlußbetrachtung erörtert Jaeger die Möglichkeiten der zukünftigen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Afrikas.

Für eine spätere Neuauflage wäre die Beigabe von Kärtchen zur Veranschaulichung etwa der Klimagebiete, des geologischen Baus, der pflanzen- und tiergeographischen Provinzen, der Verbreitung der Menschenrassen, Sprachfamilien und Kulturkreise usw., sehr zu wünschen. Sie würden die Benutzbarkeit und den Wert des Buches sehr erhöhen. B. Ankermann.

Pfister, Friedr., Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen. Augsburg 1924. Dr. Benno Filsers Verlag.

An Werken über die Volksbräuche Württembergs fehlt es ebensowenig wie über andere Gebiete Deutschlands, wohl aber an Arbeiten, die über die Einzeltatsachen hinweg den Zusammenhang mit der volkstümlichen Überlieferung der Menschheit systematisch herzustellen suchen. Das führt in letzter Linie zu Vorstellungen allgemein menschlicher Art. Der Verfasser wandelt auf den Wegen, die Bastian gebahnt hat. Der Gefahr, dabei das typisch Stammartige oder Örtliche herabzumindern, ist er sich wohl bewußt; aber er glaubt, durch diese betonte Einseitigkeit allein der Lösung mancher Fragen, besonders der religiösen, näher zu kommen. Und, das sei vorweg genommen, mit Recht. Die durch Tatsachen erhärtete Beobachtung, daß urtümliche Volksanschauungen zwar vorübergehend unterdrückt werden können, daß sie aber bei geeigneter Gelegenheit immer wieder hervorbrechen, gibt auch den schwäbischen Volksbräuchen, so verdorrt und eingekapselt sie manchmal auch erscheinen, eine Fernsicht auf die

Digitized by Google

Anfänge menschlicher Regungen. In Einzelheiten wird die Forschung freilich noch manches zu tun haben. Bei Gebräuchen, wie z. B. bei dem geschriebenen und verzehrten Gebet, bei dem stumpfsinnigen Wiederholen bestimmter Formeln, wird der Psychologe wohl die Ursache einer etwaigen Heilung auf einem anderen Gebiete finden als der Historiker und Volkskundige. Der Naturmensch — auch unter den sogenannten Kulturvölkern gibt es davon mehr, als man gewöhnlich anerkennen will — sieht in jeder Tat, die eine gewünschte Wirkung hervorbringen soll, einen Eingriff in die Rechte einer höheren Macht. Darum das Schließen oder Verbinden der Augen, der Wurf über den Rücken, weil man sich der Rache des Geistes, der die Züge des Täters nicht erkennen kann, nicht aussetzen will. Weil ein solcher Täter der Macht der Überirdischen zu trotzen wagt, wächst er zum Helden, zum Herren, zum Heiligen empor. Und der Tote stellt die Verbindung mit den Geistern her. Der Körper gehört der Menschheit, der Geist den Geistern. Wenn der erstere vergeht — die Verbrennung und andere Veranstaltungen beschleunigen das —, dann erhöht sich die Wirkung des Geistes im guten wie im bösen. Daraus ergeben sich Gebräuche, die der Verfasser wohl etwas einseitig nur in der Verhinderung des Zurückkommens sieht. Wenn wir durch eine vergleichende Betrachtung zu den Urbeweggründen solcher Anschauungen vordringen — Pfister macht bisweilen vor dem Ziele halt — dann wird sich wohl herausstellen, daß es im Grunde nur eine einzige ist, die in wunderlichen und wunderbaren Formen die Menschheit begleitet: das ist die Furcht. Und damit gewinnt ihr Gegenpol, die Kühnheit, die Kraft und der Trotz eine Stellung im Völker- und Menschenleben, die vielen Gebräuchen, vielen Ereignissen in der Geschichte der Menschheit eine gewissermaßen einheitliche Motivierung gibt. Andererseits belegt der Verfasser an vielen Beispielen die tiefen Beziehungen, die zwischen Medizin, Naturwissenschaft, Religion, Recht, Geschichte, Philosophie und Astronomie und der Kunst des Zauberpriesters bestehen, die auch in den schwäbischen Gebräuchen oft genug noch zutage treten.

Manche Fragen bleiben freilich noch offen, wie u. a. bei der apotropäischen Wirkung des Eisens. Sollte hier eine unbestimmte Äußerung des Magnetismus vorliegen? Eine eiserne Kette, die ich einmal an dem Äußeren einer spanischen Kirche so hoch aufgehängt sah, daß sie niemand erreichen konnte, scheint mir nur so zu deuten zu sein. Wenn der Verfasser auch nur den Zipfel hebt von dem Urgrunde menschlicher Vorstellungen, so stellt er doch Probleme auf, die weiter zu verfolgen eine dankbare Zukunftsaufgabe ist, und die für die Entstehung menschlicher Vorstellungen von größter Bedeutung sind.

R. Mielke.

Findeisen, Hans, Sagen, Märchen und Schwänke von der Insel Hiddensee. Stettin, Leon Saunier 1925. VII u. 76 S.

Eine Zusammenstellung der vom Verfasser während seiner Besuche auf der kleinen Ostseeinsel Hiddensee unmittelbar aus dem Volksmunde aufgenommenen Sagen, Märchen und Schwänke, insgesamt 53 Texten, die in der Veröffentlichung aus äußeren Gründen ins Hochdeutsche übertragen wurden. Besonderes Interesse erheischen unter dem für die kleine Insel außerordentlich zahlreichen Material die Sagen, deren Zahl, soweit es sich um aus dem Volksmunde entnommenes Material handelt, auf zwölf beläuft (dazu kommt noch ein aus Saxo Grammaticus entlehntes Stück). Mehrere dieser Sagen suchen die Entstehung der Insel oder die ihres Namens zu deuten; fast alle übrigen knüpfen an vorgeschichtliche Fundstätten und Funde an. Die übrigen Texte bieten Märchen und Schwänke, die Verfasser in sachliche Gruppen (der alte Fritz, der alte Wrangel, Tiergeschichten, Märchen usw.) angeordnet hat; dieses letztere Material ist gegenüber dem Sagenmaterial von geringerem Interesse, in den meisten Fällen handelt es sich hier um auch anderwärts belegte Stücke. In einem mit großem Fleiß zusammengetragenen Anhang ist zu den Texten eine Reihe von Anmerkungen (Varianten, Erklärungsversuche, Angaben über die Verbreitung der betreffenden Motive) und Literaturnachweisen beigegeben; in diesem Anhang steckt der eigentliche wissenschaftliche Kern des Büchleins, durch den es sich weit über andere lokale Sagensammlungen heraushebt. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register bildet den Abschluß. Ein zweites, demnächst folgendes Bändchen soll in der gleichen Weise das vom Verfasser gesammelte Material an Liedern, Rätseln usw. bringen.

H. Mötefindt.

Digitized by Google

V. Eingänge für die Bibliothek.[1]

Bergstroem, Erik, Karta över renskötselns utbredning i Sverige med angivande av de omraden i Norge, inom vilka svenka Lappar. Stockholm: Generalst. Litogr. Anstalt o. J. gr. 2°.

Breastedt, Henry James, Historical tradition and oriental research. Washington 1925: Gov. Pr. Off. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2811.

Busbeck, Ogiér Ghiselin von, Vier Briefe aus der Türkei. Aus dem Latein. übertr., eingel. u. m. Anm. vers. von Wolfram von den Steinen. Erlangen: Verl. d. Philos. Akad. 1926. 227 S., 20 Holzsch. u. Kupfer. 8°. (Der Weltkreis Bd. 2).

Bushnell, David I., John Mix Stanley, artist explorer. Washington 1925: Gov. Pr. Off. 7 pl. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2816.

Cadisch, Joos, Der Bau der Schweizer Alpen. Zürich, Leipzig, Berlin: Füssli 1926. 61 S. 1 Kte. 8°.

Casanowicz, I. M., Shamanism of the natives of Siberia, Washington 1925: Gov. Pr. Off. 2 pl. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2812.

Exquemelin, A. O., Die amerikanischen Seeräuber. Ein Flibustierbuch aus d. 17. Jh. Aus d. Holl. übertr., eingel. u. hrsg. von Hans Kauders. Erlangen: Verl. d. Philos. Akad. 1926. 245 S., 11 Taf., Textb. u. 3 Kt. 8°. (Der Weltkreis Bd. 3).

Findeisen, Hans, Neue russische Literatur zur Kultur- und Völkerkunde. Lipsiae: Asia Major 1925. 8°. Aus: Asia Major vol, 2, Fasc. 2.

Findeisen, Hans, Ein Volksschwank von der Insel Hiddensee und vier Parallelen aus Ost und West. Stettin 1925. 4°. Aus: Pommersche Heimat Jhrg. 14, Nr. 5.

Forrer, Robert, Rites funéraires Néolithiques en Alsace. Strasbourg, Vix 1923. 22 S., 16 Fig. dans le texte. 8°. Aus: Bullet. de la Soc. préhist. française.

Forrer, Robert, Caves et fonds de cabanes préhistoriques en Alsace. Paris 1923: Impr. Nat. 16 S. 8°. Aus: Bullet. archéol. 1921.

Forrer, Robert, Nouvelles découvertes et acquisitions du Musée Préhistorique et Gallo-Romain de Strasbourg: Époques paléolithique, néolithique et protohistorique. Strasbourg: Musée Préhist. et Gallo-Romain 1924. VI, 60 S., 85 Fig. dans le texte et 8 pl. 8°.

Forrer, Robert, Petit guide illustré du Musée Préhistorique et Gallo-Romain (Palais de Rohan) et du Musée Lapidaire (Palais du Rhin). Strasbourg: Soc. des Monuments Histor. (1924). 28 S., 2 Pl. 8°.

Forrer, Robert, La station néolithique de Bonnefontaine en Basse-Alsace. Strasbourg: Musée Prehist. et Gallo-Romain 1925. 25 S., 6 pl. 8°.

Forrer, Robert, Burbach, le Burbachien et deux nouvelles stations du paléolithique inférieur en Basse-Alsace Bonnefontaine et Goersdorf. Strasbourg: Musée Préhist. et Gallo-Romain 1925. 10 S., 4 pl. 8°.

Friluftmuseet, Norsk Folkemuseum, 47 Billeder [mit norweg., engl. u. deutscher Einleit. u. Beschreibung]. Oslo 1925: (Moestue). quer. 8°.

Herberstain, Sigmund Freiherr zu, Moscovia. Aus dem Latein. überstz. von Wolfram von den Steinen, eingeleitet u. hrsg. von Hans Kauders. Erlangen: Verl. d. Philos Akad. 1926. 238 S., [2] handkol. Wiedergaben, [2 Taf.] 8°. (Der Weltkreis Bd. 1).

Heuer, Reinhold, Das Merkwürdigste in, bey und um Thorn. Berlin: Deutscher Wille 1925. 53 S. 45 Abbild. (Sonderausgabe des Koppernikus-Ver.)

Hofmayr, Wilhelm, Die Schilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Nilotenstammes. Nach P. Banholzers . . . u. eigenen Aufzeichnungen. St. Gabriel, Mödling b. Wien: Administr. d. Anthropos 1925. XVI, 514 S. 32 Abbild. 3 Taf. 4°. (Anthropos, ethnol. Bibl. Bd. 2, H. 5.)

Howell, A. Brazier, Asymmetry in the skulls of mammals. Washington 1925: Gov. Pr. Off. 17 S. 8 pl. 8°. Aus: Proced. of the U. St. Nat. Mus. vol. 67, Art. 27.

Jones, R. L., The nature of language. Washington 1925: Gov. Pr. Off. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2815.

Juenger, Alexander, Kleidung und Umwelt in Afrika. Eine anthropogeographische Studie . . . Leipzig: Voigtländer 1926. VIII, 165 S., 9 Ktn. 10 Taf. u. 2 Textabb. 4°. (Staatl. Forschungsinstitute in Leipzig. Inst. f. Völkerkd. R. 1, Bd. 8).

[1]) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonderabdrücke werden regelmäßig an dieser Stelle veröffentlicht. Besprechung der dazu geeigneten Schriften bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

Digitized by Google

Kleintitschen, August, Mythen und Erzählungen eines Melanesierstammes aus Paparatava, Neupommern, Südsee. St. Gabriel. Mödling b. Wien: Administr. d. Anthropos. 1924. 504 S. 4°. (Anthropos, ethnol. Bibl. Bd. 2, H. 4.)

Kubo, Beiträge zur physischen Anthropologie der Koreaner. [Tokyo] 1913. 32 Tab. 4°. 1. Metrischer Teil. S. A. Mitteil. d. med. Fak. d. Kaiserl. Univers. Bd. 12.

La Baume, Wolfgang, Gegossene Zierscheiben der späten Bronzezeit aus Nordostdeutschland. Leipzig: Kabitzsch 1925. 3 Abbild. 8°. Aus: Stud. zur vorgesch. Archäol. Alfred Götze z. s. 60. Geb.

Laufer, Berthold, Ivory in China. Chicago: Field Mus. of Nat. History 1925. 78 S. 10 pl. (Anthropol. leaflet Nr. 21).

Levy-Suhl, Max, Neue Wege in der Psychiatrie ... Nebst e. methodolog. Einleitung. Stuttgart: Enke 1925. 72 S., 17 Textabb. 8°. (Abhandlungen aus d. Gebiete d. Psychiatrie ... hrsg. von Dr. Albert Moll ... H. 3).

Loewenthal, John, Spuren der Isländerfahrten in Nova-Scotia. Wien: Anthrop. Gesellsch.: 1926 19 Abbild. im Text. 4°. Aus: Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 56.

Mötefindt, Hugo, Der Schatzfund von Nagy-Szent-Miklós, Komitat Torontál, Ungarn. Berlin: de Gruyter 1925. 34 Abbild. 8°. Aus: „Ungarische Jahrbücher" Bd. 5, H. 4.

Montell, Gösta, Le vrai poncho, son origine postcolombienne. (Paris): Siège de la Société 1925. 4°. Aus: Jour. d. l. Soc. des Américanistes t. 17.

Newberry, P. E., Egypt as a field for anthropological research. Washington 1925: Gov. Pr. Off. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2813.

Nimuendajú, Curt, As tribus do alto Madeira. (Paris): Siège de la Société 1925. 4°. Aus: Jour. d. l. Soc. des Américanistes t. 17.

Nordenskiöld, Erland, Au sujet de quelques pointes, dites de harpons, provenant du delta du Paraná. (Paris): Siège de la Société 1925. 4°. Aus: Jour. d. l. Soc. des Américanistes t. 17.

Reicher, Michal, Wzrost konczyn człowieka przed urodzeniem. Croissance des membres de l'homme avant la naissance ... Mémoire réd. pour les Mélanges offerts en manuscrit au prof. Rudolf Martin. Wilno: Wydano z zasilku Minist. W. R. i. O. P. 1925. 64 S. 8°. (Travaux de la Soc. des Sciences et des Lettres de Vilno. Cl. des Sc. mathém. et nat. T. 2; Trav. de l'Inst. d' Anatomie Nr. 1).

Reichart, A., and Küsters, M., Elementary Kiswaheli Grammar. London: Nutt, New-York: Brentano's, Heidelberg: Groos 1926. 8°. (Methode Gaspey-Otto-Sauer).

Reichart, A., and Küsters, M., Key to the elementary Kiswaheli grammar. London: Nutt, New York; Brentano's, Heidelberg: Groos 1926. 64 S. 8°.

Scheidt, Walter, Die Eiszeitlichen Schädelfunde aus der Grossen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen. München: J. F. Lehmann 1923. 112 S., 7 Textfig., 8 Tab., 18 Kraniogr. u. 8 Taf. 8°.

Staden, Hans, Warhaftige Historia und beschreibung eyner Landtschafft der wilden nacketen grimmigen Menschfresser Leuthen in der Newenwelt America gelegen. Faksimile-Wiedergaben nach d. Erstausg. „Marpurg uff Fastnacht 1557" m. einer Begleitschrift von Prof. Dr. Richard N. Wegner, Frankfurt a. M.: Wüsten & Co. 1925. 8°.

Sternberg, Leo, Divine Election in primitive religion. (Goeteborg 1925: Elander). Aus: Confér. faite au 21. Congr. internat. des Américanistes, Sess. Göteborg 20-26 août 1924.

Verneau, René, Les origines de l'humanité. Paris: Rieder 1926. 80 S. 59 pl. 8°.

Volkslieder, Badische, mit Bildern und Weisen herausgegeben vom Deutschen Volksliederarchiv. Karlsruhe: Braun 1925. 141 S. 8°.

Waterman, T. T., North American Indian Dwellings, Washington 1925: Gov. Pr. Off. 11 pl. 8°. Aus: Smithson. Rep. for 1924. Publ. 2814.

Digitized by Google

I. Abhandlungen und Vorträge.

Die Mannbarkeitsschule in Südafrika,
speziell unter den Sotho in Nordwest-Transvaal.

Von
Gottfried Beyer,
Missionar aus Transvaal.

Unter der Mehrzahl der afrikanischen Bantuvölker finden wir beim Eintritt der geschlechtlichen Entwicklung sowohl für Knaben wie für Mädchen eine Art Volksschule, deren Zweck ist, der heranwachsenden Jugend Ehrfurcht vor den Alten und Achtung vor der Sitte des Volkes einzuprägen, andererseits aber auch, derselben allerlei sexuelle Aufklärungen zu geben. Diese Schule ist meist verbunden mit mancherlei schmerzhaften Operationen; dahin gehört das Befeilen und Ausbrechen von Zähnen, das Einschneiden oder Einbrennen von allerlei Stammeszeichen und besonders die Beschneidung.

Diese sogenannten Mannbarkeitsschulen, in Südafrika allgemein unter dem Namen „Kaffernschulen" bekannt, spielen im Leben der Bantuvölker und jedes einzelnen Stammesangehörigen eine ganz hervorragende, wenn nicht die größte und wichtigste Rolle; erst durch sie wird der Knabe zum Manne, der Jüngling zum Krieger, das Mädchen zum heiratsfähigen Weibe.

Bis in die neueste Zeit war es fast unmöglich, einen Einblick in das Wesen dieser Schulen zu gewinnen, da es bei Todesstrafe verboten war, irgendeinen Fremden oder Uneingeweihten in die Geheimnisse derselben einzuweihen. Erst als sich europäische Kultur mehr und mehr verbreitete und man bestrebt war, Sitten und Gebräuche der afrikanischen Völker bis ins einzelne zu erforschen, ist es einigen Forschern und besonders einer Reihe von Missionaren gelungen, in die Bedeutung und den Inhalt dieser Schulen tiefer einzudringen.

Ich weise, was die Mannbarkeitsschulen in Südafrika anbetrifft, nur hin auf die Veröffentlichungen des Schweizer Missionars Junod über die Schulen der Thonga im portugiesischen Süd-Ostafrika in seinem Buche: „Sidschi" und in seinem zweibändigen Werke, betitelt: „The Life of a South-African Tribe". — Über die Mannbarkeitsschulen der Sotho in Transvaal haben Professor Endemann, früherer Missionar der Berliner Mission (siehe „Die Berliner Mission im Bassuto-Lande"), sowie die Missionare Franz und Th. Schwellnus (siehe „Mission und Pfarramt" 1912) und besonders Missionar Hoffmann in der Zeitschrift für Kolonialsprachen (Band V, 1914/15) kürzere, beziehungsweise längere Abhandlungen veröffentlicht. — Über die Schule der Süd-Bassuto berichtet Ellenberger in seiner „History of the Basuto"; über die der Amaxosa werden wir in D. Kropfs „Xosa-Kaffern" und in Dr. Fritschs Werk „Die Eingeborenen Südafrikas"

Digitized by Google

unterrichtet. — Irle klärt uns in seinem Buch „Die Herero" über die Beschneidung an den Hereroknaben und über die Pubertätserklärungen der Mädchen auf; endlich gibt uns Tönjes in seinem „Ovamboland" eine anschauliche Schilderung über die Zahnverstümmelung, Beschneidung und Tätowierung der Ovakuanjama im Norden unseres früheren Schutzgebietes in Südwest-Afrika.

Meine Kenntnisse, die sich hauptsächlich auf die Mannbarkeitsschule des zu den Sotho gehörigen Volksstammes von Matlala im Nordwesten der Transvaal-Provinz erstrecken, verdanke ich besonders einem eingeborenen Christen namens Ignatius Mavokela, der als heidnischer Stammesangehöriger des Matlaler Volkes diese Schule selbst durchgemacht hat und mit dem ich die letzten acht Jahre meiner missionarischen Tätigkeit in engster Verbindung gestanden habe. —

Die Mannbarkeitsschule der Jünglinge des Matlaler Volkes erstreckt sich über zwei verschiedene Jahre. Im ersten Jahre findet die eigentliche Beschneidungsschule statt, die sogenannte „koma" oder „levollo", im zweiten eine Art Ergänzungs- oder Nachschule, „vochwera" oder „komana" genannt.

Die erstere, die eigentliche Beschneidungsschule, beginnt mit einer Vorbereitungszeit, die ihren Anfang nimmt, wenn einer der Söhne des Häuptlings oder der Sohn eines großen Unterhäuptlings zum Jüngling herangewachsen ist und die männliche Weihe empfangen soll. — Man beginnt damit, daß man seine Altersgenossen, die sich mit ihm dieser Weihe unterwerfen sollen, zu Dienstleistungen für den Häuptling, zur sogenannten „lepascha", einberuft. Solche Dienstleistungen bestehen im Wildjagen, die Felder des Häuptlings vom Unkraut säubern, Pfähle für den Kraleingang fällen und anderem mehr. Diese Arbeit geschieht unentgeltlich; es heißt: „va lova ho ðela", d. h. „sie dienen um die Beschneidungsschule". Meist zieht sich dieser Dienst zwei bis drei Jahre hin. — Sehen die jungen Burschen, die sich meist im Alter von 12 bis 16 Jahren befinden, daß der Häuptling ihren Dienst ungewöhnlich lange in Anspruch nimmt und sie nicht bald beschneiden läßt, so fangen sie an, durch allerhand Schandtaten und böse Streiche, für die sie als angehende Schüler der Beschneidung nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfen, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Alsdann versammeln sich die Männer des Volkes und bitten den Häuptling: „Diese Menschen sind erwachsen; sieh, was sie tun; (va rupische!) beschneide sie!" — Der Häuptling beruft darauf eine Versammlung aller Männer, die die Weihe bereits empfangen haben, um sich mit ihnen über Zeit und Ort der Schule zu beraten. Ist der festgesetzte Zeitpunkt, der Beginn der Kafferkornernte, Anfang des südafrikanischen Winters, gekommen, so versammeln sich alle Männer einschließlich der Beschneidungsschüler im Häuptlingskral. Ein älterer Mann steht auf und schlägt mit einer Rute seinen jüngeren Bruder. Das soll heißen, die einzelnen Beschneidungsjahrgänge (me-phato) haben einander der Reihe nach zu schlagen, bis sie auf den jüngsten Jahrgang kommen (die mehokane), der den Beschneidungsaspiranten zum Wächterdienst zur Seite gegeben wird. Dieser schlägt mit kräftigen Hieben auf die letzteren ein und erteilt ihnen mit dieser Zeremonie eine Art Ritterschlag auf noch zu erwartende Beweise ihrer Ritterlichkeit während der Beschneidungsschule. — Sodann scheren sich die Schüler, welche bis jetzt noch den verächtlichen Namen „maschovoro", d. h. „Unbeschnittene", tragen, die Köpfe ganz kahl, damit der Haarwuchs der Knaben dem der Männer Platz mache. Die Beschneidungswächter machen sich inzwischen auf und

Digitized by Google

suchen weiße Ockererde, die sie „kchetli" nennen, mit der sie die Schüler während der Beschneidungszeit tagtäglich einsalben.

In aller Frühe des nächsten Tages treibt man sämtliches Großvieh, noch bevor es gemolken ist, auf die Weide weithin in die Berge an einen abgelegenen Ort, wo sich sämtliche Männer des Volkes versammeln und einen großen Gesang anstimmen, der bis gegen Abend währt, wo das Vieh heimgetrieben wird. Die Beschneidungsaspiranten bleiben dort, bis es dunkel geworden ist, wo sie zum Häuptlingskral zurückkehren und im Versammlungsplatz der Männer (khoro) die Nacht zubringen.

Beim ersten Morgengrauen des dritten Tages ruft das phalafala-Horn alle Männer, die zu Beschneidenden mit eingeschlossen, zusammen. Singend und lärmend zieht man ins freie Feld, voran der Hauptzauberer des Landes, einen Stab vom mo-retlwa-Baum, den er mit einer schwarzen Salbe bestrichen hat, in der Hand haltend. Er führt den Zug in die Berge, wo die Beschneidung stattfinden soll. Die Beschneidungsschüler, die sich vorher noch ihrer alten Kleidung völlig entledigen mußten und an Stelle derselben einen Anstrich von weißer Kalkerde erhalten haben, sind nun zu den „vadimo", d. h. den Geistern der Verstorbenen, geführt und den Augen Unbefugter, das ist der „maschovoro" („Unbeschnittenen") und der Weiber, auf drei Monate entrückt und selbst „vadimo" geworden. Wer sie sieht, darf nicht lebend von hinnen gehen; er wird getötet. Unverzüglich beginnt nun die Operation. Zu diesem Geschäft hat man außer dem Hauptzauberer noch eine Anzahl Männer gesucht, welche des Beschneidens kundig sind. Der zu Beschneidende wird mit weit auseinandergespreizten Beinen auf einen niedrigen Stein gesetzt. Zwei der Beschneidungswächter fassen ihn bei den Fußknöcheln, zwei ergreifen seine Arme, und ein fünfter, hinter ihm stehend, hält ihm mit seinen Händen die Augen zu. Vor ihm hockt der Operateur, das „sesoaodi sesoane", das Beschneidungsmesser, auf dessen Scheide das Geheimzeichen der koma eingeschnitzt ist, in seiner rechten Hand. Mit den Fingern der linken Hand faßt er die Vorhaut, schiebt die Eichel etwas zurück und trennt in zwei Bewegungen die Vorhaut ab; zuerst den oberen Teil mit einem schnellen, kurzen Schnitt, der weniger Schmerz verursacht, dann den unteren Teil mit einem zweiten, der äußerst schmerzhaft ist. Oft fällt der betreffende Junge dabei bewußtlos zu Boden, worauf man schnell kaltes Wasser über ihn gießt. Während der ganzen Beschneidungsoperation wird von den Männern ein lauter Gesang angestimmt, um die Schmerzenslaute der Neubeschnittenen zu übertönen. Nach Beendigung der Operation wird der Junge von seinem Wächter einige Meter weit entfernt in ein Versteck geführt, damit die noch nicht Beschnittenen durch den Anblick nicht von Furcht ergriffen werden. — Sämtlichen Neubeschnittenen werden alsbald aus Gras geflochtene Ringe, kcholecho genannt (Abb. 1), über das wunde Glied gezogen, die an den Lenden durch daran befindliche Grasschnüre festgehalten werden, um dem Gliede einen Halt zu geben, damit nicht durch Reiben an den Schenkeln Entzündungen erzeugt werden. Die Vorhäute werden sorgfältig an einer bestimmten Stelle vom Hauptzauberer aufbewahrt, von wo sie am Schluß der Schule innerhalb der Gedenksteine mit der Asche des heiligen Feuers bedeckt und vergraben werden.

Ist die Beschneidungsprozedur an sämtlichen Jungen vollzogen, so bringt man sie an einen gemeinsamen, versteckt gelegenen Ort, wo sie bis zum Abend ruhig und ungestört bleiben, auch keine Nahrung an diesem Tage zu sich nehmen dürfen. Während sie am Abend dieses

Digitized by Google

Tages vor Schmerz und im Wundfieber hier stöhnen, erscheint ein Großer von der Hauptstadt, stößt seinen Stab vor sich in die Erde und spricht: „Männer von Matlala, ihr seid nicht die ersten, mit denen dies getan wurde" —, und dann nennt er die Namen der Häuptlinge und Großen ihres Stammes von Alters her, an denen dasselbe vollzogen wurde, und stimmt deren Lob mit einem Liede an, in das die beschnittenen Jünglinge einstimmen müssen.

Inzwischen haben die Männer den Beschneidungskral (Abb. 2) errichtet, der die Schule für drei Monate beherbergen soll. Ein annähernd kreisrunder Platz, seiner Größe nach der jeweiligen Zahl der Schüler entsprechend, wird mit Pfählen und dornigem Strauchwerk eingefriedigt, ein Zeichen, daß alles, was im Innern des Krals vor

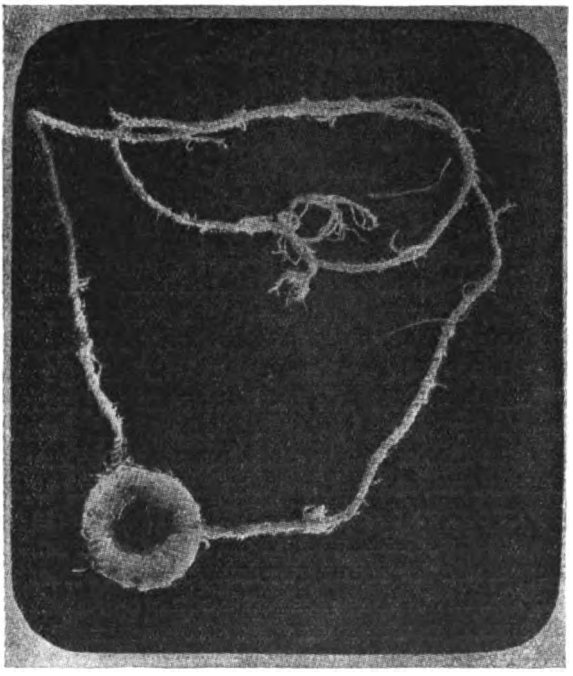


Abb. 1. Kcholecho

sich geht, geheim gehalten werden soll. Dieser Kral trägt den Namen „mo-roto". Er hat drei Zugänge. Nach Süden zu befindet sich der Eingang für die Beschneidungsschüler, „ma-dikana" genannt nach ihrem täglichen Umherziehen (dika-dikana) im Felde. Südöstlich von diesem liegt der Eingang der Männer, und südwestlich der Eingang der Beschneidungswächter, wenn sie die Nahrung für die Beschneidungsschüler in den Kral bringen.

In der Mitte des Krales auf einer von Osten nach Westen verlaufenden Linie ist der Platz für das dauernd brennende Feuer, „tau", d. h. Löwe, genannt. Ein langer Feuerherd, ungefähr ein Meter breit, ist aus behauenen Steinen aufgerichtet, zwischen denen das Feuerholz aufgeschichtet wird. Dieser Herd durchläuft fast den ganzen Kral; nur östlich und westlich sind Durchgänge freigelassen. Das erste Feuer wird unter feierlicher Zeremonie vom Zauberer nach alter Sotho-Weise durch Reiben zweier Holzstäbe „gequirlt" (wie der Mo-sotho sagt). Wenn

Digitized by Google

einmal angefacht, darf das Feuer nicht mehr verlöschen vor dem Ende der Beschneidungsschule. Um dies Verlöschen des Feuers zu verhindern, wird einer der Neubeschnittenen zum „mo-swara-tau", d. h. zum Wächter des „Löwen" (des heiligen Feuers) bestellt, der darauf zu achten hat, daß dies Feuer der Beschneidung nie verlischt. Er trägt beim Verlassen des Krales, wenn die „ma-dikana" im Felde umherziehen, daher stets einen Feuerbrand mit sich. Droht dieser zu erlöschen, so läßt er die Beschneidungsschüler stille stehen mit den Worten: „emang he, tau e a hua!", d. h.: „Wartet ein wenig, der Löwe stirbt", und facht ihn von neuem an. Läßt er etwa das Feuer ganz verlöschen, so ist s e i n Leben erloschen — er wird getötet.

Hinter diesem Feuerherd wird ein schwarzer, großer Stein aufgepflanzt, der Ehrenplatz für den Häuptling. Hinter diesem haben die

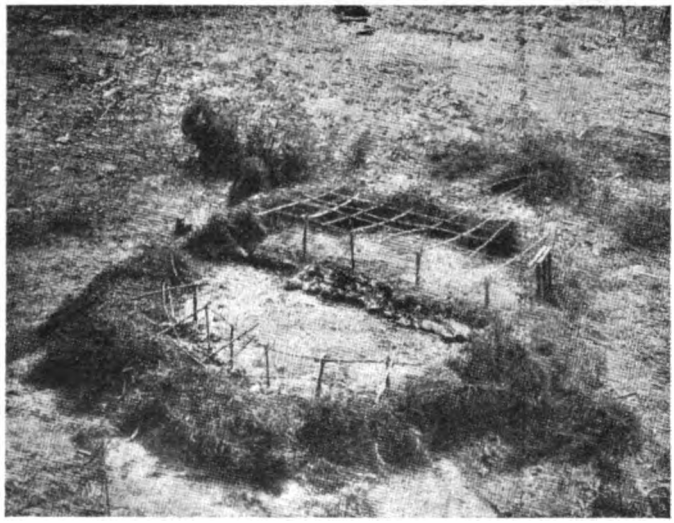


Abb. 2. Beschneidungskral am zweiten Tage seines Entstehens.
(Von einer Bergspitze unbemerkt aufgenommen.)

Beschneidungsschüler ihre Plätze, und zwar wird folgende Rangordnung beobachtet: Unmittelbar hinter dem eben erwähnten Stein sitzt der Häuptlingssohn oder der im Range Höchste. Er trägt den Namen „Mokhöete"; rechts und links von ihm sitzen die beiden nächsten im Range: östlich der oben erwähnte Hüter des heiligen Feuers und westlich der „mo-söara-pudi", d. h. wörtlich „der den Ziegenbock in seiner Hand hält", d. i. derjenige, welcher die Beschneidungsschüler zu strafen hat, die sich gegen die Beschneidungsgesetze vergehen. Dies Folterwerkzeug, das er dazu gebraucht, heißt „pudi", zu deutsch „Ziegenbock". Es sind dies vier aus hartem Holz gefertigte Stäbchen, die gerade für die Finger passen. Man legt je ein Stäbchen zwischen zwei Finger; darauf faßt der Wächter oder mehrere derselben die Enden dieser vier Stäbchen und preßt sie mit aller Gewalt zusammen, bis die Fingerknochen seines Opfers fast zermalmt zu werden drohen.

Östlich und westlich reihen sich an diese beiden je nach Rang die übrigen Knaben an.

An der Nordseite des Beschneidungskrales, dicht an der Umzäunung, befinden sich die Schlafstätten (mahlavi) für die Beschneidungs-

Digitized by Google

schüler; es sind dies aus Pfählen erbaute Verschläge, die mit leichtem Sparrenwerk versehen und mit Gras gedeckt sind. Jedes einzelne Abteil beherbergt zwei oder drei Beschneidungsschüler.

Südlich vom Feuerherd befinden sich endlich die Aufenthaltsplätze der Männer und jeweiligen Gäste (Abb. 3).

Was nun das Leben und Treiben der Schüler in und außerhalb des Krales anbetrifft, so gönnt man ihnen keine Ruhe noch irgendwelche Bequemlichkeit. In aller Frühe mit dem Erscheinen des Morgensterns werden die Schüler von ihren Wächtern geweckt und nehmen die ihnen zugewiesenen Plätze nördlich des Feuerherdes ein, immer mit dem Gesicht nach Westen gekehrt, so daß nur die linke Seite vom Feuer bestrahlt wird. Dann geht es ans Einüben der koma-

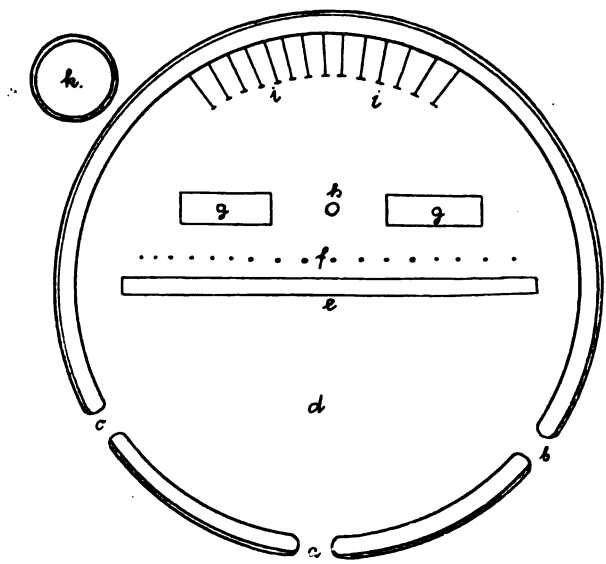


Abb. 3. Grundriß des Beschneidungskrals bei Matlala.
a) Eingang für die Madikana; b) Eingang für Männer; c) Eingang für die Kostträger; d) Aufenthaltsplatz der Männer und Gäste; e) Feuerherd; f) Sitzplätze für die Madikana; g) Eßmatten; h) Molakadu; i) Schlafstätten der Madikana; k) Kral für die weggeworfene Kost.

Gesänge, die meist Lobeserhebungen auf die Beschneidungsschule sind. Einer dieser Hauptgesänge heißt: „Go hlava tlou", d. h. „den Elefanten stechen!" Ein talentvoller Mann ergreift die beiden zum Dirigieren der Gesänge bereitliegenden Taktstöcke, in der linken Hand den langen Stock, in der rechten den kurzen haltend, mit dem er an den langen schlägt. Mit diesen schreitet er vor den „ma-dikana" auf und nieder und beginnt den Gesang. Die Schüler singen den Refrain: „tlou e wetsche, tlou e wetsche", d. h. „Der Elefant ist gefallen! Der Elefant ist gefallen!" Dies wird mehrstimmig mit guter Harmonie gesungen. Mit den Armen ahmen sie dabei die Speerschleuderer nach, und zwar in der Richtung auf den Mond.

Hieran anschließend finden Unterweisungen statt. Es werden die sog. „me-lao", d. h. die Gesetze der koma, auswendig gelernt. Die ganze Kolonne hat anzutreten, einer tritt vor und spricht einen Satz vor, worauf der ganze Trupp einfällt. Dann muß einer

Digitized by Google

der Schüler vortreten und den Satz aufsagen. Kann er ihn nicht, so bekommt er Schläge. Diese Gesetze sind das Schibboleth für die Beschnittenen. Wenn jemand in den Beschneidungskral Einlaß begehrt, so muß er diese Gesetze erst hersagen. Es gibt ein kleines und ein großes Gesetz. Das letztere ist länger und schwieriger zu rezitieren, aber ungefähr desselben Inhalts. Es ist mir gelungen, den Sotho-Text dieses großen Paßgesetzes in die Hände zu bekommen. Es besteht in einem Zwiegespräch zwischen dem Hüter des heiligen Feuers und dem Einlaßbittenden und enthält 113 Sätze, deren Inhalt schwer verständlich und fast durchgängig obszöner Art ist.

Nach dem Absingen und Einüben der Gesänge und dieser Gesetze, das zwei bis drei Stunden in Anspruch nimmt, ist die Zeit zum Einnehmen der Mahlzeit gekommen, eine zweite findet abends nach Rückkehr der „ma-dikana" von ihrem Umherziehen im Felde statt. Die Kost der Neubeschnittenen besteht in der ersten Periode, die bis zur Heilung der Wunde dauert, aus einem steifen Kafferkornbrei ohne irgendwelche Zukost (moratha); als Getränk dient nur Wasser. Diese Kost wird daheim von den Anverwandten der Schüler zubereitet und von verwandten Mädchen in schneeweißen Schüsseln in kegelförmiger Gestalt zum Beschneidungskral gebracht. Weit ab von demselben liegen in einem dazu hergerichteten Versteck aus Stroh geflochtene Kränze (di-khari) zur Aufnahme der Schüsseln bereit, je nach der Zahl der Beschneidungsschüler; auf diese werden die Gefäße mit Nahrung niedergesetzt. Beim Eintreffen der Mädchen mit der Kost eilen die Beschneidungswächter herbei, um die Schüsseln in Empfang zu nehmen und dieselben weiter zum Beschneidungskral zu bringen. Diese Gelegenheit nehmen die Beschneidungswächter wahr, um in Wort und Liedern die Mädchen mit den gemeinsten Ausdrücken zu verspotten und unzüchtige Handlungen mit ihnen vorzunehmen. Als Beispiel dieser schmutzigen Ausdrucksweise lasse ich einige solcher Spottlieder folgen:

1. Vasadi va ha Maejana
Ho rota va re: pokopoko

Le dja le tima moholele

Le shia mpopu ho nona

Hloho ea ngŏana e ka patana.

1. Ihr Frauen, ihr Zuhausebleiber,
Wenn ihr Urin laßt, geht's:
„strull, strull".
Wenn ihr eßt, gebt ihr der Schwangeren nichts ab.
Ihr fürchtet, die „Frucht" könnte zu fett werden.
Der Kopf des Kindes könnte sich einzwängen.

2. Mosadi, Mma-khomo tja ka,
Khomo tja nnyo ngŏana ŏa ka!

2. Weib, Mutter meiner Rinder,
Rinder der „Scham" meines Kindes!

3. Se palehile sevopyana

Mong ŏa sona o a lea
Vasadi ki mekholokŏane!

3. Es ist rissig geworden das „Jungfernhäutchen",
Seine Besitzerin ist eine Hexe,
Die Weiber sind bloß „Freudengeheul"!

4. Ki rile ki ĕa sedibeng
Ki humane nthla phese

Ka topa ki dira thevele

4. Ich ging einmal zur Quelle,
Ich fand den Zipfel einer „weiblichen Scham",
Ich langte ihn auf und machte einen Tabaksbeutel daraus,

Digitized by Google

Fọla ela ha e vose	Der Tabak war nicht angenehm,
Phese e le khasŏa ki mahanang	Die „Scham", wenn sie sich rund öffnet, ist ein Loch.
Ki tzene diraro, diraro dipọọ.	Ich ging hinein dreimal, drei sind die Bullen.

Die Beschneidungswächter begeben sich dann mit der Kost in den Beschneidungskral. Eine Anzahl von ihnen führen die Aufsicht bei der Mahlzeit. Ein jeder hält eine Gerte in seiner Hand, und auf ein gegebenes Zeichen stürzt sich die Schar der Jünglinge mit tierischem Grunzen „mumm, mumm" rings um die ausgebreiteten Rohrmatten, auf die man die Kost ausgeschüttet hat, nieder auf die Knie. Auf den Befehl: „thari!" fangen sie an zu essen, oder besser gesagt, „sich den Bauch zu füllen", denn sie müssen beide Hände voll Brei nehmen und ihn mit der linken und rechten zugleich zum Munde führen. Ißt einer nicht schnell genug, so schlagen die Wächter erbarmungslos mit der Gerte auf ihn ein. Gibt einer die bereits von ihm genossene Speise wieder von sich, so wird er jämmerlich geschlagen, bis er das Erbrochene wieder zu sich genommen hat.

Der etwa übrig gebliebene Brei wird auf ein bestimmtes Kommandowort über den Zaun in einen extra dafür hergerichteten kleinen Kral geworfen, wo er verdirbt und die Luft mit einem widerlichen Geruch erfüllt. Bei der Abendmahlzeit wird auf dieselbe Weise verfahren.

Nach dem Essen geht der Zug der Beschneidungsschüler unter Anführung von Männern singend hinaus aufs Feld, um mit Stöcken und Assagaien bewaffnet bis zum Abend das Land zu durchstreichen. Der Feuerbrand wird vorangetragen, außerdem die Gerte und die bereits erwähnten Daumenschrauben, die denen angelegt werden, die schwach werden wollen. Das erbeutete Wild gehört dem Häuptling und den Männern im Beschneidungskral. Neigt sich die Sonne nach Westen, so geht es ans Holzsammeln. Im Beschneidungskral angekommen, werfen die „ma-dikana" das Holz auf einen Haufen und müssen dann den Kral reinigen, was mit den Händen geschieht. Das Zusammengekehrte wird über den Zaun geworfen. Dann geht es an die Abendmahlzeit, die genau so verläuft wie die am Morgen, und daran anschließend an das Einüben der koma-Gesänge. Endlich, in später Nacht, dürfen die Jungen zur Ruhe gehen; in ihre Hütten wird die Asche des Feuers gestreut, auf die sie sich müde und vor Kälte zitternd hinstrecken, ohne jegliche Bekleidung oder Decke, bis zum ersten Morgengrauen der Weckruf der Wächter ertönt und sie zum gewohnten Tageslauf aufruft.

Während der ganzen dreimonatigen Beschneidungsschule bedient man sich einer Geheimsprache, bei der man die sonst gebräuchlichen Sotho-Wörter durch andere, fremden Ursprungs ersetzt. So sagt man z. B. für den kurzen Knopfstock der Hirten, der sonst „thọka" heißt, „kchomari"; für „vjang" (Gras) „mariri", für „hăe" (zu Hause) „makhung"; für „maaka" (Lüge) „mmememe"; für „mo-sadi" (Frau) „mmetzwa" usw. Besonders eigenartig und dunkler Herkunft sind die Kommandoworte an die Beschneidungsschüler wie: „phahla!", das die Bedeutung hat: „Steht auf!"; „khwerere!", d. h. „Geht schlafen!"; „thari!", d. h. „Eßt!"; „sai!", d. h. „Seid still!"; „hahajo!", d. h. „Werft die Speise weg!" und andere. Oft werden Handlungen durch bildliche Ausdrücke umschrieben und wiedergegeben; so wird z. B. das tägliche Einschmieren der Körper mit weißer Ockererde bezeichnet mit: „Schafs-

Digitized by Google

fett essen"; mit den Daumenschrauben bestraft werden, heißt: „Ziegenmilch trinken" usw.

Der Zweck dieser Geheimsprache ist augenscheinlich der, den Eindruck des Geheimnisvollen noch zu vermehren, den diese Zeremonie auf die Nichteingeweihten machen soll.

Ist nun der erste Monat der Beschneidungsschule vorüber, dessen Tage in der eben beschriebenen Weise verlaufen, und die Heilung eingetreten, so setzt die zweite Periode der Schule ein, deren Beginn durch ein großes Fest feierlich begangen wird, und die eine wesentliche Wandlung im Leben und Treiben der Beschneidungsschüler mit sich bringt. Hatten die Jünglinge bisher mit dem Antlitz nach Westen gesessen, so müssen sie jetzt mit demselben nach Osten gekehrt sitzen, so daß die rechte Seite vom Feuer bestrahlt wird. Auch was die Beköstigung anbetrifft, treten in der zweiten Periode einige Veränderungen ein. Sie wird fortan etwas schmackhafter und abwechslungsreicher zubereitet dadurch, daß sie mit einem Zusatz von Milch, Kürbis oder Morulakernen hergestellt wird. Auch erhalten die Schüler von jetzt ab hie und da ein Stückchen Fleisch als Zukost.

In der Nacht nach dem sog. Veränderungsfest, das durch das Schlachten eines Rindes und durch ein großes Biergelage feierlich begangen wird, wird ein langer Baumstamm, an dem zehn bis zwanzig Männer zu tragen haben, im Beschneidungskral eingegraben. Er ist auf seiner Spitze mit einem Straußenfederbusch geschmückt und trägt den Namen „mo-lakadu". Ist alles fertig, so werden die Beschneidungsschüler geweckt. Unter Rutenschlägen macht man sie mit dem koma-Zeichen bekannt: „Seht, das ist eure Großmutter!" „Grüßt eure Großmutter!" Die Schüler müssen sich darauf auf den Rücken zu Boden werfen, ihre Gesichter nach diesem Beschneidungsbaum hin richten und sagen: „Sei gegrüßt, Großmutter!". Jeden Morgen und Abend wiederholt sich von jetzt ab diese Zeremonie.

Geht nun der dritte Monat, der letzte, zu Ende, so erhalten die Väter der Jünglinge den Auftrag, Schurzfelle für ihre Söhne zu suchen. An einem festgesetzten Tage bringt jeder Vater, der einen Sohn in der Schule hat, eine Ziege oder ein Schaf in den Beschneidungskral. Nachdem sie einem jeden seine Ziege oder Schaf gezeigt haben, lassen sie dieselben los, worauf die Schüler, mit Wurfkeulen in ihren Händen, ein jeder hinter seiner Ziege oder Schaf herläuft und sie totschlägt. Die Männer häuten dann die Tiere ab und verzehren das Fleisch. Die Felle nehmen die Väter zum Gerben mit nach Hause.

Endlich ist der ersehnte Tag der Heimkehr gekommen! In der Nacht zuvor darf niemand schlafen. Um Mitternacht wird von den Männern ein großes Jubellied angestimmt, währenddessen einige von ihnen sich daran machen, vier große Steinplatten herbeizuschaffen, die sie mitten im Beschneidungskral in der Form eines Altars aufrichten, als eine Art Gedenkstein (moloto) für den Ort der stattgefundenen Beschneidungsschule (Abb. 4). Innerhalb dieser Steine werden die sorgsam aufbewahrten Vorhäute der Neubeschnittenen getan, mit dem Fell eines frisch geschlachteten Ochsen bedeckt und oben darauf wird Asche des heiligen Herdfeuers geschüttet, bis der Raum zwischen den Steinen völlig ausgefüllt ist.

Hierauf werden die Beschneidungsschüler nach dem Fluß getrieben. Man steckt sie mitten in ein Wasserloch, so daß nur die Köpfe hervorschauen. Alsdann beginnt man die Asche und weiße Ockererde abzuwaschen, die sich nur schwer löst.

Digitized by Google

Kurz vor dem Aufbruch gehen die Schüler in eine Kluft in der Nähe des Beschneidungskrales, wo ihnen die Haare nach alter Sotho-Weise geschoren werden, d. h. in Form einer Schuhsohle, vorne schmal, am Hinterkopf breiter. Dann werden sie mit roter Ockersalbe eingerieben und ihnen die neuen Schurzfelle angelegt. Die alten Männer bleiben im Beschneidungskral zurück und bereiten alles vor, damit sie den Kral abbrennen können.

Dann werden die Schüler, die von jetzt an den Namen „dialoha" tragen, d. h. die von der Reifezeremonie Heimkehrenden, von Männern und Jünglingen umringt und unter dem Gesang eines Jubelliedes nach Hause geleitet. Vorher ergeht noch an sie der strenge Befehl, auf dem Heimwege nicht rückwärts zu schauen. Wer das Verbot übertritt und zurückschaut, wird sterben. Darnach brennen die Alten den Beschneidungskral ab. Daheim ist die Ankunft der jungen Männer bereits angesagt, die im Häuptlingskral durch ein großes Jubelfest gefeiert wird.

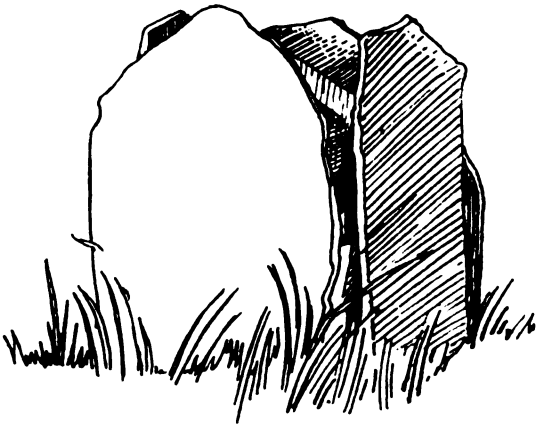


Abb. 4. Moloto.

Stirbt etwa ein Junge während der Beschneidung, so bleibt dies ein Geheimnis. Kost muß auch für ihn täglich weitergebracht werden. Gehen aber die anderen heim, so nimmt ein Mann des Verstorbenen Schüssel (sedivelo), tut das für ihn gegerbte Schurzfell hinein und begibt sich nach dem Hause der Eltern. Hier wirft er die Schüssel vor ihren Füßen in Stücke und eilt fort. Während draußen im Häuptlingskral alles jubelt, setzt hier die Totenklage ein.

Noch etwa zwei bis drei Wochen verbleiben die Neubeschnittenen im Männertor des Häuptlingskrales, wo sie noch einmal Dienstleistungen für den Häuptling zu verrichten haben, bis eines Tages der langersehnte Befehl des Häuptlings an sie ergeht: „Heute dürft ihr, ein jeder nach seinem Heim gehen!", womit die Haupt- oder Beschneidungsschule ihr Ende erreicht hat.

Im folgenden Jahre findet eine Art Ergänzungs- oder Nachschule für die Neubeschnittenen statt, die sog. vochwera oder komana. Ohne dieselbe durchgemacht zu haben, gilt der Beschnittene als ein „le-chaola", d. h. „Unfertiger", und wird als solcher mehr verachtet als einer, der überhaupt die Beschneidung noch nicht empfangen hat. Diese Nachschule dauert zwei Monate. Sie beginnt ebenso wie die Beschneidungsschule mit einer Dienstzeit für den Häuptling. Doch

Digitized by Google

spielt sich daran anknüpfend das Leben und Treiben derselben nicht wie bei der levollo in der Einöde, sondern in den Toren der Hauptstadt ab, wo für die Schüler eine Art Laubhütte errichtet wird. Hier halten sie sich Tag und Nacht auf, in wunderliche, aus dem Bast des motschwana-Dornbaumes geflochtene Röcke gekleidet und mit eigenartigen Grasmasken auf ihren Köpfen und mit Grasgeflechten an Armen und Beinen (Abb. 5). Alles, was sie während dieser Zeit tun und treiben, wird auch hier geheim gehalten, und Leute, welche in ihre Nähe kommen, werden erbarmungslos geschlagen oder selbst getötet. Die Hauptbeschäftigung besteht im Tanzen nach dem eintönigen Klange

Abb. 5. Neubeschnittene während der Vochwera.

von kurzen, breiten Holzpfeifen und in wüsten Biergelagen. Als koma-Zeichen erhält ein jeder die Stammesnarbe eingeritzt. Man krümmt zu diesem Zweck die Spitze einer Eisennadel und ritzt damit einem jeden Schüler eine Narbe vom Kinn bis zu den Ohren. Den Beschluß der vo-chwera-Schule bildet wieder ein großes Jubelfest, an dem Alt und Jung, Männer und Weiber teilnehmen und als Zeichen ihrer Freude das Kriegsgeschrei erschallen lassen.

Analog den Mannbarkeitsschulen für die männliche Jugend findet unter den Sotho von Matlalas Volk auch für das heranwachsende weibliche Geschlecht eine Schule statt, die „vo-jale“ oder „köelo“ genannt wird, während welcher die heranwachsenden Mädchen, bevor

Digitized by Google

sie als heiratsfähig in den Stamm aufgenommen werden, eine strenge Unterweisung in ihren zukünftigen Pflichten durchzumachen haben, welche ebenso geheimnisvoll betrieben wird wie die der Knaben und mehrere Wochen dauert. Dieselbe beginnt im Anschluß an die Beschneidung der Jünglinge und wird von Frauen geleitet. Um sich als Angehörige der Beschneidungsschule auch äußerlich zu kennzeichnen, bemalen sich die Mädchen mit weißer Ockererde und kleiden sich in eine fantastische Umhüllung von Schilfrohr und Schnüren von getrockneten Kürbiskernen. Unter Anführung einer Wärterin (mo-liti) gehen sie zuerst zehn Tage lang jeden Morgen in aller Frühe baden. Dann folgt der Tag des Hauptaktes. Vor demselben scheren sich die Mädchen ganz kahl und tragen einen Stock in der linken Hand. Der Hauptakt, der in einem von dichtem Dorngestrüpp umzäunten Kral in der Nähe der Hauptstadt vorgenommen wird, besteht darin, daß jedem Mädchen ein senkrechter Einschnitt am Schamhügel gemacht wird; auch wird ihnen im Gesicht unterhalb der Augen mit einer Nadel das Stammeszeichen eingeritzt. Die meiste Zeit während der Beschneidungsschule wird mit Unterweisungen ausgefüllt, wobei es darauf ankommt, die Mädchen an die Leiden und Mühen des harten Lebens, das ihrer wartet, zu gewöhnen und sie mit den Pflichten gegen ihren zukünftigen Herrn und Gebieter vertraut zu machen. Sie müssen Wasser und Holz unter schwierigen Verhältnissen zusammenschleppen, Feuer anmachen, erhitzte Gegenstände anfassen, um die Haut der Hände abzuhärten, sowie körperliche Mißhandlungen ertragen lernen. Nach Beendigung dieser etwa zwei Monate dauernden Zeremonie ziehen die Mädchen, mit rotem Ocker eingeschmiert und mit neuen Schurzfellen bekleidet, zum Häuptling, wo als Abschluß ein großes Jubelfest veranstaltet wird, bei welcher Gelegenheit der Häuptling einer jeden einen neuen Namen gibt.

Es sei mir zum Schluß noch erlaubt, an die Schilderung der Mannbarkeitsschule unter den Sotho von Matlalas Volk noch einige allgemeine Bemerkungen über die Mannbarkeitsschule in Südafrika anzuknüpfen.

Augenscheinlich hat es seit altersher unter sämtlichen eingeborenen Völkern Südafrikas, mit Einschluß der Buschmänner und Hottentotten, beim Eintritt der geschlechtlichen Entwicklung eine Art Volksschule gegeben, die darauf hinausging, Ehrfurcht vor den Alten und Achtung vor der Stammessitte einzuprägen, und in der vermutlich auch Unterweisungen über das geschlechtliche Leben ihren Platz gehabt haben. In diese Schule ist die Beschneidung dann erst später als etwas Neues übernommen worden, weil sie in das ganze soziale und religiöse System des Stammeslebens hineinpaßte. Dies läßt sich geschichtlich für eine Reihe südafrikanischer Völker heute noch nachweisen. So fand bei den Xosa-Kaffern in Südostafrika die Beschneidung erst vor etwa 200 Jahren ihren Eingang, von denen sie dann zu den Tembu und Mpondomise vorgedrungen ist. Fast zur selben Zeit finden wir die Beschneidung bei den Sulukaffern in Natal, die der berüchtigte Sulukönig Tschaka jedoch bald wieder aufhob, da sie in sein von ihm unter den Sulu eingeführtes militärisches System nicht hineinpaßte. Von den Kaffern ist die Beschneidung dann zu den Sotho gewandert, und von diesen geht sie neuerdings zu den Wenda über. Hier ist es das eigenartige Völkchen der Malepa, das zerstreut unter den Sotho und Wenda im nördlichen Transvaal lebt und mit seinen eigenartigen Sitten, wie Sabbathaltung, Schächtsitte, Beschneidung u. a. mit semitischen Völkern viel gemein hat, das die Verbreitung und Einführung der Beschneidungssitte in die Stammesschule übernommen hat. Den gleichen

Digitized by Google

Einfluß wie diese Malepa im Norden Transvaals können ehedem andere Eindringlinge weiter im Süden ausgeübt haben. Wie zweifelhaft und unaufgeklärt der Ursprung und die Einführung der Beschneidung in die Mannbarkeitsschulen der südafrikanischen Völker auch immer sein mag, die Schule selbst erweist sich als eine allgemeine, althergebrachte Volkseinrichtung zur Ertüchtigung und Erziehung der Jugend, die zwar unter mancherlei Roheiten abgehalten wurde, aber nicht eigentlich einen ausgesprochen unsittlichen Charakter trug.

Männerzeremonien auf Feuerland und deren kulturhistorische Wertung.

Von
Martin Gusinde.

Einleitung.

„Über die Art, wie die völkerkundlichen Tatsachen zu benutzen sind, herrscht nicht allgemein die gleiche Ansicht. Auf allen Wissensgebieten wiederholt sich die Tatsache, daß man zunächst auf Grund eines noch ganz ungenügenden Vorrates von gesicherter Erkenntnis mit allgemeinen Gesichtspunkten und großen Ideen wirtschaftet, bis dann die bescheidenere, aber zuverlässigere Einzelforschung die meisten dieser hohlen Gebilde zerstört und eine gesunde Grundlage zum Weiterbau der Wissenschaft legt." Aus entschlossener Zielstrebigkeit heraus hatte Schurtz diesen Satz in das einleitende Kapitel zu seinem Werke „Altersklassen und Männerbünde" gesetzt, welches zum ersten Male eine Zusammenfassung und Begründung der geheimen Organisationen, die bei Naturvölkern einer so weiten Verbreitung sich erfreuen, versucht. Die Unsicherheit im Handhaben der Arbeitsmethode kommt in diesen Worten klar zum Ausdruck und sie haben sich voll und ganz erfüllt, wie ein Vergleich der damals und heute bestehenden Ansicht über jene Institutionen es deutlich erweist. Mit den nämlichen soziologischen Erscheinungen beschäftigte sich auch Webster, die bis dahin zutage geförderten Tatsachen verwertend.

Der damals in der Ethnologie vorwiegend bevorzugten Arbeitsmethode entsprechend, fanden diese, wohl wegen ihrer mannigfachen Erscheinungsformen, eine Interpretation und Zurückführung auf den ersten Ursprung nach rein psychologischen Grundsätzen. Doch war, abgesehen von der in jenen Jahren noch sehr lückenhaften Kenntnis und Einsichtnahme in derartige Institutionen, wie nicht anders zu erwarten, die eben genannte meist rein subjektive Einstellung bei ihrer Beurteilung von vornherein eine ungünstige; irrigen Einschätzungen und Widersprüchen waren Tür und Tor geöffnet, wofür die Ausführungen von Schurtz selbst bereits das beste Beispiel liefern.

Aber es mehrten sich während der letzten zwanzig Jahre zu ganz erstaunlichem Umfange die Nachrichten über geheime Männerinstitutionen bei Naturvölkern aller Welt, wenngleich Amerika speziell dabei etwas zurückblieb; und nicht weniger bedeutungsvoll wurde der Umstand, daß mehr Einzelforschung mit strenger Objektivität angestrebt worden ist. Nun versuchte sich auch eine moderne Ethnologie an diesem schwierigen Problem. Denn sie erst war befähigt, dank der von ihr angewandten Arbeitsmethode, volle Klärung in jene merkwürdigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Soziologie hineinzu-

Digitized by Google

bringen; insofern sie zunächst von rein objektiven Gesichtspunkten aus die Naturvölker nach ihrer historischen Altersfolge gruppierte, deren ursprüngliches Kulturganzes als geschlossene Einheit erkannte und spätere Mischungen auf ihre Komponenten zurückführte. Entgegen früheren Aufstellungen ist es von einer kaum hoch genug zu schätzenden Tragweite, daß die geheimen Institutionen unter sich scharf voneinander abgetrennt werden konnten, insofern die eigentlichen Geheimbünde der Männer und deren Maskentänze, welche zueinander in innerem Zusammenhange stehen, mit dem Mutterrecht vergesellschaftet sind, während das totemistische Vaterrecht die Gruppierung der Stammesmitglieder nach Altersklassen aufweist.

Die ernsten Bemühungen der historisch eingestellten, modernen Ethnologie um die lückenlose Aufhellung des Ursprunges, der Ziele und Eigenart der geheimen Zeremonien, Initiationsriten und dgl. mehr, welche in dieser oder jener Form als Gemeingut der Mehrheit unserer Naturvölker betrachtet werden können, hatten als überraschendes Resultat auch eine ganz neu orientierte Bewertung dieser Einrichtungen und eine gerechte Beurteilung der einzelnen Stämme selbst gezeitigt. Nicht nur, daß die soziologische Struktur eines Stammes oft von diesen her erst verständlich wird, auch dessen ethische Verfassung, dessen mythologisches und religiöses System sind wesenhaft damit verknüpft; außerdem bergen gerade die Pubertätsfeiern der eigentlichen Urvölker einen reichen Schatz pädagogischen Taktes und rein menschlichen Erfahrungswissens; schließlich wurde der letzte Ursprung oder die spezifische Ausgestaltung jener sozialen Institutionen von der Art des Wirtschaftsbetriebes her genügend verständlich gemacht.

Wie es nicht anders zu erwarten ist, entziehen sich solche geheime Einrichtungen fast vollständig der Beobachtung eines Fremden. Deshalb braucht es nicht wunderzunehmen, daß diesbetreffende Hinweise in den bisher vorgelegten Berichten über die Feuerländer nur sehr sporadischer Natur und höchst unvollkommen sind; etwas mehr Einsicht war im besonderen in das Männerfest der Selk'nam erreicht worden [1]). Eines der Hauptziele meiner bei diesen südlichsten Amerikanern durchgeführten ethnographischen Untersuchungsarbeiten war deshalb das möglichste Eindringen in deren geheime Versammlungen; nach Überwindung größter Schwierigkeiten, welche sich begreiflicherweise mir in den Weg stellen mußten, wurde mir die passive bzw. aktive Anteilnahme an denselben bei zwei Stämmen möglich; da die Erforschung der Halakwulup speziell von ganz einzigartigen Schwierigkeiten begleitet war und es sich in Anbetracht ihrer sehr geringen Zahl sowohl, als auch der gänzlichen Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Familien nicht mehr ermöglichen ließ, das ganze Programm dieser Feier abzuwickeln, mußte ich mich mit der teilweisen Vorführung einiger Szenen oder einiger Geister begnügen, die weiteren Einzelheiten aber einer genauen Beschreibung entnehmen, nur um überhaupt einen Einblick in diese geheime Einrichtung zu erlangen [2]). Dank jener Bemühungen bin ich heute in der Lage, eine wirklichkeitstreue Schilderung von jeder einzelnen Zeremonie, sowie von deren genetischem Zusammenhang untereinander und endlich von deren Einreihung in

[1]) Die bisher bekannt gewordenen Einzelheiten finden sich nach ihren Quellen zusammengestellt bei Cooper: 156 ss.

[2]) Über meine Arbeitsmethode vgl. Gusinde: Meine Forschungsreisen ins Feuerland und deren Ergebnisse; „Mitt. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien"; Bd. 54, S. [16] ss. — Wien 1924/25; außerdem die offiziellen Informationen in „Publicaciones del Museo de Etnología y Antropología de Chile"; Tomo II–IV. — Santiago 1920–1924.

Digitized by Google

die ihrem Wesen angemessene Kulturperiode vorzulegen Es erfolgt an geeigneter Stelle die Begründung dafür, daß die *Klóketen*-Feier der Selk'nam als ein Kulturelement klassifiziert werden muß, welches, den methodologischen Prinzipien historischer Forschung folgend, entwicklungsgeschichtlich vor das *Kína* der Yamana, und dieses seinerseits vor das *Yinčiháua* der Halakwulup[3]) einzuschieben ist, weil diese beiden als Übertragung von dort her sich charakterisieren.

Dieser Umstand rät dazu, im ersten Teile unserer Abhandlung, welcher das neue Tatsachenmaterial bringen soll, eben diese Reihenfolge bei der Beschreibung einer jeden der drei Feierlichkeiten einzuhalten. Im nächsten Abschnitt erfolgt eine Gegenüberstellung so vieler wesentlicher und unwesentlicher Partien, so daß der genetische Zusammenhang der drei Zeremonien als erwiesen gelten kann; anschließend daran wird außerdem versucht, dieselben als solche Kulturelemente zu charakterisieren, welche, ihrer Entstehung und ihren Zielen nach, einer, der feuerländischen Urkultur gegenüber jüngeren Schicht angehören, demzufolge sie also nur als übernommenes Kulturgut bei diesen Stämmen Platz gegriffen haben.

I. Beschreibung der Zeremonien.

Da die vorliegende Arbeit einen ausgesprochen vergleichenden Charakter besitzt, muß von einer Darstellung des zeitlichen Verlaufes, von den oft sich in die Länge ziehenden Vorbereitungen, von der Erwähnung der häufigen Wiederholungen bei einer jeden dieser Feierlichkeiten hier Abstand genommen werden. Das Tragende, das Prinzipielle, das Richtunggebende für die gesamte Veranstaltung und deren Einzelheiten ist überall die Ursprungsmythe; ohne Verkürzung, jedoch unter Hinweglassung einiger erläuternder Bemerkungen, welche bei gelegentlicher Wiederholung derselben eingeflossen sind, soll diese bedeutungsvolle Erzählung wiedergegeben werden. Aus dem Entwicklungsgang der Feier werden die verschiedenen Elemente so herausgegriffen und gruppiert, wie es eine übersichtliche, spätere Vergleichung als vorteilhaft erheischt.

1. Das Kloketen der Selk'nam.

In den Berichten früherer Autoren wird bereits eine gute Zahl wesentlicher Elemente dieser geheimen Feier, deren Tendenz gegen den weiblichen Teil der Bevölkerung, ihre spezielle Bedeutung für die herangewachsene männliche Jugend, auch die szenenhaften Auftritte der sogenannten Geister mit mehr oder weniger genauer Interpretation geboten. Jedoch fehlt merkwürdigerweise fast überall eine Verknüpfung der eigentlichen Ursprungsmythe mit den Zeremonien selbst; außerdem läßt die Darstellung an Vollständigkeit und objektiver Genauigkeit sehr viel zu wünschen übrig; deshalb mußte auch die Interpretation des Einzelnen und des Ganzen, dessen soziale Bedeutung und Zurückführung auf seinen eigentlichen Ursprung irrig ausfallen. Doch dieser Sachverhalt befremdet dann nicht, wenn man in Erwägung zieht, daß kein einziger von jenen Berichterstattern sein Material aus eigenen Anschauungen erworben hat; letzten Endes verdanken sie dasselbe den Mitteilungen der Brüder Bridges, welche jahrzehntelang in engster

[3]) In der vorliegenden Arbeit kommt jene Fassung des Stammesnamens zur Anwendung, welche ich nach kritischer Überprüfung der früheren Bezeichnungen während meiner Reisen als die einzig genaue und nach ihrer Herleitung als einzig richtige erkannt habe. Deshalb schreibe ich: *Selk'nám* statt Ona, *Yámana* statt Yahgan, *Halakwúlup* statt Alacaluf, Aliculip usw.

Digitized by Google

Berührung mit den Indianern lebten und aus deren Munde auch manches über diese ihre geheime Einrichtung erfahren hatten [4]). Deshalb eignen sich die Beschreibungen aus der Feder von Barclay, Gallardo, Cojazzi, Borgatello, Beauvoir, Furlong usw. keineswegs zu einem kritischen Vergleich und dürfen ohne Nachteil hier beiseite gelassen werden. Da ich als erster Europäer den ganzen Entwicklungsgang erlebt habe [5]) — es war dies auf meiner vierten Expedition, nachdem ich das hinreichende Vertrauen dieser Leute mir erworben hatte —, also nicht auf bloße Erzählungen angewiesen bin, glaube ich, nur meine Beobachtungen und die eigenen Erfahrungen in diese Untersuchung einbeziehen zu dürfen [6]).

a) Die Ursprungsmythe.

Bereits in den drei ersten Tagen dieser Veranstaltung werden dem eben eingeführten Kandidaten die Grundgedanken und die Herleitung der geheimen Versammlung der Männer an der sogenannten Ursprungsmythe entwickelt. Es ist eigentliche Aufgabe des Vorstehers oder Leiters jener geschlossenen Gesellschaft, diese wichtige Mythe zu berichten; dieser Brauch schließt es aber nicht aus, daß auch ein anderer erfahrener Alter dieselbe nochmals, meist in besserem Aufbau und mit größerer Ausführlichkeit, wiederholt [7]). Am dritten Abend erzählte der alte Tenenesk [8]):

„In alter Zeit gab es schon viele Menschen auf der Isla Grande. Damals wandelten Sonne und Mond, Sterne und Winde, Gebirge und Flüsse hier noch ebenso als Menschen, wie wir es heute sind. Aber in jenen Perioden führten die Weiber das Wort, und diese gaben den Männern die Arbeiten an, so wie wir heute den Weibern Aufträge erteilen. Damals also mußten die Männer untertänig sein und gehorsam den Weibern sich fügen; sie hatten die unangenehmen Arbeiten zu verrichten. Also waren sie gezwungen, in der Hütte zu bleiben und das zu erledigen, was die Weiber angaben: sie hatten das Feuer zu unterhalten, das Fleisch zu braten, die Felle zu spannen und zu reinigen, auch die kleinen Kinder zu pflegen und zu behüten. Wenn etwas zu beraten war, traten ausschließlich Weiber zusammen, während die Männer in der Hütte bleiben mußten; ihnen wurde bei Versammlungen und Besprechungen kein Zutritt gewährt. Denn nur die Weiber hatten das Recht, Beschlüsse zu fassen und Befehle zu erteilen; die Männer mußten ihren Anweisungen Folge leisten.

So standen die Männer in gänzlicher Abhängigkeit von den Weibern. Aber weil jene stark und zahlreich waren, so fürchteten die

---

[4]) Mit aller Offenheit spricht dies Cooper: 156 aus, der sich folgendermaßen äußert: "Our sole direct and first-hand source of information on the Yaghan boy initiations was the elder Mr. Bridges, as our main sources for Ona initiations are his sons, Lucas and William. Some of the Ona data have been independently verified by Prof. Tonelli from two natives at Rio Grande mission".

[5]) Früher ist allerdings schon einmal Lucas Bridges während drei Tagen und sein Bruder William während einer Nacht Gast in der großen Männerhütte gewesen; aber weder haben sie alle Geistererscheinungen zu sehen, noch die wichtige Ursprungsmythe zu erfahren die Möglichkeit, noch viel weniger das Interesse dafür gehabt.

[6]) Vgl. hierzu: Gusinde's: Vierte Reise zum Feuerlandstamm der Ona; „Anthropos", Bd. 18/19, S. 522 ss. — Wien-Mödling 1923/24.

[7]) Tatsächlich schon am ersten Abend unsres Zusammenseins in der großen Hütte erzählte der alte Halemink, der damals der rechtmäßige Vorsteher jener Versammlung war, an welcher ich teilnehmen durfte, — es war dies Mitte 1923 — diese Mythe mit weitreichenden Einzelheiten, aber auch mit manchen störenden Lücken und lästigen Wiederholungen.

[8]) Dieser Tenenesk war diesmal nicht der eigentliche Vorsteher, wohl aber der beste Kenner der alten Traditionen und der damals lebende einflußreichste Zauberer; er ist im Winter, also Mitte 1925, gestorben.

Digitized by Google

Schlauesten von diesen, es könnten die Männer sich erheben und den Gehorsam verweigern. Deshalb setzten sich diese listigen Weiber zusammen und überlegten, wie sie die Männer in untergeordneter Stellung halten könnten. Die Schlaueste von allen war Frau *Krę*[9]) (= Mond), Gemahlin des *Krẹn* (= Sonne); sie war eine gewaltige *yohón* (= Zauberin) und besaß den größten Einfluß auf alle übrigen. Die Weiber dachten immer und wieder nach; endlich begannen sie mit dieser geheimen Zusammenkunft: Sie bauten in guter Entfernung vom Lager eine sehr große Hütte, die für sie alle Raum bot; hier kamen sie am Nachmittag zusammen. Keiner der Männer durfte sich nähern, darüber wurde scharf gewacht; jene mußten sich ständig im Lager aufhalten. Eine jede der Frauen malte sich den ganzen Körper mit besonderen Zeichnungen, setzte sich eine Maske aus Rinde, die ebenfalls bemalt wurde, auf den Kopf, daß ihr Gesicht vollständig verdeckt war; jetzt konnte sie von niemandem mehr erkannt werden. So traten die Weiber aus der großen Hütte heraus, einzeln oder zu zweien, oder auch in langer Reihe; bald springend oder hüpfend, bald laufend oder schreitend. Wenn diese neben der großen Hütte sichtbar wurden, rief man die Männer aus ihren Wohnhütten heraus; aus weiter Entfernung sollten sie zuschauen.

Einige Frauen hatten die Männer glauben gemacht, jene Wesen steigen vom Himmel herunter und treten aus der Erde heraus, um zu den in der großen Hütte versammelten Weibern zu kommen. Mit viel Willkür und Eigensinn behandeln diese sowohl Weiber wie Männer; ihnen ist man wehrlos ausgeliefert, weil sie sehr mächtig sind. Und es wurde den Männern erzählt, daß *Xálpen* immer nach dem Betragen der Männer sich erkundigt und auch *Śoǫ́rte* jene schwer straft, welche den Weisungen der Frauen zuwiderhandeln oder unbotmäßig sich zeigen. Außer diesen beiden wurden *Mátan*, *Koṃęnk*, *Tánu*, *Kótaix*, *Ketérnen* und die andern alle sichtbar. Aber in Wirklichkeit waren es doch nur Weiber, welche abwechselnd sich den Körper bemalt, die Rindenmasken sich aufgesetzt und die Männer insgesamt getäuscht hatten. Bei dem allen hatten die Weiber die böse Absicht, alle Männer in Furcht und Schrecken zu jagen, damit sie ihnen immer botmäßig blieben.

Die einflußreichste von allen war Mond; sie befehligte die übrigen Frauen. Auch gab sie diesen an, welche Aufträge an jeden einzelnen der Männer erteilt werden mußten. Fast das ganze Jahr verbrachten die Weiber in der großen Hütte. Tagsüber kam die eine oder andere Frau zum Lager und wies ihrem Manne neue Arbeiten zu; sie aß den Braten, den er ihr zurechtgemacht hatte, denn jede war immer sehr hungrig; auch schlief sie manchmal mit ihrem Manne. Ganz besonders nahm jede Frau darauf Bedacht, daß eine gute Menge Fleisches in der Wohnhütte vorrätig wäre; denn *Xálpen* in der großen Hütte benötigte oft und viel für sich. Dann mußten die Männer alles Fleisch ausliefern, um die gefährliche *Xálpen* nicht noch mehr zu erzürnen.

Einst hatten sich wieder die Weiber zusammengefunden auf einem schönen weiten Rasenplatze und spielten Kloketen in der großen, kegelförmigen Hütte. Die Männer hielten sich im Lager auf, das weit davon abgetrennt war; sie mußten die kleinen Kinder betreuen und die sonstigen Arbeiten erledigen. Wenn *Śoǫ́rte* durch das Lager ging, hüllten sie sich in ihre Mäntel ein und schlossen die Augen; immer wurden sie von ihm schlecht behandelt.

[9]) Es gelangen hier jene diakritischen Zeichen zur Verwendung, welche als das sog. „Anthropos-Alphabet" von Wilhelm Schmidt (IV) vorgeschlagen worden sind.

Digitized by Google

Sonne war ein vorzüglicher Jäger und guter Läufer. Er traf immer reichliche Beute auf seinen Wanderungen an, deshalb war er fast ständig auf der Jagd. Viel Fleisch brachte er heim und verteilte es an die andern Hütten. Fast jeden Tag kamen einige Mädchen im Auftrage der *Xálpen*, um für diese viel Fleisch zur großen Hütte zu schaffen; die Männer mußten alles abgeben, was sie besaßen.

Eines Tages pirschte Sonne wieder draußen auf den Felsen herum und hatte bald ein großes Guanaco erlegt; denn er war ein tüchtiger Jäger. Er lud es auf seine Schultern und wandte sich dem Lager zu. Ermüdet von dem schwierigen Wege und von der drückenden Last, warf er diese mürrisch ab und setzte sich zu kurzer Rast hinter einen Strauch. Unvermerkt war er in die Nähe der Kloketenhütte geraten und saß in geringer Entfernung von einer Lagune. Bald bemerkte er von dort aus, wie zwei erwachsene Mädchen am Ufer standen und sich badeten; sie unterhielten sich vergnüglich und lachten viel. Vorsichtig schlich er ganz nahe heran, um sie besser belauschen zu können. Sie waren bemalt wie *Ketȩrnen*, welche neben der großen Hütte manchmal gezeigt werden. Die Mädchen übten sich darin, steif aufrecht sich haltend bei ganz kurzen Schritten nach vorwärts und rückwärts zu schreiten, so wie Frau Mond es sie gelehrt hatte. Dabei vergnügten sie sich viel und sagten: „Bald haben wir es erreicht! — Wie werden die Männer sich verwundern!" Dabei kicherten sie laut und machten sich lustig über die Männer, welche glaubten, es gäbe wirklich solche *Ketȩrnen*. Große Befriedigung zeigten sie über das schlaue Treiben der Frauen. So spielten sie eine gute Zeit.

Maßlos erzürnt trat Sonne endlich aus seinem Versteck hervor und schrie die Mädchen an: „Ihr falschen Weiber! — So habt ihr die Männer also samt und sonders betrogen! — Jetzt weiß ich alles!" Überrascht und erschreckt sprangen die Mädchen sofort ins Wasser und hielten sich lange unter der Oberfläche. Da lud sich Sonne ärgerlich das Guanaco wieder auf und ging seines Weges weiter. Die Mädchen hörten noch, wie er ihnen zurief: „Euch rate ich, haltet euch hier versteckt, sonst wird es euch schlimm ergehen!" Diese beiden wurden zu *kȫȫklol*. Seither halten sie sich immer verborgen; sie leben zu zweien beieinander, immer dort, wo viele kleine Wasserstrudel sind, an ganz unzugänglichen Orten; kommt jemand in ihre Nähe, dann tauchen sie schnell unter.

Langsam nur schritt *Krȩn* aus; denn er wollte seine Erregung sich erst ganz verlaufen lassen, bevor er zum Lager käme, damit niemand ihm etwas anmerken könnte. Während er so bedächtig einherging, überlegte er, was er jetzt unternehmen sollte. Als er im Lager eintraf, trug er den Frauen und Männern gegenüber so viel Gleichgültigkeit zur Schau, daß niemand ahnen konnte, was Schreckliches er soeben gewahr werden mußte.

Vorsichtig suchte er einen der Männer nach dem andern in deren Hütte auf; jedem erzählte er das falsche Spiel der Frauen und deckte den ganzen großen Betrug auf. Alle Männer sollten den wahren Sachverhalt erfahren: In der großen Hütte sind nur Weiber; diese bemalen sich den ganzen Körper und setzen sich einen *tólon*[10]) auf den Kopf, daß niemand sie erkennen kann! — Als die Männer das hörten, gerieten sie in maßlosen Zorn; aber auch sie verbargen ihre Aufregung; Sonne

[10]) *tólon* = die eigentliche Maske, welche über den Kopf gestülpt wird. Es soll dieselbe aus Rinde hergestellt sein; in Ermangelung dieses Stoffes darf auch Leder verwertet werden, dem aber die gleiche zylindrische Form gegeben werden muß.

Digitized by Google

hatte ihnen strengstens befohlen, nicht das Geringste sich anmerken zu lassen. Aber sie wollten sich auch Sicherheit verschaffen. Deshalb machte Sonne den Vorschlag, einige flinke Männer zur großen Hütte zu schicken; diese sollten schnell durchlaufen und berichten, was dort vor sich geht; doch ohne sich von den Frauen erwischen zu lassen. Damit waren die Männer einverstanden.

Zuerst wurde der kleine *Kexken* abgesandt. Er duckte sich nieder, drückte sich fest an den Rasen und schlich sich ungesehen heran; — denn die Weiber hielten strenge Wache. Dann bog er an der einen Seite in die große Hütte hinein und der Innenwand entlang laufend, huschte er bei der andern Seite wieder hinaus. Wohl stieß er an die *tólon* an, daß zwei davon umfielen[11]); aber niemand hatte ihn entdeckt. Als er im Lager wieder eintraf, sagte er den Männern: „Ich habe nur unsere Frauen und Mädchen gesehen. Eine jede hatte hinter sich eine Maske aufgestellt. Sonst war niemand dort."

Nach kurzer Zeit ermunterten sie den kleinen *Tornéeren;* er war ein unternehmungslustiger Mann. Wirklich schlich er sich heran, lief durch die große Hütte und niemand bemerkte ihn. Er kam zurück und erzählte den Männern: „Es ist gewiß, dort sitzen nur Weiber. Jede hat hinter sich einen *tólon* aufgestellt!"

Nun wurde noch *Céčun*[12]) abgeschickt; das war ein flinker, sehr verwegener Geselle. Vorsichtig schlich er sich heran. Schneller noch wie die beiden andern huschte er, die Innenwand streifend, hinter dem Rücken der dort hockenden Weiber durch. Niemand hatte ihn bemerkt. Den Männern berichtete er: „Dort in der großen Hütte sah ich weder *Soórte*, nach *Mátan*, noch *Xálpen;* nur Weiber sitzen herum!" —

Jetzt wußten die Männer, daß sie betrogen wurden. Sofort wollten sie die große Hütte überfallen und alle Weiber umbringen. *Sĕt* sollte sich heranschleichen und den Männern im günstigen Augenblicke ein Zeichen geben. Man verabredete sich, und dann schlich er vorsichtig aus dem Lager, der großen Hütte entgegen.

Aber jetzt traf unerwartet *Támtan* ein, die Tochter des *Krŏn*, begleitet von zwei andern Frauen. Sie stellte sich vor ihn hin und sagte: „Die *Xálpen* braucht wieder viel Fleisch! — Gib uns also, was du mitgebracht!"... Da griff Sonne voll Unmut nach dem Guanaco, das er soeben heimgebracht hatte, schlug es wütend auf den Boden, seiner Tochter vor die Füße, und schrie sie an: „Nimm dir dieses Fleisch hier, mehr habe ich heute nicht angetroffen. — Trage es deiner Mutter und den andern Weibern; denn sie allein essen es ja und tun sich gütlich dabei! . . . Es wird ja reichen für alle Weiber dort in der großen Hütte!"

Die *Támtan* nahm das Guanaco, ganz verwirrt wegen dieses Auftrittes und der sonderbaren Worte ihres Vaters. Sie trug es zur großen Hütte. Als sie in die Nähe des Einganges kam, machte sie wie gewöhnlich: *tttt. . .*; damit kündigte sie ihr Kommen an. Bleich noch vor Schrecken, überreichte sie *Krŏ*, ihrer Mutter, das Fleisch; alle Weiber starrten sie fragend an. Deshalb sagte sie: „Als mich mein Vater sah, warf er mir dieses Guanaco zu Füßen und ganz erregt schrie er mich an: ‚Nimm dir dieses Fleisch hier, mehr habe ich heute nicht

[11]) Es besteht die strenge Vorschrift, daß jede Person die von ihr gebrauchte Maske mit aller Vorsicht aufstellt, hinter dem eigenen Sitzplatz und gegen die Innenwand der Hütte gelehnt.

[12]) Die hier erwähnten drei Abgesandten sind heute sämtlich kleine Vögel; desgleichen die weiter unten genannten Personen.

Digitized by Google

angetroffen! — Trag' es deiner Mutter und den andern Weibern; denn sie allein essen es ja und tun sich gütlich dabei. . . Es wird ja reichen für alle Weiber dort in der großen Hütte!" — Als die Frauen und Mädchen solche Worte hörten, fuhr ein gewaltiger Schrecken ihnen allen durch die Glieder; die klügeren Weiber zitterten vor Angst und Furcht und sahen schon ihr betrügerisches Spiel durch die Männer entschleiert. Sie sagten sich: „*Krẹn* muß doch etwas entdeckt haben, wie könnte er sonst derartige Worte gebrauchen!"

Lange hielt ihre Verwirrung an. Doch schnell mußte gehandelt werden, um Klarheit zu erlangen und um größeres Übel zu verhindern. Nach vielen Überlegungen und Vorschlägen behielt schließlich Frau *Krẹ̄* das letzte Wort: „Ein *Xálpen te wáken!*[13]) sogleich noch einmal machen", befahl sie in strengem Tone. Die Weiber machten sich fertig. Da sie selbst die mächtigste *yọhọn* war, ging sie vorauf. Sie hatte sich besonders schön malen lassen und war von vier andern Frauen begleitet. Persönlich wollte sie sich überzeugen von dem, was wohl die Männer sagen und wie sie diese Gesandtschaft aufnehmen würden. Im Lager angekommen, gingen sie von einer Hütte zur andern und erhielten so viel Fleisch, als eben vorrätig war. Sie merkten nichts Außergewöhnliches. Ein älterer Mann sagte mit verständlicher Stimme vor sich hin: „Soll dieses Fleisch wirklich für die *Xálpen* sein?" Ein anderer bemerkte: „Man kann nicht wissen, ob die Weiber schließlich nicht selbst dieses Fleisch verzehren!" Noch weitere ähnliche Äußerungen konnten die Frauen hören. Frau *Krẹ̄* ging nun zur großen Hütte zurück; ihr blieb kein Zweifel mehr darüber, daß die Männer das falsche Spiel durchschauten; etwas mußten sie erfahren haben.

Um noch größere Sicherheit zu erlangen über das, was den Männern bekannt geworden sein könnte, sollte sogleich ein *Šọọrte* durch das Lager gehen; der müßte die Männer scharf beobachten, genau zuhorchen, wie sie sich äußern würden und welche Absichten sie jetzt zu verstehen gäben; denn nun tat rasches Handeln dringend not. Schon machte sich ein Weib fertig, malte sich und setzte die Maske auf. Andere Frauen waren inzwischen ins Lager gegangen und kündigten das baldige Kommen des *Šọọrte* an. Ein jeder der Männer lief in seine Hütte und verhing sich das Gesicht mit dem Fellmantel. Die Weiber hatten sich gut verteilt, daß jeder einzelne Mann genau beobachtet werden konnte, als *Šọọrte* das Lager durchquerte. Was früher nie vorgekommen, diesmal mußten die Frauen laute Bemerkungen vonseiten der Männer hören. Einer sagte: „Wer weiß, ob es wirklich ein *Šọọrte* ist!" Ein anderer äußerte sich: „Man kann nicht wissen, ob die Weiber uns täuschen!" Wieder ein anderer: „Die Weiber spielen wohl nur mit uns!" Endlich noch: „Es scheint, als ob die Weiber uns nur Angst machen wollten!" Und einer rief laut: „Es ist ja möglich, daß eines unserer Weiber sich bemalt hat, und wir glauben, es wäre ein *Šọọrte!*" Dies alles konnten die Weiber sich anhören. Die größte Bestürzung befiel sie und ratlos vereinigten sie sich alle wieder in der großen Hütte, nachdem auch *Šọọrte* verschwunden war. Aber unter den Männern entstand eine merkwürdige Unruhe. Das beobachteten die Weiber sehr wohl, und Frau *Krẹ̄* schrie

[13]) *Xálpen te wáken* = Die *Xálpen* schickt [= eine Art Gesandtschaft] in das gemeinschaftliche Lager, um dort in den einzelnen Hütten Fleisch für sich anzufordern. Gewöhnlich setzt sich diese Abordnung aus einem Zauberer und zwei bis drei Männern zusammen; damals waren dies selbstverständlich Weiber, welche diesen Auftrag erledigen mußten.

Digitized by Google

zum Lager hin: „Haltet euch still, die *Xálpen* ist sehr wütend und erzürnt!“ Doch diese Worte brachten keine Änderung hervor.

Völlig ratlos gestand nun Frau Mond den Weibern: „Es steht sehr schlimm um uns! — Machen wir noch einen weiteren Versuch, um die Männer zu beängstigen; führen wir noch schnell auf: *Xálpen ke xat!* . . .“ [14]). Sogleich bildeten die Weiber zwei Reihen und traten aus der großen Hütte heraus, je eine Reihe auf die rechte und linke Seite des Einganges. Inzwischen stellte sich Mond vor die Hütte und hieß die Männer näher herankommen. Denn jetzt würde *Xálpen* ein Weib nach dem andern hineinrufen und auffressen. Bei dieser Vorführung sollten die Männer in äußerste Angst geraten. Inzwischen aber hatte sich jeder von ihnen mit einem dicken Knüppel versehen. Als jetzt Frau *Krẽ* sie aufforderte: „Kommt etwas näher heran, ihr sollt erfahren, wie wütend die *Xálpen* ist: Eure Weiber werden jetzt samt und sonders aufgefressen!“ — da nahmen die Männer einen mächtigen Anlauf und stürmten heran, viel weiter, als es hätte sein sollen. Frau Mond gebot Einhalt und schrie: „Nicht zu nahe, ihr Männer, haltet euch der Hütte fern!“ In diesem Augenblick ließ *Sẽt* einen Pfiff ertönen; er hatte sich ja ganz nahe der Hütte versteckt gehalten. Die Männer verstanden dieses Zeichen und drängten ungeduldig nach vorwärts. Frau Mond schrie in äußerster Angst: „Zurück, ihr Männer! — Die *Xálpen* springt sonst heraus!“ Dies alles hatten die übrigen Weiber drinnen in der Hütte mit ansehen müssen; in ihrer Verzweiflung ermunterten sie die *Krẽ*: „Die Männer sind schon ganz nahe, schrei doch lauter! — O weh, wo sollen wir jetzt hin!“ Aber die Männer stießen Frau *Krẽ* gegen die große Hütte zurück, erreichten den Eingang und wälzten sich hinein. Dieser Männerknäuel hatte die Frau *Krẽ* selbst vor sich hergeschoben. Sonne brüllte aus ganzer Kraft: „Jetzt schlagt die Weiber nieder!“ Und sie schwangen die Knüppel und hieben ein auf die Masse der Weiber. Jeder würgte die erstbeste Frau, die er gerade erreichte; in kürzester Zeit lagen sie alle blutig und erschlagen am Boden.

Der *Krẽn* aber zog ein brennendes Holzscheit aus dem Feuer und ging damit auf sein mächtiges Weib los. Beim ersten Schlage, den er ihr versetzte, erzitterte das ganze Firmament; beim zweiten und dritten Hiebe wurde es noch bedrohlicher. Deshalb ließ er davon ab, sie niederzuschlagen, aus Furcht, der ganze Himmel könnte zusammenbrechen. Da entwischte Frau Mond aus der großen Hütte und entfloh zum Firmament hinauf; Sonne, ihr Gemahl, lief ihr nach, aber bis heute konnte er sie nicht erreichen. Doch sieht man in ihrem Gesichte noch die Brandflecken und schwarzen Narben von damals. Manchmal erscheint sie ganz rot; dann nämlich, wenn sie wieder in Wut gerät über die Männer. Doch auch der Haß der Männer gegen sie hat bis heute nicht nachgelassen.

Die wutschnaubenden Männer stießen jetzt die große Hütte um, zerstreuten das Feuer und machten den ganzen Platz dem Erdboden gleich. Mehrere waren inzwischen zum Lager gegangen, wo sie alle erwachsenen Mädchen erschlugen, die schon ein Verständnis hatten für das, was hier vor sich gegangen war; nur den unmündigen Kindern ließ man das Leben, diese sollten das Selk'namvolk später erhalten. Erst nach langen Jahren, als diese kleinen Kinder zu Frauen geworden

[14]) *Xálpen ke xat* = *Xálpen* frißt [= die Männer]. Durch lautes Schreien und durch Schlagen auf den Boden wird in der großen Hütte seitens der Insassen eine Szene markiert, als ob alle Personen jetzt von der erzürnten *Xálpen* umgebracht und langsam erwürgt würden.

Digitized by Google

waren, spielten die Männer zum ersten Male vor diesen ihr Kloketenfest; somit konnten es jene Weiber nicht wissen, wie die Männer in den Besitz dieser geheimen Spiele gelangt waren.

Es gab nun eine gewaltige Umwälzung; die Weiber wurden größtenteils zu Tieren, und man kann an ihnen noch die Bemalung sehen, mit welcher sie damals bei ihrer großen Betrügerei vor den Männern aufgetreten waren[15]) . . .

Erst nach geraumer Zeit kamen die beiden *Kóoklol* wieder an die Oberfläche; aber da sie so lange unter Wasser verborgen geblieben waren, wurden sie vom großen Morden verschont. An sehr versteckten Orten halten sie sich deshalb bis heute noch auf. . . .

Das ist die Geschichte von dem großen Betruge der Frauen in alter Zeit. Seit jener allgemeinen Umwälzung dürfen nur die Männer hier in der großen Hütte zusammenkommen; wenn die jungen Burschen Schweigen gelernt haben, dann treten sie ein und werden *Klóketen*. Euch habe ich dies alles nun erzählt: ihr wißt jetzt: *Soórte*, *Xálpen*, *Mátan* und alles Übrige: das machen wir Männer; aber hütet euch, den Weibern davon etwas zu verraten! — Der letzte unserer Männer muß dieses Geheimnis mitnehmen ins Grab, und nie soll eine Frau erfahren, daß wir Männer hier in dieser großen Hütte spielen, uns bemalen, und den *tólon* aufsetzen. — Also hütet dieses Geheimnis in aller Strenge! . . ." —

Mit diesen Worten schloß Tenenesk seine Erzählung. Mit gespannter Aufmerksamkeit und mit sichtlichem Ernst waren alle Männer seinen Ausführungen gefolgt. —

Meinerseits möchte ich noch anfügen, daß kleinere Varianten und Ergänzungen, jedoch nur nebensächlicher Natur, welche bei einer späteren Wiederholung dieser Mythe zutage traten, bei einer anderen Gelegenheit Verwertung finden sollen; für unseren Vergleich sind dieselben ziemlich belanglos.

b) Entwicklungsgang der Feier.

Die sich oft monatelang hinziehenden Veranstaltungen können an dieser Stelle nur kurz und nach ihren wichtigeren Besonderheiten charakterisiert werden. Den Verlauf schrittweise zu schildern, würde nämlich eine öftere Wiederholung des gleichen szenischen Auftrittes oder der nämlichen Vorführungen fordern; deshalb sei das doppelte Hauptziel dieser Zeremonien als Einteilungsprinzip der folgenden Darstellung zugrunde gelegt.

Aus der eben wiedergegebenen Mythe ist teilweise die Zweckbestimmung dieser Einrichtung schon ersichtlich: Es soll der herangereiften männlichen Jugend dieses für die Männer so wichtige Geheimnis vermittelt werden. Füglich kann dies aber nur geschehen, wenn der Kandidat die erforderliche geistige Reife aufweist, um treuer Hüter des ihm anzuvertrauenden Schatzes zu sein. Und da er durch Anteilnahme an diesem Geheimnis in den Kreis der Männer aufgenommen wird, muß er außerdem mit hinreichender Ausführlichkeit erzieherisch beeinflußt werden, um später dem Stamme ein brauchbares, wertvolles Mitglied zu sein; somit gestaltet sich seine Initiation zu einem vollständigen Erziehungskursus um. Andererseits soll durch diese Veranstaltung der Männer ein mächtiger Faktor zur Ein-

[15]) Es soll damit Bezug genommen werden auf das buntfarbige Fell oder Gefieder der so zahlreichen Tiere im Feuerlande.

Digitized by Google

schüchterung der Frauen in Szene gesetzt und diesen aufs neue ihre obligate Gefügigkeit jenen gegenüber ins Gedächtnis gerufen werden [16]).

a) Es bedarf noch kurzer Erwähnung, daß der Zusammentritt der Männer zu dieser geheimen Feier durchaus nicht an eine bestimmte Zeitperiode oder an irgendwelchen äußeren Anlaß mit Notwendigkeit geknüpft ist; ausschlaggebend bleibt eigentlich das Vorhandensein von Burschen, welche für die Initiation reif befunden werden; denn kein Kloketenfest ohne die eigentlichen Kloketen! Diese Tatsache ist jedoch als conditio sine qua non zu würdigen, nicht aber als eigentliches oder einziges Ziel. Gelegentlich überlegen einflußreiche Alte über die Konvenienz einer neuen Versammlung; denn ihnen obliegt die schwere Verpflichtung, das wichtige Geheimnis ihren männlichen Nachkommen zu vermitteln und für gute Ausbildung derselben zu sorgen. Nach längeren und wiederholten Besprechungen wird eine gewisse Einigung über Zeit und Ort der Zusammenkunft erzielt, ohne daß damit ein verpflichtender Zwang zur Teilnahme für jeden bereits initiierten Mann gegeben wäre; denn jeder ist frei, sich daran zu beteiligen oder fern zu bleiben. Aber allein schon das Geselligkeitsbedürfnis drängt den einzelnen mit unwiderstehlicher Gewalt zu jeder Veranstaltung hin, und des Genusses eines vergnüglichen Beisammenseins so vieler Alters- und Geschlechtsgenossen will niemand verlustig gehen.

Abweichend davon ist die Sachlage für die herangereiften Burschen; denn für sie besteht die Pflicht, diese ernsten Erziehungsmaßnahmen über sich ergehen zu lassen. Daß keiner dieselben umgeht, darüber wachen die nächsten Verwandten mit peinlicher Sorgfalt. Eine bestimmte Altersgrenze, wie etwa bei uns das sechste Lebensjahr zum Schulbesuch verpflichtet, besteht für die Initiation nicht; übrigens merkt sich der Indianer weder den eigenen Geburtstag noch den seiner Kinder.

Dafür aber wird geistige Reife erfordert; das will besagen: genügende Urteilskraft, um die Tragweite der zu übermittelnden Tradition zu würdigen; so viel Selbstbeherrschung, um eine umsichtige Haltung den Frauen gegenüber zu bewahren, so viel Willensschulung und Charakter, um den späteren Verpflichtungen als Mann allseitig zu entsprechen. Die Alten sagen: „Wir beobachten den Burschen, ob er schweigen kann, ob er sich schon getrennt hat vom Spiel der kleinen Kinder, ob er bereits in seine späteren Arbeiten eingeführt ist. Genügt er unseren Anforderungen nicht, dann lassen wir ihn warten bis zum nächsten Fest!“ Wer aber zufriedenstellende Aussichten bietet, der wird zu einem *Klóketen* gemacht und bleibt es während der ganzen Zeit seiner Initiation. Damit habe ich die primäre Bedeutung jenes Wortes aufgedeckt: *Klóketen* = Kandidat oder Bursche, welcher zum ersten Male an der geheimen Veranstaltung der Männer teilnimmt. Frühere Schriftsteller fassen diesen Ausdruck in einem weiteren Sinne auch für die ganze Feier überhaupt; sie sprechen also von dem *Klóketen* als einer geheimen Versammlung der Männer, die allerdings immer als Ziel die Erziehung eines oder mehrerer Kandidaten verfolgt.

Hat die Auslese der einzuführenden Burschen stattgefunden, so ist damit auch der rechtmäßige Vorsteher wie von selbst bestimmt; dieses

[16]) Schon hier sei darauf hingewiesen, — die ausführliche Erläuterung erfolgt erst gegen Schluß dieser Abhandlung — daß das Kloketen-Fest der Selk'nam einen doppelten Zweck verfolgt; neben der Einschüchterung der Frauen soll es auch eine Unterweisung der Kandidaten sein, welche zum ersten Male daran teilzunehmen verpflichtet werden; durch diesen letzteren Umstand unterscheidet es sich wesentlich von den Männerfeiern der beiden anderen Stämme.

Digitized by Google

Amt fällt nach alten Gewohnheitsrechten jenem Manne zu, dessen Sohn der an Jahren älteste aller Kandidaten ist; ein Umstand, welcher aus Vergleichung sehr leicht sich ableiten läßt. Obwohl dieser Mann die Ausübung seiner Funktionen teilweise oder gänzlich einem erfahrenen Alten meist überläßt, bei ihm steht letzten Endes trotzdem die ganze Autorität und Verantwortlichkeit, die Leitung und Beschlußfassung; er also gibt im passenden Augenblicke auch das Zeichen zum Abbruch des alten Lagers und zur Übersiedlung an einen andern Platz.

Nicht jede Gegend eignet sich zur Abhaltung der Zeremonien. Abgesehen davon, daß die größtmöglichste Stille, Einsamkeit und Ungestörtheit dem Unternehmen viel Ernst und Weihe aufprägt, erheischt auch der Lebensunterhalt für eine größere Zahl von Teilnehmern seine Berücksichtigung: ein günstiger Strand, ein beliebter Standort der Guanacos oder Wildgänse empfiehlt sich für diesen Zweck. Nicht weniger wichtig sind die Forderungen, welche unter Bezugnahme auf das Auftreten von Geistern an das Terrain gestellt werden müssen. Der Plan der Anlage, wozu notwendig eine kleinere Pampa gehört, ist dann derart, daß das Standlager unter den ersten Bäumen am Waldesrande aufgeschlagen wird; davor dehnt sich eine ebene Wiese aus, die etwa 180 bis 200 Schritt breit ist; an deren gegenüberliegender Seite, aber wenige Schritte außerhalb des Waldes, baut man die große Hütte, *há'in* genannt, auf. Diese hat ihren weiten Eingang nach Osten hin offen, und zwar schaut derselbe zum Walde jenseits des Lagers hin, damit die Männer, von den Weibern unbemerkt, leicht aus dem Schutz der Bäume in die große Hütte schlüpfen können. Das Standlager findet sich also, von hier aus betrachtet, über die Wiese hinweg westwärts; nach Süden und Norden zieht sich die Pampa meist noch weit in die Länge. Beim Heraustreten der „Geister", welche, mit Ausnahme des *Ṣoǫ́rte*, sich in nächster Nähe des Einganges halten, müssen Weiber und Kinder an den Waldesrand oder aus ihrer Hütte herauskommen, um deren Erscheinen aus weiter Ferne zu betrachten; dafür ist die dazwischenliegende offene Wiese ein unumgängliches Erfordernis.

Die Hütte ist immer von konischer Form, aufgerichtet aus sieben Hauptpfosten und den übrigen, füllenden Stämmen; außen herum, bis auf Manneshöhe, werden, des größeren Schutzes halber, ausgestochene, flache Rasenklumpen angelegt und übereinandergebaut. Eine Bemalung des Innenraumes ist nicht üblich. In der Mitte brennt das Feuer. In einem breiten Streifen, der Innenwand entlang, wird das kurze, harte Pampagras in dicker Schicht auf die Erde hingestreut, — Reisig darf nie verwendet werden; hier erhält jeder Mann und jeder Kandidat seinen bestimmten Sitzplatz. Außerdem wird jedem der kleine Pfad zugewiesen, auf dem er herein- und heraustreten muß; ein Verstoß gegen diese Wegrichtung bringt bisweilen einem Unachtsamen den baldigen Tod.

Nun kann die Aushebung des Kandidaten aus seinem bisherigen gesellschaftlichen Milieu und die Überführung in den Kreis der Männer erfolgen. In einer der Wohnhütten wird sein ganzer Körper rot bemalt; unter Geschrei und Weinen der Frauen, zumal der nächsten Verwandten, geleitet ein älterer Bursche den ängstlich zitternden Neuling zur großen Hütte. Hier hat er zunächst einen schweren Ringkampf mit einem *Ṣoǫ́rte* zu bestehen; die befremdliche, maskierte Gestalt, die neue Umgebung, das Unsichere der Zukunft, das Aussichtslose, den Armen dieses seltsamen Wesens sich entwinden zu können, lassen dem Kandidaten den Angstschweiß auf die Stirne treten. Erst bei fast völliger Erschöpfung wird der Bursche von den umstehenden

Digitized by Google

Männern aufgefordert, mit eigener Hand — er tut es schließlich mit Angst und Zittern — die Maske des *Soorte* zu heben; jetzt offenbart sich ihm das Gesicht eines ihm bekannten Mannes! . . . Vor Überraschung findet er sich nicht mehr zurecht. —

Im Anschluß an diesen Kampf wird dem Kandidaten ein bestimmter Sitzplatz angewiesen und etwas Ruhe ihm gewährt. Doch schon bald erhält er die ersten Aufklärungen und längeren Unterweisungen; sie gipfeln darin, daß diese Veranstaltung von den Männern mit der Absicht, die Weiber zu täuschen, inszeniert wird; wer dieses Geheimnis zu verraten wagt, ist dem sofortigen Tode geweiht.

Die Tagesordnung für den Kloketen ist überaus streng. In bestimmter Haltung, mit unterschlagenen Beinen und auf einen Arm sich stützend, hat er die Zeit seines Aufenthaltes in der Hütte zu verbringen, ohne sich zu bewegen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne zu lachen; also immer ernst, schweigsam, die Augen auf den Boden gerichtet, so muß er verharren. Während der ersten Tage gibt man ihm nur einmal, später zweimal eine kleine Portion Fleisch; auch die Zeit des Schlafens ist eine sehr beschränkte. Den ganzen Tag und auch vereinzelte Nächte verbringt er draußen auf Wanderungen durch die Wälder, über das Gebirge, oder auf der Jagd und bei Schießübungen; immer unter Führung und Anweisung eines Mannes. Weiteren praktischen Übungen zur Einführung in seine späteren Pflichten hat er in der großen Hütte sich zu unterziehen. Kommt er kurz vor Sonnenuntergang zurück, muß er sogleich den Männern bei ihrer Maskierung helfen. Sind die Auftritte der „Geister" beendet, dann beginnt die Zeit der Belehrungen, theoretischen Unterweisungen, ständiger ernster Ermahnungen und weiterer Einführung in die Mythologie. Immer wiederholt sich die Ursprungssage in einzelnen Teilen; sie endet mit der Ermahnung zu strengstem Schweigen. Daneben wird er, auch unter Androhung von Strafen, auf die Übung der wichtigsten Tugenden hingewiesen; als solche pflegt man zu nennen: Arbeitsamkeit, Pflichttreue, Respekt vor älteren Personen, Gehorsam den Eltern und Verwandten gegenüber, Altruismus und Hilfsbereitschaft, Verträglichkeit und eheliche Treue. Diese langanhaltende, erzieherische Beeinflussung nicht nur allgemeinen Charakters, sondern auch individueller Natur, bleibt nicht ohne die erwünschte Wirkung: es werden ganze Männer und treue Hüter der Stammestradition herangebildet.

Die für alle sonstwie beteiligten Männer geltende Tagesordnung dient selbstverständlich ganz anderen Zielen. Im Vordergrunde steht die Befriedigung ihres Geselligkeitsbedürfnisses; denn das ständige Nomadenleben ließ einen ergiebigen Gedankenaustausch der fast täglich auf Wanderung begriffenen Familien nicht zu; hier aber fehlt es nicht an Muße, an reicher Abwechslung und neuer Anregung; eben deshalb, weil Vertreter der verschiedensten Gegenden zusammentreffen und weil die Kloketen jedem Manne einen wichtigen Teil seiner Arbeiten abnehmen. Die ernste Pflicht der Unterweisung der Kandidaten legt den in Frage kommenden Alten eine kaum merkliche Belästigung auf. Dafür aber fordert die Darstellung der einzelnen Geister etwas mehr Anstrengung und Mühe, welche besonders auf die Schultern der jüngeren Männer abgeladen wird. Irgendwelche Einschränkungen im Schlafen oder Essen gelten für sie nicht; im Gegenteil, sie schwelgen sozusagen in der großen Hütte, allerdings ohne das mindeste Vorwissen der Frauen. Junggesellen schlafen ebenfalls hier, während die Verheirateten durchgängig die Nacht in ihrer Wohnhütte verbringen. Alle aber können sich sehr ungebunden bewegen und frei

Digitized by Google

von jedem Zwange einrichten; nur muß die erforderliche Zahl von Darstellern bei den einzelnen Geistererscheinungen und von Führern oder Lehrmeistern für die Kandidaten zur Verfügung stehen; eine Forderung, welche sich leicht erledigen läßt in Anbetracht der großen Teilnehmerzahl.

β) Als weiteres Hauptziel der geheimen Männerversammlung ist die Einschüchterung des weiblichen Teiles der Bevölkerung, um denselben in ständiger Gefügigkeit und Botmäßigkeit zu erhalten, genannt worden. Mittel hierzu ist das Auftreten sogenannter „Geister", also gewisser Wesen, deren wirkliche Existenz den Weibern glauben gemacht wird: sie kämen aus der Erde oder aus verschiedenen Himmelsgegenden oder von oben herunter, fänden sich in der großen Hütte ein und würden des öfteren sichtbar; jedenfalls ständen alle Männer unter deren Befehlen und seien ihren Willkürlichkeiten ausgesetzt; sie beobachten und erfragen das Benehmen der Weiber; wer von denselben sich etwas zuschulden kommen ließe, habe deren Rache und Strafe zu fürchten.

Daher ist es von fundamentaler Bedeutung, über die wahre Natur dieser Wesen bei den Frauen nicht den leisesten Verdacht zu erregen; nicht nur darf außerhalb der großen Hütte über diesen Gegenstand nie gesprochen werden, auch ihr Benehmen während der Feier wissen die Männer so geschickt einzurichten, daß niemand auf die rechte Spur geleitet wird. Dazu gehört, daß sie in Übernahme der Geisterrolle ständig sich abwechseln; große Ermattung, angeblich durch *Xálpen* ihnen verursacht, vortäuschen; sich traurig und geängstigt stellen, weil die Geister eine allgemeine Unzufriedenheit über die Weiber an den Tag legen; endlich auch einen gewaltigen Hunger vorgeben, um ihr heimliches Essen in der großen Hütte zu vertuschen.

Tatsächlich leben alle Weiber auch heute noch in der Überzeugung, daß jene „Geister" eben doch anders geartete Wesen sind, deren eigentliche Natur ihnen allerdings unbekannt bleibt; darüber einen Mann zu befragen, ist ihnen strengstens untersagt. Merkwürdigerweise fehlt für die bei derartigen Zeremonien auftretenden Wesen ein generischer Begriff; man nennt sie nicht *Káspi* = Geister, Seelen; auch nicht *Yǫ̀si* = Wald- oder Nachtgeister; nur Eigennamen sind dafür in Gebrauch, also jener ist eben ein *Soǫ́rte* oder ein *Mátan* usw. Dieser Umstand verstärkt sehr den Eindruck, wie wenn diese Wesen in das Geistersystem der Selk'nam nicht hineinpassen.

Also nur die Männer treten auf und zwar in einer „Kostümierung", daß die Täuschung der Weiber eine vollständige ist. Der Darsteller legt seine Kleidung ab und läßt sich bemalen, je nach der Rolle, die er spielen muß; auf den Kopf setzt er sich die Maske *(= tólon)*, welche eigentlich aus Rinde sein soll; als Ersatzmittel ist auch Leder zulässig. Für Bemalungen kommen nur die Farben: schwarz, weiß, rot zur Verwertung.

An diese allgemeinen Bemerkungen gliedert sich die nähere Beschreibung der Geister an. Das alles beherrschende Wesen ist die weiblich gedachte *Xálpen*, von absoluter Macht über das, was im Lager lebt und sich regt hier in der großen Hütte; voller Willkürlichkeiten vornehmlich gegen die Männer; mit letzteren hat sie auch geschlechtlichen Umgang. Nur einmal gewöhnlich wird sie im Verlauf der ganzen Feier sichtbar; man stellt sie dar als ungeheuren, an der Erde kriechenden Wurm, denn „sie lebt in der Erde". Sonst aber wird ihr Verhalten von der großen Hütte her durch einen älteren Mann „ausgerufen", damit die Leute im Lager sich entsprechend einzurichten

Digitized by Google

wissen. Beispielsweise treibt sie einen Mann nach dem andern heraus, um rechts und links der großen Hütte auf- und abzulaufen, dabei ein brennendes Holzscheit radförmig mit der Hand zu schwingen; oder sie frißt in ihrem Zorne die Männer auf, wobei jeder den letzten Schrei in furchtbarer Angst und mit lauter Stimme ertönen läßt; sein Ende wird dadurch markiert, daß ein anderer mit hartem Lederballen auf den

Abb. 1. Šǫórte.

glatten Erdboden schlägt. Sie schickt auch eine Art Gesandtschaft zu den Hütten, um dort Fleisch zu sammeln *(= Xálpen te wáken)*; es heißt, dieses Fleisch wäre für sie, — wird aber vergnüglich von den Männern verzehrt. Eine weitere Gruppe muß des öftern entsandt werden, um Farbstoffe zu holen; diese benötigen selbstverständlich die Männer für das tägliche Bemalen ihres Körpers und der Masken (Abb. 1, 2).

Als Gemahl der *Xálpen* gilt *Šǫórte*. (Abb. 1). Eigentlich besitzt, wie gesagt wird, jede Gegend einen solchen „Geist"; doch finden sie

Digitized by Google

alle sich vollzählig dort immer ein, wo die große Hütte aufgerichtet wird. Täglich wenigstens einmal geht er durch das Lager, zerzaust die Hütten, verschleppt die Gegenstände, schlägt einzelne Weiber und eilt wieder zurück. Während seines Besuches muß jede Frau in ihrer Hütte bleiben und das Gesicht vollständig verhüllt halten; gerade darüber wachen einzelne Männer sehr scharf, welche in Begleitung des *Ṣoǫ́rte* durch das Lager gehen.

Bei *Kulpúš* treten die Männer in langer, seitlicher Reihe aus der Hütte; sie tragen als Bemalung nur einige Querstriche und führen diesen Tanz im Auftrage der *Xálpen* auf. Desgleichen auch das merkwürdige, *Hapaškán* genannte Spiel: die Männer hüpfen, in Hockerstellung, im Grase herum; dabei dürfen sich die Frauen so weit nähern, daß sie den Mann an den Haaren fassend, dessen Kopf an den Erdboden drücken. So bleibt er liegen, bis die Weiber, zum Lager geschickt und der großen Hütte beim Weglaufen den Rücken kehrend, nicht sehen können, daß diese alle wieder aufstehen; es heißt: „Geheilt vom guten *yǫhǫ́n*, namens *Olim*". Dieser zeigt sich den Männern gegenüber sehr günstig und hilfsbereit in jeder Lage; zumal dann, „wenn *Xálpen* sie wieder blutig geschlagen hat". Doch wird er den Frauen nie sichtbar.

Besonders erfreut zeigt er sich, wenn bald *Ketárnen* vorgezeigt werden soll. Dieses ist das Kind, welches *Xálpen* mit einem Kloketen gezeugt hat. Um das jugendliche Alter dieses seltenen Kindes zu markieren, wird ein etwas schwächlicherer Kandidat rot bemalt und mit Daunenfedern, in langen vertikalen Reihen aufgeklebt, geschmückt. Diese Szene ist den Frauen ein wahrer Genuß.

Außerdem bleibt noch *Mátan* zu erwähnen; er pflegt in weiten, seitlich ausschreitenden Sprüngen aufzutreten; dabei hält er die Maske so, daß die flachen Hände auf die Ohrgegend zu liegen kommen, mit den im Ellbogengelenk geknickten Armen, welche gehoben und seitlich gerichtet sind. *Ólen* ist der Geist mit dem großen Kopf; *Kótaix* trägt einen kurzen, dick umwickelten Stock vor die Stirn gebunden, so daß er als der „Gehörnte" bezeichnet werden muß. Im Dienste des *Ṣoǫ́rte* stehen die *Hāyílan*, groteske, tölpelhafte Gesellen, welche durch ihr spaßiges Benehmen mit etwas erotischem Einschlag die Leute belustigen.

Merkwürdig ist auch eine Art Phallostanz, der nur selten zur Darstellung kommt und dann immer gleich zu Beginn der Feierlichkeit angeordnet wird; dabei dürfen sich Weiber und Kinder sogar an den Eingang der Hütte stellen, weil jener nur im Innenraum aufgeführt wird. Bei ungünstiger Witterung treten die Männer zum Regentanz zusammen, welchen sie neben dem Brunnenloch veranstalten. Sie tragen dabei nichts weiter als einen aus langen Grasbüscheln gedrehten Wulst auf dem Kopfe, und während sie sich im Kreise bewegen, gießen Frauen ihnen kaltes Wasser auf den nackten Rücken.

Wenngleich geringe Differenzen in Charakterisierung der Geister bei der nördlichen und südlichen Gruppe sich herausgebildet haben, wesentliche Abweichungen konnten nicht nachgewiesen werden. Das Ziel der Veranstaltung bleibt jedenfalls überall das gleiche und wird auch restlos erreicht.

Abschließend muß noch die einflußreiche Haltung und bevorzugte Stellung des Zauberers erwähnt werden; denn bestimmte Geister, wie *Mátan* und *Ketárnen*, darf nur er zur Vorführung bringen.

Damit ist die Serie der Geister beendet. Sie treten im Verlauf der Feier nur ganz unregelmäßig und in gewissen Abständen voneinander

Digitized by Google

auf; abgesehen von *Šǫǫrte*, der wenigstens einmal täglich sichtbar wird.

Verschiedene äußere Faktoren können den Abschluß der Zeremonien anraten: der Mangel an Jagdtieren, ungünstige örtliche Verhältnisse, eine gewisse Ermüdung unter den Männern usw. Nach zwei oder mehreren Monaten wird die Versammlung aufgelöst, nachdem vorher

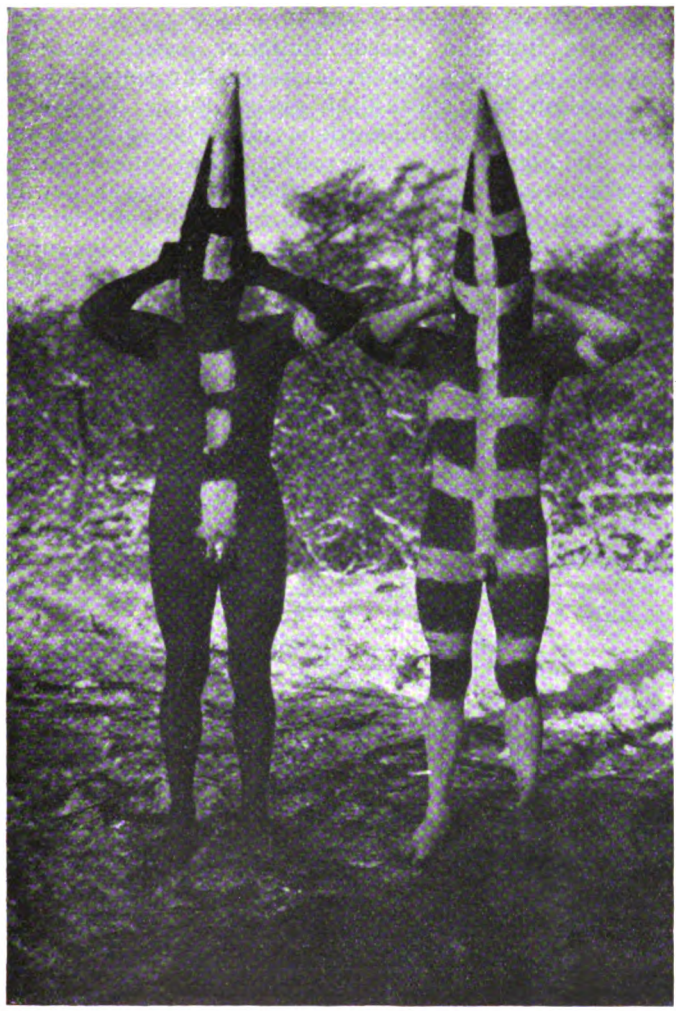


Abb. 2. Klóketen-Geister.

die Masken im Walde versteckt und alles Verdächtige aus der großen Hütte entfernt worden ist. Die Männer alle kommen im großen Trupp, in ihrer Mitte geleiten sie die Kandidaten, zum Lager zurück; letztere legen in ihrem ganzen Wesen nun großen Ernst an den Tag und gehören von jetzt an zur Gruppe der Männer.

2. Das Kina der Yamana.

Auf meiner dritten Expedition war ich Teilnehmer dieser Veranstaltung, welche nur auf meine Bitten hin anberaumt wurde, nachdem sie

Digitized by Google

schon seit langem nicht mehr wiederholt worden war; dieselbe fand statt Anfang 1922, und mehr als 30 Jahre waren inzwischen verflossen, seitdem die Männer zum letzten Male zu dieser Feier zusammengetreten waren. Dieser Umstand macht es verständlich, daß manche Einzelheiten den Alten kaum noch geläufig sein konnten, den jungen Männern sogar vollständig neu vorkamen. Trotzdem ließ sich ein hinreichend vollständiges Bild der Kinafeier gewinnen, zumal auf meiner vierten Expedition noch manche Gelegenheit sich bot, wichtige Einzelheiten nachzutragen [17]).

Der um die Sprache dieser Indianer sehr verdiente Pastor T. Bridges gab in seinen vielen Artikeln nur sehr selten und dann immer so undeutlich und sporadisch einige kurze Hinweise auf diese Zeremonien, er beurteilte sie außerdem nur nebensächlich und so wegwerfend, daß ihr eigentlicher Charakter von einem aufmerksamen Leser nicht erkannt werden konnte. Spätere Autoren erwähnen nicht einmal den Namen davon [18]). Die von mir zutage geförderten Resultate erweisen sich deshalb als vollständig neu; sie sollen hier, unter Berücksichtigung des Zieles dieser Arbeit in der Anordnung und nach der Auswahl getroffen werden, welche für das Kloketen der Selk'nam maßgebend gewesen sind.

a) Die Ursprungsmythe.

Schon eingangs möchte ich auf die überraschende Gleichstimmigkeit dieser Mythe mit jener der Selk'nam aufmerksam machen. Davon gab ich selbst mir erst Rechenschaft auf meiner vierten Expedition, und es konnte mir darüber kein Zweifel mehr bleiben, daß unsere Indianer dieselbe von ihren Nachbarn übernommen haben müssen; — merkwürdig genug, daß ich zunächst diese Einrichtung in der übertragenen Form bei den Yamana und ein Jahr später die Originalfassung bei den Selk'nam kennen lernen durfte.

Der Leiter des Kina ist ein *yékamus* (= Zauberer). Spätestens am dritten Tage berichtet er den jungen Männern, welche zum ersten Male hier Einlaß finden, nachdem sie zweimal die *Ciexáus*-Unterweisungen [19]) genossen haben, diese wichtige Mythe; gleichsam das Fundament der ganzen geheimen Veranstaltung. Der damals noch lebende alte Masemekens, der beste Kenner der Vorgeschichte, erzählte sie uns, während alle Männer mit größter Sammlung und Schweigsamkeit ihm lauschten.

„Oben im Norden der Isla Grande [20]) und dann weiter auf der schönen Pampa von *Yayióxan* (auf dem Ostufer der Isla Grande) spielten die Weiber zuerst das Kina. Damals hatten die Frauen allein die Gewalt; sie befahlen den Männern und diese waren untertan, so wie heute die Weiber den Männern gehorchen müssen. Auch saßen die

[17]) Es wurde mir dies möglich anläßlich der Medizinmann-Schule, welche damals abgehalten wurde, und an welcher ich teilnehmen durfte; eben weil diese Veranstaltung mit dem Kina-Fest gewisse Beziehungen aufweist. Vgl. M. Gusinde's: Vierte Reise zum Feuerlandstamm der Yagan; „Anthropos", Bd. XVI/XVII, S. 966 ss; Wien-Mödling 1921/22.

[18]) Gewisse Vermutungen sind indes früher ausgesprochen worden; Cooper: 156 hat dieselben zusammengestellt.

[19]) Damit ist die eigentliche Jugendweihe gemeint; derselben sich zu unterziehen sind sowohl Knaben als Mädchen unterschiedslos verpflichtet, nachdem sie das Pubertätsalter erreicht haben. Ich konnte diese Einrichtungen, welche neben den Männerfeiern existieren, bei den Yamana und Halakwulup antreffen, während bei den Selk'nam, wie noch gezeigt werden soll, diese beiden Institutionen zu einer einzigen Veranstaltung zusammengelegt worden sind.

[20]) Also unzweideutig im eigentlichen Heimatgebiet der Selk'nam, denen die Große Insel als Eigentum angehörte.

Digitized by Google

Männer hinten am Heck, während die Frauen vorn am Bug des Kanus saßen. Alle Arbeiten in der Hütte mußten sie verrichten, nach Anweisung der Weiber: die Kinder betreuen, das Feuer hüten, die Felle reinigen und dergleichen mehr.

So sollte es immer sein. Deshalb erfanden die Weiber diese große Hütte und alles, was darin vorgeht. Sie sagten den Männern: „Wir suchen *Tánowa*, wo sie sich wohl findet, ob sie aus der Erde hervorkäme und in die große Hütte einträte!" Das hielten die Männer für Wahrheit und sie mußten mitziehen, wenn die Weiber das Lager abbrachen, um *Tánowa* zu suchen.

Aber sie fanden die *Tánowa* in jener Gegend nicht und deshalb zogen sie an einen andern Ort. Erst gingen sie der Nordküste dieser Isla Grande entlang, bis an die Nordostspitze. Und wo sie Rast machten, da bauten sie die Kinahütte auf und spielten weiter. So wanderten sie am Ostufer der Isla entlang in der Richtung nach Süden. Überall, wo sie spielten, bildete sich eine schöne weite Pampa; sie suchten immer nach der großen bösen *Tánowa*. Noch weiter südwärts zogen sie, bis sie in die Nähe des Cabo San Pablo kamen; dann gingen sie nicht mehr der Küste entlang, und daher sieht man auch heute noch, daß südlich von diesem Kap sich nur bewaldetes, gebirgiges Land befindet. Die Weiber nahmen jetzt eine südwestliche Richtung, überschritten die Cordillere und kamen an den Beaglekanal, an die südliche Küste dieser Isla Grande, dort in der Gegend von Puerto Haberton. Von hier aus zogen sie westwärts. Überall wo sie die Kinahütte bauten und spielten, wie bei Puerto Brown, da gestaltete sich die Erde um, und es bildete sich sehr schönes ebenes Land. Und später zogen sie weiter an der Küste des Kanal Beagle entlang, immer westwärts, bis sie endlich nach *Yáia-ašáka* (= Boca del infierno, etwas südlich vom heutigen Städtchen Ushuaia) kamen. Hier spielten sie oft und sehr lange Zeit ihr Kina. Sie traten heraus aus der großen Hütte, eine nur oder mehrere, über und über bemalt, dabei einen *hílix* (= Maske) auf dem Kopfe tragend. Den Männern rief eine *yékamuš* zu: „Das ist *Súna-yaka*"; wieder einmal: „Das ist *Wuasénim-yaka*"; und noch viele andere Geister kamen heraus. Die Männer glaubten, es wäre so; aber eigentlich hatten die Weiber selbst sich bemalt, und da sie mit der Maske ihr Gesicht verdeckten, konnte kein Mann sie erkennen.

Aber da nach langem Spielen und Suchen sie die *Tánowa* doch nicht finden und aus der Erde herausholen konnten, da entschlossen sie sich, nicht mehr weiterzuziehen, sondern hier in *Yáia-ašáka* zu bleiben. Denn dieser Platz gefiel ihnen sehr und sie sagten: „Hier wollen wir bleiben! . . . Wir wollen jetzt die Männer täuschen und ihnen sagen: Wir haben *Tánowa* gefunden; sie kommt jetzt aus der Erde heraus und ist bei uns in der großen Hütte!" — Da wickelten sie einige trockene Felle zu einer dicken Rolle zusammen, schlugen damit auf die Erde, daß es dröhnte, schrien, brüllten und heulten wie aufs höchste geängstigt, daß es die Männer hörten. Diese waren in ihre Hütten gelaufen und wurden ebenfalls von großer Furcht ergriffen. Sie sagten: „Wirklich, die Weiber haben jetzt *Tánowa* entdeckt! — Denn früher hatten sie nicht so laut und anhaltend geschrien, wenn die Geister auftraten". Als aber dieses fürchterliche Geheul anhob und die Erde dröhnte, da sagten die Männer: „Das ist sicherlich *Tánowa*, die aus der Erde heraufsteigt; die Weiber haben sie also gefunden!" Hier in *Yaia-ašáka* nun spielten sie weiter. Die Männer wurden in Angst und Unterwürfigkeit gehalten; auch erledigten sie wie bisher alle Arbeiten, so wie die Frauen es angaben.

Digitized by Google

Lēm, Sonne, war ein trefflicher Jäger; deshalb wurde er immer wieder auf die Jagd geschickt. Er brachte gute Beute heim. Übrigens die zahlreichen Weiber in der Kinahütte benötigten viel Fleisch. Eines Tages hatte er wieder ein großes Guanaco auf der Jagd erlegt und er lud es sich auf die Schultern. Als er sich dem Lager näherte, kam er bei einer Lagune vorbei und hörte hier die Stimme zweier Mädchen. *Lēm* wurde neugierig und sagte sich: „Was mögen diese beiden wohl haben?" — Er schlich sich leise heran, verdeckt vom Gebüsch, und sah nun, wie die beiden Mädchen die Bemalung, in welcher die „Geister" aufzutreten pflegen, sich abwuschen. Dabei machten sie Übungen, um die Stimme seiner Tochter (= der Tochter des *Lēm*) nachzuahmen; denn diese spielte eine bevorzugte Rolle im Kinahause. Die Mädchen plauderten: „Wir wollen uns gut üben und die Tochter des *Lēm* genau nachahmen! — Dann wollen wir ihr singen helfen und die Männer täuschen!" So übten sie weiter und sprachen über das Leben und Treiben in der Kinahütte.

Da sprang *Lēm* plötzlich aus dem Versteck hervor und stellte sich so nahe vor die Mädchen, daß sie nicht entwischen konnten. Voller Ernst sagte er: „Was macht ihr denn hier?" Sie verstummten vor Schrecken! — Da befahl er ihnen: „Ihr müßt mir alles sagen, was ihr hier treibt, was ihr gesprochen habt und was in der Kinahütte vor sich geht! Vieles habe ich ja schon gehört, denn ich habe euch belauscht . ." Da wurden die Mädchen rot vor Scham und der Angstschweiß trat ihnen auf die Stirne. Aber schließlich erzählten sie dem *Lēm* alles und sagten: „Es sind die Weiber selber, welche sich bemalen und eine Maske aufsetzen; dann treten sie heraus aus der Hütte. Andere [„Geister"] gibt es dort nicht. Die Weiber sind es selbst, welche brüllen und heulen, um die Männer zu erschrecken; aber die *Tánowa* tut so etwas nicht" . . . Und noch manches andere erzählten sie ihm. Da sagte *Lēm:* „Zum Danke will ich euch einen Rat geben: Bleibt hier an der Lagune und geht nicht mehr zurück, weder zum Lager, noch zur Kinahütte; denn etwas Schlimmes wird jetzt eintreten!" . . . Deshalb blieben diese beiden Mädchen hier zurück und sie wurden später zu kleinen Süßwasserenten.

Ärgerlich nahm sich *Lēm* sein Guanaco wieder auf die Schultern und wandte sich dem Lager zu; er dachte daran, wie er sich an den Weibern rächen sollte. Vor seiner Hütte angekommen, warf er das Guanaco mißmutig auf die Erde und sagte: „Also dafür schleppe ich alle Tage die gute Jagdbeute herbei, daß meine Töchter sich über mich lustig machen und uns Männer insgesamt betrügen! . . . Das Fleisch nehmen sie uns weg, als ob es für *Tánowa* wäre, und in der Kinahütte essen sie es selber! . . ." Und alle, welche in der Nähe seiner Hütte standen, schauten erstaunt auf und fragten sich: „Was ist denn geschehen? — Was sagt *Lēm?* — Weshalb ist er so wütend?"

Zufällig saß die *Tešurš-kipa* (= jetzt ein kleiner Vogel) in der Nähe und arbeitete an einer Harpunenspitze. Sie hörte die zornigen Worte des *Lēm* und sagte sich: „Dem muß wohl jemand die Sache der Weiber erzählt haben; vielleicht hat er die Mädchen belauscht, welche zur Lagune gehen, um sich zu waschen!" . . . Sie wurde rot vor Scham, denn sie glaubte, die Betrügereien der Weiber wären entdeckt. Sie dachte: „Wie könnte ich den *Lēm* nur zum Schweigen bringen, daß er nichts erzählt, und nicht noch andere Männer etwas erfahren!" Denn viele Männer lagen ja in dieser Hütte; allerdings zugedeckt, aber sie waren doch wach. Nur sie selbst saß da, ohne unter die Decke gekrochen zu sein. Als nun *Lēm* eintrat, sagte ihm dieses

Digitized by Google

Weib mit der Absicht, alles zu vertuschen und ihn zum Schweigen zu bringen: „Soeben haben wir Weiber den Männern großen Schrecken eingejagt! Wir sind hierher zu dieser Hütte gekommen, die Männer krochen unter die Decken und glaubten wohl, wir wären *Kalampása*.“ Dies sagte sie, um *Lēm* etwas verdutzt zu machen und abzulenken, damit er nicht weiterspräche und die Männer nichts hören sollten.

Bald danach indes ging sie hinaus, lief zur Kinahütte und erzählte den Weibern, daß *Lēm* alles wissen müsse. Große Bestürzung unter den Weibern dort war die Folge. Sie standen auf, malten sich, schrien sehr laut, setzten sich Masken auf und kamen wieder zu jener Hütte, wo alle Männer sich zusammengefunden hatten; diese wollten sie jetzt ganz besonders in Angst und Schrecken jagen. Die Männer schauten heimlich hervor aus den Fellen, mit denen sie zugedeckt waren. Sie sagten sich: „Wir wollen uns jetzt aber nicht erschrecken lassen, sondern gut zuschauen, ob dies wirklich unsere Weiber sind!“ — Da hielten sie sich wohl die Hände vor das Gesicht; aber unvermerkt schauten sie zwischen den Fingern durch. Während die Weiber so tanzten und schrien, auch ihren Mund ganz nahe an die Ohren der Männer hielten, schauten diese gut zu. Sie verhielten sich aber sehr still. Als nach sehr langem Tanze die ermüdeten Weiber abzogen, deckten sich die Männer wieder auf und sagten einer nach dem andern: „Jene war meine Tochter — jene war deine Frau — jene war mein Weib; ich habe sie erkannt! . . . Also waren es keine *Kalampása*, sondern nur unsere Weiber!“

Damit war der Betrug der Weiber entdeckt. *Lēm* erzählte ausführlich den übrigen Männern, was er dort an der Lagune gesehen und gehört hatte. Jetzt wollten die Männer noch weitere Erkundigungen anstellen. Sie überlegten, was zu tun wäre. Da schickten sie den Schnellfüßigsten aus, um den Weibern nachzulaufen. Er rannte hinter diesen her und huschte in die große Hütte hinein: Die Weiber saßen im Kreise um das Feuer und jede Frau hatte hinter sich die Maske gegen die Hüttenwand gelehnt; das Gesicht einer jeden konnte der kleine Mann sehr gut erkennen. *Salalakína* hieß er; heute ist er ein kleiner Vogel. Er lief schnell in die Hütte hinein und machte die Runde hinter dem Rücken der dort hockenden Weiber; er warf alle Masken um[21]) und entwischte an der andern Seite des breiten Einganges. Da ahnten die Weiber, daß wohl ein schneller Mann hier durchgelaufen sein mußte; denn wie wären sonst alle Masken umgefallen! — Vor Beschämung knirschten sie und schrien laut auf. Der kleine *Salalakína* erzählte nun den Männern: „Ich kam zur Hütte, lief schnell von der einen Seite hinüber zur anderen und warf alle Masken um; aber die *Tánowa* habe ich nicht gesehen . . . Es waren nur Weiber in der Hütte!“ —

Das hörten sich die Männer an. Sie glaubten indes noch mehr Sicherheit sich verschaffen zu müssen; sie wollten wissen, ob die Weiber sie nur betrügen mit dem, was sie von *Tánowa* erzählen. Deshalb schickten sie bald diesen, bald jenen Mann, der besonders schnell laufen konnte, ab; erst die kleineren, dann die größeren. Diese schlichen sich bei der einen Seite hinein, huschten schnell durch und entwischten auf der anderen Seite. Das aber merkten schließlich die Weiber; sogleich griffen sie nach Bogen und Pfeil. Wenn wieder solch ein Mann

[21]) Die Masken werden hier nämlich in der gleichen Weise aufgestellt, wie in der Kloketen-Hütte der Selk'nam; durch das Umstürzen aller zur gleichen Zeit sollten die Frauen aufmerksam gemacht werden, daß ein Fremdling hier schnell durchgegangen war.

Digitized by Google

durch die Hütte gelaufen und ihre Masken umgeworfen hatte, schossen sie ihm einen Pfeil nach; der blieb ihm hinten stecken und er wurde dann zum Schwanze. Besonders die schwerfälligen Tiere — die damals Männer waren — wurden leichter vom Pfeile erreicht, und daher haben sie bis heute ihren Schwanz. Der Fischotter warfen sie eine Harpune nach: deshalb hat sie bis heute noch einen breiten Schwanz. Dem Fuchs warf man einen eben dort liegenden Canelo-Strauch [22]) mit allen Blättern und Zweiglein nach; der blieb ihm hinten stecken, und so ist sein Schwanz buschig. Und jeder Mann, welcher durch die Hütte lief, wurde von den Weibern auf diese Weise vertrieben.

Als endlich die Männer keinen schnellfüßigen Läufer mehr hatten, ruhten sie aus. Dann bewaffneten sie sich eilig mit ihren Knütteln, Schleudern, Harpunen, Steinen und Pfeilen; nun rückten sie immer näher heran an die große Hütte. Die Weiber gerieten in furchtbare Angst. Aber jene stürmten voran und es kam zum schweren Kampfe. Die Männer schlugen auf die Weiber ein, und nur zwei von ihnen konnten entwischen; alle übrigen erhielten schwere Schläge und wurden dann in Tiere verwandelt. Ihnen allen kann man es anmerken, daß sie damals arge Hiebe mitbekommen haben. Und während des Kampfes schüttete *Lēm* große Wassermengen auf die Kina-Hütte, um das Feuer zu löschen; denn diese war in Brand geraten. Viel Wasser goß er aus, und dieses wurde zu einer gewaltigen Welle, und diese Welle ging dann weit hinaus ins Meer und nahm die großen Hochseetiere mit; denn für diese gibt es keinen Platz auf der Erde. Diese Welle sieht man heute noch: es sind die gewaltigen schaumgekrönten Wogen, die an hochragenden, außenliegenden Felsen sich brechen.

So wurden alle Weiber umgebracht; die kleinen Kinder aber ließ man am Leben. — Bald nach diesem schweren Kampfe ging *Lēm* als Sonne zum Firmament hinauf; gleichzeitig aber auch sein Bruder, der Regenbogen und dessen Weib Mond.

Seit jener Zeit nun spielen die Männer in der Kina-Hütte; sie tun es auf die gleiche Art und auf die nämliche Weise wie einstens die Weiber." —

Damit beendete Masemekens die schöne Mythe. Zu lang verhaltener Entspannung atmeten die Männer auf, und bald zeigte sich auf ihren Gesichtszügen der Schalk und die Zufriedenheit über die bisher gelungene Täuschung der Weiber.

b) Entwicklungsgang der Feier.

In Übereinstimmung mit dem Kloketen verfolgt das Kina als Hauptzweck die Einschüchterung aller Frauen, um sie ihren Männern gegenüber willfährig und gehorsam zu erhalten; die gleichen Mittel werden auch hier in Szene gesetzt. Jedoch ist die Einführung neuer Kandidaten von untergeordneter Bedeutung, fällt aber nichtsdestoweniger unter die Ziele dieser Veranstaltung.

a) Daß dieselbe in einem gewissen Zeitintervall regelmäßig wiederholt werden muß, darüber bestehen keine Bestimmungen. In alter Zeit schloß sie sich häufig der Jugendweihe an, und das Stranden eines Wales war nicht selten die natürliche Veranlassung dazu. Einflußreiche Zauberer einigten sich über Ort und Zeit des Beginnes sowie über die einzuführenden jungen Männer. Diesen Entscheidungen schlossen sich alle übrigen widerspruchslos an, mehr aus moralischem Zwang als aus positiver Verpflichtung. Gesellschaftliche Bedürfnisse

[22]) Canelo ist *Drimys Winteri* Forst., ein niedriger Baum mit buschigem Blattwerk, den Magnoliaceen angehörig.

Digitized by Google

mußten auch bei ihnen sich im Laufe der Zeit fühlbar gemacht haben, wenn sie monate- und jahrelang auf den Gedankenaustausch nur innerhalb des engeren Kreises ihrer Familie oder nächster Verwandten beschränkt geblieben waren; wo größere Geselligkeit lockte, dorthin drängte es deshalb die Männer sowohl wie die Frauen.

Abweichend von den für das Kloketen-Fest geltenden Vorbedingungen ist das Kina durchaus nicht an das Vorhandensein von einzuführenden Kandidaten gebunden. Hier treten eben nur solche Burschen ein, welche ihren Erziehungskursus bereits im *Ciexáns* durchgemacht haben; deswegen brauchen ihnen Belehrungen oder Unterweisungen über ihr Tun und Lassen, über ihre Pflichten und Arbeiten nicht nochmals erteilt zu werden; durch die Anteilnahme an dieser Veranstaltung erfolgt eben nur ihre definitive Einreihung in den Kreis der Männer durch Vermittlung des wichtigen Kina-Geheimnisses. Desgleichen kommen eigene strengere Maßnahmen gegen sie speziell, sowie eine besondere Tagesordnung in Wegfall; es gibt keine unterschiedliche Behandlung für die Kandidaten einerseits und für die älteren Männer andererseits. Die Einführung des vorher auserwählten Burschen vollzieht sich auf folgende Art: Wenn er noch in seiner Wohnhütte sich befindet, werden ihm von zwei Männern die Augen verbunden; so geleiten ihn diese ins Kina-Haus. Hier wird er zunächst durch einige „Geister" erschreckt; darauf nimmt man ihm die Binde vor den Augen weg und derWirklichkeit sieht er sich nun gegenüber!... Anschließend daran erhält er die ersten Unterweisungen über die Natur dieser „Geister" und über seine Pflicht, strengstes Schweigen über alle Vorgänge in dieser Hütte zu bewahren.

Nun tritt für ihn die auch alle übrigen Männer verpflichtende Tagesordnung in Kraft. Bei diesem Zusammensein steht das unbehinderte, dem Geselligkeitstrieb sich überlassende Genießen im Vordergrund; überaus lebhaft ist der Gedanken- und Erfahrungsaustausch, zumal während der ersten Wochen. Da meist ein gestrandeter Wal die Männer sowohl wie die Frauen der Pflicht zur Nahrungssuche enthebt, bleibt ihnen ausgedehnte Zeit und Muße für müßiges Herumhocken in der Hütte und für endloses Erzählen.

Das Auftreten der Geister fällt in die Zeit vom beginnenden Sonnenuntergang bis kurz vor Mitternacht. Danach legen sich alle zur Ruhe; Junggesellen bleiben meist in der großen Hütte, während die verheirateten Männer zu ihrer Familie gehen. Erst wenn die Sonne schon hoch steht, erhebt man sich vom Nachtlager, um weiter der Muße und Unterhaltung zu pflegen, oder um kurze Arbeiten zu erledigen.

Auch hier weist die Hütte (Abb. 3) eine konische Form auf; um drei Hauptpfeiler sind die übrigen Stämmchen gruppiert. Außen herum werden ausgestochene, flache Rasenklumpen angelegt, als notwendiger Schutz gegen die Witterungseinflüsse und zur größeren Sicherheit gegenüber den Weibern. Auch die innere Einrichtung ist der Kloketen-Hütte vollkommen gleich; mit der einzigen Ausnahme, daß auf halber Höhe rund herum drei aneinanderstoßende handbreite Striche, schwarz, weiß, rot — von unten nach oben gezählt —, aufgezeichnet werden. Jeder der Teilnehmer erhält seinen besonderen Sitzplatz zugewiesen; der leitende Zauberer hockt am Eingange. Merkwürdigerweise hatte bei der Westgruppe, welche den Halakwulup benachbart ist, neben der konischen auch eine langgestreckte, halbkugelige Hüttenform für diese Feier Verwendung gefunden.

Selbstverständlich wird ein geeignetes Terrain für die große Hütte mit Sorgfalt ausgewählt; zwischen ihr und dem Lagerplatz muß sich

Digitized by Google

eine kleine flache Wiese ausdehnen. Mit Vorliebe errichtet man den Bau auf flacher Erderhöhung, wodurch die theatralische Wirkung des Erscheinens der „Geister" merklich gesteigert wird.

Sehr bezeichnend für eine gewisse Verflachung des Ernstes dieses Geheimnisses spricht die Tatsache, daß sogar vereinzelte, wenngleich zuverlässige Frauen in die große Hütte der Männer eingeladen werden; hier behandelt man sie wie jeden andern Kandidaten, doch dürfen sie nie als eigentliche „Geister" auftreten. Allen wird wiederholt die strengste Verschwiegenheit zu besonderer Pflicht gemacht.

Abb. 3. Kina-Hütte.

β) Die weiberfeindliche Tendenz der Kina-Feier ist bei weitem nicht so scharf markiert wie beim Kloketen-Fest, wenngleich auch durch sie an erster Stelle die Gefügigkeit und gehorsame Unterwürfigkeit der Frauen ihren Männern gegenüber angestrebt wird. Auch hier setzt man das Auftreten von „Geistern", welche aus verschiedenen Gegenden kommend in der großen Hütte sich einfinden, als Mittel zum Zweck in Szene; „viel haben die Männer durch ihre Willkür zu leiden". — Masken und Körperbemalung finden die nämliche Verwendung wie bei den Selk'nam; es sind auch hier nur die drei Farben schwarz, weiß, rot in Gebrauch. In Ermangelung passender Rinde darf auch ein Fellstück als Maske benutzt werden.

Zum Unterschied von den Selk'nam kennen unsere Yamana eine schier endlose Reihe von „Geistern" (Abb. 4), welche in ihrer Gesamtheit von *Tánowa* abhängig sind; letztere spielt die gleiche bevorzugte, bedeutungsvolle Rolle wie *Xálpen*. Sie lebt sonst in der Erde, wird

Digitized by Google

zwar in der großen Hütte den Männern, aber nie den Weibern sichtbar. Wenn erzürnt, wütet sie furchtbar gegen die Männer und frißt dieselben sogar auf; der Tag des großen Mordens aller *Kina*-Teilnehmer ist ein Anlaß zu tiefster Trauer für die Weiber. Unter vorgetäuschter Ermattung und großem Hunger finden sie sich öfters in der Wohnhütte

Abb. 4. Kina-Geist.

ein und ernten das erwünschte Mitgefühl oder Bedauern bei ihren Frauen. Der gute Schutzgeist *Lęxa-kipa* erweckt die Toten wieder zum Leben und heilt ihre Wunden. Häufig geht eine Gesandtschaft von Männern im Auftrage der *Tánowa* durch das Lager, um Fleisch und auch Farbstoffe in ihrem Auftrage und für sie, wie es heißt, zu sammeln; selbstverständlich verschaffen sich die Männer heimlich reichliche Mengen von Nahrungsmitteln auch auf anderm Wege, welche sie ohne Vorwissen der Frauen vergnüglich verzehren.

Digitized by Google

Ein sehr gefürchteter Geist ist auch *Ciníku*, weil er den Männern schwere Wunden beibringt. Blutig im Gesicht kommen sie manchmal in ihre Wohnhütte zurück, um die noch frischen Spuren einer schlechten Behandlung seitens des *Ciníku* oder der *Tánowa* den Weibern vorzuweisen; in Wirklichkeit hatten sie kurz vorher mit einem Stöckchen so lange in ihrer Nase herumgebohrt, bis reichlich Blut floß. Das gleiche Trugspiel führen bekanntlich die Selk'nam auf, welche vorgeben, von *Soǫ́rte* mißhandelt worden zu sein.

Es würde zu weit führen, die überaus lange Serie der übrigen Geister [23]) hier namhaft zu machen; letztere unterscheiden sich durch ihre Körperbemalung; ein Zauberer, unmittelbar vorher aus der Hütte heraustretend, ruft den Namen des bald sichtbar werdenden Geistes mit vernehmlicher Stimme in jedem Einzelfalle den Weibern zu. Es genüge darauf hinzuweisen, daß bei *Histuku* die Männer in Hockerstellung, aber eine lange Reihe bildend, auf die Wiese hinaustraten und hier einen Kreis bildeten. Einige ältere Weiber liefen heran und warfen sie um; als die Weiber in ihre Hütte rannten, standen die Männer auf und gingen in gleicher Reihe geordnet ins Kina-Haus zurück: ein Spiel also, das mit dem *Hapaškán* der Selk'nam völlig übereinstimmt.

Vergleichbar dem Auftreten des *Soǫ́rte* ist *Kalampása-mátu* [24]). Nach Möglichkeit mußten nämlich die Familien in mehreren größeren Hütten, die eng nebeneinander und meist eigens dafür aufgerichtet wurden, Wohnung nehmen, um den Männern die Übersicht über das Ganze und eine genaue Bewachung aller Insassen zu erleichtern. Wenn durch den *Yékamuš* dieser eben genannte „Geist" angemeldet wird, kriechen Frauen und Kinder unter ihre Decken oder Fellmäntel und verbergen sich das ganze Gesicht; sie zeigen dabei große Gewissenhaftigkeit und niemand wagt aufzuschauen. Leise, im Gänsemarsch schreitend, kommen die Männer heran und treten in die Hütte ein; sie stellen sich um das Feuer und lassen in Intervallen einen lauten Ruf wie „*pū!*" ertönen. Sprachlos eilen sie danach wieder zurück; dieser nächtliche Besuch bleibt bei Weibern und Kindern nicht ohne den beabsichtigten Erfolg.

Das Auftreten der Männer in seitlich geordneter Reihe neben der großen Hütte wird ebenfalls *Kalampása* genannt, weil im Auftrage dieses Geistes ausgeführt; er erscheint eben mit seinem Gefolge.

Die übrigen zahlreichen „Geister", deren Namen hier übergangen werden sollen, treten fast immer nur einzeln auf, und zwar seitlich ausschreitend, springend, mit der hohen, spitzen Maske auf dem Kopfe; es wurde bereits erwähnt, daß der Zauberer den Namen und die Qualifikation eines jeden von ihnen vorher „ausruft", um die Weiber über seine Natur und seine Herkunft zu unterrichten.

Der Erfolg all dieser Geistererscheinungen befriedigt die Männer in jeder Weise: die Weiber werden eingeschüchtert, bleiben unterwürfig, legen mehr Liebe und Anhänglichkeit gegen ihren Gatten an den Tag. Daß sie an die Wirklichkeit oder Tatsächlichkeit dieser „außerweltlichen Wesen" fest und überzeugt glauben, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Wenn die Lebenshaltung etwas schwieriger werden sollte, weil vielleicht der gestrandete Wal verzehrt worden ist, oder wenn eine größere Langeweile sich breit macht und die Wanderlust sich mächtig

[23]) Dieser Umstand und noch andere Tatsachen beweisen — um dies kurz hier einzufügen — die größere geistige Regsamkeit der Yamana gegenüber den etwas schwerfälligen Selk'nam.

[24]) *Kalampása-mátu* = der Besuch des Kalampasa [= in der Hütte der Weiber].

Digitized by Google

regt, so ist damit das Zeichen zum Abschluß der Kina-Feier gegeben. Zeitig genug müssen die Masken unter einem Baumstamm im Walde in Sicherheit gebracht und alles Verdächtige aus der großen Hütte entfernt werden. Es bleibt bemerkenswert, daß hier ebensowenig wie bei den Selk'nam ein Verbrennen der Masken gestattet wird. Der Zauberer gibt das Zeichen zum Verlassen der großen Hütte, man läßt dieselbe unversehrt stehen. Dann zerstreuen sich die Leute nach allen Richtungen hin, um vielleicht erst nach Jahren wieder zur Abhaltung dieser geheimen Feier zusammenzutreten, welche den Männern zwar viel Unterhaltung und Anregung bietet, für die Frauen allerdings weniger angenehm ausfällt.

3. Das Yinčihaua der Halakwulup.

Schon eingangs habe ich auf die besonderen Schwierigkeiten, welche sich bei Erforschung dieses ältesten feuerländischen Stammes mir in den Weg stellten, hingewiesen. Die Zeit ist heute vorbei, um eine ausreichend große Zahl von Männern zur Abhaltung ihrer geheimen Zeremonien vereinigen zu können [25]); deshalb mußte ich mich zufrieden geben mit dem Aufbau der Hütte und der „Kostümierung" einzelner „Geister" nach dem üblichen offiziellen Schema; wenige Vorführungen ließen sich ebenfalls ermöglichen, alles weitere mußten begleitende Erklärungen ergänzen. Auf solchem Wege konnte aus diesem wichtigen Kulturelement noch so viel für unsere ethnologische Wissenschaft gerettet werden, daß über den Grundgedanken und über die Ziele des *Yinčihaua* kein Zweifel mehr besteht. Bisher ist nicht nur dessen Existenz überhaupt, sondern selbst der Name für diese dem Stamme lebenswichtige Institution völlig unbekannt geblieben. Mit geziemender Resignation müssen wir uns deshalb vorläufig mit dem zufrieden geben, was bei einer besonders erschwerten, mühsamen Forschungsarbeit schließlich doch noch zutage gefördert und einer wissenschaftlichen Verwertung zugänglich gemacht werden konnte.

a) Die Ursprungsmythe.

Das *Yinčihaua* wird, im Gegensatz zum *Kálakai* (= Jugendweihe) mit merklicher Geheimtuerei umgeben. Es ist eben ein spezifisches Männerfest, mit ausgesprochener weiberfeindlicher Tendenz; veranstaltet, um den weiblichen Teil der Bevölkerung in Furcht und Schrecken sowohl, als speziell in Gehorsam und Unterwürfigkeit den Männern gegenüber zu erhalten.

Eine zusammenhängende, genauere Ursprungssage konnte nicht mehr herausgestellt werden; die einzelnen diesbezüglichen Angaben sind nur spärlich. Von Bedeutung ist es, daß diese Feier hergeleitet wird von ihren südlicheren Nachbarn; denn wiederholt sagten mir die Männer: „Das *Yinčihaua* findet sich bei den Yamana; dort haben es unsere Vorfahren gesehen und machen es hier jetzt auch so!"

Aus dem Gedächtnis konnte einigen alten Männern noch herausgeholt werden, daß in längst vergangener Zeit ausschließlich die Weiber jene Veranstaltungen inszeniert hatten, und zwar in der gleichen Weise, wie dies heute von den Männern betrieben wird. Damals hatte Mond,

[25]) Die Gesamtheit aller heute noch lebenden Mitglieder dieses Stammes erreicht, gemäß meinen genauen statistischen Erhebungen, die Zahl von 250 nicht mehr; es sind die Kinder eingerechnet. Vgl. über die Kopfzahl auch der beiden anderen Stämme und über das Aussterben der Feuerländer überhaupt die ausführliche Abhandlung M. Gusinde's: Die Feuerländer einst und jetzt; „Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", S. 70 ss. — Augsburg 1926.

Digitized by Google

die Gemahlin von Sonne, einen besonderen Einfluß auf die übrigen Weiber. Diese alle behandelten damals die Männer sehr schlecht und trugen ihnen viele Arbeiten auf.

Einstmals gab es eine große Veränderung in allen Dingen und in allen Schichten der lebenden Wesen; Sonne war ein mächtiger Mann, er hatte an der gänzlichen Umgestaltung der Verhältnisse einen besonders großen Anteil. Bei dieser Gelegenheit wurden alle Weiber, welche damals *Yinčiháŋa* spielten, zu Tieren der verschiedensten Arten. Es gab eine große Umwälzung; dabei lief Mond hinauf ans Firmament, und Sonne, ihr Gemahl, rannte hinter ihr her. Aber seit jener Umkehrung der Stellung der beiden Geschlechter kennen nur die Männer noch das *Yinčiháŋa*-Geheimnis, und an dieser Veranstaltung dürfen nur sie allein sich beteiligen. Zu dem genannten Ziele finden sie sich in einer großen Hütte zusammen, während die Frauen in einer für sie besonders errichteten Hütte in unmittelbarer Nähe untergebracht werden.

Diese, heute etwas zusammenhanglosen, unvollständigen Einzelheiten weisen darauf hin, daß in alter Zeit die ganze Ursprungssage als etwas Einheitliches diesem Stamme bekannt gewesen sein muß; deren mögliche Abweichung von den gleichgerichteten Mythen der Selk'nam und Yamana dürfte wohl nur nebensächliche Elemente betreffen, da die wichtigeren wesentlichen Züge, wie aus obiger Darstellung ersichtlich wird, jedenfalls übereinstimmen. Für unsere Ziele ist es von gewissem Vorteil, daß kein mythologisches Element so gut im Gedächtnis jener Leute sich erhalten hat, als gerade die Herleitung des *Yinčiháŋa* aus dem Kulturbesitz der Yamana.

b) Verlauf der Feier.

Die Einschüchterung des weiblichen Teiles der Bevölkerung ist Hauptzweck und wohl auch der einzige dieser geheimen Zeremonie. Deshalb vereinigen sich die Männer in einer eigens erbauten, hinreichend großen Hütte und lassen aus dieser die „Geister" hervortreten, welche den Weibern zu Gesicht kommen sollen.

a) Bei der südlichen Gruppe unserer Halakwulup[26]) wird für diese Feier eine kegelförmige Hütte errichtet; eine Bauart, die ihnen sonst gänzlich fremd ist; doch von den beiden nördlicheren Volksgruppen wird *Yinčiháŋa* in der nämlichen Hütte abgehalten, wie sie für das *Kálakai* üblich ist; ich meine die Bienenkorb-Hütte mit längsovalem Grundriß. Die Innenwand wird mit verschiedenen Mustern sehr einfachen Stils bemalt, wozu ebenfalls die Farben: schwarz, weiß, rot verwendet werden.

An einem passenden, doch abgelegenen Orte wird zunächst die Männerhütte aufgebaut. Ist diese fertiggestellt, richten die nämlichen Männer in einiger Entfernung davon noch eine besondere, etwas kleinere Hütte auf, in welcher die Weiber sich versammeln müssen; eine ähnliche Einrichtung ist bei den Yamana nachgewiesen worden. Nur einige alte Personen bleiben mit den Kindern im eigentlichen Lager zurück. Auch die Weiberhütte zeigt die nämlichen Bemalungen auf ihrer Innenwand.

Der Verlauf der Feier und ihre Tagesordnung sind im wesentlichen die gleichen wie bei den nämlichen Zeremonien der Selk'nam

[26]) Der Stamm der Halakwulup teilt sich in drei Untergruppen auf, von denen eine jede ihre besonderen dialektischen Eigenheiten vorweist, neben solchen rein ethnographischer Natur. Die genaueren geographischen Grenzen sind in der oben erwähnten Arbeit festgelegt worden.

Digitized by Google

und Yamana. Zu Beginn der Feier werden die Weiber im großen Standlager von einer Gruppe von Männern unter viel Lärm und Geschrei zusammengetrieben, um dieselben in die für sie eigens erbaute Hütte hineinzuzwängen; ihre besondere Aufgabe ist es, von dieser ihrer Hütte aus die Männer während ihres Gesanges zu begleiten und das Essen für die „Geister" fertigzustellen.

Mit Einbruch der Dunkelheit beginnt Leben und Bewegung auch in der Männerhütte; von jetzt an bis spät in die Nacht hinein folgen sich die Auftritte der Geister.

Alle Teilnehmer unterstehen den Anweisungen eines alten, einflußreichen Praktikers, der im Nebenamte sich auch etwas als Zauberer betätigt; wie überhaupt das Zaubererwesen nur schwach entwickelt ist. Ausschließlich jenen jungen Männern wird der Eintritt gestattet, welche vorher die Jugendweihe (= *Kálakai)* mitgemacht haben. Diese Kandidaten nehmen eine besondere Ausnahmestellung nicht ein; man macht sie nur vertraut mit der wirklichen Natur der „Geister", selbstverständlich unter ständigem Hinweis auf ihre Pflicht, das Geheimnis vor den Frauen treu zu bewahren. Bald werden sie auch veranlaßt zur direkten Beteiligung an den Vorführungen und den Auftritten der Geister.

Bei alledem führen die Männer ein sehr vergnügliches Leben; sie versorgen sich, unbeachtet von den Weibern, mit guten Mengen von Lebensmitteln und schicken außerdem eine spezielle Gesandtschaft des öfteren an die Weiberhütte, um Speisen zu holen für die „Geister"; alles wird natürlich von ihnen selbst verzehrt: eine Gewohnheit, welche ihnen nicht weniger sympathisch ist als den Selk'nam und Yamana.

β) Eine reichliche Auswahl von Geistern (Abb. 5, 6) gelangt hier ebenfalls zur Vorführung. Diese treten zwar in verschiedenen Bemalungen auf, scheinen aber besondere Eigennamen nicht zu besitzen; mir sind wenigstens solche nicht genannt worden. Das Heraustreten aus der großen Hütte ist meistens ein seitlich ausschreitendes Springen, oder ein ganz langsames, pausiertes Vorwärtsgehen. Vereinzelt stürmen alle Geister auf die Weiberhütte los, im Schwarm und mit viel Gebrüll, doch ohne dort einzudringen; die Weiber müssen bei diesem Besuch der Männer wegschauen oder sich den Kopf verhüllen.

Einige Male werden außerdem die Weiber selbst zur Männerhütte gerufen; auf der hinteren Hälfte, also beim Ausgange, nehmen die Männer, etwas aneinander gedrängt, schön bemalt und gut maskiert, ihre Aufstellung; so bleibt der andere Teil der Hütte nahe dem Eingange frei für die Weiber. Beide Gruppen erheben zunächst ein lautes Geheul, später unterstützen sie sich gegenseitig im Gesang und Tanz; auf ein Zeichen des Vorstehers eilen die Weiber gegen Schluß wieder hinaus unter Lärmen und Brüllen aller.

Bei jeder Veranstaltung wurden von den Halakwulup nur die Rindenmasken verwendet. Auffälligerweise waren außer den bei Yamana und Selk'nam üblichen konischen auch solche von zylindrischer Form anzutreffen; diese fehlen den beiden letzteren Stämmen. Eine weitere Abweichung bilden die langen und breiten Masken, welche vorn aufliegend getragen wurden, somit Kopf und Rumpf ganz bedecken; es sind Löcher ausgeschnitten vor den Augen und dem Munde. Eine besondere Art davon ist die typische Phallosmaske. Außerdem tragen diese Geister hier viel Federschmuck; nicht nur, daß sie an Stelle der Rindenmaske sich den Balg eines weißen Seevogels, meistens des Albatros, auf den Kopf stülpen — man könnte hierin ein Analogon der Masken aus Leder erblicken —, sie legen sich außerdem lange, zu

Digitized by Google

Wulststreifen zusammengedrehte Daunenfedern um Arme und Beine, auch um den Hals, mit einer sich über der Brust kreuzenden Weiterführung der Enden bis zu den Hüften hinunter. Diese Verwendung von Federschmuck ist deshalb um so auffälliger, weil gerade bei den Yamana diese Art des Schmuckes nur im *Ciexáus* zur Verwertung kommt. Sowohl Masken als Federschmuck müssen vor den Blicken

Abb. 5 u. 6. Yinčiháua-Geister.

der Frauen und Kinder auch außerhalb der *Yinčiháua*-Hütte ängstlich behütet werden. Die Masken trägt man mit der ausgesprochenen Absicht, „daß die Weiber glauben, es seien andersgeartete Wesen, nicht aber Männer selbst, welche damit auftreten".

Allerdings ist dieser Glaube der Weiber kein vollständiger und überzeugter; im Gegenteil wissen sie sehr wohl, daß mancher „Geist" eben doch nur ein maskierter Mann ist. Aber an der Existenz eines

Digitized by Google

alles beherrschenden und alles befehlenden Geistes, welcher weiblich gedacht wird und den Namen *Yáyipa* im Süddialekt bzw. *Kíleksta* im Zentral- und Norddialekt führt, halten sie doch allen Ernstes fest. Jedenfalls ist bemerkenswert, daß auch dieses wichtige Element, ein weibliches Wesen gleichsam als Seele der ganzen Institution, dem *Yinčháya* der Halakwulup keineswegs fehlt.

Schließlich darf der Umstand nicht ohne Erwähnung bleiben, daß diese geheime Männerfeier bei weitem nicht mehr den Ernst und die nachhaltige Beeinflussung der Weiberwelt aufweist, wie ich dies noch von dem Kina der Yamana feststellen muß; ganz abgesehen von der rigorosen Strenge, mit welcher das Geheimnis des Kloketen-Festes umgeben wird.

II. Kulturhistorische Bewertung der Zeremonien.

Die bloße Wiedergabe des bisher fast gänzlich unbekannt gebliebenen reichen Tatsachenmaterials ließ an sich schon die weitestgehende Übereinstimmung zwischen den drei Stämmen nicht nur in wesentlichen, sondern — was für die von uns beabsichtigte Beweisführung überaus förderlich in die Wagschale fällt — sogar in sehr nebensächlichen Elementen, überraschend klar zutage treten. Die oben eingehaltene Gruppierung der einzelnen Teile bereitet bestens den Beweis für die tatsächliche Zusammengehörigkeit dieser drei Veranstaltungen vor und bedeutet ein zielsicheres Eingehen auf die Forderungen des sogenannten Quantitätskriteriums der kulturhistorischen Arbeitsmethode[27]).

Es wäre wohl ein dankenswertes Unternehmen, die so weitgehende Gleichheit der drei Zeremonien in ihre Einzelheiten weiter zu verfolgen und der Übersichtlichkeit halber die weiter oben aufgestellte Gliederung beizubehalten; also: an erster Stelle die Ursprungsmythe und daran anschließend, als zweiter Teil, den Entwicklungsgang der Zeremonien selbst zu analysieren. Es legt uns aber der zur Verfügung stehende Raum gerechtfertigte Beschränkungen auf. Nur flüchtig soll deshalb in Erinnerung gebracht werden, daß die Tendenz der grundlegenden Ursprungsmythe wie ein roter Faden sämtliche drei Männerfeiern durchzieht: sie ist das Tragende, das Begründende, der letzte Ursprung der ganzen Veranstaltung. Was Wunder also, daß man sie bereits in den ersten Tagen dem Kandidaten mitzuteilen pflegt; und zwar geschieht dies in jedem Falle mit so viel Ernst, Nachdruck und Weihe, daß auch die seelische Verfassung der anwesenden Alten aufs neue befruchtet wird.

Gleichzeitig mit der großen Umwälzung, welche von den Männern herbeigeführt worden war, ging die ganze Veranstaltung in ihren alleinigen Besitz über; und in Nachahmung des einstens von den Frauen ausgedachten und eingehaltenen Programmes führen sie die gleiche Betrügerei des andern Teiles der Bevölkerung weiter, ängstlich darüber wachend, daß nicht durch den geringsten Anlaß das Geheimnis irgendwie preisgegeben werde. Daß die Männer bei Übernahme dieser Veranstaltung von den Frauen her an den von letzteren aufgestellten Spielplan mit fast sklavischer Genauigkeit sich angelehnt haben müssen,

---

[27]) Vgl. Graebner (III). Er definiert das Formkriterium im besonderen als die Übereinstimmung in den Eigenschaften zweier Objekte, die sich nicht mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Objektes oder — bei materiellen Kulturgütern — aus dem dazu verwendeten Material herleiten läßt.

Digitized by Google

das wird ersichtlich aus der überraschend wirkenden Tatsache, daß nicht einmal der Geschlechtscharakter des alles beherrschenden Geistes abgeändert worden ist, diesen pflegt man nach wie vor als weiblich auszugeben.

Einen, für das allgemeine Verständnis der Entstehung von geheimen Männerfeiern überhaupt, welche bei Naturvölkern so weiter Verbreitung sich erfreuen, möglicherweise nicht gänzlich belanglosen Gedanken wage ich hier einzuschalten. Es wird im allgemeinen die wirtschaftliche Überlegenheit der Frau gegenüber dem Manne als hauptsächliche Ursache für die Bildung von Geheimbünden ausgegeben, und zwar in dem Sinne, daß die Männer vermittels dieser Organisationen die von den Frauen ihnen entwundene Oberhoheit und erste Autorität sich zurückerobert hätten; letzten Endes wäre also von den Männern der Gedanke zur Gründung derartig geheimer Veranstaltungen ausgegangen, sie hätten als erste die Initiative dazu ergriffen. (Vgl. W. Schmidt: III, 276.)

Eine genauere Überprüfung des von den Feuerländern dargestellten Entwicklungsganges läßt jedoch keinen Zweifel übrig bezüglich des gewiß auffälligen Verschiebens der Rollen beider Geschlechter beim Zustandekommen ihrer geheimen Veranstaltungen; insofern dieselben hier erstmalig von den Frauen ausgehen, eben weil von diesen erfunden und gewisse Zeit hindurch praktiziert; dies alles mit der ausgesprochenen Absicht, die Männer in untergeordneter Stellung und in sozialer wie wirtschaftlicher Abhängigkeit vom weiblichen Teile der Bevölkerung zu halten. Und nun, allerdings auch als Reaktion gegen dieses Übergewicht der Frauen, erfolgte die von den Männern angezettelte Umwälzung mit der zielsicheren Absicht, jenes Machtmittel ihnen zu entreißen, die Quelle, aus der sie ihre autoritative Vorherrschaft herleiteten, zum Versiegen zu bringen, um selber jene wirksamen Faktoren, nachdem sie erst einmal in exklusiven Eigenbesitz übernommen worden sind, zur soliden Begründung und dauernden Wahrung der eigenen, möglichst weitreichenden Vorrechte über das weibliche Geschlecht ihrerseits auszuwerten. Also nicht anfänglich begründet wurden diese geheimen Veranstaltungen durch die Männer, sondern von diesen nur aus dem früheren Besitz der Frauenwelt, die als deren erste und eigentliche Erfinderin genannt wird, übernommen. Es erfolgte die Übernahme dieser Institution seitens der Männer mit der gleichen jenen prinzipiell innewohnenden Tendenz und mit den nämlichen Mitteln, welche als hinreichend wirksam von den Frauen bereits erprobt worden waren. Wie eng sich die Männer dabei an das von den Frauen ersonnene Schema angeschlossen haben, dafür sind überzeugende Beispiele bereits genannt worden.

Es läge jedenfalls im Interesse der so notwendig anzustrebenden Klarstellung des Ursprungs der geheimen Männerzeremonien im allgemeinen, dem hier angeregten Gedanken genauer nachzugehen und darauf zu achten, ob sich nicht etwa auch anderswo berechtigte Anhaltspunkte dafür aufdecken lassen, daß bei diesem oder jenem Volke das erstmalige Entstehen und die grundlegende Einrichtung der heute in Händen der Männer liegenden Veranstaltungen schließlich doch auf die Frauenwelt zurückzuführen ist, von woher dieselben erst nachträglich, sei es auf einem geheimen oder gewaltsamen Wege, zur Männerwelt hinübergeleitet worden sind; fernerhin, ob es sich bei dieser Entwicklung nur um eine singuläre Erscheinung oder um das wesentliche Merkmal eines Kulturkreises handelt.

Digitized by Google

Nach dieser kurzen Ablenkung[28]) nun zurückgreifend auf die geheimen Institutionen unserer Feuerländer sei noch flüchtig erwähnt, daß die Gegenüberstellung derselben ein überraschend schönes Bild und wertvollen methodologischen Aufschluß über die Abwandlungen eines Kulturelementes bei seinen Wanderungen und seinem Aufgehen in einem andersgearteten Kulturkomplex bietet. Dem gleichen Ziele dienen die gleichen Mittel mit gleichem Erfolge bei allen drei Stämmen. Die von den Selk'nam her über die Yamana zu den Halakwulup sich stufenweise abschwächende Tendenz war auch von einer progressiv sich mildernden Handhabung der Maßnahmen und von der damit beabsichtigten, aber diesen beiden Faktoren jedenfalls parallel laufenden, weniger tiefgreifenden Wirkung begleitet: Ziel, Mittel und Erfolg bilden für sich, innerhalb des gleichen Stammes, ein lückenloses harmonisches Ganzes, insofern dabei der nämliche Grad von Intensität, wenn man so sagen darf, angestrebt wird; zu einander in Beziehung gebracht und als Einheit gefaßt, markieren sie eine stufenweise abfallende Abschwächung.

Trotzdem fehlt es nicht an einigen erweisbaren Unterschieden, welche weiter unten kurze Berücksichtigung und gebührende Würdigung finden sollen[29]); sie beeinträchtigen jedoch, wie aus dem Gesagten sich zur Genüge bereits ableiten läßt, durchaus nicht den Gesamteindruck von einer weitestgehenden Gleichheit, weil dieser eine kausale Zusammengehörigkeit der geheimen Zeremonien unserer Feuerländer zugrunde liegt.

Im Verlauf der vorliegenden Erörterungen sind die in Frage stehenden geheimen Männerfeiern des öfteren als ein der ursprünglichen Kultur der Feuerländer fremdartiges Element, das auf dem Wege der Entlehnung bei ihnen Eingang gefunden hätte, hingestellt worden. Die allgemeine Tatsache von weitestreichender Kulturübertragung an sich ist durch die heutige Ethnologie dermaßen zufriedenstellend begründet und allseitig so gestützt worden, daß es besonderer Worte für die Möglichkeit gleichartiger Erscheinungen bei diesen, am Außenrande der Oekumene wohnhaften Eingeborenen wahrlich nicht mehr bedarf; die „Scheu vor Distanzen" ist für allemal erledigt.

Sollen also jene geheimen Einrichtungen einer auswärtigen Quelle entsprungen sein, mithin einem Ideenkomplex angehören, der für sich ein geschlossenes Ganzes abgibt und das als solches seine abgegrenzte Eigenstellung besitzt, dann müssen dieselben im Rahmen der Gesamtkultur der Feuerländer als etwas Fremdartiges sich zu erkennen geben; dann müssen sie im Lichte der Soziologie und Mythologie unserer Indianer mit einem Kolorit auftreten, das in die Grundfarben und in die Abtönung des Ganzen einfachhin nicht hineinpaßt; so zwar, daß jeder einsichtige Beschauer es sogleich herausfühlt: solch ein Element gehört nicht hierher. Damit soll keineswegs gefordert werden, daß die Eingeborenen selbst mit bewußter Überzeugung sich des Gegensatzes zwischen der Eigenart dieses übernommenen Elementes und der wesentlichen Richtung ihrer speziellen Kultur volle Rechenschaft geben; sie selbst am

---

[28]) Eben deshalb habe ich mich mit der Analyse dieser Tatsachen etwas ausführlicher beschäftigt, weil m. E. bisher von keinem andern Volke die erstmalige Begründung geheimer Zeremonien durch den weiblichen Teil der Bevölkerung, von dem Charakter und mit der Tendenz der hier vorliegenden, mit solcher Weitschweifigkeit und unzweideutigen Klarheit nachgewiesen werden konnte wie von unsern Feuerländern, insbesondere von den Selk'nam und Yamana.

[29]) Mit genügender Ausführlichkeit werden die Übereinstimmungen sowohl, wie die an sich sehr geringen Abweichungen in der geplanten Monographie über einen jeden der drei Stämme zur Sprache kommen; diese Bände sind bereits in Vorbereitung.

Digitized by Google

wenigsten mögen das Unterschiedliche oder Widersprechende gewahr werden, da sie gleichsam mechanisch das eine in Verbindung mit dem andern als Erbgut der Vorfahren übernommen haben, welche ihrerseits möglicherweise und unbewußt daran gearbeitet haben könnten, durch progressives Abschleifen scharfer Kontraste eine zum mindesten teilweise Schwächung und Milderung des Gegensätzlichen zu erreichen; denn das Fremdartige ist nun einmal übernommen worden, wann und wo und wie — das wird kaum noch zu ergründen sein. Aber Urbedeutung und Sinn, Zweck und Tendenz irgendwelcher Einrichtungen auf ihren Inhalt objektiv geprüft, läßt Gegensätzlichkeit oder Übereinstimmung schärfer erfassen und klarer präzisieren, als das sich leicht abwandelnde äußere Bild, in welches dieselben bisweilen eingekleidet erscheinen. Demnach wird auch erster Ursprung und letzter Zweckgedanke dieser Männerfeiern, herausgearbeitet aus Sinn und Geist des Kulturkreises, in dem sie beheimatet sind, wenn von der Geistesrichtung und Wesensart der feuerländischen Gesamtkultur beleuchtet, dann am lautesten deren auswärtige Herkunft, deren befremdliche Eigenart, deren unharmonische, weil zweckwidrige Eingliedrung in die Gedankenwelt unserer Indianer laut genug bekennen.

Und wenn jetzt diese Inkompatibilität mit wünschenswerter Deutlichkeit ins Licht gestellt werden soll, dann bedarf es sowohl einer Skizzierung des Kulturbildes der Feuerländer nach seiner wesenhaften Vollständigkeit, als auch jener Institutionen nach ihrem Ursprung und Ziel innerhalb des ihnen eigenen Kulturkomplexes. Um bei nötiger Einbeziehung gewisser Nebensächlichkeiten den Gesamteindruck nicht zu verwischen, soll zunächst das Kulturgut unserer Indianer einerseits, dann die geheimen Männerzeremonien andererseits je für sich erörtert werden, danach erst die Gegenüberstellung der beiden erfolgen. Der später daran sich anschließende Abschnitt würdigt jede Feier für sich und deren Stellung im Kulturbild jedes einzelnen der drei Stämme; eine merkwürdige Abfärbung des einen Teiles oder Ideenkreises auf den anderen wird dabei in die Augen fallen und zum sicheren Wegweiser werden für die Richtung der Herleitung jenes fremden Elementes.

1. Kulturbild der Feuerländer und Ideenkomplex der geheimen Feiern.

Unter Benutzung der von einer modernen Ethnologie bereits herausgearbeiteten chronologischen Gruppierung der Naturvölker — selbstverständlich kann es sich nur um relative Altersbestimmungen handeln —, wären das Kulturganze unserer Feuerländer einerseits und andererseits die Ideenwelt, aus welcher die geheimen Zeremonien der Männer geboren worden sind, weit voneinander abstehenden Kulturschichten einzureihen. Dafür neue Argumente zu erbringen, liegt nicht im Plane dieser Zeilen; das bereits anderwärts Bewiesene[30]) kommt hier zur Auswertung, um das Gegensätzliche des einen zum andern und die Übernahme des letzteren vom ersteren begründen zu können.

[30]) Zum ersten Male wurde in umfassender Weise und nach streng methodischen Prinzipien erst kürzlich der Zusammenschluß der einzelnen Elemente zu einem Kulturkreise in dem Werke von W. Schmidt & W. Koppers: „Völker und Kulturen“ für das weite Reich sämtlicher Naturvölker niedergelegt. Die dort gemachten Aufstellungen über das Charakteristische oder Typische der Kultur von Urvölkern im engeren Sinne und von Mutterrechtlern sind den folgenden Ausführungen zugrunde gelegt worden. Zur genaueren methodischen Begründung derselben sei auf das nämliche Werk verwiesen, sowie auf die Veröffentlichungen all jener Autoren, welche die gleiche Arbeitsmethode einschlagen.

Digitized by Google

a) Materieller und geistiger Besitzstand der Feuerländer ist urkulturlich.

Bei Kennern hat nie ein Zweifel darüber bestanden, daß der Kulturgehalt der südlichsten Amerikaner auf ein sehr hohes Alter hindeutet und in seiner Ganzheit als urkulturlich sich charakterisiert; wobei unterstützend auch der heutige Aufenthalt dieser Eingeborenen am Rande der Oekumene und die Tatsache einer pygmoidenartigen Körperentwicklung bei zweien dieser Stämme angeführt werden darf. Den eigentlichen Beweis nach methodologischen Prinzipien der neuen, kulturhistorisch gerichteten Schule für die Zugehörigkeit der Feuerländer zu den wirklichen Urvölkern hat zum ersten Male W. Schmidt (I) vorgelegt, sich stützend auf das bis 1913 bekanntgegebene ethnographische und anthropologische Material, hauptsächlich unter Berücksichtigung der geographischen Lagerung und der Wanderungen der südlichsten Südamerikaner.

Näherhin ließ sich für die südliche Hälfte der Neuen Welt eine reinliche Scheidung und Verteilung der in Frage stehenden Völker mit Sammelwirtschaft auf die drei aus der Alten Welt bekannten ältesten Kulturkreise nicht ersichtlich machen; woraus die Wahrscheinlichkeit gefolgert wurde, „daß in Südamerika die drei ältesten Kulturkreise in einen einzigen zusammengefallen sind" (W. Schmidt: I, 1022). Mögen auch einige evtl. gänzlich neue Mischungsprodukte entstanden sein, eine genaue Analyse der einzelnen Kulturgüter ließ erkennen: „die charakteristischsten Merkmale hat die Gesamtgruppe (somit auch unsere Feuerländer) aus dem ersten, dem exogam-monogamistischen Kulturkreise, dem der Pygmäen und Pygmoiden, erhalten" (ib. I, 1022). Damals, eben nur gezwungen von der Unzulänglichkeit des bis dahin vorliegenden Materials, sah sich W. Schmidt zu dem Geständnis gezwungen, „daß indes für den Westen doch noch einige Zweifel übrig bleiben"; denn es hatte Graebner (I, 1014 und II, 47) wohlberechtigt darauf hingewiesen, daß charakteristische Elemente des zweiten und dritten altweltlichen Kulturkreises unseren Eingeborenen noch fremd sind.

Die von mir kürzlich beendete ethnographische Untersuchung der drei feuerländischen Stämme liefert auch zur Klärung dieser Frage neue Materialien; dieselben unterstützen bestens die Ansicht, daß unverhältnismäßig zahlreichere Elemente des exogam-monogamistischen Kulturkreises als solche aus den beiden folgenden hier sich vorfinden. Erwähnt sei der unzweideutige Monotheismus mit einer starken Glaubensüberzeugung vom Fortbestand der menschlichen Seele; das allgemein übliche Erdbegräbnis, neben gelegentlichem Verbrennen der Leiche bei den Yamana und der Hockerbestattung bei den nördlichen Halakwulup; außer der Spiralwulsttechnik in der Korbflechterei des zweitältesten findet sich auch die des exogam-mutterrechtlichen Kulturkreises; eine Zier-Narbentätowierung, am Unterarm angebracht, kennen nur die Selk'nam, nicht aber die beiden andern Stämme. Noch durchschlagender ist die bedeutungsvolle Tatsache, daß auch den Yamana und Halakwulup Bogen und Pfeil durchaus nicht fehlen, wenngleich bei ersteren allmählich die Schleuder zur Vorherrschaft kam — eingeschaltet sei, daß in jedem Falle zur Bogensehne nicht Lederstreifen, sondern tierische Sehnenfasern Verwendung finden.

Diese neuen Tatsachen bekräftigen aufs beste die wissenschaftlich wohlbegründete Überzeugung vom hohen ethnologischen Alter der Kultur unserer Feuerländer und weisen diese eher dem exogam-monogamistischen, als den beiden andern ältesten Kulturkreisen zu.

Digitized by Google

Aus der Wirtschaft und Soziologie greifen wir nun jene Elemente heraus, welche für den beabsichtigten Vergleich benötigt werden. Diese Stämme stehen noch auf niedriger Sammelstufe: das will heißen, von der Natur nehmen sie das Fleisch — denn Vegetabilien spielen hier nicht einmal eine nebensächliche Rolle — so entgegen, wie dieselbe es ihnen bietet; es wird also keine zielbewußte Tätigkeit zum Zweck einer Produktion oder Tierzucht aufgewandt. Das eigentliche Jagen ruht auf den Schultern des Mannes; die Frau ihrerseits sammelt andere Lebensmittel ein; es ist diese ihre Tätigkeit ein Sammeln im strengsten Wortsinne, insofern sie Muscheln, Schnecken, Vogeleier usw. zusammenträgt. Unter Einbeziehung der Erledigung weiterer Lebensbedürfnisse ist Beschäftigung und Ruhe so verteilt, wie es den physischen und physiologischen Veranlagungen der beiden Geschlechter am vorteilhaftesten entspricht; keines von beiden wird überlastet; die Arbeit, welche tatsächlich zu erledigen bleibt, wäre also mehr so etwas wie eine sportliche Leistung, wie eine lebenswichtige Forderung zur Beweglichkeit und Regsamkeit seitens der Natur zu beurteilen, nicht aber als ein „schwerer Kampf ums Dasein", wie er etwa auf den Schultern von Mann oder Frau lastet bei Naturvölkern jüngeren Datums oder auf einigen Volksschichten unserer modernen kapitalistisch orientierten Gesellschaft.

Die soeben berührte Verteilung der für Lebensunterhalt und Wohlbefinden notwendig zu erledigenden Arbeiten und Pflichten erfolgt nach Prinzipien, wie sie aus der Naturveranlagung der beiden Geschlechter sich ableiten lassen; im Einverständnis damit wurde eine jede Beschäftigung gleichzeitig auch so abgestempelt, wie man sagen möchte, als ob sie nur für dieses oder jenes Geschlecht sich gezieme. Daher eben solch überraschend scharfe und konsequent durchgeführte Scheidung der Betätigungsweise und Dienstleistungen eines jeden Geschlechtes; in Wirklichkeit hat also die Frau ein bis in weite Einzelheiten von alter Gewohnheit spezialisiertes Arbeitspensum zugewiesen erhalten, welches nie von einem Manne erledigt würde; er ginge eher betteln, als daß er beispielsweise zum Sammeln von Muscheln oder zum Spannen der Felle sich verstände, weil dies eben in das Aufgabengebiet der Frau fällt. Diese Voraussetzungen geben es deutlich kund, wie sehr die beiden Geschlechter auch wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind; und die nächstliegende konkrete Folgerung daraus ist jetzt einleuchtend: daß nämlich für ein lebenslängliches Junggesellen- bzw. Jungferndasein praktisch einfachhin der Boden fehlt.

Solch eine allseitige Abhängigkeit mit höchst vitalen Konsequenzen des einen Geschlechtes vom andern — obwohl sie nur durch uralte Gewohnheit hier Eingang gefunden hatte, aber ihre stärkste Stütze in der konservativen Wesensart dieser Naturkinder sieht — mußte folgerichtig innerhalb der Ehe beiden Teilen die annähernd gleichen Rechte einräumen. In Wirklichkeit erfreut sich die Frau einer überaus günstigen Stellung; eben mit Rücksicht darauf, daß sie zum Unterhalt aller Familienmitglieder und zum Bestande des gesamten Hauswesens ganz wesentliche Beiträge liefert, denn sie erhält den Mann nicht weniger im Dasein als er sie; doch schätzt er sie nicht minder deshalb, weil sie seiner ganzen Persönlichkeit, speziell seinen geistigen Bedürfnissen, ein hinreichendes Genüge bietet während der so fühlbaren Isolierung der Einzelfamilie im unausweichlichen nomadisierenden Wirtschaftsbetriebe. Ein würdiger Platz für die Frau innerhalb der Familie, eine vornehme Behandlung und ungeschmälerte Anerkennung ihrer Rechte seitens des Mannes ist das auffallendste Merkmal der feuer-

Digitized by Google

ländischen Gesellschaftsordnung. Wehe dem Gatten, der sich vergißt oder seiner Frau mit Roheit begegnet: auf die Dauer wird die Gattin nicht bei ihm verbleiben, sondern mit Unterstützung ihrer Verwandten und der öffentlichen Meinung den verlassen, der ihren Wert nicht gebührend einzuschätzen versteht; und der wird Mühe haben, eine andere Lebensgefährtin zu finden. Schon aus Eigennutz, aus persönlichem Vorteil, aus Interesse für eine allseitig befriedigende Existenzmöglichkeit steigert der Mann unablässig, wenngleich meist unbewußt, das harmonisch geordnete, sympathievolle Verhältnis seiner Gattin gegenüber zu praktischer Wirklichkeit; das beiderseitige Bemühen um die beste Eintracht, sich gegenseitig fördernd, einander ergänzend zu einem ungestörten Wirtschaftsbetriebe und zu inniger Seelengemeinschaft, setzt nie aus. . . Daß diese Gedankenrichtung nur die monogame Einzelehe zur Voraussetzung haben kann, ist unter psychologischer Beurteilung eine Selbstverständlichkeit.

Damit wäre im wesentlichen das Bild von der Lebensart bzw. der altertümlichen Kultur der Feuerländer vollendet: im einfachen Wirtschaftsbetrieb eine konsequent durchgeführte Arbeitsteilung, in der Soziologie die allgemeine Vorherrschaft der Monogamie, mit sehr bevorzugter, weil gleichberechtigter Stellung der Frau, verbunden damit eine hohe Wertschätzung des Kindes; allerdings ohne sonstige soziale Gliederung oder hierarchische Schichtung; dazu als begründendes, festigendes Element eine gut entwickelte Ethik, hergeleitet von einem deutlichen Eingottglauben.

Die weitgehende Übereinstimmung dieses Kulturganzen mit dem, was andere altertümliche Menschheitszeugen zur Schau tragen — wir nehmen hier Abstand von der eigentlichen Beweisführung unter Berücksichtigung der geographischen Lagerung und historischen Vorgänge —, kennzeichnet die Feuerländer als ein wirkliches Urvolk und bringt sie speziell den Vertretern des exogam-monogamistischen Kulturkreises am nächsten.

b) Zuweisung der Männerzeremonien an den ihnen adäquaten Kulturkreis.

Wenn wir den tendenziösen Geist der eben gezeichneten Männerfeiern uns nochmals ins Gedächtnis rufen, tritt ihr Gegensatz zum sympathievollen Zusammenschluß der beiden Geschlechter in der Ehe, zu dem Friedlich-Ausgleichenden, zu dem harmonischen Aufeinander-Angewiesensein innerhalb des Verhältnisses von Mann und Frau in heller Beleuchtung zutage. Was liegt näher als die Schlußfolgerung: diese beiden gegensätzlichen Richtungen können unmöglich der gleichen Quelle entsprungen sein; jede für sich erstrebt ein Ziel, das verschiedengearteten Voraussetzungen entstammt, beide verneinen sich gegenseitig. . . Jetzt drängt sich die Frage auf nach dem Kulturkomplex, in welchen die geheimen Institutionen als adäquater Bestandteil hineinpassen, in den sie restlos sich einreihen lassen, der überhaupt vom gleichen Geiste getragen wird, dem jene entstammen.

Folgend den ethnologischen Erhebungen aus allerjüngster Zeit — denn die methodische Beweisführung an dieser Stelle zu bieten kann nicht in Frage kommen — soll die vorliegende Teilerscheinung der Männerfeiern, an sich wohl eine geschlossene Einheit, als solche aber doch nur Teil eines Kulturganzen, demjenigen Kulturkomplex zugewiesen werden, in welchem sie beheimatet ist. Nicht ohne Belang ist der Hinweis, daß diese Zeremonien bei den Feuerländern nicht etwa

Digitized by Google

in logischer Verbindung mit gleichgearteten Elementen oder im Zusammenhang mit solchen auftreten, sondern nur als alleinstehendes Glied aus einem großen Ganzen, das sich von seinem Ursprungsherde abgesprengt und in seiner völligen Isolierung bei unsern Eingeborenen dort Eingang verschafft hat. Schon jetzt sei vorweggenommen, daß wir fast ausschließlich Wesensteile des mutterrechtlichen Kulturkreises vor uns haben; die Aufstellungen, welche für die Soziologie der Naturvölker unlängst W. Schmidt (III) getroffen hat, werden dieser Vergleichsanalyse zugrunde gelegt.

Geheime Männerbünde als organisierte Gesellschaften kann man im exogam-mutterrechtlichen Kulturkreise antreffen; man betrachtet sie als Reaktion gegen die Vorherrschaft der weiblichen Bevölkerungsschicht mit dem Ziele der Zurückgewinnung der verlorenen Oberhoheit (vgl. aber oben S. 292). Untrügliches Kennzeichen der Männerbünde, welche den Ausschluß des andern Geschlechtes strengstens durchführen, ist vor allem die Geheimtuerei in höchster Steigerung und die Verwertung von Masken. Letztere sollen tatsächliche Geister vortäuschen; demnach kommen nur eigentliche Gesichtsmasken zur Verwertung, die ihrerseits aus dem Schädelkultus hervorgegangen sein dürften. Der mutterrechtlichen Zweiklassenkultur ist überdies, besonders in Ozeanien stark ausgebildet, die Mondmythologie eigentümlich.

Diese sich neu begründenden Organisationen mit den von ihnen in Szene gesetzten Maskentänzen haben eine der im alten Mutterrecht ursprünglich geltenden sozialen Ordnung diametral entgegengesetzte Umstellung der Verhältnisse zur Folge gehabt; die Frau verlor nicht nur den Großteil ihres früheren Einflusses, sondern gelangte in gänzliche, ja unwürdige Abhängigkeit vom Manne; unfrei und willenlos gemacht, bleibt sie ihm nur noch Sklavin oder Arbeitstier; ihre Rangstellung als Gattin und ebenbürtige Lebensgefährtin hat sie restlos eingebüßt. Dieser schroffe Gegensatz, diese weitestreichende Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern unter Bezugnahme auf ihre Rechte und Pflichten beherrscht die Organisation der Familie und des Stammes überhaupt.

Nur in der Gedankenwelt von der erwähnten einstigen Vormachtstellung der Frau auf wirtschaftlichem Gebiete konnte demnach als Gegenströmung die Idee eines Zusammenschlusses der Männer in geheimen Institutionen mit Maskentänzen als Schreckmittel heranreifen; Vorspiel und Nachspiel ergänzen sich restlos; das eine paßt harmonisch zum andern. Wo also Grund und Boden durch Frauenarbeit ertragfähig und wertvoll gemacht worden war, dort konnte deren Ansehen sich steigern und weit hinausragen über die Bedeutung der männlichen Stammesmitglieder; die unausbleiblich einsetzende Umwälzung sah sich begünstigt von dem Unvermögen der Frau, eine passende Gesellschaftsordnung zu begründen und dauernd zu stützen. Somit erweisen sich die Geheimbünde mit Maskentänzen als organisches Glied im mutterrechtlichen Kulturkomplex.

Der Übereinstimmungen zwischen den geheimen Zeremonien der Feuerländer und den eben geschilderten Kulturelementen aus dem exogam-mutterrechtlichen Kulturkreise sind es so viele und derartig spezialisierte, daß als hinreichende Erklärung dafür nur ein kausaler Zusammenhang in Frage kommen kann; diese nur wird den Forderungen einer einwandfreien Arbeitsmethode nach Berücksichtigung des Formal- und Quantitätskriteriums vollauf gerecht. Die markante weiberfeindliche Tendenz, die Verwertung von Masken zum Ziele der Einschüchterung der Frauen, die unwürdige Behandlung, der sie — bei den Feuerländern allerdings nur während der Dauer dieser Veranstal-

Digitized by Google

tungen — ausgesetzt werden, die Geheimtuerei der Männer unter ängstlichem Ausschluß des weiblichen Geschlechtes, die Übermittlung des Geheimnisses einzig und allein an die herangereiften Burschen, eine gewisse Bedeutung, welche der Frau Mond zugewiesen wird . . .: das sind Übereinstimmungen, wie sie nicht dem bloßen Zufall entsprungen sein können, sondern mit ihrer Zahl und Eigenart auf den gleichen Ursprung hindeuten, der, wie soeben dargetan, in das Bild der Zweiklassenkultur restlos hineinpaßt.

Doch eines schwerwiegenden Unterschiedes wird man sich auf Schritt und Tritt bewußt: Die schwächere Ausprägung all dieser Elemente, dieses Verblassen der Tendenz, die teilweise Zusammenhanglosigkeit der verschiedenen Partien untereinander, vor allem aber ihr unharmonischer Einsatz in die sonst so geschlossene Konsequenz der Gesamtkultur der Feuerländer läßt diese Institutionen als ein derselben gänzlich heterogenes Element beurteilen, als Eindringling oder Fremdling, nicht aber als notwendigen Bestandteil oder organisches Glied im kulturlichen Besitzgut dieser Eingeborenen.

c) Die Männerzeremonien erweisen sich innerhalb der Kultur der Feuerländer als fremdes, aus einer jüngeren Kulturschicht übernommenes Element.

Wenn diese Zeremonien zum Wesensbestand des ältesten Kulturkreises gehören sollten, dann müßte ihre Eingliederung durch benachbarte und gleichgerichtete Elemente nicht nur verständlich gemacht, sondern sogar gefordert werden; denn kein wichtigerer Teil kann ursprünglich ganz isoliert und zusammenhanglos im Gesamtkomplex existieren, weil ihm doch eine bestimmte Aufgabe zufallen oder weil er als Ursache irgendwelcher Wirkung sich zu erkennen geben muß. Statt dessen aber tragen jene Zeremonien eine so ausgesprochene Gegensätzlichkeit zu der aus feuerländischer Urkultur sprechenden Geistesrichtung auf der Stirn, daß sie schon von vornherein aus deren Rahmen als fremdartiges Element herausfallen und als später übernommene, unmöglich passend noch unterzubringende Einrichtung sich zu erkennen geben. Das Widersprechende zwischen der Tendenz dieses neuen Elementes und der ursprünglichen Wesensart unserer Indianer soll nun gewürdigt werden.

Da unsere Eingeborenen noch die Sammelwirtschaft pflegen und von altem Gewohnheitsrecht jedem der beiden Geschlechter ein bescheidenes Maß von Arbeit auf die Schultern gelegt worden ist; die Verteilung außerdem in solcher Weise getroffen werden konnte, daß die Abhängigkeit von Mann und Frau als eine gegenseitige und beiderseits notwendige sich ergab, also einer ohne den andern im Lebenserwerb nicht bestehen kann; da das Arbeitspensum endlich so scharf umgrenzt ist, daß keiner die üblichen Schranken zu überschreiten nur den Gedanken hegen würde — es sei denn im Einzelfalle und bei dringender Not —; so besteht von keiner Seite her irgendwelcher Grund zu Befürchtungen seitens des Mannes — solange eben das Sammeln anhält — für eine Vorherrschaft der Frau auf wirtschaftlichem Gebiet, die weiterhin noch die sozialen Verhältnisse beeinflussen oder abändern könnte. Dadurch, daß jeder der beiden Teile seine Arbeitsleistung erledigt, wird der andere nicht benachteiligt oder übervorteilt, sondern nur gefördert; ein Überwiegen des Einflusses des andern wird dadurch paralysiert, daß eben auch der erstere ständig und immer von jenem abhängig bleibt. Nur die Besitzergreifung des

Digitized by Google

Bodens durch die Frau, weil sie individuelle Arbeitswerte in denselben hineinlegte, gab ihr die Vorherrschaft über den Mann; hier aber, auf der Sammelstufe, fehlt für solch ein Übergewicht und die daran anknüpfende Machtentfaltung der Frauen immer noch die erste Grundlage.

Während im späteren Mutterrecht, auf daß die nötig gewordene Reaktion der Männer gegen die Machtstellung des gesamten weiblichen Bevölkerungsteiles auch die erwünschten, umgestaltenden Folgen zeitigen könnte, der Zusammenschluß Aller zu streng geschlossener Organisation, zu einer permanenten Einrichtung und zu einem meist hierarchisch gegliederten Bunde mit dem passenden Oberhaupte und den ihm zustehenden Rechten eine selbstverständliche Notwendigkeit wurde, fehlt den Männerfeiern auf Feuerland ein solcher Dauerbestand, die systematische Gruppierung und wohlgeordnete Geschlossenheit aller männlichen Stammesangehörigen. Deshalb, wenn schließlich selbst die Vorbedingungen zu einer möglichen Vormachtstellung der Frauen zusammentreffen sollten, mit einer dermaßen schlaffen, nur gelegentlichen Opposition der Männer wäre nie eine durchgreifende Abänderung des drohenden Übergewichtes des weiblichen Bevölkerungsteiles erreicht worden. Dieses nur Sporadische, Opportun-Willkürliche, von Zeit und Umständen gänzlich Losgelöste, wie es dem Zustandekommen der geheimen Zeremonien auf Feuerland eigen ist, zeugt laut für das Nichtvorhandensein eines realen Hintergrundes für dieselben, für das Fehlen der vitalen Dringlichkeit zu dergestaltigen Maßnahmen gegen die Weiber innerhalb der geistigen Atmosphäre unserer Indianer, wie innerhalb jedes Urkulturkreises überhaupt. Wären diese Feiern eine notwendige Reaktion, dann läge zum mindesten mehr Periodizität in ihrer Abhaltung; des weiteren ergäben sich schärfere Verpflichtungen zur Anteilnahme an denselben und straffere Disziplinierung der Männer als unausweichlich; ganz zu schweigen davon, daß nachweislich solche Institutionen in ihrem eigentlichen Heimatsgebiete tatsächlich zu permanenter, wohlorganisierter Einrichtung sich ausgestaltet haben.

Somit fällt die ursprünglich durch derartige Veranstaltungen angestrebte Wirkung in unserm Falle, nämlich die dauernde Beeinflussung oder Unterjochung der Weiber, einfachhin weg; denn nichts sichert den augenblicklich erzielten Erfolg, wenn einmal die Versammlung der Männer sich wieder aufgelöst hat. Ausgiebiger bei den Selk'nam als bei den beiden andern Stämmen werden den Frauen Belästigungen und arge Plackereien durch die „Geister" verursacht oder unnötige Arbeiten ihnen aufgeladen; an unangenehmen Einschränkungen mancher Art fehlt es nicht, ja man überhäuft sie selbst mit Schikanen; auch persönliche Rachsucht eines Mannes irgendwelcher Frau gegenüber darf sich straflos auswirken. Aber dies alles findet seine enggesteckten Grenzen und hat doch nur Geltung für die Dauer des Festes. Dieser, in Wirklichkeit einzige Erfolg wäre deshalb ein unverhältnismäßig armseliger, um so viel Aufwand, so viel Anstrengungen, so viel Geheimtuerei und Leidenschaftlichkeit der Männer zu rechtfertigen; praktisch erreichen sie doch nur, — und programmmäßig wird ein Mehr überhaupt nicht angestrebt — daß während des Verlaufes dieser Zeremonien die Frauen sich in gewisser Absonderung halten und manche Willkürlichkeiten der „Geister" zur heimlichen Belustigung der Männer sich gefallen lassen müssen.

Und wie sieht es dann aus, wenn die „Geister" sich verzogen haben? Nun, dann gelten wieder jene Grundsätze und treten eben genau jene Zustände wieder ein, welche wir oben dargelegt haben; also die weitestgehende Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, eine würdige,

Digitized by Google

einflußreiche Stellung der Frau im Kreise der Familie; es wird die Wertschätzung und liebevolle Behandlung der Gattin seitens ihres Gatten im nämlichen Ausmaß weiter kultiviert, als ob jene geheimen Zeremonien den früheren Zustand überhaupt nicht unterbrochen hätten. Ja, im Grunde genommen, nicht einmal während der Veranstaltung selbst macht der Mann wirklich konsequenterweise Ernst mit den Tendenzen, welche er programmäßig in der großen Hütte laut und temperamentvoll vertritt; in seinem Wohnraum begegnet er seinem Weibe mit der nämlichen Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit wie vordem. — Es kam mir tatsächlich die von den Männern künstlich hochgetriebene Aufregung oder Gespensterangst vor früherer Macht und Herrschaft der Weiber so vor, wie ein unverfälschter Sturm im Wasserglase; ihr temperamentvolles Auftreten und Gebahren wie Don Quixote's Kampf gegen Windmühlen! —

Unter allen Umständen fehlt es eben an der Konsequenz, wie bittere Not oder ernste Gefahr sie immer fordert und auch schafft. Dieses sporadische, mehr auf Befriedigung der eigenen Geselligkeit eingestellte Zusammentreten der Männer und die dabei erst jedesmal mehr künstlich neu zu belebende Furcht vor einer möglichen Vorherrschaft der Frauen nach dem Programm der Mythologie — übrigens ist ihnen diese Furcht nur eine periodische Teilüberzeugung — interpretiert es am besten, wie wenig gefährdet ihre Lage, wie weit abliegend die Dringlichkeit zum Handhaben dieser prinzipiell so scharfen Maßnahmen doch sein muß. Eine ihrem letzten Ursprunge nach tendenziöse Institution nun, die ohne begründeten inneren oder äußeren Anlaß, ohne überzeugende Notwendigkeit in Szene gesetzt wird, von deren Wirkungen die Veranstalter selbst einen nachhaltigen Einfluß nicht nur nicht erwarten, sondern die durch die eigene Handlungsweise direkt außer Kraft gesetzt wird, die schließlich in ihrem Bestande durch keine Organisation gesichert oder gestützt erscheint; ja, diese paßt nicht als wesentlicher oder integraler Teil in den Kulturkomplex der Feuerländer. Merkwürdig genug, daß in der Praxis des täglichen Lebens jedwede weiberfeindliche Tendenz spurlos wegfällt und kein Gatte es wagt, die seiner Frau von uralter Gewohnheit zugestandenen Rechte zu beschneiden oder eine weniger geziemende Behandlung ihr zu geben; zum Überfluß — an andrer Stelle folgt die eingehende Erörterung — mag hier schon eingeschaltet sein, daß der Kloketenkandidat im besonderen eindringliche Ermahnungen erhält, seiner Mutter folgsam zu sein und alten Leuten, unterschiedslos ob Mann oder Frau, größten Respekt zu bekunden.

Noch ein weiterer, wenngleich rein psychologischer Beweisgrund darf der Vollständigkeit halber hier noch einen Platz beanspruchen. In den schlicht-einfachen, sonst so harmlosen Charakter dieser Urmenschen will die Geheimtuerei, das hinterlistige, falsche Wesen, der dauernde, systematische Betrug solchen Personen gegenüber, die ihnen lieb und teuer, außerdem eine schätzenswerte und notwendige Ergänzung ihrer leiblichen und seelischen Bedürfnisse sind, so gar nicht recht hineinpassen. Ja, zu einem vorübergehenden Scherz auf Kosten der Frauen läßt jeder sich mit Freuden herbei und registriert mit genugtuendem Wohlbehagen die Entlohnung einiger widerspenstiger Weiber; dennoch fehlt es nicht an Stimmen, welche gelegentlich Mitleid äußern ob der Plackereien, denen die gesamte Weiblichkeit während lange anhaltender Zeremonien schonungslos ausgesetzt ist. Jedem ist im Grunde seines Herzens die Gattin viel zu lieb, um sie dauernd unter dem erdichteten Phantom solcher Quälgeister leiden zu sehen.

Digitized by Google

Nun als letztes Argument die gänzliche Zusammenhanglosigkeit der „Geister" aus Klóketen, Kina und Yinčihą̈a mit der Religion und Mythologie der Feuerländer. Jeder Versuch zur logischen Angliederung dieser Gestalten an das Höchste Wesen oder den Kulturheros, an die nach dem Tode weiterbestehenden Menschenseelen, an die eigentlichen Waldgeister oder einflußreichen Ahnen der Vorzeit: er schlägt gänzlich fehl. Ebensowenig treten diese in den alten Sagen auf; nur die Selk'nam zeigen noch einen Gebirgsstock, welcher den Männern als erste Kloketenhütte gedient hatte, und sie unterhalten einen dauernden Haß gegen die betrügerische Frau Mond. Während die Yamana so viele und selbst unbedeutende Vorkommnisse sogar des täglichen Lebens in Beziehung setzen zu *Watauinę́wa*, dem Höchsten Wesen; diese bedeutungsvolle Kinainstitution wußten sie ebensowenig wie die dabei auftretenden Geister in ihr Religionssystem folgerichtig einzureihen. *Kwányip* und *Yoálox*, auf deren Intervention so manche wichtige Einrichtung sich zurückführt, sie haben bei diesen geheimen Veranstaltungen keine Nummer und werden nicht einmal gelegentlich namhaft gemacht[31]); trotz meiner wiederholten Fragen über einen möglichen Zusammenhang ihres Auftretens und der mythologischen Gründungszeit der Männerfeste war keine Klarheit zu erreichen. Diese allseitige Unmöglichkeit einer Verquickung der sonst wohlgefügten religiösen und mythologischen Systeme mit irgendwelchen Teilelementen aus den geheimen Männerzeremonien — nur mit dem eigentlichen Zaubererwesen weisen die letzteren einige verwandtschaftliche Beziehungen auf — entfaltet nach der formalen Seite hin eine derartig starke Durchschlagskraft, daß das gänzlich Fremdartige jener Einrichtung nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann und die Beweisgründe dafür vor der Kritik bestehen.

Das abschließende Urteil fällt demnach vollkommen eindeutig aus. Eine gute Anzahl von laut redenden Faktoren ist nun im Dienste des Nachweises ins Feld geführt worden, daß die geheimen Männerfeiern, in der bei unsern Eingeborenen üblichen Fassung, eben in Ermangelung einer hinreichenden wirtschaftlichen Voraussetzung zu ihrer Entstehung, einer harmonischen Eingliederung in den Kulturkomplex der Feuerländer, einer konsequenten Durchführung ihrer Ziele und Tendenzen, einer widerspruchsfreien Verquickung mit der Praxis der täglichen Lebensführung und schließlich einer logisch erforderlichen Einschaltung in das sonst so geordnete Geisterschema — um von nebensächlichen, nicht weniger deutlichen Momenten überhaupt zu schweigen — unzweideutig als ein gänzlich fremdes Element beurteilt und seinem kulturhistorischen Ursprunge nach näherhin der Zweiklassenkultur zugewiesen werden muß; aus dieser hat es als Einzelglied auf dem Wege der Entlehnung bei den drei Stämmen des äußersten Südens Aufnahme gefunden. Die Geistesrichtung des feuerländischen Kulturganzen einerseits und die Ideenwelt, aus der die geheimen Männerfeste überhaupt geboren werden andererseits, stehen sich im Prinzip diametral gegenüber; fordern also, jeder für sich, den adäquaten, wenngleich von dem des andern total abweichenden Ursprungsgrund.

---

[31]) Es wird *Kwányip* als Kulturheros der Selk'nam so geschildert, daß dessen weitgehende Übereinstimmung mit dem Heros der Yamana, mit *Yoálox*, ohne weiteres in die Augen springt. Methodologisch von Bedeutung ist auch der Umstand, daß jeder derselben einen älteren Bruder hat, welcher als geistig etwas rückständig oder jedenfalls nicht so intelligent geschildert wird wie der jüngere Bruder, der eigentliche Held.

Digitized by Google

2. Bewertung der Männerfeiern innerhalb eines jeden der drei Stämme und Vergleich untereinander.

Die wesentliche Übereinstimmung der Volkseigenheiten jener drei Stämme untereinander, vornehmlich in ihrer Gesellschaftsordnung, — obwohl zwei von ihnen dem nomadisierenden Fischerleben nachgehen, die Selk'nam jedoch niedere Jägernomaden sind — und deren Zuteilung an eine urkulturliche Schicht, näherhin die exogam-monogamistische; auf der andern Seite der genetische Zusammenhang sämtlicher geheimen Männerzeremonien in der Form, wie sie heute noch bei jenen Eingeborenen üblich sind, und deren ursprüngliche Herleitung aus der viel jüngeren Periode des Mutterrechtes: diese beiden Aufstellungen dürften durch die eben gebotene Beweisführung nun als ausreichend gestützt gelten.

Aber die Übernahme jenes fremden Elementes vollzog sich durchaus nicht gleichförmig und eindeutig innerhalb einer jeden der drei in Frage stehenden Volksgruppen: es treten vielmehr manche Abweichungen in die Erscheinung, welche einesteils den außerhalb liegenden Ursprung der Zeremonien von neuer Seite her beleuchten, andernteils aber auch helle Schlaglichter werfen auf die mehr oder weniger vollständige Verquickung mit dem Geiste der feuerländischen Gesamtkultur, ja sogar einige, keineswegs zu unterschätzende Fingerzeige bieten für die Richtung, in welcher dieselben hergeleitet worden sind.

Das Kloketen der Selk'nam seinerseits fordert noch eine besondere Behandlung; insofern dasselbe unmöglich als eine mischungsfreie unverfälschte Männerfeier sich herausstellen läßt, vielmehr nebenher auch Elemente aus einer eigentlichen Jugendweihe in sich aufgenommen haben muß.

a) Trotz numerischer Gleichheit der wesentlichen und akzidentellen Elemente bestehen formale Unterschiede in der Übernahme dieser Zeremonien durch jeden einzelnen Stamm.

Im großen und ganzen kann man von einer vollständigen Gleichheit des Kulturbesitzes, wie ihn jeder der drei Stämme sein eigen nennt, sprechen; die soziologische Verfassung zumal bekundet eine nahezu identische Übereinstimmung, weil nur die monogame Familie als einzige feststehende gesellschaftliche Organisation bekannt ist, jede weitere Schichtung oder Gliederung in Klassen, jede Form einer über dem ganzen Verbande stehenden Obrigkeit fehlt; dazu kommt die fast völlige Gleichberechtigung der Geschlechter innerhalb der Familie selbst.

Es ist jedoch bemerkenswert, daß die geheimen Zeremonien trotz zahlloser Gleichstimmigkeiten in wesentlichen und integralen Teilen, wie sie jedem Beschauer sich förmlich aufdrängen, nichtsdestoweniger sehr bedeutende und zwar graduelle Unterschiede in ihrer Verquickung mit der Volkspsyche und in der Betonung der ihnen prinzipiell innewohnenden Tendenz zur Schau tragen. Derartige Abstufungen von einem Stamme zum andern — um dies schon dem folgenden Kapitel vorwegzunehmen — widerlegen auch die Voraussetzung einer möglichen Entstehung dieser geheimen Zeremonien an Ort und Stelle; denn auf dem Boden einer Kulturgleichheit können als Reaktion gegen eine evtl. soziale Ungleichheit oder Gefahr zu deren Wiederkehr, wenn einmal beseitigt, und als Paralysierung der Vorherrschaft der Weiber eben nur Mittel der nämlichen Qualität und gleichen Intensität, sollen sie wirksam sein, von den Männern in Szene gesetzt werden. Mache man

Digitized by Google

nicht dagegen geltend, daß eben ein Stamm im Laufe der Zeit gegenüber seinen Nachbarn zu größerer Toleranz sich herbeigelassen habe; damit würde er ja das Bedrohliche seiner Lage durch die geheimen Veranstaltungen nicht nur nicht beseitigen, sondern durch ein derartig schlaffes Handhaben der Vorsichtsmaßregeln im Gegenteil der Wiederkehr früherer Verhältnisse die Wege öffnen.

Daß Geist und Sinn, Ziel und Mittel der Männerfeiern sich vollkommen gleichen, das wurde bereits im zweiten Abschnitt umständlich dargelegt. (Vgl. oben S. 291ff.)

Nicht weniger überraschend war das Ergebnis aus einer vergleichenden Gegenüberstellung des Entwicklungsganges dieser drei Feste: das eine ist, unter dieser Rücksicht betrachtet, eben annähernd das Spiegelbild des andern; so viele sind der Übereinstimmungen. Zum Zwecke der Einschüchterung des weiblichen Bevölkerungsteiles pflegen die Männer in der überall gleichen Maskierung und Körperbemalung aufzutreten; sie geben dabei vor; daß Wesen aus andern Sphären in die große Hütte wieder einzögen und allen sichtbar würden. Die Wirkung auf die Frauen ist eine bedeutende und das von den Männern angestrebte Ziel wird mit allseitiger Zufriedenstellung erreicht. Die dabei geltende Tagesordnung an sich betrachtet kennt ihrerseits keine Abweichungen von der des Nachbarstammes und nur die spezielle Behandlung der Kloketenkandidaten steht etwas abseits, was aus besonderen Gründen erklärlich gemacht wird. Dann innerhalb der großen Versammlungshütte das nämliche vergnügliche Treiben der Männer, die gleich große Genugtuung über den gelungenen Erfolg ihrer raffinierten Betrügereien. Deshalb wachen sie alle äußerst streng über die treue Bewahrung des Geheimnisses; mit diesem steht und fällt ja die ganze Einrichtung und auch ein nicht unerheblicher Teil ihrer Männerwürde.

Trotz alledem: welch einschneidende Unterschiede kommen bei einer genauen Analyse ans Tageslicht! Das Widersprechende zwischen der Zielstrebigkeit dieser Feiern und der Praxis im Alltagsleben braucht hier nicht nochmals herangezogen zu werden; vielmehr soll der Nachdruck auf die verschiedengradige Betonung des Tendenziösen an sich seitens eines jeden der drei Stämme gelegt werden, mit der folgerichtig das allmähliche Schwinden des Ernstes und der Überzeugung im Handhaben der üblichen Maßnahmen gleichen Schritt hält; und zwar in progressiver Abschwächung von den Selk'nam her über die Yamana zu den Halakwulup hin. Rein äußerlich beglaubigt dies schon die Tatsache, daß bei den Yamana vereinzelte, wenngleich stets sehr zuverlässige Weiber als Teilnehmer in die große Hütte eingeführt werden; der bloße Gedanke an eine ähnliche Konzession würde unsere Selk'nam zum ärgsten Widerstande reizen.

Diese gerade markieren ihren schroffen Gegensatz zu den Weibern in nahezu temperamentvoller Weise und mit einer künstlich höchstgesteigerten Überzeugungskraft; sie widmen sich mit so viel Eifer und Interesse den tendenziösen Zielen dieser Veranstaltungen, setzen dafür restlos ihre ganze Persönlichkeit ein, daß man über den blutigen Ernst der Konsequenzen im einzelnen erschrecken muß. Nahezu grausam schroff sind sie in Beurteilung des Verhaltens der Frauen während der ganzen Dauer der Festlichkeiten; aus der unbedeutendsten Redewendung, aus einer sonst gänzlich unzweideutigen Handlungsweise wittern sie sofort eine Enthüllung ihres Geheimnisses und schlagen schonungslos drein; manche Frau ist sicherlich grundlos verdächtigt, aber trotzdem umgebracht worden. Gleichfalls unterstehen die eben

Digitized by Google

initiierten Kandidaten noch lange nach ihrer ersten Einführung einer scharfen Beobachtung. Diese reizbare, schon krankhaft argwöhnische Haltung hat den besonderen Volkscharakter der Selk'nam nicht als alleinigen Erklärungsgrund; ausschlaggebend kommt hinzu, daß sie es tatsächlich furchtbar ernst nehmen mit der diesen Zeremonien zugrunde liegenden Tendenz.

Bei den Yamana achtet jeder Mann wohl auch auf strenge Wahrung des Geheimnisses, auf ein Fernhalten der Weiber und Kinder; jeder spielt seine Geisterrolle mit Überzeugung und Ernst; das Bemühen aller zielt dahin, die Frauen aufs neue durch Beängstigungen zu erschüttern und deren Gefügigkeit zu erzwingen. Aber so viel Nervenkraft, so stark zitternde Erregtheit, so viel Konzentration auf den unbedingt anzustrebenden Erfolg verausgaben sie nicht; bei ihnen zeigt sich viel Mäßigung, und man könnte sagen: es geht bei ihnen „etwas gemütlicher" her. Das erwünschte Ziel erreichen sie trotzdem, und so bleibt ihre Befriedigung über den erlangten Erfolg ebenfalls eine vollständige.

Schon der allgemeine Glaube an die „Geister" ist bei den Halakwulup ein sehr schwacher. Durchgängig ist den Frauen wohl bekannt, daß in jeder Geisterrolle einer ihrer Männer steckt; trotzdem bringt deren Auftreten die Wirkung hervor, wie sie — man könnte sagen — ein beliebiger Mummenschanz als Begleitschaft aufweist: Furchterregung, Beängstigung und Schrecken. Eben eine derartige seelische Verfassung wollen die Männer bei ihren Weibern hervorrufen; gänzliche Unterwürfigkeit, mehr Respekt und Anhänglichkeit an die Männer bleiben folgerichtig auch nicht aus. Doch scheint dies alles mehr sich herzuleiten von dem wirklich überzeugten Festhalten der Weiber an einem, im *Yinčiháŋa* herrschenden unheimlichen Wesen, dem ganz besondere Macht und gewalttätige Ausschreitungen zugeschrieben werden. Trotzdem bieten die Zeremonien gerade auch ihnen manche Belustigung und Erheiterung; den Männern anderseits liegt es wirklich fern, diese Gelegenheit auszuschlachten im Sinne einer Terrorisierung oder konsequenten Niederhaltung ihrer Frauen; wie würden sie dieselben sonst des öfteren in ihre Hütte herüberrufen, um gemeinsame Spiele und Tänze mit ihnen zu pflegen. Mit viel Genugtuung erinnern sich die Leute, Männer wie Frauen, der beim letzten *Yinčiháŋa* erlebten Späße.

Wenn man jetzt am Ende unserer Analyse das progressive Abfallen der Überzeugungskraft und Zielstrebigkeit, mit welcher diese Feiern von unsern Indianern arrangiert werden, näherhin würdigt, im besonderen diese Kümmerform des *Yinčiháŋa* neben das Original der im eigentlichen Mutterrecht bodenständigen Männerzeremonien hält, dann gibt diese speziell sich eben noch als matter Widerschein der dort herrschenden Wirklichkeit zu erkennen, als ein Ableger, der in seiner Wesensart um so mehr verblaßte, je weiter er von seinem Wurzelstock abgedrängt wurde.

b) Die graduell sich fortsetzende Abschwächung der Tendenz jener Zeremonien deutet auf die Wegrichtung bei ihrer Verbreitung hin.

Sehr verschiedengradig erwies sich die Intensität, mit welcher der Zweckgedanke dieser geheimen Zeremonien die Ideenwelt einer jeden Einzelgruppe unserer urkulturlichen Indianer zu beherrschen vermag; dies alles, obwohl doch die Aufnahmefähigkeit und Vorbedingungen bei der einen die gleichen sind wie bei der andern, obwohl die Möglich-

Digitized by Google

keit zur Durchführung und die Aussichten auf Erfolg hier nicht geringer sind wie dort. Woher also das stufenweise Abflauen schon in der Übernahme und im Erfassen dieses neuen Elementes; dann noch deutlicher in der von ihm nur in so ungleichmäßiger Form erreichten Durchdringung der Volksseele eines jeden Stammes?

Als adäquaten Erklärungsgrund können wir nur das schrittweise, progressive Verpflanzen dieses Elementes von den Selk'nam über die Yamana zu den Halakwulup hin beibringen; nur auf diesem Wege kann die Herleitung jener Kulturübertragung erfolgt sein. Daraus wird verständlich, daß die am stärksten verblaßte Form von der Urquelle am meisten absteht. Der genetische Zusammenhang dieser Institutionen untereinander kann ernstlich nicht mehr in Zweifel gezogen werden; ebensowenig die Tatsache einer Übernahme derselben aus einem viel jüngeren Kulturkreise: die am wenigsten abgeblaßte, veränderte Fassung, die nur schwach verwässerte Intensität ihrer Zielstrebigkeit, die lückenlosere Konsequenz und gespanntere Straffheit in der Organisation muß der Originalform am nächsten liegen; die graduell fortschreitende Verflachung, der progressiv sich verbreiternde Verfall der Tendenz, eine Lockerung in der Disziplin und im Empfinden für die Notwendigkeit ernster, strenger Maßnahmen: dies alles kann nur an der Peripherie angetroffen werden. Jetzt einmal von hier ausgehend, folgend der Richtung einer sich stufenweise steigernden Annäherung an die typische Form der Männerfeiern, tut sich der Weg auf, den dieses isolierte Kulturelement bei seiner Verbreitung tatsächlich eingeschlagen haben muß. Ich möchte den hier angelegten Maßstab als ein „Formalkriterium der Intensität" ausgeben, welches sich einer zuverlässigen Anwendbarkeit vorzüglich bei tendenzbetonten Institutionen oder Mythen überhaupt erfreuen dürfte.

Für die zur Übertragung jenes fremden Elementes in unsere drei Stämme abgesteckte Wegrichtung sprechen außerdem einige nicht ganz von der Hand zu weisende mythologische Andeutungen; denn die Yamana lassen ihre Kina-spielenden Weiber eben aus der Heimat der Selk'nam herkommen, näherhin vom Nordrande der Isla Grande, also vom südlichen Ufer der Magallanes-Straße. Ihrerseits leitet die Südgruppe der Halakwulup diese Einrichtung von den Nachbarn im Canal Beagle, also von den westlichsten Yamana her. Nur ließ sich nicht mehr unterscheiden, ob diese Auffassung eine Überzeugung der heutigen Bevölkerung oder ebenfalls nur sagenhafte Darstellung sein soll; jedenfalls ist die praktische Schlußfolgerung für uns in jedem Falle die gleiche.

Die genauere Betrachtung der Hüttenformen führt zum nämlichen Ziele: die Kegelhütte ausschließlich kommt zur Verwertung bei Selk'nam und Yamana; aber die westlichsten Vertreter des letzteren Stammes, welche bereits mit den Halakwulup einige Fühlung nehmen, kennen daneben auch die Bienenkorbhütte; die weiter nach Nordwesten vorgeschobenen Süd-Halakwulup verwerten ebenfalls beide Formen, während ihre nördlicher wohnenden Stammesbrüder ausschließlich in einer Bienenkorbhütte ihre geheimen Zeremonien abhalten.

Daß auch ein Abweichen von der typischen Maskenform ganz parallel läuft der eben geschilderten Veränderung der Hüttenform, kann die bisher vorgelegten Beweise nur noch bekräftigen. Während Selk'nam und Yamana ausschließlich konische Masken gebrauchen, lieben die Halakwulup außerdem einen über den Kopf gestülpten Zylinder, ebenfalls aus Rinde; daneben aber sehr viel Federschmuck, der sogar die Rindenmaske vollständig ersetzen kann. Wie die ganz

Digitized by Google

isoliert bei diesem Stamme dastehende Phallosmaske zur Ausgestaltung kam, entzieht sich vorläufig meiner Beurteilung; denn zwischen dieser und dem eigentlichen Phallostanz der Selk'nam kann ich noch keinen Zusammenhang begründen.

Unter Berücksichtigung der Stammesgrenzen reden die aufgezählten Argumente endlich noch eine weitere unzweideutige Sprache: die Richtung von den Selk'nam her über die Yamana zu den Halakwulup ist eine ganz kontinuierliche, und nur auf diesem Wege kann die Übertragung unserer Zeremonien erfolgt sein; nicht aber im umgekehrten Sinne, viel weniger noch von den Selk'nam direkt zu den Halakwulup überleitend, obwohl diese beiden Stämme sonst manche verkehrliche Berührung miteinander hatten. Ausschlaggebend für unseren Beweis ist eben die Richtung der progressiv fortschreitenden Abschwächung der Tendenz dieser Veranstaltung.

c) Das Kloketenfest im besonderen erweist sich als eine Verschmelzung von Jugendweihe und Männerzeremonien.

Als eigene, gut konstituierte Einrichtungen ließen sich sowohl bei den Yamana als auch bei den Halakwulup geheime Pubertätsfeierlichkeiten nachweisen, welche als Hauptziel eine theoretische und praktische Erziehung der herangereiften Jugend verfolgen; unterschiedslos müssen Knaben sowohl wie Mädchen wenigstens einmal an diesem Unterrichtskursus teilnehmen und den harten Prüfungen des Fastens, Stillschweigens, verkürzten Schlafes und systematischer Arbeit sich unterziehen. Das heranreifende Geschlecht soll bekannt gemacht werden mit seinen späteren Standespflichten und praktisch eingeführt werden in die spezifischen Berufsaufgaben; sehr vorzügliche pädagogische Maßnahmen pflegen dabei in Anwendung zu kommen, alle Ermahnungen und Belehrungen verraten hohen sittlichen Ernst, und der Hinweis auf das Höchste Wesen gibt allem und jedem eine breite Fundamentierung. Wie aus dieser kurzen Skizzierung bereits ersichtlich, weht in dieser Jugendweihe ein ganz anderer Geist als in den oben geschilderten geheimen Männerfeiern.

Ähnliche Pubertätsriten sind andern Urvölkern durchaus nicht fremd; per analogiam würde man mit Recht auch bei den Selk'nam dergleichen erwarten, zumal ihre sonstigen charakteristischen Kultureigenheiten wesentliche Übereinstimmung mit den beiden Nachbarvölkern zur Schau tragen. Trotzdem kennen sie nur die einzige Kloketenfeier, während *Kína* und *Yinčihánya* als eigentliche Männerfeste, *Ciexáus* und *Kálakai* als ausgesprochene Jugendweihen in getrennter Form voneinander bei jedem der beiden Stämme unserer Fischernomaden anzutreffen sind. Diese Tatsache verpflichtet zu einer genaueren Analyse der geheimen Zeremonien der Selk'nam.

Schon im Ziele, welches die Kloketenfeier einerseits und die Männerfeiern der beiden Nachbarstämme anderseits erstreben, lassen sich wesentliche Abweichungen erkennen: letztere markieren als alleiniges tendenziöses Hauptziel nur ein Erschrecken der Frauen, um diese in unterwürfigem Gehorsam zu erhalten; wohingegen ersterer, neben dem soeben genannten Zweck, auch die weitere wichtige Aufgabe zufällt, eine vollständige Unterweisung dem erstmalig eintretenden Kandidaten, der nur männlichen Geschlechtes sein darf, zu bieten. Aus diesem Doppelzwecke folgert sich auch eine zweifache Richtung im Entwicklungsgange der Veranstaltung, um sowohl dem einen wie dem andern zu dienen; dieser Tatbestand in kurze Ausdrucksweise gefaßt,

Digitized by Google

ließe sich folgendermaßen formulieren: die für eigentliche Kloketenkandidaten aufgestellte Tagesordnung gleicht im wesentlichen einer für die typische Jugendweihe geltenden; die für das andere Ziel der Veranstaltung in Betracht kommende Ordnung, zu dessen Erreichung die erwachsenen Männer bereitstehen müssen, fällt mit der für die geheimen Männerzeremonien der beiden andern Stämme im großen und ganzen zusammen.

Wenngleich hier mit größtem Ernst und überzeugter Intensität das trügerische Spiel der Männer gegen die Weiber getrieben wird; an Strengheit und Gründlichkeit steht dieser Erziehungskursus im Prinzip hinter den Pubertätsriten bei den Nachbarn durchaus nicht zurück. Eine wirklich ausgiebige Unterweisung in Theorie und Praxis wird dem Kandidaten zuteil; stramme Haltung und Stillschweigen, kurzer Schlaf und schmale Kost werden auch hier als fördernde Hilfsfaktoren herangezogen; die eindringlichsten Ermahnungen wiederholen sich ständig, und als wichtigste Tugenden empfiehlt man mit Nachdruck: Respekt vor dem Alter und den Verwandten, Altruismus, Arbeitsamkeit, Verträglichkeit und Pflichttreue; auch konkrete Hinweise auf das Höchste Wesen werden eingestreut. Der Übereinstimmungen in der Behandlung des Kloketen einerseits unter Berücksichtigung des pädagogischen Zieles und der dabei in Anwendung gebrachten Mittel, und anderseits des Kandidaten in den Pubertätsriten sind so viele und so spezialisierte, daß als ausreichender Erklärungsgrund dafür ein kausaler Zusammenhang namhaft gemacht werden muß. Wie weit diese Gleichheit geht, mag die Tatsache erläutern, daß der Kloketenschüler sowohl als auch der Kandidat des *Ciexáus* ein kurzes Stöckchen erhält, mit dem allein er „sich kratzen" darf; niemand pflegt im täglichen Leben sonst bei diesbezüglichen Bedürfnissen nach derartigem Instrument zu greifen, sondern benützt durchgehends die ihm näherliegenden Fingernägel. Kern und Wesen einer spezifischen Jugendweihe finden sich also in unleugbarer Form im Kloketenfest der Selk'nam wieder.

Anderseits fehlt derselben nicht etwa das Charakteristische einer Männerfeier mit ausgesprochener Tendenz gegen den weiblichen Teil der Bevölkerung, sondern diese weist gerade hier ihre stärkste Betonung auf. Als Erklärung solch merkwürdiger Tatsache kann, wie bereits angedeutet, nur eine Mischung der beiden, an sich so grundverschiedenen Zeremonien in Frage kommen. Die Voraussetzung, daß in den Kulturbereich der Selk'nam eine Jugendweihe sehr wohl hineinpaßt, hat nichts Befremdliches; das Wesentliche einer solchen, wenngleich vermischt mit einem heterogenen Element, können sie ja heute noch als in reichlichem Ausmaße tatsächlich vorhanden und ihnen eigen vorweisen. Für die Entwicklung der Männerzeremonien aus dem dort bestehenden Wirtschaftsbetriebe heraus fehlte es ihnen an den erforderlichen sozialen Vorbedingungen und wirtschaftlichen Grundlagen, weswegen diese von außen her übernommen sein müssen; da aber beide Einrichtungen ursprünglich zwei verschiedenaltrigen Kulturkreisen entstammen, die Selk'nam selbst jedoch anderweitig als ein Urvolk sich erweisen, so ist ihnen die Jugendweihe als das Primäre eigen und die Männerfeier kann nur später Eingang bei ihnen gefunden haben, sich mischend mit der bereits vorhandenen, ihrer Urkultur homogenen Institution und diese teilweise abändernd.

Wie im einzelnen die Mischung und Eingliederung solch heterogener Einrichtungen zu einer äußerlich sehr einheitlich erscheinenden Form vor sich gegangen sein mag, das entzieht sich jeder Analyse; aber daß

Digitized by Google

der Angliederungsprozeß manche schwere Verwicklungen zu überwinden hatte, daß zur allmählichen Nivellierung der scharf kontrastierenden Ziele und Mittel lange Zeitperioden benötigt worden sind, das wird eine Überprüfung der weitestreichenden Gegensätze in Grundidee und Richtungen einer jeden dieser beiden Gruppen von Zeremonien widerspruchslos zugeben.

Ja man kann, angesichts der harmonischen Verschmelzung zweier so verschiedenartiger Institutionen ein gewisses Befremden nicht zurückhalten. Und tatsächlich fehlt es, bei genauerer Einsicht, auch nicht an manchen noch bestehenden Gegensätzlichkeiten; aller Widerspruch ließ sich eben nicht beseitigen, alles Unharmonische konnte selbst im Laufe langer Zeitperioden nicht behoben werden; . . . das liegt in der Natur und Wesensart eines jeden der hier zusammengeflossenen Elemente begründet. Beispielsweise wird der Kandidat zur Ehrfurcht und zum Respekt seiner Mutter und jeder älteren Frau gegenüber ernstlich ermahnt: ungeachtet jenes Abschnittes der Ursprungsmythe, welcher die Ausrottung aller Weiber von damals schildert; ungeachtet der soeben ihm erteilten Drohungen, das Geheimnis dieser Männervereinigung treu zu wahren; ungeachtet der Plackereien, welchen die Frauen insgesamt durch die „Geister" täglich ausgesetzt werden; ungeachtet seiner ständigen Zeugenschaft von dem schändlichen Betrug der Männer selbst gegen die eigene Gattin oder Mutter. Man steht mit fragender Miene vor solch befremdlichem Widerspruch! — Nur daraus erklärt er sich, daß jedes der beiden Mischungsprodukte, wollte es in seiner Eigenheit wenigstens teilweise überhaupt noch bestehen, unter allen Umständen seine prinzipiellen Ziele und Aufgaben hochhalten mußte, selbst wenn es dabei zu Gegensätzlichkeiten und Inkonsequenzen kam. Wenn eines der beiden von seiner grundsätzlichen Tendenz abgelassen hätte, nun dann wäre das Männerfest seinerseits eben zu solcher Kümmerform verflacht, sein Grundcharakter und Ziel so weit verblaßt, wie nachweislich bei den Halakwulup, wo man wohl noch viel von der äußeren Form antrifft, aber die Beseelung und Belebung derselben fast völlig verloren gegangen ist.

Wenngleich die Verschmelzung dieser beiden Zeremonien zu einer einzigen Feier in ihren Phasen genauerhin nicht nachweisbar ist, so läßt sich trotzdem aus dem heute erreichten Entwicklungsstadium ersehen, daß keine der beiden, weder in ihren Zielen oder Mitteln, noch in dem sie ursprünglich beseelenden Ernst eine grundsätzliche Einbuße erlitten hat. Die für die Jugendweihe zu postulierende einstige Selbständigkeit ist ihr leider verloren gegangen; wohl unter der Stoßkraft der neuen Ideen und der temperamentvollen Erregtheit, mit welcher das betrügerische Spiel in Szene gesetzt worden war; gleichzeitig verschloß sich folgerichtig der Zugang zur großen Hütte dem weiblichen Geschlecht für immer. Dessen Ausschalten vollzog sich möglicherweise auch allmählich; etwa in dem Sinne, daß die Männer davon abstanden, herangereifte Mädchen zur Initiation einzuladen; durch solche Handlungsweise separierten sie sich ihrerseits immer mehr und konstituierten diese geschlossene Versammlung. Jedoch sind dies nur Vermutungen, für welche der tatsächliche historische Entwicklungsgang heute noch nicht aufgedeckt werden kann. So viel aber bleibt sicher, daß die Selk'nam dem alten, mutterrechtlichen Zentrum, aus dem diese Zeremonien stammen, viel näher gestanden haben müssen als ihre feuerländischen Nachbarn; denn gerade bei ihnen vollzog sich die weitestreichende Umgestaltung, bis heute noch macht sich bei ihnen die stärkste Intensität und der größte Ernst in Abwicklung dieser ge-

Digitized by Google

heimen Veranstaltung geltend, sie sind ja rein geographisch den weiter nördlich seßhaften Mutterrechtlern am nächsten gelagert. Daß mit dieser starken Betonung des Tendenziösen die weibliche Jugend der großen Hütte ferngehalten wurde und sie der dort üblichen systematischen Unterweisung verlustig ging, das fiel, nach Aufgabe der früher wahrscheinlich selbständigen Jugendweihe, im Urteil der Männer nicht mehr stark in die Wagschale; ein Ersatz dafür wird den Mädchen seitdem in privater Erziehung und besonderer Anweisung gelegentlich ihrer ersten Menstruation geboten. Doch ist daraus die gewaltige Stärke der neuen Kulturströmung wohl ersichtlich; wie hätte sie sonst die im Bewußtsein aller so tief verankerte Überzeugung von der Notwendigkeit einer garantierten Erziehung auch der weiblichen Jugend unter der Kontrolle einflußreicher, zuverlässiger Erwachsener so weit abflauen lassen können, daß deren Ausbildung nur mehr Privatsache der Eltern und Verwandten wurde. Solch starke Erschütterungen haben die beiden andern Stämme nicht erfahren, und deren Jugendweihe hat sich deshalb in ihrer ursprünglichen Form erhalten können; somit behielt auch die Männerfeier ihre Selbständigkeit.

Es schließt also dieser Abschnitt mit dem Nachweis, daß das Kloketen als Verschmelzung einer später zugewanderten Männerfeier mit einer ursprünglichen Jugendweihe zu betrachten ist, und zwar hat dieselbe deshalb eine so machtvolle, umgestaltende Wirkung gezeitigt, weil die Selk'nam aus erster Quelle, aus der mutterrechtlichen Kultur nämlich, sei es direkt oder indirekt, dieses fremde Element entgegengenommen haben. Erst von ihnen aus wanderte diese geheime Institution hinüber zu den Yamana, welche ihrerseits sie weitergaben an die Halakwulup.

Schluß.

In die den Feuerländern eigene Urkultur haben, wie jetzt als erwiesen gelten kann, die geheimen Männerfeiern als fremdes Element gelegentlich Eingang gefunden. Da diese im Mutterrecht ursprünglich zuhause sind, muß, um den methodologischen Forderungen nach geographischer Kontinuität zu entsprechen, deren mögliches Vorkommen vorerst in nächster Nachbarschaft aufgesucht werden.

Bei meinem, allerdings nur kurzen Aufenthalt in einem Tehuelchelager am Ostabhange der Cordillere und auf der geographischen Höhe des Rio Gallegos, Ende Februar 1924, hatte ich die Möglichkeit, auch bei diesem Stamme eine geheime Männerfeier aufzudecken, von welcher bisher, meines Wissens, noch nie etwas erwähnt worden ist. Diese führt gleichfalls den Namen *Klóketen*. Allerdings muß sie, da der Baumwuchs auf der weiten Pampa gänzlich fehlt, in dem großen, typischen patagonischen Standzelt, das mit einem breiten, aus zusammengenähten Guanacofellen gearbeiteten Lederstück gedeckt ist, abgehalten werden. Rindenmasken lassen sich ebensowenig beschaffen; an deren Stelle tritt ein geeigneter Schmuck aus Federn, welcher das Gesicht vor andern Personen vollständig verbirgt; ausschließlich lange Straußenfedern kommen hierfür zur Verwertung. Wenn weitere Einzelheiten dieser Feier, welche ich leider damals nicht ausfindig machen konnte, genügende Übereinstimmung mit den Wesensteilen der Kloketenfeier unserer Selk'nam erkennen lassen, — was ein wichtiger Gegenstand der nächsten Forschungen sein muß — so kommen wir damit einen bedeutenden Schritt näher heran an die geheimen Männerfeiern und Maskentänze der nördlicheren Indianer Südamerikas.

Was diese Tänze anbetrifft, so wird eine genaueste Abgrenzung derselben voneinander immer vonnöten sein; denn sofern dabei

Digitized by Google

Masken mit menschlichem Antlitz getragen werden, handelt es sich um Entlehnung aus der mutterrechtlichen Zweiklassenkultur; damit vermengt finden sich in vielen Fällen aber auch eigentliche Tiermasken, welche auf totemistischen Einfluß hindeuten. Derartige Vermischungen sind im nördlichen Südamerika sehr häufig anzutreffen. Außerdem klingt die Erzählung von der früheren geheimen Organisation der Weiber mit Ausschluß aller Männer stark an ähnliche Mythen bei Stämmen des Amazonasgebietes an (vgl. Ehrenreich, S. 63 ff). Auf mondmythologischen Ursprung deutet die Existenz eines Zwillingspaares hin, von dem der eine Bruder als intelligenter, kluger Kulturheros die wesentlichen wirtschaftlichen Neuerungen und sozialen Einrichtungen geschaffen hat, wohingegen dessen älterer Bruder als einfältig und bedeutungslos erscheint. Möglicherweise haben wir hier eine derartig weit fortgeschrittene Verflachung der Doppelidee des Hellmondes und Dunkelmondes vor uns, daß bei eben unsern Stämmen die Verbindung dieses Zwillingspaares mit dem Monde selber gänzlich dem Bewußtsein entschwunden ist; jedenfalls stehen diese Beiden ganz unvermittelt in der feuerländischen Mythologie und auch ohne jeden Zusammenhang mit den geheimen Zeremonien; jedenfalls ganz außerhalb des Rahmens der sonst so ausführlichen Ursprungsmythe, in welcher der Frau Mond teilweise eine sehr einflußreiche Bedeutung zugemessen wird. Auch empfiehlt es sich, der Tatsache unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß der tonangebende, alles beherrschende „Geist" bei den Männerfeiern der Feuerländer immer als weiblich ausgegeben wird, während sonst in ihrer gesamten soziologischen Verfassung nie einer Frau die führende Rolle zuerkannt wird, ebensowenig wie in den so zahlreichen Mythen der Yamana und Selk'nam. Und weitere Einzelelemente aus der mutterrechtlichen Kultur, sei es die ältere oder jüngere, fehlen keineswegs; es sei erinnert an die Schleuder und Keule, von denen zumal die erstere bei allen drei Stämmen der ausgiebigsten Benützung sich erfreut; auch das Ballspiel ist anzutreffen. Schließlich pflegt man die erste Menstruation der Mädchen, welche ihrem Ursprung nach zurückgeführt wird auf den Kulturheros, soweit ich dies bei den Selk'nam und Yamana nachweisen konnte, mit einer gewissen Feierlichkeit innerhalb der Familie und nächsten Nachbarschaft zu umgeben, welche demnach allerdings nur privaten Charakter behält, aber für alle Fälle doch verpflichtend bleibt.

Leider fehlen bis heute noch die umfassenden Untersuchungen, um die Wegrichtung, welche diese Männerzeremonien bei ihrer Wanderung bis zum fernen Süden hin eingeschlagen haben, genauer abstecken zu können. Jedenfalls bietet das oben vorgelegte Material, in seiner Gesamtheit das Resultat meiner Reisen durch das Feuerland und daher gänzlich neu, einen wichtigen Beweis mehr für die weite Verbreitung mutterrechtlicher Kulturelemente und somit auch eine vorteilhafte Stütze für die früher schon von W. Schmidt (I, 1074) nachgewiesene Tatsache, daß die „weniger starken und charakteristischen Äußerungen des Mutterrechtes . . . gar nach Patagonien und Feuerland sich verbreitet haben."

Zusammenfassend stellen unsere hier niedergelegten Beweise es außer Zweifel:

daß die Feuerländer als eigentliche Urvölker betrachtet werden müssen und zwar mit dem exogam-monogamistischen Kulturkreise speziell größere Übereinstimmungen vorweisen;

Digitized by Google

daß bei jedem der drei Stämme geheime Männerzeremonien anzutreffen sind, welche unzweideutig als fremdes, echt mutterrechtliches Element aus dem sonst so geschlossenen feuerländischen Kulturganzen herausfallen und deshalb erst später auf dem Wege der Übertragung hier Eingang gefunden haben können;

daß das Kloketenfest im besonderen als Mischung einer typischen Jugendweihe mit den Männerzeremonien zu betrachten ist;

daß jene eben erwähnte Übertragung nur in der Richtung von den Selk'nam her über die Yamana zu den Halakwulup hin erfolgt sein kann, und zwar dürften die Selk'nam diese Institution schon bei ihrer Ankunft auf der Isla Grande mit sich gebracht haben;

daß außerdem weitere Einzelelemente aus den beiden mutterrechtlichen Kulturen bis nach dem äußersten Süden vorgedrungen sind und deren aller detaillierte Herleitung, einschließlich der Männerzeremonien auf Feuerland, von den diesem Kulturkreise angehörigen Stämmen des nördlichen Südamerika ein dringendes Arbeitsziel der heutigen Amerikanistik sein muß.

Autoren-Verzeichnis.

Barclay: The land of Magellanes, with some account of the Ona and other Indians; „Geograph. Journal"; vol. XXIII, p. 62 ss. — London 1904.

Beauvoir: Los Shelknam: Indígenas de la Tierra del Fuego. — Buenos Aires 1915.

Borgatello: Nella Terra del Fuoco. — Torino (1925?).

Bridges: La Tierra del Fuego y sus habitantes; „Bol. del Instituto geográfico argentino"; vol. XIV, p. 221 ss. — Buenos Aires 1893.

Cojazzi: Gli Indii dell'arcipelago fueghino. — Torino 1911.

Cooper: Analytical and critical bibliography of the tribes of Tierra del Fuego and adjacent territory. — Washington 1917.

Ehrenreich: Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der Alten Welt. — Berlin 1905.

Furlong: The vanishing people of the Land of Fire; "Harper's monthly magazin"; New York, Jan. 1910.

Dabbene: Los indígenas de la Tierra del Fuego; „Bol. del Instituto geográfico argentino"; vol. XXV, p. 163 ss. — Buenos Aires 1911.

Gallardo: Los Onas. — Buenos Aires 1910.

Graebner (I): Die melanesische Bogenkultur; „Anthropos"; Bd. IV, p. 726.

Graebner (II): Amerika und die Südseekulturen; „Ethnologica"; Bd. II, S. 43. — Leipzig 1913.

Graebner (III): Methode der Ethnologie. — Heidelberg 1912.

Gusinde (I): Cuarto viaje a la Tierra del Fuego; „Publ. del Museo de Etnología y Antropología"; vol. IV, p. 26 ss. - Santiago 1924.

Gusinde (II): Meine Forschungsreisen durch das Feuerland und deren Ergebnisse. „Mitt. der Anthropol. Gesellschaft in Wien"; Bd. LI, S. 16 ss. — 1924/25.

Gusinde (III): Die Feuerländer einst und jetzt; „Tagesberichte der Deutschen Anthropolog. Gesellschaft", S. 70 ss. — Augsburg 1926.

W. Schmidt (I): Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika; „Zt. f. Ethnologie"; Bd. XLV, S. 1014 ss. — Berlin 1913.

W. Schmidt (II): Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. — Stuttgart 1910.

W. Schmidt (III) und W. Koppers: Völker und Kulturen. — Regensburg 1925.

W. Schmidt (IV): Die Sprachlaute u. ihre Darstellung; „Anthropos", Bd. II. — 1907.

Schurtz: Altersklassen und Männerbünde. — Berlin 1902.

Webster: Primitive Secret Societies. — New York 1904.

Digitized by Google

Die ethnologische Bedeutung der Porzellanschnecken.

Von

F. A. Schilder, Naumburg a. Saale.

„Die Porzellanschnecken sind jene Conchylien, welche zu allererst die Aufmerksamkeit des Liebhabers auf sich ziehen" (**132**, 155)[1]). Sei es nun der „Muscheln" sammelnde Schüler oder der „Primitive", der am Korallenriffe einer Südseeinsel ein passendes Objekt für ein Werkzeug oder eine in die Augen springende Novität auf dem Gebiete des Körperschmuckes sucht — beide werden unter den Porzellanschnecken jene Formen finden, die ihren Wünschen am meisten entgegenkommen. Keine andere Conchyliengruppe vereinigt in so vollkommener Weise die Handlichkeit und Festigkeit der Schale mit hohem Spiegelglanz, bunter Färbung und den interessanten Sägezähnchen des engen Mündungsspaltes.

So ist es kein Wunder, daß sich die Porzellanschnecken bei mehr oder weniger allen Völkern aller Zeiten großer Beliebtheit erfreuten und nicht bloß als Werkzeug und Schmuck reiche Verwendung fanden, sondern durch die ihnen zugeschriebenen geheimen Kräfte auch für die geistige Kultur Bedeutung gewannen: in mannigfacher Weise verraten sie so dem vergleichenden Ethnologen Beziehungen der Völker zueinander. Von größter Bedeutung für die Kultur ganzer Erdstriche wurde die den Porzellanschnecken angehörende Kauri, deren Verwendung als Scheidemünze in Südasien und Afrika schon mehrfach eingehend untersucht wurde (**151**, **58**, **148**).

John Hertz (**58**), O. Schneider (**148**), Keller (**76**) und Finsch (**40**) haben den Porzellanschnecken vom ethnologischen Standpunkte aus eingehende Beachtung geschenkt. Seit sechs Jahren von mir betriebene zoologisch-systematische Studien an dieser Molluskengruppe haben mich instand gesetzt, die zusammenfassenden Arbeiten dieser Autoren durch weniger bekannte Literatur wesentlich zu erweitern; der vorliegende Aufsatz soll in aller Kürze eine Zusammenfassung der wichtigsten bisher bekannt gewordenen Tatsachen über die Bedeutung der Porzellanschnecken für die materielle und geistige Kultur der Völker geben; auf genaue Belege der Angaben wurde besonderes Gewicht gelegt[2]), von eingehender Kritik tunlichst Abstand genommen.

1. Die Porzellanschnecken.

Die Schalen der Porzellanschnecken (*Cowries, Porcelaines, Cypraeidae*) sind meist von bauchig-eiförmiger Gestalt mit etwas flacherer Unterseite, die durch den engen, beiderseits von einer Zähnchenreihe flankierten Mündungsspalt längsgeteilt wird; der Rücken ist glänzend glatt, farbenreich gebändert oder gefleckt; das Gewinde ist nur bei einzelnen Arten deutlich erkennbar, sonst mehr oder weniger verdeckt, so daß die Schneckenschalen vielfach für Muscheln gehalten werden.

Von den etwa 160 lebenden Arten der Gattung *Cypraea*[3]) wurden folgende 30 verwendet gefunden (**140**, 135): etwa 8—10 cm lang, ei-

[1]) Die fettgedruckte Zahl weist auf die fortlaufende Nummer des Literaturverzeichnisses hin, die andere gibt die Seite an.

[2]) Wenn mehrere Autoren die gleiche Verwendung berichten, wird meist nur eine und zwar die älteste Angabe zitiert; nur einmal vorkommende Literaturzitate haben vor immer wiederkehrenden den Vorrang.

[3]) Im weitesten Sinne des Wortes; betreffs der Verteilung der hier genannten Arten der Familie *Cypraeidae* auf verschiedene Gattungen vgl. meinen „Systematischen Index" im Archiv für Naturgeschichte, xc, p. 179—214 (1924). Von den verwandten,

Digitized by Google

förmig: *tigris* (weiß mit schwarzen Tropfen) und *aurantium* (= *aurora*, Rücken orange); mehr birnförmig: *vinosa* (= *pantherina*, mit kleineren Tropfen als *tigris*); massiv höckerig-schildförmig: *mauritiana* (Unterseite schwarz); zylindrisch: *testudinaria, argus, talpa, cervinetta;* 4—6 cm lang: *arabica, lynx, vitellus, ventriculus, carneola, lurida;* 2—4 cm lang: *isabella, caurica, errones, pyrum, achatidea* (= *physis*), *gillei* (= *reticulata*), *caputserpentis, turdus, erosa, helvola, honoluluensis* (= *madagascariensis*, Rücken gepustelt), *eburnea* (birnförmig, schneeweiß) und die beiden Kauri-Arten *moneta* (eckig mit höckrig-wulstigem Rand und dichten Zähnchen, gelblichweiß) und *annulus* (eiförmig ohne Randwulst, Zähne mehr auseinanderstehend, Rücken mit orangegelbem Ring); unter 2 cm lang: *poraria, irrorata.* (Gute Abbildungen dieser Arten findet man bei Weinkauff in Martini-Chemnitz, Systematisches Conchylien-Cabinet, Nürnberg 1881, Band V/3).

Von diesen leben *lurida, pyrum* und *achatidea* im Mittelmeer, *vinosa* und *turdus* im Roten Meer, *aurantium, ventriculus, gillei, eburnea* und *irrorata* in der Südsee, *cervinetta* an der Westküste Mittelamerikas, die übrigen im ganzen Indopazifischen Ocean von Ostafrika bis Polynesien. *Cypraea aurantium, argus, talpa, achatidea* und *eburnea* sind Bewohner tieferen Wassers und werden wohl nur durch Sturmfluten an Land gespült, die übrigen Arten sind Riffbewohner.

Die Porzellanschnecken werden im seichten Wasser der Korallenriffe bei Ebbe aufgelesen, „magno labore" (Belon nach **98**, 36) „gefischt" (**58**, 24); besonders zur Zeit der Sturmfluten, also um Neu- und Vollmond, wird die Kauri zahlreich an die Küste geworfen (Pyrard nach **148**, 110, 111; **114**, 466; dagegen nimmt O. Schmidt in Brehms Tierleben, 2. Aufl. der kleinen Ausgabe Stellung). Planmäßiges Fischen wird von den Malediven berichtet, wo Zweige der Kokospalme (**94**, 337), auch mit Fleischstückchen als Köder besetzt (Owen nach **58**, 26) ins Wasser versenkt und mit Kauri besetzt wieder herausgezogen wurden. Ein ähnlicher Köder für *Amphiperas ovum* wird von Rumph (**137**, 115) aus Ceram beschrieben und liegt auch der Fabel vom Vorkommen der Kauri im Tsadsee zugrunde (Klotz nach **148**, 110; **8**, 509; **9**, 237), wo sie mittels frisch abgezogener, ins Wasser versenkter Rindshäute gefangen werden sollen.

2. Verwendung des Tieres.

Die Frage nach der Genießbarkeit des Tieres wurde widersprechend beantwortet: die einen fürchten Verletzung durch den Rüssel oder erklären die Porzellanschnecken als „fleischfressende" Einschaler für übel schmeckend (**98**, 26), ja giftig (**137**, 114); andere erwähnen größere Arten trotz der scheinbaren Unmöglichkeit, das Tier vor beginnender Zersetzung aus der Schale zu ziehen (**132**, 181), als Nahrung der Eingeborenen, so auf Palau (**84**); auch Locard (**93**, 47) nennt *Cypraea* genießbar. Irgendwelche Bedeutung als Volksnahrung haben die Porzellanschnecken aber nicht.

Die Kauri wird von den Gilbert-Inseln als Fischköder erwähnt (**39**, 35).

3. Die Schale als Werkzeug.

Härte und Glätte der Schale fordern zu ihrer Verwendung als Werkzeug heraus: als Beispiele seien nur *Cypraea mauritiana* als Kokosnuß-Schaber (**39**, 461) und Angelhaken (**39**, 252) in der Südsee,

---

formähnlichen *Amphiperasidae* erlangte *Amphiperas* (*Ovula*) *ovum* in der Südsee große Bedeutung (**40**). Von den nur $^1/_2$—1 cm langen, gerippten *Triviidae* wird m. W. nur *Trivia quadripunctata* auf den Antillen als Schmuck verwendet.

Digitized by Google

vinosa als Feile bei den alten Angelsachsen (**163**, 251), *tigris* als Becher bei den Tagalen (**111**, 22 234), sowie *vinosa* (**98**, 35; **68**, 235), *tigris* (**48**, 3408; **147**, 20, 33; **100**, 211), *mauritiana* (**111**, 74 228 aus Java) und *talpa* (**137**, 115) in Europa, Aegypten (seit dem Altertume) und Indonesien als Glättinstrumente für Stoffe und Papier genannt (**141**, 205). *Cypraea tigris, arabica* und *ventriculus* finden an eigenartigen Köderapparaten für Tintenfische in der Südsee (**111**, 42 648; **115**, tab. 88, Fig. 7; **142**, 210), kleinere Arten als Netzsenker oder Inseln auf Stabkarten in Mikronesien Verwendung (**146**, 271). Selbst in Mitteleuropa verwendete man bis in die jüngste Zeit namentlich *tigris*-Schalen als Tabaksdosen und Punschlöffel (**123**, 162), Etuis, Briefbeschwerer usw., auch an Uhrketten und am Schlüsselbunde (**98**, 81), ebenso die amerikanische *cervinetta* an Geldbörsen in Japan (**59**). Prunkstücke wurden dabei öfters mit Säure der oberflächlichen Schicht beraubt, so daß eine prachtvoll violette tiefere Schicht zum Vorschein kam, oder wie sonst *Strombus* und *Cassis* mit eingravierten Köpfen, Inschriften usw. verziert (**101**, 185).

Im alten Griechenland diente die Kauri statt Steinchen bei Abstimmungen (**101**, 186; **76**, 543), im Sundaarchipel beim Tsjonka-Spiel (**137**, 117); in Togo gebrauchte man sie für Orakel und Gottesurteile (**153**, 32), und in Indien (**98**, 70), im Sudan (**157**, 142), in Kamerun (**148**, 142), Dahome (**98**, 70), Togo (**81**, 343), an der Goldküste (**108**, 262) und in Okwaon (**148**, 144) für ein einfaches Hazardspiel.

Der Kalkgehalt der Schale diente nicht, wie man früher annahm (Crusca nach **138**, 359) in China zur Bereitung des Porzellans (**142**, 209), wohl aber diente *annulus* in Sansibar zum Kalkbrennen (**58**, 15) und zur Straßenpflasterung (**148**, 146), bei den Bafut als mosaikartiger Fußbodenbelag (**148**, 171) und die „beste Kauri-Sorte" in Japan zur Schminke-Bereitung (**75**, cap. 11). Mit *annulus*, in Fruchtsaft aufgelöst, heilte man in China Blasenleiden (**137**, 117).

4. Die Schale als Schmuck.

Weite Verbreitung fanden die Porzellanschnecken als Schmuck, z. T. mit mystischer oder symbolischer Bedeutung.

Cypraea aurantium gilt auf Fidji als Abzeichen des Häuptlings (**33**, 442; **39**, 521), vielleicht ebenso auf Tonga (**69**, 60); daher sind viele *aurantium* in den Sammlungen an der Seite durchbohrt, seltener vorne (**110**, 115). Die größeren Arten werden heute in der Südsee als Körper-, Haar- und Sachenschmuck reichlich verwendet, ebenso aber auch kleinere Arten einschließlich der Kauri (**140**, 135), ja sogar *honoluluensis* (**85**, 101) und *irrorata* (**30**, 151); *eburnea* dient an kleineren Objekten als Ersatz für *Amphiperas ovum*, in gleicher Weise vertreten *poraria* u. a. Arten an Schiffsmodellen die an den Schiffen angebrachte Eischnecke (**147**, 33). Zylindrische Arten, wie *argus, testudinaria* usw., werden durch einen im Innern befestigten Eisennagel zur Schelle gemacht (**111**, 76560—76566).

Manche Arten fanden schon in prähistorischer Zeit im Tauschhandel ihren Weg weit ins Binnenland, so *achatidea* und *pyrum* in die Grotte von Mas d'Azil (**41**, 194, 198), *pyrum* nach Ligurien (**64**, tab. 27, fig. 8) und *lurida* im 6. vorchristlichen Jahrhundert nach Kroatien (Flachgrab von Prozor: Mus. Wien, prähist. Abt.), oder später gar vom Indischen Ozean und Roten Meere bis zur Nord- und Ostsee! Am verbreitetsten ist die Kauri, die schon von der Hallstätter Zeit (**29**, 9) an in Gräbern bei Danzig (**29**, 9) und Litauen (**51**), aus der La Tène-Zeit im Mainzer Becken (**77**, 234; **166**, 104; **167**, 123), aus der

Digitized by Google

angelsächsischen Zeit in England (**173**, 328), aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert (Hallstätter Zeit) bei Koban im Kaukasus (Zeitschr. f. Ethn. 1890, 1892, 1894, 1898, 1899), dem 7. vorchristlichen Jahrhundert in Nimrud in Mesopotamien (Layard nach **171**, 233) und dem 22. vorchristlichen Jahrhundert (XII. Dynastie) bei Illahun in Ägypten (**122**, 208) gefunden wurde. Aus späterer Zeit datieren wohl die Funde aus den Ruinen von Bender Abbas bei Berbera (**148**, 118), von Timur in Ostturkestan (Zeitschr. f. Ethn. 1893, p. 309) und vom Mälarsee (um 900 n. Chr.: Globus 1874, p. 240). Auch andere Arten wurden frühzeitig weit verschleppt, so *carneola, lynx* und *errones* bis Danzig (**29**, 9) und *vinosa* von Ägypten aus, wo sie bereits vor 4200 v. Chr. als Grabbeigabe gedient hatte (**73**, 61; **74**, 89, 98), — in Karnak wurde auch *vitellus* gefunden (**76**, 542) — bis nach Knidos (**98**, 72; **141**, 204) und Karthago (**118**, 14; **164**, 198) und in der spätrömischen Zeit bis nach Lyon (**92**, 15), Entibühl in der Schweiz (**148**, 116), Pas de Calais (**31**, 260), Kent (**65**, 307), Graudenz (**29**, 9), Polen (**134**, 230) und Österreich (**76**, 543; **141**, 205; **143**, 369); auch in Pompeji wurde sie zahlreich gefunden (**163**, 251).

Aus jüngerer Zeit ist die Kauri als Schmuck[4]) aus Europa (mit Ausnahme des Westens), Asien, Ozeanien (nicht vom australischen Festlande!) und Afrika bekannt geworden, von wo sie durch den Sklavenhandel nach Guiana (Zeitschr. f. Ethn. 1889, p. 213) gebracht wurde: so aus Norwegen (Pferdegeschirr), Deutschland (Schlächterriemen, Viehschneidertaschen, Pferdegeschirr, auch bei einigen Husarenregimentern), Tirol (Pferdegeschirr, Tabaksbeutel: **54**, 91), Venedig (Hundehalsbänder um 1300: **174**, 52), Galizien (Flösser), Sudetenländer (Drahtbinder), Ungarn (Pferdegeschirr), Bosnien (Haarschmuck der Zigeunerinnen: Zeitschr. f. Ethn. 1895, p. 645), Dalmatien (Mädchenmützen und Gürtel der Morlaken: **45**) und Bulgarien (Haarschmuck der Frauen: coll. Drächsler-Wien), aus dem Gebiete der Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Baschkiren (**130**, II, 527) und Kirgisen (Frauenschmuck), dem Orient (Amulett, Pferdegeschirr: **98**, 72, 75), aus Kleinasien (Pferdegeschirr in Lycien: **111**, 13144), Hadramaut (Frauenschmuck: **172**, 90), Persien (Tierschmuck um 1300; Kamelschmuck: **53**, 293), Indien (als Körperschmuck weit verbreitet), Ladakh (**111**, 38209, 38214), Ostturkestan (**111**, 38040), Südtibet (**17**, 469), Assam (**125**, II, 168), Birma (**99**, 424), den Schan-Staaten (**111**, coll. Gebauer), aus Laos (**111**, 81050, 81240), Siam (**37**, 233), hier überall vereinzelt als Körperschmuck; ferner aus Jünnan (Tierschmuck: **16**, 150), Nordost-Tibet (**38**, tab. 114), Sibirien über Kjachta (**69**, 60), Japan (**43**, Anm. 38), von den Philippinen (**105**, tab. 1,10), von Borneo (auch Augen der Kopftrophäen: **129**, II, 409; **55**, 35), Sumatra (**147**, 32), Bali (**98**, 75), Allor (**47**, I, 313), Timorlaut und Kei (**66**, 187, 231); von Neuguinea, und zwar aus dem Nordwesten (**27**, 50, 102; Zeitschr. f. Ethn. 1911, p. 338); reichlich von der Nordküste (**40**, 112) und Ostküste (**115**, tab. 313; **111**, coll. Pöch), aber auch aus dem Inneren (Dtsch. Kol.-Ztg. 1913, p. 521; Zeitschr. f. Ethn. 1914, p. 511) und an der Torres-Straße (**111**, 63395); von Karkar (**40**, 112), den Le Maire-Inseln (Zeitschrift f. Ethn. 1898, p. 84), der Tigerinsel (**111**, 65914) und aus Neubritannien (**39**, 36), von den Salomoinseln (**131**, 238), von Neucaledonien (**111**, 7610), Samoa (**111**, 9768), den Gilbert-, Ellice- und Tokelau-Inseln, von Tahiti (**147**, 33) und vielleicht auch von Hawaii (**40**, 112).

---

[4]) Soweit keine anderen Zitate beigefügt sind, sind die Angaben über Kauri-schmuck Conwentz (**29**) und Schneider (**148**) entnommen.

Digitized by Google

Aus Nordafrika (Marokko) wird nur einmal Kaurischmuck erwähnt (**87**, I, 209), und auch in Senegambien (**111**, 83956), bei den Djolof, in Sierra Leone, Liberia (**130**, II, 325), an der Goldküste und in Aschanti scheint er spärlicher, massenhaft dagegen in Togo (**153**, 32), Dahome (schon vor 1700: **5**, IV, 304), Joruba und Benin (schon vor 1500: **148**, 123). Im Innern scheint Kaurischmuck seltener zu sein: er ist bekannt von den Mandingo (**130**, II, 52) und Fulbe-Hirten (**130**, II, 520), etwas reichlicher aus den südlichen Haussa-Ländern (**116**, 429, 434, 452), gar nicht aus Sokoto, ganz spärlich aus Bornu (**112**, I, 746), ebenso aus Air (**46**, 866, 868), Tibesti (**112**, I, 221; **135**, I, 260), Fezzan (**112**, I, 221), ferner von den Tsad-Inseln (**112**, II, 369, 371), aus Kanem (**112**, II, 341), Wadai (**112**, III), Nord-Baghirmi (**11**, III, 339), weit mehr im heidnischen Süden (**112**, II, 575), in Marghi (**11**, II, 469), nicht aber im eigentlichen Adamaua (**116**, 40), doch wieder im südwestlichen Kamerun am Cross-Flusse (**96**, 53, 55, 57, 151), bei den Bali, Bafut usw., nicht bei den Fan, aber wieder am Ntem (**44**), weiter in Loango (**168**, tab. 118), Mondumbe (**95**) und vor allem bei den Kimbonde-Ganguella (**130**, II, 213, 224) und ganz vereinzelt noch bei den Buschmännern (Haikum-Frau bei Gobabis: Ethn. Inst. Univ. Wien, phot. Pöch).

In Zentral- und Ostafrika finden wir Kaurischmuck in Lunda (**159**, 379), im westlichen (**70**, 413; **161**, 71, 102; **162**, 107) und östlichen Kongobecken (**90**, I, 373; II, 25, 344), bei den Asande (**72**, II, 369; **15**, 96), am oberen Ituri (**159**, 379; **170**, 162), bei den Lendu, Lur, sehr viel bei den Schuli (**72**, III, 500), Madi, Bari, Lira, Lango (**111**, 10553, 13054), Kamiuru und am Elgon (**82**, tab. 32, 65, 67), weiter bei den Turkana (**130**, II, 167), Bongo (**72**, III, 352), Djur, Dinka (**148**, 173) und Nuer (**97**, tab. 28), Bischarin (**111**, 47752—47755), in Abessynien (**35**, 299), bei den Dankali (**117**, I, tab. 1), ja in Ägypten (Kamelschmuck: Mus. Prag). Massenhaft finden wir verschiedenartigsten Kaurischmuck in Ostafrika, bei den Somal (**117**, I, tab. 16, 19), Galla (**111**, 21674), Wadjagga (**149**, I, tab. 5), Wakamba (**149**, II, tab. 102), Massai (**160**, 98, 349; **104**, 37), in Kavirondo (**149**, I, tab. 19; II, tab. 64, 69, 70), zur Zeit der Kauriwährung aber nicht mehr in Uganda, Unioro, Kisiba usw. (**159**, 194), aber wieder bei den Barundi (**107**, tab. 25, 54), und weiter im nördlichen ehemaligen Deutsch-Ostafrika bis zur Küste[5]): Wassui, Waha, Wasukuma, Wakerewe, Wanjamwesi (**130**, II, 162), Wanjaturu, Waseguha, Wapare, Wasuaheli (**130**, II, 162). Auch Kaffernstämme könnten Kauri getragen haben (**129**, I, 257; **130**, II, 76).

Die zum Schmucke verwendeten Kauri werden auf Schnüre gezogen oder in mannigfachen Mustern in verschiedener Weise an Kleidungsstücke angenäht, ins Haar geflochten, mit Ton an Gegenständen befestigt usw.; vorher aber wird der Rücken der Schale meist durchschlagen, durchbohrt oder abgefeilt — letztere feinere Behandlung nur in Koban, von Ladakh bis Borneo und mit Enklaven vom oberen Nil bis Ostafrika[6]).

5. Symbolik.

Neben der Freude an den zierlichen Schalen und der Eitelkeit, mit ihnen anderen zu gefallen oder seinen Reichtum zur Schau zu stellen, wird den für entlegene Binnenvölker fremdartig erscheinenden

[5]) Von Schneider (148, 164) geleugnet; die nachstehenden Völker sind aber im Mus. Wien, Ethn. Abt. belegt.

[6]) Über Details vgl. meine (ungedruckte) Inaugural-Dissertation an der Universität Wien: „Die Kauri im Leben der Völker" (1921).

Digitized by Google

Porzellanschnecken vielfach eine mystische Bedeutung beigemessen: wo nur vereinzelte Schalen gefunden werden, gelten sie sicherlich als Talisman, und zwar vorzüglich im Zusammenhange mit dem Geschlechtsleben des Weibes. Wohl hauptsächlich wegen der Ähnlichkeit der Unterseite mit der weiblichen Scham stand *Cypraea vinosa* schon in Knidos, Karthago und Pompeji zum Aphrodite- bzw. Tanit-Kult in Beziehung; diese Bedeutung behielten die Cypraeen in allen von Rom beeinflußten Ländern bis weit nach Mitteleuropa hinein (**141**, 204; **143**, 369), und noch heute wird *pyrum* (lieber als *lurida*) in Neapel als Schutz gegen Unfruchtbarkeit (**109**, 159) und *turdus* am Roten Meere als Liebesamulett getragen (**68**, 236). Auch in Südindien (Zeichen der Jungfernschaft: **148**, 117) und Japan (Zeichen der Mutterschaft: **148**, 109) sind Beziehungen der Kauri zum Geschlechtsleben bemerkbar, und bei afrikanischen Küstenvölkern sollte sie vor Krankheit während der Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt schützen (**19**, 73). Der Anblick der Cypraeen soll begehrliche Gedanken erwecken (**19**, 73).

Auch gegen andere Krankheiten verschiedenster Art galten die Porzellanschnecken als Schutz, so die Kauri gegen Kolik (**7**, I, 223), Mittelmeerarten gegen bösen Blick und Zahnkrämpfe der Kinder (**83**, 44), gegen bösen Blick schon im Altertume (**76**, 542, Fig. 156), auch an Haustieren, z. B. Katzen (**76**, 610). *Cypraea aurantium* wurde in einer Hütte auf Lifu als Fetisch gefunden (**102**, 112).

Vielfach dienten Porzellanschnecken den Naturvölkern auch als Standesabzeichen, so *aurantium* auf Fidji als Zeichen der Häuptlingswürde (**33**, 442; **39**, 521), Kauri auf Kuhhautstreifen als Orden in Unioro (**15**, 176), Kaurischmuck als Vorrecht der Fetisch-Priesterinnen in Togo (**148**, 170) oder der Mohammedaner in Baghirmi (**112**, II, 617). An der Sierra-Leone-Küste bildeten Kauri den Trauerschmuck (**148**, 169).

An der Niger-Mündung wurden Kauri in symbolischer Bedeutung in Botenschnüre verflochten (**130**, II, 89).

6. Die Kauri als Geld.

Allbekannt ist die Verwendung der Kauri als Zahlungsmittel. Die Unverwüstlichkeit der Schale, die gegebenenfalls auch als Schmuck verwendet oder als solcher an Nachbarvölker ohne Kauriwährung vertauscht werden kann, ihr fester Kurswert in Ländern, die von den Fundplätzen nur mühselig erreichbar sind, und der geringe Wert des Einzelstückes machen die Kauri, namentlich im Kleinhandel vieler Völker, zur idealen Scheidemünze, besonders da, wo die Zeit des Zählens und das Gewicht beim Transporte keine wesentliche Rolle spielen.

In China war die Kauri lange vor 1500 v. Chr., neben Metallgeld bis 200 v. Chr. Wertmesser (**78**); in Jünnan hielt sie sich sogar bis 1300 (**174**, 52, 105), ja bis ins vorige Jahrhundert (**145**, 408); auch in Tibet erlosch sie erst im 12. Jahrhundert (**133**, 178). Japan besorgte wohl nur den Zwischenhandel nach Bengalen und Siam (um 1700: **75**, Kap. 11; **148**, 108), und auf den Neuen Hebriden (**36**, 26), Fidji-Inseln (**61**, 84) und auf Hawaii (**124**) bestand wohl niemals reguläre Kauriwährung (**39**, 626; **148**, 111; **40**, 112). Auf den Philippinen erlosch die Kauriwährung um 1800 (**87**, II, 159 gegen **54**, 91), bis etwa 1880 aber herrschte reger Export von *Cypraea annulus* nach Siam (**80**, 600). Hier galt sie im 18. Jahrhundert und bis 1860 allgemein (**12**, III, 44, 213), um 1880 aber nur mehr im Innern des Landes (**16**, 289).

Auf den Malediven, dem Hauptfundorte von *Cypraea moneta*, bestand niemals Kauriwährung, wohl aber blühte hier der Export

Digitized by Google

vom 10. (**94**. 337) bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts (**127**, I, 206; II, 429; **58**, 25), zuerst nach Indien, dann über Europa nach Westafrika. In Vorderindien (außer der Malabar-Küste und Ceylon) galt die Kauri sicher schon im 4. (Globus 1872, p. 305) und 6. Jahrhundert (**98**, 66), in Bombay (**144**, I, 90; **34**, II, 130, 178), Jaipur (**37**), Kaschmir (**60**, 238), Bengalen (**148**, 112), Darjeeling (**148**, 114, 174) und Sylhet (**174**, 53), vielerorts intern noch bis in unsere Tage (**148**, 113).

In Persien (**148**, 114) und Arabien (**151**, 89) hatte die Kauri wohl nur als Transitware nach dem Westen Wert, wo sich im 13. bis 15. Jahrhundert die Venezianer des Handels bemächtigten (**148**, 119) und die Kauri nach Marokko verschifften, von wo sie auf den Karawanenstraßen nach dem Süden gebracht wurde (**148**, 119); früher war sie vielleicht schon über Ägypten und Wargla—Audjila dahin gekommen (**52**, 183). Schon vor 1100 war die Kauri bei Timbuktu Zahlungsmittel (**11**, IV, 437), später im 16. (**88**, 225) und 19. Jahrhundert (**87**, II, 138, 155) reichte sie von hier wenig nach Westen (**87**, II, 214), jedenfalls nicht bis Senegambien (**98**, 66), wo sie — und weiter bis zum Cap Palmas — nur im 17. und 18. Jahrhundert gegolten hat (**108**, 262); auch im Süden von Timbuktu galt sie im 19. Jahrhundert nicht zusammenhängend (**11**, IV, 312, 327, 338, 370; Widerspruch zwischen **11**, IV, 295 und 300!), gar nicht aber am Niger zwischen Timbuktu und Sinder (**11**, V, 193, 197, 270)[7]), während sie von Ibn Batuta aus Gao angegeben wird (Ausland 1895, p. 1112). In Sokoto waren die Kauri weniger beliebt (**11**, V, 338) als in Bornu, wo sie 1845 von Staats wegen eingeführt wurden (**112**, I, 690), aber am flachen Lande doch weniger genommen wurden (**11**, V, 338) als in der Hauptstadt Kuka (**11**, II, 382, 396). Nord- und südwärts reichte die Kauriwährung kaum über die Enden des Tsadsees hinaus (Jo am Komadugu, Ngala, Dikoa: **11**, III, 131; **112**, III, 26) und fand sich nur noch vereinzelt in Air (**11**, I, 355, 560), fehlte aber in Agades (**11**, I, 444), Kauar (**11**, V, 341, 431), Tibesti (**112**, I, 459), Kanem (**58**, 20) und Wadai (hier nur für Schmuckzwecke eingetauscht: **112**, III, 265); in Nord-Baghirmi galt die Kauri erst spät in Massenja (**135**, II, 126), im Süden (**112**, II, 590) und in Marghi (**11**, II, 469) mehr als Tauschartikel; auch in Adamaua galt die Kauri erst relativ spät in der Hauptstadt (**116**, 31, 478, 482) und in Ngaundere (**116**, 278), noch später im ganzen Lande (**148**, 128; **106**, 498), doch wird schon 1850 von Barth Kauriwährung von Rei Buba und dem küstennahen Ngila erwähnt (**11**, II, 734, 754). An der Kamerunküste und am Ogowe bestand sie nur zur Zeit des Sklavenhandels, also im 17. Jahrhundert und bis 1865 (**148**, 144, 157).

In Benin galt die Kauri schon 1482 (**119**, 84), auch später (**150**), ebenso im Nigerdelta (**11**, II, 748; **148**, 156) und aufwärts über Ida (**42**, 186), Igbegbe (Mitt. Afr. Ges. Dtschl., V., p. 58), Say (**11**, IV, 245, 293; V, 298), Sinder (**11**, V, 276) und Dori (**11**, IV, 292). Joruba (**26**, 98; **86**, 85), Dahome (**5**, IV, 304) und Togo (**148**, 149) waren ein Hauptgebiet der Kauriwährung; schon vor Ankunft der Europäer an der Guinea-Küste kamen die Kauri aus dem Sudan dahin (**159**, 708), vom 16. Jahrhundert an brachten hauptsächlich Engländer und Holländer (**148**, 124) *Cypraea moneta* zu Schiff von den Malediven, seit 1844 auch Deutsche und Franzosen *Cypraea annulus* von Sansibar in großen Massen (58, 14—19), wodurch die Kauri trotz Weiterverbreitung nach dem Inneren des Landes fast wertlos wurden (**148**, 147)

[7]) Die Karte der Verbreitung der Kauri bei Hertz (58) ist an dieser Stelle unrichtig!

Digitized by Google

und trotz nicht unbedeutender Nachfrage noch um 1894 (**165**) wohl um die Jahrhundertwende (**13**, 18) dem europäischen Metallgelde wichen, im Inneren des Landes natürlich später als in den Küstenstädten. In Aschanti wurde die Goldstaubwährung erst nach 1817 von der Kauri abgelöst, die schon vorher im Inneren geherrscht hatte (**21**, 438) und nun auch an der Goldküste Eingang fand (**148**, 144), an der sie schon 1700 als sehr wertvoll eingehandelt worden war (**20**, 206).

In Loanda zahlte man 1482 mit „Simbos", d. i. *Oliva* cf. *flammulata* (**148**, 98—101, 125), um 1700 kam die Kauri auf (**5**, IV, 304) und erlosch mit dem Sklavenhandel zwischen Kamerun und Benguella (**148**, 144). Missionare brachten die Kauri ins Innere, wo sie im Kassai- und Sankuru-Becken (**169**, 226, 250, 329, 354; Le Congo illustré, 1892, p. 35, 1893, p. 160), sowie sporadisch am Kongo Scheidemünze war (**154**, II, 313, 412, 493; **70**, 115; **155**, II, 102; **161**, 74, 77; **162**, 62), aufwärts bis zur Uelle-Quelle (**156**, I, 268; **113**, II, 14); sie galt besonders im Osten, in Manjema (**154**, II, 98, 100, 132, 158, 167, 182), wohin sie die Araber von Sansibar brachten, am meisten natürlich in den Handelszentren (**154**, II, 111, 154).

Etwas isoliert ist das Währungsgebiet des westlichen Ukerewe-Ufers, von Kavirondo (**2**, 44), Uganda (**159**, 708; **72**, III, 646; **170**, 41), Unioro (**49**), Kisiba (**159**, 694, 706; **120**, 194; **56**; dagegen **152**, 325), Ihangiro (**159**, 708), Ankole (**56**) und der Insel Mahyiga (**154**, I, 311); in Karagwe galt die Kauri weniger allgemein (**159**, 194, 708; **56**, 55), in Urundi und Ruanda aber überhaupt nicht mehr (**107**, 77). Die Araber führten die in diesem Gebiete als Währung dienenden Kauri von der Ostküste ein, während schon vorher einzelne Kauri zu Schmuckzwecken über Chartum nilaufwärts gebracht worden waren (**158**, 303; **6**, 236; vgl. die Mahdi-Münze **15**, 238).

Die Hauptfundplätze von *moneta* waren die Malediven (**58**, 25), von *annulus* die Philippinen (**148**, 107, 109) und vor allem die Insel Mafia bei Sansibar (**32**, II, 250); vom Persischen Golfe gehen beide Arten nach Indien (**103**, 117, 120).

Unter dem Schmuck und Geld findet sich *moneta* in Japan, China (von den Riu-Kiu-Inseln), Nordost-Indien; auf Bali, Holländisch-Neuguinea und in der Südsee (wie die anderen Porzellanschnecken an Ort und Stelle gesammelt); in Europa (auch prähistorisch); im Sudan und in Guinea bis zur Vereinigung von Kongo und Ubangi (von den Malediven; erst im 19. Jahrhundert daneben Sansibar-*annulus*); — *annulus* in Ost-Neuguinea mit dem Bismarck-Archipel, auf Timorlaut, den Philippinen und in Siam (von den Philippinen), von Sumatra bis Indien und Ostturkestan; in den Ruinen und Gräbern von Berbera, Mesopotamien, dem Kaukasus und östlich der Weichsel (woher?); in Ostafrika von Ägypten bis zum Ubangi und nach Manjema (von Sansibar).

Die als Zahlungsmittel verwendeten Kauri wurden in China und Nord-Hinterindien durchbohrt auf Schnüre aufgereiht (**148**, 107), ebenso im ostafrikanischen Währungsgebiete (**159**, 182; **170**, 40), in Guinea hingegen nur im 17. und 18. Jahrhundert (**148**, 149, 154); in den übrigen Ländern wurden die undurchbohrten Kauri selten gewogen (**12**, III, 213), sondern meist gezählt, selbst wo es sich um Hunderttausende von Schalen handelte (**11**, II, 396; **148**, 153; nach **11**, II, 31 kann ein Mann in einem Tage 100000, nach **148**, 132 sogar bis 300000 Kauri zählen). Größere Summen wurden in Afrika in Körbe verpackt, meist zu 20000 Stück (= ca. 20 kg, d. i. 1 Trägerlast: **148**,

Digitized by Google

150) oder 70000 Stück (= eine halbe Kamellast: **148**, 155), ganz große Summen einfach in der Hütte aufbewahrt (**153**, 31) oder in eigene Vorratshäuser gebracht (**174**, 53), im Kriegsfalle (**63**, 64) oder nach Todesfällen vergraben (**151**, 56).

Die Gruppierung in höhere, meist benannte Recheneinheiten erfolgte in Südasien nach 4 und 80, nämlich z. B. 4, 16, 80 (**78**, 146), 4, 80, 400 (**60**, 238), oder 4, 80, 1280 (**144**, 88, 90), in Afrika nach 4 und 2000 bezw. 20000, z. B. 40, 200, 4000, 10000 bezw. 16000 (**148**, 153), 40, 200, 2000, 20000, 40000 (**24**, 318) oder 40, 1600, 25600 (**108**, 262), aber auch rein dekadisch (**11**, IV, 63, 292; **148**, 162), nur in Bornu nach 8 und 32 (**11**, II, 395; **112**, I, 691). Interessant ist eine Zählweise am oberen Niger, bei der in den höheren Einheiten die ausgezahlten Kauri nicht mit den gerechneten übereinstimmen, nämlich: 16,80 (gelten für 100), 800 (für 1000), 8000 (für 10000), 64000 (für 100000) (**87**, II, 158), aber auch sonst enthalten Stränge oft nicht die angenommene Stückzahl (**148**, 154).

Der Wert der Kauri in ihren Währungsgebieten schwankte nach Ort und Zeit. Aus verstreuten Angaben, wegen ungenügend präziser Vergleichswerte oft schwierig verwertbar, wurde die nachfolgende Tabelle zusammengestellt; die Kaufkraft von je 100 Kauri betrug in Goldpfennig:

	1700	1750	1800	1850	1870	1890	1900
Bergland von Hinterindien					10		5
Siam	4	4		? 1½	5	2½	
Bengalen		3	4	3	1½	4	
Entlegeneres Indien		8		5	4		
Küste von Oberguinea			20	10	5	2½	
Hinterland von Oberguinea . . .			25	15	12½	10	6
Sudan: Timbuktu—Garua—Dikoa .				17½	10	5	5
Kongo-Becken					75	30	
Ukerewe-Gebiet						60	20

Im Exporthafen waren die Kauri natürlich billiger, es kosteten z. B. 100 Kauri um 1844: auf den Malediven *moneta* etwa 8, auf Sansibar *annulus* sogar nur etwa 1½ Pfennig; im Importhafen von Oberguinea dagegen *moneta* etwa 17 und *annulus* etwa 18—20 Pfennig (**148**, 176).

Diesem geringen Werte entsprechend waren die verwendeten Kaurimengen sehr groß: so hatte z. B. ein Zauberer in Joruba 20000 Stück umgehängt (**148**, 170), Barth erhielt in Kano vom Sultan 60000 Kauri als Geschenk (**11**, II, 133), eine Kirchenbau-Kollekte in Abeokuta ergab fast 2¼ Millionen (**153**, 32) und bei einem Kirchenbau in Bengalen wurden 160 Millionen Kauri ausgezahlt (**158**, 302). Da z. B. 1857 rund 2 Milliarden *annulus* aus Sansibar exportiert wurden (**148**, 147), ist die im 19. Jahrhundert in Guinea importierte Kaurimenge auf mindestens 75 Milliarden Stück zu schätzen (**140**, 136).

In Neu-Lauenburg wurde aus *annulus* das teuerste Muschelscheibchen-Geld „*a'pirr*" hergestellt (**39**, 46; **148**, 54 et fig.); für das mikronesische „*gau*" diente aber wohl kaum *Cypraea aurantium* als Material (**148**, 7).

7. In Kunst und Literatur.

Nachstehend seien noch einige Beweise für den relativ breiten Raum angeführt, den die an und für sich durch nichts vor anderen Molluskenschalen so hervorragend ausgezeichneten Porzellanschnecken

Digitized by Google

in der Gedankenwelt der Völker eingenommen haben, hauptsächlich natürlich infolge der Bedeutung der Kauri als Zahlungsmittel.

In der Schrift der Chinesen finden wir die Kauri als „*pei*" in 2 Formen der ältesten Hieroglyphen der Schang-Dynastie, heute figuriert sie als das 154. der 214 Klassenhäupter in über 200 Zusammensetzungen, die mit Kaufen und Geld zusammenhängen (**148**, 103 et fig.). Auch im Alphabet der Hethiter ist eine *Cypraea* zu finden (**164**, 198), und auf den Münzen des Mahdi stellen die Randguirlanden vielleicht ebenfalls Kauri dar (**15**, 238 fig.). Bei den Römern wurde *Cypraea* wohl wegen ihrer erotischen Bedeutung abgebildet (**76**, 543, 610). Ein durch mehrere kleinere Seen ziehender Wasserlauf in Leikipia heißt bei den Massai „*elgeio le sekira*", d. h. Kauribach, da er von Ferne den Eindruck einer Kaurikette erweckt (**160**, 347). — Die Durchlochung der chinesischen Metallmünzen ist wohl auf die ihnen vorangegangenen Kaurischnüre zurückzuführen (**148**, 103).

Auch in viele Sprichwörter der Eingeborenen hat sich die Kauri eingeschlichen: in Togo kann ein schwacher Rechner „nicht bis 5 zählen" (die Kauri werden ja beim Abzählen zu je 5 erfaßt! **153**, 31), in Calcutta ist ein Taugenichts „eine schlechte Kauri wert" (**148**, 114) und die Redensart „nicht so viel als eine Muschel" wird von Barth (**11**, I, 471) aus Agades zitiert, wo doch gar keine eigentliche Kauriwährung bestand. Den Vers des persischen Dichters Sadi „Wenn in allen Tauestropfen edle Perlen lägen, — gleich den Eselsmuscheln wären sie auf allen Wegen" deutet Schneider (**148**, 114) auf ehemalige Kauriwährung — die Nichtachtung der verstreuten Schalen scheint mir aber vielmehr für ihre Herkunft von den Karawanentransporten nach dem Westen zu sprechen! Der zweideutige Sinn des Wortes *κόγχη*, *concha*, verursachte Witze u. dgl. bei alten Schriftstellern wie Lykophon, Plautus u. a. (**76**, 542).

In der Sage der Ewe spielt das „Muschelgeld" eine Rolle: Gott „mawu" sandte dem Schwarzen einen Korb vom Himmel herab, darin Kauri zum Handeltreiben waren (**153**, 33). Auch der *κόχλος* des Aesop (**76**, 543), den ein Hund wegen der Ähnlichkeit mit einem Ei verschluckt, könnte eine *Cypraea* sein, da *Amphiperas ovum* aus der Antike nicht nachgewiesen zu sein scheint.

Reisende und Autoren, die sich viel mit Kauri zu befassen haben, gebrauchen dieses Wort oft in eigenartiger Weise, wie „kaurischer Wert" (**148**, 134), „ein Taler wird verkaurit" (nämlich in Kauri umgewechselt; **148**, 128) und „da kann keine Kauri verloren gehen" (**34**, 130, 178); selbst Laienkreise vergleichen wertlose Valuten mit dem Kaurigelde (Neue Freie Presse, Wien, 14. Nov. 1920).

8. Volkstümliche Namen der Porzellanschnecken.

Der beste Beweis für die Popularität der Porzellanschnecken, besonders der Kauri, ist die Fülle von Namen, die ihnen in allen Zungen — oft interessante Beziehungen verratend — gegeben wurden.

Im alten Griechenland hießen die Kauri als Stimmsteinchen *χοιρίνη* (sc. *κόγχη*), von *χοῖρος* (**67**, 402, [8]), d. i. Schwein in obzönem Sinne, wegen der Ähnlichkeit der Unterseite mit der weiblichen Scham (Aristophanes nach **101**, 186; **76**, 543), der Name hat sich hier als *γουρουνάκι* = Schweinchen bis heute erhalten (**76**, 543). Dagegen ist die *ἐχενηΐς* des Herodot (**101**, 184) und Aristoteles (**67**, 402) wohl ein

[8]) Klein (**79**, 84) schreibt *charina*, *χαῖρος*, Argenville (**7**, I, 228) *χοῖνος*.

Digitized by Google

Octopus (nach **62**, 684 ein Fisch), wiewohl viele Autoren (**136**, 101; **18**, 142; **137**, 113; **7**, I, 228) in der entsprechenden *remora* (*murex*) des Mutianus eine *Cypraea* sehen wollten (wohl wegen des Kultes in Knidos: **164**, 198).

Plinius' „*concha*" zum Glätten des Papyrus (**98**, 86) und „*concha Venerea*" (**7**, II, 36; **164**, 198) ist wohl *Cypraea vinosa*[9]); wie die κόγχη des Lykophon, ist auch die „*concha*" des Plautus (**76**, 542) und Martial (**50**, 71) ein Hinweis auf *Cypraea*, ebenso der „*matriculus*" des Ennius (**137**, 113), während die „*concha lucida*" des Tibullus auf *Meleagrina* gedeutet wird (**101**, 185) — ob mit Recht? Mit Rücksicht auf den Kult in Knidos wäre es sogar nicht ausgeschlossen, daß die „*concha*" des Tibullus (III, 3, 4), von Melvill (**101**, 184) auf *Nautilus* gedeutet, eine *Cypraea* war.

Belon (1551) ist m. E. der erste neuzeitliche Autor, welcher *Cypraea* „*Concha Venerea*" nennt; ihm folgen andere Autoren mit dem gleichen oder einem ähnlichen Namen, wie *Venerea* (**18**, 142), *Concha Veneris* (**89**, 655), *Veneroides* (Petiver nach **57**, I, 357) usw.[10]), schließlich auch *Cypraea* erstmals 1740 bei Linnaeus — von κύπρις, einem der Aphrodite nach einer hervorragenden Kultstätte auf Cypern gegebenen Beinamen (**57**, I, 355). Leicht verständlich ist auch der Name *Erythraea* (**10**, 133) von der damals bekanntesten Heimat häufigerer und größerer Arten (vgl. **101**, 185, Note).

Der Name *Porcellana*[11]), der zuerst von Rumph (**137**, 113) als Genusname verwendet wurde (**57**, I, 357), ist nach Rumph selbst von *porcus* oder *porculus*[12]), d. i. die weibliche Scham, abzuleiten, wie der entsprechende Name im Griechischen. Die gleiche Meinung sprach aber schon Aldrovandi aus (**4**, 552, zitiert bei **3**, 65: *Porcellanae, id est Venereae;* das Äußere gleiche der weiblichen Scham, das Innere dem Uterus), während Columna (**28**, 67) als Erklärung des Namens gibt: „*quia in se porcellii modo conglobantur*". Nach Bonanni (**18**, 142) soll Aldrovandi den Namen *Porcellana* wegen der Schönheit, des Glanzes und der Glätte, die dem Körper der Venus gleichen, gewählt haben, und Gesner, weil aus Cypraeen vorzüglich in der chinesischen Provinz Kiamsi Porzellangefäße hergestellt würden. Diesen Glauben teilten auch Cardano (**25**, XXI), Scaliger (**139**, 92), Crusca (nach **138**, 359), vielleicht auch Abel (**1**, 34) u.a.; die Meinung, daß das fremdartig erscheinende Porzellan aus den ebenfalls seltsamerweise in China als Geld kursierenden Kauri hergestellt würde, darf uns unmittelbar nach der Zeit Marco Polo's (der aber selbst nichts derartiges berichtet!) nicht überraschen. Nach Rumph (**137**, 116) kommt der Name Porzellan daher, daß man glaubte (!), das Porzellan werde aus *Amphiperas ovum* gemacht, oder „wahrscheinlicher", weil es dieser Schnecke an Schönheit gleiche.

Inhaltlich verwandt mit allen diesen Bezeichnungen ist der Ausdruck *pucelage*, den schon Bosc (**19**, 73) um 1800 von der französi-

---

[9]) Nach Melvill (**101**, 185) ist *Cypraea* weder bei Aristoteles noch bei Plinius erwähnt.

[10]) Argenville (**7**, I, 228) warnt vor Verwechslung mit der zweischaligen Muschel „*concha Veneris*". Nach Locard (**91**, 33) ist die „*concha Veneris*" der Alten aber wohl kein Zweischaler, sondern eine *Cypraea*.

[11]) Adanson (3, 56) benennt *Voluta* und *Marginella* mit dem Namen *Porcellana*, gestützt auf Belon (**14**, 420) und Columna (**28**, 67), der den Namen Porzellan von Schnecken wie „*Purpura*" und „*Murex*" ableitet, aus denen die „*Patenostres de Porcelaine*" genannten Rosenkranzperlen der Nonnen hergestellt würden. Adanson war m. E. mit dieser Deutung von *Porcellana* im Unrecht.

[12]) Nach Argenville (**7**, I, 228) auch *porcellus*. — Nach Keller (**76**, 543) ist *porcus* als Name der Schnecke bei den Römern nicht überliefert.

Digitized by Google

schen Küstenbevölkerung zitiert, wie das holländische *Klipkoussen* (**137**, 113).

Der allgemein gebräuchlichste Ausdruck für die *Cypraeidae* ohne Rücksicht auf die Art ist im Deutschen *Porzellanschnecke*, im Französischen *porcelaine*, im Englischeu *cowry*, während im Deutschen mit dem entsprechenden *Kauri* nur *Cypraea moneta* und *annulus*, diese beiden als Schmuck und Geld verbreitetsten und volkstümlichsten Arten, bezeichnet werden.

Der Name Kauri stammt aus dem Indischen: im 6. Jahrhundert n. Chr. hieß die Scheidemünze im Sanskrit (bei Blankara und Dandin) *kapârda* oder *kapârdika*, woraus im Dialekte der Mahratten *kavâri* und im Hindostanischen *kauri* wurde (**98**, 66); es könnte auch eine Ableitung aus der Sprache von Gudscharad in Betracht kommen, wo *kori* Pflicht, Zoll, Steuer bedeutet (**148**, 112); der Name wird auch auf den Malediven gebraucht (**7**, I, 228), auch in der Form *caudi* (**137**, 117). Abzulehnen ist aber wohl die Herkunft von χοῖρος, Schweinchen (**101**, 186). — Aus diesem altindischen Worte wurde dann im Englischen zuerst *gowrie* (**67**, 402) und *cowrie* (**101**, 186), dann *cowry* (Mehrzahl *cowries*), seltener *cowree* (**98**, 65) oder *courry* (**79**, 85), auch *kauri* und *kavadi* (**34**); im Holländischen *kouwers* (**58**, 26); im Deutschen *Kauri*, seltener *Kaurie* (**153**), *Cowri*, *Kowri* usw.; in die romanischen Sprachen fand das Wort viel weniger Eingang, ins Französische als *cauris* (**78**) oder *coris* (**148**, 101), ins Italienische als *covris* (**138**, 358); wir finden es dafür als *kowri* in Widah (**5**, III, 493) und als *coris* in Akkra (**108**, 262). — Nach Hertz (**58**, 26) sind auch folgende afrikanische Bezeichnungen der Kauri von diesem Stamme abzuleiten: *kulu* in Bambara (**58**, 26), *kungona* (**11**, II, 234) bzw. *kungena* (**135**) auf Kanori in Bornu und *uri*, Mehrzahl *kurdi* (**11**, II, 161) bzw. *uuri*, Mehrzahl *kerdi* (**135**) auf Haussa in Agades, Sokoto, Kano usw.; ja nach Barth (**11**, IV, 453) soll von *uri* der Ausdruck *édori*, Mehrzahl *tschède* (*tiede* bei **58**, 26) der Fulbe abzuleiten sein (nach **11**, II, 536 auch in Adamaua)[13].

In den romanischen Sprachen finden wir häufiger eine Bezeichnung, die vielleicht auf *bia* in Siam (im Malaiischen allgemeine Bezeichnung für Muschel: **98**, 65) und *beja* (**58**, 26) bzw. *beya* (bedeutet im Malaiischen sowohl Muschel als auch Pflicht, Zoll, Steuer: **148**, 112), oder auch auf *boli* in Indien und auf den Malediven (Pyrard nach **114**, 466) zurückgeht: die Kauri heißt im Französischen schon 1678 *bouge* (**148**, 101), im Spanischen *busio* (**58**, 26), im Portugiesischen *buzio* (**58**, 26) oder *buji*, *bugi* (**98**, 65), daher dann in Widah *buji* (**5**, III, 493; IV, 304), in Akkra *bus* (**108**, 262), am Kongo und in Angola *busa* (**58**, 26), in Kimbunda *busio* (**95**, I, 295), bei den Wasuaheli auf Sansibar *busi* (**58**, 26). — Nur in Italien hießen die Kauri im Mittelalter *porcelletta* (**175**) bezw. *porcellana* (**138**, 358).

Weitere Bezeichnungen der Kauri bei Naturvölkern sind *pei* in Nordchina, *puei* in Kanton, *p'ae* in Korea, *hai* in Japan (**148**, 103); *sigay* auf den Philippinen schon 1753 (**148**, 112); *puré* auf Tonga (**128**, 45); *wod'a* (**11**, IV, 292), *oad'a* (**112**, I, 69), *el wadaa* (**58**, 26) bezw. *wadaat* (**98**, 65) im Arabischen; *tidínnekt*, Mehrzahl *tidinnek* bei den Tuareg (**148**, 132); *petau* bei den Djolof (**58**, 26); *noro* in Sonrhay (**11**, IV, 453); *keme-keme* in Baghirmi (**11**, III, 339); *kemti* in Wadai (**112**, III); *atrama* in Aschanti und *serewa* in Okwaon

[13]) Der Ausdruck *corjas*, *scores* als Längenmaß für Zeugstoffe (vom Hindostanischen *kori*) drang von Sansibar 1798 bis zum Meru-See (beiderorts bestand niemals Kauriwährung! **23**, 141).

Digitized by Google

(148, 144, 145); *okubba* in Bonny und *igo, igovo* im Niger-Delta (58, 26); *iguru* in Benin 1482 (Pereira nach 148, 156; *ignon* 148, 121 ist wohl ein Schreibfehler); *abug* in Kamerun (22); *obei* am Cross-Flusse bei Ossidinge (96,71); *os sigirai, es sigira* bei den Massai (104, 37).

Ferner sind mir folgende Bezeichnungen für die Kauri begegnet: Nach dem Aussehen der Schale im Deutschen *Otterköpfchen* (allgemein nach 87, II, 159), *Schlangen-* oder *Schnackenkopf* (58, 27), am Schwarzen Ani der gleichbedeutende Ausdruck *Ghilan Basch* (58, 27), in Okwaon und Togo *niwa* (von *oniwa* = Auge), Mehrzahl *ntrama, esre* (148, 144, 150); — nach der Herkunft „*Kerne des Meeres*" bei den bosnischen Zigeunern (Zeitschr. f. Ethn. 1895, p. 645) und *hai-fi* oder *hai-pa* („Meerfett", „Meerkleinod"?) in Jünnan (148, 107); — nach der Verwendung *Colik, colique* wegen angeblicher Heilkraft gegen diese Krankheit (7, I, 228), in Persien im 13. Jahrhundert *charmuneh* (Eselsmuschel: 148, 114), jetzt *khur-mohnu* (Pferdemuschel: 58, 27), in Japan *koyasu-gai* (Leicht-Entbindungs-Muschel: 148, 109), besonders als Wertobjekt ebenda *takaragai* (Wohlstands-Muschel: 148, 103), in Guiana *papa-moni* (Geldvater: 148, 125), bei den Ewe in Togo *hotsui* (*ho* = Geld, *hots* = Muschel, *hotsui* = Kaurigeld usw.: 153, 31); als Münze in Jünnan *tschuang* (78), als Muschelscheibchengeld auf Neu-Lauenburg *a'pirr* oder *pere* (148, 54), auf den Neuen Hebriden *nunpuri* (147). Der Ausdruck *simbi* in Uganda (159, 182; 170, 40) und Kisiba (148, 162) kommt wohl von dem *zimbi* („Gotteskinder"), spanisch *simbos* — bei Petiver (121, 6) *simbi puri* —, die schon zur Zeit der Entdeckung in Loanda und seinem Hinterlande als Scheidemünze verwendet wurden, dann aber der Kauri wichen (148, 98, 125). — Nicht ganz verständlich erscheint der Ausdruck *prop-shell* (132, 155); interessant ist der Ausdruck *pig-shell* (174, 60: *pig* bedeutet sowohl Schweinchen wie *porcellus*, als auch in Schottland eine gewisse Sorte von Töpferwaren!).

Nur in Togo werden die beiden Arten, welche z. T. in ganz Guinea wohl unterschieden werden[14]), auch in der Sprache getrennt: *moneta* heißt *mpasreva, annulus* dagegen *adwomoku* (148, 148).

Von volkstümlichen Namen anderer Arten ist wenig bekannt: *pyrum* heißt in Neapel *purcidduzza* (109, 159), *pyrum* und *lurida* als Kinder-Amulett gegen den Teufel in Tarent *porcelli di Sant' Antonio* (109, 159), sonst *porcellana* oder *purcellana*, während die kleinen *Trivia*-Arten *purcellanetta* genannt werden (83, 44); *turdus* heißt am Roten Meer „Vergißmeinnicht" (68, 236), die mit *cervinetta* verwandte *Cypraea zebra* (= *exanthema*) in Florida *micramock* (126, 9). Große Arten hießen auf Amboina *huri* und *hulilu* (137, 113), *tigris krangkrontsjong* (137, 113), *carneola* auf Malaiisch *bia daging* (137, 115) *caurica*[15]) ebenso *lute lute bessi* („Eisenblattern": 137, 115), die kleineren *Cypraea*-Arten, also wohl vornehmlich *moneta, annulus* und die Verwandten von *erosa* ebenso *condaga* und *bia Tsjonka* wegen ihrer Verwendung bei dem gleichnamigen Brettspiele (137, 117); die großen Porzellanschnecken (137, 113), speziell *tigris*, wegen ihrer Verwendung *bia bilala* oder *sipot bilalo* oder *belalo* („Glättmuschel": 137, 113); *aurantium* heißt auf Fidji *balikula* (40, 113); *Cypraea* heißt auf Erroob und Maer im allgemeinen *môa*, speziell *Cypraea*

[14]) Die ersten nach Guinea gebrachten *annulus* wurden von den Eingeborenen als „falsch" nicht angenommen, und eine ganze Schiffsladung mußte ins Meer geschüttet werden (148).

[15]) Linné vergab den Namen *caurica* leider gerade an eine Art, die sich nur sehr selten unter das Kauri-Geld verirrt.

Digitized by Google

argus mokäp und kleinere Arten *petä*, in Port Lihou alle Arten *atschu* (**71**, 285).

Auf die kleinen *Trivia*-Arten allein bezieht sich die Bezeichnung *pediculus*, *pou de mer* (**137**, 118), sowie andere Vulgärnamen wie *monacha*, *nun* usw.

Literatur-Verzeichnis.

(1) Abel, Conch. Nat. Kab. Bischof v. Konstanz (Bregenz 1787). — (2) Herzog d. Abruzzen, Ruwenzori (Leipzig 1909). — (3) Adanson, Hist. nat. Senegal, coqu. (Paris 1757). — (4) Aldrovandi, De reliqu. anim. exanguis, test. (Bonn 1606). — (5) Allg. Historie d. Reisen (1678). — (6) Andree, Ethnogr. Parallelen II (Leipzig 1887). — (7) Argenville, Conchyliologie (Wien 1772). — (8) Aucapitaine, in: Rev. Mag. Zool., 2. ser., X (1858). — (9) Aucapitaine, l. c., XI (1859). — (10) Barrelier, Plantae per Galliam obs. (Paris 1714). — (11) Barth, Reisen in Nord- u. Zentr.-Afr. (Gotha 1857). — (12) Bastian, Reisen in Siam i. J. 1863. — (13) Baumann, Die Insel Mafia (Leipzig 1896). — (14) Belon, Hist. nat. des poissons (Paris 1551). — (15) Bertholdy, Im Herzen d. dunk. Weltteils (Gera 1895). — (16) Bock, Im Reiche d. weißen Elefanten (1885). — (17) Boeck, Indische Gletscherfahrten (Leiden 1894). — (18) Bonanni, Recr. mentis et oculi, III (Rom 1684). — (19) Bosc, Hist. nat. coquilles, V (Paris 1802). — (20) Bosman, Nauwk. beschryv. Guinese Goud-, Tanden Sklavekust (1709). — (21) Bowdich, Mission n. Ashantee (übers. Weimar 1820). — (22) Braun, Schiffahrten (1624). — (23) Burton, Lacerda's journey to Cazembe (London 1873). — (24) Burton, Abeokuta and the Cameroon Mountains. — (25) Cardano, De subt. lib. XXI (1550). — (26) Clapperton, Tagebuch d. 2. Reise ins Innere v. Afrika. — (27) Clercq-Schmeltz, Ethn. Beschr. von Nederländ. Nieuw-Guinea (Leiden 1893). — (28) Columna, Aquat. — (29) Conwentz, in: Corr.-Blatt d. Dtsch. Ges. Anthr. Ethn. Urgesch. (1902). — (30) Couturier, in: Journ. de conchyl., LV (1907). — (31) Dautzenberg, in: Journ. de conchyl., LIV (1906). — (32) Decken, Reis. i. Ostafrika (Leipzig 1871). — (33) Dillwyn, Descr. Cat. of Rec. Shells, I (London 1817). — (34) Douglas, Bombay and Western India (London 1893). — (35) Duchesne-Fournet, Mission en Éthiopie, II (Paris 1909). — (36) Eckardt, in: Verh. Ver. Nat. Unterh., IV (1877). — (37) Ehlers, Im Sattel durch Indochina, 3. ed., I (1894). — (38) Filchner, Exped. n. China u. Tibet, Wiss. Erg. VIII (Berlin 1910). — (39) Finsch, Samoafahrten (Leipzig 1888). — (40) Finsch, Südseearbeiten (Hamburg 1914). — (41) Fischer, in: Journ. de conchyl., XLV (1897). — (42) Flegel, in: Mitt. Afr. Ges. Deutschl., II (1880). — (43) Florenz, in: Mitt. Deutsch. Ges. f. Nat. Völk. Ostasiens (Suppl. 1901). — (44) Floret, in: Le Mouvement géographique, IX (1902). — (45) Forti, Reise in Dalmatien (übers. 1776). — (46) Foreau, Mission Saharienne, III (Paris 1905). — (47) Frobenius, Völkerkunde in Charakt. (Hannover 1902). — (48) Gmelin, in: Linnaeus, Systema naturae, 13. ed. (Leipzig 1790). — (49) Grant, A Walk across Africa (1864). — (50) Gray, in: Zool. Journ., I (London 1824). — (51) Grewingk, Heidn. Gräber Russ. Litauens (Dorpat 1870). — (52) Hahn, Stellung Afr. i. d. Gesch. d. Welthandels (2. Deutsch. Geogr. Tag). — (53) Hedin, Zu Land nach Indien, II (Leipzig 1910). — (54) Heilborn, Allg. Völkerk. (Leipzig 1915). — (55) Hein, Bild. Künste bei den Dajaks auf Borneo (Wien 1890). — (56) Herrmann, Die Wassiba (Wiss. Beihefte z. Dtsch. Kol. Blatt, VII). — (57) Herrmannsen, Indices gener. Malacoz. (Cassel 1846). — (58) Hertz, in: Mitt. Geogr. Ges. Hamburg (1881). — (59) Hirase, Album Pictures Conch. Exhib. (Kyoto 1910). — (60) Hügel, Kaschmir (Stuttgart 1840). — (61) Ilwof, Tauschhandel u. Geldsurrogate in alter u. neuer Zeit. — (62) Imperato, Hist. Naturae, 2. ed. (Venedig 1672). — (63) Isert, Neue Reise n. Guinea. — (64) Issel, in: Atti soc. Lig. sci. nat., V (1894). — (65) Jackson, in: Journ. of Conchology, XIII (London 1912). — (66) Jacobsen, Reise durch die Inselwelt d. Bandameeres. — (67) Jeffreys, British Conchology, IV (London 1867). — (68) Jickeli, in: Archiv f. Molluskenkunde, LV (1923). — (69) Johnston-Bronn, Einltg. in die Konchyliologie (Stuttgart 1853). — (70) Johnston, Der Kongo (Leipzig 1884). — (71) Jukes, Narrat. voy. „Fly" in Torresstraits (London 1847). — (72) Junker, Reisen in Afrika (Wien 1889). — (73) Junker, in: Denkschrift Ak. Wiss. Wien, phil. Kl., LIV (1912). — (74) Junker, l. c. LXII (1919). — (75) Kaempfer, Japan, I (1727). — (76) Keller, Antike Tierwelt (Leipzig 1913). — (77) Kinkelin, in: Senckenb. Nat. Ges. (1886). — (78) Klaproth, in: Nouv. Journ. Asiatique, XII. — (79) Klein, Tentamen meth. ostraceol. (Leiden 1753). — (80) Klöden, Handb. phys. Erdkunde, 3. ed. (Berlin 1873). — (81) Klose, Togo (1899). — (82) Kmunke, Quer durch Uganda (Berlin 1913). — (83) Kobelt, Iconogr. schalentr. eur. Meeresconchyl. (Wiesbaden 1906) IV. — (84) Kubary, Ethn. Beitr. Karolinen-Archipel (Leiden 1889/92). — (85) Lamarck, in: Ann. mus. hist. nat. Paris, XVI (1810). — (86) Lander, Reise z. Erforsch. d. Niger. — (87) Lenz, Timbuktu (Leipzig 1884). — (88) Leo Africanus, Descr. de l'Afrique (1556). — (89) Lister, Hist. synops. meth. conchyl. lib. IV, IX

Digitized by Google

(London 1688). — (90) Livingstone, Letzte Reise, ed. Waller (Hamburg 1875). — (91) Locard, Hist. moll. dans l'antiquité (Lyon 1884). — (92) Locard, Note faunule Gallo-romaine (Lyon 1885). — (93) Locard, Huitres et moll. comestib. (Paris 1890). — (94) Maçoudi, Les Prairies d'Or (Paris 1861). — (95) Magyar, Reisen in Südafrika (1850). — (96) Mansfeld, Urwalddokumente (Berlin 1908). — (97) Marno, Reisen im Geb. d. ob. Nil (1875). — (98) Martens, in: Zeitschr. f. Ethnol., IV (1872). — (99) Martin, Lehrb. d. Anthrop. (Leipzig 1914). — (100) Meer-Mohr, in: Arch. für Molluskenk., LIV (1924). — (101) Melvill, in: Mem. Manchester phil. soc., 4. ser., I (1888). — (102) Melvill-Standen, in: Journ. of Conchology, VIII (London 1895). — (103) Melvill-Standen, in: l. c., XI (1904). — (104) Merker, Die Massai (Berlin 1904). — (105) Meyer-Schadenberg, Die Philippinen, I: Nord-Luzon (Dresden 1890). — (106) Meyer, D. Dtsch. Kol.-Reich (Leipz. 1909). — (107) Meyer, Die Barundi (Leipz. 1916). — (108) Monrad, Gemälde v. Küste v. Guinea (1803). — (109) Monterosato, in: Journ. de conchyl., XLV (1897). — (110) Mörch, Cat. Conch. Coll. Yoldi (Kopenhagen 1852). — (111) Museum Wien, Ethnogr. Abt., Inventarnummer. — (112) Nachtigal, Sahara und Sudan (1879). — (113) Nebout, in: Le Tour du Monde (1892). — (114) Oken, Allg. Naturgeschichte, V, 1 (Stuttgart 1835). — (115) Partington-Heape, Album of Weapons Pacific Isl. (Manchester 1890). — (116) Passarge, Adamaua (Berlin 1895). — (117) Paulitschke, Ethn. von Nordost-Afrika (Berlin 1893). — (118) Payne Knight, Culte de Priape. — (119) Pereira, De situ orbis, II (1509). — (120) Peters, D. Dtsch. Ostafrik. Schutzgeb. (München 1895). — (121) Petiver, Mus. Petiv cent. prima (London 1695). — (122) Petrie, in: Zeitschrift für Ethnologie (1896). — (123) Philippi, Handbuch der Conch. und Malakoz. (Halle 1853). — (124) Pickering, Races of Men, ed. Bohn (1863). — (125) Ploss-Bartels, Das Weib. 9. ed., II (Leipzig 1908). — (126) Presbrey, in: Nautilus, XXVII (1913). — (127) Pyrard, Voy. to the East-Indies (1602). — (128) Quoy-Gaimard, Voy. de l'Astrolabe, Zool., III (Paris 1834). — (129) Ratzel, Völkerkunde, 1. ed. (Leipzig 1885). — (130) Ratzel, Völkerkunde, 2. ed. (Leipzig 1894). — (131) Ribbe, 2 Jahre Kannib. Salomo-Ins. (1903). — (132) Roberts, in: Tryon, Manual of Conch., VII (Philadelphia 1885). — (133) Rockhill, Notes of the Ethn. of Tibet. — (134) Roemer, in: Palaeontographica, XXIX (1883). — (135) Rohlfs, Quer durch Afrika II (1875). — (136) Rondelet, Univ. aquat. hist. pars altera, de test. (Lyon 1555). — (137) Rumph, D'Amboinsche Rariteitkamer (Amsterdam 1705). — (138) Rusticiano, I Viaggi di Marco Polo (Venedig 1847). — (139) Scaliger, Exotericarum exerc. lib. XV (1557). — (140) Schilder, in: Verh. Zool. Bot. Ges. Wien, LXXII (1923). — (141) Schilder, in: Arch. f. Molluskenk. LV (1923). — (142) Schilder, in: Kosmos, XXI (1924). — (143) Schilder, in: Umschau (1925). — (144) Schlagintweit, Reisen in Indien u. Hochasien (Jena 1860/80). — (145) Schlegel, Nederl.-Chines. Woordenboek. — (146) Schmeltz-Krause, Ethnogr. Anthr. Abt. d. Mus. Godefroy (Hamburg 1881). — (147) Schmeltz, Schneck. u. Musch. Völker Indon. u. Ozeaniens (Leiden 1894). — (148) Schneider, Muschelgeldstudien (Dresden 1905). — (149) Schoeller, Aequ. Ostafr. und Uganda (Berlin 1901). — (150) Schön-Crowther, Anthrop. der Naturvölker. — (151) Schurtz, Grundr. Entsteh. Gesch. des Geldes. — (152) Sievers, Afrika (Leipzig 1891). — (153) Spiess, in: Dtsch. Geograph. Blätter (Bremen 1899). — (154) Stanley, Durch den dunklen Weltteil (London 1881). — (155) Stanley, The Congo (London 1885). — (156) Stanley, Im dunkelsten Afrika (Leipzig 1890). — (157) Staudinger, Im Herzen der Haussa-Länder. — (158) Stearns, Ethnolog. conch., Primit. Money (Rep. U. S. Nat. Mus. 1886). — (159) Stuhlmann, Mit Emin Pascha i. Herz v. Afrika (Berlin 1894). — (160) Thomson, Durch Massai-Land (Leipzig 1885). — (161) Thonner, Im afrikan. Urwald (Berlin 1898). — (162) Thonner, Vom Kongo z. Ubangi (Berlin 1910). — (163) Tomlin, in: Journ. of Conchology, XIII (London 1911). — (164) Vassel, Littér. popul. Israél. Tunis., III (1907). — (165) Warburg, Aus Deutschl. Kol. export. Produkte (Berlin 1896). — (166) Wenz, in: Nachr. Deut. Mal. Ges., XLIII (1911). — (167) Wenz, l. c., L (1918). — (168) Weule, Leitfaden der Völkerk. (Leipzig 1912). — (169) Wissmann, Im Innern Afrikas (1888). — (170) Wollaston, From Ruwenzori to Congo (London 1908). — (171) Woodward, Manual of Moll., 2. ed. (London 1871). — (172) Wrede, Reise in Hadramaut (1870). — (173) Wright, in: Trans. Ethnol. Soc. (1861). — (174) Yule, The Book of Ser Marco Polo, 2. ed. (London 1875). — (175) Zurla, Il Mappamondo di Fra Mauro (1806).

Digitized by Google

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 17. Juli 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herren Virchow u. Schuchhardt: Kleine anthropologische Mitteilungen. Herr Hintze: Der Hautfarben-Fächer, ein neues Meßgerät zur systematischen Bestimmung auf Grund der Ostwaldschen Farbnormen. Das Hautfarbendiagramm. (Mit farbigen Lichtbildern.)

(1) Verstorben ist Herr Dr. phil. Odo Deodatus Tauern in Freiburg i. B., Mitglied seit 1913.

(2) Herr Hans Virchow legt vor ein Exemplar der in neuer Auflage erschienenen

von Luschan'schen Farbentafel zur Bestimmung der Hautfarbe.

Die alte Tafel war vergriffen und eine neue Auflage ist durch die Firma Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff, Bez. Treptow, verein. Werkstätten für Mosaik und Glasmalerei, angefertigt worden. Frau von Luschan hat mich gebeten, ein Exemplar der neuen Auflage in unserer Gesellschaft vorzulegen. Die ausführende Firma hat ein Exemplar für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Ich entledige mich dieses Auftrages und füge die Bemerkung bei, daß ich die Plättchen der ersten und die der zweiten Auflage verglichen habe und überrascht gewesen bin, wie vollkommen im Ganzen die Töne übereinstimmen. Ganz genau ist dies aber doch nicht. Vor allem ist Nr. 8 zu nennen; aber auch die Nr. 11, 25, 26, 29, 35 weichen etwas ab. Auf diese Weise sind gelegentlich zwei aufeinander folgende Farben so ähnlich geworden, daß sie eigentlich als eine Farbe gelten können, so 10 und 11, 24 und 35. Auf alle Fälle wird es sich empfehlen, was ja auch gar keine Schwierigkeiten hat, daß in Zukunft diejenigen, welche die L.'sche Tafel benutzen, angeben, ob sie die erste oder die zweite Auflage verwendet haben.

(3) Herr Hans Virchow legt

Haarproben von vier Schwestern

vor, welche alle vier untereinander verschieden sind, und zwar die erste schwarz, die zweite schwarzbraun, die dritte rehfarben und die vierte rot. Der Vater hat schwarze, die Mutter schwarzbraune Haare. Es hat also je eine der Schwestern die Haarfarbe des Vaters und der Mutter; die beiden anderen sind so leicht nicht zu erklären, jedenfalls nicht als Mischfarben. In dem Martin'schen Lehrbuch findet sich auf Seite 383 der Satz: „Bei der Mischung von Individuen mit verschiedenen Haarfarben treten bei den Nachkommen keine Mittelfarben auf". Wenn man auch an der Allgemeingeltung dieses Satzes zweifeln mag, so läßt sich doch aus den vorgelegten Proben kein Einwand gegen denselben begründen.

(4) Herr Hans Virchow legt eine Portion von

umgefärbtem Negerhaar

vor. Dasselbe ist von einem Kopfe entnommen, der sich mit einer Anzahl anderer Köpfe von Negern und Negermischlingen seit 1832, also seit nahezu 100 Jahren im Besitz des anatomischen Institutes befindet. Über dieses Material hat in anderem Zusammenhange Robert Hartmann im Jahre 1875 in unserer Gesellschaft gesprochen

Digitized by Google

(Sitzungsber. 1875 S. 42). Die Köpfe waren durch einen gewissen von Schotsky aus Brasilien übersandt worden. In was für einer Flüssigkeit, ist nicht bekannt; wenn man die damaligen Verhältnisse in Betracht zieht, möchte man glauben, in irgend einem im Lande hergestellten Spiritus. Die Köpfe standen dann jahrzehntelang unbeachtet in der anatomischen Sammlung, welche sich im Universitätsgebäude, eine Zeit lang auch in der alten Börse befand, und aus der Mehrzahl der Gläser war die Flüssigkeit mehr oder weniger, z. T. bis auf spärliche Reste verdunstet. Bei einigen der Köpfe nun war das Schwarz des Negerhaares in ein dunkles Rotbraun (Kastanienbraun) übergegangen. Das zeigt sich auch an der vorgelegten Probe sehr schön. Der Kopf ist auf dem Etikett bezeichnet als der eines Mulatten, sein Haar ist aber der Gestalt nach vollkommen das kurze krause zusammengedrehte Haar des Negers.

Für die Farbänderung gibt es an sich (logisch) zwei mögliche Erklärungen: daß das Schwarz allmählich durch lange dauernde Einwirkung von chemischen oder physikalischen Einflüssen sich umgewandelt hat, oder daß das Schwarz ausgezogen wurde und ein durch dasselbe verdeckter rotbrauner Farbstoff hervortrat. Bemerkenswert ist, daß an der Haut der betreffenden Köpfe das Schwarz vollkommen geschwunden ist.

Beobachtungen wie die vorliegende müssen davor warnen, daß man nicht aus der Farbe der Haare längst verstorbener Personen, vielleicht vor hunderten oder tausenden von Jahren Bestatteter, schließe, daß die Farbe der Haare, als diese Personen noch lebten, genau die gleiche gewesen sei.

(5) Herr Schuchhardt schildert den in Ehringsdorf neu gefundenen Menschenschädel (Kalotte) als einen ausgesprochenen Neandertaler mit starken Brauenwülsten und fliehender Stirn.

(6) Herr Hintze hält den angekündigten Vortrag:

Der Hautfarben - Fächer,

ein neues Meßgerät zur systematischen Bestimmung auf Grund der Ostwaldschen Farbnormen. Das Hautfarbendiagramm.

Sitzung vom 16. Oktober 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

Vorträge: Herr v. Le Coq: Volkstypen aus Chinesisch-Turkestan. (Mit Lichtbildern.)
Frau E. Peterkirsten: Im Reiche des Montezuma. (Mit Bildvorführungen.)

(1) Verstorben sind: Herr Dr. med. Taubner, Hamburg (1887). Herr Studienrat Dr. Emil Linke, Gumbinnen (1920).

(2) Neu aufgenommen: Herr Dr. Adolf Caspary in Berlin.

(3) Unser verehrtes Mitglied Herr Prof. Ed. Hahn hat am 8. August seinen 70. Geburtstag gefeiert. Die Gesellschaft hat ihm dazu ihre Glückwünsche ausgesprochen und ein freundliches Dankschreiben erhalten.

(4) Die Gesellschaft hat Einladungen erhalten zum Internat. Kongreß für Sexualwissenschaft, Berlin 11.—16. Oktober und zum Vierten Kongreß der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie zu Berlin, 25.—29. Oktober.

Digitized by Google

(5) Herr v. Le Coq hält seinen Vortrag:
Volkstypen aus Chinesisch-Turkestan.

(6) Frau E. Peterkirsten hält ihren Vortrag:
Im Reiche des Montezuma
und führt mehrere Bewegungsfilme vor: Teotihuacan, die Chichimeken, das Leben in Mexiko-City und eine Besteigung des Popocatepetl.

III. Kleine Mitteilungen.

Eten.

Seine Entstehung und die Bedeutung seines Namens.

Wer von den Sprachforschern Süd-Amerikas hat nicht einmal von dem Orte Eten gehört? Eten ist der einzige Ort, wo sich die Sprache der Küste Perus, das sogenannte Mochic, bis zuletzt erhalten hat. Man kann rechnen, daß bis vor ungefähr 50 Jahren das Mochic noch die Hauptsprache daselbst war. Nachdem starben die älteren Leute aus und die jungen faßten es als Schande auf, die Sprache ihrer Voreltern zu gebrauchen. Jetzt sind es nur noch 12–15 Männer und Frauen, welche sich noch der Sprache erinnern, ohne sie zu sprechen.

Eten liegt auf der Westküste Perus unter dem 6°53' südlicher Breite, ungefähr $1^1/_2$ km vom Strande entfernt. Es hat ungefähr 6000 Einwohner, meistens indianischer Abkunft. Die Hauptbeschäftigung ist die Strohhutflechterei. Das Stroh wird von Ecuador eingeführt. Es ist das Blatt der Carludovica palmata. Es wird von vermögenden Leuten eingeführt, welche dann auch meistens die fertigen Hüte in Empfang nehmen. Außer diesem Palmstroh wird in geringerem Maßstabe auch noch eine Binsenart (Scirpus spec) dazu verwandt, welche in der Nähe in den Sümpfen wächst. Jedes Haus ist eine Werkstelle für sich, wo Männer, Frauen und Kinder zusammen arbeiten, jeder mit seinem Hut. Die Kinder werden von klein auf dazu angehalten. Da die Eltern nicht immer Zeit dazu haben, so gibt es besondere Schulen, wo die Schüler von einer erfahrenen Frau angelernt werden.

Als Nebengeschäft wird ein wenig Landwirtschaft betrieben, deren Produkte auch in den Häusern auf kleinen Tischen ausgestellt werden, gewöhnlich in kleineren Mengen im Werte von 1 Centavo und 5 Centavos.

Der Name Eten ist aus dem Worte „ätim" oder „ätin" entstanden, welches der ursprüngliche Name war. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß „anang unam" soviel wie — es wird Tag — bedeutet (in spanisch: amanece). Ich erkundigte mich nun noch, ob man nicht auch „anang ätim" sagen könnte, und erhielt zur Antwort: Dieses sagt man, wenn es früher ist, wenn eben das erste Morgengrauen sich zeigt, es kann also „ätim" nur das Morgengrauen bedeuten.

Eine allgemeine Redensart, welche jetzt noch in Eten erhalten ist, bezieht sich auf das erste Erscheinen der Bewohner dieses Ortes. Es heißt nämlich, daß die ersten Bewohner verschlagene Fischer gewesen sein sollen. Wie diese nun fragten: Wo sollen wir landen? wurde ihnen zur Antwort „än es ätim, šen es nerrem" — da wo du am ersten Morgengrauen bist, da wirst du auch am Abend sein —. Beim Morgengrauen befanden sie sich da, wo jetzt die Kapelle steht. Hier schifften sie sich aus und siedelten sich an.

Unser Landsmann A. Bastian, welcher im Jahre 1875 Eten besuchte, konnte eine andere Überlieferung auftreiben; sie lautet folgendermaßen: „Von der letzten Einwanderung nach Eten, deren Bewohner ursprünglich von Tumbez stammen und dort infolge von Krankheitsfällen ausgewandert sein wollen, wird gesagt, daß sie aus Sechura gekommen; und als die Emigranten, in der Sandwüste von Reke und Monsefú verloren, vergeblich an die dortigen Indianer sich um Hilfe gewandt, während ihnen solche von den Franziskanern Chiclayos gewährt wurde, die dadurch die Besorgung der kirchlichen Funktionen erhielten, bis ein Curat begründet wurde. (Bastian, Amerika Bd. I 168*.

Obwohl Bastian nicht von Fischern spricht, ist es wohl anzunehmen, daß sie auf dem Seewege gekommen sind, denn sonst hätten sie den Weg durch die Wüste von Sechura machen müssen, welches nicht anzunehmen ist. Später war es eine

Digitized by Google

bekannte Tour von Sechura nach dieser Gegend, denn auch die Bewohner von San José sind ursprünglich Sechura-Fischer gewesen. San José war auch der Ort, wo der berühmte Naymlap landete.

Daß die Gründung Etens eine historische Handlung ist, entnimmt man daraus, daß die Franziskaner schon existiert haben, und außerdem entnehme ich es einem Streit zwischen Eten und Monsefú, worin die Etenanos sagen: „Eten ist gegründet seit der Eroberung Perús, welches (im Jahre 1798 des Dokuments) 300 Jahre her war". Die 300 Jahre sind wohl nicht so genau genommen.

Eten liegt nicht mehr da, wo es zuerst gegründet war. Es ist knapp zwei Kilometer nordöstlich von der Kapelle entfernt, wo die ersten Bewohner landeten. Den Grund des Umzuges hat der Triebsand gegeben. Vor dem Umzuge ging der Fluß von Eten südlich von dem jetzigen Eten und dem alten Eten entfernt ins Meer. Es sind noch Überreste des alten Flußbettes zu sehen. Bei den vorherrschenden Südwinden blieb der vom Strande aufgenommene Sand in dem Flußbett und wurde vom Wasser wieder ins Meer geführt. Beispiele dieser Art hat man noch in Lagunas, Mórrope und Sechúra, welche auch mit der Zeit dasselbe Schicksal wie Eten haben werden.

Über den Umzug kann ich ziemlich genauen Zeitpunkt angeben, obwohl dieser nicht in einem Augenblick geschehen ist, sondern nach und nach. Nach Aussage Paz-Soldán's (Diccionario Geográfico, 346) soll der Umzug bereits 1649 stattgefunden haben, es kann aber, wie schon gesagt, nur nach und nach infolge des Triebsandes geschehen sein. Im Monate März des Jahres 1761 machte der Bischof von Trujillo, Dr. Francisco Luna Victorio seinen Besuch in seinem Sprengel und kam dabei auch nach Eten, wo er die Kirche unter dem Flugsand begraben fand, aber schon eine andere im Bau begriffene von dem alten Orte entfernt vorfand. In der neuen Kirche befanden sich schon die heiligen Gefäße offen, ohne Schutz vor. Der Bischof befahl dem Pfarrer, Mönch Felix von Ocampo, welcher sich noch in dem zerstörten Orte befand, daselbst eine Kapelle aus Bambusrohr zu bauen, worin er seine Zeremonien abhalten könnte, bis die neue Kirche fertig wäre. Der Pfarrer versprach dieses, ließ aber alles beim alten Gang. Jetzt wollte das Unglück, daß der Bischof nicht einen Fluß passieren konnte und deshalb wieder zurück nach Eten mußte. Hier sah er nun, daß sein Befehl nicht ausgeführt war. Er schrieb jetzt einen sehr geharnischten Brief an seinen Verweser, die Kapelle unverzüglich in Angriff zu nehmen. Dieser schrieb nun unterm 28. April 1761, wenn er nicht gehorchen wollte, würde er seines Amtes enthoben. Dieses muß geholfen haben, denn am 1. Oktober 1762 wurde der letzte Altar in der neuen Kirche gegründet. Dieses habe ich erfahren durch folgende Begebenheit: In der Nacht vom 19.–20. Februar 1907 fiel einer der Pfeiler der Kirche um, da die anderen auch zum Umfallen neigten, so wurde das ganze Dach und die Altäre abgerissen. Hinter dem Altar des Rosenkranzes befand sich folgende Inschrift: „Am Tage des 1. Oktobers des Jahres 1762 wurde dieses Werk auf Kosten der Genossenschafts-Verwalter vollendet." Nach dem was ich in Eten gehört habe, soll dieser Altar der letzte gewesen sein, welcher aufgebaut wurde.

Die jetzige Kapelle, welche in dem alten Eten steht, wurde in den Jahren 1799—1821 in Erinnerung des Wunders, welches im Jahre 1649 geschah, gegründet. Es wird in jedem Jahre noch das Fest des Wunders gefeiert.

Einige Redensarten, in welchem das Wort „ätim" vorkommt.

Steh auf, es ist schon Tag — Tsócan, ángan ätim.
Noch ist es früh — chipácang ätim
Mach Licht! — ätim! —

Wenn das Licht durch eine Ritze der Wand kommt, so sagt man:

ángas ätim pa cho an.
Es ist schon klar — ángang ätim
Es erleuchtet die Sonne schon — ángang ätim sang.

Hans H. Brüning.

Ein auffallender Grabfund im Löß des Kaiserstuhls.

Das Naturalienkabinett in Karlsruhe verfügt über eine wohl künstliche Bestattung in reinem Löß, die vielleicht später nochmals von Lößstaub überweht wurde in einem Garten zu Ihringen im Kaiserstuhl. Es sind stark korrodierte, von Wurzeln angefressene Reste eines männlichen Skeletts mit stark platyknemer Tibia ohne sonstige Besonderheiten, die zusammen mit Resten vom Unterkiefer eines kleinen Pferdes und dem Schädel von einem schäferhundartigen Caniden gefunden wurden. Man darf da ohne weiteres an den treuen Begleiter seines Herrn denken wie auch an die Beigabe des kleinen Pferdes als einer Jagdbeute. Bei prähistorischen Funden des gleichen Museums von Leimersheim und in einem entsprechenden Fall im Löß einer Ziegelei bei Mundenheim ist dasselbe kleine Wildpferd, ein häufiges Tier der borealen Periode (auch in Schussenried vertreten), anzutreffen jeweils mit kleinwüchsigen Menschenresten. Der Fund von Ihringen wird aber besonders dadurch

Digitized by Google

interessant und wichtig, dsß zwei Exemplare der Sumpfschildkröte dem Toten beigegeben wurden. In Schildkröte und Kröte sehen wir bei verschiedenen wilden Völkern das Symbol des Lebens unter der Erde und der Erdgöttin selbst.

Was das Alter des jüngsten Löß im Kaiserstuhl betrifft, so ist durch Padtbergs Grabungen bei Munzingen festgestellt, daß er über der Altmagdalénien-Strate liegt. Dies stimmt gut mit meinen Beobachtungen im nördlichen Baden, wo der „Berglöß" Sandbergers in bisweilen über 4 m Mächtigkeit Sande der Niederterrassenzeit mit Ovibos, Ren und Equus Przewalskii sowie Spermophilus rufescens bedeckt (Weinheim und Laudenbach in Baden). An Stelle der liegenden Sande kann im geschlossenen Lößprofil, eine Verlehmungszone, mit Mammuth bei Leutershausen, in den jüngeren Löß eingeschaltet sein.

Das spricht für Laubwald, vermutlich Eichen, im zweiten Würmvorstoß. Folgerichtig kann ein Teil der Bildung der Hauptlehmzone in die Zeit des Hauptwürmvorstoßes hineinragen. Der Löß selbst bleibt unverlehmt da, wo er von Kiefern bestanden ist.

W. Freudenberg.

In der E. Schweizerbart'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheint eine neue Zeitschrift

Ethnologischer Anzeiger,

Jahresbibliographie und Bericht über die völkerkundliche Literatur.

Herausgegeben von Dr. M. Heydrich in Dresden und Dr. G. Buschan in Stettin.

Die Zeitschrift füllt eine Lücke aus, die seit dem Eingehen des Buschanschen Zentralblatts für Anthropologie schmerzlich empfunden wurde und zuletzt nur noch für die Ethnologie bestand, nachdem im „Anthropologischen Anzeiger" und im „Vorgeschichtlichen Jahrbuch", Organe für die Berichterstattung über die Neuerscheinungen auf anthropologischem und prähistorischem Gebiete geschaffen waren. Der „Ethnologische Anzeiger" soll in jährlich 4 Heften erscheinen, die in drei Teile gegliedert sind. Der erste enthält die Bibliographie, der zweite bringt Referate über wichtige Erscheinungen, der dritte Mitteilungen über neue Forschungsergebnisse, über Kongresse, Museen, Hochschulen, Personalien usw. Das erste soeben erschienene Heft enthält die Bibliographie für 1924 und 1925 für Nord- und Mittelamerika. Der Bezugspreis soll möglichst niedrig gehalten werden; das Heft kostet 4 M.

IV. Literarische Besprechungen.

Krause, Fritz, Das Wirtschaftsleben der Völker. Jedermanns Bücherei, Abteilung Völkerkunde, Ferdinand Hirt in Breslau 1924. 8°. 163 S. 16 S Tafeln.

Die Ergebnisse der Völkerkunde in gemeinverständlicher Form in weitere Kreise zu bringen, sind solche Arbeiten, die ein abgerundetes Teilgebiet herausheben, ganz besonders geeignet. Gerade die Wirtschaft, die naturgemäß überall in Rücksicht gezogen werden muß, will man die Entwicklung der Menschheit in ihrem enge damit verknüpften Gemeinschaftsleben, ihrer Religion, Kunst und Wissenschaft verstehen, bietet wegen ihrer verhältnismäßigen Einfachheit einen guten Einblick in das, was die Völkerkunde eigentlich will. Die Probleme häufen sich, sobald man irgend ein anderes Gebiet anschneidet, werden zwar einerseits interessanter, andererseits aber in ihren Wechselbeziehungen unübersichtlicher. Zur Wirtschaftsform gehört die Güterbearbeitung und -Verteilung, und auch wenigstens einige Hinweise auf die mit der Wirtschaftsführung verbundene soziale Struktur ließen sich in diesem Büchlein nicht vermeiden.

Der Verfasser hat den Stoff ansprechend gestaltet, indem er die sieben hauptsächlichsten Wirtschaftsformen im wesentlichen durch die Schilderung je eines typischen Beispiels vor Augen führt. So sind die einfachen Sammler und Jäger durch die Urwaldvölker der Halbinsel Malakka charakterisiert, die höheren Jäger durch die Prairieindianer, die höheren Sammler durch die kalifornischen Stämme, der Hackbau durch die Lebensweise der Völker des Schingu-Quellgebietes, der

Digitized by Google

Gartenbau durch die Chinesen, der Pflug- und Feldbau meist durch europäische Verhältnisse und der Hirtennomadismus durch die Kirgisen vertreten. Auf diese Weise wird der Farblosigkeit glücklich entgegengearbeitet.

Besondere Sorgfalt ist auf die Frage der Entwicklung dieser Wirtschaftsformen auseinander unter Berücksichtigung des Rückfalls auf eine frühere Stufe (sekundär primitive Wirtschaftsform) verwandt worden und auf das Problem der ein- oder mehrmaligen Entstehung. Erstere wird nur der Pflugkultur zugeschrieben, während schon für die Gartenkultur zwei- bis dreimaliges Auftreten angenommen wird. Für den Ursprung der Viehzucht erscheint dem Verfasser die Wirtschaft des Hackbaus psychologisch am wahrscheinlichsten, die mit der Kleinviehzucht — Meerschweinchen in Peru, Schweine, Hühner, Gänse in Altturkestan — begonnen habe, dann an die Züchtung von Herdentieren: Schafen, Ziegen (zunächst als Fleischtiere), schließlich auch des Rindes (als Zugtier, vielleicht in Mesopotamien) herangegangen sei. Durch die Entwicklung der Milchproduktion sei der Hirtennomadismus möglich geworden, der dann von Jägervölkern der Steppengebiete Zentralasiens übernommen und auf andere Tiere, wie Pferd, Esel, Kamel und im Norden das Renntier ausgedehnt sei. Die Ausbildung als Reit- und Lasttier habe dann die Möglichkeit der Beherrschung der weiten Steppen- und Wüstengebiete gegeben. Eingehendere geschichtliche Untersuchungen liegen diesen mehr psychologischen Betrachtungen naturgemäß nicht zugrunde. Dagegen erfahren wir in Umrissen auch etwas von dem Fortschreiten unserer Auffassungen über die immer eingehendere Gliederung und Genesis der Wirtschaftsformen, wobei der Verdienste anderer Forscher, besonders auch Eduard H a h n s, gedacht wird, freilich unter Ablehnung seiner religiösen Argumente der Entstehung der Viehzucht. In der Tat neigt man heute mit Recht immer mehr der Ansicht zu, daß alle praktischen Erfindungen rationaler Natur sind und eine enge Verknüpfung mit der Religion, dem Irrationalen, nur bei der Entstehung der Schrift und vielleicht des Geldes vorliegt.

K. Th. P r e u ß.

Nilsson, Martin P. (Professor of Classical Archaeology and ancient History in the University of Lund), Primitive Time-Reckoning. A Study in the Origins and First Development of the Art of Counting Time among the primitive and early Culture Peoples; in: Skrifter utgivna av Humanistika Veteskapssamfundet i Lund. Acta Societatis Humaniarum Litterarum Lundensis, I. Bd. Lund, C. W. K. Gleerup 1920, IX und 384 Seiten.

Die Entstehung des Zahlbegriffs ist von größter Bedeutung sowohl für die Geschichte des Denkens überhaupt, als auch für die Methode, die der menschliche Geist einschlug, um aus der bunten Fülle der Besonderheiten Gemeinsames und Gleiches loszulösen. Die Wiederholung gleicher oder ähnlicher Erscheinungskomplexe ist etwas, das zweifellos sich sehr früh dem menschlichen Geist aufgedrängt hat. In der Tat ist das Studium der Stadien der Entwicklung des Zahlbegriffs besonders aufschlußreich und geeignet, teilweise geradezu als ein Maßstab für die Gestaltung der Abstraktionstätigkeit zu dienen.

Das vorliegende Werk versucht, einen Ausschnitt aus dem angedeuteten Gesamtproblem zu geben, und zwar aus der Zeitrechnung. Den Ausgangspunkt und Anlaß, sich mit der primitiven Zeitrechnung zu befassen, bildeten für N. chronologische Probleme im Zusammenhang mit Festen bei den Griechen. Durch Erweiterung dieser Untersuchungen auf Feste des Mittelalters, insbesondere der Weihnachtsfeier, ergaben sich Berührungen mit der frühen germanischen Zeiteinteilung.

Da Verfasser vor allem die religiösen Beziehungen dieser Frage ins Auge faßte, suchte er sich über die Zeitrechnung in den Zuständen primitiver Kultur überhaupt Rechenschaft zu legen. So entstand das vorliegende Werk ursprünglich als eine Nebenarbeit zu einem Artikel über den antiken Kalender und seine sakralen Beziehungen.

Wie zu erwarten, kommt Verf. dabei zur Abgrenzung bestimmter Kreise mit charakteristischen Zügen, wie z. B. der arktischen Gegend. Süd-Amerika scheidet sich deutlich vom nördlichen Teil dieses Kontinents; Afrika, der ost-indische Archipel und die Südseeinseln besitzen je ihre Besonderheiten. Für den Verfasser traten diese Momente der geographischen Verbreitung und Beeinflussung jedoch im Verhältnis zu den psychologischen Fragen zurück.

Dementsprechend sind die Kapitel des Buches auch geordnet nach dem Prinzip natürlicher Zeiteinschnitte: nach Tag, Jahreszeit, Jahr, dem Stand der

Digitized by Google

Sterne und des Mondes. Diesen allgemeinen Abschnitten sind solche angefügt, die sich mit speziellen Fragen beschäftigen, mit der Zeitrechnung der Babylonier, Israeliten und Prae-Mohammedaner. Sodann wird das System von Kalendern untersucht, hauptsächlich die Ordnung nach Mondmonaten und nach Sonnenjahren, sowie das Problem der Verbindung beider Prinzipien, namentlich in der Auswirkung bei mittel- und nordeuropäischen Völkern; endlich die Heranziehung der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleichen, insbesondere bei den Skandinaviern. Nun folgt ein Kapitel über sog. künstliche Zeitperioden, vor allem durch in regelmäßigen Abständen veranstaltete Märkte oder Feste. Allerdings sind diese ihrerseits durch natürliche Zeiteinschnitte bedingt. Den Schluß bildet ein Abschnitt über Kalendermacher und eine Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse des Buchs.

Diese bestehen darin, daß Verfasser mit Recht den Gedanken vertritt, daß die primitive Zeitrechnung von konkreten Abschnitten im Ablauf der Lebensereignisse ausgegangen ist. Sich wiederholende Abschnitte von gleicher oder nahezu gleicher Länge erhielten eine besondere Betonung. Auch hier war zunächst eine Beziehung zu Ereignissen der Wirklichkeit das primäre. Die Ausdrücke „Sonne" für Tag und „Schlaf" für Nacht sind bezeichnend, ebenso die der Tagesabschnitte als „Zwielicht", „Sonnenaufgang", oder bestimmter Beschäftigungen für Tagteile. Der Monat heißt „Mond" usw. Die Bedeutung des Jahres wird wichtig für den Feldbau als der Ablauf zwischen Saat und Ernte und entspricht darum nicht dem Zeitabschnitt, den wir mit „Jahr" meinen. Dieser Hinweis auf das wirtschaftliche Leben ist beachtenswert. Erst nachher wird das Jahr bis zur Wiederkehr der gleichen Jahreszeit erweitert. Sehr spät ist die feste Verknüpfung mit der bestimmten Phase eines Sternes, an dessen Wiedereintritt das Jahr gemessen wird. Erst aus einer solchen genauen Messung ist das echte Sonnenjahr hervorgegngen. Die Einteilung nach Jahreszeiten ist das Ergebnis mehrerer Faktoren: nicht allein des Klimas und der Naturphänomene, sondern auch der in die betreffende Periode fallenden traditionellen Beschäftigung. Aus diesem Grunde ist ihre Begrenzung oft auch verhältnismäßig willkürlich. Das gleiche gilt für die Mondphasen. Wir sehen also immer, daß der Mensch sich wohl an die Gegebenheiten der Natur anlehnt, aber nicht Bedenken trägt, sie nach den Bedürfnissen seines Lebens und seiner Wirtschaft, oft auch seines Glaubens oder Aberglaubens zu „korrigieren". Dazu kommt, daß diese „Gegebenheiten" selbst auch wieder in verschiedenen Breiten anders sind.

Indessen ist ein wesentliches von diesen Gegebenheiten universell, oder wie Verf. in Anwendung eines grammatikalischen Terminus sagt: „aoristisch".

Den Ausgangspunkt für die Zeitrechnung bilden die tatsächlichen, wenn auch für verschiedene Landstriche abweichenden Phänomene des Himmels und der Natur in ihrer Veränderung. Daraus ergeben sich vielfach ineinandergreifende Zeitspannen; manchmal bleiben dabei wieder Lücken offen. Daher gehen die Einteilungen nicht ineinander auf. Denn diese sind ursprünglich gar nicht als exakte Zeitmaße gedacht, sondern als komplexe Charakteristika von Abschnitten des zeitlichen Ablaufs der Tätigkeiten und Ereignisse (S. 357). Ganz besonders kommen dabei Unterbrechungen im Ablauf der Tätigkeiten in Betracht: die Nächte, während man schläft, oder die Winter, der Neumond, der Sonntag (S. 358) usw.

Das auch im primitiven Geistesleben so stark hervortretende systematisierende Streben, die Dinge in eine „Concordanz" zu bringen, war der Anlaß, Beziehungen des Ablaufs der Gestirne und Himmelserscheinungen mit den Zyklen der menschlichen Tätigkeit zu konstruieren. Dabei konnte es oft nicht ohneVergewaltigungen abgehen. Dieses Problem stellt sich besonders bei der höheren, fortlaufenden Zeitrechnung ein. Das nächstliegende sich bietende rhythmische Ereignis ist der Wechsel der Mondphasen, die auch gleichzeitig eine Gruppierung von Tagen mit sich bringen. Das Zählverfahren liegt auch hier im Wählen von Einteilungspunkten: eines Teils für den ganzen Zeitraum, nämlich des Erscheinens des neuen Mondes, dem wichtigen, mit Affektausbrüchen beladenen Ereignis. Aber der Mondrhythmus läßt sich nicht restlos in den Rhythmus der Jahreszeiten und der Sonne und Sterne einfügen. Um eine Harmonie zu erzwingen, wird oft zu den merkwürdigsten Verfahrensweisen gegriffen, z. B. ein Mond „vergessen" oder feierlich ausgelassen oder ein Mond-Monatsname auf einen anderen übertragen u. dgl. m. Denn dem Namen fällt ja eine besondere Bedeutung zu. Aus diesen Versuchen, Übereinstimmungen herbeizuführen, erwuchs die Aufmerksamkeit, die man dem Lauf der Gestirne überhaupt beimaß, insbesondere knüpft an ihre einseitig entwickelte Aufstellung von Beziehungen zur menschlichen Tätigkeit die Astrologie an.

Digitized by Google

Die griechische Zeitrechnung zu Homers Zeiten steht auf einer primitiveren Stufe als die vieler Naturvölker. Bei Hesiod ist sie etwas weiter fortgeschritten. Der griechische Kalender der historischen Zeit weist Züge auf, denen die Voraussetzung dafür fehlt, daß er in Griechenland selbst entstanden sei. Er trägt durchaus sakralen Charakter und ist erfüllt von bedeutungsvollen Glücks- und Unglückstagen. Die Monatsnamen sind überwiegend von Festen abgeleitet. Später erst traten darin gewisse Änderungen ein.

Nilsson vertritt die Ansicht, daß die Ordnung der religiösen Kulte den Anstoß zur Aufstellung eines Kalenders in Griechenland gegeben, daneben aber ein primitiverer Volks-Kalender der Bauern und Schiffer nur nach dem Stande der Sterne weiterbestanden habe (S. 366). Der heilige Kalender, oder besser die „Kalenderharmonie", sei in Delphi zustandegekommen. Auch das Orakel will ja die menschliche mit der göttlichen Ordnung in Einklang bringen. Die Anregung für die Aufstellung des Kalenders in historischer Zeit ist nach dem Verfasser aus Babylonien herzuleiten, wie der Kult des Mondkalendergottes Apollo ebenfalls.

Auch hier zeigt sich, wie unter den von Babylonien ganz verschiedenen griechischen Verhältnissen das fremde Vorbild wohl als mächtige Anregung diente, das andere Volk jedoch diese Anregungen nach seinen Bedürfnissen umgestaltete, wie auch z. B. auf dem Gebiete der Kunst. Denn die Zeitrechnung kam im 7. vorchristlichen Jahrhundert nicht allein, sondern als Bestandteil einer großen, schon früher in Erscheinung tretenden Kulturwelle aus dem Osten nach Hellas.

Für den Ethnologen birgt diese Arbeit vielerlei Anregungen, die um so mehr ins Gewicht fallen, je mehr man in der Ethnologie lernt, das, was man bei den einzelnen Naturvölkern findet, zu zerlegen und auf ihre Zusammenhänge zu untersuchen. Immer mehr tritt dabei die Bedeutung gewisser Kulturzentren hervor.

Da die Naturvölker viele primitive Einrichtungen und Denkformen erhalten haben, ist es für Historiker unerläßlich, nach dem Vorbilde des Verfassers die geeigneten Parallelen bei den Naturvölkern zur Aufhellung kulturhistorischer Erscheinungen heranzuziehen. Die Befruchtung kann, wie vorliegende Arbeit zeigt, nicht ausbleiben.

Interessant wäre es gewesen, wenn Verfasser eine Analyse der psychologischen Faktoren durchgeführt hätte, die z. B. zu einer fortlaufenden Zeitrechnung geführt haben. Vielleicht verfolgt er einmal dieses Problem an der Geschichte des babylonischen und vorbabylonischen Kalenders.

R. Thurnwald.

Riem, Johannes, Die Sintflut in Sage und Wissenschaft. Mit zwei Zeichnungen und einer Weltkarte. (Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen, hsg. von Johannes Riem. Band 4), Hamburg 1925, Agentur des Rauhen Hauses. 194 S.

Das vorliegende Buch will in der Hauptsache nach Möglichkeit die bis heute bekanntgewordenen Flutsagen aus aller Welt vereinigen, um als Grundlage für weitere Arbeiten auf dem Gebiet der Flutsagenforschung zu dienen, und versucht dann in einem zweiten Teil aus dem vorgelegten Material Schlüsse zu ziehen, die dem Wahrheitsgehalt der vielen Sagen auf den Grund gehen sollen. Ein solches Unternehmen verdient natürlich den Dank der Fachwelt in hohem Maße, und eine nähere Beschäftigung mit dem Buche läßt es auch trotz mancher Einwendungen, die im einzelnen zu machen wären, als eine beachtenswerte und glückliche Leistung erscheinen. Der größte Raum des Werkes (S. 10—160) wird durch die Wiedergabe der Sagentexte selbst eingenommen, beginnend mit den Indogermanen; Vorderasien; Europa, Nichtindogermanen; Nordasien usw., alle Erdteile durch. — Schade ist es, daß der Verfasser nicht den Versuch gemacht hat, in größerem Umfang den Zusammenhängen zwischen den einzelnen Sagen nachzugehen, denn erst wenn man der Beantwortung dieser Frage etwas näher gekommen sein wird, läßt sich entscheiden, inwieweit die Sagen als Beweismaterial für die Annahme einer wirklichen Naturkatastrophe heranzuziehen sind, die in den vielen Flutsagen fortleben soll. Nach der Annahme des Verfassers besaß die Erde einst, gegen Ende des Tertiär, eine sie gänzlich umhüllende Wolkendecke, unter der der Tertiärmensch in einem gleichmäßigen Klima lebte, eine Periode, die noch heute als die „gute alte Zeit", als „das paradiesische Zeitalter" in der Erinnerung fortlebt (S. 177). Was die Frage nach dem Tertiärklima und dem Tertiärmenschen anlangt, so bin ich nicht unterrichtet genug, um sie beurteilen

Digitized by Google

zu können: ich halte es jedoch für außerordentlich gewagt, den Tertiärmenschen vorausgesetzt, eine fortlaufende und ununterbrochene mündliche Tradition von jenen grauen Zeiten bis heute anzunehmen. Die „gute alte Zeit", von der wir sprechen, und von der man früher sprach, braucht gar nicht immer Jahrtausende zurückzuliegen, sondern es handelt sich dabei doch meistens nur um Jahrzehnte oder um Jahrhunderte. Diese „gute alte Zeit" wurde dann durch die sog. Sintflut unterbrochen, die eintrat, als die dichte Wolkendecke sich infolge fortgeschrittener Unterkühlung in Regen umsetzte, und dieser dann infolge des gestörten Gleichgewichtes auf einmal auf der ganzen Erde herunterregnete (S. 177). Nach dem Aufhören der Flut begann dann der Wechsel der Jahreszeiten, auch hätten die Menschen nun Arbeit leisten müssen, um diesen Wechsel zu ertragen. O weh, kann man da nur sagen, das heißt doch den biblischen Sintflutbericht („Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen", 4. Buch) in einer Weise interpretieren, die ein wenig an Vogelstraußpolitik errinnert. Demnach hätten die Menschen also vor der angenommenen Flut keine Arbeit leisten müssen, um zu leben? Man kann nicht glauben, daß der Verfasser diese Meinung ernstlich vertreten will, aber aus seinem Buch muß man es fast schließen. Auch den Optimismus des Verfassers kann ich nicht teilen, wenn er sagt, daß die Vielgestaltigkeit der Überlieferungen und ihre unerwartet allgemeine Verbreitung „unter allen Umständen" voraussetze, daß einst ein gewaltiges Naturereignis stattgefunden hätte, „das sich nach den zahlreichen Berichten einigermaßen rekonstruieren läßt" (S. 177). Im Vorwort (S. 8) beruft sich der Verfasser auf Besprechungen mit Dr. K u n i k e, durch die er zu dieser Überzeugung gekommen wäre, „denn allen Mythen, vor allem den Naturmythen, liegt ein wirklicher Tatbestand zugrunde", eine spätere mythenbildende Zeit bemächtige sich jedoch dann des Stoffes und gebe ihm die nun vorliegende Form eines Mythus. Zugegeben, daß den Naturmythen ein „wirklicher Tatbestand" zugrunde liegt, so muß man doch erst fragen, was denn ein solcher „wirklicher Tatbestand" eigentlich ist. Tatbestände existieren in den Gehirnen von Menschen, man kann also von dem beobachtenden, denkenden und fühlenden Einzelwesen bei unserer Betrachtung nicht gut abstrahieren. Und hier liegt ja doch auch der Schlüssel für das Verständnis aller Überlieferung der sogenannten Primitivvölker. Auch dort werden „Tatbestände" festgestellt, aber sie weichen eben von den unseren in sehr wesentlichen Punkten ab, sie sind gleichfalls abhängig von der sonstigen Weltanschauung des betreffenden Stammes oder Volkes. Das, was wir als „Mythus" und „Sage" bezeichnen, gibt es ja doch gar nicht in diesem Sinne bei diesen Völkern, sondern derartige Erzählungen enthalten für den einheimischen Hörerkreis „wirkliche Tatbestände", für uns dagegen nur mehr oder minder phantasievolle Vorstellungsreihen. Wie steht es nun mit der Sage von der sog. Sintflut? Die von dem Verfasser mitgeteilten Fluterzählungen stammen zuerst einmal aus den verschiedensten Zeiten. Gleich die beiden an den Anfang gestellten griechischen Sagen stammen in der ersten literarischen Redaktion aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. Der babylonische Flutbericht läßt sich in Spuren bis in die Hamurabi-Epoche verfolgen, also bis gegen 2250 vor Christi Geburt, und ein dem Gilgamesch-Epos verwandtes Fragment reicht bis etwa in das Jahr 2100 v. Chr. zurück (A. J e r e m i a s, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients, 1. Aufl. Leipzig 1904, S. 125). Diesen frühen und ziemlich gut datierten Berichten, mit denen ja die spätere jüdische Tradition zusammenhängt, kommt doch unleugbar eine größere Bedeutung zu als z. B. der magyarischen Sage (S. 31), die doch nichts weiter ist als die ins Volk gewanderte literarische Fassung des Bibelberichtes. Meiner Ansicht nach müssen bei einer U n t e r s u c h u n g der Flutsagen die geschichtlichen Ereignisse unbedingt berücksichtigt werden, damit man zur Aufstellung von Stammbäumen kommt, die zeigen, wieviele verschiedene T y p e n von Flutsagen vorhanden sind. Solche Stammbäume werden keineswegs überflüssig gemacht durch die „statistische Verarbeitung der überlieferten Texte" (S. 179—181); im Gegenteil, diese statistische Verarbeitung einzelner Motive kann den nichtunterrichteten Leser mehr verwirren als seine Vorstellungen klären, weil darin auf Sagen g r u p p e n gar keine Rücksicht genommen worden ist, sondern alle als gleichwertig behandelt werden. So ist es beispielsweise doch gewiß notwendig, die Sagen abzusondern, die sich auf die Entstehung e i n e s b e s t i m m t e n Gewässers beziehen, wie etwa Nr. 140 (Entstehung des Dilolosees in Angola). Diese Sage steht in Beziehung zu einer Gruppe von Sagen, der auch unter anderem die Sage von der Entstehung der Insel Hiddensee angehört, von der der Unterzeichnete vier Varianten in seinem Buch „Sagen, Märchen und Schwänke von der Insel Hiddensee", Stettin 1925, beigebracht hat. (Vgl. auch Hans F i n d e i s e n, Die Sage von der Entstehung der Insel Hiddensee, Eine vergleichende Studie, in „Eck an'n Sund", Heimatbeilage zum Stralsunder Tageblatt, 4. Jahrg. 1925, Nr. 1.)

Digitized by Google

Bei der Durchsicht der Sagen fällt es auf, daß die vielen von den ersten Aufzeichnern mißverstandenen oder erst durch die mittelländisch-vorderasiatischen Kulturen hinzugekommenen Vorstellungen gar nicht irgendwie kritisch verwertet worden sind. Wenn z. B. in der wotjakischen Sage (Nr. 32, S. 32) ein Wesen mit Namen Satan erscheint, und auch ein Löwe erwähnt wird, so weisen doch solche Merkmale deutlich genug nach Süden, und wer einigermaßen mit der wotjakischen Kulturgeschichte vertraut ist, wird sofort an die mittelalterlichen arabisch-mohammedanischen Kultureinflüsse denken müssen. Auch die wogulische Sage (Nr. 34, S. 33) weist Elemente auf (goldvorderfüßige Tiere und Teufel), die der alten einheimischen Kultur der Wogulen fremd sind. Viel ursprünglicher dagegen ist die wogulische Sage Nr. 35 (S. 34 ff.), worin echte Erfahrungen eines Fischervolkes ausgesprochen werden. — Wenn z. B. eine neuseeländische Sage von Puta erzählt, der „allen den Glauben an Gott lehrte" (S. 71), oder es nach einer Sage der Massai einen Mann gab, „den Gott liebte" (S. 78), oder das höchste Wesen der Mundari in Ostindien stillschweigend mit „Gott" gleichgesetzt wird S. 53), so ist das ein etwas kühnes Verfahren, vor dem gewarnt werden muß. Die alten Kamtschadalen haben gleichfalls einen Schöpfergott, Kutka, hinter dessen Erwähnung sich ebenfalls die den Laien irreführende Bezeichnung („der Schöpfer") findet. Ich bitte, sich einmal die drastischen und humorvollen Geschichten anzusehen, die sich das muntere Völklein der Kamtschadalen von seinem Schöpfergott erzählt hat (Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, Frankfurt und Leipzig 1774, S. 253—264; v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten, Band I, Gotha 1858, S. 325; Bogoras bei Jochelson, The Koryak, Leiden 1905, Nr. 131—139) und sie dann mit den Schilderungen des hebräischen „Schöpfers" zu vergleichen. Der Unterschied zwischen Tag und Nacht dürfte kaum größer sein. Die anderen derartigen tendenziösen und wohl in gutem Glauben beibehaltenen und vorgenommenen Gleichsetzungen sind gewiß nicht weniger schief. — Daß man nun aber die Möglichkeit hat, allen hier kurz angeschnittenen Fragen der Flutsagenforschung gründlich zu Leibe zu gehen, ist das Verdienst Prof. Riems, dessen Sammlung dem fachunterrichteten Leser ein überraschend reichhaltiges Material zur weiteren Durchforschung darbietet. — Entgangen ist dem Verfasser noch W. Andersons Schrift „Nordasiatische Flutsagen" (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis, 4, 3), Dorpat 1923, mit 21 Flutsagen von Wogulen, Ostjaken usw.

Hans Findeisen.

Bergman, Sten, Vulkane, Bären und Nomaden. Reisen und Erlebnisse im wilden Kamtschatka. Mit 157 ein- und mehrfarbigen Abbildungen auf Tafeln, einem Textbild und zwei Karten. XII und 280 S. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dominik Joseph Wölfel, Stuttgart, Strecker & Schröder 1926.

Nachdem im Jahre 1923 Bergman die schwedische Ausgabe seiner kamtschatkischen Reiseschilderung (Kamtchatka. Skildringar från en treårig forskningsfärd) und im folgenden Jahre einen volkstümlichen Auszug daraus (På hundsläde genom Kamtchatka; beide in Albert Bonniers Verlag, Stockholm) veröffentlicht hatte, legt uns nun D. J. Wölfel eine freudig zu begrüßende deutsche Übertragung vor, die bestimmt ist, das Interesse an jenem fernen und seltsamen Lande in Deutschland zu beleben. Die Literatur über Kamtschatka ist ja nicht klein[1]), jedoch fehlt es bisher noch immer

[1]) Г. Войт, Камчатка и ея обитатели (G. Wojt, Kamtschatka u. s. Bewohner), St. Ptbg. 1885. 35 S.

А. А. Ресин, Очерк инородцев русск. побережья Тихаго Океана (A. A. Resin, Skizze der Eingeborenenbevölkerung des russ. Küstengebiets am Stillen Ozean), Kais. Geogr. Ges., Bd. XXIV, Jg. 1888, Geographische Mitteilungen, S. 121—198.

В. Маргаритов, Камчатка и ея обитатели (W. Margaritow, Kamtschatka u. s. Bewohner), Schriften d. Amur-Abtlg. d. Russ. Geogr. Ges., Bd. V, Heft 1, Jg. 1899, S. 1—141.

В. Н. Тюшов, По западному берегу Камчатки (W. N. Tjušow, An der Westküste Kamtschatkas), Schriften d. Russ. Geogr. Ges. zur allgemeinen Geogr., Bd. XXXVII, Nr. 2, Jg. 1906, 521 S.

А. П. Сильницкий, Поездка в Камчатку и на реке Анадыр (A. P. Sil'nickij, Reise nach Kamtschatka und auf dem Flusse Anadyr), Schriften der Amur-Abtlg. d. Russ. Geogr. Ges., Bd. II, Heft 3, Chabarowsk 1897, S. 1—79.

Ders., Краткий очерк современного состояния Петропавловской округи (Kurze Skizze des gegenwärtigen Zustandes des Kreises Petropawlowsk), Amurzeitung (Приамурск. Ведомости), Jg. 1896, Nr. 124, Nr. 126—129, 131, 133 und 136.

Digitized by Google

an einer systematischen Zusammenfassung, in der die Forschungsergebnisse der letzten 150 Jahre eine Darstellung gefunden hätten, und von wo aus die Spezialforschung dann weiterschreiten könnte. Neben dem genialen Werk des unsterblichen Georg Wilhelm Steller (Beschreibung von dem Lande Kamtschatka, hsg. v. J. B. S[cherer] Frankf. u. Lpz. 1774) und seines Mitarbeiters Stepan Krascheninnikows leider nur teilweise ins Deutsche übersetzten Описаніе земли Камчатки, 2 Teile, St. Petersburg 1786[2]) ist kein Werk zu nennen, in dem ähnlich eingehende ethnographische Mitteilungen über die Völkerstämme Kamtschatkas zu finden wären. Gewiß, es gibt eine große Anzahl Reisender, die auf Kamtschatka gewesen sind, aber ihre ethnographischen Beobachtungen können doch nur als Ergänzungen zu den Ergebnissen der beiden Völkerforscher des 18. Jahrhunderts angesehen werden. Wertvolle Nachrichten teilt z. B. noch F. H. v. Kittlitz mit (Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russ Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka, 2 Bände, Gotha 1862: Bd. I, S. 304–344; Bd. II, S. 192–415), auch kann noch u. a. Peter Dobell genannt werden (Travels in Kamtchatka and Siberia, 2 Bde., London 1830. Kamtschatka: Bd. I, bis S. 294), während John Dundas Cochrane (Fußreise durch Rußland und die Sibirische Tartarei . . . nach dem Eismeer und Kamtschatka. A. d. Engl., Weimar 1825, S. 318–349), wenn er auch länger als ein Jahr auf Kamtschatka zugebracht und auch eine Kamtschadalin zur Frau genommen hatte (S. 34. Vgl. über ihn Ledebour, Reise durch das Altaj-Gebirge usw., Bd. I, Berlin 1829, S. 14–18), kaum irgend etwas Neues von Belang für die Ethnographie Kamtschatkas ausfindig gemacht hat. Von besonderer Wichtigkeit ist dann wieder die Sammlung kamtschadalischer Volkspoesie, die W. G. Bogoras auf Grund seiner Kenntnis der kamtschadalischen Sprache zusammenbringen konnte. (Veröffentlicht bei Jochelson, The Koryak, Leiden, New York 1908, S. 327–340)[3]).

Die vorzüglich ausgestattete Schilderung Kamtschatkas, die Bergman mit dem vorliegenden Buch gegeben hat, nimmt man mit Spannung in die Hand, denn ein solches Reisewerk ist seit langem notwendig gewesen zur Beantwortung der Fragen nach dem gegenwärtigen Zustand der kamtschatkischen Kultur, nach den kulturellen

Ders., Поездка в северныя округи Приамурской области (Reise in die nördlichen Kreise der Amur-Oblast'), Schriften der Amur-Abteilung der Russ. Geogr. Ges., Bd. VI, Heft 1, S. 1–185, Chabarowsk 1902.

Г. А. Крамаренко, Путешествие на Камчатку и обследование ея в рыболовном отношении в 1907 г (G. A. Kramarenko, Reise nach Kamtschatka und seine Erforschung in fischereiwirtschaftl. Beziehung im Jahre 1907), Mitteilungen der Russ. Geogr. Ges., Bd. XLIV, 1908, S. 247–298.

Копец, Камчатские обычаи (Kopec, Kamtschatkische Sitten. Aus d. Polnischen von W. Anastasewič), Sibirskij Westnik, 1821, Teil 14, S. 275–287.

Weitere Literatur über Kamtschatka s. auch b. Arved Schultz, Sibirien. Eine Landeskunde, Breslau 1923, S. 206 f.

[2]) Nach dem engl. Auszug deutsch von J. T. Köhler, Lemgo 1766, XVI u. 344 S., Daselbst ausführliche Inhaltsangabe des russischen Gesamtwerkes auf S. XII–XIV.

[3]) Von neuen russischen Arbeiten über Kamtschatka nenne ich die folgenden:

А. Бонч-Осмоловский (A. Bonč-Osmolowskij), Камчатско-Чукотский край (Das kamtschatkisch-tschuktschische Land), Северная Азия (Nordasien), 1. Jg. 1925, Heft 1–2, Seite 77–89.

Вольский (Wol'skij), Камчатка. Политико-экономический очерк (Kamtschatka. Politisch-ökonomische Skizze), ebenda, Heft 4, S. 31–42.

И. И. Гапанович (I. I. Gapanowič), Камчатское туземное население как культурно-экономический фактор (Die Eingeborenenbevölkerung Kamtschatkas als kultureller und wirtschaftlicher Faktor), ebend., Heft 5, S. 40–52.

С. Петрухин (S. Petruchin), Рыбные и морские промыслы Охотско-Камчатского края (Fischfang und Meeresjagd im Ochotskisch-kamtschatkischen Land), ebenda, Jg. 1926, Heft 1, S. 53–59.

Ders., Кустарные промыслы Камчатки, их настоящее и возможное будущее (Die Hausindustrie Kamtschatkas, ihr gegenwärtiger Zustand und ihre mögliche Zukunft), ebenda, S. 116–118.

Н. Н. Фирсов (N. N. Firsow), Историческая записка о Камчатке (Eine geschichtliche Aufzeichnung über Kamtschatka. [Die Handschrift stammt aus dem Jahren 1810–1812]), Mitteilungen der Ges. f. Archäologie, Gesch. u. Ethnogr. bei der Staatsuniversität Kasan, Bd. XXXIII, Heft 2–3, S. 175–187, Kasan 1926; vgl. Firsow, Über eine handschriftl. Aufzeichnung zur Geschichte Kamtschatkas [russ.], Der Kasaner Bibliophile, Kasan 1924, Nr. 4.

Digitized by Google

Verhältnissen der Lamuten und Kamtschatkakorjaken, wofür bisher fast alle Grundlagen fehlten. Der Verf., der drei Sommer und zwei Winter auf Kamtschatka zugebracht hat, ist einer der Teilnehmer der Schwedischen Wissenschaftlichen Kamtschatkaexpedition, deren Untersuchungen auf der großen Gebirgshalbinsel zumeist in zwei bis drei Gruppen vonstatten gingen. Die Ankunft der Expedition auf K. war nicht gerade sehr ermutigend, da sie sich als Schiffbruch abspielte, wobei auch 15 Kisten mit Ausrüstungsgegenständen verlorengingen.

Die gegenwärtige Zusammensetzung der Bevölkerung Kamtschatkas ist im großen und ganzen noch dieselbe wie zu Stellers Zeiten, jedoch sind in den Städten jetzt Angehörige ostasiatischer Völkerschaften zu finden. So machen z. B. in Petropawlowsk Japaner und Chinesen, von denen die letzteren an keinem größeren Orte Kamtschatkas fehlen, zusammen mit den Koreanern ein gutes Drittel der Bevölkerung aus. Daneben finden sich jedoch auch Aleuten, Tataren und Jakuten. Besonders zu nennen sind die Japaner, die an der kamtschatkischen Westküste Riesenfabriken für Lachskonserven eingerichtet haben (S. 34), in denen im Sommer Tausende von japanischen Arbeitern beschäftigt sind. Die Lebensart in diesen Fabriken ist rein japanisch, und entsprechend den großen Mengen der wandernden Lachse wird fieberhaft gearbeitet (S. 277). Die Folge dieser Massenfänge ist natürlich dieselbe wie im Ainugebiet die, daß die Kamtschadalen z. T. unter Fischmangel zu leiden haben (S. 180). Die alteinheimischen Bevölkerungselemente Kamtschatkas sind einmal die Kamtschadalen selbst, früher ein ausgesprochenes Fischervolk, die renntierzüchtenden Korjaken, ebenfalls wie die Kamtschadalen zur Gruppe der altsibirischen Völkerschaften gehörig, und schließlich die tungusisch sprechenden Lamuten, die zwar ebenfalls Renntierzüchter sind, bei denen jedoch das ursprüngliche Jagdgewerk noch gleichwichtig neben die Renntierzucht tritt (S. 149). Von allen drei Völkerschaften teilt B. wichtige Beobachtungen mit, die sich besonders auf materiell- und sozialwirtschaftliche Gebiete beziehen und vielfach das Einzige sind, was bisher in dieser Beziehung von ihnen bekannt geworden, oder wenigstens allgemeiner zugänglich geworden ist.

Beginnen wir mit den Kamtschadalen. Ihr Wirtschaftsleben wird in der Hauptsache durch die Wanderlachse und den Bedarf der Außenwelt an Zobelfellen bestimmt. Besonders die Zobelfelle sind es, die als wichtigstes Tauschmittel dienen, und für die die Händler, darunter viele Chinesen, den Kamtschadalen Grammophone, Taschenspiegel usw., aber auch wichtigere Bedarfsartikel, wie Tabak, Branntwein, Zucker u. a. mitbringen. Zobelfelle sind sogar zur Tauscheinheit geworden, und B. konnte beobachten, wie ein Kamtschadale ein Boot von einem Nachbarn mit einem Zobelfell bezahlte und noch ein Fuchsfell als Wechselgeld zurückerhielt (S. 71 f.). Die Schilderung der Jagd (S. 71—77) enthält alles Wesentliche, auch erfährt man, daß sich alle Kamtschadalen während dieser im Winter stattfindenden Jagden Rheumatismus holen, und nach B's. Meinung dürfte es keinen erwachsenen Kamtschadalen geben, der nicht daran litte (S. 77). Neben der Jagd hat B. auch der Lachsfischerei[4]) ein besonderes Kapitel gewidmet (S. 95—101), wodurch Stellers Nachrichten in einigen Punkten ergänzt werden. So ist es wohl wahrscheinlich, daß der Lachsfang mit Treibnetz (S. 96 f.) auch schon von den alten Kamtschadalen ausgeübt worden ist, während der newod (невод; B. schreibt, ungefähr der Aussprache folgend „Newat". Das Wort ist russisch), ein großes Netz, das über 100 m lang sein kann (S. 97), gewiß erst mit den Russen nach Kamtschatka gekommen ist. — Im Dorfe Tolbatschik, an dem Flusse gleichen Namens, konnte B. ein Weihnachtsfest der Kamtschadalen miterleben (S. 127—131), bei dem gegenseitige Besuche, am ersten Tage nur der Männer, am zweiten der Frauen, bemerkenswert sind. Am dritten Tage kommt besonders die Jugend zu ihrem Recht, die, möglichst unkenntlich verkleidet, dieselben Besuche ausführt. Am Abend ist ein Tanzvergnügen, das dann gewöhnlich bis zu Neujahr jeden Abend stattfindet. Das neue Jahr wird mit Gewehrschüssen begrüßt. — B. besuchte auch die Kamtschadalen an der Westküste (S. 176—181), wo in zehn Dörfern noch kamtschadalisch gesprochen wird, jedoch befinden sie sich in dem beklagenswertesten Zustand[5]). Das erste Dorf, zu dem die Reisenden gelangten, war Sedanka (S. 176 f), wo eine ethnographische Sammlung angelegt werden konnte, und von wo die Expedition nach Tigil vordrang, dem nördlichsten von ihr erreichten Punkt, wo die Sammlung noch vermehrt werden konnte. Der Weg ging dann die Westküste, größtenteils eine zusammenhängende Tundra, hinunter, auf der im ganzen 18 Kamtschadalendörfer von den Reisenden angetroffen wurden (S. 177—181). B. sagt von ihren Bewohnern (S. 178): „Alle Kamtschadalen, Männer, Frauen und Kinder, leiden an erblicher Syphilis, die von den Russen seit langem eingeschleppt wurde. In diesen öden Gebieten, wo jede ärztliche Hilfe fehlt, hat die Seuche fürchterlich gewütet. Außerdem aber wetteifern Japaner, Chinesen und Russen darin, die verfallenen und dürf-

[4]) Über die Fischerei bei den altsibirischen Völkerstämmen hat der Referent schon vor längerer Zeit eine gegen 100 Druckseiten umfassende Arbeit geliefert, deren Erscheinen bevorsteht.

[5]) Vgl. Hans Findeisen, Die Lage der nordostsibirischen Eingeborenen. Koloniale Rundschau, Berlin, Jg. 1926, S. 349.

Digitized by Google

tigen Dörfer in Branntwein zu ertränken, den die kranken Kamtschadalen über alles schätzen". Die Schilderung, die B. von diesen Dörfern entwirft, ist erschütternd. Ernährt werden diese Kamtschadalen der Westküste ausschließlich von den Korjaken, die für die bemitleidenswerten Kamtschadalen Renntiere schlachten; ja, ihre Gutmütigkeit geht sogar so weit, daß die Korjakenfrauen Kleider aus Renntierfell für die Kamtschadalen nähen, denn diese behaupten, sie verständen es nicht.

Ähnlich ist auch die Gutmütigkeit der Korjaken den Lamuten gegenüber, die nur weniger große Renntierherden halten und deshalb auch nur ungern eins von ihren Tieren schlachten. So konnte B. beobachten, daß die Lamuten, die sich in der Nähe eines reichen Korjaken befinden, zu diesem hinfahren und, ebenso wie die Kamtschadalen, um Renntiere betteln. Die auf ihren Reichtum stolzen Korjaken fangen die verlangte Anzahl Tiere, und die Lamuten machen es das nächste Mal, wenn sie wieder Bedarf an Renntierfleisch haben, ebenso. Ergötzlich ist nun die Beurteilung dieses Verhältnisses vonseiten der beiden Völkerschaften. Die Korjaken sagten nach solchen Fleischbesuchen oft zu B: „Ja, sehen Sie, diese Lamuten da, das sind ganz unmögliche Leute. Den Winter über betteln sie unaufhörlich um Renntiere bei uns und bringen es nicht über sich, nur ein einziges ihrer eigenen Tiere zu schlachten. Und warum? Weil wir ihnen geben, was sie brauchen Man sollte ihnen kein einziges Renntier geben. Sie täten besser daran, ihre eigenen Herden besser zu züchten, statt herumzulaufen und Zobel zu jagen." Wenn die Lamuten aber das nächste Mal kommen, werden sie jedesmal wieder gastfrei empfangen, zu Tee und Fleisch eingeladen und kehren mit Schlitten voll Renntierfleisch zurück. Die Lamuten wieder erklärten mir das Verhältnis in folgender Weise: „Diese schmutzigen Korjaken haben so viele Renntiere, daß man dumm wäre, wenn man seine eigenen schlachtete".' — Eingehend und sehr dankenswert sind die Beobachtungen Bergmans im Lamutenlager (S. 139—159), wo die Männer in der Regel ganz gut russisch sprachen. Sie waren sehr wißbegierig, und da B. eine farbige Ansichtskarte mit Zelten und Schlitten von Lappen bei sich hatte, war ein Gesprächsstoff gegeben, der auch die Lamuten interessierte und ihr anfängliches Mißtrauen verscheuchte (S. 141). Die Ansichtspostkarte mit den Lappen gewann den Reisenden die Lamuten überall, wo die Expedition auch hinkam, denn das Gerücht von einem den Lamuten ähnlichen Volk im Norden Europas hatte sich schnell unter ihnen verbreitet. Aus den Äußerungen über die Lappen, die nicht einmal Perlen hätten, ist ersichtlich, daß letztere auf den damit reichverzierten lamutischen Kleidern als Vermögen anzusehen sind. Sie werden auch sehr viel höher als die Kleidung selbst geschätzt, und auch von einem abgetragenen Kleidungsstück auf das neue versetzt (S. 151). Auf die Eigentumsverhältnisse wirft eine Notiz auf S. 153 Licht, wonach sich der fünfjährige Sohn des Lamuten Iwan Petrowitsch für zwei von ihm mit Schlingen gefangene Hermeline eine Teeschale und ein Reitrenn eingetauscht hatte. Wir haben es hier also mit einem ausgeprägten Privateigentum zu tun, dessen Annehmlichkeiten auch schon von den Kindern genossen werden können.

Die Beobachtungsergebnisse von den Korjaken (S. 159–168; 182—185) sind nicht weniger interessant als die von den Lamuten, jedoch sei hier nur darauf hingewiesen, um die Besprechung nicht zu lang zu gestalten.

Der Aufsatz „Ins Innere Südkamtschatkas" (S. 200—232) schildert die Reiseerlebnisse Eric Hulténs vom Sommer 1921, der ebenfalls mancherlei ethnographische Angaben mitteilt: Braten eines Bären in einer Grube, S. 218 f.; verlassene Kamtschadalendörfer am Kurilensee, S. 225: Ein Beweis, daß die dortigen Kamtschadalen früher in Verbindung mit den Ainu gestanden haben, ist die japanische Hülsenfrucht Thermopsis fabacea, die an der Südwestküste Kamtschatkas bei allen Kamtschadalendörfern vorkommt: Sagen von Kutka, dem kamtschadalischen Schöpfergott, S. 227 f. u. 230.

Von Wichtigkeit ist noch B.'s Entdeckung einer Steinzeitsiedlung in der Listwennitschnaja-Bucht. Es fand sich eine Feuerstelle, die aus einigen schwarzgebrannten Steinen bestand und nicht in der Mitte der Jurte, sondern nahe bei der einen Wand lag. In der ersten Jurte fanden sich nur Obsidiansplitter, Fischwirbel und verschiedene kleine Beinsplitter. Die Ausgrabung des zweiten Wohnplatzes ergab aus der Nähe der Feuerstelle einen großen Vorrat von vollkommen unbeschädigt gebliebenen Muscheln und Schnecken, deren Sprödigkeit aber so groß war, daß sie bei bloßer Berührung zerfielen. Es traten noch eine Obsidianpfeilspitze, ein geschliffenes Steinbeil ohne Loch und schließlich eine steinerne Tranlampe zutage. Zwei weitere Grabungen ergaben ganz nahe unter der Oberfläche eine große Menge Lehmscherben, wie es in der Übersetzung heißt, von denen drei Stücke Öhre an der Innenseite der Gefäße aufwiesen. Bei dem Dorfe Tarja, in der Awatscha-Bucht, wurden ebenfalls Grabungen vorgenommen, die außerordentlich reiche Funde an Pfeil- und Harpunenspitzen usw. ans Licht brachten. Vgl. die Abb. 141. Hoffentlich läßt die Veröffentlichung der archäologischen Ergebnisse nicht zu lange auf sich warten, zumal dadurch möglicherweise auch das Verhältnis der alten südkamtschatkischen Kultur zur vorgeschichtlichen Kultur der jetzigen japanischen Inseln beleuchtet wird, ein brennendes Problem der sibirischen und ostasiatischen Vorgeschichte. —

Digitized by Google

Einen besonderen Hinweis verdient noch das dem Buche beigegebene Bildmaterial: 2 farbige Tafeln nach Aquarellen und 151 Wiedergaben nach Photographien, dazu 2 ausführliche Karten, die sehr begrüßenswert sind. Die Photogramme sind keineswegs etwa nur als Schmuck des anschaulich, spannend und humorvoll geschriebenen Werkes aufzufassen, sondern sie bieten ein Anschauungsmaterial, das hochbedeutsam und ganz unentbehrlich ist. Wer freut sich nicht, ein Bild zu sehen, wie Nr. 50, auf dem Kamtschadalen Pappelstämme für Einbäume aushöhlen, oder Abb. 54: Aufstellung eines Fischzaunes. Wem bereiten die Lamutenkinder (Abb. 78 und 104) keine Freude, wem nicht die vielen, wunderschön gelungenen Naturaufnahmen? — Dem Autor sowie dem Verleger sei für diese Gabe über ethnographisches Neuland herzlichst gedankt, und der vollständigen Veröffentlichung der Reiseergebnisse sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Am Schlusse sei es mir noch erlaubt, einige kleine Versehen richtigzustellen: S. 11, Zeile 4 von unten muß es statt „pjerwy uliza" heißen: pjerwaja ulica (первая улица). Das Wort für „Mündung", z. B. in dem Ortsnamen „Ust-Kamtschatsk", heißt eigentlich úst'e (устье). Der russische Satz auf S. 33: „Es hat keine Eile" wird zwar ungefähr gesprochen: „Skoro ni nada", aber geschrieben: Skoro ne nado (скоро не надо), und „später" wird wieder „patóm" gesprochen. — Der russische Satz auf S. 139 ist falsch und plump übersetzt, und besonders die absichtliche Unbeholfenheit fehlt im Russischen vollständig. Wenn schon wörtlich übersetzt werden soll, dann muß es wenigstens heißen: „Seiner [ist] nicht Kaufmann, seiner [ist eine] Expedition, seine Jurte schrecklich [eigentlich: heftig] weit jenseits des Meeres." — Auf S. 192 muß es statt „para uschinatj" heißen: parú úžinat'. — S. 227 muß es statt „der" Gorelaja [„Brennende] „die" Gorélaja heißen. — S. 228 statt „Prokladnoje Osero!" Prokljátoe ózero! — S. 229 statt „der" Scholtowskaja und „der" Illina: die; ebenso auf derselben Seite unten statt: „Mündung des Golygina": Mündung der Golygina. Auf der ersten dem Buche begegebenen Karte wird derselbe Fluß übrigens Golygino genannt; auf der Karte, die Stellers „Beschreibung" beigegeben ist, heißt der Fluß „Goolegina". — Auf S. 64 finde ich noch für den Satz: „ohne Tee unmöglich" die russische Übersetzung „Bjess tschaj nilscha" - (без чаю нельзя) - bez tschaju nel'zja, gesprochen nilzjá. — „Spiegel", S. 16, heißt auch nicht Tzerkalo, sondern zérkalo (зеркало). — Die Namen der Vulkane werden in Bergmans Buch immer mit einem männlichen Artikel versehen, wie z. B. noch „Der Mutnowskaja" (S. 20); [Die Größe] „des Klutschewskaja" (S. 69), [richtiger Kljutschewskaja, wie auch auf der Karte zu lesen ist], obwohl „aja" die russische Endung für weibliche Adjektive ist. Diese Adjektivendung bezieht sich auf das Wort sópka (сопка)-(erloschener) Vulkan, das nicht ausgesprochen wird, weil allgemein bekannt. Dasselbe ist ja der Fall bei sehr vielen russischen Ortsnamen, z. B. Kljutschewskoe (Ключевское), wo immer in Gedanken „seló" (село)-Dorf zu ergänzen ist. — Man könnte zu dem Buch gewiß noch mancherlei Anmerkungen und Hinweise geben, aber das ist ja nicht der Sinn einer kurzen Anzeige.

Hans Findeisen, Berlin.

Boas, Franz, Contributions to the Ethnology of the Kwakiutl. Columbia University Contributions to Anthropology III New York 1925. VI und 357 S. 8°.

Boas setzt hier die Herausgabe der Texte des Halbblut-Kwakiutl George Hunt von Fort Rupert, Britisch-Kolumbien, fort, die er im 35 Annual Report of the Bureau of American Ethnology begonnen hat. Diesen hatte er unterwiesen, in phonetischer Schreibweise ethnologische Tatsachen aufzuzeichnen, wofür George Hunt besonderes Geschick bekundet. Die ersten 55 Seiten enthalten Träume, die ihm von vielen seiner Landsleute mitgeteilt sind, und deren Sammlung naturgemäß für das Seelenleben der Indianer bedeutsam ist. Neben Träumen ziemlich nichtssagenden Inhalts finden sich auch manche, die sich auf den Verkehr mit Toten und Geistern beziehen und Vorbedeutungen oder Anweisungen für die Heilung von Krankheiten geben, Aufsteigen zum Himmel u. dgl. m. Allerdings fehlen Erläuterungen. Weit unübersichtlicher sind die sozialen Verhältnisse, die den Rest des Buches einnehmen und in breiter Weise soziale Feiern im Leben einer bestimmten Familie schildern: Namengebungen, Geschenkfeste, Heirat, Hausbau usw.

K. Th. Preuß.

Digitized by Google

Speiser, Felix, Im Dunkel des brasilianischen Urwaldes. Mit 84 Abbildungen auf Tafeln und im Text und einer Karte. Stuttgart 1926, Strecker & Schröder. 321 S.

Der bisher als Südseeforscher bekanntgewordene Verfasser teilt uns in dem vorliegenden Buche die Erlebnisse und Ergebnisse seiner Reise mit, welche er im Jahre 1924 zu den Aparai-Indianern am Rio Paru, einem nördlichen Zuflusse des Amazonas, unternommen hatte. Bei den Aparai-Indianern, die zuerst durch Creveaux bekanntgeworden waren und dann von Nimuendaju auf einer seiner vielen Reisen im Amazonasgebiet aufgesucht worden sind, hat Speiser ein äußerst günstiges Arbeitsfeld für seine ethnologischen Forschungen gefunden. Er hat daher trotz der kurzen Zeit, welche er der Ausnutzung einer so überaus günstigen Gelegenheit zum intimeren Kennenlernen der Indianer gewidmet hat, ein sehr umfangreiches und wertvolles Tatsachenmaterial gewinnen können. Schon während seines unfreiwilligen längeren Aufenthaltes in Belem wurde Speiser das Glück zuteil, mit den Aparai-Indianern, welche er erforschen wollte, in der Stadt zusammenzutreffen, so daß er die ganze Reise mit seinen späteren Gastgebern zusammen machen konnte. Während der Reise sind ihm die Indianer behilflich gewesen und in ihrem Dorfe haben sie ihm mit Proviant zur Seite gestanden. Es war ein ziemlich eng begrenzter kleiner Kreis von Indianern, unter denen er sich unbesorgt in ihrem Dorfe Tucano aufhalten konnte, und dabei bot die Lebensweise der Indianer noch hinreichend unverfälschte Züge, um ein wertvolles Studienmaterial bieten zu können. Es muß daher verwunderlich erscheinen, daß Speiser, wie das aus seinen Schilderungen deutlich ersichtlich ist, mit seinem Aufenthalte unter den Leuten in Tucano nicht zufrieden war. Es gab für ihn im intimeren Verkehr mit den Indianern soviel Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen, daß daneben die Schwierigkeiten, auf welche er von seiten der der vielen Fragen bald überdrüssigen Indianer stieß, kaum ins Gewicht fallen können. Erfragtes Material ist dem beobachteten gegenüber doch immer nur als zweitklassiges anzusehen. Allerdings wäre es nötig gewesen, sich der Lebensweise der Indianer in ihrem engen Kreise noch mehr anzuschließen, mit ihnen zusammen an ihren Arbeiten teilzunehmen und Freud und Leid mit ihnen zu teilen. Dann wäre der Verfasser wohl nicht zu der Ansicht gekommen, daß „eine wirkliche Freundschaft mit einem Indianer nicht möglich sei". Der Aufenthalt unter ihnen wäre für ihn jedenfalls ein angenehmerer gewesen, und er und seine Begleiter wären den Indianern nicht „lästig" geworden. Mir ist auf meinen Reisen der endgültige Abschied von den Indianern und vom Urwaldzauber ihrer Umgebung stets schwer geworden. Ich kann es daher nicht mitfühlen, wenn der Verfasser die Schilderung seiner Abfahrt aus dem Indianerdorfe mit folgenden Worten einleitet: „Endlich war der Augenblick gekommen, der uns aus dem engen Gefängnis des Urwaldes befreite, der mit einem Gefühl der Erleichterung von uns begrüßt wurde."

In die Reiseschilderung sind in geschickter Weise die Angaben über die zahlreichen ethnologischen Beobachtungen eingeflochten und eine größere Anzahl guter Photographien trägt das ihrige zur größeren Veranschaulichung bei. Anhangsweise ist dem Buche eine kurze Skizze über „Musikinstrumente und Musik der Aparai" von Dr. med. Arnold Deuber, dem Reisebegleiter des Verfassers, hinzugefügt. Max Schmidt.

Cremer, Dr. Jean, Matériaux d'Ethnographie et de Linguistique soudanaises. III. Les Bobo (La vie sociale). Paris, Paul Geuthner 1924.

Die Bobo im Nigerbogen sind uns in kultureller Hinsicht durch die Arbeiten von Tauxier, Gebhard, Frobenius und Binger nahegerückt. Durch das vorliegende kleine Buch wird die Kenntnis des Volkes ganz wesentlich bereichert. Cremer starb 1920 als Arzt im Kolonialdienst. Sein Standplatz war der Kreis Dédougou. Seine Manuskripte über die Ethnographie der Bobo werden nunmehr von H. Labouret herausgegeben. Ähnlich wie der Belgier De Calonne-Beaufaict bezüglich der Azande, hat sich Cremer eine ganz groß angelegte Monographie vorgenommen, und ähnlich wie jenem, wurde ihm die richtende Arbeit von einem Bearbeiter abgenommen. Labouret bringt dazu ein einleitendes Kapitel, das besonders durch seine kurze Behandlung der Märchenthemen des Bobolandes wertvoll ist.

In diesem dritten Band seiner Bobomonographie behandelt Cremer vor allem die religiösen Bezüge der bobischen Geselligkeit. Man merkt seinen eigenen

Digitized by Google

Bemerkungen wie der Auswahl der Stoffe deutlich die Schule Frazers an. Während dieses Grenzgebiet der sozialen Erscheinungswelt sehr gründlich behandelt ist, fehlen wichtige Teile der Gesellschaftsstruktur fast völlig. So ist von Verwandtschaftsbezeichnungen, Sippenstruktur, Herrschaft und Autorität, sozialen Rechtsfragen und vielem anderen nur selten oder gar nicht die Rede. Dagegen finden wir rein ergologische Tatsachen häufig verzeichnet. Das größte Gewicht hat der Verfasser auf den Zusammenhang von Sitte und Religion gelegt. Hier sind die neuen Einsichten gründlich und oft erstaunlich. Der unmittelbare Eindruck des Volkslebens wird durch eine mustergültige Anlage der behandelten Stoffe erhöht. Jedes Kapitel besteht aus einer interpretierenden Einleitung des Verfassers und den nachfolgenden Originaldokumenten seiner Gewährsmänner (also ähnlich wie in Westermanns Kpelle-Monographie).

Leo Frobenius hat die Bobo zu seinen „äthiopischen Splitterstämmen" gerechnet; nirgends mehr als bei ihnen soll das Anschauungsleben stärker vom Boden und Acker beherrscht sein. (Tellurische Weltanschauung.) Cremers Buch bestätigt mit seinen unzähligen Tatsachen diese Auffassung. Ein enger Zusammenhang besteht zwischen der fruchtbaren Erde, dem Regen und der Kohabitation. Eine Unmenge von Ackerbauriten von der ersten Anlage des Bodens an (es gibt religiös mißgünstige Länderstriche) bis zur Ernte. Aber ebenso wie der Hackbau, die vornehmste Wirtschaftsform der Bobo, sind auch die Jagdunternehmungen mit so viel religiösen Geboten und Verboten verbunden, daß auch diejenigen, welche der Erkenntnis von der Macht religiösen Denkens auf den Alltag primitiver Menschen ferne stehen, überzeugt werden müssen. Einige besonders wichtige Beobachtungen Cremers seien hier erwähnt. Die Stellung der Schmiede ist eine ungemein wichtige. In ihren Händen liegt der größte Teil des religiösen Kultes. Sie werden bei der Heirat, der Ansiedlung und bei der Excision der Mädchen — Circumcision fehlt — gebraucht. Sie sind die Vermittler im Krieg und verfertigen die Lehmbilder für eine Mutter mit Zwillingen. Die Zwillinge stehen mit dem Hackbau (erste Saat) eng in Verbindung. Es besteht freie Brautwahl; der elterliche Einfluß ist gering. Auf Keuschheit wird wenig Wert gelegt; jedoch bestehen merkwürdige Reinigungszeremonien für schwangere Bräute. Ein Scheinraub ist der erste Akt der Eheschließung, dem dann eine Zeit des Zusammenwohnens mit den raubenden Gefährten des Bräutigams folgt. Eine mutterrechtliche Erscheinung, der Faro oder das Opfer der Onkel mütterlicherseits, hängt offenbar mit dem Brautpreis zusammen. Pubertätsriten fehlen außer der Beschneidung der Mädchen völlig. Ein besonderes, ziemlich inhaltsreiches Kapitel über das Pfeilgift der Bobo ist wertvoll. Die oft merkwürdigen Bestattungsriten beschließen das Buch. Leider fehlen Abbildungen völlig.

Herm. Baumann.

Digitized by Google

V. Eingänge für die Bibliothek.[1]

Anochin, A. W.: [Russ.] Materialien zum Schamanismus bei den Altaiern. Gesammelt z. Zeit einer Reise i. Altai 1910-1912. Mit Vorwort von S. E. Malow. Petrograd: 1924. VII, 248 S. 4°. Aus: Publicat. du Mus. d'Anthrop. et Ethnogr. de l'Acad. des Sciences Vol. 4, 2.

Antonelli, Ugo: Una statuetta feminile di Savignano sul Panàro . . . Scansano: Tessitori 1926. 29 S. Tav. 1-2. 8°. Aus: Bull. di Paletn. it. A. 45. Gennaio-Dic. 1925.

Antoniewicz, Włodzimierz: Z dziedziny organizacji nauki . . . Warszawa 1926: Maślankiewicz. VIII, 136 S. 8°.

Antoniewicz, Włodzimierz: Pomoce naukowe w zakresie archeologji przedhistorycznej. Warzawie o. J.: Nasza Drukarnia. 16 S. 8°. Aus: Bibljoteka „Nauki i Szkoły" Nr. 1.

Antoniewicz, Włodzimierz: Jeszcze o zagadkowych znakach na zabytkach z okresu rzymskiego. o. O. u. J. 4 S. 4°. Aus: Przegladu Archeol. Tom. 2.

Antoniewicz, Włodzimierz: Jak wyzyskać reformę rolną dla prahistorji? Warzawa 1920: 4 S. 4°. Aus: „Wiadomości Archeol." 1, zesz. 1-2.

Antoniewicz, Włodzimierz: „Conservation monuments préhistoriques à l'étranger". Warszawa 1921: Zakłady grafic. 13 S. 4°. Aus: „Wiadomości Archeol."

Antoniewicz, Włodzimierz: Sur l'organisation de l'archéologie préhistorique en Pologne. Warszawie o. J.: „Nasza Drukarnia" 14 S. 4°. Aus: Wiadomosci Archeol. Tom 9.

Antoniewicz, Włodzimierz: [Polnisch], „Collection des antiquités préhistoriques au Musée Wł. Tarcznski à Łowicz." Warszawa 1922: Nowaka 23 S. 4°. Aus: „Wiadomości Archeol." Tom 7.

Antoniewicz, Włodzimierz: [Polnisch], „Er. Majewski comme préhistorien". [Warszawa] 1923. 16 S. 4°. Aus: „Wiadomości Archeol." Tom. 8.

Antoniewicz, Włodzimierz: [Polnisch], „Sur l'origine et sur les espèces d'ambre en Europe". [Warszawa] 1923: Druk. Nowaka 26 S. 4°.

Antoniewicz, Włodzimierz: Eneolityczne groby szkieletowe i zimianki mieszkalne w Nowym Darominie (pow. sandomierski, Małopolska). [Prag 1925.] 8°. Aus: Niederlüv Sbornik.

Antoniewicz, Włodzimierz: [Polnisch] „Tombeaux énéolithiques à inhumation à Złota, Distr. de Sandomierz en Pologne" Warzawa 1924: „Nasza Drukarnia." 57 S. 4° Aus: „Wiadomosci Archeol." Tom. 9.

Arnborg, John: Underkäksfragment och lösa tänder av människor från Danmarks äldsta stenälder. o. O. u. Jhrg. 8°. Aus: Særtryk af Vidensk. Medd. fra Dansk naturh. Foren Bd. 80.

Aubert, Marcel: Répertoire d'archéologie . . . avec la collaboration de: I. Babelon, L. Bréhier, I. Cordey . . . Paris: Champion 1925. 187 S. 4°. (Publ. d. l. Biblioth. d'Art et d'Archéol. de l'Univ. de Paris Fasc 28).

Bickel, Ernst: Homerischer Seelenglaube. Geschichtliche Grundzüge menschlicher Seelenvorstellungen. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u Geschichte 1926. 4°. (Schriften d. Koenigsberger Gelehrten Gesellsch. Jhrg. 1, H. 7.)

Boas, Franz: A Keresan text. New York: Stechert 1923. 4°. Aus: Internat. Jour. of Amer. Linguistics Vol. 2, Nr. 3-4. January.

Boas, Franz: Ts'ets'aut, an Athapascan language from Portland Canal, British Columbia. Arranged and annotated Pliny Earle Goddard. New York: Stechert 1925. 35 S. 4°. Aus: Internat. Jour. of Amer. Linguistics Vol. 3, Nr. 1 July.

Boas, Franz: Vocabulary of the Athapascan tribe of Nicola valley, British Columbia. New York: Stechert 1924. 4°. Aus: Internat. Jour of Amer. Linguistics Vol. 3, Nr. 1 July.

Boas, Franz: A revised list of Kwakiutl suffixes. New York: Stechert 1924 4°. Aus: Internat Jour. of Amer. Linguistics. Vol 3, Nr. 1 July.

Boas, Franz and Goddard, Pliny E.: Vocabulary of an Athapascan Dialect of the State of Washington. New York: Stechert 1924. 4°. Aus: Internat. Jour. of Amer. Linguistics. Vol. 3, Nr. 1 July.

[1] Die Titel der eingesandten Bücher und Sonderabdrücke werden regelmäßig an dieser Stelle veröffentlicht. Besprechung der dazu geeigneten Schriften bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

Digitized by Google

Boas, Franz: Contributions to the ethnology of the Kwakiutl. New York 1925: Columbia University Press. VI, 357 S. 8°. (Columbia Univers. Contribut. to anthropol. vol 3.)

Bogdanow, Wl. Wl.: [Russisch.] Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft von Liebhabern der Naturwissenschaft, Anthropologie u. Ethnologie für 1921-22 bis 1923-24 ... Moskau 1925. 72 S. 8°.

Borchardt, Ludwig: Längen und Richtungen der vier Grundkanten der großen Pyramide bei Gise. Berlin: Springer 1926. 20 S. 2 Textabbild. 5 Taf. 4°.

Brate, Erik: Svenska runristare. Stockholm: Akad. Förlag 1926. 139 S. 8°. Aus: Kungl. Vitt. Hist. och Ant. Akad. Handlingar, Del. 13, H. 3.

Bruck, Eberhard Friedrich: Totenteil und Seelgerät im griechischen Recht ... München: Beck 1926. XXIII, 373 S. 8°. (Münch. Beitr. z. Papyrusforsch. u. Rechtsgesch. H. 9).

Buschan, Georg: Japanische Tempel. o. O. [1926]. 8°. Aus: Erdball, H. 1.

Casson, Stanley: Macedonia, Thrace and Illyria, their relations to Greece from the earliest times down to the time of Philip, son of Amyntas. Oxford 1926: Milford. XIII, 357 S. 106 Fig. i. Text 1 Kte. 8°.

Charpentier, Jarl: The Uttarādhyayanasūtra ... Uppsala 1922: Appelberg 409 S. 8°. Aus: Archives d'étud. orient. vol. 18. Livr. 1-2.

Clason, E.: Om i korsbetningsgraven vid visby funna skelett. Stockholm: Akad. Förlag 1925. 8°. Aus: Kungl. Vitt. Hist. och Ant. Akad. Handlinger, Del. 8, H. 3.

Czekanowski, Prof. Dr. Jan: Wissenschaftliche Ergebnisse der Deutschen Zentral-Afrika-Expedition 1907-1908. Unter Führung Adolf Friedrichs, Herzog zu Mecklenburg. Bd. 6, 2. Ethnographie: Uele, Ituri, Nil-Länder. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1924. 4°.

Deniker, J.: Les races et les peuples de la terre. 2. édit. Paris: Masson 1926 VIII, 750 S. 340 fig. et 2 carts. 8°.

Eickstedt, Egon von: Archiv für Rassenbilder. Bildaufsätze zur Rassenkunde. 1-4. München: J. F. Lehmann 1926. 40 Archivkarten. 8°.

Ekblom, R.: Manuel phonétique de la langue lituanienne. Stockholm 1922: Norstedt. 71 S. 8°. Aus: Archives d'étud. orient. vol. 19.

Erixon, Sigurd: Möbler och heminredning i svenska bygder. I. Stockholm: Nordiska Museet 1925. LIX S. 248 Taf. m. 435 Abbild. 4°.

Erixon, Sigurd: Führer durch Skansens Kulturgeschichtliche Abteilung. Stockholm: Nordiska Museet (1925) 195 S. 105 Fig. 8°.

Fehlinger, Hans: Geschlechtsleben und Fortpflanzung der Eskimo. Bonn: Marcus & Weber 1926. 35 S. 8°. (Abhandl. a. d. Geb. d. Sexualforsch. Bd. 4, H. 6).

Festschrift zum 50 jährigen Bestehen der Kaiserlichen Gesellschaft von Liebhabern der Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnologie 1863 – 1913 [Russisch]. Moskau 1915: Rjabuschinskich 253 S. 4°.

Festschrift zur Feier des 25 jährigen Bestehens der Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Frankfurt a. M.: Bechhold. 140 S. 21 Taf. 78 Abbild. i. Text. 4°. (Abhandl. z. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. Bd. 2).

Findeisen, Hans: Zur Kenntnis der religiösen Gebräuche bei den Sarten, Beltieren und Jakuten. Berlin: Springer 1925. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. H. 3–6.

Findeisen, Hans: Prof. Nikolaj Jakowlew. Über die Entwicklung des Nationalschrifttums der Orientvölker in der Sowjetunion unter besonderer Berücksichtigung der Entstehung ihrer Nationalalphabete. Berlin u. Leipzig 1926. 4°. Aus: Deutsche Literaturztg. H. 21.

Findeisen, Hans: Osteuropa. Neuerscheinungen. Berlin u. Leipzig 1926. 4°. Aus: Deutsche Literaturztg. H. 17–18, 20.

Findeisen, Hans: Die Feuerordnung für die Stadt Belgard vom Jahre 1830. Aus: Belgarder Ztg. 1926. 4°. Monatsblge. Nr. 3–4. Jhrg. 5.

Fischer, Eugen: Die Anfänge der Anthropologie an der Universität Freiburg. Stuttgart: Schweizerbart 1926. 8°. Aus: Anthrop. Anzeiger Jahrg. 3, H. 2.

Forke, Alfred: Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift. Hamburg: Friederichsen 1925. 31 S. 4°.

Franke, A. H.: Felseninschriften in Ladakh. Berlin: In Kommis. de Gruyter 1925. Hierz. Taf. 2. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Sitzung d. phil.-hist. Kl. v. 26. Nov. Bd. 31.

Freudenberg, Wilhelm: Die altquartären Proboscidier im Oberrheingebiet. Berlin 1926. 8°. Aus: Palaeontolog. Zeitschr. Bd. 8, H. 1.

Freudenberg, Wilhelm: Neue Reste des Neandertalers und des Heidelberger Urmenschen in Süddeutschland und Österreich. Berlin 1926. 8°. Aus: Palaeontolog. Zeitschr. Bd. 8, H.

Friederici, Georg: Alvar Nunez Cabeça de Vaca. Schiffbrüche. Berlin: Weidmann 1926. Aus: Göttingische gelehrt. Anz. Nr. 1–3.

Friederici: Die Heimat der Kokospalme und die vorkolumbische Entdeckung Amerikas durch die Malaio-Polynesier. Berlin: 1926. 6 S. 8°. Aus: Erdball 1. Jhrg., H. 2.

Digitized by Google

Friederici, Besprechung von: Adolf Rein, Der Kampf Westeuropas um Nordamerika im 15. und 16. Jahrhundert. (Allgemeine Staatengeschichte, herausg. von Hermann Oncken.) Stuttgart-Gotha 1925, F. A. Perthes. Berlin: Weidmann 1926. 8°. Aus: den Göttingsch. gelehrt. Anz. Nr. 4—6.

Führer, Vorläufiger, durch das Museum f. Völkerkunde (Schausammlung). 18 Auflg. Berlin und Leipzig: de Gruyter 1926. 190 S. 48 Tafeln 3 Pl. 8°.

Fuerst, Carl Magnus: Stångenäskraniets renässans. Stockholm 1925: Cederquist. 8°. Aus: Fornvännen 18—19

Fuerst, Carl Magnus, Über die Entwicklung der Fibula beim Menschen. o. O. u. J. 6 Texttabbild. 8°. Aus: Zeitschrift f. d. ges Anat. I Abt. Bd. 76, H 1-3

Fuerst, Carl Magnus: Ein Bathometer f. seichtere Tiefenmessungen z. anthropologischen Gebrauche. Stuttgart o. J. 8°. Aus: Zeitschr. für Morph. u. Anthrop. Bd. 25, H. 2.

Gedenkschrift: Koninklijk Instituut voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Gedenkschrift uitgegeven ter gelegenheid van het 75-jarig bestaan. 's Gravenhage: Nijhoff 1926. IV, 285 S. 2 Ktn. 34 Taf. 8°.

Giglioli, Enrico Hillyer: La collezione Ethnografica del Prof. Enrico Hillyer Giglioli. Città di Castello: Società tip. edit. coop. 1911 2 part. 8°. Parte 1. Australasia. Parte 2. Antico e nuovo continente.

Giglioli, Enrico Hillyer: Materiali per lo studio della „Età della Pietra" dai tempi preistorici all' epoca attuale .... Città di Castello 1914: Leonardo da Vinci XX, 346 S. 8°.

Gundert, Wilhelm: Der Schintoismus im Japanischen Nô-Drama. Berlin: Behrend 1925. IX, 275 S. 8°. (Mitteil. d. Dt. Gesellsch. f. Nat.- u. Völkerkunde Ostasiens Bd. 19.)

Gusinde, Martin: Der Ausdruck „Pescheräh". Ein Erklärungsversuch. Gotha: (Justus Perthes) 1926. 4°. Aus: „Petermann's Geogr. Mitteil." H. 3 u. 4.

Heimatbuch, Trierer: Festschrift zur rheinischen Jahrtausendfeier 1925, herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Trier: Lintz 1925. 361 S. (1 farb. Taf.) 4°.

Hilzheimer, Max: Die Stammesgeschichte des Menschen. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 148 S. 35 Abbild. (Wissenschaft u. Bildung Bd. 224.)

Hoffmann, Johannes: Aus Deutschlands Urzeit. Berlin: Weidmann 1926. 96 S. 8°. (Weidmannsche Bücherei 13.)

Homburger, L.: Le groupe sud-ouest des langues Bantoues. Paris: Geuthner 1925. X, 172 S. 3 pl. 4°. (Angola et Rhodesia 1912-1914. Miss. Rohan-Chabot Tom. 3 Fasc. 1.)

Hübotter: Zwei berühmte chinesische Ärzte des Altertums Chouen Yu-J und Hoa T'ouo. Berlin: Behrend 1925. 48 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Dt. Gesellsch. f. Nat.- u. Völkerkde. Ostasiens Bd. 21, Teil A.

Jonow, W. M.: (Russ.) Der Geisterherr des Waldes bei den Jakuten. Petrograd: Glazunov u. Ricker in Commiss., Riga: Kymmel in Commiss., London: Luzac in Commiss. 1916. 43 S. 4°. Aus: Publicat. du Mus. d'Anthrop. Ethnogr. de l'Acad. Imp. d. Sciences Vol. 4, 1.

Karlgren, Bernhard: Études sur la phonologie chinoise. Leyde 1915-26: Brill, Stockholm: Norstedt, Gotembourg: Elander. 8°. Aus. Archives d'étud. orient. vol. 15, H. 4.

Karutz, Richard: Vom Buddhismus nach Buddha. o. O. u. Jhrg. 8°. Aus: Die Drei. M. 60.

Keller-Tarnuzzer, Karl: Die Bronzepfahlbauten des schweizerischen Bodenseeufers. Zürich: Rascher 1924. 8°. Aus: Natur u. Technik. Jhrg. 6, H. 8.

Kuehn, Herbert: Ursprung und Entwicklung der paläolithischen Kunst. Leipzig: Kabitzsch (1925). 9 Abbild. auf Taf. 16-20. 8°. Aus: Mannus Bd. 17, H. 4.

Kunkel, Otto: Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer ... Marburg: Elwert 1926. VII, 270 S. mit 205 Abbild. 4°.

Lehmann-Nitsche, Robert: Das Chechehet, eine isolierte und ausgestorbene, bisher unbekannte Sprache der argentinischen Pampa. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: 21. Congr. internat. d. Américanistes 20-26 août 1924.

Lehmann-Nitsche, Robert: Vocabulario Toba (Rio Pilcomayo y Chaco oriental) ... Buenos Aires: Coni 1925. 1 lam. 4°. Aus: Bol. d. l. Acad. de cienc. en Córdoba tom. 28.

Lehmann-Nitsche, Robert: Vocabulario Mataco (Chaco salteño) ... Buenos Aires: Coni 1926. 4°. Aus: Bol. d. l. Acad. de. cienc. en Córdoba tom. 28.

Lehmann-Nitsche, Robert: Los primeros Alemanes en el Río de la Plata. Buenos Aires 1926. 8°. Aus: „Fenix", Revista de la Soc. Científ. Alemana ... ano 6., Nr. 3, ... Mayo.

Levy-Bruhl, L.: L'institut d'Ethnologie de l'Université de Paris. Paris: Larose 1926. 4 S. 8°. Aus: Rev. d'Ethnogr. et des Tradit. popul. Nr. 23-24.

Lexa, François: La Magie dans l'Égypte antique de l'ancien empire jusqu'à l'époque copte. Tom. 1-3. Paris: Geuthner 1925.

Lindblom, Gerhard: Notes on Kamba grammar with 2 appendices: Kamba names of persons, places, animals and plants; salutations. Uppsala 1926: Appelberg 100 S. 8°. Aus: Archives d'étud. orient. vol. 10.

Digitized by Google

Lindqvist, Sune: Vendelkulturens ålder och ursprung. Stockholm: Akad. Förlag 1926. 202 S. 8°. Aus: Kungl. Vitt. Hist. och Ant. Akad. Handlingar, Del. 36, H. 1.

Mahr, A.: Das vorgeschichtliche Hallstatt . . . Wien i. Östreich: Bundesverlag 1925. 55 S. 11 Abbild. 8°.

Mueller, F. W. K.: Eine soghdische Inschrift in Ladakh. Berlin 1926: Reichsdruckerei. Hierzu Taf. 3. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 1925.

Mueller, F. W. K.: 2. Reste einer soghdischen Übersetzung des Padmacintāmaṇi-dhāraṇī-sūtra. Berlin: In Kommis. de Gruyter 1926. 8 S. 4°. Aus Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. Sitzung d. phil.-hist. Kl. v. 7. Jan H. 1.

Negelein, Julius von: Weltanschauung des indogermanischen Asiens. Erlangen: Palm & Enke 1924. VIII, 186 S. 8°.

Nihlén, John, och Fuerst, Carl Magnus: Från det förhistoriska och medeltida Visby av John Nihlén. — Undersökning av de vid grävningarna i Visby 1924 tillvaratagna skeletten dels från St. Drottensgatan dels från Stora torget av (Prof. Dr.) Carl M(agnus) Fürst. (Stockholm 1925: Cederquist.) 8°. Aus: Fornvännen 16-17.

Nordiska Museet Stockholm, Führer durch die Sammlungen des —. Stockholm 1925: Norstedt 101 S. 8°.

Parsons, Elsie Clews: The Pueblo of Jemez. New Haven: Depart of Archaeology Phillips Academy 1925. XIV, 144 S. 18 pl. 18 fig. in the text. 4°.

Pericot y García, Luis: La civilización megalitica catalana y la cultura pirenaica. Barcelona: 1925: Ortega. 163 S. 17 Lam. 8°.

Poertner, B.: Geschichte Ägyptens in Charakterbildern. München: Kösel & Pustet XV, 98 S. 11 Taf. 2 Ktn. 8°.

Popow, A. W.: (Russisch.) Zur Frage nach der Chorographie und der Paläontologie des Gouvernements Irkutsk. Irkutsk 1926. 8°. Aus: Skizzen z. Erd- u. Wirtschaftskunde Ost-Sibiriens H. 2.

Preuß, Konrad Theodor: Forschungsreise zu den Kágaba. Beobachtungen . . bei einem Indianerstamme in Kolumbien, Südamerika . . . St. Gabriel-Mödling b. Wien 1926: Mechitharisten-Buchdruckerei: 423 S. 16 Taf. mit 35 Abbild. 4°.

Preuß, Konrad Theodor: Glauben und Mystik im Schatten des höchsten Wesens. Leipzig: Hirschfeld 1926. 61 S. 8°.

Rivet, Paul: Les éléments constitutifs des civilisations du Nord-Ouest et de l'Ouest Sudamericain. Göteborg 1925: Elander. 20 S. 4°. Aus: 21. Congr. internat. d. Amér. 20—26 août 1924.

Rivet, Paul: La langue Arda, ou une plaisante méprise. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: 21. Congr. internat. d. Amér. 20-26 août 1924.

Rivet, Paul: Le protège-pointe des Péruviennes. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: 21. Congr internat. d Amér. 20-26 août 1924.

Rivet, Paul: Les origines de l'homme américain. Paris: Masson 1925. 8°. Aus: L'Anthropologie T. 35.

Rivet, Paul: Les Australiens en Amérique. Paris: Champion 1925. 43 S. 8°. Aus: Bull. d. l. Soc. de Linguistique t. 26.

Rivet, Paul: Interprétation ethnographique de deux objets préhistoriques. Paris: Soc. Gén. Imp et d'Ed. (1925). 8°. Aus: Compte rendu au Congr. de Liége 1924.

Rivet, Paul, et Kock, P., et Tastevin C.: Nouvelle contribution à l'étude de la langue Makú. New York: Stechert 1925. 4°. Aus: Int. Jour. of Amer. Ling. Vol. 3 Nr. 2-4.

Sarasin, Paul: Helios und Keraunos oder Gott und Geist . . . Insbruck: Wagner 1924. 211 S. 8°.

Schaeffer, F. A.: Les Haches de Pierre néolithiques du Musée de Haguenau. Haguenau 1924: Imp. de la Ville 58 S. 14 pl. et 12 fig. dans le texte. 4°.

Schlaginhaufen, Otto: Ein Pfahlbauerschädel aus dem Gebiete des Moosseedorfsees (Kt. Bern). Bern 1926: Büchler. 4 Tafelfig. u. 1 Textfig. 8°. Aus: „Bull. der Schweiz. Gesellsch. f. Anthrop. u. Ethnol. 1925-1926."

Schulze-Maizier, Friedrich: Die Osterinsel. Leipzig: Insel-Verlag o. J. 238 S. 23 Taf. u. 6 Abbild. i. Text. 8°.

Schweitzer, Bernhard: Herakles. Aufsätze zur griechischen Religions- u. Sagengeschichte. Tübingen: Mohr 1922. VII, 247 S. 38 Abbild. auf 12 Taf. 4°.

Soekeland, Hermann: Aus meinem Leben. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1926: Gebr. Unger 236. 8°.

Szczepański, Władysław: Najstarsze cywilizacje wschodu klasycznego Babilon. Warszawa-Lwów: Ksiaznica Polska 1923. VIII, 179 S. 6 Tab. w tekscie, mapa i atlas o 300 rycinach. 8°. (Tow Naukowe Warszawskie . . . Inst. nauk antropol. Nr. 3)

Szombathy, Josef: Die diluvialen Menschenreste aus der Fürst-Johanns-Höhle bei Lautsch in Mähren. Leipzig: Hiersemann 1925. 11 T. 4°. Aus: „Die Eiszeit" Bd. 2, H. 1-2.

Talbot, P. Amaury: The peoples of Southern Nigeria . . . 4 vols. London: Milford, Oxford: University Press 1926. 8°.

Digitized by Google

Thorsch, Emil: Die Lage des Schwerpunktes des menschlichen Kopfes und Schädels. Leipzig: Akad. Verlagsgesellsch. m. b. H. 1926. 9 Textfig. 8°. Aus: Zeitschr. für Mikr.-anatom Forsch. Bd. 5.

Tiefensee, Franz: Wegweiser durch die chinesischen Höflichkeits-Formen. 3. Aufl. Berlin: Behrend 1924. 224 S. 8°. (Mitteil. d. Dt. Gesellsch. f. Nat - u. Völkerkde. Ostasiens Bd. 18.)

Tilke, Max: Osteuropäische Volkstrachten in Schnitt und Farbe. Berlin: Wasmuth (1925). 35 S. 96 Taf. 4°.

Trimborn, Hermann: Der Kollektivismus der Inkas in Peru. St. Gabriel-Mödling b. Wien. 1925: Mechitharisten-Buchdruck. 1925. 4°. Aus: Anthropos Bd. 20.

Uhle, Max: Los elementos constitutivos de las civilizaciones suramericanas. Quito 1926: Imp. d. l. Univers. Central. 12 S. (2 Taf.). 8°. Aus: Anales d. l. Univers. Centr. Tom. 36 Nr. 255.

Ullmann, Hans: Zur Frage der Vitalität und Morbidität der jüdischen Bevölkerung. München: J. F. Lehmann 1926. 54 S. 8°. Aus: Archiv f. Rass. u. Gesellschaftsbiol. Bd. 18, H. 1.

Walther, Johannes: Geologie der Heimat . . . 3. erg. Auflage Leipzig: Quelle & Meyer 1926. X, 222 S. 32 Taf. 8°.

Wirz, P.: Zur Anthropologie der Biaker, Nuforesen und der Bewohner des Hinterlandes der Doreh-Bai. Braunschweig: Vieweg (1925). 4°. Aus: Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. 20, H. 2-4.

Wissler, Clark: The relation of nature to man in aboriginal America. New York, London, Melbourne 1926: Oxford Univers. Press. XX, 248 S. 8°.

Ximenez, R. P. F.: Las historias del origen de los Indios de esta provincia de Guatemala . . . Exactamente segun el texto español . . . por el Dr. C. Scherzer. . . . San Salvador y Viena 1926: Sommer. XVI, 135 S. 8°.

Druck: Gebr. Unger, Berlin SW 11.

Digitized by Google

I. Abhandlungen und Vorträge.

Beziehungen und Beeinflussungen der Kunstgruppen im Paläolithikum.

Von
Herbert Kühn.

Kaum ein Gebiet prähistorischer Kunstforschung ist in den letzten Jahren so stark bereichert worden, wie das der paläolithischen Kunst. Wenn die frühere Zeit noch von einer einheitlichen paläolithischen Kunst mit einem einheitlichen Stilausdruck sprechen konnte, so ist das heute nicht mehr möglich. Nicht ein einheitlicher Stil tritt uns entgegen, sondern drei verschiedene Stilgruppen, die alle derselben Zeit angehören, deren Unterschiede regional und stilbedingt gegeben sind. Wir haben also kunsthistorisch einen ähnlichen Fall, wie er etwa in der Renaissance vorliegt, in der verschiedene Gruppen zu unterscheiden sind, wie etwa die italienische, die niederländische, die deutsche Renaissance. Von größter Bedeutung ist nun die Feststellung der Zusammenhänge und Gegensätze unter diesen drei Gruppen in der paläolithischen Kunst, die Frage nach Abstoßung und Beeinflussung. Damit für diese letzte, in eigentlichem Sinn kunsthistorische Frage die prähistorische Basis gegeben ist, wird es Aufgabe sein, bei jeder der drei Gruppen drei Fragen zu untersuchen, die Frage nach Entdeckung, nach Alter und Entwicklung der Kunst.

Die erste Gruppe, nach ihrer hauptsächlichen Verbreitungsstelle franko-kantabrische Kunst genannt, umschließt ganz Ost-, Mittel- und Westeuropa bis zu den Pyrenäen und dem kantabrischen Scheidegebirge. Die zweite Gruppe, die sogenannte ostspanische Felsmalerei des Paläolithikums, umfaßt den ganzen Osten der iberischen Halbinsel, vom Ebrobecken bis nach dem Süden, die dritte Gruppe, die nordafrikanische Felsmalerei, umfaßt das Atlas-Sahara-Gebiet. Die erste Gruppe ist gebunden an die Industrie des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien, die zweite und dritte Gruppe an das Capsien, das als frühes und spätes Capsien mit der Industrie der franko-kantabrischen Gruppe gleichzeitig ist.

Die franko-kantabrische Kunst.

Das erste Stück franko-kantabrischer Kunst fand Brouillet in der Grotte Chaffaud bei Savigné[1]) im Jahre 1834. Es zeigt zwei Tiere, die einander folgen (Taf. 1 Abb. 1). Niemand konnte diesen Fund naturgemäß einordnen. Auch der zweite Fund, den Taillefer und Mayor 1840 in Veyrier[2]) machten, blieb vollkommen unerkannt.

[1]) Reinach. Répertoire de l'art quaternaire. Paris 1913 S. XII.
[2]) l. c. S. XII.

Digitized by Google

Der Name, mit dem erst in Wahrheit die Erforschung der paläolithischen Kunst beginnt, ist Edouard Lartet (1801—1871). Er war es, der 1860 in der Grotte von Massat mit eigenen Händen ein Stück Hirschgeweih hob, das den gravierten Kopf eines Bären trug (Abb. 2 Taf. 2). Er erkannte sofort das quartäre Alter und griff auch auf das Stück aus der Grotte Chaffaud zurück.[3]) Die Grabungen bekamen dann erhöhtes Interesse, als Caraven im Jahre 1862 Lartet Mitteilung machte von Funden in der Höhle des Forges bei Bruniquel. 1863 begannen die Grabungen Lartets in Bruniquel (Tarn-et-Garonne); der Eigentümer der Höhle, der Vicomte de Lastic, verbot aber bald die Grabungen und begann selber zu forschen. Er fand eine Fülle von Kunstwerken, die er dem Louvre anbot. Es liegt ein höchst interessanter Brief vom 8. Juli 1865 von dem damaligen Konservator der Altertümer, Longperrier, vor, den S. Reinach 1904 in der „Anthropologie" veröffentlichte.[4]) In dem Brief heißt es:

„Chose extraordinaire! Tandis qu'on n'a encore découvert rien de semblable en Égypte, en Phénicie, en Grèce, tous pays dans lesquels l'art a été pratiqué si anciennement, ce serait dans la Gaule qu'il aurait existé des artistes contemporains d'une faune aujourd'hui étrangère à notre sol, et des artistes qui, à une date incalculablement éloignée, auraient dessiné comme n'ont jamais dessiné depuis les Gaulois des temps historiques!

Le jour où un de ces os gravés aura été authentiquement extrait d'un bloc intact, l'histoire de l'art dans l'humanité aura acquis un fait immense."

Longperrier glaubte aber nicht an die Echtheit der Funde, und so kamen sie ins Britische Museum nach London.

Bald aber mußte das Alter der Funde und ihre Authentizität anerkannt werden. Im August 1863 begannen die eigentlichen Forschungen von Lartet und Christy in der Nähe von Les Eyzies[5]); im selben Jahre begannen die Grabungen von Laugerie-Basse, ebenfalls in der Nähe von Les Eyzies in der Dordogne, durch den Marquis von Vibraye. Jetzt war an dem Alter der Kunstwerke, die in unberührter Schicht zusammen mit Knochen von Mammut und Rentier auftraten, nicht mehr zu zweifeln. Die weiteren Entdeckungen folgten rasch, jedes Jahr fast brachte neue Funde.

Naturgemäß folgten noch viele Angriffe gegen die Feststellung des paläolithischen Alters, etwa noch 1878 von Ecker[6]); diese Einwände waren aber schnell erledigt durch den Hinweis auf die Fülle der Grabungen und ihre genauen Ergebnisse, hatte doch seit 1871 schon Piette[7]), besonders in Gourdan, gegraben.

Viel schwieriger war die Anerkennung des paläolithischen Alters bei den großen farbigen Wandgemälden. 1879 schon hatte das Töchterchen von Marcelino de Sautuola zum ersten Mal die Bilder von Altamira gesehen; 1880 erschien die erste Veröffentlichung darüber von Sautuola selbst[8]); aber auf dem Kongreß von 1882 der Association Française wurde allgemein das Alter bestritten, erst als ähn-

[3]) Annales des sciences naturelles zool. 1861, Bd. XV, Taf. 13.
[4]) S. Reinach. L'Anthropologie 1904 S. 247—248.
[5]) Erster Bericht, Rev. archéologique 1864 S. 257 ff.
[6]) Ecker. Über prähistorische Kunst. Archiv für Anthropologie. 1878 S. 133—144.
[7]) Ed. Piette. La grotte de Gourdan pendant l'âge du renne. Bulletin de la Soc. d'Anthr. de Paris. t. VIII. S. 384.
[8]) Marcelino de Sautuola. Breves apuntes sobre algunos objetos prehistóricos de la provincia de Santander. Santander 1880.

Digitized by Google

liche Bilder in La Mouthe 1895[9]) gefunden wurden, als dann 1896 Daleau[10]) seine Kenntnis der Bilder von Pair-non-Pair mitteilte, 1897 die Bilder von Marsoulas[11]) (Haute-Garonne) gefunden wurden, als dann eine der schönsten Höhlen, Font-de-Gaume[12]) 1901 entdeckt wurde, besann man sich wieder auf Altamira. 1903 war es, als die eigentümliche Arbeit von Cartailhac erschien: „Les cavernes ornées de dessins. Mea culpa d'un sceptique."[13]) Zwar wurde 1905 noch einmal das hohe Alter der Malereien bestritten, aber Breuil widerlegte endgültig alle Angriffe.[14])

War das Alter der Kleinkunst wie auch der Malereien nun unbestritten, so war doch um diese Zeit die Frage der Entwicklung der franko-kantabrischen Kunst noch ganz ungeklärt.

1889 nennt S. Reinach[15]) diese Kunst noch „Proles sine matre creata, mater sine prole defuncta," sie erschien damals noch stilistisch unerklärlich, ohne Anfang und ohne Ende. Lartet und Christy hatten noch nicht auf Gliederungen der Kunstwerke geachtet, der erste, der eine Gliederung versuchte, war Piette im Jahre 1894.[16]) Er glaubte, daß die Kunst im Solutréen entstanden sein müsse, das Aurignacien, das Mortillet[17]) 1867—69 in seinem großen System des Paläolithikums begründet hatte, war seit dem Brüsseler Kongress von 1872[18]) wieder aufgegeben worden.

In dem Artikel von 1894 unterschied Piette vier Epochen. Die erste, die „Époque éléphantienne", die dem Solutréen entsprechen sollte, kannte hauptsächlich die Skulptur (la sculpture en ronde bosse), ihr folgte mit dem Beginn des Magdaléniens die tiefe Gravierung (la sculpture en bas-relief), das Mammut war das herrschende Tier dieser Zeit, auf diese Epoche folgte die Zeit des Wildpferdes mit dem Vorherrschen des Reliefs (la gravure à contours découpés), die letzte Epoche, in der der Hirsch vorherrscht, brachte die Strichzeichnung, die „dessins au trait".

Im Jahre 1895 betonte er den Hauptgedanken dieses Systems, daß die Skulptur das Ältere sei, noch mehr, er zog dazu besonders seine Grabungsergebnisse aus Brassempouy[19]) heran.

Im Jahre 1900 traten Girod und Massenat[20]) gegen das System von Piette auf, sie lehnten den Versuch einer Gliederung überhaupt ab.

---

[9]) Émile Rivière. C. R. Acad. Sciences, Juillet 1895.

[10]) F. Daleau. Les gravures sur rocher de la caverne de Pair-non-Pair. Actes de la Soc. archéol. de Bordeaux, 1897 S. 236.

[11]) Cartailhac. Notes sur les dessins de la grotte de Marsoulas. C. R. Acad. Insc. 1902 S. 478. F. Regnault. Peintures et gravures dans la grotte de Marsoulas. Bulletin archéol. Paris 1903 S. 209.

[12]) Capitan et Breuil. Une nouvelle grotte à fig. peints. C. R. Acad. Scienc. 16 et 23. sept. 1901. M. Boule. Gravures et peintures sur les parois des cavernes. L'Anthropologie 1901 S. 671.

[13]) L'Anthropologie 1903 S. 348.

[14]) H. Breuil. L'âge des peintures d'Altamira à propos d'un article récent. Rev. Préh. 1906 S. 237—249.

[15]) Reinach. Antiquités nationales I. Époque des alluvions et des cavernes. Paris. 1889. S. 168.

[16]) Piette. Notes pour servir à l'Histoire de l'art primitif. L'Anthropologie 1894 S. 129 - 146.

[17]) G. d. Mortillet. Essai de classification des cavernes. C. R. Acad. Scienc. Paris 1869 Tome 68 S. 553 - 555.

[18]) G. de Mortillet. Classification des âges de la pierre. C. R. Congr. Int. d'Anthro. et d'arch. Préh. Bruxelles 1872 S. 432—444.

[19]) Ed. Piette. La station de Brassempouy et les statuettes humaines de la période glyptique. L'Anthropologie 1895 S 129—151.

[20]) Girod et Massenat. Les stations de l'âge du renne. Paris 1900 S. 87.

Digitized by Google

Breuil war es, der nach der Entdeckung der Malereien an den Höhlenwänden mit der Kenntnis eines viel größeren Materials sorgfältig fundierte Gliederungen unternahm.

Er legte seine Untersuchungen 1906 dem Kongreß von Monaco vor.[21]) Sein Ausgangspunkt waren Fälle zweifelsfreier Datierung, wie etwa Pair-non-Pair und La Grèze, wo die Bilder erst nach dem Abgraben von Solutréen-Schichten zutage traten, die also vor dieser Zeit, d. h. im Aurignacien, geschaffen sein müssen. Jetzt nämlich, im gleichen Jahre, 1906, hatte Breuil das zu Unrecht aufgegebene Aurignacien wieder aufgenommen und neu festgelegt.[22])

Breuil kam nach Untersuchung aller Stationen, die eine Datierung erlaubten, zur Feststellung von fünf Stufen (mit Einschluß des Azilien), die mit einfacher linearer Zeichnung beginnend, zur vierten Stufe, der Stufe der farbigen Malerei im oberen Magdalénien, fortgehen. In vielen Arbeiten[23]) hat Breuil dies System immer genauer aufgebaut und immer mehr verfeinert.

Im Gegensatz zu Breuil habe ich dargelegt, daß man unter kunsthistorischem Gesichtspunkt besser von drei Stufen spricht[24]), die sich stilistisch sehr klar voneinander abheben, einmal dem Linearen im Wölfflinschen Sinne, das im Aurignacien sich entfaltet. Diese Zeit sucht das umrissene, feste Sein, die Umrisslinie, das Tastbare der Erscheinung.

Auf diese Epoche folgt die zweite Stufe, die Epoche des Malerischen, die das frühe und mittlere Magdalénien umfaßt. Jetzt wird das Flackernde des Lichtes gesucht, die Probleme der Bewegung, der Farbe, sind wach geworden, der Schwerpunkt der Bildgestaltung ruht auf den Binnenteilen der Form.

Die dritte Stufe wiederum ähnelt der ersten, sie bringt von neuem das Lineare, das Feste, die Umrißlinie. Diese Epoche umfaßt das späte Magdalénien. Wenn auch im Ganzen die Gestaltung ähnlich der früheren erscheint, so ist sie doch stark divergierend in den Einzelheiten. Diese Kunst lebt nach der Ausbildung der malerischen Form, sie trägt so alle Eigenarten des vorhergegangenen Stils noch in sich, man erkennt überall das bewußte Abstrahieren von den Farb- und Lichtproblemen, es ist die Haltung der wissenden Zeit, der Spätzeit, die wieder das Einfache, das Klare und Gradlinige sucht.

Unter den Tausenden von Kunstwerken paläolithischer Kunst des franko-kantabrischen Stils wähle ich einige Stücke aus, deren Alter durch die Fundumstände einwandfrei bestimmbar ist.

Als ein sicher datierbares Beispiel der Gravierung des Aurignacien hat die Zeichnung von Pair-non-Pair (Abb. 3 Taf. 1) zu gelten, die Daleau fand, nachdem er einige Jahre hindurch in der Höhle gegraben hatte. Die Gravierung kam erst nach dem Abgraben der

---

[21]) H. Breuil. L'évolution de l'art pariétal des cavernes de l'âge du Renne. Congr. Int. d'Anthr. et d'Arch. préhist. 1906. Monaco 1907 S. 367–386.

[22]) H. Breuil. Les gisements Présolutréens du type d'Aurignac. Congr. Int. d'Anthr. et d'Arch. préhist. 1906, Monaco 1907 S. 323ff.

[23]) H. Breuil, Cartailhac et Alcalde del Rio. La caverne d'Altamira. Monaco 1906 S. 111ff. Capitan, Breuil et Peyrony. La caverne de Font-de-Gaume. Monaco 1910 S. 118–132. H. Breuil. L'âge des cavernes et roches ornées de France et d'Espagne. Rev. arch. 1912 S. 193–235. Alcalde del Rio, Breuil et Sierra. Les cavernes de la région Cantabrique. Monaco 1912 S. 205–216. H. Breuil, Obermaier und Del Rio. La Pasiega. Monaco 1913 S. 42–48. H. Breuil, Obermaier und Verner. La Pileta. Monaco 1915 S. 57ff.

[24]) Herbert Kühn. Ursprung und Entwicklung der paläolithischen Kunst. Mannus 1925 S. 271–278. Herbert Kühn. Artikel „Primitive Kunst" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte (Unter der Presse).

Digitized by Google

oberen Aurignacienschicht zutage, sie kann also nicht vor dem mittleren Aurignacien geschaffen worden sein.

Sie ist linear im reinsten Sinne, es fehlt ihr jede Durchmodellierung der Form, alle Plastizität. Sie kennt noch keine Perspektive, die zurückliegenden Beine fehlen, ebenso der zurückliegende Teil des Gehörns.

Den Übergang bildet etwa Abb. 4 Taf. 2. Auch dieses Stück ist genau datierbar. Es entstammt der Station La Colombière (Ain)[25]), wo es im Oktober 1913 in einer Schicht des oberen Aurignacien gefunden wurde (Niveau D). Die Schicht ließ sich bestimmen durch Fauna und Industrie, es kommen La Gravette-Spitzen vor, Kantenstichel, Bogenstichel und Klingen mit Nutzkerben, vor allem aber Font-Robert-Spitzen, so daß die Datierung in das späte Aurignacien ganz einwandfrei ist. Noch haben die Umrißlinien alle Kraft, aber schon wird versucht, den Binnenteil des Körpers zu gliedern, räumlich zu vertiefen. Wichtig ist der Versuch, die Mähne darzustellen, die noch ganz in den festen Kontur eingeschlossen, sich noch nicht löst von den Bindungen, die sie zusammenhalten. Ebenso fehlt noch die Perspektive, das zurückliegende Beinpaar, das zweite Ohr erscheint noch nicht.

Ganz anders ist das im Magdalénien. Aus dem Hochmagdalénien, aus der Station Laugerie-Basse [26]), stammt Abb. 5, Taf. 2, einen Hirsch darstellend, der sich umsieht. Hier ist das „Malerische" ganz erreicht. Die Perspektive erscheint in der Zeichnung der zurückliegenden Beine, der Kontur ist nicht mehr fest als umgrenzende Linie gegeben, er bricht an verschiedenen Stellen ab, durch eine leichte hingeworfene Strichzeichnung werden dunkle Stellen des Körpers betont, die Gelenke sind frei und beweglich geworden, das Interessanteste aber ist das Auftauchen des Raumproblemes, das um diese Zeit besonders stark hervortritt. Nicht nur, daß der Kopf gedreht wird, so daß das Gleichmäßig-Flächenhafte der Seitenansicht des Tieres ganz verlassen wird, er wird sogar vollkommen zurückgewendet. Wie dieser Kopf nun auf dem Körper aufsitzt, wie das Gehörn gewendet ist, das ist eine der reizvollsten Gestaltungen paläolithischer Kunst. Die ganze Behandlung der künstlerischen Aufgabe zeugt von vollkommener Beherrschung des Materials.

Am Ende des Magdaléniens nun, in der Spätzeit dieser Kultur, wird das Malerische wieder verlassen, der Stil wird fester, geschlossener, von neuem erscheint der Kontur als bestimmender Faktor, die begrenzende Linie schließt den Körper wieder fest ein. Ich wähle als Beispiel der dritten Gruppe, des neuen Linearen, ein Stück aus Bruniquel[27]) aus, das sich im British Museum befindet und den ältesten paläolithischen Grabungen angehört. (Abb. 6, Taf. 1). Die Schicht ist zwar nur nachträglich genauer bestimmt worden; da sich in Bruniquel an allen drei Stationen aber nur Magdalénien, und zwar Hochmagdalénien und Spätmagdalénien befindet, da dies Stück ferner aus den ersten Grabungen stammt, kann es nur dem oberen Magdalénien angehören. Diese Schicht weist sich durch doppelreihige Harpunen und einige andere Horn- und Knochengeräte[28]) als sehr spätes Magdalénien aus. Dieser Tatsache

[25]) Erste Veröffentlichung: Mayet und Pissot. Abri sous roche préhistorique de La Colombière près Poncin (Ain). Paris, Lyon 1915.

[26]) Erste Veröffentlichung: H. Breuil, Hugo Obermaier, del Rio. La Pasiega. 1913 S. 53. Hier nach neuer Anfnahme.

[27]) Erste Veröffentlichung: Matériaux pour l'histoire de l'homme. XIX S. 66.

[28]) Emile Cartailhac. Les stations de Bruniquel. L'Anthropologie 1903 S. 129 bis 150, 295–315. (S. 13ff).

Digitized by Google

entspricht der Stil der Zeichnung, der auf den ersten Blick dem des ausgehenden Aurignacien ähnlich ist. Und doch sind die Unterschiede groß. Zwar ist auch dieser Stil linear, geradlinig, konturiert. Die Rückenlinie ist ein fester Strich, auf den das Haarkleid durch leichte Strichlagen aufgezeichnet ist, die Schraffierung sitzt nicht mehr an den durch die Muskulatur gegebenen Stellen, manchmal ist sie ganz gleichmäßig horizontal nebeneinander gestellt, so daß ein flächiger Eindruck entsteht. Das Problem der Tiefenerstreckung ist verlassen, ein neuer zweidimensionaler Stil ist im Werden.

Und doch — trotz aller Ähnlichkeit mit den frühen Zeichnungen liegen viele Unterscheidungen vor: vor allem die perspektivische Zeichnung der Beine, die noch ganz den Stil des Hochmagdaléniens trägt, die Zeichnung der Ohren, der Schnauze, des Auges. Aus all diesen Einzelheiten, nicht zuletzt auch aus den unter dem Bilde liegenden anderen Zeichnungen auf diesem Stein, ist zu erkennen, daß das Bild zeitlich nach der Beherrschung der plastischen Form liegt, daß es bewußt andere Wege sucht und erstrebt.

Mit diesen vier Bildern ist der Entwicklungsgang der franko-kantabrischen Kunst in der Zeichnung umschrieben, die Malerei geht die gleichen Wege, die Skulptur, die in der ganz frühen und auch in der späten Zeit nicht so reich vertreten ist, läßt kein so klares Bild zu. Sicherlich hatte auch sie denselben Entwicklungsgang.

Die ostspanische Felsmalerei.

Die Geschichte der Entdeckung der ostspanischen Felsmalerei reicht längst nicht so weit zurück wie die der franko-kantabrischen Kunst. Sie beginnt mit dem Jahre 1908[29]), in diesem Jahre wurden die Bilder zum ersten Male in der wissenschaftlichen Welt bekannt.

Seit 1903 kannte Cabré Aguiló die Malereien von Calapatá[30]), im Jahre 1906 aber, als Alcalde del Rios Buch über die kantabrischen Malereien erschienen war[31]), gab er erst Nachricht von seiner Kenntnis an Vidiella, den Herausgeber der Zeitschrift „Boletín de Historia y Geografía del Bajo Aragón". Vidiella war der erste, der die Bilder 1907 beschrieb[32]).

Vollständig unabhängig davon wurde zu gleicher Zeit eine andere Station gefunden: Cogul. Der Pfarrer von Cogul, Huguet, führte im Jahre 1907 einen Missionar mit mehreren jungen Leuten über Land. Wegen eines Unwetters mußten sie unter einem Felsdach Schutz suchen, dieser Fels nun gerade trug die Malereien. Der Missionar machte Huguet auf die Wichtigkeit der Malereien aufmerksam und Huguet entschloß sich, von seiner Kenntnis Mitteilung zu machen an eine Verlagsanstalt, die Rocafort beauftragte, die Angelegenheit zu untersuchen. Rocafort besichtigte die Malereien und berichtete darüber im März 1908[33]).

Die ersten beiden Aufsätze, von spanischen Gelehrten verfaßt, sandte Alcalde del Rio, ein Lehrer aus Torrelavega, der auch um

---

[29]) Cartailhac et Breuil. Nouvelles cavernes à peintures découvertes dans l'Aragon. L'Anthropologie 1908 S. 371—373.

[30]) Juan Cabré Aguiló. El arte rupestre en España. Madrid 1915 S 72.

[31]) Alcalde del Rio. Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas de la provincia de Santander. Santander 1906.

[32]) Santiago Vidiella. Las pinturas rupestres del termino de Cretas. Boletín de Historia y Geografía del Bajo Aragón. März—April 1907.

[33]) C. Rocafort. Les peintures rupestres de Cogul. Bulletí del Centre Excursionista de Catalunya. Marc 1908 S. 65—73.

Digitized by Google

die Entdeckung der franko-kantabrischen Kunst große Verdienste hat, an Breuil, Breuil[34]) besichtigte sofort die Malereien, er erkannte sogleich ihr andersartiges Wesen, ihren besonderen Stil und ihre Eigenart.

Jedes Jahr brachte jetzt neue Entdeckungen, die wichtigsten und reichsten sind Alpera[35]), durch Pascual Serrano gefunden, durch Breuil 1911 studiert, dann Val del Charco del Agua Amarga, 1913 von Carlos Esteban gefunden[36]), Minateda, 1914 durch einen Prospektor Breuils gefunden[37]), die Valltorta-Schlucht, 1917 gefunden[38]) und die Cuevas de la Araña, 1919 gefunden durch Jaime Poch y Gari.[39])

Besonders schwierig ist die Frage des Alters der paläolithischen Kunst, weil bisher Kleinkunstwerke in unberührter Schicht nicht gefunden worden sind. Trotzdem ist das paläolithische Alter nachweisbar, und zwar durch drei Momente.

Erstens spricht der Stil der Malereien für das paläolithische Alter. Er ist sensorisch, ganz naturnah, Überlagerungen, etwa in Las Batuecas[40]) und Tabla de Pochico[41]) zeigen, daß über den sensorischen Bildern des Paläolithikums die imaginativen des Neolithikums liegen, die naturalistischen Malereien müssen also die älteren sein.

Der zweite Beweis ist paläethnologischer Art. Auf den Bildern kommt kein Hinweis auf Ackerbau oder Viehzucht vor, es ist lediglich die Welt des Jägers dargestellt, ganz im Gegensatz zu den neolithischen Bildern, auf denen Darstellungen des Wagens[42]), des Reiters[43]), der am Halfter geführten Tiere, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellung sind.

Der dritte Beweis ist faunistischer Art. Es kommen auf den Bildern Tiere vor, die heute nicht mehr in Spanien leben; so unzweifelhaft, wie ich mich an Ort und Stelle überzeugen konnte, der Elch in Alpera, dann der Hemion in Albarracín.

Die sensorischen Bilder der ostspanischen Gruppe gehören somit zweifellos in das Paläolithikum und alle Angriffe, die gegen die Datierung laut geworden sind, sind als unberechtigt zurückzuweisen.

---

[34]) L'Anthropologie 1908 S. 371 ff.

[35]) L'Anthropologie 1912 S. 16–27, S. 529–561, ferner 1915 S. 329–331.

[36]) Juan Cabré Aguiló. El arte rupestre en España. Com. de Inv. Nr. 1 Madrid 1915 S. 152–170.

[37]) H. Breuil. Les peintures rupestres de la Péninsule Ibérique XI. Les roches peintes de Minateda (Albacete). L'Anthropologie 1920 S. 1–50. Herbert Kühn. Das Problem der ostspanischen Felsmalerei. Tagungsbericht der d. Anthr. Ges. Augsburg 1926 S. 42 ff.

[38]) Hugo Obermaier und Paul Wernert. Las pinturas rupestres del Barranco de Valltorta. Com. de Inv. Mem. 23. Madrid 1919. Herbert Kühn. Die Malereien der Valltorta-Schlucht IPEK, Jahrbuch für prähistor. und ethnogr. Kunst. 1926 S. 33–45.

[39]) Eduardo Hernández Pacheco. Las pinturas prehistóricas de las cuevas de la Araña (Valencia). Com. de Inv. Mem. 34. Madrid 1924.

[40]) H. Breuil et H. Obermaier. Les premiers travaux de l'Institut de Paléontologie humaine. II. Travaux sur les peintures rupestres d'Espagne. 1. Les Batuecas et Garcibuey (Salamanca). L'Anthropologie 1912 S. 17–19. Ferner: H. Breuil. Les peintures de la Péninsule Ibérique. IX. La vallée peinte des Batuecas. L'Anthropologie 1918–19 S. 1–25.

[41]) Juan Cabré Aguiló. El arte rupestre en España. Madrid 1915 S. 220–22. Ferner: Ders. Las pinturas rupestres de Aldeaquemada. Madrid 1917 S. 11 und S. 29–32.

[42]) H. Breuil. Le char et le traineau dans l'art rupestre d'Estrémadure. Terra Portuguesa 1917 S. 3–8.

[43]) H. Obermaier. Die bronzezeitlichen Felsgravierungen von Nordwestspanien (Galicien). IPEK, Jahrbuch für prähist. und ethnogr. Kunst 1925 S. 51–59. G.H. Luquet, Le motif du chevalier dans l'Art primitif. Journal de Psychologie normale et pathologie. 1925 Nr. 5 (S. 446–453) S. 446.

Digitized by Google

Die Frage der Entwicklung ist lediglich durch Überlagerungen an den Wänden, durch eine gleichsam horizontale Stratigraphie, zu lösen. Fast alle Stationen bringen Überlagerungen, besonders reich ist daran die Valltorta-Schlucht und Minateda. Aus diesen Übermalungen ergibt sich, daß die Entwicklung der ostspanischen Malerei gleichsinnig mit der franko-kantabrischen verlaufen ist; die Kunst beginnt mit unperspektivischen, ganz auf den Kontur eingestellten Malereien, sie führt fort über die Epoche, die die Gestaltung der Bewegung sucht, die sogar Polychromie anstrebt, und sie endigt wieder bei neuer Betonung des Konturs, bei neuer Erstarrung der bewegten, lebendigen Form. Während Obermaier[44]) und ebenso Pacheco[45]) sechs Stufen unterscheiden, möchte ich so wieder von drei Stufen sprechen, von einer linearen, dann einer malerischen und schließlich wieder einer linearen Form, wenn diese stilistischen Ausdrucksformen auch nicht so stark und so elementar in die Erscheinung treten wie bei der franko-kantabrischen Kunst, die ja die künstlerische Problematik der malerischen Tiefenerstreckung des Raumes bis zu ihrer letzten Konsequenz zur Durchführung brachte.

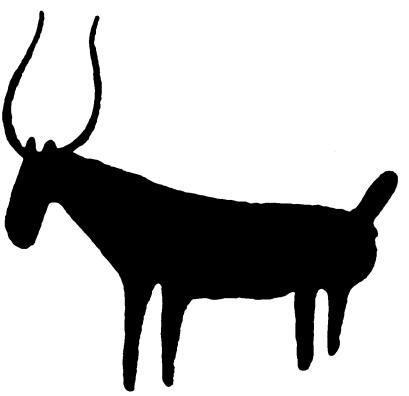


Abb. 7. Ostspanische Gruppe. Valltorta-Schlucht. 1/1 nat. Gr. Nach H. Kühn.

Als Beispiel der ersten Stufe wähle ich ein Bild aus der Valltorta-Schlucht aus, das ich 1924 an Ort und Stelle aufnehmen konnte,[46]) als Beispiel der zweiten Stufe ein Bild aus der neugefundenen Station La Araña[47]), als Beispiel der dritten, wiederum linearen Stufe einige Typen aus Minateda, die ich im folgenden Jahre 1925 aufnahm, und an denen die Entwicklung zur Stilisierung ganz deutlich zu erkennen ist.[48])

Das erste Bild (Abb. 7) ist noch ganz steif und plump, noch fehlt jede Perspektive, jede Bewegung.

Anders bei dem zweiten (Abb. 8), bei dem nun die Perspektive der Geweihe, des Ansatzes der Beine am Rumpf, vollkommen beherrscht wird. Auch das Raumproblem erscheint im Umsehen des oberen Tieres, dann das Moment der Bewegung. Das Flächenhaft-Gleichmäßige wird durchbrochen durch die Punktiermanier, die bei dem untersten Tier, dem Steinbock, zu erkennen ist; hier wird mit Durchbrechung des festen Konturs auch das Haarkleid durch kleine Striche auf dem Hals angedeutet. Es ist das einer der seltenen Fälle, in denen in ostspanischer Malerei der Kontur gelockert wird.

Die ostspanische Kunst ist mehr auf Rhythmus und Komposition gestellt, das Raumproblem, die Fragen nach Licht und Farbe treten hier nie so in den Vordergrund wie in franko-kantabrischer Kunst.

---

[44]) H. Obermaier. Paläolithikum und steinzeitliche Felskunst in Spanien. Prähistorische Zeitschr. 1921—22 (S. 177—199) S. 189.

[45]) Eduardo Hernández Pacheco. Las pinturas prehistóricas de las cuevas de la Araña (Valencia) Madrid 1924 S. 129 ff.

[46]) Herbert Kühn. Die Malereien der Valltorta-Schlucht (Provinz Castellón) IPEK, Jahrbuch für prähist. und ethnogr. Kunst 1926 S. 33—45.

[47]) Eduardo Hernández Pacheco. l. c. Tafel XXI.

[48]) Herbert Kühn. Das Problem der ostspanischen Felsmalerei. Tagungsbericht d. d. anthr. Ges. Augsburg. 1926 S. 47.

Digitized by Google

Bei der nur ganz selten auftretenden Einfarbigkeit der Malerei mußten andere Ziele, andere Aufgaben in dieser Gruppe herrschend werden.

Auch hier wieder sind alle Übergänge zu belegen. Als Endpunkt mögen Menschendarstellungen gewählt werden, die gerade in ostspanischer Malerei so häufig sind. Bei dem ersten Bild (Abb. 9) sind die Körperformen bewußt und absichtlich so langgestreckt, ein Typus, der häufig wiederkehrt. Noch sind aber die Gliederungen erkennbar, das Gesäß, die Muskulatur der Arme, der zurückgelehnte Rücken.

Abb. 8. Ostspanische Gruppe. Las Cuevas de la Araña (Valencia). 1/2 nat. Gr. Nach Pacheco.

Bei dem zweiten Bogenschützen ist der Körper schon eine gerade Linie geworden, die Arme sind gleichmäßig vorgestreckt, der Bogen liegt in derselben Richtung wie der Körper (Abb. 10).

Die dritte Gestalt (Abb. 11) hat alles Eigenleben verloren, der Körper ist nur noch ein Strich, von dem die Beine sich abspreizen, die Arme sind gleichmäßig erhoben, nur noch der Kopf ist betont: die ostspanische Felsmalerei verläßt mit diesen Bildern den Umkreis des Sensorischen, sie wird imaginativ, stilisiert. Diese Bilder führen nun notwendig in die anders geartete Kunst des Neolithikums hinüber.

Mit diesen Beispielen aus der großen Fülle des Materials ist die Entwicklung der ostspanischen Malerei bestimmt. Von linearen Formen führt sie zu einem Malerischen, das stilistisch wieder wesentlich

Digitized by Google

unterschieden ist von der malerischen Form der franko-kantabrischen Kunst. Den Endpunkt bildet von neuem ein Lineares, das dann hinüberleitet in die schematische, imaginative Felskunst der iberischen Halbinsel und in die bemalten Kiesel des Azilien, die neben der Industrie als Beweis der nordwärts gerichteten Expansionstendenz der Capsienbevölkerung am Ende des Paläolithikums zu betrachten sind.

Abb. 9. Ostspanische Gruppe. Minateda. $^1/_2$ nat. Gr. Nach H. Kühn.

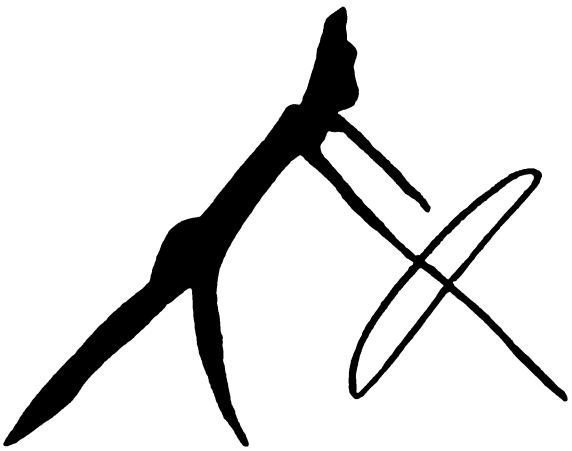


Abb. 10. Ostspanische Gruppe. Minateda (Albacete). $^1/_1$ nat. Gr. Nach H. Kühn.

Abb. 11. Ostspan. Gruppe. Minateda. $^1/_4$ nat. Gr. Nach H. Kühn.

Die nordafrikanische Felskunst.

Als dritte paläolithische Kunstgruppe erscheint die nordafrikanische Felskunst, die ich als paläolithisch bezeichnen und in Zusammenhang mit den beiden anderen Gruppen bringen möchte.

Die Felszeichnungen Afrikas bedecken den ganzen Norden Afrikas, am besten erforscht sind die Bilder des Sahara-Atlas-Gebietes, etwa der Gegend von Djelfa im Norden über Aflou, Geryville, Figuig bis nach Taghit und Tagtania. Das Gebiet umfaßt also die Djebel-Amour, die Kosur-Berge, das Dermel-Tal und das Susfana-Tal.

Die Geschichte der Entdeckung geht viel weiter zurück als bei der ostspanischen Felsmalerei, sie erreicht fast die Daten der franko-kantabrischen Kunst. Die Entdeckungsgeschichte beginnt mit dem Jahre 1847. In diesem Jahre unternahmen die Generale Cavaignac und Pelissier eine Expedition gegen die Ksour. Dabei fanden die Offiziere Dr. Felix Jacquot vom 5. Linienregiment und Koch[49]) von der Fremdenlegion die Zeichnungen von Thyout. Natürlich konnten die Entdecker das paläolithische Alter

[49]) Felix Jacquot. Expédition du Général Cavaignac dans le Sahara Algérien en avril et mai 1847. Paris 1849 S. 149—165.

Digitized by Google

nicht feststellen, sie sagen nur, daß die Bilder einer sehr alten Epoche angehören müssen.

Erst 1881 wurden dann wieder neue Entdeckungen gemacht. In diesem Jahre ging wieder eine militärische Expedition in die Ksour-Berge. Wieder fanden einige Offiziere Felszeichnungen, ihre Namen sind: Boucher, Louis und Tournier. Die Bilder liegen im Dermel-Tal in der Gegend zwischen dem Isch-Tal und Figuig, die Station wird El-Hadj-Mimoun (Mimun) genannt. Boucher sandte Kopien der Bilder an Henri Martin, der sie E.-T. Hamy übergab. Am 5. Mai 1882 unterbreitete Hamy die Entdeckung der Académie des Inscriptions et Belles Lettres.[50])

1884 berichtet der Geograph Tissot[51]) von einer neuen Station, die er „Ain Sefra" nennt, sie ist in den Ksour-Bergen gelegen in der Nähe von Tiut, die Araber nennen den Felsen Hadjar Mahisserat, die französischen Soldaten „Roche Carmillé".

Im Jahre 1890 kam Flamand nach Nordafrika als französischer Beamter. Die meisten Entdeckungen knüpfen sich an seinen Namen, er hat unermüdlich daran gearbeitet, die Kenntnis der afrikanischen Felskunst zu erweitern und zu vertiefen. Er hat die wichtigen und reichen Stationen Ksar-el-Ahmar (1892)[52]), Ain Tazina (1892)[53]), El Richa (Annexe d'Aflou oder Enfouß) (1893–99), Bou Alem (1897)[54]) gefunden und beschrieben. 1910 starb Flamand, er hinterließ ein umfangreiches Werk, das 1921 veröffentlicht wurde, leider aber unvollendet ist.[55]) 1913 unternahm eine deutsche Expedition unter Frobenius in diese Gebiete eine große Forschungsreise. Sie nahm alle bekannten Felsbilder und auch einige Neufunde zeichnerisch und photographisch auf. Das Ergebnis liegt vor in dem großen Buch von Frobenius-Obermaier „Hádschra Máktuba" 1925.[56]).

Die Frage des Alters dieser Bilder ist wiederum sehr schwierig zu beantworten, es liegen keine Funde von Kunstwerken aus den Schichten vor, für die Datierung ist man also lediglich auf das Bildmaterial selbst angewiesen.

Hamy hatte die Bilder prähistorisch genannt, der erste, der sie in Parallele zu den französischen paläolithischen Funden setzte, war Tissot, er sagt wörtlich: „Gravés au trait, ces dessins ne dépassent pas, comme valeur artistique, ceux qui ornent un certain nombre d'ustensiles ou d'objets trouvés en France et datant de l'époque néolithique. Ce sont les mêmes procédés et le même style, la même naïveté dans l'exécution jointe au même sentiment de la nature, la même observation de l'animal qui joue toujours principal rôle dans ces représentations"[57]).

---

[50]) Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. 5. Mai 1882. Ferner: E.-T. Hamy. Note sur les figures et les inscriptions gravées dans la roche à El-Hadj-Mimoun, près Figuig. Revue d'Ethnographie 1882 S. 132ff.

[51]) Ch. Tissot. Géographie comparée de la Province romaine d'Afrique. Paris 1884 T. I.

[52]) G.-B.-M. Flamand. Notes sur les stations nouvelles ou peu connues de Pierres Écrites (Hadjra Mektouba), gravures et inscriptions rupestres du Sud-Oranais. Acad. des Insc. et Belles-Lettres. 19. Feb. 1892. Dasselbe: L'Anthropologie 1892 S. 145–156.

[53]) G.-B.-M. Flamand Les premiers habitants etc. Congr. nat. des soc. franç. de géogr. XX. sess. Algier 1899.

[54]) G.-B.-M Flamand. Nouvelles observations sur les Pierres Écrites (Hadjrat Mektoubat) du Djebel Amour. C. R. Acad. des Insc. et Belles-Lettres. 12. Juli 1899 S. 437–438.

[55]) G.-B.-M. Flamand. Les pierres écrites. Paris 1921.

[56]) Frobenius-Obermaier. Hádschra Máktuba. München 1925.

[57]) Charles Tissot. Géographie comparée de la Province romaine d'Afrique. 1884 Bd. I S. 115.

Digitized by Google

Es ist sofort ersichtlich, daß der Ausdruck „neolithisch“ hier auf einem Irrtum Tissots beruht. Er meint die damals ja reichlich bekannten paläolithischen Kleinkunstwerke Frankreichs.

Sehr bald jedoch wurde diese Parallelisierung abgebrochen, Flamand erklärte die Bilder für neolithisch und seine Autorität war so stark, daß sein Urteil bis jetzt Geltung haben konnte. Flamands Beweis ruhte auf einem Bildwerk in Ksar-el-Ahmar, das einen Mann mit einem eigentümlichen Gerät darstellt. (Abb. 12). Dies Gerät hielt Flamand für ein geschäftetes, poliertes Feuersteinbeil und

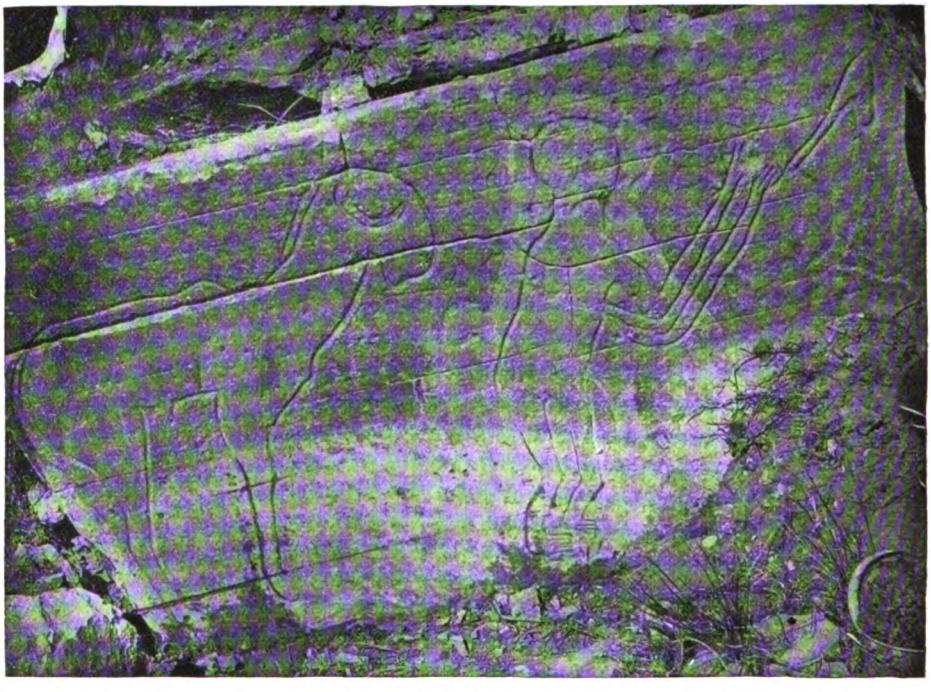


Abb. 12. Nordafrikanische Gruppe. Ksar Ahmar (Keragda). Höhe des Mannes 0,85 m. Nach Flamand.

damit glaubte er die Datierung festgelegt zu haben[58]). Gsell[59]) schloß sich Flamand an, ferner Blanckenhorn[60]), Boule[61]) und andere.

Am sorgfältigsten hat in der letzten Zeit Obermaier die Frage des Alters dieser Bilder geprüft, er lehnt Flamands Begründung scharf ab, erklärt aber, daß er „das Altersproblem der prähistorischen Felsbilder Kleinafrikas noch nicht für spruchreif erachte“[62].)

Im Gegensatz zu diesen Autoren glaube ich das paläolithische Alter der Bilder beweisen zu können. Es sind mehrere Gründe, die dafür sprechen.

---

[58]) G.-B.-M. Flamand. Les pierres écrites. Paris 1921 S. 385 ff.
[59]) Gsell. Histoire ancienne de l'Afrique du Nord. Paris 1921 Tome I.
[60]) M. Blanckenhorn. Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas. (Das Land der Bibel Bd. III. Heft 6) 2. Teil. Leipzig 1921 S. 16 und 17.
[61]) M. Boule. Les hommes fossiles. 2. Aufl. Paris 1923 S. 396.
[62]) Frobenius und Obermaier. Hádschra Máktuba. München 1923 S. 58. Hugo Obermaier. El hombre fósil. Madrid 1925 2 Aufl. S. 295.

Digitized by Google

Erstens das stilistisch-kunsthistorische Moment, das wieder eine ganz sensorisch-lebensvolle Kunst offenbart, wie wir sie aus den beiden anderen Gruppen kennen. Die jüngeren Bilder, die über den sensorischen liegen, sind imaginativ-stilisiert, sie gehören dem Neolithikum an.

Der zweite Beweis ist wieder wie in der ostspanischen Malerei paläethnologischer Art. Unter den sensorischen Bildern kommt kein Hinweis auf Tierzucht oder Ackerbau vor, es ist durchaus die Welt von Jägervölkern, die uns entgegentritt, erst im Neolithikum unter den imaginativen Bildern kommt die Darstellung von Reitern, Wagen usw. mehrfach vor.

Der dritte Beweis ist faunistischer Art. Auf vielen Bildern kommt der Altbüffel (Bubalus Antiquus) vor. Das Tier ist in historischer Zeit ausgestorben, es ist für Afrika auch im Neolithikum nicht nachgewiesen, es ist anzunehmen, daß das Tier am Ende des Paläolithikums erloschen ist.

Diese drei Momente hatten das Alter der ostspanischen Felsmalerei erwiesen, es treten für die nordafrikanische Kunst aber noch zwei andere Beweise hinzu.

Der erste Beweis ist paläogeographischer Art. Fast alle dargestellten Tiere können heute im Sahara-Atlas-Gebiet nicht mehr leben. Schon von den ersten Entdeckern bis zu Obermaier und Frobenius ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß diese Fauna unter den jetzigen klimatischen Verhältnissen undenkbar wäre, die Sahara muß zur Zeit der Malerei der Bilder „ein üppiger Landstrich" gewesen sein, „reich von Gewässern durchschnitten, sowie von Seen und Sümpfen durchsetzt"[63]).

Das deutet auf eine geologisch ganz andere Zeit als die Gegenwart, auf eine Zeit, die vor der Bildung des heutigen Antlitzes der Erde liegt: die Zeit des Paläolithikums.

Der sicherste Beweis ist jedoch ein prähistorisch-archäologischer, nämlich die Grabungen um Tébessa in Algier, Provinz Constantine. Hier sind mehr als 90 Schneckenhaufenlager mit den Speiseüberresten der ehemaligen Siedlungen gefunden worden, sie enthalten alle Stadien und Stufen des Capsien. Und nun ist das Wichtige: gegen Ende des Capsien lassen in allen Fundorten die Tierfunde nach, ein deutlicher Beweis dafür, daß um diese Zeit die Austrocknung der Sahara begann, daß sich die klimatischen Verhältnisse grundlegend wandelten. Gleichzeitig mit dem Abschmelzen der nördlichen Gletscher, mit der Bildung des heutigen Klimas wird auch die Sahara ihren Wüstencharakter bekommen haben. Da die Bilder aber vor der Klimaänderung geschaffen worden sind, können sie nur dem Paläolithikum angehören.

Auffällig ist nur das Vorkommen des Kultwidders unter den Bildern, es ist aber durchaus denkbar, daß die Tierzähmung zu kultischem Zweck im Sinne Eduard Hahns in Afrika früher entstanden ist als an anderer Stelle.

Das von Flamand angeführte Bild[64]) (Abb. 12), auf dem ein Mensch ein geschäftetes poliertes Feuersteinbeil in der Hand hält, ist ganz unverwertbar im Sinne der Zuweisung an das Neolithikum,

---

[63]) Frobenius-Obermaier. Hádschra Máktuba 1925 S. 21 und S. 46—47.
[64]) Flamand. Les pierres écrites. Paris 1921 Taf. I.

Digitized by Google

der Gegenstand kann auch ein Bumerang sein, außerdem kommt Schäftung nachweisbar im Paläolithikum, so in Předmost, vor.

Einfacher als die Frage des Alters, ist die Frage der Entwicklung der nordafrikanischen Kunst zu beantworten.

Schon Flamand hatte auf die verschiedenen Stadien der Patinierung hingewiesen[65]), Frobenius bildet eine Gravierung aus Taghit[66]) ab, die er als der ältesten Stufe zugehörig bezeichnet (Abb. 13). Dieses älteste Bild ist wieder durchaus linear, der Kontur ist das Wesentliche, die Linien sind tief in den Felsen eingeklopft,

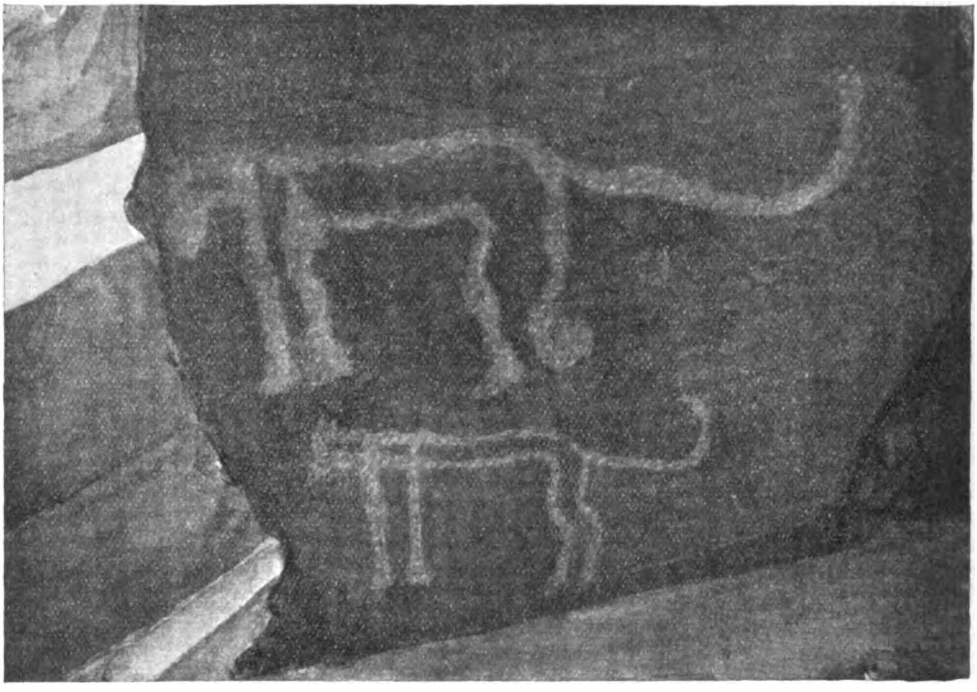


Abb. 13. Nordafrikanische Gruppe. Tal von Taghit. Älteste Periode. Nach Frobenius-Obermaier.

eine starke Patina lagert in den Furchen. Alles ist hier noch unbeholfen, alles deutlich ein Werden, Anfang, Beginn. Der Körper läuft gleichsam aus in die Hinterbeine, die noch nicht vom Rumpf des Tieres abgehoben sind, die Vorderbeine dagegen durchdringen wieder den Raum des Rumpfes. Der Kopf des Tieres ist noch ungegliedert, die ganze Gestalt ist formlos, ungeschickt.

Nun ist das Interessante, daß auch nach dieser ersten Epoche, die man wieder linear nennen kann, genau so wie in franko-kantabrischer oder ostspanischer Malerei das Malerische sich entwickelt. Es wird wieder Raumtiefe, Plastizität, Entwertung des Konturs erstrebt. das Ziel wird zwar nie so restlos erreicht, wie in franko-kantabrischer Kunst, aber die Problemstellung ist da, der Wille zur Bewegung, zum Raum, zur Überwindung der Fläche deutlich erkennbar.

[65]) ibid. S. 125 ff.
[66]) Frobenius-Obermaier. Hádschra Máktuba. Taf. 23.

Digitized by Google

Als Beispiel des Stiles mag die Felszeichnung von Ain Safsaf gelten, die einen großen Elefanten darstellt, der ein Junges gegen die Angriffe eines von links herankommenden Tigers schützt (Abb. 14). Gewiß ist dieses Bild fest in den Konturen und verglichen mit den malerischen Bildern des Hochmagdaléniens aus franko-kantabrischer Kunst wäre es noch linear zu nennen. In nordafrikanischer Kunst gehört dies Bild aber schon zu denjenigen, die die gelockertsten sind. Besonders die Gestaltung des Tigers ist beachtenswert. Durch

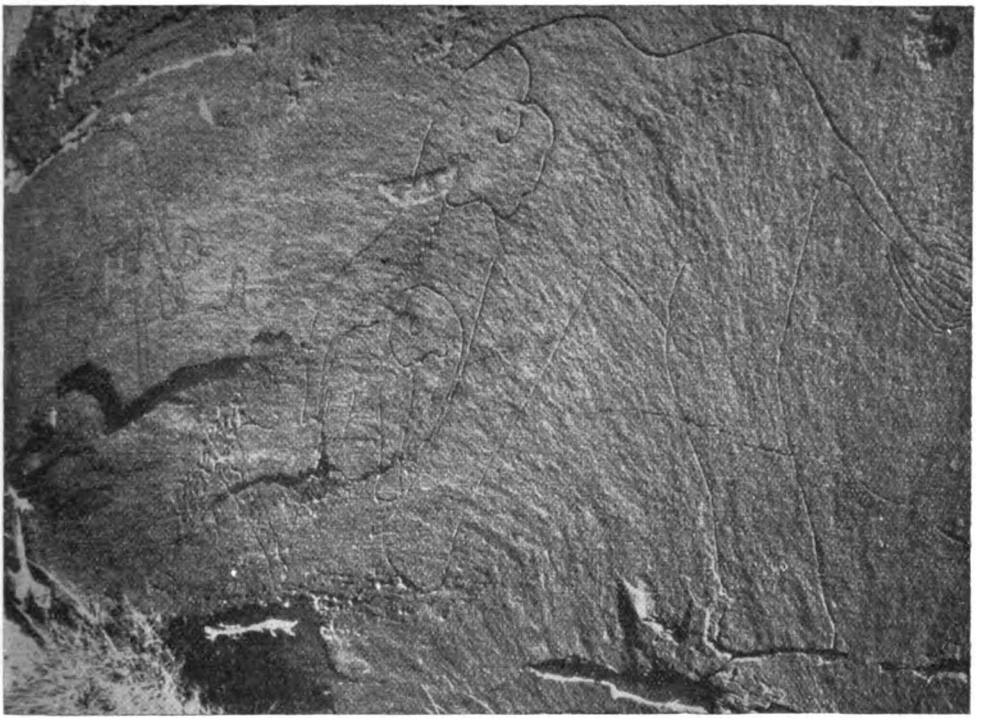


Abb. 14. Nordafrikanische Gruppe. Ain Safsaf. Nach Frobenius-Obermaier.

Wellenlinien wird die Farbigkeit des Tieres betont, Punkte deuten die Schnauze an. Bei dem Elefanten ist wieder der Ansatz der Ohren, die gewellte untere Linie des Rüssels, der Schwanzbüschel von Wichtigkeit. Solche Formen wären in der früheren Epoche noch nicht denkbar gewesen. Eine Lockerung des Konturs wird deutlich erstrebt, Beachtung wird auch den Binnenteilen des Bildes geschenkt: man kann im Gesamtbild dieser Gruppe diese Epoche als malerisch bezeichnen.

Nach dieser Epoche beginnt ein anderes Wollen, ein Wollen zu neuem Linearen, die Gestalten suchen das Flächige, das Feste, die harte Umrißlinie. Innerhalb des Konturs sind die Figuren oft wie auspoliert, jede Formung der Muskulatur, jede Tiefenerstreckung wird negiert, gesucht wird die vereinheitlichende Bildung des Körpers. Diese Epoche ist wohl am besten gekennzeichnet etwa durch Taf. 5 bei Frobenius-Obermaier, Hadschra Maktuba.

Digitized by Google

Ähnlichkeiten und Gegensätze der drei Gruppen.

So verläuft die Bewegung des Werdens dieser Kunst bei allen drei Gruppen durchaus parallel vom Linearen zum Malerischen und wieder zum Linearen, ein Moment, das die Gleichzeitigkeit der drei Kunstgebiete ebenfalls zu unterstreichen geeignet ist — ein Moment, das aber auch in tieferem symptomatischen Sinne normativen Charakter gewinnt. Wir können den Beginn der Kunst — das alte, große Problem der Ästhetik — gleichsam dreimal an drei verschiedenen Stellen des Planeten verfolgen, wir können das Werden und Wachsen sehen bei drei verschiedenen Gruppen, die durch zwei, vielleicht auch drei verschiedene Rassen der Menschen getragen sind. Jedesmal nun erscheint stilistisch derselbe Entwicklungsweg, so daß man mit vollem Recht von einer gesetzmäßigen Gleichförmigkeit im Werden der Kunst sprechen kann. Es ergibt sich, daß die Kunst zuerst sensorisch, naturnah ist. alle Stilisierung ist erst ein spätes, intellektuelles Produkt der Abstraktion, eine Spätform, genau so wie der psychische Prozeß der Abstraktion eine Spätform ist, das Primäre ist die reizbedingte, reizproportionale triebhafte Wahrnehmung. Scheler[67]) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die triebhaft-emotionalen Kraft- und Wertgegebenheiten ontologisch vorgegeben sind der Unabhängigkeit von Reihenformen und Reihengliedern des Denkens, deren anschauliche Gegebenheit diskursives Denken und die Anwendung seiner gesetzlichen Funktionen erst möglich macht. Die relative Isolierung eines Gegenstandes aus einem struktiven Komplex ist immer das Spätere, seine Transformation ins Abstrakt-Imaginative ein logischer Prozeß, der nie primär, nie ursprünglich ist.

Innerhalb dieser durch das Realitätserlebnis gegebenen Sphäre, die ganz unintellektuell-spontan, diesseitsgewandt, den Gegenstand des realen Erlebens, Tier, Mensch, Jagd und alle Seinsformen des Lebens der Sammler bildhaft gestaltet, innerhalb dieser sensorischen Sphäre ist kunsthistorisch das Erste das Aufnehmen der Form, das Abtasten der Umrißlinie mit den Augen, wie beim Kinde, das zuerst be-greift. Diese Form, die primär-lineare, mußte abgelöst werden durch die Epoche, in der das real Gegebene, das Objekt als Gegenstand des Kunstwillens Leben gewann, in der kunsthistorisch der Blick von den Umrißlinien sich ausdehnte über die Wesensform des Körpers, die Epoche, in der an die Stelle des Seins der Schein trat. Jetzt wurde das Optische herrschend, Probleme der Bewegung, des Lichtes, der Farbe, der Perspektive werden lebendig. Der Raum, die Plastizität, die Durchmodellierung im Körpervolumen, wurde das Ziel dieser Epoche, die dem frühen und mittleren Magdalénien, dem späten Capsien zugehörig ist.

Mußte die erste Stufe den drei Gruppen notwendig gemeinsam sein: auf ältester Stufe ist noch Bruder, was später sich stark differenziert, so traten in der zweiten Stufe, der Epoche des Malerischen, sehr bald große Unterschiede heraus.

Die franko-kantabrische Kunst erstrebte als höchstes Problem die Gestaltung des Raumes, seiner Tiefe, seiner weichen oder auch harten Übergänge. Es war die Überwindung der Fläche, die hier auch zur ersten Eroberung der Perspektive führte.

Ganz anders die ostspanische Felsmalerei. Sie behielt mehr oder weniger das Flächige bei — sie ist bis auf wenige Ausnahmen ein-

[67]) Max Scheler. Die Wissensformen und die Gesellschaft. Leipzig 1926 S. 415 ff.

Digitized by Google

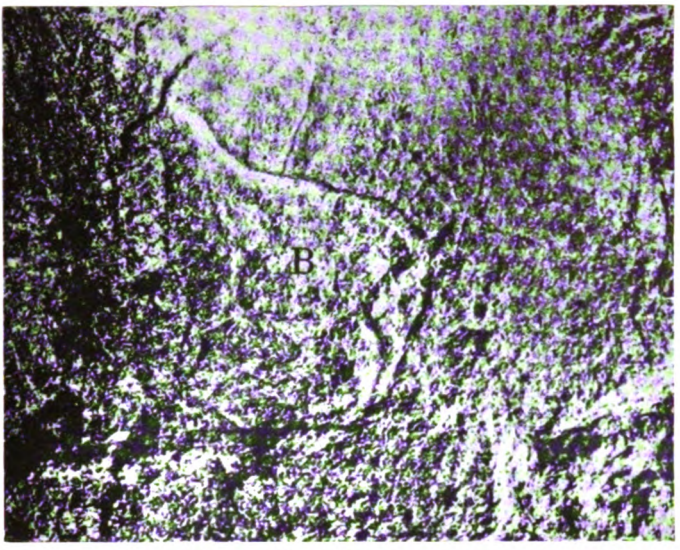


Abb. 3. Franko-kantabrische Gruppe. Pair-non-Pair (Gironde). Nach Daleau.

Abb. 6. Franko-kantabrische Gruppe. Bruniquel (Tarn-et-Garonne). Ungef. nat. Gr. Nach Photographie.

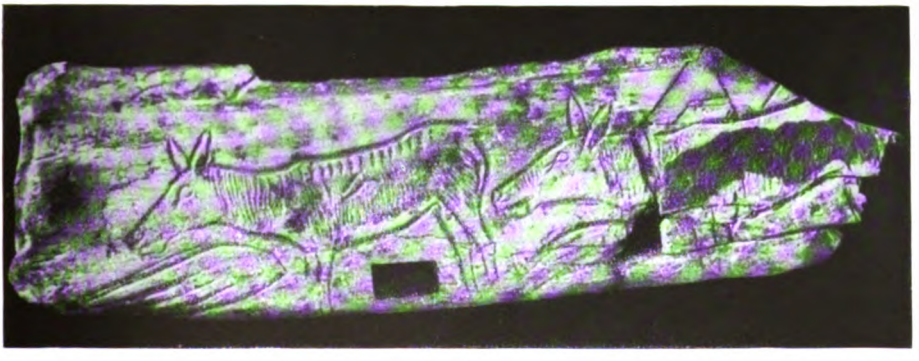


Abb. 1. Franko-kantabrische Gruppe. Chaffaud (Vienne). Ungef. nat. Gr. Nach Photographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

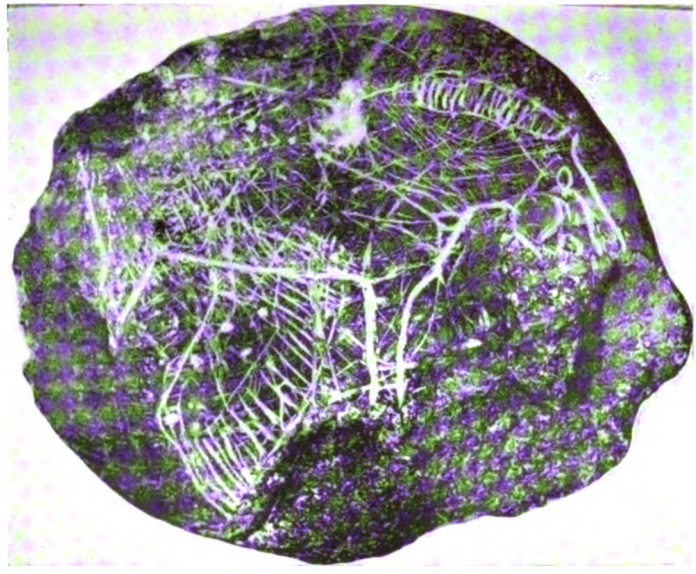


Abb. 4. Franko-kantabrische Gruppe. Colombière (Ain). $^1/_1$ nat. Gr. Nach Mayet und Pissot.

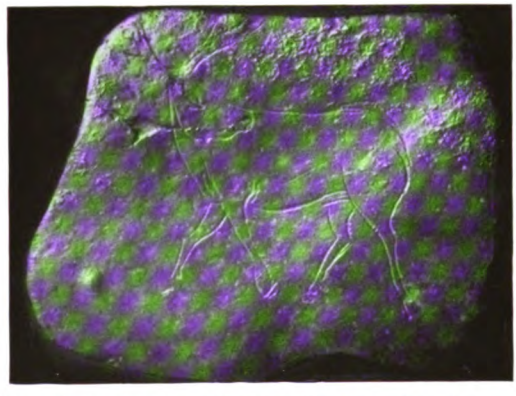


Abb. 5. Franko-kantabrische Gruppe. Laugerie-Basse (Dordogne). $^2/_3$ nat. Gr. Nach Photographie.

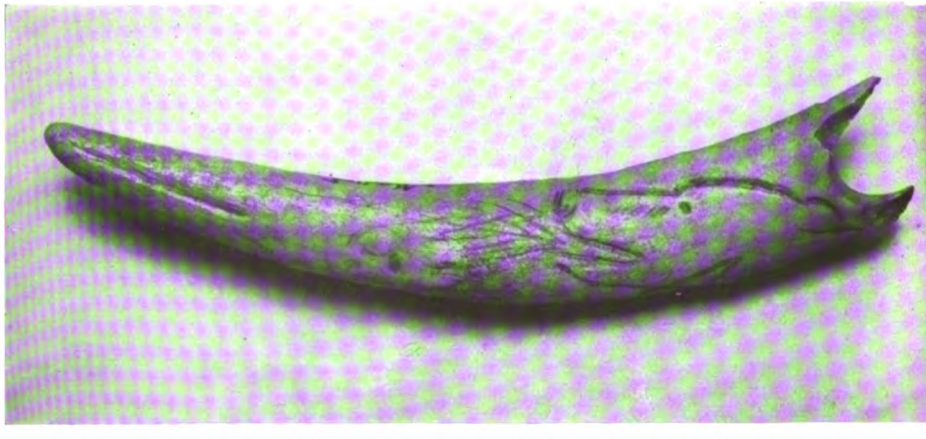


Abb. 2. Franko-kantabrische Gruppe. Massat (Ariège). $^2/_3$ nat. Gr. Nach Photographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

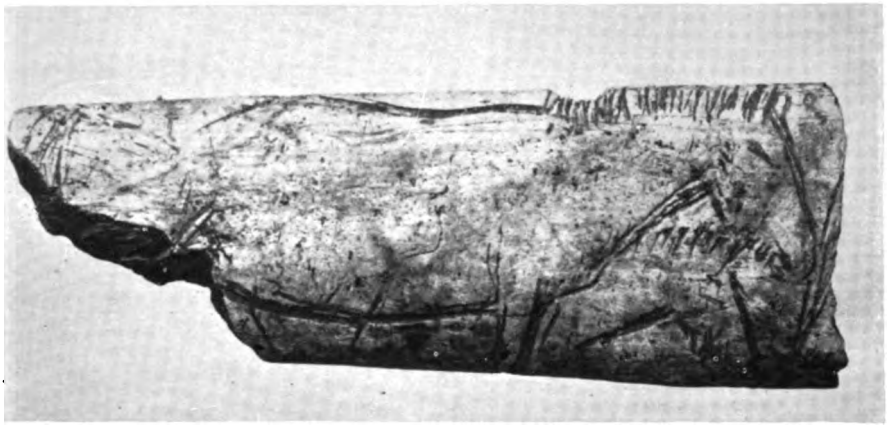


Abb. 17. Franko-kantabrische Gruppe. Lespugue (Haute-Garonne). $^{2}/_{1}$ nat. Gr. Nach Ipek 1925.

Abb. 16. Nordafrikanische Gruppe. Enfouss. $^{1}/_{18}$ nat. Gr. Nach Frobenius-Obermaier.

Digitized by Google

Digitized by Google

farbig — aber sie war erfüllt von stärkstem Drang zur Gestaltung der Bewegung, des Affektes. In Ostspanien ruht der Schwerpunkt auf der Komposition, auf dem Rhythmus als stilschaffendem Faktor, auf der Funktionalität des Körpers.

Es ist eine andere Stellung zur Realität: in der franko-kantabrischen Kunst liegt ein Aufspüren der Geheimnisse des Lichtes, ein Aufdecken der Winkel, ein Erkennen des Raumes als Wert. Das ist der Grund des Willens zur organischen Gliederung, zur körperlichen Plastizität. In der ostspanischen Kunst ruht der Blick auf dem Beziehungszusammenhang der Glieder, die Kräfte bedeuten. Nur als Kompositionsfaktoren haben sie ihren Sinn, als Deutungen einer Funktion. Dadurch entstehen Wirkungen, wie sie allerdings die franko-kantabrische Kunst nie erreicht; ein Bild wie der Kampf der Bogenschützen von Morella la Vella (Obermaier, El hombre fósil, 2. Aufl. 1925 Fig. 132), wo langgestreckte Glieder nur noch Kraftströme, kompositorisch verbunden, rhythmisch gegliedert, bedeuten, wäre in der nördlicheren Gruppe undenkbar.

Diesen beiden Formen gegenüber ist nun die afrikanische Gruppe durch das Festhalten am Kontur bestimmt, ferner durch den Willen zur einfachen, gruppenmäßigen Zusammenfassung. Nicht das Kompositorische ist es, das den Bildaufbau beherrscht, wie in ostspanischer Felsmalerei, sondern die einfache Nebeneinanderstellung, wie etwa bei Abb. 14.

Der Kontur ist am wenigsten überwunden in der afrikanischen Kunst, sie hat nie das Malerische so stark durchgebildet, wie die nördlicheren Gruppen, nur Ansätze sind vorhanden, Bewegungen, Zielrichtungen.

So stehen diese drei Gruppen nebeneinander, in ihren Anfängen einander ähnlich, dann getrennte Bahnen einschlagend — und doch sind überall die Beziehungen, die Beeinflussungen zu spüren. Wenn die drei Gruppen gleichzeitig lebten, muß es Ströme gegeben haben, die hinüber und herüber wirkten, die das Fluktuieren von künstlerischen Problemen über die regional gezogenen Grenzen erkennbar machen. Und in der Tat ist dem so. Das Wichtige ist nun dabei, daß die Beeinflussungen regelmäßig am deutlichsten an den Berührungspunkten der Gruppen erkennbar werden; die Gegenden, die weit auseinander liegen, zeigen nur wenig, meist gar keine Einflüsse.

So liegen in nordafrikanischer Kunst die Bilder, die deutlich Einflüsse aus ostspanischer Malerei zeigen, hauptsächlich im Norden des Gebietes.

Aus der Gegend von Djelfa, der Station, die Flamand Ksar Zaccar nennt, stammt jenes sonderbare Bild, das ganz aus allem Afrikanischen herausfällt, die Bubalus-Antilope (Abb. 15). Das in den Gelenken lebendig geformte Bein, das so eigentümlich untergeschlagen ist, der Kopf mit den perspektivisch gesehenen Hörnern, das sind Züge, die in Afrika sonst keine Parallelen haben. Die Augendarstellungen sind in Afrika im Paläolithikum sonst durch Bohrung geschaffen, manchmal kommt der Kreis vor, nie aber dieses eigentümlich spitz gezeichnete Auge, das nur durch die Beeinflussung durch die ostspanische Malerei erklärbar ist. In Ardales, in der Provinz Malaga, gibt es Zeichnungen, die diesem Bild in manchem ähnlich sind, so besonders in der Art des Emporhebens des Kopfes. Auch in La Pileta kommen ähnliche Darstellungen vor.

Ein anderes Bild, zuerst publiziert durch Maumené im Jahre 1901 unter der Bezeichnung Hemion, von Delmas 1902 als „Esel"

Digitized by Google

und durch Flamand als Equus Asinus africanus bestimmt (Abb. 16 Taf. 3), fällt ebenfalls durch seine Art der Gestaltung aus aller afrikanischen paläolithischen Kunst heraus. Ganz unafrikanisch ist die Lockerung des Konturs bei der Mähne des Tieres. Der Kontur, sonst in afrikanischer Manier den Körper des Tieres umreißend, bricht plötzlich hinter dem Ohr ab und beginnt erst wieder mit dem Ansatz des Rückens. Die Mähne ist durch lockere, nebeneinander gestellte kurze unzusammenhängende Striche gegeben. Weiter südlich kommt diese ganz gelockerte Art der Darstellung nicht mehr vor. In El Korema, einem Orte, der etwa in der Mittte der ganzen Kette liegt, gibt es auch ein Bild ähnlicher Form, aber hier wird der Kontur durchgezogen, die Striche der Mähne sind wie aufgesetzt.

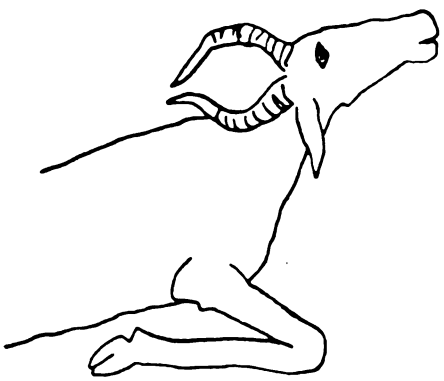


Abb. 15. Nordafrikanische Gruppe. Ksar-Zaccar (Djelfa). Alcelaphus bubalus L. Ungef. $^1/_{10}$ nat. Gr. Nach Flamand.

Das Bild von Enfouss, wiederum einer ganz nördlichen Station angehörig, ist nur zu erklären aus der Berührung mit der ostspanischen und auch mit der franko-kantabrischen Kunst.

Das letztere Moment ist zuerst auffällig, die Erklärung liegt aber in der Tatsache der Existenz der Höhle La Pileta, ganz im Süden der iberischen Halbinsel gelegen, die wie eine Enklave innerhalb des Gebietes der ostspanischen Felsmalerei, Malereien von franko-kantabrischem Typus des ganz frühen Aurignacien und des ganz späten Magdalénien bringt. Anscheinend sind am Ende des Magdaléniens franko-kantabrische Stämme nach Süden gezogen und haben hierher ihre Kunst mitgebracht; sie ist allerdings nicht mehr rein nördlich, sondern hat viele ostspanische Elemente, so die Kleinheit der Figuren, übernommen. Stellt man nun neben die Zeichnung von Enfouss Pferdezeichnungen der franko-kantabrischen Kunst, wie etwa Abb. 17 Taf. 3, aus Lespugue, dann werden die Zusammenhänge deutlich. Nicht, daß diese Bilder direkt in Kontakt ständen, der Stil ist es lediglich, der beeinflussend gewirkt hat. Wie stark diese Art der franko-kantabrischen Gestaltung weiterwirkte, zeigt etwa auch die Gravierung aus Albarracín. (Abb. 18). Es ist die einzige Gravierung in ostspanischer Kunst, sie hat alle Merkmale des nördlicheren Stiles, den aufgelockerten Kontur, die Strichlagerung bei der Zeichnung der Mähne. Dies Stück steht ganz allein unter den vielen Hunderten von Bildern ostspanischer Malerei. Wieder liegt es im nördlichen Gebiet, an der Berührungsfläche. In derselben Station,

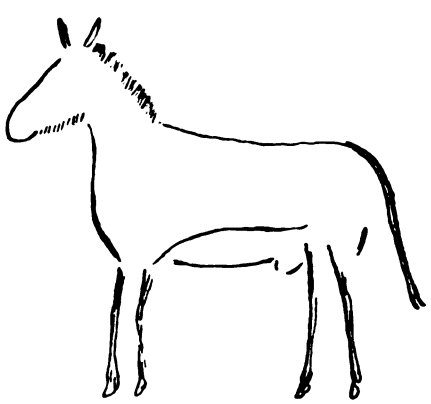


Abb. 18. Ostspanische Gruppe. Albarracin (Teruel). $^1/_{10}$ nat. Gr. Nach Breuil.

Digitized by Google

in Albarracín, kommt auch ganz singulär die Mehrfarbigkeit vor, ein Moment, das ebenfalls nur durch die Nähe der franko-kantabrischen Kunst zu erklären ist.

Man könnte die Reihe der Bilder, die nicht anders als durch Beeinflussung der drei Kunstgruppen zu verstehen sind, leicht vermehren, die Beispiele mögen an dieser Stelle genügen. Wichtig ist als Ergebnis die Tatsache der Gleichzeitigkeit der drei Kunstgruppen, ferner die Tatsache ihrer innigen Verzahnung, ein Beweis auch, daß über die künstlerischen Probleme und Aufgaben gedacht wurde, daß man nachahmte und weitergab, genau wie in späteren Epochen der Kunstgeschichte, ein Beweis, daß es falsch war von der bisherigen Kunstgeschichtsforschung, diese Zeit, die als Wurzel und Ursprung aller späteren Kunstübung die größte Bedeutung, die reichste Untersuchung verdiente, auszuschalten oder womöglich gar, was auch an manchen Stellen geschah, als Nichtkunst zu bezeichnen. Diese Epoche ist geeignet, der Kunstgeschichte nicht nur inhaltlich, auch nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Gesetzmäßigkeit des künstlerischen Verlaufes, sondern auch stilistisch-formal die stärksten Anregungen zu bringen.

Eine Grabung im Ngorongorokessel in Deutsch-Ostafrika.[1])

Von

Dr. Arning.

Ein vor 2½ Jahren in London erschienenes Reisewerk von T. A. Barns, „Across the great Craterland to the Congo“[2]), behandelt in diesem Kratergebiet einen Teil von Deutsch-Ostafrika, welcher am längsten von wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Erschließung unberührt geblieben, dann aber durch eine ganze Reihe hervorragender deutscher Forscher in ausgezeichneter Weise, wissenschaftlich wenigstens, in Angriff genommen worden ist. Daher berührt es eigenartig, daß in diesem sonst in politischer Beziehung keineswegs deutschfeindlich geschriebenen Buche von den Ergebnissen der deutschen Wissenschaft gar nicht die Rede ist. Der Verfasser erwähnt alte englische Berichte, die sich auf weitsichtiges Hörensagen aus dem Munde arabischer Karawanenführer stützen und aus dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammen, tut aber so, als ob sonst niemals der Fuß eines wissenschaftlichen Europäers dieses Gebiet betreten habe. Von den wertvollen Arbeiten Baumanns, Jaegers, Uhligs, Recks, weiß er nichts, sondern er entdeckt das Land mit seinen ragenden, schlanken Vulkanbergen und seinen tief eingesenkten, blauen Kraterseen ganz von neuem, obwohl er — und das ist das naivdrollige an der Sache — dabei eine unserer vortrefflichen deutschen Kolonialkarten aus dem Verlag von D. Reimer benützt.

[1]) Die Bearbeitung der leider so wenigen Fundstücke, die ich von den Grabungen im Ngorongoro-Kessel durch die ganzen Zeiten des Krieges hindurch zu retten vermochte, ist durch Herrn Professor Dr. Reck vom geologisch-paläontologischen Institut der Universität Berlin und von Herrn Professor Dr Ankermann ausgeführt worden; die Veröffentlichung findet sich in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten“ Bd. 34, H. 1, 1926.

[2]) Besprochen in den „Afrika-Nachrichten“ Nr. 10 vom 31. 5. 24 durch Dr. Reck.

Digitized by Google

Hier liegt also Gefahr im Verzuge. Es werden Nachfolger von Barns auftreten, die bewußt und absichtlich alles das, was deutsche Arbeit geleistet hat, mit Nichtachtung übergehen, und deshalb ist es an der Zeit, das festzulegen, was noch festgelegt werden kann.

Dazu gehören eigenartige Gräberfunde, die in dem gewaltigsten vulkanischen Gebilde jener Lande, dem Ngorongorokessel gemacht worden sind. Barns hat auch davon Kenntnis, scheint sie aber mit dem Funde des fossilen Menschen am Oldoway, in der Nähe von Ngorongoro, zusammenzuwerfen. Irgendwie aber müssen ihm doch auch flüchtige Bemerkungen über jene im besonderen zu Gesichte gekommen sein. Untersuchungen darüber hat er nicht angestellt, jedoch allein schon die Erwähnung dieser Tatsache dürfte gar bald Veranlassung für andere Engländer werden, ihm nachzufolgen.

Die ersten Nachrichten über diese Funde werden dem Farmer Adolf Siedentopf verdankt, der nach langjährigem Wanderleben in Deutsch-Ostafrika sich ein Dutzend und mehr Jahre vor dem Kriege im Ngorongorokessel niederließ, um dort in erfolgreichster Weise als Viehfarmer der Entwicklung des Landes zu dienen. Beim Bau seines Hauses und seiner Wirtschaftsgebäude stieß er ganz zufällig auf ein Grab, dem er eine Reihe eigenartiger, bis dahin unbekannter Gebrauchsgegenstände entnahm. Dadurch wurde er aufmerksam und konnte noch eine Anzahl ähnlicher Gräber feststellen, die ihm zunächst völlig entgangen waren, da sie weit verstreut lagen und sich nur schwer dem Auge bemerkbar machten. Eine Mitteilung darüber, die er an mich gelangen ließ, wurde eine der Veranlassungen, die mich um die Mitte 1914 nach Deutsch-Ostafrika führten und mich, da der Krieg uns überraschte, fast fünf Jahre von der Heimat fern hielten.

Alle schönen Vorsätze, die ich und andere damals hatten, wurden dadurch zu Wasser, vor allen Dingen auch die Pläne Prof. Dr. Kattwinkels, der mit Dr. Reck und dem Bergingenieur Bernhard W. Sattler zusammen am Oldoway graben wollte, um die Frage zu lösen, die der dortige Fund des fossilen Menschen und der eigenartigen Fauna an die Wissenschaft gestellt hatte.

Doch aber wurde es mir in der ersten ruhigeren Zeit des Krieges noch möglich, auf einem Marsche von der Nordfront an die Zentralbahn, der zugleich der Erledigung militärärztlicher Aufträge galt, das Hochland der Riesenkrater zu besuchen, und auch Dr. Reck konnte von seinem nicht fernabgelegenen militärischen Etappenposten aus einen Abstecher in jene Gegend machen.

Es ist eins der reizvollsten Landgebiete der Erde, das sich dem Wanderer erschließt, wenn er, von der heißen Küste heraufgekommen, in Moschi dem Wagen der Usambarabahn entsteigt. Schon lange zuvor sah er, von der Morgensonne beleuchtet, den schimmernden Schneekegel des Kibo über der heißen Steppe stehen. Allein das schon ist ein wunderbarer, unvergeßlicher Anblick, eine Darbietung gegensätzlicher Schönheit, wie sie in gleich ausgeprägter Weise kaum irgendwo auf dem Erdenrunde sich wiederfindet.

Wunderbar ergreifend, von heroischer Gewalt aber ist das Bild, welches sich bietet, wenn man vom Hang des Kilimandscharo bei Engare Nairobi, oder von Oldonje Sambu am Meru nach Südwesten schaut: Endlos, Tagereisen weit breitet sich das helle Graugelb der dornigen Grassteppe, und zwischen den in weiter Ferne aufgesetzten Vulkankegeln des Gelei und Kitumbeine hindurch wähnt das Auge den

Digitized by Google

Steilabfall der großen Bruchstufe sehen zu können, wo die Natronseen ein besonderes Senkungsgebiet in diesen Hochlandsflächen darstellen.

Hier zogen noch vor wenigen Jahrzehnten die Massai in großer Zahl mit ihren gewaltigen Herden umher, ehe die furchtbare Rinderpest der 80er Jahre sie zum Hungertode verdammte und fast aufrieb, so daß in dem deutschen Gebiete heute kaum noch 9000 davon wohnen.

Sie waren die letzten Eindringlinge hamitischen Stammes, die vom Norden kamen; wann sie sich über diese Ebenen bis fast an die Küste ausbreiteten, weiß heute niemand mehr. Jahrhunderte müssen es sein; wie viele? wer kann das zählen? Waren die Mazoi, welche uns die Bilder in den Gräbern von Beni Hassan aus dem mittleren Reiche Ägyptens zeigen, die Vorväter dieser Scharen, die in langer Wanderung nach Süden zogen und schließlich hier landeten? Jene Darstellung zeigt stark gebaute Neger, die den heutigen Massai schon einigermaßen gleichen. Aus dieser Völkerschaft wurde die Polizeitruppe des mittleren Reiches gebildet, und ihr Name wurde gleichbedeutend mit Polizeisoldat. Sicher ist es, daß die Massai nur eine Welle von vielen waren, die vor ihnen kamen und in diesem Lande lebten, das vor Zeiten wohl auch begehrenswerter war, da es nach allen Anzeichen regenreicher gewesen sein muß als heute.

Wann die ersten Vorstöße der Hamiten des Nordens kamen, ist kaum jemals festzustellen. Nur das eine wissen wir, daß schon in jenen Zeiten, als Portugal in West- und Ostafrika gerade Fuß gefaßt hatte, die dunkelhäutigen Stämme durcheinanderwogten, daß mächtige Reiche im zentralen Afrika entstanden und unter dem Ansturm herandrängender Scharen zusammenbrachen. Wer diese Unruhen erzeugte, wird nicht berichtet; aber es ist wohl anzunehmen, daß sie einen äußeren Anlaß hatten, und diesen in Völkerwanderungen, die von Norden kamen, zu suchen, liegt außerordentlich nahe.

So wird es auch noch weit früher gewesen sein, denn vor der Möglichkeit jeder Berechnung liegt der Zeitraum, in dem hamitische Beeinflussung bis in die Südspitze des „Schwarzen Erdteils" drang, um hier an der Bildung des Stammes der Hottentotten Anteil zu nehmen, und wiederum zurückzustrahlen bis in die Mitte von Deutsch-Ostafrika, wo das Volk der Sandaue mit hamitischer Sprachgrundlage und Bantu-Wortbeimischung Schnalzlaute verbindet.

Hier aber, wo das Hochland der Riesenkrater über die große Bruchstufe in die Massaisteppe über die schlanken Vulkanberge hinweg auf den Meru und den gletscherbedeckten Kilimandscharo schaut, da muß der rechte Tummelplatz gewesen sein, wo die Hamiten mit den Bantu sich maßen, wo sie untereinander um die grasreichen Weiden kämpften, von wo aus die siegreichen und die geworfenen Stämme in der Richtung des geringsten Widerstandes weiterdrängten.

Selbst hier haben sich einzelne Bantugruppen gehalten. So die Wadschagga auf dem Kilimandscharo, die Wapare in den Bergen, die nach ihnen genannt sind; die schwer zugängliche Natur der Länder hat sie geschützt. Dicht unter der Bruchstufe aber am nordöstlichen Rande des Lawa wa Mweri, des zweitgrößten der ostafrikanischen Natronseen, sitzt das kleine nur 10 000 Köpfe zählende Bantuvölkchen der Wambugwe in einem völlig jedes natürlichen Schutzes entbehrenden Ländchen. Wie die Schönheit seiner Frauen, ist die Tapferkeit seiner Männer bekannt und weit berühmt; ihr verdanken sie die Erhaltung ihres Volkstums gegenüber den Angriffen der Massai. Von ihnen erzählten mir die ihnen stammesfremden — hamitischen —

Digitized by Google

Wambulu, daß sie die tapfersten Menschen seien von allen, denn selbst mit dem Löwen nähmen sie den Kampf unbewaffnet auf, indes selbst die Wambulu, die doch auch als mutige Gegner der Massai zu gelten hätten, ohne Speer den Löwen nicht zu bestehen wagten, bei beiden Stämmen ein Heroismus, der uns Repetierscharfschützen eigenartig anmuten muß. Das Land ist offenbar alter Boden des nahen Natronsees, der in regenreichen Zeiten der Vergangenheit sich hier breitete. Fast drohend steigt unvermittelt aus dieser Ebene, die flacher ist, als irgendein Land, das ich je sah, der Steilabfall der Bruchstufe etwa 700 Meter empor. Hier beginnt mit dem Gebiet der hamitischen Wambulu, Iraku genannt, das Hochland der Riesenkrater, es ist gewissermaßen das Vorzimmer dazu.

Angenehm kühl ist es dort oben; ein Land des ewigen Frühlings, von klaren Bächen durchzogen, die aus den noch stehenden Urwaldteilen der südlichen Berghänge herabeilen. Fast in der Mitte liegt die Militärstation Umbulu, ein wehrhafter viereckiger Steinbau mit weitem Innenhof. Die beiden dort anwesenden Herren, unter ihnen als Wehrmann der bekannte Sprachforscher Professor Dr. Heepe, empfangen mich mit einem guten Mittagessen, das unser schon wartet. Vom Sattel geht es unmittelbar zu Tisch im Speiseraum des Stationsgebäudes. Da ich erhitzt bin vom raschen Ritt, bitte ich, die offenstehende Tür zu schließen. Ich sehe bedenkliche Mienen; man zeigt mir Risse in den Wänden; Erdbeben seien an der Tagesordnung; man gehe mit der Absicht um, die Steinwohnungen zu verlassen und im Zelt zu schlafen; wenn bei einem starken Beben die Tür sich klemme, so sei man in der Gefahr, eingesperrt und vom stürzenden Bau erschlagen zu werden. Ich lache und sage: „Kinder, ihr seid vom Kriege hysterisch geworden". Aber in diesem Augenblick, als ob die Gewalten der Tiefe auf diesen vermessenen Ausspruch gewartet hätten, kracht ein zentral von unten kommender Stoß, anscheinend ausgerechnet gegen meinen Stuhl gerichtet, Gläser und Teller klirren, alles scheint zu wanken — und der erste, der in wilder Flucht durch die offen gebliebene Tür das Lokal räumt, ist der Sprecher dieser verwogenen Worte, in Eile gefolgt von den beiden schadenfroh lachenden anderen Herren. Doch die Erde beruhigt sich wieder, und wir kehren zu unseren Fleischtöpfen zurück.

Die Herren erzählen, daß seit einigen Tagen — wovon wir unten und auf dem Marsche nichts bemerkt hatten — die Erdbeben sich immer zahlreicher wiederholen. Ich mache nur eine Nacht den Versuch in einem Raume der alten Station zu wohnen; es wurde von Stunde zu Stunde unheimlicher; ein Beben folgt dem andern, der Kalk fällt von den Wänden, die Deckbalken sägen sich in die Lehmwand; wir alle ziehen es vor, in den Zelten zu schlafen. Tag um Tag gingen die Erschütterungen in immer steigender Zahl weiter; bis 17 habe ich in einer einzigen Stunde gezählt; manchmal waren sie so stark, daß ich bei meinen Ritten durch das Land im Sattel zu schwanken glaubte wie in einem Kahn auf leicht bewegter See. Die Stöße waren alle mehr oder minder zentral; soweit man eine horizontale Richtung feststellen konnte, schienen sie sich strahlenförmig um den Guangberg zu gruppieren, der einige Stunden von der Station nahe am Rande des Abbruchs gelegen den orographischen Mittelpunkt der weiten, fast kraterartigen, aber flachen Einsenkung des Stationsgebietes bildet. An seinen Hängen und seinem Fuße liegen mächtige Steinblöcke verstreut, als hätte ein Riese sie von der Höhe des Berges herab-

Digitized by Google

geschleudert. Oben befand sich eine drahtlose Aufnahmestation, die aber, obwohl günstig frei und hochgelegen, doch die geringsten Erfolge in ganz Deutsch-Ostafrika aufzuweisen hatte, wie der dort sitzende Funker meinte, weil die Erdvorgänge die elektrischen Strombildungen beeinflußten. Er wußte von ganz anderen Erdstoßzahlen zu reden, als wir sie erlebt hatten; bis 56 hatte er in einer Stunde gezählt; wochenlang hat dieser Zustand gedauert. Das war der feierliche Empfang, den das geheimnisvollste der Länder Deutsch-Ostafrikas mir bot.

Von hier ging es in vier mäßig großen Tagereisen nach Norden durch ein Gelände von großen eindrucksvollen Ausmaßen, einsam, gewaltig. Besonders von der Höhe des Aitjo-Zuges trinkt das Auge diese Gefühle, da sie einen Blick gewährt zur rechten Hand in die Tiefe des Lawa la Mweri über die Steppen bis an den Meru, und zur linken die weiten flacheren Höhenzüge beherrscht, welche den Njarasasee begrenzen.

Überall findet man in diesem jetzt menschenleeren Lande trinkbares Wasser in reichlicher Menge und ausgedehnte prachtvolle Weideflächen, ein Gelände wie geschaffen zur Besiedelung durch Deutsche. Vor uns steigt dann der hochaufstrebende bewaldete Rand des Ngorongorokessels, wohl bis 2300 Meter über Meereshöhe auf, überragt um weitere 1000 Meter vom Oldeani Lemagrut und Ol Muti, die bedeckt sind mit dichtem, von Hochweideflächen unterbrochenem Urwald.

Hier herrscht jetzt das Wild allein; zahllos sind die Herden von Gnu, Hartebeest und Zebra; der Elefant hat seine Pfade getreten und das Nashorn den Boden zertrampelt.

Durch den Regenwald, von dessen Bäumen gespenstig langbärtige Flechten wehen, geht es hinauf zu den Höhen des Kesselrandes, der in dichten Nebel gehüllt ist, dann steil talwärts, zuerst auch noch in Wald und Nebel. Plötzlich bleibt der Nebel zurück und sonnendurchleuchtet liegt etwa 500 Meter unter uns das weite Kraterrund da, ein schilfumstandener kleiner See ungefähr in der Mitte, die von Schirmakazienwäldern umgebenen Quellen von Leitokitok und die hellgelb, fast weiß und blendend wirkende ebene Fläche der Grassteppe.

In ihr ziehen nahe unserem Abstieg zwei lange schwarze Linien langsam dahin, es sind große Herden von Gnu, eine jede mindestens 1200 Stück stark. Wohl 30 000 dieser Tiere sollen in dem Kesselgrunde stehen, wie der Farmer Ad. Siedentopf versichert, und wir können es glauben. Denn vermeinten wir, veranlaßt durch die sichtige Luft, zunächst, daß wir von oben den größten Teil des Kraters übersehen konnten, so bemerkten wir gar bald, daß dies ein Irrtum war. Es war doch nur ein ganz kleiner Ausschnitt, den wir überblickten. Der Weg auf dem flachen Boden dehnt sich unerwartet lang, und immer wieder stoßen wir auf neue mächtige Rudel dieses starken Wildes. Dazwischen stehen Thompson-, Grant- und Peters-Gazellen in großer Zahl, auch hier und da ein Zebra, so daß wir uns gern davon überzeugen lassen, daß wohl 60 000 Stück Wild im ganzen hier ihr Wesen treiben.

Die Gesamtgrundfläche des leicht elliptisch geformten Kraterbodens mag etwa 250 bis 300 Quadratkilometer umfassen. Im nördlichen Abschnitt liegt die Farm von Ad. Siedentopf auf dem nach rückwärts, d. h. nach Norden zu aufsteigenden Gelände. Man hat von dem Hause Siedentopfs einen vollen Überblick über den davorliegenden Teil des Kraterbodens, der im ganzen nach Süden mit etwas Richtung nach Westen zu sich abzusenken scheint. Von den Rändern im Norden und Osten kommen einige Bäche herab, von denen nur der Mungae-

Digitized by Google

(Lemunge-)Bach bei der Farm dauernd Wasser zu führen pflegt und bis in die Mitte des Kraters hinabreicht, an seinen Ufern mit schütterem Busch bestanden. Alle streben einem offenen Gewässer zu, Koirusseru genannt, das sich etwas südwestlich der Mitte befindet. Der Boden enthält Salz und die Bäche werden brackig, wenn sie in die Fläche eintreten.

Das Gelände, welches man nach Süden zu überschaut, ist ganz flach; nur in der Nähe des Koirusseru-Sees ragt ein nacktes Felsgebilde von einigen Meter Höhe aus dem Boden, und in der Mitte des südlichen Viertels sind dem Kraterrand einige Geländewellen vorgelagert, welche mit Schirmakazien bestanden sind, ein sicheres Zeichen, daß Wasser vorhanden sein muß, und tatsächlich findet sich hier eine starke aus Felsen kommende Quelle, die ein ausgezeichnetes, etwas warmes Wasser liefert und sich bald im nahen Bracksumpf verliert. In dem südwestlichen Winkel bei der Farm von F. W. Siedentopf, Lerai genannt, dort, wo der grüne Oldeani-Berg den Rand überragt, ist Baumwuchs, und fast genau in der Mitte des Kessels ist im Laufe der letzten Jahre eine kleine Baumgruppe hochgekommen. Doch sind dies alles im Verhältnis zum Ganzen nur recht kleine bewachsene Teile, Im allgemeinen ist die Grundfläche reine Grassteppe.

Die unteren 300 Meter des ringsum sich ziehenden Steilrandes sind überall gleichfalls nur mit Gras bestanden, das im Osten und Norden bis auf die Höhe des Randes reicht; an den übrigen Stellen beginnt dann Baumwuchs, der auf der Höhe in Regenwald übergeht.

In dem nördlichen Abschnitt sind dem Steilabfall eine Anzahl Hügel vorgelagert. Der Kessel ist nach Dr. Jägers Anschauung durch Einbruch entstanden, und aus der Form, die diese Erhebungen haben, schließt er, daß es Schollen sind, die beim Einbruch weniger tief sanken (und nicht mit eingeschmolzen wurden), indes die eine oder andere dieser Erhebungen auch durch parasitäre nachträgliche Ausbrüche hervorgerufen sein kann.

Der Boden dieses Kessels ist ein kleines Reich für sich; die Wände ragen so steil, vielfach in einem Winkel von 60 Grad, in die Höhe, daß es dem Wilde so leicht nicht einfallen wird, sie zu übersteigen; was einmal darin ist, bleibt da, selbst wenn gegen Ende der Trockenzeit das Gras fast vollständig weggefressen ist. Es scheint mir auch so, als ob der Aufenthalt in diesem abgeschlossenen Raume einen Einfluß auf die Gestaltung, wenigstens des in seiner Art hier zahlreichsten Wildes, auf das Gnu, ausgeübt hat, das, obwohl sonst von den Tieren der freien Steppe nicht verschieden, an Körpergröße hinter den letzteren entschieden zurücksteht. Die Ursache dazu mag in der Inzucht liegen, vielleicht aber auch daher kommen, daß die Weide regelmäßig nicht hinreicht, das ganze Jahr hindurch eine genügende Ernährung darzubieten.

Hin und wieder wird die Ruhe dieses Daseins durch großes Raubwild gestört. Herr Adolf Siedentopf erzählte von einem starken Rudel Löwen, das im Jahre zuvor hereingebrochen sei, sich aber bald von dem Wild ab und dem bequemer zu schlagenden, teilweise hochgezüchteten Rindvieh der Farm zugewandt habe; aber auch sie hatten, als sie einmal in diesem Zauberkessel waren, offenbar den Weg in die freie Steppe zurück nicht finden können und waren mit der Zeit sämtlich der sicheren Kugel der Gebrüder Siedentopf zum Opfer gefallen. Im übrigen hatte das Wild hier, durch die Jagdverordnungen geschützt, im Laufe der Jahre, die Siedentopf hier saß, nach dessen Urteil

Digitized by Google

dauernd zugenommen und die Entwicklung seiner Wirtschaft zurückgehalten. Sein Vieh würde gegen das Ende der Trockenzeit hin verhungert sein, wenn er nicht das Weideland eines Teiles seiner Farm durch starke Stacheldrahtzäune geschützt gehabt hätte, die jedoch manchmal nicht genügten, wenn die Gnuherden, angezogen durch den Anblick des Grases in Zeiten des Hungers, sie im wilden Ansturm durchbrachen.

Die Farm Ad. Siedentopfs befand sich in dem nördlichen Segment des Kessels, und hier baute er Haus und Hof, um bei dieser Gelegenheit die ersten Funde zu machen, die ihn darauf führten, sich mit Erfolg um die Auffindung weiterer Gräber zu kümmern. Als ich ihn besuchte, mochte er etwa 20 davon festgestellt haben; vielleicht sind noch mehr vorhanden; denn es ist äußerst schwierig, sie zu erkennen, und er war lange Zeit schon hier ansässig, ohne sie zu bemerken, und wäre ohne den Zufall bei seinem Hausbau kaum überhaupt dazu gekommen, es zu tun.

Siedentopf hat 20 Jahre lang, ohne nach Hause zu gehen, in dem Gebiet zwischen Viktoriasee und Hochland der Riesenkrater gesessen; in Zeiten als noch kein Deutscher daran dachte, diese Landstriche überhaupt aufzusuchen, war er mit ihnen völlig vertraut. Nur geschützt durch die Furcht vor seiner nie fehlenden Büchse, hat er hier ohne weitere Hilfe aushalten können, dann aber auch deswegen, weil er als ein vortrefflicher Kenner der Massaisprache mit diesen eigenartigen Leuten auf vertrauten Fuß kam und eine kleine Horde von ihnen als Viehtreiber und Wächter im Kesselgrunde ansiedelte und löhnte. Er hat sich mit der Geschichte dieses Gebietes soweit als möglich durch viele Unterhaltungen mit den Leuten vertraut gemacht; sie haben ihm von den Kämpfen ihrer Volksgenossen erzählt, die diese hier mit den aus einer älteren Wanderungsgeschichte stammenden Wataturu, auch Tatoga genannt, hatten. Diese saßen früher hier oben in größerer Zahl und mußten schließlich den Massai weichen. Man hat ihn auf eigenartige Grabanlagen, die man — ob mit Recht oder Unrecht — den Wataturu zuschrieb, aufmerksam gemacht. Im flachen Gelände, das von den Hügeln aus gegen den eigentlichen Kesselboden sanft abfällt, liegen diese Gräber in mäßiger Anzahl, in den erdigen Boden eingesenkt und durch ziemlich regellose Anhäufung herbeigeschleppten Gesteins überdeckt, vielleicht zum Schutz gegen die zahlreich vorhandenen Hyänen. Die Form der Ausschachtung, ob Viereck oder anders, konnte von Prof. Dr. Heepe, dem ich diese Mitteilungen verdanke, nicht festgestellt bzw. erkannt werden. Es wurde von ihm ein Eingriff von 1,50 Meter Länge und entsprechender Breite gemacht und 1,70 Meter tief eingegangen. In der westlichen Ecke dieses Eingriffes fand sich eine seitliche Höhlung, von der jedoch nicht festgestellt werden konnte, in welchem Verhältnis sie zu dem ursprünglichen Grabschacht gestanden hatte und wie sie hergestellt war (etwa seitlich von der lichten Weite eines Schachtes aus oder durch Abdeckung im Schacht; Spuren einer solchen Abdeckung wurden nicht gesehen). Es fand sich kein einziger Stein in dem ganzen Grab, doch war das Vorhandensein der erwähnten Höhlung noch deutlich zu erkennen. Wurzeln hingen in die Lichtung der Höhle frei hinab. Hierin war die Leiche untergebracht gewesen, unzweifelhaft in der Form irgendeiner Hockerstellung, Kopf nach Südwest, Füße nach Nordost, das Gesicht nach West gekehrt. Die Oberfläche des Grabes war durch eine Scheibe von zusammengetragenen Steinen, die einen Durchmesser von 3,40 Meter

Digitized by Google

hatte, gekennzeichnet. Die Steine waren nicht gehäuft und von den steinigen Hügeln in die steinlose Ebene herbeigeschafft.

Ich ließ mir gleichgelegene Grabstellen zeigen; sie waren von Steinen bedeckt, annähernd kreisförmig in der angegebenen Größe, doch waren nach der Mitte zu die Steine gehäufelt.

Die Beerdigungsplätze dieser Art waren an den Steinanhäufungen unschwer zu erkennen; obwohl Herr Siedentopf sich mit ihnen beschäftigt hatte, war er doch niemals von den Eingeborenen darauf hingewiesen worden, daß noch eine Sorte anders gearteter Grabstätten auf den Hügeln sich befände. Offenbar haben die Leute, denen diese Gegend eine, wenn auch nicht dauernd bewohnte, so doch öfter besuchte Heimat war, nicht die geringste Ahnung von deren Vorhandensein gehabt; sie wußten nichts von einer noch weiter zurückliegenden Besiedelung, mit der ihre Vorfahren oder Vorgänger einmal zusammengetroffen waren, und die hier ihre Toten geborgen hatte; sie hatten die schwer sichtbaren Unterschiede des Bodens, die darauf hindeuten, niemals wahrgenommen, und das will bei dem angeborenen Spürsinn der Farbigen, denen in der Natur ihres Landes so leicht nichts entgeht, besagen, daß auch das Dasein einer solchen dazugehörigen Bevölkerung nie in den Bereich auch nur ihrer Vermutung getreten war.

Andererseits wiesen die Massai Herrn Siedentopf gleich auf einige künstliche Gebilde hin, die in der Umgebung des kleinen, fast in der Mitte des Kratergrundes liegenden Koirusseru-Sees sich fanden. Das nur schwach brackige Wasser war von den früheren Bewohnern zur Tränkung des Rindviehs benutzt, das hier eine prachtvolle Kleeweide fand, und da dessen Ufer, in der Trockenzeit wenigstens, etwa zwei Meter über dem Wasserspiegel sich erhoben, so hatte man das Wasser für diesen Zweck schöpfen müssen und in flache noch vorhandene Dellen laufen lassen. Als die Urheber davon wurden die Wataturu bezeichnet.

Das Felsgebilde, das unmittelbar am See gelegen, dem Sandboden einige Meter hoch ganz kahl entsteigt, trug, roh herausgearbeitet, die 28 in zwei Reihen nebeneinander angeordneten Löcher eines einfachen Ubaue-Spieles, eine Art von Brettspiel, wie es wohl bei sämtlichen Völkerschaften Ostafrikas und auch darüber hinaus verwandt wird. Daneben aber fanden sich noch, wenn ich nicht irre, zwei Aushöhlungen in dem Gestein, welche die Form und Größe hatten wie die Mahltöpfe, die wir bei den späteren Ausgrabungen als Bestattungsbeigaben fanden, so daß ich mich der Meinung nicht verschließen konnte, daß sie jenen nachgebildet sein und gleichen Zwecken gedient haben könnten. Sie befanden sich bezeichnenderweise auf der Leeseite des Felsens, was dafür spricht, daß sie wirklich von Leuten benutzt worden sind, die Spiel und Arbeit in Deckung vor dem hier dauernd und regelmäßig aus mehr oder minder östlicher Richtung wehenden Winde betreiben wollten.

Das ist in kurzer Darstellung die Umwelt, in der sich die Grabstätten des Ngorongorokraters uns zeigen. Außerhalb dieses Gebietes ist mir glaubhafterweise nur von einem Funde Kenntnis geworden, der darauf hindeutet, daß eine ähnliche Bestattung vorliegen konnte wie hier: Bei der Anlage von Schützengräben in der Hochsteppe unterhalb Engare Nairobi am Südwestfuße des Kilimandscharos, welche dazu bestimmt waren, die Talsenkung zwischen diesem und dem Meru gegen eine englische Umfassung zu decken, hat man einige Grabbeigaben, insbesondere flache Steinplatten gefunden, welche darauf

Digitized by Google

hindeuten. Leider habe ich sie nicht mehr zu sehen bekommen, als ich mich, um sie in Augenschein zu nehmen, an diesen Teil unserer Front begab; ich mußte mich mit der Schilderung begnügen.

Dann verdient noch erwähnt zu werden, daß der Farmer Adolf Siedentopf uns mehrfach von seltsamen Anlagen in der Nähe des Ufers des Njarasasees erzählt hat, die nach seiner Meinung die Überreste einer in regelrechten Straßen angelegten kleinen Ortschaft von Steinhäusern darstellen. Siedentopf, der heute in den Südstaaten von Nordamerika farmt, war ein sehr nüchterner Beobachter, und es ist notwendig auch dieses festzustellen, um alles, was in den Kreis dieser Beobachtungen gehören könnte und bekannt war, beieinander zu haben.

Grabstätten finden sich nach Siedentopfs Mitteilungen und soweit ich selbst es feststellen konnte, innerhalb des Ngorongorokessels nur in dessen nördlichem Segment, und zwar auf drei Hügeln, die sich in der Entfernung von einigen Kilometern um die Stelle gruppieren, wo bei dem Bau des Farmhauses die ersten Funde in einem vorher nicht bemerkten Grabe gemacht wurden. Die drei Höhen, die sich bis 80 und 100 Meter über den umliegenden Boden erheben, führen keinen mir durch Siedentopf bekannt gewordenen einheimischen Namen. Ein im nordwestlichen Teil dieses Abschnittes liegender langgestreckter schmaler von Nord nach Süd verlaufender Höhenzug, Oldonje Kitate genannt, hat trotz sorgfältigen Absuchens kein Anzeichen einer Beisetzungsstätte ergeben. Diejenige an dem Farmhausplatze ist die einzige, welche nicht wie die anderen oben auf oder an dem Hange der Hügel gefunden wurde, doch liegt auch sie auf bereits stärker ansteigendem Gelände, das gewissermaßen durch die erwähnten drei Hügel nach rückwärts zu den Abschluß findet, und zwischen denen der stärkste Wasserlauf, der das Innere des Kessels erreicht, der Mungaebach, vom Ol-Muti-Berge gespeist, verläuft.

Die Zahl der wahrnehmbaren und wahrgenommenen Grabstätten ist nicht sehr groß; auf dem westlichsten und größten Hügel, den Siedentopf Löwenkopf zu benennen pflegte, waren es etwa ein Dutzend, auf den beiden anderen Hügeln waren es weniger, so daß wir im ganzen rund 20 gezählt haben.

Ich lasse die Zahl absichtlich zweifelhaft, weil es sehr schwer war, die Stellen zu erkennen; es können mehr davon vorhanden gewesen sein, doch hatte die dauernd darauf gerichtete Aufmerksamkeit weder des Farminhabers noch diejenige seiner Hausgenossen sie entdecken können.

Sie heben sich von dem umgebenden Grunde kaum ab. Man kann sie mit einiger Sicherheit nur erkennen, wenn man bei einer bestimmten Sonnenbeleuchtung, am besten Nachmittags, von unten aus einiger Entfernung auf die Hänge der Hügel hinschaut, dann zeichnet sich der Umfang des Grabes durch eine leichte andersartige Schattierung von der Umgebung ab, die hervorgerufen zu werden scheint durch einen etwas veränderten Bewuchs, den man aber aus der Nähe nur bei sehr aufmerksamer Beobachtung feststellen konnte. In Wirklichkeit hob sich das talwärts gewendete Ende der Stätte etwas über den gewachsenen Boden, indes die anderen Grenzen ganz unmerklich verliefen; aber auch der erstere Unterschied war nichts Bezeichnendes, da das gesamte Gelände buckelig und unregelmäßig gestaltet ist.

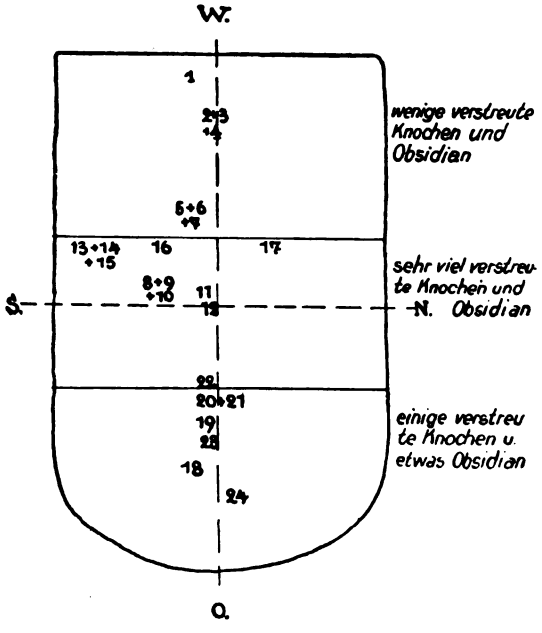
Hatte man von unten her eine Stelle festgelegt, so war es nur möglich sie nach Hinaufsteigen sicher festzustellen, wenn unten jemand stehen blieb und die Schritte des oben Befindlichen lenkte;

Digitized by Google

selbst der Spürsinn unserer Farbigen versagte hierbei. Dabei wurde zugleich festgestellt, daß die Stätten nur auf den Höhen und auf den Hängen der Hügel angelegt waren, welche mehr oder weniger nach dem Innern des Kraters zugeneigt sind und in ihrer Längsrichtung von Ost nach West und damit auch von oben nach unten verlaufen.

Das von mir ausgeräumte Grab lag etwa auf der Mitte des nach Westen und gegen den Kessel zu gerichteten Hanges eines der beiden westlich vom Mungaebach gelegenen Hügel, der über den Kesselboden

Oberste Schicht.



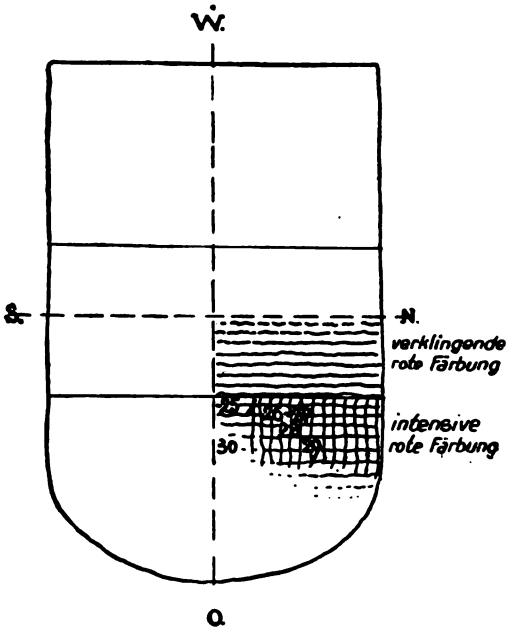
1. Halber Mahltopf von Stein.
2. Mahltopf von Stein.
3. Darunter gelbrote Schicht.
4. Kleiner Mahltopf von Stein.
5. Mahltopf von Stein.
6. Stück eines platten Steines.
7. Gelbrote Schicht.
8. Schädelteile I.
9. Mahlstein.
10. Mahlstein.
11. Stücke von Töpferware.
12. Beginn gelbroter Färbung.
13. Schädel II.
14. Obsidian.
15. Durchsichtiges Quarzstück.
16. Schädel III.
17. Größeres Knochendepot.
18. Kleiner Mahltopf von Stein.
19. Schädel IV.
20. Schädel V und Knochen.
21. Größeres Obsidianstück.
22. Schädel VI und Knochen.
23. Knochendepot.
24. Gneisplattenstück.

etwa 80 bis 100 Meter aufsteigt und sich unter einem Winkel von 30 bis 40 Grad gegen ihn absenkt. Er ist mit etwa 30 Zentimeter hohem buschig stehenden Grase bewachsen, welches jetzt durch die Trockenzeit hellgelb und völlig dürr geworden ist. In dem Grase stehen hier und da kleine Dornsträucher, nicht wesentlich höher als das Gras. Der Boden ist im allgemeinen erdig und besteht aus einer etwa 40 bis 120 Zentimeter dicken Schicht zerfallenen jungvulkanischen Gesteins. Oben ist er fast schwärzlich (vom Brennen des Grases), etwa 10 Zentimeter unter der Oberfläche zumeist tief dunkelbraun; in ihm sind größere und kleinere jungvulkanische Gesteinsbrocken enthalten,

Digitized by Google

von dunkel rostbrauner Farbe, vielfach im Bruch schlackig, jedoch nicht immer. Auch auf der Oberfläche liegen mehr oder minder große Stücke umher, vielfach wie jene recht zackig; sie sind durchweg von der gleichen Farbe. Hier und da findet man tonige fahlgelbe bis grauweiße Klumpen, die, während jene großes Gewicht haben, sehr leicht sind. Der darunterliegende Fels ist klingend hart, schwer mit Handwerkszeugen abzusprengen, von hellerer Farbe, jungvulkanischen Ursprungs (basaltartig); die felsige Oberfläche ist sehr unregelmäßig

Mittlere Schicht.



25. Mahltopf mit Schmuck darin.
26. Großes Knochendepot mit Schädeln VII und VIII.
27. Kaurimuschel.
28. Gneisplatte.
29. Roher Tontopf (Nachahmung eines Mahltopfes).
30. Kaolinartiger Tontopf (Nachahmung eines Mahltopfes).

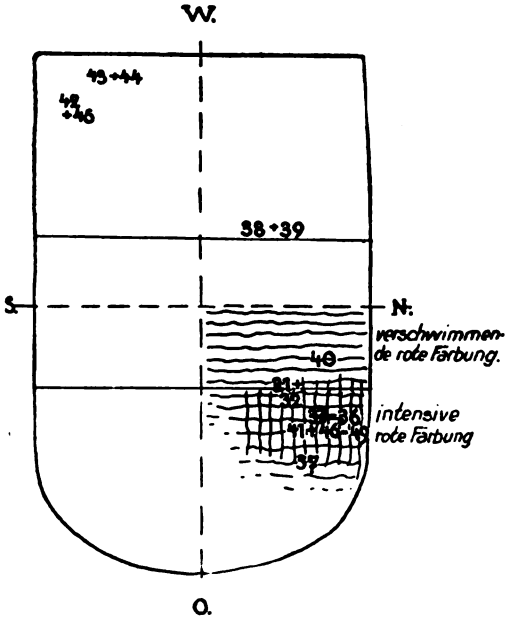
geformt, hat viele kleine Erhöhungen und kleine Grate, die zwischen sich kleinere und auch größere, mehr oder minder tiefe Kerben einschließen, flachdellige oder auch längliche Rillen, die einen scharfen Winkel als Boden haben.

Die äußere Ansicht des Grabes ist völlig unscheinbar. Es ist bedeckt von Erdreich und mit Gras bewachsen. Kein absichtlich hingestellter Stein verrrät den Platz. Nur das Fußende erhebt sich in diesem Falle etwa 80 Zentimeter über die umgebende Fläche; ein etwas dichterer Wuchs von niedrigem breitblätterigen Grase bezeichnet die Grenzen; diese Art Gras wächst überall zwischen dem stengeligen Büschelgras, ist hier aber an den Grabgrenzen reichlicher, wohl weil hier das Erdreich etwas stärker geschichtet wurde und diesem besseren Grase reichlichere Wachstumsgelegenheit bot. Die Gräber sind, wie schon gesagt, verschieden groß, immer von Ost nach West länger als in der Richtung Nord zu Süd.

Digitized by Google

Das ausgehobene Grab ist 8,50 bis 9 Meter lang und 4,50 bis 5 Meter breit, wenn man es äußerlich mißt. Um es anzulegen hat man lediglich den felsigen Boden vom Erdreich und den darin enthaltenen Gesteinstrümmern gereinigt; der felsige Boden war an keiner Stelle von irgendeinem Instrument verletzt, sondern das Begräbnis hatte auf dem unregelmäßigen, kerbigen, delligen, gewachsenen Felsgrunde stattgefunden. Der hier benutzte, von mir bloßgelegte Boden war 8 bis 8,50 Meter in der Länge und 4 bis 4,50 Meter in der Breite gereinigt. Die Maße sind nicht in allen Durchschnitten ganz gleich-

Tiefere und tiefste Schicht.



31. Glättestein, sehr starke Langknochen.
32. Glättestein.
33—36. Schädel IX bis XII.
37. Schädel XIII.
38. Mahltopf von Stein.
39. Schädel XIV.
40. Mahltopf, größerer, mit Mahlstein.
41. Ovale Steinplatte mit Loch, unter 33—36.
42. Schädel XV.
43. Mahltopf.
44. Glättestein.
45. Tontopf.
46. Obsidian.
47. Tonperlen.
48. Glasperlen.
49. Schmuck aus Muschel.

mäßig, man hat also offenbar nicht nach einer gezogenen Schnur gearbeitet, sondern nur ungefähr, aber ziemlich gleichmäßig Breite und Länge innegehalten. Nur am oberen Ende hat man die Form etwas oval gemacht, unten nicht.

Das bis auf den Felsgrund durchschnittene Erdreich hat man ringsum stehen lassen, etwas abgekragt und auf diesen so gewonnenen Rand aus der Umgebung hergeschleppte ganz rohe, meist größere Steine aufgesetzt, um so eine Grabkammer, besser Grabeinfassung, zu schaffen, deren Linie nach oben hin mit der natürlichen erdigen Oberfläche nicht ganz zusammenfällt, sondern sie an manchen Stellen mehr oder minder überragt zu haben scheint.

Nach den Seiten hin hat man den aufgestellten Steinrand mit Erdreich angedeckt, so daß das Niveau unmerklich in das natürliche

Digitized by Google

Erdreich übergeht; nur am Fußende ist eine Abhebung gegen den Hang sichtbar. Nach dem Kopfende zu wird der Steinrand niedriger, um schließlich unmittelbar in das Erdreich überzugehen.

Das ganze Grab ist mit dem beigesetzten Material, mit Erde und hineingebrachten Steinen und herbeigeschlepptem lockeren Erdreich der Umgebung ganz unregelmäßig aufgefüllt. Nur da, wo etwas Besonderes liegt, hat man im Liegenden mehr Erde angebracht, um eine Art Bettung zu schaffen, und im Hängenden als Abschluß oder Deckung einen größeren, manchmal etwas flacheren Stein daraufgelegt.

Der Inhalt des Grabes soll so beschrieben werden, wie ich es aufgedeckt habe. Ich fing an, das Drittel des Fußendes zuerst abzudecken, damit die Steine talwärts schnell wegbefördert werden konnten. Nachdem ich eine gewisse Tiefe hier erreicht hatte, ging ich zum mittleren Drittel, bis hier ungefähr das gleiche Niveau erreicht war, dann kam das obere Drittel. War dies erledigt, ging ich, möglichst vom Fuß her wieder anfangend, weiter in die Tiefe. Niveau ist so zu verstehen, daß es parallel dem Hange des Berges gedacht war.

Wie die einzelnen Fundgegenstände gelegen haben, ist aus dem rohen Schema, welches ich hier gebe, zu erkennen. Die verschiedenen in den drei Zeichnungen angegebenen Schichten sind selbstverständlich nicht genau gegeneinander abgegrenzt; sie fanden nur in der Art unserer Arbeit, kaum in der Form der Bestattung, ihre Veranlassung.

Die Ausführung war keine archäologische Kunstarbeit. Meine Arbeiter nahm ich aus meinen Trägern, die niemals etwas Ähnliches ausgeführt hatten; ihre Sprache verstand ich nicht, da sie ein hamitisches Idiom redeten, denn es waren Wambulu. Die Anordnungen gab ich in Suaheli, das ich gut beherrsche, an den Trägerführer Ahhmi, der wiederum nur sehr mangelhaft diese Sprache verstand. Doch erwiesen sich die Leute als willig und nicht ungeschickt. Als sie sahen, daß es sich um ein altes Grab handelte, dessen Inhalt ihnen völlig unbekannt erschien, entstand große Aufmerksamkeit und sogar ein uneigennütziger Eifer, der durch Belohnung für besondere Funde noch angefeuert wurde.

Vieles konnte nicht geschehen, was hätte geschehen müssen. Ein Sieb konnte nicht benutzt werden, da nur eine sehr beschränkte Arbeitszeit zur Verfügung stand, somit ist mancherlei Kleinkram sicher entgangen. Nur Brechstangen und grobe Schaufeln standen zur Verfügung, außerdem ein geologischer Hammer. Die menschlichen Knochen waren so zahlreich, daß bei der Kürze der Arbeitszeit selbst die größeren davon nicht alle aufgelesen werden konnten. Es wurden außerdem noch so viele gehoben, daß große Haufen an der Arbeitsstätte liegen gelassen werden mußten, denn es fehlte durchaus an den notwendigen Beförderungsmitteln.

Zuerst wurde die obere lockerer gelagerte Schicht abgenommen. Es war zunächst eine Decke, die man angereicherten Humus nennen könnte, entstanden aus dem alljährlich wachsenden Gras und dicht durchzogen von dessen Wurzeln. Diese Schicht, ehe man auf stärkere Steine stößt, ist verschieden dick, im ganzen zwischen 40 und 50 Zentimeter; in ihr findet sich zunächst nichts Besonderes, erst nach 30 bis 40 Zentimeter stößt man auf regellos hingelegte Steine und zwischen diesen zerstreut auf menschliche Knochen, ziemlich zart, vielleicht von einer Frau. Die Knochen sind über die ganze Ausdehnung der Graboberfläche zerstreut, anscheinend von nicht mehr als einem Menschen. Am abwärts gelegenen, also Westende des Grabes findet sich unmittel-

Digitized by Google

bar unter der Erdschicht, etwa 40 Zentimeter tief eingebettet, ein zerbrochener, etwa halber steinerner Mahltopf (1); er liegt, nach oben hin unbedeckt, zwischen den unregelmäßig angeordneten Steinen. In fast genau der Mitte des Grabes, etwa 50 Zentimeter tief, ein ganzer Mahltopf (2); unter diesem Topf, etwa 30 Zentimeter tiefer, im ganzen also bis etwa 80 Zentimeter von der Oberfläche, zeigt sich eine gelbrote Sandschicht, die in diesem Niveau nur eine mäßige Flächenausdehnung hat. In dieser Gegend findet sich ein glatter kleiner Stein von der Größe einer länglichen Wallnuß; es könnte ein Mahlstein für ein ganz kleines Mahltöpfchen, vielleicht zum Spielen, gewesen sein; ein dazu passender Mahltopf ist aber nicht gefunden worden; er ist von hier nicht vorkommender Gesteinsart, anscheinend Gneis. Im nördlichen Teil der Mittellinie (Querachse), aber nicht weit von der Längsachse entfernt, ein weiterer Mahltopf (3) in etwa 50 Zentimeter Tiefe. Unter diesem, durch etwas Erde getrennt, ein Plattenstück (fremdes Gestein, Gneis?). Das Gefäß Nummer 3 und die Platte sind von rötlich gefärbtem Erdreich umgeben. Mit den Knochen finden sich verstreut, hauptsächlich am unteren Ende, einige unregelmäßige Obsidianstückchen.

Diese Sachen liegen in dem Grunde der humösen erdigen Schicht, die nicht viel Steine, eigentlich nur Steinchen enthält, meist eingebettet in, oder umgeben von einzelnen Steinen oder von den Hervorragungen der größeren Steine der nun kommenden Schicht. Die Steine weisen eine wirkliche Regelmäßigkeit der Anordnung, der eine bestimmte Absicht zugrunde gelegen haben könnte, nicht auf. Wohl aber bemerkt man in der oberen Hälfte der ganzen Graboberfläche, daß sie mechanisch in der Querachse des Grabes nebeneinander eingesetzt sind. Nahe am Nordrande finden sich Knochen der verschiedensten Glieder, 2 Obsidianstückchen, 1 schwarzes Stück Keramik; links von der Mittellinie, also südlich, gleichfalls Knochen, jedoch weniger als auf der anderen Seite.

Dann wird die Oberschicht der Mitte weiter aufgeschlossen. Die Erde ist mit einigen Steinen vermischt; in ihr finden sich sehr viele Knochen, mit geringen Bruchteilen vom Schädel I; keine Kieferknochen, dagegen sehr viele Zähne, darunter ganz kleine Zähnchen, offenbar von kleinen Kindern, von welchen letzteren sich in der Tiefe später auch noch einzelne finden, am meisten aber hier; ferner liegen hier zwei Mahlsteine, für die Töpfe passend; ob sie aber gerade zu den schon gefundenen oder später noch auftauchenden gehört haben, bleibt nach Fundstelle und Einpassungsversuch zweifelhaft. Außerdem einige Stücke einer dichtwandigen schwarzen Tonware mit Strichverzierung. Von dieser werden hier, aber durchaus verstreut, die meisten Teile gefunden. Es scheint, als wenn schon die Bruchstücke als solche darauf herumgestreut sind, nicht etwa ein später zerbrochenes Gefäß aufgestellt gewesen ist.

Etwas mehr in der Tiefe, fast genau in der Mittellinie und auch fast ganz genau im Mittelpunkte der ganzen Anlage, ist rote Färbung des Erdreichs wahrzunehmen, die in größerer Anhäufung vorhanden ist und hier offenbar tiefer reicht als anderswo. Diese Färbung hebt sich von derjenigen der übrigen gebrauchten Erde ganz deutlich ab; letztere ist schwarzbraun, erstere leuchtend hellrot. Die Färbung geht an den Rändern ihrer größeren Intensität mehr oder minder allmählich in die dunklere Färbung der Umgebung über, setzt sich also nicht scharf gegen letztere ab.

Digitized by Google

Fast am Südrande des unteren Teiles der Mitte ein Schädel II, etwa 40—50 cm unter der Oberfläche, nach oben nur von dem aufgebrachten Erdreich bedeckt, fest eingebettet in mäßig große Steine mit etwas Erde darum. Das Gesicht anscheinend etwas gegen den Himmel gewandt, das Schädeldach nach dem Fußende zu aufgestellt, das Hinterhauptloch nach dem oberen Ende, dem östlichen, des Grabes gerichtet; also etwa so gelegen, wie jemand den Kopf heben würde, wenn er im Bett liegt, und ohne den Körper zu rühren, den Kopf aufrichtet, um zu sehen, was am Fußende des Bettes vor sich geht. Die flachen Schädelknochen, die einem Erwachsenen angehört haben, sind sehr dünn, die Nähte an keiner Stelle verwachsen; obgleich noch ungefähr in ursprünglicher Lage, sind die einzelnen Teile in den Nähten auseinander gewichen und völlig, ohne Verletzung der Nahtzacken, voneinander getrennt. Das Stirnbein fehlt. Die übrigen Knochen sind nur teilweise vorhanden, sie sind nicht so angeordnet, daß man auf eine bestimmte Lagerung des Skeletts mit Sicherheit schließen könnte. Nur fällt auf, daß sie sich auf einem vom Kopf nach unten gerichteten Längsraum von 60—80 cm verteilen; die Leiche kann also, wenn sie unzertrennt bestattet wurde, nicht ganz ausgestreckt bestattet gewesen sein. Direkt unter dem Hinterhauptloche finden sich Rippen, Arm- und Fingerknochen, ziemlich zarte Glieder, aber durchaus verknöcherte Epiphysen. Die übrigen Knochen — jedoch nicht sämtliche — des Körpers lagen wirr durcheinander in der nächsten Umgebung nach abwärts; ein Oberschenkel ziemlich nahe am Schädel; einzelne Zähne lagen ziemlich weit entfernt. Ober- und Unterkiefer wurden nicht gefunden. Nur der Kopf war fest eingebettet, die übrigen Knochen lagen zerstreut locker zwischen Steinen und Erde, dicht dabei einige Obsidianstückchen und ein ganz unregelmäßiges Stückchen durchsichtigen Quarzes.

Die vorhin gefundenen Sachen (Tonware usw.) lagen in dem gleichen Niveau, aber mindestens 1½ m davon entfernt in der Mitte. Etwas tiefer als Schädel (II) und etwa 1 m rechts davon ein anderer Schädel (III), etwa 30—40 cm abwärts von (II). Schädel III ist nur in wenigen verstreuten Bruchstücken vorhanden, dabei ein zarter Oberarm- und Oberschenkelknochen. Größere Knochenmengen finden sich rechts (nördlich) von Schädel III und etwas tiefer.

Aufdeckung des östlichen oberen Drittels.

In oberster Lage einige Knochen und etwas links von der Mittellinie ein kleiner Mahltopf. Etwas darunter, ungefähr in der Mittellinie Schädel- (IV) teile, sehr dünne Platten, Nähte u. dgl. nicht zu erkennen; dabei an sich gute, aber sehr verwitterte Zähne. Etwas abwärts davon Schädel V, völlig zerstreut- bzw. getrennt-liegende Knochen; einige wohlerhaltene lange Knochen kräftigen Baus; kräftige Hinterhauptschuppe (offenbar von einem Mann). Beide Schädel (IV und V) lagen nur etwa 20—25 cm unter der Oberfläche; während die Zähne von (IV) verwittert sind, haben die von (V) wohlerhaltenen Schmelz. Neben einem erhaltenen Teil des Unterkiefers ein etwas kleineres Stück Obsidian. Abwärts von Schädel IV ein wenig erhaltener Schädel (VI); daneben gut erhaltene lange Knochen (anscheinend Frau, sehr wagerecht stehender Gelenkhals des Oberschenkels). Etwas aufwärts (östlich) von V sehr viele durcheinanderliegende Knochen, vielleicht zu V gehörig, jedoch etwas tiefer im Grunde als V. Aufwärts und etwas nordwärts von diesem Knochendepot ein Stück von einer Gneisplatte. In dieser Gegend wurde eine große

Digitized by Google

Menge von Knochen und Schmucksachen gefunden; auf einer Fläche von ungefähr 1,25 : 1,50 m; größte Ausdehnung in der Querachse. Auf der äußersten südwestlichen Ecke dieses Teiles lag ziemlich dicht unter der Oberfläche ein gut erhaltener Mahltopf, aufrecht stehend, ganz mit Erde angefüllt, von Graswurzeln durchwachsen. In der Erde des Topfes eingebettet zwei durchbohrte längliche Schmuckstücke aus Muschel. Aufwärts (östlich) und seitwärts (nördlich) davon eine Fülle von Knochen, mindestens von zwei Menschen. Als zusammengehörig konnten erkannt werden 1 Stirnbein, 1 Felsenbein, 1 Hinterhauptschuppe. Diese Knochen sind sämtlich zart, aber ausgewachsen; ein gut erhaltener oberer Teil eines Oberschenkels hat sehr wagerechten Gelenkhals, also wohl Frauenknochen (Schädel VII und VIII). Ein Schmuckstück aus Kaurimuschel, abgeschliffen, nicht besonders erhalten, liegt dabei. Um dieses große Knochendepot herum, besonders etwas tiefer, befindet sich die eigenartige rote Färbung. Etwas oberhalb davon liegt ein Bruchstück einer Gneisplatte (etwa 1½ cm dick). In der roten Erde, etwas in der Tiefe, ein roher Tontopf, in Form der steinernen Mahltöpfe.

Dann ungefähr in der Mittellinie an der Grenze der roten Erdfärbung, da, wo diese schon allmählich im dunklen Braun verschwindet, ein Mahltopf von homogener, kaolinharter Masse, nicht wie die anderen Steintöpfe aus schlackigem Gestein hergestellt und nicht wie die oberen von der bröckeligen, körnigen, hellgelben, weißgrauen Masse.

In etwas tieferem Niveau erstreckt sich der allmählich verschwimmende Teil der Rotfärbung der Erde, die sich an keiner Stelle den Steinen mitgeteilt hat, noch etwas über die Mittellinie hinaus nach links (südlich). Die Hauptmenge der Knochen liegt über der intensiven Rotfärbung; sie treten in solcher Fülle auf, daß sie nicht mehr gesammelt werden können, zumal jetzt, da sie soviel davon sehen, die Arbeiter die Aufmerksamkeit daran verlieren.

Tieferer Horizont, oberes Drittel:

In dem roten Erdreich sehr kräftige Langknochen, ungewöhnlich stark ausgebildeter Unterteil mit Gelenkflächen von einem Oberschenkel — wie von einem Ochsen, sagt Siedentopf — Darmbeinpfanne mit zu einem starken Oberschenkelkopf passender Gelenkhöhlung; keine Fußknochen. Dazwischen ein Glättestein. Diese starken Langknochen liegen durchaus in der roten Erde, wenn auch nur oberflächlich darin. Mit ihnen zusammen, anscheinend etwas tiefer, im Roten, zahlreiche Langknochen zarterer Individuen.

Dann, etwa 60—80 cm aufwärts von den groben Langknochen, deren Lage im Niveau, da nur in zerbrochenem Zustande vorhanden, nicht festzustellen war, 4 Schädel bzw. deren beieinanderliegende Teile; einer davon oben auf den anderen drei (IX.X, XI, XII).

Die drei etwas tiefer liegenden sind so angeordnet, daß zwei im am weitesten nach oben (östlich) befindlichen Teil der roten Erde liegen, einer etwas abwärts (westlich) davon auf der nördlichen Seite, ziemlich dicht am nördlichsten Grabrande. Auf diesen dreien liegt der vierte dieser Schädel (als IX bezeichnet); der größte Teil der zu IX gehörigen, auseinandergefallenen Schädelknochen liegt auf den zwei östlich dicht nebeneinander gelagerten Schädeln X und XI; indes XII direkt auf sich keine Knochenteile von IX trägt. Auf X und XI liegt IX, anscheinend so, daß der Hinterkopf in der Kerbe zwischen X und XI sich befand. Die Schädel, die am tiefsten im Grunde liegen,

Digitized by Google

befinden sich zwischen 80 und 100 cm unter der Oberfläche; sie liegen in der grellroten Erde, darin eingebettet; Steine befinden sich in der Umgebung nur sehr wenige und nur kleine, so daß man annehmen kann, man habe für diese Schädel eine weiche, reine Erdlagerung schaffen wollen.

Die Schädelteile sind, besonders von den drei als Unterlage dienenden Köpfen, völlig zermürbt und nur bruchstückweise zu heben, da auch die einzelnen Schuppen nicht voll erhalten sind, sondern in Stücke zerfallen. Immerhin läßt sich erkennen, daß von den beiden oberen Schädeln das Gesicht des linken, südlichen, nach Süden sieht, so daß der Kopf auf der linken Backe lag; der nördliche ist weniger erhalten, aber soweit erkennbar, lag er auf der rechten Backe, sah also nach Norden. Bei Schädel XII war dagegen die Lagerung nicht mehr festzustellen.

Darauf lag also der Schädel IX, eines sehr kräftigen Individuums; ein Teil der Schädelknochen ist gut erhalten und von erheblicher Dicke; der mittlere Teil des Unterkiefers (beide Äste sind abgebrochen), lag so, daß die Spina direkt gegen den Himmel gerichtet war, sonst war von seiner Lagerung nichts mehr zu erkennen, da die einzelnen Plattenknochen lose und wirr durcheinander lagen.

Oberhalb, östlich dieser vier Schädel, etwa 50—70 cm davon getrennt, im gleichen Horizont, noch ein Knochenhaufen mit zahlreichen zerfallenen Schädelteilen (XIII), soweit zu beurteilen, von einem Mann.

Die vier Schädel und deren Glieder waren jedenfalls nicht ganz ausgestreckt beigesetzt; denn sie nahmen vom Schädeldach bis ans untere (westliche) Ende des Knochendepots, nur eine Längsausdehnung von etwa 1 m ein; eher weniger als mehr.

Es ist also möglich, daß Hockerstellung vorgelegen hat; festzustellen nach Lage der Knochen war aber eine solche nicht mehr.

Unter den vier Schädeln gehörten offenbar drei Frauenleichen. Nur die zu einem einzigen, ungewöhnlich langen und kräftigen Mann gehörigen Langknochen, sowie die dazu passenden, sehr dicken Schädeldachknochen wurden einigermaßen gut erhalten, aber durchaus unvollständig, gefunden; was zu dessen Schädel zu gehören schien, ist gesammelt und aufbewahrt. Alle übrigen Knochen waren, soweit erhalten, sehr zart und dem Verfall nahe, meist völlig zermürbt (also wohl: Unterlage drei Weiber, darauf der Häuptling).

Im tiefsten Horizont, am Beginn des unteren (westlichen) Drittels, ein Mahltopf von Stein, unter ihm ein Haufen völlig zerfallener Knochen mit gänzlich zermürbten Schädelteilen (XIV). Im tiefsten Horizont, zu Füßen der vier dicht nebeneinander bestatteten Leichen, ein größerer Mahltopf von Stein mit Mahlstein dabei (nicht darin). (Einige der gefundenen Töpfe waren umgestülpt und leer; die meisten standen aufrecht und waren mit Erde gefüllt.) Etwas tiefer im Grunde eine große, ovale Steinplatte, dünn, mit Loch in der Mitte; sie liegt über einer das übrige Grundniveau nach unten überschreitenden natürlichen Kerbe im gewachsenen Felsgestein; in dieser wieder, unter der Platte, ein wirrer Haufen Knochen. (Die Außenwand [nördliche] der Kerbe liegt fast im nördlichen Rand des Grabes.)

Im tiefsten Horizont, im unteren Drittel, ein verhältnismäßig gut erhaltener Schädel (XV), welcher ganz mit Erde angefüllt war, um den herum die Schädelteile (nicht alle) sich annähernd in ursprünglicher Lage erhalten hatten (ist aufbewahrt). Mit ihm, nach Westen zu, lagern Knochen in einem Haufen; das Gesicht sah nach Norden; drei bis vier Halswirbel lagen hinter der Hinterhauptschuppe. Es

Digitized by Google

würde also die Lage gewesen sein müssen, als wenn ein auf der rechten Seite liegender Mensch den Kopf stark auf die Brust beugt.

Im tiefsten Horizont, ganz am Fußende des Grabes, auf der südlichen Seite Mahltopf von Stein mit daneben liegendem Glättestein; etwas aufwärts davon, dicht unter Schädel XV, ein mahltopfähnlicher Tontopf, von hellgelbem, innen grauweißem, körnigem Material. Die rote Erde erstreckt sich zu Füßen der vier Schädel noch ein gut Teil aus dem oberen Drittel in das mittlere Drittel.

Um und unter den vier Schädeln wurden die meisten Schmucksachen gefunden, einige Obsidiansplitter, viele Tonperlen, sehr viel ganz dünne und einige sehr große; ferner sämtliche altertümliche Kristallperlen, bis auf eine, die mehr in der Mitte des Grabes lag; außerdem eine Anzahl der platten, durchlöcherten Schmuckstücke aus Muschel.

Zerstreut finden sich eine Anzahl Obsidianstücke, wenn auch nicht sehr reichlich, über das ganze Grab in allen Teilen, desgleichen auch einzelne Tonperlen. Ferner fanden sich noch zwei Bruchstücke von Gneisplatten, deren Lage nicht rechtzeitig wahrgenommen werden konnte.

Die Funde, welche ich gemacht habe, sind leider nur zu einem ganz geringen Teile nach Deutschland gelangt. Es war infolge der Kriegszeit ohnehin nicht ganz leicht, überhaupt zur Ausführung dieser Arbeiten zu gelangen, und nur die Ruhe, welche um die Mitte des Jahres 1915 in den kriegerischen Bewegungen sich auf allen Fronten in Ostafrika geltend machte, gab mir die Möglichkeit, neun Tage darauf zu verwenden. Es war bei dem Mangel an Trägern auch gar nicht möglich, alles, was aus dem Grabe zutage kam, mitzunehmen; ganze Haufen von Knochen mußte ich an Ort und Stelle liegen lassen. Das übrige wurde in eine einfache und in eine Doppellast verpackt und bis an die Zentralbahn mitgeführt. In der ersteren wurden neben einer Anzahl besonders bezeichnender Knochen die fünf besterhaltenen der gefundenen Schädel, in der Doppellast die schweren Steinsachen befördert.

Die Schädel kann ich nicht irgendwie genauer beschreiben, da ich nicht in der Lage war, Messungen vorzunehmen, und, als ich wieder in den Bereich des Feld- und Bahntelegraphen kam, von ruhiger Arbeit rein wissenschaftlicher Art nicht mehr die Rede sein konnte. Leider habe ich, da ich mich meiner Ausbeute ja sicher glauben konnte, mir auch nicht die Mühe gegeben, schriftliche Aufzeichnungen darüber zu machen. Wir nahmen damals, daheim und draußen in günstiger militärischer Lage befindlich, nicht an, daß der Krieg ein unglückliches Ende nehmen könnte, und auch auf eine so lange Dauer rechneten wir nicht. Ich konnte also hoffen, daß meine in Tabora auf das sicherste untergebrachten Kisten dereinst mit mir den Weg in die Heimat finden würden. So war mein Leichtsinn verzeihlich. Ich kann nur noch aus dem Gedächtnis feststellen, daß die Schädelform eine ganz andere war, als die der jetzigen Bewohner von Deutsch-Ostafrika, soweit ich sie kenne, und auch als desjenigen Schädels, den Herr Prof. Dr. Heepe dem angeblichen alten Wataturugrab im Ngorongorokessel entnommen hatte. Ich glaube mich richtig zu erinnern, wenn ich feststelle, daß — bei stark prognathem Kieferbau — die Augenhöhlen verhältnismäßig groß waren, die Stirn niedrig und fliehend, und die Augenbrauenbögen stark hervorragend, fast wie eine ununterbrochen verlaufende Leiste geformt.

Das ist alles, was ich heute mit einiger Sicherheit glaube angeben zu können. Ich habe einigen Herren, denen ich Unterscheidungs-

Digitized by Google

vermögen in dieser Beziehung beimessen durfte, auf dem Marsche durch ihre militärischen Posten, die Schädel gezeigt; darunter befanden sich die Herren Professor Dr. Reck vom geologisch-paläontologischen Institut zu Berlin und der Sprachforscher Professor Dr. Heepe, jetzt an der Lautabteilung der Universitätsbibliothek und am Orientalischen Seminar in Berlin; beide waren damals der gleichen Anschauung wie ich, daß es sich um eine besonders geartete Schädelform handele.

Unter den verlorenen Steinsachen, welche die Doppellast füllten, befanden sich unter anderen die sämtlichen in meinem Fundbericht bezeichneten Mahltöpfe, sowohl die aus Stein gemeißelten, als auch die in Töpferei nachgeahmten, mit einigen Mahlstempeln, welch letztere sämtlich aus hier nicht anstehend gefundenem, altkristallinischem Gestein bestanden, indes die Töpfe selber aus jungvulkanischem, sehr hartem und sprödem Gestein, wie es hier an Ort und Stelle vorkommt, hergestellt waren. Es waren dann noch eine Anzahl Steinplatten vorhanden, auch diese aus altkristallinischem Gestein hergestellt, soweit ich feststellen konnte: aus Gneis, und einige von mir als Glättesteine bezeichnete faustgroße, an einer Fläche glatte Gneisstücke.

Leider habe ich auch diese Sachen keiner genauen Beschreibung unterzogen und mir die Maße, obwohl ich sie genommen hatte, nicht in meinem Tagebuch verzeichnet, eben weil ich ja die Sachen in der Hand hatte und glaubte, alsbald die Ruhe zu deren eingehenderen Behandlung noch im Lande selbst zu finden, sobald ich nur wieder in solche Gegenden gekommen war, wohin meine Pflicht mich rief. Leider wurde ich alsbald derart wieder abseits der Zentralbahn in Anspruch genommen, daß ich die Kisten nur sicher unterbringen konnte, um dann nach dem Tanganjikasee und Ruanda weiter zu reisen. So kann ich über diese Steinplatten nur aus meiner Erinnerung weitere Angaben, als sie in meinen unmittelbaren Aufzeichnungen über die Grabungen enthalten sind, machen. Die eine vollständige Platte, die ich fand, hat bei etwa 1½—2 cm Dicke einen Umfang von 30 : 40 cm gehabt; eine andere war zerbrochen, mochte aber ursprünglich die gleiche Größe gehabt haben, und eine dritte war, wie mitgeteilt, oval, mit einem durch Ausschabung hervorgerufenen kleinen Loch in der Mitte. Mahlsteine für Getreide können es m. E. nicht gewesen sein, weil sie hierfür zu dünn und deshalb nicht widerstandsfähig genug gewesen sein würden. Herrn Siedentopfs Meinung, aus seiner Kenntnis der jetzigen Verhältnisse gezogen, war, daß es Unterlagen gewesen sein könnten, um darauf die Rinde gewisser Bäume zu Rindenzeug zu klopfen, zumal einige Steine sich fanden, eben jene, die ich Glättesteine genannt habe, und welche man vielleicht als Klopfsteine für diesen Zweck bezeichnen könnte. Ich habe dieses in meinen Aufzeichnungen bemerkt, bin aber nicht völlig davon überzeugt worden, obwohl ich mir bislang auch eine andere Zweckdienlichkeit der Platten nicht habe vorstellen können; vielleicht sind sie zur Zerreibung weniger harten Mahlgutes irgendwelcher Art benutzt worden.

Die Kisten mit diesem Inhalt sind im Kriege verlorengegangen, obwohl auf deren Erhaltung jede Sorgfalt verwandt worden ist. Ich versah sie mit der deutlichen Bezeichnung: „Dr. Arning, für das Provinzial-Museum, Hannover", und übergab sie der Verwaltung der Zentralbahn, deren kaufmännischer Direktor sie in seine besondere Obhut nahm. Daß sie gut verwahrt worden waren, lehrte mich folgender Vorfall: In den letzten Kämpfen, die in Deutsch-Ostafrika nahe der südlichen Grenze stattfanden, ehe General v. Lettow-Vorbeck

Digitized by Google

in das portugiesische Gebiet übertrat, sah mich auf dem Hofe meines Feldlazaretts ein mir völlig unbekannter Wehrmann, der daselbst eine kurze Rast machte, und sagte mir, daß die oben bezeichneten Kisten bei der Räumung Taboras durch unsere Truppe einem sehr zuverlässigen syrischen Angestellten der Bahn zur persönlichen Obhut übergeben worden seien, da man angenommen hätte, daß dieser als Nichtdeutscher unbehelligt bleiben würde. Ich habe dann nach Schluß des Krieges, und nachdem die Leidenschaftlichkeit unseres Gegners sich etwas abgekühlt hatte, mich an den Custodian of Alien Property in Daressalam gewandt und ihn gebeten, sich nach diesen Kisten umzusehen und sie mir auszuliefern; sie seien wertvoll für die Wissenschaft, aber könnten ohne meine persönlichen Kenntnisse und meine Aufzeichnungen von anderen Leuten nicht benutzt werden. Er hat mir nach einiger Zeit mitgeteilt, daß weder die Kisten, noch der mit Namen bezeichnete Syrer aufzufinden gewesen seien. Ich glaube, daß diese Mitteilungen den Tatsachen entsprechen, denn der gleiche Engländer hat mein Tagebuch, in dem diese Aufzeichnungen sich fanden, und das durch einen unglücklichen Zufall erst nach dem Schluß des Krieges drüben in englische Hand geraten war, einige Jahre nach Schluß des Krieges persönlich der deutschen Kolonialbehörde in Berlin überliefert. Ich konnte feststellen, daß es genau durchgesehen war, und aus einer von der Zensur zugefügten Bemerkung erkennen, daß man auch den Grabungsbericht gelesen hatte. An einigen Stellen hat man dem Tagebuch einige Blätter, die anscheinend für die englische Verwaltung wichtige Nachrichten enthielten, entnommen; der Grabungsbericht aber ist ungestört in meine Hand zurückgegeben, so daß auch nicht anzunehmen ist, man habe ihn etwa zusammen mit den Funden irgendwie in England verwerten wollen.

Wirklich vorhanden sind heute folgende Fundgegenstände, wie sie in einem Verzeichnis, das der Direktor des Provinzial-Museums zu Hannover und Leiter der dortigen prähistorischen Sammlung, Herr Dr. Jacob-Friesen, veranlaßt hat, zusammengestellt sind:

1 Steinmörser,
1 durchbohrter Netzsenker (oder Grabstockstein),
1 Tonscherbe,
1 Stück Schlacke,
1 Hornsteinspitze (Moustiertypus),
1 Bergkristall mit Rille,
1 Splitter aus Bergkristall,
8 Obsidianmesser bzw. -splitter,
1 halbmondförmiges Schmuckstück aus Serpentin,
3 röhrenförmige Perlen,
2 Kaurimuschel-Anhänger,
6 ringförmige Perlen aus Bergkristall,
3 Perlen aus gebranntem Ton,
3 gebrannte Knochenstücke, 2 Zahnreste,
3 Perlen, 5 Bruchstücke davon,
8 durchbohrte, längliche Muschelanhänger,
2 durchbohrte Muschelscheiben,
1 Probe roter Erde,
1 Kette von 139 ringförmigen Muschelperlen.

Der einzige größere und schwerere Gegenstand der kleinen Sammlung ist der Mahltopf; er entstammt nicht der von mir unternommenen Grabung und ist auch nicht von mir persönlich mitgebracht worden,

Digitized by Google

sondern eine Gabe der Gattin meines Freundes Adolf Siedentopf, die nicht nur seine großartige Einsamkeit im Land der Riesenkrater ein Jahrzehnt lang mit ihm geteilt hat, sondern die es, nachdem er selbst als Kriegsgefangener abgeführt worden war, auf sich nahm, als mutige deutsche Frau auch ganz allein dort oben Haus und Hof zu schützen und zu erhalten, bis dann auch sie der Austreibung alles dessen, was deutsch ist, aus diesem Lande deutscher Arbeit und deutscher Treue verfiel.

Ich kann aber feststellen, daß dieser Mahltopf in Gesteinsart, Form und Ausführung vollständig gleichartig denjenigen ist, die ich dem Grabe entnommen und später verloren habe.

Die übrigen Sachen entstammen der von mir unternommenen Grabung, bis auf das halbmondförmige Stück Serpentin, das nach Siedentopfs mündlicher Mitteilung der gleichen Fundstelle, also dem Grab an der Stelle seines Farmhauses, zugehört, wie auch der Mahltopf. All die anderen Gegenstände brachte ich in einer Zigarettenschachtel aus Blech unter, die durch alle Fährlichkeiten des Krieges, an dem ich im ganzen 40 Monate teilnahm, hindurch und aus einer 14monatigen Kriegsgefangenschaft gerettet werden konnte, obwohl ich im weiteren Verlaufe der Ereignisse schon lange vor Abschluß meiner Dienste mein sonstiges Gepäck gänzlich eingebüßt hatte.

Da Herr Professor Dr. Reck vom Berliner geologisch-paläontologischen Institut es übernommen hat, die Funde an anderer Stelle wissenschaftlich zu bearbeiten, so will ich mich nur auf die Wiedergabe dieses Verzeichnisses beschränken und lediglich einige wenige Bemerkungen daran knüpfen.

Der Steinmörser besteht aus Lava, die sicher aus dem Vulkanhochlande stammt, möglicherweise sogar aus Stein gearbeitet ist, der in näherer Umgebung des Fundortes ansteht. Es ist ein sehr hartes Material, dessen Bearbeitung zu der vorhandenen Form auch mit unserem heutigen Handwerkszeug nicht so ganz leicht sein, sondern die Abstumpfung manches Meißels beanspruchen würde. Die Form ist rundlich, 19 cm lang, 17 cm breit und 9 cm hoch, indes die innere Aushöhlung reichlich 6 cm tief ist.

Bei dem durchbohrten Netzsenker (oder Grabstockstein) ist die Durchbohrungsart auffallend, die von zwei Seiten erfolgt ist.

Der als Hornsteinspitze bezeichnete Gegenstand wird von anderer Seite als aus Chalcedon bestehend angesehen; sie ist 3,9 cm lang, an der Basis 2,5 cm breit, bis 1,2 cm dick, bei feiner Randbearbeitung.

Die Obsidianmesser und -splitter erschienen mir sehr unregelmäßig gestaltet. Ich weiß nicht, woher dies Material stammte; ich habe es außerhalb dieses Grabes auf dieser Reise nirgendwo angetroffen.

Die röhrenförmigen Perlen bestehen aus Ton und verjüngen sich nach beiden Enden; die längste ist 3,3 cm lang und 1,5 cm dick, bei sehr großer, lichter Höhlung.

Die als ringförmige Perlen aus Bergkristall bezeichneten sechs Perlen bestehen aus noch nicht sicher festgestelltem Mineral; vielleicht aus Bergkristall, vielleicht aber auch aus Chalcedon, Opal oder ähnlichem Stoff. Drei sind mattglasig durchscheinend weiß, eine mehr scheibchenförmige ist undurchsichtig, zwei sind durchscheinend rötlich bis rotbraun. Die Durchbohrung, nach Form, Weite und Orientierung sehr ungleich regelmäßig, ist sicher Handarbeit; man erkennt an einigen Stellen, wie der Bohrer versucht hat, von dem beabsichtigten Wege abzuirren.

Digitized by Google

Die durchbohrten Muschelscheiben und Anhänger sollen nach der Anschauung einiger Häuptlinge vom Stamme der Wambulu, denen ich die Funde zeigte, aus einer Muschel gefertigt sein, die noch heute im Njarasa-See vorkommt. Dies war das einzige, was diese sehr intelligenten Leute unter der Gesamtheit der Funde als etwa Bekanntes bezeichneten; alle anderen Gegenstände waren ihnen völlig fremd, und auch dieser Stoff wurde bei ihnen nicht mehr als Schmuck benutzt; jedoch kannten sie natürlich auch die Kaurimuschel.

Die scheiben- bzw. ringförmigen Muschelperlen, die sich in großer Zahl fanden, sind anscheinend aus dem gleichen Stoff wie die Muschelanhänger; sie sind roh gearbeitet, haben bis zu 2 cm Durchmesser und 0,9 cm Dicke bei unregelmäßiger und enger Durchbohrung.

Das Grab hat mir den Eindruck gemacht, als ob sämtliche darin beigesetzten Personen zu gleicher Zeit der Erde überantwortet worden sind. Ich habe meine Aufzeichnungen, die ich während der neun Tage dauernden Grabungszeit machte und an jedem Abend für den betreffenden Tag ausarbeitete, eine diesbezügliche Bemerkung nicht ausdrücklich gemacht, weil ich durch keinen der verschiedenen Funde unmittelbar veranlaßt wurde, mich mit dieser Frage zu beschäftigen; wohl aber habe ich mit Adolf Siedentopf, der häufig an den Arbeiten teilnahm, das Für und Wider der Möglichkeit einer Beisetzung zu verschiedenen Zeiten lebhaft besprochen; wir sind uns darüber einig geblieben, daß eine solche nicht anzunehmen sei, weil eine Störung des einmal hineingebrachten Erdreichs durch spätere Eingriffe nirgendswo zu erkennen war. Lediglich der Umstand, daß die in der allerobersten Schicht angetroffenen Knochen, die nur einem Menschen anzugehören schienen, so weit über die Oberfläche des Grabes zerstreut waren, könnte der Anlaß sein, daß hier eine nachträgliche Beunruhigung angenommen werden müßte, vielleicht durch den Eingriff einer Hyäne unmittelbar nach der Beisetzung, welcher Schaden dann sogleich wieder hergestellt wurde. Auch der Gedanke ist abzulehnen, daß hier etwa eine Wohnhütte gestanden haben könnte, in deren Grunde man, wie es ja vielfach bei afrikanischen Völkern vorkommt, die Verstorbenen nacheinander beigesetzt hätte, weil niemals Menschen so unvernünftig gewesen sein dürften, ihre Wohnung auf einem so abschüssigen Hange aufzurichten.

Die Beigaben, welche gefunden sind, gehören offenbar in der Hauptsache zu Frauen, denn es ist anzunehmen, daß die Arbeit des Getreidezerkleinerns in den Mahltöpfen Tätigkeit der Weiber gewesen ist, denen man ihr Handwerkszeug mitgab. Einige von ihnen erhielten nur, in Wirklichkeit unbrauchbare, Nachahmungen davon in Ton mit ins Grab, wohl um der Kostbarkeit des Gebrauchsgegenstandes willen, denn es muß eine schwere Arbeit gewesen sein, das überaus harte Gestein mit den sicher noch sehr unvollkommenen Werkzeugen jener Zeit zu bearbeiten. Die heutigen Eingeborenen würden etwas derartiges überhaupt nicht zustande gebracht haben.

Ganz besonders fiel Adolf Siedentopf und mir die hellrote Färbung der Erde in dem Bezirke auf, den ich in meinen Lageskizzen schraffiert wiedergegeben habe. Sie hob sich deutlich von der anders gefärbten Umgebung ab, und war in der Mitte ihres Vorhandenseins stärker ausgesprochen als nach den Rändern zu. Es machte den Eindruck, als ob sie davon herrühre, daß man eine gefärbte Flüssigkeit auf den Boden habe laufen lassen, die sich in das Erdreich einsog und nach den Rändern hin abklingend versickerte. Diese Verfärbung fand sich in der nächsten Umgebung derjenigen Stelle, die ich als den Kern-

Digitized by Google

punkt des Grabes bezeichnen möchte, wobei ich mich wiederum in Übereinstimmung mit Herrn Siedentopf befand. Es ist das die Gegend in den tieferen Horizonten, wo die drei zusammengelegten, etwas zarteren Schädelüberreste den sichtlich bequem darauf gelegten mächtigen, massigen Schädel trugen, der nach meiner Erinnerung weniger stark ausgeprägte primitive Anzeichen trug als die anderen; in ihrer Umgebung und unter ihnen fanden sich auch die weitaus meisten und feinsten Schmuckstücke. Es war uns, die wir die Eröffnung der Grabstätte allmählich sich vollziehen sahen, klar, daß um dieser Gruppe willen die ganze Grabanlage gemacht worden war.

Von der hellrötlich gefärbten Erde hatte ich in den verlorenen Lasten eine größere Menge mitgenommen, um sie daheim untersuchen zu lassen. Eine kleine Probe davon, die in dem Verzeichnis mit aufgeführt ist, hatte ich besonders mit den übrigen kleinen Schmucksachen aufbewahrt, weil sich für mich an den vorhandenen Zusammenhang der Dinge ein eigenartiger Gedanke knüpfte, der sich mir durch die Beobachtung der vorliegenden Verhältnisse aufdrängte und auch von Herrn Siedentopf geteilt wurde.

Nach unserer Anschauung war dies ein Massengrab, welches einer einheitlichen Beisetzung seinen Ursprung verdankte; Teile von 15 verschiedenen Schädeln waren gefunden; die Haufen der Knochen deuteten auf eine noch größere Anzahl. Den Beigaben und zu einem nicht geringen Teil auch den Überbleibseln nach zu urteilen, waren es hauptsächlich Frauen, welche hier ihre Ruhestätten gefunden hatten.

Man hätte vielleicht glauben können, daß hier eine Massenbeisetzung nach einem verlustreichen Kampfe vor sich gegangen sei; dann aber würden wohl mehr Sachen gehoben worden sein, die als männliche Beigabe hätten gedeutet werden können; das ist nicht der Fall, wenn man nicht etwa die Hornsteinspitze und die von Herrn Dr. Jacob-Friesen nach flüchtiger Überprüfung als Messer bezeichneten Obsidiansplitter als solche annehmen will; sonst von Waffen keine Spur!

Dazu kam jene eigenartige Lagerung des Skelettes mit dem mächtigen Knochenbau und dem starken Schädel auf den Überresten der drei anderen, dicht zusammenliegenden Schädel. Das alles bewirkte bei uns die Meinung, daß hier einem mächtigen Häuptling, der vielleicht verstorben, vielleicht im Kampfe gefallen war, seine gesamte Dienerschaft, vor allem seine Weiber in das Jenseits hatten folgen müssen. Rings in seiner Umgebung hatte man sie mit ihrem häuslichen Handwerkszeug beigesetzt, um ihm auch drüben Speise und Kleidung zu bereiten; seine Lieblingsfrauen, eben jene drei, mit ihren reichen Schmucksachen angetan, hatten ihm im Tode als Ruhelager zu dienen gehabt, wie sie es im Leben mit ihm geteilt hatten.

Das waren Gedanken phantastischer Art, wie sie uns in unserer Einsamkeit dort oben kamen, vielleicht auch mit hervorgerufen durch den blutigen Gang der Ereignisse, unter deren Einwirkung wir standen, und vor denen eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen, mir in dem köstlichen Frühlingsklima jener wundervollen Hochlande vergönnt war. Möglicherweise wird die chemische Untersuchung des kleinen mitgebrachten, jetzt übrigens nachgedunkelten Bröckchens Erde ergeben, um was es sich handelt. Vielleicht um Ocker, so daß man dabei an etwas Ähnliches denken könnte, wie die Ockerbeisetzungen, von denen R. R. Schmidt in seinem Buche „Die diluviale Vorzeit Deutsch-

Digitized by Google

lands" bei der Erwähnung der paläolithischen Funde aus der Groß-Ofnet eine Schilderung gibt.

Jedoch möchte ich ausdrücklich bemerken, daß ich weder hiermit noch mit irgendeiner anderen meiner Bemerkungen irgendein Urteil über Zeitverhältnisse und Herkunft der Funde abgegeben haben will. Das muß der wissenschaftlichen, eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben, die vielleicht mit dem, was hier vorliegt, ein abschließendes Ergebnis kaum wird erzielen können, aber Veranlassung werden könnte, diesen Vorkommnissen an Ort und Stelle weiter nachzugehen, da ja unser altes, schönes Deutsch-Ostafrika seit einiger Zeit dem Zutritt seiner eigentlichen Besitzer wieder geöffnet ist.

Die altsteinzeitlichen Funde in Schleswig-Holstein.

Von

Fritz Wiegers.

Über paläolithische Funde in Schleswig-Holstein ist seit 1910 verschiedentlich von Herrn Gagel berichtet worden. Die Fundschichten sind einmal glaziale und interglaziale Schichten am Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Lütjenbornholt; zweitens angeblich jungglaziale Sande und Kiese bei Michaelisdonn im westlichen Holstein und drittens die spätglazialen Dryastone von Rosenkranz am K.-W.-Kanal und von Nusse bei Lübeck. Herr Gagel hat die genannten Funde in den letzten 16 Jahren nicht weniger als neunmal zum Gegenstand einer Veröffentlichung gemacht. Die folgenden Ausführungen stellen eine kritische Betrachtung der Funde und ihrer Deutung durch Herrn Gagel dar.

I. Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Literatur.

1. C. Gagel: Über paläolithische Feuersteinartefakte in einem diluvialen Torfmoor Schleswig-Holsteins. Centralblatt f. Min. 1910. S. 77—82.
2. —: Weitere Funde paläolithischer Artefakte im Diluvium Schleswig-Holsteins. Centralblatt f. Min. 1911. S. 218—221.
3. —: Das Alter der paläolithischen Kulturen. Naturw. Wochenschrift 1913. S. 417—420.
4. —: Die diluvialen Artefakte vom Kaiser-Wilhelm-Kanal und ihre Lagerstätten. Jahrbuch der Geol. Landesanstalt f. 1920, S. 392—410.
5. —: Zur Frage der Vergleichbarkeit und des Alters der deutschen paläolithischen Artefakte. Zeitschr. f. Ethnologie, 1926, S. 49—58.

Herr Gagel glaubt, bei den Erweiterungsbauten des K.-W.-Kanals verschiedentlich paläolithische Werkzeuge gefunden zu haben. Das „völlig klare und eindeutige Profil des nördlichen Kanalufers zwischen km 27 und 28,5" (westlich der Grünenthaler Hochbrücke) zeigte nach ihm von oben nach unten folgendes Profil:

a) Geschiebedecksand und fluvioglaziale Sande der letzten Eiszeit.
b) Interglazialtorf mit paläolithischen Artefakten.
c) fluvioglaziale Sande und Kiese der vorletzten Eiszeit mit erheblicher interglazialer Verwitterungszone und Artefakten.
d) Geschiebemergel der vorletzten Eiszeit.
e) Sande und Kiese „mit sehr deutlichen und charakteristischen Artefakten".
f) Hauptbank des Geschiebemergels der vorletzten Eiszeit.

Digitized by Google

Die paläolithischen Werkzeuge entstammen nach diesem Profil drei verschiedenen Zeiten: die ältesten, aus den Sanden e zwischen den beiden Grundmoränenbänken, sind während eines — vielleicht nur lokalen — Rückzugstadiums dieses Eises in die glazialen Sande geraten. Die höher gelegenen Werkzeuge der Schicht c entstammen der Abschmelzperiode des Eises der vorletzten Eiszeit und die Artefakte im Torf der letzten Zwischeneiszeit.

Die geologischen Verhältnisse dieser Kanalstrecke sind nun weder eindeutig, noch auf Grund der von Herrn Gagel gegebenen Beschreibung und Profile als völlig klar anzusehen. Daß sie nicht eindeutig sind, geht daraus hervor, daß die sehr beachtliche Auffassung des Hamburger Geologen K. Gripp[1]) im scharfen Gegensatz zu der des Herrn Gagel steht. Herr Gripp verlegt die Grenze der letzten Vereisung um einige Messtischblätter weiter nach Norden und erklärt die Gegend um Lütjentornholt bereits als Gebiet der vorletzten Vereisung. Da die Auffassung Herrn Gripps von vielen Geologen geteilt wird, so ist von einer „eindeutigen" Ansicht über die geologischen Verhältnisse am K.-W.-Kanal jedenfalls keine Rede.

a) Artefakte aus dem interglazialen Torf.

Der interglaziale Torf, von dem Herr Gagel spricht, ist nach den Proben in der Sammlung der Geologischen Landesanstalt kein Torf, sondern eine sehr sandige Moorerde, durchsetzt von zahlreichen Feuersteinen, die teils eckige und scharfkantige Trümmer, teils gerollte Feuersteine sind. Das Liegende der Moorerde ist ein sehr schwach kalkiger, sehr wenig faulschlammiger Feinsand mit Pflanzenresten, ein offenbar ungestörter sog. Wurzelboden. Auch er ist mit zahlreichen Feuersteinen durchsetzt.

Herr Gagel berichtet von diesen Feuersteinen (G. 1. S. 80): „Ein Teil der Feuersteinscherben weist die deutlichsten und schönsten Schlag- und Druckkegel auf, andere zeigen unverkennbar und sehr deutlich Abspleißungen durch Gebrauch und Retuschen am Rande" und weiter auf S. 81: „die zahlreichen Scherben, die die deutlichen und unverkennbaren Schlagkegel, Retuschen, Abnutzungsspuren, sowie die unverkennbaren Formen von Schaber und Bohrer („percuteur") zeigen. Ein Teil der Stücke hat Herrn Konservator Krause vom Ethnographischen Museum in Berlin vorgelegen und ist von ihm als unzweifelhafte, rohe, paläolithische Artefakte erkannt worden".

Die Bestimmung der Feuersteine durch Herrn Krause ist nicht beweiskräftig. Krause war „eolithisch" befangen und es fiel ihm schwer, einen Feuerstein nicht als Werkzeug anzusprechen. Als Autorität für paläolithische Werkzeuge kann er daher nicht gelten und ich lehne ihn, trotz sonstiger persönlicher Hochschätzung, in diesem Falle ab.

Die prähistorischen Fachausdrücke sind Herrn Gagel 1910 anscheinend nicht ganz geläufig gewesen, da er den percuteur mit dem perçoir verwechselt. Aber ebensowenig hat er gewußt, was ein „deutlicher, schöner und unverkennbarer Schlagkegel" ist, denn von den sämtlichen Feuersteinen im Torf hat nicht ein einziger einen Schlagkegel! Herr Gagel muß sie also doch alle verkannt haben.

Oder aber Herr Gagel hat diese Stücke mit anderen verwechselt, die wirkliche Schlagkegel zeigen, wie denn in seinen Arbeiten das

[1]) K. Gripp: Über die äußerste Grenze der letzten Vereisung in Nordwest-Deutschland. Mitteilungen der Geograph. Ges. in Hamburg. 1924. S. 159—245.

Digitized by Google

Moment des Verwechselns eine große Rolle spielt. Ich habe die Abbildungen der Feuersteine in den oben genannten 5 Arbeiten miteinander und mit den Originalen verglichen und habe dabei folgende Feststellungen machen können:

In Fig. 2 (G. 1) ist ein Stück von vorn „aus dem Torf" abgebildet; dasselbe Stück erscheint in G. 4 als Fig. 7 von hinten „aus dem Liegenden des Torfes". Es trägt die Tintenaufschrift: dit[2]) km 27,2.

In Fig. 3 (G. 1) ist ein Stück von vorn abgebildet „aus dem Torf"; dasselbe Stück ist in G. 3 von hinten als Fig. 2 „aus dem unmittelbaren Liegenden des Interglazialtorfes" abgebildet. Dasselbe Stück liegt in einem Kasten mit der Etikette: „aus dem Torf", trägt aber die Tintenaufschrift: dg.[3]) Mehr Verwechselungen mit dem Stück sind wohl kaum möglich, wenn man nicht noch die Tatsache anführen will, daß es gar kein Artefakt ist, ebensowenig wie das oben genannte Stück.

In Fig. 4 (G. 1) ist ein Feuerstein mit der Spitze nach oben abgebildet „aus dem Kies im Liegenden des Torfes"; dasselbe Stück in G. 3 unter Fig. 1 mit der Spitze nach unten, aber mit derselben Fundangabe; dasselbe Stück in G. 4 als Fig. 9 „aus dem Interglazialtorf". Das Stück liegt in einem Kasten mit der Etikette „aus dg, aus dem Liegenden des Torfes" und ist kein Artefakt.

Diese drei Beispiele dürften wohl hinreichend dartun, wie es mit der unbedingt erforderlichen wissenschaftlichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit des Herrn Gagel bestellt ist!

Im ganzen Interglazialtorf von km 27,2 ist nicht ein einziges einwandfreies Artefakt gefunden worden, nicht einmal ein Stück, das mit einiger Wahrscheinlichkeit als solches bezeichnet werden könnte.

b) Artefakte aus dem Liegenden des Torfes.

In G. 4 sind drei Feuersteine aus dem Liegenden des Interglazialtorfes von km 27,2 und ein Feuerstein aus der interglazialen Verwitterungszone von km 28 abgebildet. Ferner ein Feuerstein irrtümlich — wie schon erwähnt — aus dem Torf, der aber ebenfalls aus diesen Kiesen stammt (Fig. 9).

An Verwechselungen ist hierbei festzustellen: Fig. 9 „aus dem Interglazialtorf" stammt aus dem Kies im Liegenden des Torfes. Fig. 7 ist von hinten „aus dem Liegenden des Interglazialtorfs" abgebildet; dasselbe Stück in G. 1 von vorn als Fig. 2 „aus dem Torf"; es trägt die Tintenaufschrift: „dit", stammt also tatsächlich aus dem Torf und nicht aus dessen Liegendem.

Alle 5 Feuersteine sind keine Artefakte.

c) Artefakte aus dem Kies zwischen den beiden Geschiebemergelbänken.

Aus dieser Schicht stammen die Originale zu Fig. 1—4 in G. 4. Über das in Fig. 1 (G. 4) abgebildete Stück sagt Herr Gagel auf Seite 399: „Das schönste und sicherste der Artefakte ist ein dünner, gebogener Messerspan von sehr vollkommener Technik und mit den deutlichsten Gebrauchs- bzw. Abnutzungsspuren an den schneidenden Kanten.

Der Span ist 65 mm lang, 33 mm breit und 4—6 mm stark und besteht aus tiefgrauem, etwas flockigem, schwach durchscheinendem Flint, ohne Patina. Die Unterseite besteht aus einer einheitlichen

[2]) dit = Interglazialtorf. [3]) dg = Glazialkies.

Digitized by Google

Schlagfläche, die nur rechts unten eine kleine sekundäre Absplitterung zeigt; die Oberseite zeigt drei große und rechts unten noch eine schmalere Schlagfläche, die mit der Unterseite drei schneidend scharfe, stark benutzte Kanten bzw. Schneiden bilden.

Der Span ist entsprechend der einheitlichen, muschelförmigen, großen, unteren Schlagfläche etwas windschief gebogen und für seine Größe auffällig dünn; viel dünner als die prismatischen Messerklingen der mesolithischen und neolithischen Zeit, die auch durch eine ganz andere Technik (Drücken statt Schlagen) hergestellt sind. Ich habe niemals bisher einen Span derartiger Technik gesehen; an der Artefaktennatur kann nicht der geringste Zweifel bestehen, ist bisher auch noch von niemand ein Zweifel geäußert worden".

Auf S. 51 d. Z. sagt Herr Gagel von dem Span: „ein wundervoll gearbeiteter Messerspan von vollendeter, aber ganz ungewöhnlicher Technik".

Herr Gagel, dessen mangelhafte Kenntnis prähistorischer Fachausdrücke oben bereits erwähnt ist, liefert hier einen weiteren Beweis seiner Unkenntnis, da er nicht weiß, was eine Schlagfläche ist, und diese mit einer Absplißfläche verwechselt. Die Schlagfläche aber, eines der wichtigsten Kriterien des künstlichen Abschlages, fehlt sowohl an diesem Span, wie auch an dem „Schaber" Fig. 2 (G. 4) und dem „Abschlagspan" Fig. 4. Besonders der sog. Schaber zeigt, daß er nicht von Menschenhand geschlagen, sondern abgequetscht ist. Er ist in der Grundmoräne durch einen anderen Stein unter dem Druck des Eises gequetscht worden, wobei die Feuersteinknolle in Stücke gesprungen ist, die bis zu einem gewissen Grade den künstlichen Abschlägen ähnlich sind.

Auch der Span, Fig. 1, ist sehr wahrscheinlich auf dieselbe Weise durch Moränendruck entstanden und seine randlichen Beschädigungen sind keine „deutlichen Gebrauchsspuren", sondern Zufallsabsplitterungen. Die angeblich „ganz ungewöhnliche Technik" des Stückes ist eben die Quetschtechnik in der Moräne.

Die Annahme, daß im Mesolithicum und Neolithicum keine dünnen Späne vorkämen, ist übrigens ebenso irrig und auf Unkenntnis beruhend, wie die, daß in diesen Perioden die Späne durch Drücken, statt durch Schlagen hergestellt wären. Herr Gagel verwechselt das Abdrücken der Randretuschen mit dem Abschlagen der Späne.

Ferner ist der große „Abschlagspan" ein in der Moräne abgequetschtes Trümmerstück; sagt doch Herr Gagel von ihm (G. 4, S. 401): „als drittes, an derselben Stelle, aber schon unmittelbar unter, vielleicht sogar schon unten im Unteren Geschiebemergel gelegenes Stück, ist ein großer, flacher Abschlagspan gefunden, an dem, als ich ihn erhielt, noch etwas von dem zähen, blaugrauen Geschiebemergel anhaftete".

Alle drei Stücke aus dunklem Feuerstein, dessen frisches Aussehen Herr Gagel betont, sind also nur als Quetschprodukte zu bewerten, nicht aber als Werkzeuge Das einzige Stück, bei dem die Möglichkeit künstlicher Bearbeitung besteht, ist der in Fig. 3 (G. 4) abgebildete Feuerstein. Es ist ein zu $^3/_4$ grau patinierter Flint, mit einem kleinen Rest einer Schlagfläche und mit alternierenden Gebrauchsretuschen an der der Schlagfläche gegenüberliegenden Kante.

Bei der nachgewiesenen Unzuverlässigkeit des gesamten Gagelschen Materiales muß dieses eine Stück aber aus der Betrachtung ausscheiden, da heute nicht mehr nachzuprüfen ist, ob es tatsächlich

Digitized by Google

aus dem zwischen zwei Geschiebemergeln lagernden Glazialkies stammt. Lagen doch z. B. fünf Feuersteine aus diesem Kies, mit der Tintenaufschrift „km 28,3" — der Fundstelle in den glazialen Kiesen — in einem Kasten mit der Etikette „Feuersteinscherben aus dem Diluvialtorf, „km 27,2".

Ich komme daher zu dem Schluß, daß die gesamten angeblichen Artefakte vom Kaiser-Wilhelm-Kanal als Zufallsprodukte oder Pseudowerkzeuge abzulehnen sind.

II. Michaelisdonn.

Literatur.

6. C. Gagel: Frühneolithische (?) Artefakte im Geschiebesand Westholsteins Zeitschr. d. Deutschen Geologischen Gesellschaft, Monatsberichte, 1911, S. 249—263.
7. —: Über die Lagerstätte der Flintartefakte bei Michaelisdonn in Dithmarschen. Ebenda, 1911, S. 620—626.

In der Eisenbahnkiesgrube bei Michaelisdonn (Blatt Marne, Nr. 651) liegt (Abbildung 2—4, S. 54 dieser Zeitschrift) zu oberst ein humoser Heidesand (0,3—0,5 m), darunter folgt mit scharfer (G. 6, S. 251) bzw. nicht scharfer (G. 7, S. 621) Grenze ein bräunlichgelber, ungeschichteter Geschiebedecksand (0,5—0,7 m) und darunter ohne scharfe Grenze ein kreuzgeschichteter Diluvialsand. In dem Decksand hat Herr Gagel eine Reihe von Feuersteinabschlägen und Artefakten gefunden, darunter ein Stück, das er als „Kernbeil" bezeichnet (Fig. 5, S. 54 d. Z.), und mehrere Klingenkratzer (Fig. 6, S. 54 d. Z.).

1911 äußerte sich Herr Gagel über diese Werkzeuge folgendermaßen (G. 6, S. 258): „Mir scheint aus dem ganzen Befund nur der Schluß abzuleiten zu sein, daß diese frühneolithische (?) Technik hier in Holstein eben schon zur Zeit des jungen Diluviums, beim Beginn der Abschmelzperiode des letzten Inlandeises und lange vor der „großen" Endmoräne bekannt war und geübt wurde, was ein weiteres Argument für die Abtrennung dieser Kultur als Mesolithicum bilden dürfte".

Herr Gagel versetzt also, im Gegensatz zu sämtlichen Prähistorikern, das Mesolithicum in die letzte Eiszeit.

1926 hält Herr Gagel (S. 55 d. Z.) die frühneolithischen (?) Artefakte für Aurignacien; er hält sie (S. 53) für „ebenso sicher und gut horizontiert wie die Funde vom K.-W.-Kanal".

Das jungglaziale Alter der Sande ist keineswegs so sicher, wie Herr Gagel annimmt. K. Gripp z. B. hält das Diluvium von Michaelisdonn nicht für jüngeres, sondern sicher für älteres Diluvium und zwar mit gutem Grunde. Ich selbst aber halte speziell die Fundschichten nicht für primär, sondern für in der Alluvialzeit sekundär umgelagerte Sande, trotz der von Herrn Gagel betonten ungestörten Lagerung. Irren ist bekanntlich menschlich und Herr Gagel war es, der 1925 in der D. A. Z. einen Aufsatz veröffentlichte über einen eiszeitlichen Laufsteg bei Hörde vor 50 000 Jahren, der unter einem 2—7 m mächtigen „ganz normalen, gelben, frischen, ungestörten Löß der letzten Eiszeit" lag.

Der Konservator am westfälischen Landes-Museum, Herr Dr. A. Stieren, fand bei der Nachprüfung der Fundstätte aber unter dem unversehrten Löß Scherben eines karolingischen Topfes, die bewiesen, daß der Laufsteg, den Herr Gagel in das Aurignacien verlegt hatte, tatsächlich nur ein karolingisches Alter haben konnte[4]).

[4]) A. Stieren: Der „eiszeitliche" Laufsteg von Hörde. Germania, 1926, S. 71—73.

Digitized by Google

Bei Michaelisdonn haben wir nun den Parallelfall zu Hörde. In Sanden, die Herr Gagel für ungestört hält, finden sich Steinwerkzeuge, die nur ein frühneolithisches Alter haben können. Die Flintaxt von frühneolithischem Typ ist genau so beweiskräftig, wie die Karolinger Scherben von Hörde: auch bei Michaelisdonn lehrt die Prähistorie, daß die geologischen Schichten jünger sind, als der Geologe angenommen hatte; sie lehrt, daß wir es hier mit umgelagerten Schichten zu tun haben!

Nach Herrn Gagel liegt die Fundgrube „am Westrande eines aus dem allgemeinen Geestrande etwas vorspringenden und sich erhebenden Hügels". In dem Geschiebedecksand, der nach Herrn Gagel „ein Absatz von glazialen Schmelzwässern sein muß, als der Eisrand noch unmittelbar östlich davon lag", sind alle Geschiebe und Gerölle stark abgerollt oder völlig gerundet, nur die geschlagenen Flintspäne sind „völlig scharfkantig".

Die Erklärung für diese Erscheinung ergibt sich zwanglos, wenn wir annehmen, daß von der Höhe des Hügels zur Alluvialzeit eine Abtragung stattgefunden hat und daß Gerölle und Artefakte zusammen an tieferen Stellen des Hügels wieder abgelagert sind. Da in dem Heidesand Urnen gefunden sind, die der späteren Eisenzeit angehören, so hat die Umlagerung vor dieser stattgefunden. Für eine solche Umlagerung durch Abschwemmung z. B. bei starken Regengüssen sprechen aber auch die Profile (Fig. 2—4, S. 54 d. Z.) und die Angabe, daß die Werkzeuge, bzw. Späne „in bzw. über zwei deutlich ausgeprägten, dünnen, horizontalen Kiesbänken" lagen. Heftige Regengüsse haben hier die weiter oben auf dem Hügel gelegenen Gerölle mitsamt den auf der Oberfläche liegenden Artefakten zusammengeschwemmt. Da dieser Vorgang sich mehrere Male wiederholt hat, so haben wir mehrere Zonen mit Artefakten, die im wesentlichen ein und derselben frühneolithischen Periode angehören.

Es handelt sich hier nicht um „ein schwer lösbares Problem", wie R. R. Schmidt annahm, der zwar das neolithische Alter der Artefakte richtig erkannte, sie aber nicht mit der geologischen Bestimmung Gagels in Einklang bringen konnte, sondern um eine sehr einfache und klare Lösung; man darf nur der vorgeschichtlichen Erkenntnis keine Gewalt antun wollen.

Von der Flintaxt sagt Herr Gagel in G. 6, S. 253: „Diese Axt ist vielleicht nicht, wie ich ursprünglich annahm . . . ein echter Skivespalter in der engsten Fassung des Begriffes (. . .). Es ist aber der unverkennbare Typus der frühneolithischen Axt, der stets und überall zusammen mit den Skivespaltern vorkommt". Und in G. 6, S. 263 sagt er weiter: wenn „sich die Skivespalterkultur aus echt paläolithischen Kulturen entwickelt hat und mit dem sehr viel älteren Solutréen „große Verwandtschaft" zeigt, so müssen doch auch zeitliche Zwischenglieder existieren, und da würden denn diese Funde von Michaelisdonn doch eine sehr erfreuliche Brücke zu dem Solutréen schlagen". Heute hält Herr Gagel den Skivespalter für ein „Kernbeil" aus dem Aurignacien (Diese Zeitschr. S. 55).

Zur sonstigen Charakterisierung noch folgendes: In G. 6, S. 253, Anm. „eigentlich mindestens 6, die Hälfte davon sind mir aber unter die anderen Späne geraten, so daß ich sie nicht mehr bezeichnen kann." In G. 7, S. 626, Anm.: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Verwechselung berichtigen, die bei den Zeichnungen der ersten diesbezüglichen Mitteilung . . unterlaufen ist. Der dort Fig. 4 abgebildete Schaber stammt nicht aus dem Geschiebesand, sondern aus

Digitized by Google

dem schwarzen Heidesand" . . . In G. 6, Fig. 8 mit der Unterschrift: Axt, um 2,2 cm verkleinert. In G. 5, (Diese Zeitschr. S. 54) Fig. 5 ist dasselbe Kliché abgedruckt mit der Unterschrift: Kernbeil . . Natürliche Größe. Fig. 9, S. 55 d. Z. ist ein gewöhnlicher Abschlag und kein „Schaber", wie es bei der Abbildung desselben Stückes in G. 7, Fig. 6 heißt. In G. 6, S 258 sagt Herr Gagel: „diese jungen Flintspäne aus dem Heidesand sind aber auf den ersten Blick durch die ganz andere Erhaltung [und auch durch anderes Material (schwarzer Flint)] von denen des Geschiebesandes zu unterscheiden." Nach den von Herrn Gagel gesammelten Stücken kann ich nur sagen, daß das Gegenteil richtig ist, daß die Erhaltung bei beiden die gleiche ist und daß schwarzer Flint sich nicht unter den Stücken aus dem Heidesand befindet, die alle eine graue Farbe haben.

Die Artefakte von Michaelisdonn sind also nicht paläolithisch, sondern frühneolithisch; es liegt hier einer der Fälle vor, wo die Prähistorie der Geologie als Hilfswissenschaft dient, wo sie, wie in Hörde, dazu führt, eine für primär gehaltene Schicht als umgelagert anzusehen.

III. Nusse.

Literatur.

8. C. Gagel und J. Schlunk: Erläuterungen zur geologischen Karte von Preussen. Lief. 168, Blatt Nusse. Berlin, 1911.

Nach den zahlreichen Beispielen, die ich über den Mangel an wissenschaftlicher Sachkenntnis und Zuverlässigkeit in den prähistorischen Arbeiten des Herrn Gagel erbracht habe, können wir mit wenig Worten das Artefakt von Nusse abtun. Herr Gagel sagt (S. 55 d. Z.), die „wundervolle Flintspitze" sei am Grunde des Dryastones, dicht über dem Geschiebemergel gefunden worden. Das habe ihm der Finder, Ziegeleibesitzer Benn, selbst gesagt (G. 8, S. 22). „Nach der geologischen Situation . . . stammt diese wundervolle Spitze aus der Zeit . . . kurz nach der Höhe der letzten Eiszeit, also aus einer Zeit, in die man das französische Solutréen setzt. Die Spitze hat auch in Technik und Form sehr große Ähnlichkeit mit den Lorbeerblattspitzen des Solutréen, zeigt aber keine vollständige Übereinstimmung mit diesen . . ." (Diese Zeitschr. S. 57).

Nun, die Spitze ist in der Tat ein typisches Werkzeug der jüngeren Vorgeschichtsperioden und stammt wahrscheinlich aus dem Spätneolithicum, wenn nicht gar aus dem Anfang der Bronzezeit. Jedenfalls ist sie kein Lorbeerblatt. Sie unterscheidet sich von dieser Form, die beiderseits stets in eine Spitze ausläuft, unter anderm dadurch, daß sie ein dickes unteres Ende hat. Auch „die erste Andeutung einer pointe à cran" ist gänzlich ausgeschlossen.

Derartige Spitzen, wie die von Nusse, sind aus dem jüngeren Neolithicum in hinreichender Menge bekannt, um keinen Zweifel an dem Alter des Stückes zu lassen. Es ist die Angabe über die Fundschicht daher, mag sie von dem Finder auch im besten Glauben gemacht sein, unglaubwürdig und unzutreffend.

IV. Rosenkranz.

Literatur.

9. C. Gagel: Die Dryastone und die postglazialen Schichten am Kaiser-Wilhelm-Kanal. Jahrbuch der Geol. Landesanstalt f. 1915. Bd. 36, Teil I, S. 442—443.

Im Yoldiaton von Rosenkranz, Blatt Flemhude N. 360, hat Herr Gagel (S. 57 d. Z.) „eine sehr schön gearbeitete Pfeilspitze von

Digitized by Google

ganz anderer Technik (sc. als die Spitze von Nusse) gefunden. Die Lagerstätte . . . verweist diese Spitze von Rosenkranz an den Schluß der letzten Eiszeit, etwa in die Zeit, in die sonst das Magdalénien gesetzt wird, aus dem aber Pfeilspitzen dieser Art, Form und Technik nicht bekannt sind. Diese Spitze . . . ist ein völlig neuer, paläolithisch sonst unbekannter Typ."

Tatsächlich handelt es sich hier weder um eine Pfeilspitze, noch um schöne Bearbeitung, sondern um einen ganz einfachen, kümmerlichen Abschlag ohne jede Spur einer Bearbeitung.

Nach dem Vorkommen im Yoldiaton gehört der Abschlag mit aller Wahrscheinlichkeit in das Magdalénien.

Schlußbemerkungen.

Aus unserer kritischen Betrachtung geht hervor, daß die besprochenen prähistorischen Arbeiten des Herrn Gagel wissenschaftlich wertlos sind,

Es ist objektiv unwahr, daß Herr Gagel mir jemals die Feuersteine vom K.-W.-Kanal zur Bearbeitung „anvertraut" hat (S. 51 d. Z.); ich bin der letzte, der sich ein bereits dreimal veröffentlichtes Material „zur Bearbeitung anvertrauen" läßt, noch dazu ein Material, dem ich keine wissenschaftliche Anerkennung zollen kann.

Es entspricht ebensowenig den Tatsachen, wenn Herr Gagel S. 57 d. Z. sagt: „Wiegers hat sich in seiner oben erwähnten Arbeit sehr einfach so geholfen, daß er das Stück gar nicht erwähnt", oder an anderer Stelle: „also selbst Herr Wiegers scheint die in unseren eigenen Publikationen erschienenen prähistorischen Berichte nicht zu lesen (oder hat er sie gelesen und trotzdem nicht berücksichtigt?)".

Die Spitze von Nusse, auf die sich diese Bemerkungen beziehen, war von Herrn Gagel damals nur in den Erläuterungen zum Blatt Nusse erwähnt. Erläuterungen zur geologischen Karte sind aber kein Quellenmaterial für prähistorische Arbeiten, so daß es nicht verwunderlich ist, daß ich sie nicht kannte.

Die Spitze von Rosenkranz ist von Herrn Gagel 1915 in einer Arbeit über die Dryastone am K.-W.-Kanal abgebildet. Ich gestehe meine Schuld, daß ich unter diesem Titel die Arbeit nicht als artefaktverdächtig angesehen habe.

Ich habe 1920 in meiner Diluvialprähistorie die Feuersteine vom K.-W.-Kanal als Artefakte abgelehnt, ohne auf Einzelheiten einzugehen, um den älteren Kollegen Gagel nicht bloßzustellen. Ich protestiere aber dagegen, daß Herr Gagel jetzt sich beklagt: „über die Art, wie in diesem Buche versucht wird, einwandfrei bewiesene, aber unbequeme Tatsachen aus der Welt zu schaffen" oder daß Herr Gagel gar behauptet, ich hätte ihn durch meine Diluvialprähistorie erst dazu gedrängt, prähistorische Arbeiten zu schreiben.

Wie es mit den einwandfrei bewiesenen Tatsachen Herrn Gagels in Wirklichkeit aussieht, habe ich im vorstehenden ausreichend beleuchtet. Und das Verzeichnis der Gagel'schen Veröffentlichungen von 1910—1920 beweist deutlich genug, daß Herr Gagel sich von selbst auf ein Gebiet begeben hat, auf dem ihm die Fachkenntnisse fehlen.

In seinen beiden letzten Aufsätzen (G. 4 und G. 5) bekämpft Herr Gagel mein prähistorisches „System, das zwar nicht (oder nur in zweiter Linie) die französischen Namen anwendet, aber sich innerlich sklavisch an das französische System bindet, und das die Mehrzahl aller geologisch sicher datierten Funde Norddeutschlands ent-

Digitized by Google

weder gar nicht erwähnt oder ihre Natur, Bedeutung und Lagerung kurzweg leugnet." (S. 58 d. Z.) Er klagt aber auch über andere Prähistoriker (S. 60 d. Z.), daß sie seine „völlig sicheren Paläolithe" nicht anerkennen, „weil sie nicht in das System passen". Er verlangt (S. 51), „daß man umgekehrt die Systeme soweit ändert und verbessert, daß diese geologisch einwandfrei horizontierten Funde zu Grund- und Ecksteinen dieser Systeme werden".

Die Klage ist gegenstandslos; es liegt nicht am System, daß Herrn Gagels Feuersteine nicht hineinpassen![4])

Die Eigentumsverhältnisse bei den Selk'nam auf Feuerland.

Von
Martin Gusinde.

Die folgenschwersten Konsequenzen haben sich selbst für den modernen Wirtschaftsbetrieb und unser heutiges Gemeinschaftsleben aus der Definition des Eigentumsbegriffes, aus der Interpretation der Besitztitel, aus der grundsätzlichen Abgrenzung der Objekte des Besitzes und der Inhaber des Eigentums ergeben. Was speziell den Ethnologen, abgesehen von rein theoretischen und wissenschaftlichen Motiven, dazu drängt, sich intensiver mit den Fragen über Besitz und Eigentumsrecht bei den Naturvölkern zu beschäftigen, das ist vor allem die teilweise nötig gewordene Pflicht zur Verteidigung des rein wissenschaftlichen Ernstes unseres Faches, und dies vornehmlich aus dem Grunde, weil bis vor einiger Zeit einzelne Tatsachen und Berichte aus dem weiten Forschungsgebiet der Völkerkunde im Sinne einer subjektiv gefaßten Hypothese bisweilen derartig vergewaltigt oder so unkritisch ausgewählt und gewertet worden sind, daß manch einer an unserer ethnologischen Wissenschaft irre werden konnte.

Es ist nicht eben besonders lange her, da es als Selbstverständlichkeit galt, die älteren Naturvölker könnten nur die eine Besitzform des kompletten Kommunismus vorweisen, aus dem erst später die fortschrittlichen Verhältnisse des Privateigentums zur Entwicklung gelangt wären; bisweilen allerdings nicht zum Segen oder Vorteil einiger sozialer Klassen, wie dies verschiedentlich behauptet worden ist. Die zuverlässige Darstellung des Sachverhaltes bei den Primitiven und die allein berechtigte theoretische Verwertung desselben setzte erst damit ein, daß unsere Ethnologie endlich auf die ihr adäquate Arbeitsmethode sich besann, dieselbe zielbewußt zur Anwendung brachte und die überaus wichtige Gruppierung der Naturvölker nach deren historischer Altersfolge erledigte. Niemandem konnte es verborgen bleiben, wie ganz anders die mit Objektivität beobachtete Wirklichkeit sich ausnahm gegenüber manchen Darstellungen, welche früher als „Tatsachen" ausgegeben worden waren.

Doch ist längst noch nicht bei allen Naturvölkern älteren Datums in Fragen des Eigentums die wünschenswerte Klarstellung angestrebt und erreicht worden. Die folgenden Zeilen wollen zu dem wichtigen Thema, das heute Tausende aus den verschiedenen Rassengruppen und

[4]) Die Arbeit ist am 2. 1. 27 zum Druck eingereicht und stand bereits im Satz, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Herrn Gagel bekannt wurde.

Digitized by Google

Volksschichten in Spannung und Aufregung hält, einen kurzen Beitrag liefern, und zwar durch genauere Analyse der Eigentumsverhältnisse bei den bisher wenig bekannten Selk'nam auf der Großen Insel des unfreundlichen Feuerlandes.

Daß dieser Stamm den eigentlichen Urvölkern beigezählt werden muß, erhellt unzweideutig aus den historischen Lagerungsverhältnissen oder der eigentlichen Schichtenfolge ebenso wie aus der Geschichte der Wanderungen, wie solche die südamerikanischen Eingeborenen erkennen lassen; es besteht überdies eine besondere Übereinstimmung der Feuerländer überhaupt mit den Urvölkern in andern Kontinenten, vornehmlich in bezug auf die nomadisierende Lebensweise als Jäger bzw. Fischer, weil sie noch auf der Sammelstufe stehen und nur die aneignende Wirtschaftsform kennen, in bezug auf ihre fast ausschließlich monogamen Eheverhältnisse ohne jede weitere soziale Stammesgliederung, auf den Inhalt ihrer Mythen und ihres ethisch-religiösen Systems: also der Beweise genug für das hohe Alter dieses Völkchens[1]). Ihr Heimatsgebiet ist die Isla Grande, welche früher ausschließlich ihr alleiniger Besitz war; bis in den letzten Jahrzehnten durch das grausame Vorgehen gewinnsüchtiger Europäer die wenigen Überlebenden in das minder günstige Innere zurückgedrängt und deren heutige Kopfzahl auf nur 260 heruntergesetzt worden ist[2]). Ein geschlossenes Stammesleben zu führen, wurde ihnen für jetzt unmöglich gemacht, und ihrer Überzeugung ist es nicht entgangen, daß der letzte der Ihrigen binnen kurzem ins Grab sinken muß.

I. Die verschiedenen Eigentumsgüter oder Formen des Besitzes.

Für das Entstehen und die Beurteilung einer jeden Form des Besitzes, sei dieser nun ein privater oder kommunaler, ist „von entscheidender Bedeutung der Bau der betreffenden Gesellschaft und die Art ihres Lebensunterhaltes“ (Thurnwald); denn eine Völkergruppe, welche in ihrer Existenz auf den Nomadismus angewiesen ist, wertet Grund und Boden, der wesentlich als Vorbedingung dafür ja in reichlichstem Ausmaß zur Verfügung stehen muß, ganz anders, als die ackerbautreibenden Gemeinschaften, für welche die kleine, oft eng umgrenzte Scholle bereits für die Erhaltung des Daseins und für ein glückliches Leben genügt; mit der sie um so mehr verwachsen sind, je größere Energie sie auf deren Ausnützung verwenden, je ansehnlicher die Vorfahren waren, von denen sie als Erbgut übermittelt worden ist, je günstiger ihre Lage und ihre Produktionskraft gewertet wird. Die zuletzt genannten Gesichtspunkte schalten bei unseren Indianern gänzlich aus; für sie hat das Land nur soviel Bedeutung, als es eben Jagdtiere trägt, von denen sie in bezug auf Existenz und Lebensunterhalt unausweichlich abhängig sind. Und mit den Tieren, welche durch ein ständiges Verfolgtsein scheu gemacht werden und flüchten, muß auch der Jäger unablässig weiterwandern, eben dorthin, wo er seine Beute vermutet; das Vorhandensein von Wild macht für ihn im wesentlichen eine Gegend wertvoll.

1. Gemeinschaftlicher Besitz.

Einfache Jäger sind in ihrer Nahrungsgewinnung auf das bloße Aneignen der ihnen von Mutter Natur gebotenen Tiere beschränkt;

[1]) Ausführlicher in: M. Gusinde, Cuarta expedición a la Tierra del Fuego; „Publ. Mus. de Etnología y Antropología de Chile“; T. IV. — Santiago 1924.

[2]) Vgl. M. Gusinde: Die Feuerländer einst und jetzt; „Tagesberichte der D. Anthropol. Gesellschaft“, S. 70ff. — Augsburg 1926. — Meine Forschungsreisen ins Feuerland und deren Ergebnisse; „Mitt. Anthropol. Gesellschaft in Wien“; Bd. 55, S. [16]ff. 1924/25.

Digitized by Google

bliebe der Jagdgrund ein eng begrenzter, dann wären die jeweils vorhandenen Lebensmittel bald und für immer erschöpft. Aus dem Drange zu ständiger Nahrungssorge heraus sind solche Völker zu unablässigem Wandern gezwungen; ein Umstand, der seinerseits ein weitausgedehntes, für die Jagd verfügbares Gebiet voraussetzt.

a) Zunächst die Erkundigung nach einer Berechtigung zum freien Jagen innerhalb der allgemeinen heimatlichen Grenzen unserer Selk'nam [3]). Hat sich der Indianer überhaupt jemals vor die Frage gestellt, ob die für Aufrechterhaltung seiner Existenz von ihm betriebene Jagd als besonderes Recht ihm zusteht, oder als eine ganz selbstverständliche Konzession betrachtet werden muß, welche Mutter Natur im Sinne einer Nutznießung ihrer Güter ihm gewährt, weil ihr das Bestehen eines Menschen eben doch mehr wert sein muß, als dieses oder jenes Tier, dem er zur Befriedigung seiner leiblichen Not nachjagt? Nun, nach einer konkreten Formel für die theoretische Auffassung bei Primitiven zu fragen, würde ein totales Verkennen der Psychologie jener Völker verraten; klüger und zuverlässiger ist es, einfachhin deren praktisches Verhalten zu analysieren. „Das ist unser Land" = p e n á y i k w a k h á r u w i n ! Wie oft habe ich dieses Wort hören müssen! Mit besonderem Nachdruck sprachen sie es dann aus, wenn sie über ihre gegenwärtige Lage sich äußerten und an die früheren Verhältnisse dachten. Eben gegenüber dem Vorgehen der Europäer, welche heute den größten Teil der Insel ihr Eigentum nennen und den Indianer in die für Schafzucht ungeeigneten Gebirgsgegenden zurückgetrieben haben, betonen es diese betrogenen Naturkinder immer wieder: „Uns gehörte dieses Land! — Diese Insel ist unser Eigentum! — Die Weißen haben unser Gebiet uns entrissen, sie haben es uns gestohlen! — Darum sind die Weißen schlimme Diebe, ja Mörder, weil sie jeden der Unsrigen, welcher von seinem Besitz nicht schnell genug flüchten konnte, umgebracht haben!" So bringen es die verschiedensten Wendungen, in welche jener Gedanke eingekleidet wird, deutlich zum Ausdruck, daß der Indianer in klarer Überzeugung von seinem Besitzrechte lebt und daß dieses Land ihm allein, weil unveräußertes Eigentum, auch jetzt noch gehört, obwohl andere eben weil widerrechtlich, es okkupieren; denn deren Vorgehen bei der Besitzergreifung war illegal. Vorzüglich aus dem Bewußtsein heraus, in ihrem strikten Rechte geschädigt zu sein, erheben unsere Indianer die bittersten Anklagen gegen die Weißen, sogar oft mit überall vernehmbarer Stimme. Überzeugter kann die Auffassung von einem gesicherten und ganz ausschließlichen Besitzrecht auf die gesamte Große Insel, wie die Selk'nam es für sich in Anspruch nehmen, wirklich nicht sein.

Daraus ersieht man, ganz logisch von den Eingeborenen gefolgert, auch die Einschätzung des Vorgehens der Europäer als ein Raub und ein Diebstahl; denn ihre Handlungsweise war eine brutale Enteignung des Indianers und gewalttätige Okkupation des Landes, welches diesen von altersher rechtlich zustand. Der so von seiner Scholle vertriebene Selk'nam weiß es sehr wohl, daß die jetzigen Verhältnisse nur durch die Vorteile europäischer Feuerwaffen gegenüber seinen schwachen

[3]) In dieser Arbeit kommt der genauere Stammesname: Sélk'nam statt der bisher allgemeinen Bezeichnung Ona zur Anwendung. Für die beiden anderen Stämme gebrauche ich Yámana statt Yahgan und Halakwúlup statt Alakaluf usw. Diese Benennungen sind die allein richtigen und sollten bald allgemein Eingang in der Ethnologie finden.

Digitized by Google

Pfeilen möglich geworden sind[4]); daß es sein gutes Recht auf Existenz und auch eine ernste Pflicht seines Gewissens gegenüber der Tradition seines Stammes gewesen, diesem Raube sich zur Wehr gesetzt zu haben. Er bedauert es aufrichtig, unterlegen zu sein; nicht, weil es ihm an Mut zur Verteidigung dieses seines Besitzes gefehlt hätte, sondern weil er dem „feigen Europäer" nicht so nahe kommen konnte, um die eigene Körperkraft am verhaßten Gegner zu messen.

In ganz analoger Weise wurde das Eindringen seitens einiger indianischer Feinde in den Familienbesitz irgendwelcher Gruppe als Verletzung der territorialen Rechte, und das Entwenden von Gegenständen oder die Jagd innerhalb dieser Grenzen als Diebstahl betrachtet. Somit lebt im Indianer ein positives Rechtsbewußtsein und die Überzeugung davon, daß sein gesamtes heimatliches Gebiet als eigentliches Besitzgut des Stammes eben diesem mit ausschließlichem Recht der Nutznießung zugewiesen worden ist.

b) Indes, innerhalb der natürlichen Grenzen, welche zwei Weltmeere gesteckt haben, hatte der einzelne durchaus nicht etwa eine uneingeschränkte Bewegungsmöglichkeit, vielmehr war die Isla Grande selbst wieder in 39 Parzellen als ebensoviele gesonderte Familienbesitze aufgeteilt. Diese Zerstückelung des Gebietes und die Zuweisung der genau umschriebenen Landstriche an bestimmte größere Gruppen reicht merkwürdigerweise bis in die mythologische Zeit zurück. Damals, so geht die Sage, gab es eine vorübergehende Epoche, in welcher ein selbstsüchtiges Weib eine sehr lästige Obergewalt über die Bevölkerung ausübte. Eines solchen Zustandes überdrüssig, entledigte man sich dieser Person, und der von allen geschätzte K a u x übernahm es, jeder Großfamilie einen passenden Landstrich zuzuweisen, zugleich mit dem Rechte, innerhalb dessen Grenzen der Jagd ungestört obliegen zu können. Damit war die selbstverständliche Pflicht gegenüber den Nachbarn, auch deren Besitz zu respektieren, verknüpft. Also nicht nur Inhaber, sondern eigentliche Besitzer wurden sie, weil ein Veräußern oder Vertauschen des Gebietes ausgeschlossen blieb und jede Familie bis in unsere Zeit hinein das Erbteil der Väter immer noch als ihr gehörig betrachtet. Hinweisen möchte ich auf das Verhalten des alten Ŝ a i p o t e n, dessen Vorfahren gerade in der Gegend um die Ausmündung des Rio del Fuego ansässig waren (in der Parzelle Ŝ a i p ó ' o t), heute in Händen der Söhne des bekannten Pastors T h o m a s B r i d g e s. Einigemal betonte er mir gegenüber: „Das Landstück, das wir unter unseren Füßen haben, gehört mir; die dort — auf das Haus der jetzigen Besitzer zeigend — haben es mir gestohlen!"[5]) Unter Berufung auf sein gutes Recht schlägt er nur auf diesem seinem väterlichen Gebiete die Wohnhütte auf, und er kommt hierher, als zu seinem Besitztum, jedesmal zurück; die neuen Eigentümer sind duldsam und klug genug, ihn nicht zu behelligen. Desgleichen sitzen zwei alte Frauen im Gebiete der Estancia Rio Chico; dem Farmer sind sie lästig, aber sie lassen sich nicht vertreiben. „Dieses ist das Land unserer Familie; wir sind hier auf die Welt gekommen und hier wollen wir sterben!" — Diese Antwort stellen sie jedem Versuch, sie zu entfernen, mit unbeugsamer Beharrlichkeit entgegen.

[4]) Vgl. G. L e c o i n t e: Im Reiche der Pinguine; S. 61. — Halle a. S. 1904.

[5]) Es liegt mir durchaus fern, irgendwie mich zu äußern über die Art, wie die genannten Besitzer ihr Gebiet erworben haben; ich erwähne die Worte aus dem Munde jenes alten Indianers nur zur Charakterisierung der Rechtsbegriffe dieses Stammes, ohne damit irgendwelches Urteil fällen zu wollen.

Digitized by Google

Wirklicher Familienbesitz ist jede Parzelle; das bedeutet in praktischer Auswirkung das Recht für jeden zuständigen Mann, nach Bedarf dort der Jagd ungehindert obzuliegen, Fallen zu stellen, Stämmchen und Äste für seine Schußwaffen, Steinsplitter für seine Werkzeuge und dergleichen mehr sich anzueignen, auch wenn dieselben von ihm zu Tauschhandelszwecken in Aussicht genommen werden; mit anderen Worten: er hat zu sämtlichen Naturprodukten in seiner engeren Heimat freien Zutritt und kann dieselben beliebig verwerten. Jedes unbefugte Überschreiten der Grenzen durch andere ist deshalb eine Rechtsverletzung, für welche die Familienmitglieder sich rächen dürfen und wodurch der Anlaß zu Kämpfen gegeben ist.

Da aber die Parzellen bisweilen eng umgrenzt waren, außerdem infolge der Witterungsverhältnisse, des Wechsels der Jahreszeiten und ihrer besonderen geographischen Lage ständig oder zeitweilig die erforderlichen Subsistenzmittel oder Rohstoffe überhaupt mangelten oder sehr knapp werden konnten, blieb durchgehends eine Gruppe auf die andere angewiesen. Damit waren ständige Reisen und Wanderungen in fremde Gebiete bedingt, für welche aber vorher erst gebührende Erlaubnis zum Überschreiten der Grenzen eingeholt werden mußte. Wohl nur im seltensten Falle wurde das Einlaßgesuch abgeschlagen; denn feindliche Parteien mieden sich sowieso, und andererseits brachten die Bittsteller meist Gegenstände zum Eintausch mit, die erfahrungsgemäß jenen dort sehr erwünscht kamen. Wenn es sich aber um Versorgung mit Fleisch handelte, dann zwang schon die allgemeine Pflicht zum Altruismus und die Überzeugung, bald ebenfalls in der Lage zu sein, bei anderen vorsprechen zu müssen wegen Mangel an Jagdtieren im eigenen Gebiet, das Ansuchen der Nachbarn nie abzuweisen.

Im fremden Gebiet pflegten die zugelassenen Nachbarsleute nicht selbst auf die Jagd zu gehen; jedenfalls nie allein; die Eigentümer ihrerseits betrachteten jene mehr als Gäste, lieferten ihnen den Unterhalt und erwarteten dafür andere Gegenstände. Aber warum diese Gepflogenheiten? Mir will scheinen — obwohl die Indianer darüber konkreten Bescheid zu geben nicht in der Lage waren —, daß zunächst ein unnützes Töten von Tieren verhindert werden sollte; fremde Hunde überdies, wenn man dieselben nicht scharf bewacht, bringen schnell eine gute Anzahl von Guanacos zur Strecke; ein Konservieren der erjagten Tiere im fremden Gebiet ist nicht möglich, und so wären gute Fleischmengen nicht verwertet worden: in jedem Falle ein Verlust. Fernerhin wollte man möglicherweise nicht das geringste von der Strenge des Verbotes abbröckeln lassen, wozu leicht damit ein Anlaß gegeben wäre, daß nach einmal gewährter Erlaubnis zu eigenmächtigem Jagen die nämlichen Leute für weitere Fälle eine gleiche Erlaubnis voraussetzen zu können sich berechtigt glaubten, somit Kontrolle und Wahrung der eigenen Rechte ausgeschaltet gewesen wären; zum Nachteil des ganzen Stammes.

Ohne Umschweife oder Zeremonien vererbt sich das Besitzrecht vom Vater auf den Sohn. Da es indes nicht ausbleiben konnte, daß hier und dort eine Übervölkerung innerhalb des Familienbesitzes einzusetzen drohte, so schlossen sich Einzelfamilien dieser oder jener Gruppe an und lebten mit deren Erlaubnis auf fremder Scholle, wo sie mit den eigentlichen Besitzern allmählich ganz verschmolzen.

Es ist also die Aufteilung der Isla Grande in mehrere Familiengüter eine Tatsache, welche Rechtsgültigkeit besaß und von allen re-

Digitized by Google

spektiert wurde: ein Verletzen der Grenze ahndete man schwer, weil es als unerlaubter Eingriff in fremde Eigentumsrechte galt. Kurze Hinweise auf abgegrenzten Landbesitz findet man in etwas vager Form bei früheren Autoren. So spricht Holmberg[6]) von allerdings nur „dos parcialidades", sowie von „el limite que entre sí se han dado" und daß eben „la escasez de guanacos" zum Eindringen in fremdes Gebiet oft Veranlassung gibt. Mit wünschenswerter Klarheit äußert sich Furlong dazu: „Each family group occupies a certain territory, into which intrusion is resented to the death"[7]). Endlich lesen wir bei P. del Turco: „Vor dem Einfall von Scharen schmutziger Spekulanten, die wie Heuschrecken diese Länder verheerten, scheint es, daß die Onas die Insel in verschiedene Zonen eingeteilt haben, um sie in verschiedenen Jahreszeiten zu bewohnen." [8])

Wenn wir auch der zuletzt vorgelegten Begründung nicht beistimmen können, so dürfte über den Bestand des scharf umgrenzten familialen Grundbesitzes mit anerkanntem Rechtstitel auf Auswertung sämtlicher Naturprodukte innerhalb dieser Grenzen kein Zweifel mehr vorhanden sein. Des Eindruckes kann ich mich nicht erwehren, daß das Besitzrecht einer Familie auf alle verwertbaren, im eigenen Gebiet vorhandenen Gegenstände genauerhin als ein Verwaltungsrecht zu definieren sei; denn entferntere Ansprüche auf diesen oder jenen Rohstoff, wo immer er auf der Isla Grande sich befand, konnte letzten Endes jedweder Selk'nam mit Berufung auf die allgemeine Existenzberechtigung erheben, nur war ihm das selbständige, eigenmächtige Sichaneignen desselben im fremden Gebiete untersagt.

c) Doch fallen alle diese Grenzen des Familienbesitzes, sofern, ganz gleichgültig wo, ein Wal gestrandet ist. Dieses vom ganzen Stamme mit lautester Freude begrüßte Ereignis verkünden dichte Wolken von Seevögeln den Bewohnern weit und breit; von allen Seiten strömen sie heran. Gewisse Vorrechte beim Verteilen stehen allerdings den glücklichen Besitzern zu, an deren Küste Mutter Natur dieses ausgiebige Geschenk gespült hat; aber zur uneingeschränkten Befriedigung persönlicher Wünsche und Bedürfnisse hatte jedweder Selk'nam vollstes Recht.

Ausschlaggebend für diesen Rechtsstandpunkt blieb wohl der Gedanke, daß ohne Benachteiligung Einzelner gleichzeitig der ganze Stamm den fast unerschöpflichen Fleischvorrat sich zunutze machen kann; außerdem ist ein schneller Verbrauch deshalb rätlich, weil durch längeres Liegen das Fleisch sich zersetzt und für den Menschen wertlos wird. Meine Zweifel vom Standpunkte eines Egoisten her dazu äußernd, fragte ich einen Alten: „Sehen die Leute am Strande es gern, wenn ihre Nachbarn in Scharen sich einfinden, von allen Seiten zuströmend und über den Wal sich hermachend?" Darauf sagte schlagfertig dieser: „Nun, es mögen so viele kommen, als nur immer da sind: Ein Wal reicht lange aus für alle! Eine einzige Familiengruppe könnte so viel Fleisch allein nie aufessen! Übrigens geht es bei uns um so vergnüglicher her, je mehr Leute sich zusammenfinden; und erlauben es andere Umstände, so eignet sich das Freisein von Nahrungssorgen ganz vorteilhaft zu einem langen, munteren Kloketen-Fest."

---

[6]) Holmberg: Viaje al interior de la Tierra del Fuego; p 56. — Buenos Aires 1906.
[7]) Furlong: The vanishing people of the Land of Fire; „Harper's monthly Magazine", Jan. 1910, p. 220. — New York.
[8]) „Salenianische Nachrichten"; Bd. X, S. 144. — Torino 1904.

Digitized by Google

Was die Benützung eines Brunnens anbelangt, so stand ein solcher jedem Beliebigen zur Verfügung; ganz ohne Rücksicht darauf, daß eine bestimmte Person denselben zunächst für ihre persönliche Notdurft gegraben hatte. Schon aus der allgemeinen Überzeugung heraus, daß ein jeder als Mitglied der Großfamilie bereitwilligst den anderen zu helfen verpflichtet ist, wird er nie auf den von ihm hergestellten Brunnen Anspruch erheben, und er weiß es ja auch, daß zu solch einem Brunnen nach allgemeiner Anschauung jedem der Zutritt offen steht.

d) Unterschiedslos stehen dem gemeinsamen Gebrauch auch alle jene Gegenstände zur Verfügung, welche zur Erledigung des ganzen Programmes der Kloketen-Zeremonien in die große Hütte gebracht werden; sei dies nun Fleisch oder Leder und Rinde zu Masken, Farberden u. dgl. mehr. Diese Materialien werden keineswegs sämtlich im Lager von den Frauen eingefordert; vielmehr bringt jeder Mann all das heran, was benötigt wird und er gerade bei der Hand hat. Doch nur jene Dinge gehen in Allgemeinbesitz über — besser gesagt, sie gehören einfachhin jetzt zur Kloketen-Hütte —, welche der Feier selbst dienen; nicht etwa Werkzeuge oder Waffen oder Felle, welche ein Mann zu bestimmten, rein privaten Arbeiten sich dorthin mitnimmt.

2. Das Sondereigentum.

Im Laufe der bisherigen Erörterungen konnte bereits das Vorhandensein einer strengen Abgrenzung des kommunalen vom privaten Besitz erkannt werden; theoretisch und praktisch wird eine derartige Scheidung in größter Folgerichtigkeit von unseren Selk'nam auch durchgeführt. Der Begriff des persönlichen Eigentums ist ihm völlig klar und sehr geläufig: „Das ist mein Bogen", sagt der Alte, welcher sich diese Waffe hergestellt hat. „Diese Fische gehören mir", betont eine Frau den anderen gegenüber, mit welchen sie am Strande diese Tiere gesammelt hat; und das Mädchen, stolz auf ihr Werk, sagt, auf das Spielzeug des anderen Mädchens zeigend: „Meine Puppe ist schöner als die deinige . . . ."

Man fragt zunächst: Was bestimmt die Inanspruchnahme eines Gegenstandes zum ausschließlichen Gebrauch bzw. Nutznießung durch eine Einzelperson; woher stammt das Recht auf dessen alleinigen Besitz? Teilen wir das Sondereigentum zunächst in seine beiden Formen auf: in persönliches Eigentum und in Familienbesitz; bei genauerer Erörterung dessen wird auch jene Frage eine Lösung finden.

a) Der Privatbesitz. Ein theoretisches Umschreiben des Begriffes: Privatbesitz wird bei unsern Indianern auf Unmöglichkeit stoßen; Schlußfolgerungen aus deren praktischem Verhalten bringen uns weiter. Denn alles was ein Mann bei sich führt, was er für seine Bedürfnisse und die von ihm zu erledigenden Arbeiten herstellt, was er zum Zwecke des Tauschhandels zurecht macht; also im einzelnen: der Fellmantel nebst den übrigen Teilen der Kleidung, Bogen und Köcher mit Pfeilen, Messer und die wenigen Handwerkszeuge, Schmucksachen und Rohstoffe, welche auf Verarbeitung warten, Fallschlingen und die Jagdhunde usw.: dies alles gehört ausschließlich ihm.

Nach analogen Gesichtspunkten ordnen sich als Privateigentum der Frau die folgenden Dinge zusammen: Kleidung und Schmuckgegenstände, Körbchen und Lederstricke, Messer und Schaber, Kindertrage und Lederbeutel, tierische Sehnenfasern zum Nähen, schließlich ein lebendes Huhn, welches sie von Europäern erstanden hat.

Digitized by Google

Hier sei gleich eingefügt, daß auch die Kinder schon ein eigenes Recht auf die ihnen gehörigen Sachen besitzen; dergleichen zu veräußern würden selbst die Eltern nicht wagen. Dieses Recht begreift sowohl die Geschenke, welche ein Kind von Erwachsenen erhalten hat, als auch die Kleinigkeiten, die dem eigenen Bemühen ihr Dasein verdanken, zumal die Spielzeuge, wie Puppen, Bälle und Schleudern, als auch Schmuckgegenstände. Noch unerfahren in den Fragen über Besitzrecht der feuerländischen Jugend wandte ich mich an eine Alte mit dem Vorschlage, für eine Perlenkette mir die geflochtene Halsschnur ihrer Tochter zu überlassen: „Sprich mit ihr selbst", — war die Weisung; „denn ihr gehört doch das, was Du verlangst; ich kann darüber nicht verfügen!" — Und wie sehnte sich die Alte selbst nach meinen Glasperlen, die ihr schon lange in die Augen stachen; trotzdem hatte sie nicht einmal den Mut, ihre Tochter zum Tauschgeschäft mit mir etwas anzueifern.

Schon die Zusammenstellung all jener Gegenstände, welche Mann oder Frau oder Kind als ihren Sonderbesitz betrachten, deutet hin auf die Begründung und den Ursprung des Rechtstitels, insofern derselbe nämlich von der aufgewandten Arbeit und Mühe zu deren Herstellung oder Beibringung abgeleitet werden muß. „Dieser Bogen gehört mir, weil ich ihn verfertigt habe", lautet die Erklärung; „diesen Pechklumpen habe ich am Strande gefunden, deshalb ist er mein", so äußert sich ein anderer; „diesen Kamm habe ich eingetauscht gegen Sehnenschnüre und dadurch ist er in meinen Besitz übergegangen", damit legitimiert sich eine Frau; und endlich sagt ein Mädchen: „Mein Vater hat mir das Schwanzstück eines Guanaco gegeben, um mir damit eine Puppe herzustellen; diese ist mein Eigentum". . . . . Also der Aufwand eigener Kraft beim Zustandekommen eines Gegenstandes begründet und verleiht das Recht auf dessen Besitz.

b) Das Familieneigentum. Ein jeder der beiden Gatten bringt beim Eingehen der ehelichen Verbindung selbstverständlich sein Privateigentum mit; auch von jetzt an bleibt ihm das ausschließliche Recht auf diese Gegenstände ungeschmälert, obwohl das Ausleihen derselben zwischen beiden nun zur Selbstverständlichkeit wird. Indes mit der Begründung des eigenen Herdes müssen auch besondere Gebrauchsgüter geschaffen werden, die gleichmäßig beiden Teilen und auch deren Kindern von Nutzen sind. Dazu gehört: das große Fell zum Decken der Hütte, bzw. die einzelnen Teile eines Windschirmes; die Nahrungsmittel stehen zur Nutznießung jedem Familienmitgliede zur Verfügung, ganz einerlei ob die Frau Seetiere am Strande gesammelt oder der Mann ein Guanaco erlegt oder ein Kind Pilze von den Bäumen heruntergeschlagen hat: was der Familie dient, das erwirbt der einzelne unterschiedslos auch für die übrigen Familienmitglieder.

Als unklar und ungenau muß ich deshalb die Ansicht zurückweisen, welche F. A. Cook aufgestellt hat: „Die Haushaltungsgegenstände sind nicht gemeinsames Eigentum aller seiner Bewohner. Jede Frau hat ihren Korb mit Fleischstücken und Muscheltieren, ihren Sack mit Werkzeugen, Nadeln, Sehnen, Pelzwerk, und jede Frau hat ihre eigenen Kinder"[9]). Es fehlt bei dieser Auseinandersetzung an der erforderlichen Scheidung zwischen persönlichen und familialen Gütern.

In der weiter oben analysierten Zusammenarbeit von Mann und Frau liegt bereits der Hinweis auf den Rechtstitel für familialen Besitz

[9]) F. A. Cook: Die erste Südpolarnacht; S. 101. — Kempten 1903.

Digitized by Google

und für eine berechtigte Anteilnahme am Ganzen seitens des einzelnen Familienmitgliedes. Denn zu einer Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft konstituiert, tritt jeder in Abhängigkeit vom andern; erst das Zusammenwirken aller und die Betätigung des einzelnen nach seiner persönlichen Veranlagung und Stellung ermöglicht den Bestand der Familie. Wie nun dem einen zur Nutznießung der Arbeit des anderen ein Recht zuerkannt wird, so zieht dieser seinerseits wieder Vorteile aus dem Schaffen jenes; ein jedes Mitglied übernimmt die ihm angemessenen Arbeiten im Interesse der Familie und stellt sich in deren Dienst; die Familie ihrerseits ermöglicht die Existenz eines jeden, der zu ihr gehört. Um die zuletzt gezogene Folgerung zu verstehen, darf man die bei unsern Indianern streng durchgeführte Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau nicht aus dem Auge verlieren.

Fernerhin beteiligen sich auch alle, wenngleich jeder auf seine Weise, an der Begründung des Familiengutes. Man beachte beispielshalber das Zustandekommen der Hütte: Wird diese im Walde aufgebaut, so legen Mann und Frau und Kinder ausnahmslos Hand an. Der Windschirm wird mit einigen Stäben und einem großen Lederstück aufgestellt; diese Stäbe besorgt der Mann und liefert auch die rohen Fellstücke; Aufgabe der Frau bleibt es, letztere zu verarbeiten und zusammenzunähen, sie muß außerdem auf den Wanderungen die ganze Last mitschleppen. Das wirksame Beisteuern des einzelnen Individuums zum Bestande und Unterhalt der Familie sichert ihm also die Nutznießung der ihm nötigen Familiengüter unterschiedslos. Die scharfe Umgrenzung der Einzelfamilie gegen andere und deren innere Festigkeit tragen wesentlich zur rechtlichen Wertung des Familienbesitzes das ihrige bei. Jedenfalls bietet der Wirtschaftsbetrieb, wie ihn die beiden Ehegatten bewerkstelligen, das Bild eines ganz normalen Familienkommunismus.

II. Die Titel auf Besitzrecht.

Nachdem im vorhergehenden die verschiedenen, den Selk'nam eigenen Formen des Besitzes dargelegt worden sind, müssen geziemenderweise nun die Entstehung und Begründung der Besitztitel zur Sprache kommen; obwohl bereits kurze diesbetreffende Hinweise gegeben worden sind. Daran anschließend findet die Erörterung über die Verletzung von Eigentumsrechten ihren passenden Platz.

1. Verschiedene Arten von Eigentumstiteln.

a) Die autoritative Übertragung der Isla Grande mit all ihren Schätzen und Tieren an den Stamm der Selk'nam müssen wir als Grundlegung ihrer Besitzgüter und als ersten Rechtstitel ausgeben. Wie die Mythe berichtet, hat Kenos im Auftrage des Höchsten Wesens, Temaukl genannt[10]), die weite Welt an verschiedene Völkergruppen verteilt und unsern Indianern eben diese Insel als nähere Heimat zugewiesen. Wenngleich also das Höchste Wesen nicht mit ausdrücklichen Worten als Schöpfer und Eigentümer des Universums hingestellt wird — wie beispielsweise die Yamana ihren Gott als Herrn und Besitzer aller Dinge in den mannigfaltigsten Redewendungen ausgeben —, so liegt implicite in der Berufung auf ihn und in der ihm zuerkannten unumstrittenen Ermächtigung zur Überweisung dieses Landes an die Selk'nam eine Anerkennung seines Besitzrechtes über die sichtbare

[10]) Vgl. M. Gusinde: Elemente aus der Weltanschauung der Ona und Alakaluf; „Congrès Internat. des Américanistes"; XXI. Session p. 123ff. — Göteborg 1925.

Digitized by Google

Welt. Wie könnten sonst die Selk'nam darauf pochen: „Das ist unser Landbesitz!", wenn die Übertragung an sie nicht rechtskräftig wäre und wenn sie in der autoritativen Stellung des Höchsten Wesens, möglicherweise in der ihm zugeschriebenen Erschaffung der Welt, nicht auch dessen Verfügungsrecht über alles Sichtbare erblicken würden; denn gleicherweise anerkennen die Indianer ausdrücklich den Eigentumstitel der Nachbarvölker auf deren besonderes Gebiet, eben weil vom Höchsten Wesen jenen zugewiesen.

Neben dieser definitiven und dauernden Übertragung des Besitzrechtes auf die ganze Isla Grande kann man von einer zeitweiligen und beschränkten dann sprechen, wenn einer benachbarten Gruppe die Erlaubnis erteilt wird, ins eigene Gebiet einzutreten und hier Steinchen zu Pfeilspitzen oder Stämmchen zu Bogenstäben und dgl. m. sich zu suchen. Damit, daß jene Ankömmlinge nach kurzer Frist sich wieder zurückziehen, erlischt auch das ihnen zugestandene Recht.

b) Die einfache Okkupation ist jedoch der weit häufigere Besitztitel. Es erstreckt sich derselbe auf Tiere sowohl als auf die verschiedenen Gebrauchsgegenstände bzw. Rohstoffe. Also das Guanaco, der Fuchs, die Wildgans, welche ein Jäger mit seinen Pfeilen oder mit Hilfe seines Hundes erbeutet, gehört ihm; desgleichen sind die Früchte und Seetiere, das Reisig und die Baumflechten, die Bimssteine und die Bovisten zur Feuerbereitung usw. Eigentum jener Frau, welche diese Dinge gesammelt hat.

Wenn jemand das Nest von Cururos aufgefunden hat, aber diese Tiere jetzt noch nicht fangen will, so stößt er einen kleinen Stock an dieser Stelle in die Erde; zunächst, um sich dieselbe zu merken, hauptsächlich aber deshalb, um jedem andern bekannt zu geben, daß er bereits auf dieses Nest seine Hand gelegt hat. Ein ähnliches Vorgehen wird beim Auffinden des Nestes der Papageien beobachtet; jedoch, statt irgendwelches Zeichen anzubringen, spricht der Entdecker im Lager von seinem Funde, gibt die genaue Beschreibung von der Stelle, an der das Nest sich befindet, und niemand wird jetzt an sein Eigentum sich heranwagen. So sind für die Ausbeute stationärer Naturprodukte durch den, der als erster sie in Angriff nimmt, mit gleicher Schärfe die Eigentumsbegriffe ausgeprägt; die damit gegebenen Rechte werden mit der nämlichen Gewissenhaftigkeit wie die übrigen Erwerbstitel respektiert.

Es wurde bereits erwähnt, daß ein Sammeln von Rohstoffen usw. nur innerhalb der Grenzen des eigenen Familienbesitzes statthaft war, daß den Eigentümern gleichsam nur ein Aufsichts- oder Verwaltungsrecht über alle verwertbaren Güter zukam, weil jedem Familienangehörigen der unbehinderte Zutritt zu ihnen offen stand und durch Aneignung irgend eines noch freien Dinges dasselbe zu seinem Privateigentum wurde. Und eben solche Gegenstände, welche von irgend einem durch freie Okkupation beschlagnahmt worden sind, trotzdem in eigenen Besitz zu übernehmen, wäre eine Rechtsverletzung, ein Diebstahl.

c) Nicht weniger häufig wurde das Eigentumsrecht durch unmittelbares Herstellen und Verfertigen eines Gegenstandes begründet. Mit der bloßen Tatsache, daß einer das Werkzeug, die Waffe, das Kleidungsstück usw. unter Aufwand von Zeit und Kraft produzierte, wurde er auch dessen legitimer Besitzer. Darauf gründet sich beispielsweise die Gütertrennung innerhalb der Familie für all jene Dinge, welche dem persönlichen Gebrauch überlassen bleiben und nicht zur Nutznießung der Gemeinschaft hergestellt wurden. Dieses persön-

Digitized by Google

liche Recht auf derartige Dinge trat dann besonders unzweideutig in die Erscheinung, wenn der seltene Fall einer Ehescheidung sich ereignete; anstandslos nahm jeder der beiden Gatten die ihm zustehenden Gebrauchsgegenstände mit sich und ging unbehelligt seiner Wege; um die gemeinschaftlichen Güter kümmerte sich weder er noch sie.

Daß ein Rechtsanspruch auf die selbstverfertigten Gegenstände von niemandem bestritten, sondern von allen anerkannt wurde, ist leicht begreiflich; es fußt dieser Rechtstitel auf der angewandten Zeit und Kraft. Eine abweichende Meinung in dieser Frage vertritt für Naturvölker überhaupt Thurnwald, welcher schreibt: „Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Anerkennung persönlicher Ansprüche auf Gegenstände mit der Annahme mystischer, zauberischer Beziehungen in Verbindung bringt, welche zwischen den Objekten und ihren Verfertigern oder Besitzern angenommen werden. . . . Die Arbeit in unserem Sinne hat man erst in späterer Zeit als Eigentum schaffendes Moment zu betrachten gelernt. . . ."[11]). — Meine Indianer würden sich höchst verwundern, wollte ich „zauberische Beziehungen" zwischen sie und die von ihnen verfertigten Gegenstände hineintragen; zu natürlich ist für sie die Sachlage, als daß sie Zauberei, die bei ihnen an sich nur schwach entwickelt ist, zur Anerkennung ihres Eigentumsrechtes benötigen sollten. Auch damals schafften Arbeit und Kraftaufwand bereits unumstrittene Eigentumsrechte. Übrigens ist es eine gar merkwürdige Ironie, daß Europäer, welche die heiligen Rechte eines Naturvolkes auf Besitzgüter und auf die eigene Existenz in Einzelfällen selbst auf schamlose Weise mit Füßen getreten haben, nun auch noch dazu fähig sind, den Indianern selbst sogar jedes Verständnis für privates und kommunales Eigentum, für Respekt vor fremdem Besitz, für berechtigte Ansprüche auf gewisse Güter und den erforderlichen Lebensunterhalt einfachhin abzusprechen oder sie für derartige Ideen schlechthin als unfähig zu erklären.

d) Mehr als man vermuten sollte, war der Tauschhandel im Schwunge. Auf den viel mißdeuteten Begriff eines Geschenkhandels brauche ich deshalb hier nicht einzugehen, weil eine derartige Einrichtung bei unsern Indianern nicht anzutreffen ist. Was einer auf dem Wege eines eigentlichen Tauschhandels erwirbt, kommt einem regelrechten Kauf gleich; denn Gabe und Gegengabe werden genau abgeschätzt und miteinander verglichen: dies alles in Ermangelung von Geld. Als Maßstab für den höheren oder niedrigeren Wert eines Objektes galten die Schwierigkeiten, welche mit seiner Beschaffung verbunden waren, oder Mühen, welche zu seiner Herstellung aufgebracht werden mußten; außerdem seine Feinheit, Schönheit und Zierlichkeit; endlich auch die Seltenheit seines Vorkommens, wie in alter Zeit die kleinen Stücke von eisernen Faßreifen und die Feuersteine überhaupt. Doch fehlte es nicht an gewissen Richtlinien für den Kaufwert eines Gegenstandes; beispielsweise zahlte man für einen guten Bogen drei bis vier Pfeile, für einen Köcher zwei Pfeile und dgl. m.

Um die nötigen Gebrauchsgegenstände sich erwerben zu können, waren die einzelnen Familien zu ständigen Reisen in andere Gebiete gezwungen; denn was den einen fehlte, das hatten die andern in Überfluß; diese ihrerseits brachten Dinge mit, welche jenen mangelten.

e) Geschenke. Um es gleich vorwegzunehmen, sei darauf hingewiesen, daß ein Geschenkwesen bei unsern Selk'nam sehr schwach ent-

[11]) Vgl Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte: Bd. III, S. 46.

Digitized by Google

wickelt ist und eigentlich nur die nächsten Verwandten mit derartigen Aufmerksamkeiten sich gegenseitig erfreuten; und zwar beschränkten sich dieselben fast ausschließlich darauf, daß ein Onkel seinem Neffen einen kleinen Bogen mitbrachte oder die Tante ihrer Nichte eine Puppe herstellte. Was Kinder ihren bejahrten Eltern geben, das reichen sie diesen nicht als Geschenk, sondern aus dem Bewußtsein einer ihnen obliegenden Pflicht zu deren ständiger Unterstützung. Ein Mitteilen von der heimgebrachten Beute an Nachbarsleute geschieht nicht aus besonderer Zuneigung oder im Sinne eines Geschenkes, sondern aus dem für alle obligaten Altruismus heraus. Wenn ein Bursche aus Sympathie für ein Mädchen diesem einen kleinen Schmuck zukommen lassen will, so muß er dies heimlich tun; solchem Vorgehen liegt aber schon die Absicht zugrunde, dasselbe sich geneigt zu machen, um es gelegentlich zu freien.

f) Entleihen und Vererben. In einzelnen Fällen borgt sich wohl ein Mann die Gerätschaften seines Nachbarn; doch weiß er es sehr wohl, daß diese ihm nur zum Gebrauch für bestimmte Zeit überlassen sind und daß er sie jenem wieder aushändigen muß, der darüber Besitzrecht genießt. Und wenn er einen solchen Gegenstand verliert oder wertlos gemacht hat, dann ersetzt er denselben ohne Widerspruch. Auch stößt man auf die allerdings seltene Praxis, daß in Abwesenheit des Eigentümers jemand irgendwelches Ding aus dessen Besitz in Gebrauch nimmt, die Zustimmung des Eigentümers voraussetzend; die Rückgabe ist ihm eine selbstverständliche Pflicht. Wie überzeugend spricht doch diese Handlungsweise für den klaren Begriff eines persönlichen Eigentums: Res clamat ad dominum! — auch im Feuerlande.

Ein Übermitteln von Gegenständen auf dem Wege der Vererbung fehlt bei unsern Indianern vollständig. Die Besitzgüter des einzelnen sind sowieso sehr beschränkt an Zahl, und diese werden dem Toten, eben weil sie sein Eigentum sind und niemand darauf einen Anspruch geltend machen kann, in sein Grab mitgegeben. Die einzige Ausnahme — und ein eigentliches Vererben ist es trotzdem nicht — wird mit einem guten Hunde gemacht; diesen übernimmt gewöhnlich ein naher Verwandter oder guter Freund des Verstorbenen. War der Tote ein Junggeselle, so ging dessen Hund in den Besitz irgendeines Verwandten über; der eigene Vater übernahm denselben nie, um nicht etwa an seinen verstorbenen Sohn erinnert zu werden. Die eben erwähnte Praxis wurde damit begründet, daß man sagte: „Einen guten Hund darf man deshalb nicht töten, weil er andern Leuten noch sehr nützlich ist. Auch wünscht dessen jetzt verstorbener Eigentümer nicht, daß der Hund umgebracht werde, weil er ihm lieb und wertvoll war. Deshalb überweist man das Tier einem solchen Verwandten, den der jetzt herrenlose Hund schon etwas kennt und bei dem er deshalb bleiben wird. Der neue Besitzer wird das Tier schon mit Rücksicht auf dessen früheren Herrn genügend pflegen!" — Also Gründe mehr sozialer Natur ließen von einem Vernichten des Hundes beim Tode von dessen Herrn berechtigten Abstand nehmen.

2. Die Verletzung des Eigentumsrechtes.

Gewissen Vorurteilen einer ungerechten Einschätzung der Eingeborenen seitens der Europäer muß ich in diesen Zeilen entgegentreten; gilt es doch bei vielen als Selbstverständlichkeit, daß der Indianer jedes rechtlichen Empfindens bar und ein abgefeimter Spitzbube

Digitized by Google

sein muß. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß manchem Leser über die Glaubwürdigkeit der bisherigen Darstellung schon einige Zweifel aufgestiegen sein könnten; allein, meine Aufgabe ist es, objektiv zu berichten, was ich beobachtet und erlebt habe. „Das Mein und Dein ist unter Naturvölkern begrifflich nicht allzu stark ausgeprägt"; diesen Satz eines gewissen Reisenden namens Siegfried Benignus[12]), den er auf die Feuerländer anwendet, ist eine der vielen leeren Phrasen, die sich für den ernsten Ethnologen von selbst erledigen. Und wenn Spegazzini schrieb: „El Aona, el Yajan, el Alucáluf no conocen mucho el derecho de propiedad, y los verbos tomar y robar son equivalentes, es decir, tienen una sola palabra para indicar estas acciones que se diferencian tanto entre nosotros" . . .[13]), so ist dies ebenfalls eine Behauptung, für welche er selbst nicht einstehen kann. Doch lassen wir die Tatsachen reden und trennen wir, um einer Verwirrung der Begriffe vorzubeugen, das Verhalten der Selk'nam ihren eigenen Leuten gegenüber von ihrer Stellung zu den Europäern.

a) Verletzung des Besitzrechtes der Indianer unter sich. Die gewöhnlichste Schädigung des Eigentumsrechtes der anderen besteht im Diebstahl. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß bei den Selk'nam ein Entwenden fremden Gutes zu den äußersten Seltenheiten gehörte. Wie scharf die Eigentumsbegriffe ausgeprägt waren, das wurde an mehreren Stellen bereits erörtert; somit konnten über eine Verletzung der anerkannten Rechte begriffliche Unklarheiten nicht bestehen. Tatsächlich weiß jeder Indianer, was Diebstahl besagt; er kennt dessen Unerlaubtheit in gleicher Weise, wie dessen Folgen ihn schrecken; denn der Bestohlene nimmt nach Möglichkeit schwere Rache.

Für ein seltenes Vorkommen des Diebstahls zeugt schon der Umstand, daß die Besitzgüter jedes einzelnen auf ein Mindestmaß beschränkt geblieben sind; äußerst spärlich ist ja Hab und Gut oder all das, was jeder sein Eigen nennt. Deshalb würde eine Person bei Benützung des geraubten Gutes sich unausweichlich selbst verraten; man erkennt ja am Objekt sehr leicht den Verfertiger, und der geringe Besitzstand eines jeden ist leicht von seinem Nachbarn überschaut; ständig etwas verborgen zu halten, wäre einfachhin unmöglich. Außerdem ist für jeden das Überwachen der ihm gehörigen Gegenstände, eben weil deren Zahl so beschränkt ist, überaus einfach und leicht; sollte etwas fehlen, dann wäre ohne sonderliche Mühe dem Diebe auf die Spur zu kommen, weil nur Gruppen von geringer Kopfzahl miteinander durchgehends verkehren. Sehr ungünstig sind somit die Voraussetzungen für Diebstahl bei den Selk'nam.

Höchst unangenehm war die Lage für den, welcher der Entwendung fremden Gutes verdächtigt wurde. Ich konnte es selbst beobachten, wie ein solcher Mann peinlich von andern gemieden wird und wie die Allgemeinheit danach strebt, ihn von sich fernzuhalten, um ihn gänzlich zu isolieren. Durch ein derartiges Verhalten seitens der Allgemeinheit gebrandmarkt zu werden, wirkt mächtig zurück auf sein Ehrgefühl, weshalb er sich krampfhaft bemüht, den üblen Leumund über seine Person aus der Welt zu schaffen. Und hatte er wirklich etwas entwendet, er wäre des ungerechten Erwerbes nie froh ge-

---

[12]) Siegfried Benignus: In Chile, Patagonien und auf Feuerland; S. 231. — Berlin 1912.

[13]) Spegazzini: Costumbres de los habitantes de la Tierra del Fuego; „An. Soc. cient. argent." T. XIV, p. 177. — Buenos Aires 1882.

Digitized by Google

worden; denn wie hätte er es wagen können, ein solches Ding in Gebrauch zu nehmen, das ja als gestohlenes Gut ihm bald wäre nachgewiesen worden.

Weniger selten scheint es versucht worden zu sein, heimlich in fremdes Gebiet einzudringen, um dort zu jagen oder nützliche Rohstoffe zu sammeln. Über die Unerlaubtheit solchen Vorgehens blieb sich niemand im Zweifel, ebensowenig wie über die nachteiligen Konsequenzen, welche solchem Tun, wenn entdeckt, folgen mußten: nichts weniger als ein Raubüberfall seitens der Geschädigten auf die Eindringlinge war die Antwort auf derartiges Unrecht. Selbstverständlich wurde diese Art von Diebstählen immer unter größter Heimlichkeit ausgeführt; wohl nur aus Not veranlaßt, wenn wegen bestehender Feindschaft mit einer Erlaubnis seitens jener Gruppe nicht zu rechnen war. Und da solche Rechtsverletzungen immer gefährlich waren, so erklärt sich die Seltenheit der dadurch möglicherweise verursachten Kämpfe.

Trotzdem büßte der Respekt vor fremdem Eigentum nichts von seinem Ernste ein. Man traut sich nicht einmal, den fremden Hund zu schlagen, selbst wenn das Tier manchen Schaden angerichtet hat. So unwahrscheinlich dies auch manchem klingen mag, es bleibt Tatsache, daß der Diebstahl bei den Selk'nam ein sehr seltenes Vorkommnis war.

b) Verhalten der Indianer den Weißen gegenüber. Es ist bereits genügend bekannt und ich habe meinerseits an anderer Stelle darauf hingewiesen, welch brutale Mittel gewissenlose Europäer in Szene gesetzt haben, um die Eingeborenen auf jener Großen Insel schnellstens zu beseitigen. Deren einzige „Schuld" war eben die, daß sie seit altersher im Besitze eines Landstriches waren, welchen die Eindringlinge für Schafzucht sehr geeignet hielten; deshalb mußte der Indianer aus dem Wege geräumt werden. „Die Eingeborenen wurden in die Gebirge zurückgedrängt, wo sie bald nichts mehr zum Leben vorfanden. Sie machten dann einige Einfälle in das ihnen abgenommene Land und raubten Schafe. Die Folge war dann ein Krieg, wie man sich ihn ungleicher und feiger nicht träumen kann. Die Ansiedler waren mit Gewehren bewaffnet und wurden von der militärischen Macht der Regierungen Südamerikas unterstützt; die Indianer hatten nichts als ihre Bogen. Die Metzeleien wurden zahlreich, aber da die Indianer trotz alledem etwas zu essen haben mußten, so gelang es ihnen doch öfters, einige Schafe wegzunehmen. Die Folge davon war, daß gewisse Estancieros Preise auf ihre Köpfe aussetzten: fünfundzwanzig oder fünfzig Franken, je nach der Jahreszeit" [14]).

Hat je ein Reisender, der den Indianer als Spitzbuben betrachtet, sich schon einmal gefragt, welche Auffassung sich wohl der Eingeborene selbst von dem Respekt vor Mein und Dein beim Europäer gebildet haben mag? Dieser und jener unparteiische Beurteiler der Sachlage gibt es unumwunden zu, daß der Indianer vergewaltigt und in seinen heiligen Besitzrechten schnöde geschädigt worden ist; nur aus Notwehr und später aus Rache reagierte er auf die himmelschreienden Brutalitäten der Weißen durch Überfälle auf deren Schafherden. „Uns hat der Fremde die Guanacos niedergeschossen und vertrieben; wovon sollen wir leben? — So greifen wir nach den weißen Guanacos (= die Schafe), die jener hierher gebracht hat: uns treibt der Hunger!" . . . das war ihre Redeweise. Es kann alles Deuteln und Fälschen nicht

[14]) G. Lecointe: Im Reiche der Pinguine; S. 61. — Halle a. S. 1904.

Digitized by Google

hinweghelfen über die Tatsache, daß jene gewinnsüchtigen Europäer als erste Angreifer dem ahnungslosen Indianer schweres Unrecht und bitteres Leid angetan haben; dieser seinerseits antwortete in seiner Verzweiflung darauf mit Racheakten, soweit seine schwachen Waffen ihm dabei behilflich waren.

Doch nicht unterschiedslos gegen jeden beliebigen Weißen entläd sich bei passender Gelegenheit der Ingrimm und der sonst verhaltene Haß des Indianers. Leuten, die seine Rechte nicht schmälern, begegnet er mit allem Respekt; man denke an die unter ihnen tätigen Missionare und an einige rechtlich denkende Farmer. Mich persönlich, obwohl ich monatelang ganz allein unter ihnen gelebt, haben sie als Freund und als Ihresgleichen betrachtet und mit Sorgfalt gepflegt; nicht einmal eine Stecknadel ist mir entwendet worden, obwohl all meine Sachen offen in der Hütte herumlagen.

Das sind nun der Tatsachen und Beispiele genug, welche es überzeugend nachweisen, wie deutlich das Rechtsempfinden in bezug auf fremdes Eigentum beim Indianer ausgeprägt ist. Seinen Stammesgenossen etwas zu entwenden, wird allgemein als schweres Unrecht betrachtet und nach Möglichkeit geahndet; Diebstahl war selten. Dem Europäer gegenüber befand sich der Eingeborene in Verteidigungsstellung; seine Reaktion und Gegenwehr ist bei weitem nicht so brutal gewesen, als das Vorgehen jener.

* * *

Hinreichend günstig nehmen sich die Eigentumsverhältnisse dieser Urmenschen auf Feuerland aus; ganz offen widersprechen sie vielem, was über Primitive überhaupt konstruiert worden ist. Solche Einrichtungen, wie die hier dargelegten, könnten in gewissem Grade noch vorbildlich sein für eine Zeit, in der, wie in der unsrigen, der Respekt vor dem Besitz des andern so schwer gelitten hat, in der ein Kapitalist ungestraft den notleidenden Schwachen erbarmungslos ausnützt, in der man mit Bezugnahme auf vermeintliche kommunistische Verhältnisse in der Urzeit folgenschwere Unwahrheiten ausstreut und manchen Unwissenden mit Illusionen täuscht. Die Urzeit des Menschengeschlechtes, soweit objektive Geschichtsforschung dieselbe darzustellen in der Lage ist, hat nie einen allgemeinen Kommunismus gekannt; die Lebensbedingungen der damaligen Gesellschaft waren deshalb so günstig, weil zur Begründung ihres Bestandes und Glückes die monogame Einzelfamilie fest und naturgemäß konstituiert war, weil jeder des ihm gebührenden Ausmaßes an Privatbesitz sich erfreute, weil keiner den andern in der Nutznießung seiner rechtlich erworbenen Güter störte.

Digitized by Google

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. November 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Der Vorsitzende spricht den verehrten Mitgliedern Brass und Goerke, die kürzlich ihren 70. Geburtstag gefeiert haben, die Glückwünsche der Gesellschaft aus.

(2) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Gustav F. Gerdts, Bremen
„ Dr. Werner Hülle, Assistent am Urgeschichtlichen Forschungsinstitut, Tübingen
„ Senekerim ter Agobian, Etschmiadsin
„ Johann Prée, Dresden
„ Stadtrat Dr. jur. H. Muthesius, Bln.-Schöneberg
„ Dr. med. Kurt Tietze, Bolkenhain
Archaeologisches Institut der Universität, Szeged.

(3) Herr H. Weinert hält den angekündigten Vortrag:

Eine Ergänzung des jugendlichen Neandertaler-Schädels von Le Moustier.

In der Sitzung vom November 1923 sprach ich hier über meine Neuzusammensetzung des Neandertalerschädels von Le Moustier (Abb. 2). Der heutige Vortrag bringt eine Ergänzung, sowohl zu den damaligen Ausführungen als zum Objekt selbst.

Man kann über Ergänzungen an zerbrochenen und lückenhaften Fossilien geteilter Meinung sein; sie haben ja immer das Mißliche, daß sie die Ansicht eines einzelnen oder wenigstens einer Richtung zum Ausdruck bringen. Und solange man darüber noch streiten kann, muß das Fossil selbst frei davon bleiben. Deshalb war auch damals bei der Neuzusammensetzung von jeder eigentlichen Ergänzung Abstand genommen worden; was heute vorgelegt wird, ist auch zunächst nur der zeichnerische Versuch dazu — es würde nichts im Wege stehen, danach einen ganzen Schädel in Gips zu formen. Somit wird am Originalstück kein Schaden angerichtet und die Ergänzung selbst kann andererseits auch gewinnbringend sein.

Zunächst ist ja der Schädel, um den es sich hier handelt, ein Museumsschaustück. Es ist durchaus nicht jedem möglich, aus so zerbrochenen Resten sich im Geiste das Ganze richtig vorzustellen; dazu kann die Ergänzung eine wesentliche Hilfe sein. Und dann bildet sie zugleich aber auch eine Kontrolle, ob die vorgenommene Zusammensetzung richtig war. Denn es muß möglich sein, unter Zugrundelegung der erhaltenen Reste wieder ein normales, ganzes Stück herzustellen. Der Ergänzungsversuch würde unerbittlich zeigen, wo etwa die Zusammensetzung den natürlichen Verhältnissen nicht entspricht. Der Fund selbst und seine Geschichte dürfte hin-

Digitized by Google

länglich bekannt sein; es sei deshalb nur erwähnt, daß es sich um den Schädel des Jünglings von Le Moustier handelt, der 1908 von O. Hauser in der unteren Grotte von Le Moustier (im Vezèretal Südfrankreichs) gefunden und in Anwesenheit deutscher Gelehrter gehoben wurde; das ganze Skelett kam ja dann zusammen mit dem Manne von Combe Capelle in die Prähistorische Abteilung unseres Museums für Völkerkunde. Über die Geschichte des Schädels, der seit seiner Hebung verschiedene Zusammensetzungen erfahren hat, ist in den damaligen Vorträgen wie in der darüber erschienenen Monographie[1]) genügend berichtet worden; ergänzend sei dazu nachgetragen, daß Prof. Kallius (damals Greifswald) das Schädeldach aus

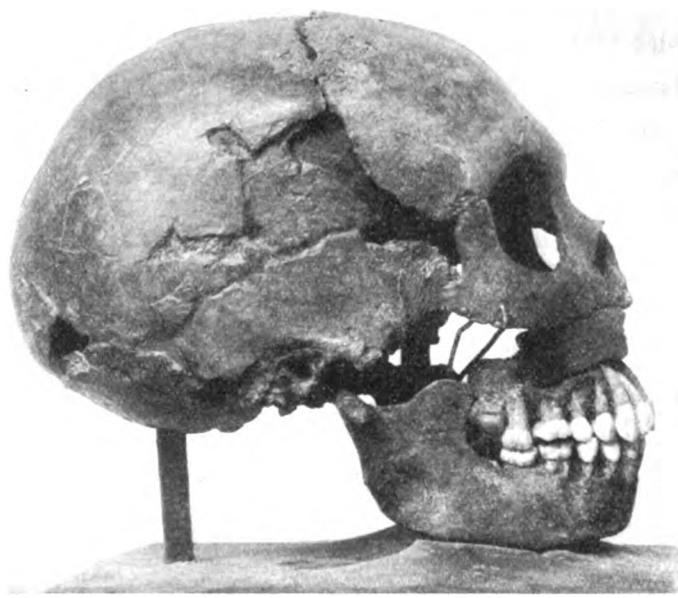


Abb. 1. Alte Zusammensetzung des Moustierschädels von Krause, Obergesichtsteile ergänzt, keine Einstellung in die A-O-Ebene.

den Abgüssen der einzelnen Bruchstücke zusammenfügte. Das wurde dann die Grundlage für die Rekonstruktion durch Krause, in der der Schädel bis 1923 im Museum zu sehen war. (Abb. 1).

Meine Arbeit wurde begonnen, um den Schädel anthropologisch zu bearbeiten, denn diese Bearbeitung fehlte noch, gerade für die Krausesche Rekonstruktion. Erst als sich bei Inangriffnahme der Messungen zeigte, daß die einzelnen Schädelteile zu locker zusammengefügt waren und auch anatomische Unmöglichkeiten aufwiesen, ergab sich notgedrungen meine Neuzusammensetzung, die den Schädel doch wesentlich abänderte. (Abb. 2).

Nach dem eingangs erwähnten Grundsatz wurden dabei alle Ergänzungen aus Gips und Steinpappe, die Krause angebracht hatte, entfernt, so daß der heute ausgestellte Schädel nur noch das zeigt, was an Knochenresten wirklich vorhanden ist. Die dadurch ent-

[1]) Der Schädel des eiszeitlichen Menschen von Le Moustier in neuer Zusammensetzung. Verlag J. Springer-Berlin 1925.

Digitized by Google

standenen großen Lücken, besonders im Gesicht, werden dem Beschauer am meisten auffallen und haben ja auch zu der leichtfertigen, garnicht nachgeprüften Behauptung geführt, es seien bei meiner Zusammensetzung wichtige Knochenteile zerbrochen und abhandengekommen. Was an Knochenteilen vor meiner Zusammensetzungsarbeit vorhanden war, ist auch heute noch da. Daß gerade die zarteren Gesichtsknochen bei einem so alten Schädel fehlen, ist natürlich begründet, deshalb haben auch die meisten diluvialen

Abb. 2. Neuzusammensetzung des Moustierschädels 1923, ohne Ergänzungen, Verbindungsstücke weiß gefärbt. 1/2 n. Gr.

Schädel ein ähnliches Aussehen wie der von Le Moustier. Da die Krauseschen Ergänzungen graubraun gefärbt waren, mögen sie vielfach für Knochen gehalten worden sein. Der lückenhafte Anblick, den der Schädel nach meiner Zusammensetzung bot, ließ schon damals den Plan einer Ergänzung in Aussicht nehmen; aber stammesgeschichtlich so wichtige Teile wie die Nase sollten am Original nicht angebracht werden — deshalb wurde auch in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Fundes darüber noch nichts erwähnt.

Die jetzt vorliegende zeichnerische Ergänzung (Abb. 3) wurde so vorgenommen, daß zunächst die neue Zusammensetzung unter peinlich genauer Innehaltung aller vorhandenen Knochenteile und dementsprechend auch mit sämtlichen Lücken in natürlicher Größe wiedergegeben wurde; danach wurden die fehlenden Knochenteile hinzu-

Digitized by Google

gefügt. Am Gehirnschädel, dessen große Stücke schon auf die Zusammensetzung von Kallius zurückgehen, kann man kaum von einer Ergänzung sprechen, da hier nur kurze Verbindungslinien

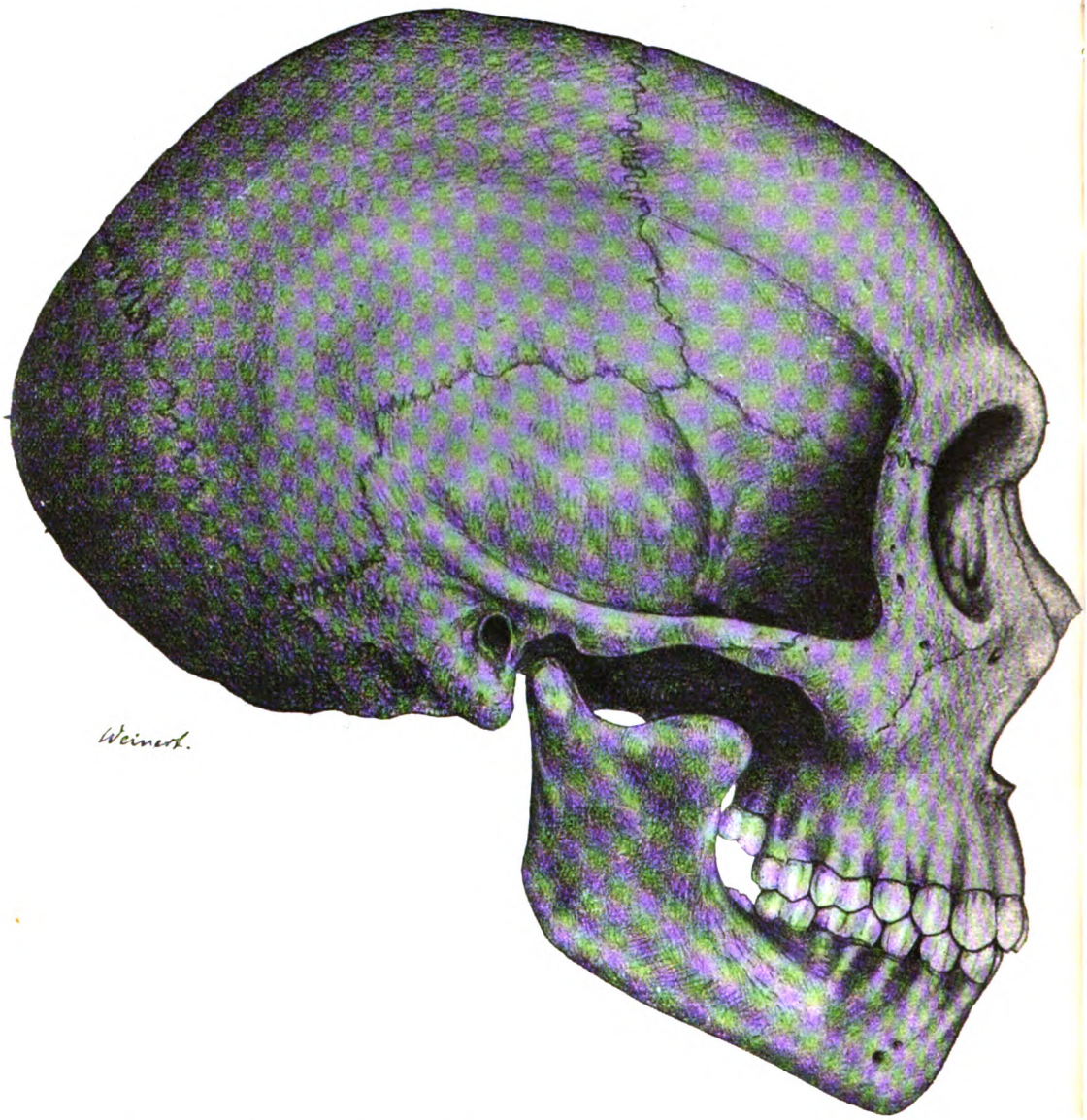


Abb. 3. Ergänzung des Moustierschädels auf Grundlage der Neuzusammensetzung. $^5/_7$ n. G.
Aus der Umschau, Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, Frankfurt a. M.

zwischen einigen Bruchrändern nötig waren. Die eigentliche Ergänzung liegt nur in der Profilkurve des Obergesichts, also in dem Contur vom Nasion bis zum Prosthion. Als Vorbilder dienten dazu die wenigen Neandertaler-Schädel, an denen vom Obergesicht noch mehr vorhanden ist als beim Moustierjüngling: La Chapelle, La

Digitized by Google

Ferrassie, La Quina, Gibraltar, Krapina. Da hier im wesentlichen recht ähnliche Anhaltspunkte vorliegen, war auch bei dem Obergesicht meiner Phantasie kein weiter Spielraum gelassen. Das Nasenprofil ergab sich fast zwangsläufig; den Nasenstachel etwa anthropoidenhaft fortzulassen, wie Klaatsch es bei seiner ersten Zusammensetzung getan hatte, lag kein Grund vor. Die Stellung der oberen Alveolarpartie ist steil genug, um mindestens die angedeutete schwache Ausbildung des Nasenstachels zu gewährleisten. Daß unter den Augenhöhlen noch keine tiefen Fossae caninae wie beim heutigen Europäer vorhanden waren, zeigt das Fossil noch selbst. Die dünne Knochenbedeckung der oberen Zahnwurzeln bot keine Schwierigkeiten, ebensowenig die Ergänzung des fehlenden Jochbeinstückes, das im Zusammenfügen seiner Reste damals bei der Neuzusammensetzung mehr Überlegung und Arbeit erfordert hatte. So wurde die gesamte Ergänzung nur eine logische Fortführung der Zusammensetzungsarbeit, und wenn man berücksichtigt, daß auch die Neandertalermenschen ihre individuellen Verschiedenheiten und ihre Variationsbreite gehabt haben, so mag auch diese Ergänzung des Moustierschädels in den Bereich natürlicher Möglichkeit fallen.

Wenn dieser Ergänzungsversuch befriedigt, so zeigt er also auch, daß die Neuzusammensetzung ohne Schwierigkeiten die Ergänzung zu einem richtigen Schädel zuläßt und damit bestätigt wird in ihrem Ergebnis: „ein jugendlicher Neandertalerschädel". Das mehr „menschliche" Aussehen, das bereits in der Neuzusammensetzung hervorgetreten war, wird jetzt besonders deutlich; eine bestimmte Absicht zur Erzielung eines solchen Ergebnisses war dabei, wie bereits ausgeführt, nicht vorhanden. Im Gegenteil haben weitere Funde jugendlicher Neandertaler (La Quina und Gibraltar II) dasselbe bestätigt, was ja auch bei Jugendformen garnicht anders zu erwarten war. Darin liegt kein Widerspruch gegen das biogenetische Grundgesetz, man denke an die Schädelformen jugendlicher und kindlicher Menschenaffen.

Schließlich sei auf einige Schlußfolgerungen noch eingegangen, besonders da die nachfolgende Literatur auf eine Arbeit hin oft mehr und bestimmter behauptet als die Arbeit selbst.

So ist es natürlich vollkommen abwegig, aus der „menschlicher" erscheinenden Gestalt des jetzigen Moustierschädels zu schließen, daß der Mensch nichts mit den Anthropoiden stammesgeschichtlich zu tun habe (vergl. Hamann, Bumüller). Bei weiterem Wachstum würde auch der Jüngling von Le Moustier eine Schädelform bekommen haben, die der der übrigen Neandertaler vollkommen entspricht.

Ich habe auch die Möglichkeit eines absichtlichen Begräbnisses beim Moustiermenschen nicht abgelehnt, sie sogar „wahrscheinlich" genannt; nur der sicheren Behauptung konnte ich mich nach dem Studium des Skelettes und seiner Geschichte nicht anschließen.

Endlich ist das Zeitalter des Fossils zu erwähnen. Die Anthropologie ist von sich aus heute noch nicht imstande, einen Unterschied zwischen Acheuléen und Moustérien zu machen, da ja gerade das Skelet von Le Moustier der erste Acheuléenmensch sein soll, den wir bis heute kennen. Ich kann deshalb auch nur aussagen, daß der Moustierschädel anatomisch sich von den Neandertalerschädeln des Moustériens nicht unterscheiden läßt — wie ja auch das heutige Bild zeigt. Daß er deshalb kein Acheuléenmensch sein könne, ist damit nicht behauptet. Geologisch läßt sich dazu auch nichts Aus-

Digitized by Google

schlaggebendes sagen, und die Prähistorie kann die Frage deshalb nicht einwandfrei klären, weil unter den Artefakten solche vom Moustérien- wie vom Acheuléen waren. Der anthropologische Schluß kann deshalb heute nur dahingehen, daß entweder Acheuléen- und Moustérienmenschen sich im Schädelbau nicht wesentlich unterschieden, oder daß — im anderen Falle — der Moustierjüngling kein Acheuléenmensch mehr war. Vielleicht kommt es aber der Wahrheit am nächsten, wenn man die vermittelnde Antwort gibt: daß die Zeit des Jünglings von Le Moustier in den Übergang vom Acheuléen zum Moustérien fällt, dann bleibt es uns immer noch überlassen, einen Menschenfund aus dem Frühacheuléen zu erhoffen, der im Schädelbau primitivere Merkmale zeigt als der Jüngling von Le Moustier.

(4) Herr L. Armbruster spricht über:

Bienenkunde und Völkerkunde.

Der Inhalt des Vortrages ist ein Teil aus dem inzwischen erschienenen Buche: „Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal."

In der Diskussion sprachen die Herren Berner, Lessing, Hahn, Mielke, Schuchhardt und Fräulein J. Hahn.

Sitzung vom 18. Dezember 1926.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Neu aufgenommen:
Herr Professor Rudolf Jaffé, Berlin-Zehlendorf.

(2) Der Vorsitzende erstattet den

Verwaltungsbericht für 1926.

Über die Mitgliederzahl der Gesellschaft ist folgendes zu berichten:

Die Zahl der Ehren- und immerwährenden Mitglieder ist unverändert 1 und 18 geblieben.

Von den korrespondierenden Mitgliedern sind zwei verstorben: Direktor Dr. William Brigham in Honolulu und Direktor Dr. Carlo Marchesetti in Triest. Es bleiben 91.

Von den Ordentlichen Mitgliedern haben wir 13 (im Vorjahre 10) durch den Tod verloren: Oberstudiendirektor Dr. Agahd, Frankfurt a. O., Heinrich Umlauff, Hamburg, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Passow, Berlin, Oberpfarrer Hessler, Schönlanke, Prof. Dr. Matschie, Berlin, Hugo Ascher, Charlottenburg, Prof. Dr. Weule, Leipzig, Reichswirtschaftsgerichtsrat Dr. Joergens, Charlottenburg, W. Gretzer, Hannover, Odo Deodatus Tauern, Freiburg i. Br., Dr. Taubner, Hamburg, Studienrat Dr. Linke, Gumbinnen, Prof. Dr. Walter Bremer, Dublin.

Ihren Austritt haben erklärt 28 (im Vorjahre 50). Gestrichen wurden 12 (im Vorjahre 73). Der Verlust an Ordentlichen Mitgliedern beträgt also 53. Dagegen wurden in die Gesellschaft neu aufgenommen 29 (im Vorjahre 28), so daß sich die Zahl der Ordentlichen Mitglieder um 24 vermindert hat und nach fortlaufender Rechnung 1013 verbleiben.

Die Bibliothek hat nach dem Bericht des Herrn Maass einen Zuwachs von 151 Büchern und 231 Broschüren, so daß sie jetzt 14558 Bücher und 2902 Broschüren enthält.

Digitized by Google

Gebunden wurden 62 Zeitschriften, 96 Bücher und 49 gesammelte Abhandlungen in 7 Bänden. Ausgeliehen wurden 557 Bücher.

Die Photographiensammlung hat nach dem Bericht ihres neuen Verwalters, des Herrn Langerhans, einen großen und schönen Zuwachs erfahren, namentlich durch die Sammlung der beiden Herren Bartels, Vater und Sohn, und durch einige andere Zuwendungen. Die Zahl der Einzelblätter ist von 16067 auf 20348 gestiegen.

(3) Unser Schatzmeister Herr Reichsbankrat Duwe, der als Nachfolger des Altschatzmeisters Soekeland jetzt viereinhalb Jahre die Kasse geführt hat, mußte leider infolge eines Nervenzusammenbruchs vor einigen Wochen sein Amt bei uns niederlegen. Wir danken ihm herzlich für seine treue und aufopfernde Hilfe und wünschen ihm baldige Genesung.

Unser Mitglied Herr Reichsbankrat Laschke war auf unsere dringende Bitte geneigt, die Kassenführung zu übernehmen. Leider hat ihm aber gestern sein Arzt gänzliche Zurückhaltung anbefehlen müssen, so daß wir im Augenblick ohne Schatzmeister sind.

(4) Der Vorsitzende verliest den noch von Herrn Duwe aufgestellten Kassenbericht.

Rechnungsbericht für das Jahr 1926.

Einnahmen:	RM	RM	Ausgaben:	RM	RM
Bestand am 30. XI. 1925			Zeitschrift f. Ethnologie		
Bar	262,74		Herstellungskosten	4 740,44	
Postscheckkonto	82,10		./. Anzahlung	3 000,—	
Bankguthaben	1 324,50	1 669,34		1 740,44	
Prähistorische Zeitschrift			+ Anzahlung für 1926	6 554,—	8 294,44
Anzahlung für 1925	2 700,—		Prähistorische Zeitschr.		
+ Einnahmen	700,—		Anzahlung für 1926		2 000,—
	3 400,—		Porto		1 561,81
./. Herstellungskosten			Unkosten: Büro	704,37	
1925	2 506,48	893,52	Buchbinder	553,80	
Mitgliederbeiträge	11 943,48		Utensilien u. Materialien	902,80	2 160,97
+ Eintrittsgelder	190,—	12 133,48	Bücher u. Zeitschriften		214,55
Erlös aus älteren Zeitschriften		1 107,50	Verschiedenes		1 180,41
Zinsen		375,—	Bestand am 30. XI. 1926		
			Bar	387,35	
			Postscheckkonto	275,81	
			Bankguthaben	103,50	766,66
		16 178,84			16 178,84

Das Kapitalvermögen besteht aus:

1. **den verfügbaren Beständen:**	Pap.-M	Pap.-M	RM
a) Eintragung in das Reichsschuldbuch Pap.-M 10 000 5% Reichsanleihe, umgewandelt in Altanleiheablösungsschuld mit Auslosungsrecht			250,—
b) III. 5% Reichsanleihe		5 000	
c) V. 5% „		800	
d) 3½% Neue Berliner Pfandbriefe		28 600	
e) 4% „ „ „		2 900	
f) Verschiedene 5% Kriegsanleihe		7 200	
Übertrag		44 500	250,—

Digitized by Google

Das Kapitalvermögen besteht aus:

	Pap.-M	Pap.-M	RM
Übertrag		44 500	250,—
2. **dem eisernen Bestande,** gebildet aus den einmaligen Zahlungen seitens 25 Mitglieder, angelegt in:			
$3^1/_2$ % Neue Berliner Pfandbriefe	5 100		
5% Reichsanleihe	7 800	12 900	
3. **der William Schönlank-Stiftung,** angelegt in:			
$3^1/_2$ % Neue Berliner Pfandbriefe		15 000	
4. **der Maaß Stiftung.** 10 000 M. im Jahre 1910 von Herrn Prof. Maaß dargebracht, angelegt in:			
$3^1/_2$ % Neue Berliner Pfandbriefe		8 500	
5. **der Rudolf Virchow-Plaketten-Stiftung,** von Herrn Geh. Rat Minden gegründet mit 7000 M., der Überschuß wurde angelegt in $3^1/_2$ % Neue Berliner Pfandbriefe	1 400		
1921 neugestiftet 4% Neue Berliner Pfandbriefe .	15 000	16 400	
6. **dem Konto „Generalkatalog“,** angelegt in:			
5% Reichsanleihe		10 000	
im ganzen		107 300	250,—

Die Effektenbestände zerfallen

in	$3^1/_2$ % Neue Berliner Pfandbriefe $^1/_1$ $^1/_7$	4% Neue Berliner Pfandbriefe $^1/_1$ $^1/_7$	5% Reichsanleihe $^1/_1$ $^1/_7$	5% Reichsanleihe $^1/_4$ $^1/_{10}$	Altanleiheablösungsschuld Reichsschuldbucheintragung
auf: I. Stiftungen:	Pap.-M	Pap.-M	Pap.-M	Pap.-M	RM
William Schönlank	15 000				
Maaß	8 500				
Rudolf Virchow .	1 400	15 000			
Generalkatalog . .				10 000	
Summa	24 900	15 000		10 000	
II. die Gesellschaft	33 700	2 900	15 000	5 800	250,—
im ganzen	58 600	17 900	15 000	15 800	250,—

Die Aufwertung der Papiermark-Reichsanleihe wird bereits betrieben.

Die Rechnungen sind mit den Belegen verglichen, durch Stichproben geprüft und richtig befunden worden.

Berlin, den 16. Dezember 1926.

Langerhans. Maaß.

(5) Der bisherige Vorstand wird für das Jahr 1927 wiedergewählt mit dem Auftrage, sobald als möglich einen neuen Schatzmeister zu kooptieren.

(6) Herr H. Virchow berichtet über die Rudolf-Virchow-Stiftung für das Jahr 1926.

Stand der Stiftung im Jahre 1926.

Die Stiftung besitzt von zinstragenden Papieren nur die schon in den letzten Jahresberichten erwähnten 35 £ 6%ige Hamburger Staatsanleihe. Das Barguthaben betrug am Ende des vorigen Jahres 76 Mark. Dasselbe hat sich durch Zinsen, nach Abzug von 1 Mark für Depotgebühren, auf 113,50 Mark erhöht.

Digitized by Google

Eine leichte Besserung steht in Aussicht, indem die Stiftung aufgefordert worden ist, die in ihrem Besitz verbliebenen 7000 Mark Berliner Stadtanleihe zur „Aufwertung" anzumelden. Dafür werden 175 Mark berechnet. Diese werden aber nicht ausgezahlt und zunächst auch nicht verzinst, sondern im Laufe der Zeit ausgelost. Wenn sie bei der Auslosung dran gekommen sind, so werden sie mit dem Fünffachen des Betrages, also im Ganzen mit 875 Mark ausgezahlt und zugleich die Zinsen, die von dem (noch zu bestimmenden) Tage, von dem an diese Anordnung läuft, an bis zu dem Tage der Auslosung aufgelaufen sein würden, gezahlt.

Die Stiftung ist ebenfalls aufgefordert worden, die 79000 Mark Westfälische Provinzanleihe, welche sich in ihrem Besitz befanden, zur Aufwertung anzumelden. Einstweilen ist auch für diese Aufwertung das eben angegebene Verfahren vorgesehen.

Der Stiftung ist damit die Aussicht eröffnet, wieder zu einem, zunächst freilich sehr kleinen Besitz zu gelangen und am Leben zu bleiben. Hoffentlich findet dieselbe Freunde, welche zu ihrem Wiedererstarken beitragen.

(7) Der Vorsitzende meldet den beklagenswerten Tod des Prof. Walter Bremer, der als Landesarchäologe für Irland in Dublin 39jährig gestorben ist. Ein ausführlicher Nekrolog wird in der Prähist. Ztsch. erscheinen.

(8) Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr Dr. W. Unverzagt zum Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung der Staatl. Museen berufen ist, Prof. Dr. Max Ebert als Nachfolger Kossinnas zum Professor für Europäische Vorgeschichte an der Berliner Universität; daß Herr Prof. Hub. Schmidt einen Lehrauftrag für die vorgeschichtlichen Beziehungen zwischen Europa und Asien erhalten hat, und Herr Dr. H. Weinert als Privatdozent für Anthropologie an der Universität zugelassen ist.

(9) Unser korr. Mitglied Herr Paul Sarasin-Basel hat den 70. Geburtstag gefeiert und die Gesellschaft hat ihm ihre Glückwünsche ausgesprochen.

(10) Hr. Alexander Scharff hält den angekündigten Vortrag:

Das älteste Ägypten in seinen Beziehungen zu West und Ost.

An der angeregten Diskussion beteiligen sich die Herren Hilzheimer, Heck, Hahn, E. Werth, Hub. Schmidt und Mielke.

III. Kleine Mitteilungen.

Von dem Ausschuß zur Vorbereitung des **V. Internationalen Kongresses für Vererbungswissenschaft** geht uns die nachstehende Mitteilung zu:

„Nachdem der Internationale Ausschuß zur Vorbereitung des nächsten Vererbungskongresses einstimmig beschlossen hat, daß der Einladung der Deutschen Gesellschaft für Vererbungswissenschaft stattgegeben werden soll, wird der nächste, V., Internationale Kongreß für Vererbungswissenschaft in den Tagen vom 11. bis 18. September 1927 in Berlin abgehalten werden.

Der Kongreß wird völlig internationalen Charakter haben. Kongreßsprachen sind Deutsch, Englisch, Französisch. Über die Zulassung etwaiger weiterer Sprachen kann in der ersten Kongreßsitzung Beschluß gefaßt werden.

Es ist in Aussicht genommen, daß an 6 Tagen jeweils in den Vormittagssitzungen von einer Autorität ein zusammenfassender Bericht über den gegenwärtigen Stand

Digitized by Google

und die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten je eines Spezialgebietes erstattet wird. Über die Wahl der Themata und der Berichterstatter schweben z. Z. noch Verhandlungen. Im übrigen sollen die Sitzungen der Mitteilung über einzelne besonders wichtige Forschungsergebnisse dienen. Die Redezeit für diese Einzelvorträge wird auf etwa 20—30 Minuten beschränkt werden müssen. Wir bitten Vorträge dieser Art rechtzeitig anzumelden. Alle zu Demonstrationen erforderlichen Hilfsmittel, wie Mikroskope, Projektionsapparate usw., können hier zur Verfügung gestellt werden.

Die Teilnahme an dem Kongreß wird durch Bezahlung einer Mitgliedskarte zum Preise von 15 RM. erworben. Die Kongreßverhandlungen werden im Druck erscheinen und stehen den Kongreßmitgliedern zum Preise von 30 RM. zur Verfügung.

Im Anschluß an den Kongreß werden in Berlin eine Anzahl von Empfängen und Festlichkeiten stattfinden, für den letzten Tag des Kongresses ist ein Ausflug nach Potsdam geplant, an den sich das Schlußbankett anschließt. Die Kosten dieses Ausfluges und dieses Bankettes sind in der Teilnehmerkarte mit enthalten. Nach Beendigung des Kongresses findet eine größere Exkursion nach Halle und einigen benachbarten größeren Pflanzenzuchtbetrieben statt.

Das genaue Programm des Kongresses und die Liste der angekündigten Vorträge werden später bekanntgegeben werden."

IV. Literarische Besprechungen.

Armbruster, Ludwig: Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal. Bücherei für Bienenkunde, VIII. Bd., 152 Seiten mit 61 Bildern und einem Kärtchen. 5 M. Karl Wachholtz, Neumünster in Holstein. 1926.

Als man voll erkannte, welche Bedeutung die Kenntnis der landwirtschaftlichen Zustände und der bodenständigen landwirtschaftlichen Geräte für die Völkerkunde hat, da war es eigentlich schon zu spät. Die wenigen Wissenschaftler, die sich dieses Gebietes angenommen haben, kamen gerade noch zurecht, um die Überreste festzulegen. Auf dem Sondergebiete der Bienenzucht ist in dieser Hinsicht bisher eigentlich so gut wie gar nichts getan worden. Die spärliche, hier zu nennende Literatur findet sich bei Armbruster angegeben. Hinzuzufügen ist vielleicht die hübsche Schrift von J. Schwarz (aus Powilken bei Pogegen, Memelgebiet): Versuch einer Geschichte der Bienenzucht in Ostpreußen, Selbstverlag. Die hierher gehörigen Schriften sind aber im allgemeinen nur von beschränktem Werte. Viele sind im Grunde ganz anders eingestellt, und das Ethnologische wird nur gelegentlich gestreift. Im besten Fall haben wir es zu tun mit an und für sich recht guten Untersuchungen, die sich aber nur auf ein zum Teil recht kleines Einzelgebiet erstrecken und denen die Einordnung in einen großen ethnologischen Rahmen fehlt. Häufig sind sie auch unter Ausschluß der wissenschaftlichen Öffentlichkeit im Selbstverlag erschienen und höchstens den Fachimkern und auch denen nur zum Teil zugänglich und bekannt gewesen. Die kleine Schrift des Referenten „Geschichte der Betriebsweise der deutschen Bienenzucht in den Grundlinien" (Archiv f. Bienenk., 2. Jahrg. 1920, Heft 8) konnte aus Mangel an sachlichen Unterlagen letzten Endes nur auf die Wichtigkeit dieser Probleme hinweisen. Da nun seit Dzierzon und Langstroth die moderne Imkerei in Mobilstöcken (mit beweglichen Waben) die alten bodenständigen Betriebsweisen überall in der Welt stark zurückgedrängt, ja vielfach schon völlig vernichtet hat, ist die vorliegende Arbeit von A. nicht hoch genug einzuschätzen. Das behandelte Gebiet umfaßt ganz Europa, den Kaukasus, Vorderasien und erstreckt sich bis nach Zentralafrika. Das Tatsachenmaterial ist zusammengetragen aus der erwähnten Literatur, aus persönlichen Mitteilungen und aus den Beobachtungen auf zahlreichen Reisen. Obwohl der Verfasser, Professor für Bienenkunde an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, von Haus aus Biologe ist, hat er es doch ausgezeichnet verstanden, eine ethnologisch-historische Einstellung zu gewinnen. Daß er gar zu sehr ins einzelne gehende Schlußfolgerungen ethnologischer Art nicht gezogen hat, scheint mir vorläufig eher ein Vorteil als ein Nachteil zu sein.

Im einzelnen zeigt sich in großen Zügen folgendes. Für das Gebiet der Mittelmeerkulturen ist seit den ältesten Zeiten die bodenständige Art der Bienenwohnungen eine liegende Röhre, die aus Ton, Rutengeflecht, Rinde oder auch aus einem ausgehöhlten Baumstamme besteht. (Wird sie aus Brettern hergestellt, so nimmt sie die Form eines viereckigen Tunnels an.) Solche horizontalen Röhren

Digitized by Google

aus Holz finden sich in den Bäumen aufgehängt, nicht liegend, auch bei den Massai in Ostafrika. Auch sonst habe ich in der Afrikaliteratur Bienenröhren vielfach erwähnt gefunden. Es wäre wünschenswert, wenn die Bienenzucht in Afrika einmal systematisch behandelt würde.

Ein außerordentlich interessantes Gebiet ist der Kaukasus. Das Bild, das sich hier in bezug auf die Formen der Bienenzucht bietet, ist ebenso bunt wie das der allgemeinen ethnologischen Verhältnisse. Doch kann ich aus Platzmangel nicht näher darauf eingehen.

Nördlich des Gebietes der liegenden mittelländischen Röhre erstreckt sich ein Gebiet mit niedrigen stehenden Wohnungen oder Stülpern. Es sind dies entweder aus Ruten geflochtene Körbe verschiedener Gestalt, die aber immer nach Art einer Glocke unten offen sind, oder es handelt sich um kurze Baumstämme, die bis auf eine dünne Wand ausgebohrt oder ausgebrannt und oben mit einer Platte verschlossen sind. (Über den Unterschied dieser Klotzstöcke oder Klotzstülper gegenüber den eigentlichen Klotzbeuten siehe weiter unten.) Diese Stülperzone erstreckt sich vom Kaukasus über Südrußland, Kleinasien, den Balkan, Norditalien bis ins mittlere Frankreich. Strohkörbe kommen hier mit einer einzigen Ausnahme nicht vor. Von ethnologisch-anthropologischer Seite ist zu diesen Feststellungen folgendes hinzuzufügen. Es deckt sich das Verbreitungsgebiet der Klotz- und Rutenstülper ziemlich auffällig mit den Gebieten, wo die sogenannte alpine Rasse besonders rein vorkommt. Kennzeichnend ist die Tatsache, daß in der Schweiz der Klotzstülper sich nur im Gebiet der rhätischen Urbevölkerung erhalten hat. Die liegende Walze scheint wieder besonders im Gebiet der sogenannten Mittelmeerrasse verbreitet zu sein. Diese Zusammenhänge müssen natürlich noch näher erforscht werden.

Noch klarer sind die ethnologischen Beziehungen in Nordeuropa. Hier treten uns zwei Formen von Bienenwohnungen entgegen. Im Nordosten finden wir bei den Slawen im Waldgebiet, also bei Wenden, Polen und Großrussen, auch bei den Litauern, die sogenannte stehende Klotzbeute. Es handelt sich hier um einen ziemlich hohen Baumstamm, der von einer Stelle des Mantels aus ausgehöhlt wird. Der so entstandene Schlitz wird durch ein Brett verschlossen. Die Schnittflächen oben und unten bleiben unberührt. Das ist der Hauptunterschied gegenüber den früher erwähnten Klotzstülpern. Auch sind die Wandungen bei den Klotzbeuten erheblich dicker. Das mag damit zusammenhängen, daß diese Klotzbeuten ursprünglich wohl in lebende Bäume eingehauen sind. Die Waldbienenzucht in lebenden Bäumen war im Mittelalter im östlichen Deutschland weit verbreitet, ist aber heute ausgestorben. Weiter nach Osten hin ist sie noch erhalten. Sehr schöne Abbildungen von solchen Bienenbäumen findet man bei Klose: Über Waldbienenzucht in Lithauen und einigen Nachbargebieten. (In Beiträge zur Natur- und Kulturgeschichte Litauens. Herausg. von E. Stechow. Abhandl. der math.-naturw. Abteilung der Bayer. Akademie der Wissenschaften. Suppl.-Bd. 9. Abhandlung.) Wurde die Beute nicht aus einem Baumstamm ausgehöhlt, sondern aus Brettern zusammengenagelt, so nahm sie eine viereckige Form an. Es ist interessant, festzustellen, daß der moderne, auf Dzierzon zurückgehende Hinterlader eigentlich weiter nichts ist als eine solche Bretterklotzbeute mit beweglichen Waben.

In Nordwesteuropa tritt uns als uralte Bienenwohnung eine ebenso scharf umrissene Form entgegen, die Strohwohnung. Wir finden sie früher alleinherrschend in Deutschland bis zur Elbe, in den Niederlanden, in Skandinavien und England. Man kann sagen, daß sie die typisch-germanische Bienenwohnung ist. Wo sie anderswo vorkommt, kann man ohne weiteres germanische Beeinflussung annehmen, wie in Nordfrankreich (schon an der Loire herrschen die Rutenkörbe), oder gelegentlich in Südrußland (Goten). Die Form dieser Strohwohnung ist meist die eines oben geschlossenen, unten offenen Stülpkorbes, der in der Form ungefähr den Rutenstülpern entspricht. Doch kommen auch, z. B. in Westthüringen und Dänemark, liegende Strohwalzen vor. Es haben anscheinend die einzelnen germanischen Stämme alle eine für sie charakteristische Form des Strohkorbes gehabt.

Besonders hervorgehoben sei der Nachweis von Armbruster, daß die Bienenzucht in lebenden Klotzbeuten, die Waldbienenzucht, nicht wie man bisher glaubte, die ursprüngliche Form der slawischen und germanischen Bienenzucht ist, sondern nur bei den Slawen nachzuweisen ist. Ihr Vorkommen ist also ein historisches Dokument für die Grenze der Germanen und Slawen im frühen Mittelalter. In bezug auf eine gewisse Einschränkung, die dieser wichtige Satz erfahren muß, muß ich auf A. selber verweisen.

Eine Weiterführung dieser natürlich noch keineswegs abgeschlossenen Studien ist dringend zu wünschen, da sie dem Ethnologen und Historiker, besonders auch dem Vertreter der historischen Geographie, ganz ungeahnte Ausblicke ergeben werden. Ulrich Berner.

Digitized by Google

Wirz, P.: Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Central Neu-Guinea-Expedition 1921—1922. In „Nova Guinea", Leiden, E. J. Brill 1924. 147 S., 34 Textbilder, 13 Tafeln und 2 Karten.

Wirz, P.: Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea, Bd. I und II, 1922 und 1925. Das ganze Werk zerfällt in folgende Teile: 1. Teil: Die materielle Kultur der Marind-anim, 130 S., 43 Taf. und 7 Abb. im Text. 2. Teil: Die religiösen Vorstellungen und die Mythen der Marind-anim, sowie die Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen, 191 S., 15 Abb. im Text und eine Karte. 3. Teil: Das soziale Leben der Marind-anim, 222 S., 28 Taf., eine Karte u. 7 Abb. im Text. 4. Teil: Die Marind-anim in ihren Festen, ihrer Kunst und ihren Kenntnissen und Eigenschaften (mit Nachträgen zu den früheren Teilen), 140 S., 57 Tafeln. — Aus den „Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde der Hamburgischen Universität" Bd. 16 — Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 9. Kommissionsverlag L. Friederichsen & Co.

Werke von ungewöhnlicher Vertiefung und Unbestechlichkeit des Urteils liegen hier vor. Die zuerst genannte Arbeit faßt die Ergebnisse einer Reise nach dem Innern zusammen, die zwei Bände dagegen, die durch die Hamburgische Universität herausgegeben wurden und den Hauptbestandteil des gesamten Werkes ausmachen, sind die Frucht von Studien und Forschungen an der Küste. Nur wer weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Ermittlungen der Sitten, Sagen und Einrichtungen bei Papuanern und Melanesiern, selbst in schon mehr dem europäischen Einfluß erschlossenen Gegenden zu kämpfen haben, kann die Arbeit von W. voll würdigen. Hinzu kommt, daß der Forscher, ein Schweizer, auf seine Tätigkeit in richtiger Weise vorgebildet war.

Ein äußerer Mangel, der dem ersten Werk anhaftet, besteht darin, daß diesem, das als Sonderdruck von „Nova Guinea" erschienen ist, kein Kapitelverzeichnis angefügt ist.

Unerfreulich ist am Hauptwerk das Fehlen eines Schlagwörterverzeichnisses. Diesen Mangel tragen leider auch andere Hamburger Veröffentlichungen. Dem Benutzer entsteht dadurch großer Zeitverlust, und der Wert des Werkes leidet, da vieles unauffindbar oder verborgen bleibt. Denn bekanntlich können Reisewerke nie streng systematisch sein und pflegen selten ganz scharf das einzuhalten, was der Nachschlager unter der Kapitelüberschrift vermutet. Eine so reiche und große Institution sollte darauf halten, daß ein Index jedem Werke beigeschlossen wird (z. B. fehlen Indices an Müllers (Wismar) „Yap", an Sarferts „Kusae", an Hambruchs „Nauru"!). Derartige englische oder amerikanische Werke wären ohne Register undenkbar.

Indessen soll dieser Mangel uns die Freude an dem Gebotenen nicht vergällen. Das Buch über die Inlandstämme behandelt zunächst das Wohngebiet, die Herkunft und die kulturelle Einordnung der Zentralstämme, die augenscheinlich ziemliche Einheitlichkeit aufweisen, auch mit den von mir im Quellbecken des Augusta-Stromes angetroffenen Pygmäen stark übereinstimmen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man, wie ich schon in meinem in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vor zehn Jahren erstatteten Bericht betonte, diese verhältnismäßig einheitlichen Stämme als die „papuanische" Urschicht von Neu-Guinea ansieht, die an der Küste durch Einwanderer nach den Bergen zurückgedrängt wurde. Die Gleichartigkeit findet in dem verhältnismäßig starken Verkehr unter den Gebirgsstämmen ihre Stütze, die Wirz beschreibt und die auch ich aus der Kenntnis des Augusta-Quellgebiets bestätigen kann. Besonders weist Verf. auf die Beziehungen dieser „Zentral-Papuaner", wie ich sie nennen möchte, zu den Australiern hin. Nach dieser Richtung hat Verf. „Seelensteine" vorgefunden, die ihr Analogon in den „tjuringa" (S. 62, 65) der Australier haben. Dagegen heben sich die Unterschiede dieser Bevölkerung sowohl im Aussehen als auch im Kulturbesitz von den Küstenstämmen, insbesondere von denen des Nordens, stark ab. Letztere haben eine ganz andere Wanderungs- und Siedlungsgeschichte hinter sich.

Die Wirklichkeit paßt hier leider wieder einmal schlecht in die „kulturhistorische" Theorie. Denn diese verlangt bekanntlich sog. „mutterrechtliches Zweiklassensystem". Die Aufspaltung der in zwei Hälften geteilten Bevölkerung findet hier jedoch in der Vaterfolge statt. Wenn man die Dinge

Digitized by Google

wirklich als geschichtlich sich abspielende Vorgänge auffaßt und sich nicht mit dogmatisch festgelegten Formeln begnügt, so ist die vaterrechtliche Halbierung in diesem Falle nicht zu verwundern. Denn die mutterrechtlichen Einwanderer selbst sind wohl nicht weit in das Innere gedrungen. Im allgemeinen haben wir es mit einem dem Vaterrecht zuneigenden Kulturbereich zu tun, bei dem die Männer vorwiegend Jäger und Fänger sind; die Frauen treiben Grabstockbau.

Die zwei exogamen Gruppen, in die der ganze Stamm zerfällt, sind nach einer Känguruhart „woya" und einem kleinen Beutler „wenda" orientiert, eine Einteilung, die jedoch nicht mit diesen Bezeichnungen und Beziehungen erschöpft wird, sondern die auch auf die nach Sitte und Sprache nicht ihnen angehörigen Menschen ausgedehnt wird, überdies sich auf das gesamte Tier- und Pflanzenreich und alles Existierende überhaupt erstreckt, die somit ein bestimmtes Weltbild, wenn man will, eine „Philosophie" birgt. Die Hälften zerfallen je in einzelne „Klans", die häufiger nach Pflanzen, als nach Tieren benannt sind.

Die Klans, aus denen sich die Hälften zusammensetzen, bezeichnen sich sowohl mit dem Namen der väterlichen als auch der mütterlichen Sippe.; denn als orthodoxe Heirat gilt die Verbindung zwischen der Tochter des Mutterbruders und dem Sohn der Vaterschwester (also die sog. cross-cousin-Heirat). „So kommt es, daß von Generation zu Generation immer in ein und denselben Klan hineingeheiratet wird." (S. 50.) Diese Verwandteninzucht ist natürlich vom Standpunkt einer Herausbildung von Lokaltypen, wie ich schon oft betonte, als auch von dem einer Verstärkung der Kulturtradition von größter Wichtigkeit (s. meine Artikel „Klan", „Sippe", „Verwandtschaft" sowie „Mutterrecht" in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte).

Die körperlichen Untersuchungen weisen eine mittlere Größe der Männer von 155,7 cm, der Frauen von 147,3 cm auf und weichen darin nicht wesentlich von den an der Südseite der Zentral-Kette wohnenden sog. Pesechem und den sog. Morup ab, stimmen insbesondere jedoch mit den am oberen Miku, dem westlichen Zufluß des Digul sitzenden Papuanern überein. Auch hier ist der Körper wohlproportioniert und gut gebaut, beim männlichen Geschlecht äußerst muskulös, während die Frauen mehr gedrungene und gerundete Gliedmaßen zeigen. Der Ernährungszustand ist ebenfalls gut. Abgemagerte oder fettleibige Individuen sind selten. Nur des Nachts und in den frühen Morgenstunden halten sich die Eingeborenen in den Dörfern auf. Besonders wird die Friedfertigkeit und Hilfsbereitschaft der Pygmäen der Expedition gegenüber betont (S. 37). Untereinander herrscht zwischen den Bewohnern der verschiedenen Täler allerdings kein so idealer Zustand von Frieden. Jedoch ist weder Kannibalismus noch Kopfjagd bekannt.

Einer Schilderung der wichtigsten Ansichten über die Geisterwelt, einer Beschreibung der Siedlungen, des Familienlebens, des Nahrungserwerbs, von Schmuck, Geräten und Waffen, Gesang und Tanz, folgt ein Wörterverzeichnis und einige grammatikalische Anmerkungen zur Sprache.

Die Einteilung des Werkes über die Marind-anim wurde im Titel gegeben. Allerdings deckt sich der Inhalt der einzelnen Teile nicht ganz mit den Betitelungen, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß zwischen dem Erscheinen des I. und II. Bandes ein Zwischenraum von drei Jahren liegt, den Verfasser durch erneuten Aufenthalt unter den Marind-anim nützte und Ergänzungen beibrachte. Der 4. Teil enthält noch einen Nachtrag, auf den besonders hingewiesen sei.

Der ganzen Monographie ist eine entdeckungsgeschichtliche Einleitung vorangestellt. Gleich der I. Teil enthält ausführliche Darstellungen des sozialen Lebens. Im Zusammenhang mit der Beschreibung des Kopfschmuckes wird die sehr interessante Sitte der Pflegeelternschaft geschildert (I, S. 37) — nebenbei gesagt zeigt dieser Umstand, wie wichtig ein Register gewesen wäre! Diese Pflegeelternschaft knüpft an die Institution von Altersklassen an, ähnlich wie sie Seligmann (The Melanesians of British New-Guinea, 1910, S. 470 ff.) als Kimta bei den südlichen Massim von Bartle Bay an der Ostspitze von Neu-Guinea vorfand; sie hängt ferner mit Jünglingsweihe und Heirat zusammen (s. meine Artikel „Altersstufen", „Jünglingsweihe", „Heirat", „Nebenehe" im Reallexikon der Vorgeschichte); sie ist mir auch von den Moanus auf den Admiralitäts-Inseln bekannt. Der Knabe verläßt bei den Marind-anim den Kreis von Mutter und Geschwistern und das väterliche Dorf und muß mehrere Jahre abgesondert im Jünglingshaus zubringen. Ihm werden Adoptiveltern zugeteilt, die sich um sein Wohl bekümmern und ihm fast ebenso nahe stehen wie die leiblichen Eltern. Mit den Mädchen verfährt man in gleicher Weise, jedoch bleiben sie unabgesondert im Dorf in der Hütte der Mutter bis zur Heirat. Hierauf zieht die junge Frau ins Dorf des Gatten. Doch bildet die Ehe einen ganz lockeren Verband gegenüber der Altersklasse und dem Klan. Die

Digitized by Google

beiden Geschlechter sind weitaus die größte Zeit getrennt und bilden Gesellschaftskreise für sich. Die beiden Gatten gehören verschiedenen Totemgenossenschaften an, die aus locker zusammengefügten Klans bestehen, von denen die meisten durch gemeinsame Mythen und mythologische Spekulationen untereinander in Verbindung stehen. Bemerkenswert ist das jus primae noctis bei der Heirat, das für alle Männer und Jünglinge der anderen Klangruppe und selbst der Nachbarschaft besteht (I, S. 73).

Aus Teil 3 seien die Geheimkulte erwähnt. Von dem besonders hervortretenden majo-Kult nimmt Verfasser an, daß er als Art Analogie-Zauber (vielleicht besser „Vormach-Zauber") ausgeübt und erst nachträglich in mythologisches Dunkel gehüllt wurde. Er hängt jedenfalls mit der Hervorbringung der Kokospalme zusammen und trägt sexuellen Charakter (S. 3 ff.). Ein anderer Kult, der Imo-Kult, hängt auch mit Menschenopfern und Kannibalismus zusammen (S. 29). Im Rapa-Kult, d. h. „Feuerbohr-Kult", werden mit einem geraubten Mädchen unter großen Festlichkeiten sexuelle Orgien während des Feuerbohrens getrieben und zuletzt das Mädchen verbrannt. Der Sosom-Bund hängt mit dem Schwirrholz zusammen.

Es scheint sich also bei allen diesen Kulten um mystische Maßregeln zur Erhaltung und Sicherung der betreffenden Kulturgüter (Kokospalme, Feuerbohrer, Schwirrholz usw.) zu handeln.

Aus dem überaus reichen Inhalt konnte hier nur einiges wenige angeführt werden.

Von Wirz, der zurzeit wieder in Neu-Guinea weilt, haben wir noch große Bereicherungen der Völkerkunde zu erwarten. Als besonders glücklich muß es bezeichnet werden, daß er zum erheblichen Teil die Fertigstellung seiner Werke auf Java vornimmt und von da aus stets in der Lage ist, Ergänzungen viel leichter als von Europa aus vorzunehmen. R. Thurnwald.

V. Eingänge für die Bibliothek.[1]

Armbruster, Ludwig: Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal ... Neumünster in Holstein: Wachholtz 1926. 147 S. 61 Bild. u. 1 Kte. 8°. (Bücherei der Bienenkunde Bd. 8.)

Benkard, Ernst: Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken. Mit einem Geleitwort von Georg Kolbe. Berlin: Frankfurter Verlags-Anstalt 1927. XLII, 73 S. 118 Taf. 4°.

Boldrini, Marcello: e Uggé, Albino, La mortalità dei missionari. Milano: Vita e pensiero (1926). 62 S. 8°. Aus: Publicaz. della Univers. cat. del Sacro cuore Ser. 8, vol. 2.

Bonin, Burkhard von: Die Götter Griechenlands. Oldenburg i. O.: Stalling 1926. 24 S. 8°.

Bosch-Gimpera, D. P.: Problemes d'historia antiga i d'arqueologia Tarragonina. Taragona 1925: Torres & Virgili. 84 S. 7 Lam. 8°. Aus: „Butlleti arqueológic" tarraconense.

Brøgger, A. W.: Kulturgeschichte des norwegischen Altertums. Oslo: Aschehoug, Leipzig: Harrassowitz, Paris: Champion 1926. 245 S. 8°. (Instituttel for sammel. de Kulturforsk. Ser. A, Nr. 6.)

Catalogo di pubblicazioni italiane di Antropologia e Scienze affini per l'anno 1922 (con supplemento al Catalogo per l'anno 1921). Roma: Sede della Società 1924-1925. 36 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 26.

Červinka, I. L.: Předuěká pohrebište v Němčicích na Hané. v. Brně: „Pravěku" 1926. 3 Tab. 4°.

Chéron, Georges: Le dialecte sénoufo du Minianka (Grammaire, textes et lexiques). Paris: Geuthner 1925. 167 S. 3 crts. 8°.

Cunow, Heinrich: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte ... Bd. 1. Berlin: Dietz 1926. 547 S. 8°. 1. Die Wirtschaft der Natur- und Halbkulturvölker.

Danzel, Theodor Wilhelm: Codex Hammaburgensis, eine neuentdeckte altmexikanische Bilderhandschrift des Hamburgischen Museums f. Völkerkunde. Hamburg: Hamb. Mus. f. Völkerkde. 1926. 24 S. 41 Abbild. i. Text 7 Taf. 4° Aus: Mitteil. a. d. Mus. f. Völkerkde. in Hamburg. Bd. 11.

---

[1]) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonderabdrücke werden regelmäßig an dieser Stelle veröffentlicht. Besprechung der dazu geeigneten Schriften bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

Digitized by Google

Deacon, A. B.: The Kakihan Society of Ceram and New Guinea Initiation Cults. London: Glaisher 1925. 8°. Aus: Folk-Lore, vol. 36, Nr. 4.

Dybowski, Benedykt: 1) Wspomnienie biograficzne o archeologu i powstańcu polskim Mikolaju Witkowskim. - 2) Przyczynek do badań antropologicznych. - 3) Kilka uwag dotyczacych stanowiska antropologji i jej przyszlej dzialności. Warszawa 1926: 16 S. 8°. Aus: Swiatowit Tom. 12 Nr. 1-3.

Eerde, J. C. van: Koloniale volkenkunde. 1. Stuk. 4, druk. Amsterdam: Kon. Kolonial Instituut 1926. 181 S. 8°. 1. Omgang mit inlanders.

Eesti Rahva Muuseum aastraraamat 2. Tartu 1926. 218 S. 8°.

Eickstedt, Egon von: Anthropologisch-klinische Maßtafel. Ein Hilfsmittel bei Rassen- und Körperbauuntersuchungen. München: J. F. Lehmann o. J. 8°.

Fahrenfort, J. J.: Tendentieuze Ethnographie. Groningen: Noordhoff 1926. 9 S. 8°. Aus: Mensch en Maatschappij v. 1 Juli, Nr. 3.

Festgabe zur gemeinsamen Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und der Anthropologischen Gesellschaft in Wien in Salzburg, September 1926. Wien: Selbstverl. d. Gesellsch. 1926. 154 S. 4°. Aus: Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien Bd. 56.

Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen. Bautzen: Gebr. Müller 1926. 160 S. 4°. (Oberlausitzer Heimatstudien H. 9.)

Findeisen, Hans: Dem Gedächtnis N. F. Katanows. — Das Heimatmuseum der Stadt Kostroma an der Wolga. Berlin: Springer 1926. 8°. Aus: Zeitschrift d. Ver. f. Volkskde. Jhrg. 1925-25 H. 3.

Findeisen, Hans: Kinderleben bei einem sibirischen Polarvolk. [Berlin-Lichterfelde: Verl. f. Kultur u. Menschenkde. 1926.] 8 S. 4 Abbild. Taf. 21-23. 8°. Aus: Der Erdball H. 3.

Findeisen, Hans: Neues über das wissenschaftliche Leben in Rußland. — Die Lage der nordostsibirischen Eingeborenen. Berlin: Kol. Kriegerdank 1926. 8°. Aus Kol. Rundschau H. 9.

Findeisen, Hans: Eine neue Forschungsreise Prof. Max Schmidts nach Südamerika. Fallingbostel 1926. 8°. Aus: Fallingbosteler Ztg. vom 15. Septbr. Jhrg. Nr. 6.

Findeisen, Hans: Eine Festschrift für den Direktor der ostasiatischen Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde Prof. Dr. F. W. K. Müller. Freudenthal 1926. 8°. Aus: „Freudenthaler Ztg." vom 25. Septbr.

Findeisen, Hans: Kinderleben bei den Jakuten. Berlin: Der Stein der Weisen Verlag 1926. 4°. Aus: „Der Stein der Weisen" N. F. Jhrg. 3 H. 21.

Findeisen, Hans: Länder- u. Völkerkunde, [russische] Neuerscheinungen. [Berlin & Leipzig]. 1926. 4°. Aus: „Deutsche Literaturzeitung" H. 36-38 u. 42, 44-45 u. 48.

Findeisen, Hans: Geographische Ergebnisse der Kozlow-Expedition (1924). 8°. Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkde. 1926 Nr. 9-10.

Gihl, Gunnar: Sigtuna och Norrsunda tvenne antíkvariskt-topografiska manuskript af Martinus Aschaneus, utgifna och kommenterade. Uppsala 1925: Berling XXXVIII, 104 S. 4°. Akad. afhandl. den 12. Dec. 1925.

Gjerstad, Einar: Studies on prehistoric Cyprus. Uppsala 1926: Börtzell 342 S. 8°.

Gobineau, J. A.: Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker. Einführung zu der unvollendet hinterlassenen „Rassenkunde Frankreichs". München: J. F. Lehmann 1926. 120 S. 8°.

Goeßler, Peter: Dr. med. Alfred Schliz † 22. Juni 1915. Stuttgart: Schweizerbart 1917. 8°. Aus: Fundber. aus Schwaben. Jhrg. 22-24. 1914-1916.

Gummel, Hans: Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum der Jahre 1893-1923. Hannover: Culemann 1927. 136 S. 2°.

Gusinde, Martin: Anthropologische Beobachtungen bei den Ona-Indianern auf Feuerland. Augsburg: Filser 1926. 4°. Aus: Tagesber. der Deutsch. Anthrop. Gesellsch. zu Halle. 1925.

Gusinde, Martin: Die Feuerländer einst und jetzt. Augsburg: Filser 1926. 7 S. 4°. Aus: Tagesber. der Deutsch. Anthrop. Gesellsch. zu Halle. 1925.

Hambruch, Paul: Oceanische Rindenstoffe. Oldenburg i. O.: Stalling (1926.) 74 S. 34 Abild. i. Text u. 33 Taf., davon 5 farbig, 29 schwarz. 4°.

Hartnack, Wilhelm: Die Küste Hinterpommerns unter besonderer Berücksichtigung der Morphologie. Greifswald: Geogr. Gesellsch. 1926. X, 324 S. 50 Fig., 83 Abbild. u. 2 Taf. 8°. (Beiheft 2 zum 43-44. Jhrb. d. Geogr. Gesellsch.)

Hauschild, M. W.† Grundriß der Anthropologie. Berlin: Borntraeger 1926. VIII, 235 S. 45 Abbild. 8°.

Heger, Franz: Bericht über die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Bosnien und der Hercegovina nebst Aufenthalt in Spalato u. Pola. (1.-16. September 1895.) Wien 1895: Köhler & Hamburger. 4°. Aus: Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. (Sitzungsber.) Bd. 25.

Henning, Hans: Heinrich Schliemann. Zu seinem 100. Geburtstage 6. Januar 1922. Frankfurt a. M.: Bechhold 1922. 4°. Aus: „Die Umschau" Jhrg. 26, Nr. 2.

Digitized by Google

Imbelloni, J.: Sur un appareil de déformation du crâne des anciens Humahuacas. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: Conférence faite au 21. congr. internat. des Américan. Sess. Göteborg 20-26 août 1924.

Imbelloni, J.: Deformaciones intencionales del cráneo en Sud America. Buenos Aires: Coni 1925. 4°. Aus: Revist. del Mus. de la Plata tom. 28.

Imbelloni, J.: Sobre el número de tipos fundamentales a los que deben referirse las deformaciones craneanas de los pueblos indigenas de Sud América... Buenos Aires: 1925. 6 fig. 4°. Aus: Anales de la Soc. Argent. de estudios geogr. „Gæa" Nr. 1.

Imbelloni, J.: Dos américanismos. Buenos Aires 1926: Peuser 23 S. 4°. Aus: Bol. del instituto de invest. hist. [de la Facul. de filosof. y let.] t. 4.

mbelloni, J.: Al traves de su „Esfinge Indiana" La Paz o. J. 48 S. 8°. („Instit. Tihuanacu de Antrop. Etnogr. y Prehist.")

Jansz, P.: Practisch Javaansch-Nederlandsch woordenboek mit Latijnsche karakters. 2. verbet. en veel vermeerd. uitgave ... durch P. Ant. Jansz. Semarang, Soerabaja, Den Haag: van Dorp 1913. XXIV, 1204 S. 8°.

Karutz, Richard: Einige seltenere Stücke des Museums für Völkerkunde zu Lübeck. Lübeck (1924): Schmidt-Römhild 17 S. 5 Taf. 8°.

Karutz, Richard: Aus amerikanischer Mysteriensprache. o. O. 1926. 8°. Aus: „Die Drei" Jhrg. 6, H. 5, u. H. 6, 31.

Karutz, Richard: Tabu. Dornach (Schweiz): Allg. Anthroposophische Gesellsch. 1926. 4°. Aus: Goetheanum" Jhrg. 5 Nr. 51-52.

Karutz, Richard: Mensch und Tier. o. O. u. J. 4°. Aus: „Goetheanum" Bd. 5 Nr. 27 u. 28. Juli.

Karutz, Richard: Probleme der Völkerkunde. Dornach 1926. 8°. Aus „Gäa Sophia," Jhrb. d. naturwissensch. Sect. d. fr. Hochschule f. Geisteswissensch. am Goetheanum.

Karutz, Richard: Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein. [Lübeck: 1926.] 8°. Aus: Lübecker Jahrbuch „Der Wagen".

Kootz-Kretschmer, Elise: Die Safwa, ein ostafrikanischer Volksstamm in seinem Leben und Denken. 3 Bde. Berlin: Dietrich Reimer 1926. 4°. 1. Das Leben der Safwa.

Kosinski, Karol [polnisch]: 1. Some observations concerning the superficial veins of the peritneum in lower extremity. - 2. The peculiar arrangement of the the male pelvs minor. Warszawa-Wilno 1926: Pogon. 32 S. 8°. Aus: Archiv. nauk antropolog. Tom. 2.

La Baume, Wolfgang: Die Wikinger in Ostdeutschland. München: J. F. Lehmann 1926. 20 S. 8°. Aus: Volk und Rasse.

Lais, Robert: Auf der Spur des Urmenschen. Freiburg im Breisgau: Herder 1926. VII, 182 S. 44 Bild. 2 Taf.

Lefebvre des Noëttes: La force motrice animale à travers les âges. Paris: Berger-Levrault 1924. VIII, 138 S. 217 fig. sur 80 pl. hors texte. 8°.

Lexa, François: La Magie dans l'Égypte antique de l'ancien empire jusqu'à l'époque copte. Tom. 1-3. Paris: Geuthner 1925.

Lindblom, K. G.: Dragning av metalldråd i Afrika. o. O. [1926.] 4°. Aus: Avhandlingar.

Lindblom, Gerhard: Jakt -och Fångstmetoder bland afrikanska Folk (with a „retrospect" in english). del 2. Stockholm: Peterson 1926. 157 S. 122 textbilder. 8°.

Lindblom, K. G.: Einige Details in der Ornamentik der Buschneger Surinams. Stockholm 1926: Gernandt 12 S. 8°.

Lothrop, Samuel Kirkland: Pottery of Costa Rica and Nicaragua. New York: Mus. of the Amer. Ind. Heye Found. 1926. 205 pl. 2 vols. 4°.

Luck, C. Cardale: The Origin of the Maasai and kindred African Tribes and of Bornean Tribes. o. O.: Someren 1926. 103 S. 5 pl. 8 . (Journal of the East Africa and Uganda Nat. Hist. Soc. Nr. 26.)

Luquet, G. H.: L'art et la religion des hommes fossiles Paris: Masson 229 S. 8°.

Manke, Ernst: Babwendes kalebassristningar som Kulturdokument. [Stockholm: Generalstabens litograf. Anstalt] 1925. Tav. 5-14. Aus: Ymer H. 2.

Marr, N. J.: [Russ.] Heimatkunde. Leningrad 1925: Russ. akad. Staatsdruckerei. 19 S. 8°.

Matthiae, Elisabeth: Beiträge zur Anthropologie der Gesichtsweichteile von Australiern. Berlin 1926: Schumacher 22 S. 4 Taf. 8°.

Meier, Friedrich: Die künstliche Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen. Berlin: Berl. Verlagsanstalt 1926. 8 S. 8°. Aus: Zahnärztl. Rundschau Jhrg. 35, Nr. 31.

Meier, Friedrich: Beitrag zur Deformation der Zähne der Eingebornen auf Sumatra. Berlin 1926: Pusch. 8°. Aus: Zahnärztl. Wochenschr. Jhrg. 29 Nr. 16.

Mielke, Robert: Die Siedlungen der Heimat. Breslau: Hirt 1926. 86 S. 1 Kte. 8°. (Der Heimatforscher Bd. 3.)

Digitized by Google

Miller, Konrad: Mappae Arabicae, Arabische Welt- und Länderkarten des 9.-13. Jahrhunderts in arabischer Urschrift, lateinischer Transkription und Uebertragung in neuzeitliche Kartenskizzen mit einleitenden Texten herausgegeben. Bd. 1, H. 1. Stuttgart: Selbstverlag des Herausgebers 1926. 4°. Bd. 1 H. 1 Islam Atlas Nr. 6. Die Karten des Mittelmeeres.

Moetefindt, Hugo: Der Brocken, eine angebliche heidnische Kultstätte. Weimar: Duncker 1926. 4 S. 8°. Aus: „Die Sonne" H. 10.

Moetefindt, Hugo: Ausgrabungen auf der Feldmark des Rittergutes Neuenfeld, Kreis Prenzlau. Prenzlau: Mieck 1927. 12 S. 8°. Aus: Heimatkalender f. d. Kreis Prenzlau.

Montandon, George: Craniologie paléosibérienne (Néolithiques, Mongoloïdes, Tchouktchi, Eskimo, Aléoutes, Kamtchadales, Aïnou, Ghiliak, Négroïdes du Nord). Paris: Masson o. J. 88 S. 2 tab. 8°. Aus: l'Anthropologie.

Neugebauer, O.: Die Grundlagen der ägyptischen Bruchrechnung. Berlin: Springer 1926. 45 S. 6 Taf. 4°.

Nordén, Arthur: Östergötlands bronsålder. Linköping: Carlson 1925. 231 S. 141 pl. 1. Beskrivande förteckning ... Akad. afhandl. den 18. Maj 1926.

O'Neil, Owen Rowe: Abenteuer in Swaziland ... Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union o. J. 267 S. 38 Abbild. 2 Ktn. 8°.

Palavecino, Enrique und Imbelloni, J.: Dos notas preliminares sobre la lengua Quechua 1—2. Buenos Aires: 1926. 8°. 1. Palavecino, Enrique, Elementos lingüístcos de Oceanía en el Quechua. 2. Imbelloni, J., [Prof. Dr.] El idioma de los Incas del Perú en el grupo lingüístico melanesio-polinesio. Aus: Investigac. para la etnogénesis amer. Nr. 1.

Peisker, L.: Tvarog, Jungfernsprung und Verwandtes. Graz: Hist. Ver. f. Steiermark 1926. 4°. Aus: Blätter für Heimatkunde Nr. 7-8. Juli-Aug. Jhrg. 4.

Price, Maurice T.: Christian missions and oriental civilizations. Shanghai 1924: XXVI, 578 S. 8°.

Programma voor het congres van het Java-Intituut te Soerabaja op 24 t/m 27 september 1926. o. O. [1926.] 51 S. 8°.

Reche, E.: Tangaloa, ein Beitrag zur geistigen Kultur der Polynesier. München u. Berlin: Oldenbourg 1926. IX, 111 S. 8°.

Reiche, Frida: Greifswald, eine Stadtmonographie auf geographischer Grundlage. Greifswald: Bruncken 1925. 93 S. 5 Taf. 8°. (Beiheft 1 zum 43-44. Jahrb. d. Geogr. Gesellsch.).

Rivet, Paul: L'orfèvrerie colombienne ... o. O. 1924: 1 pl. 4°. Aus: 21. Congr. internat. des Amér. Sess. de la Haye 12-16 août.

Rivet, Paul: Recherche d'une voie de migration des Australiens vers l'Amérique. o. O. u. J. 8°. Aus: Compte rendu som. des séances de la Soc. de Biogéographie 3. Année, Nr. 18.

Rivet, Paul: Le peuplement de l'Amérique précolombienne. Aus: „Scientia" Août 1926.

Rivet, Paul: Les Malayo-Polynésiens en Amérique. Paris: Siège de la Société 1926. 4°. Aus: Jour. de la Soc. des Amér. N. S. t. 18.

Rivet, Paul: Coûtumes funéraires des Indiens de l'Équateur. Paris: 1926. 8°. Aus: Congr. internat. d' hist. des Religions Paris 8-13 Octbr. 1923.

Roth, Karl H.: Pfalz und Pfälzer. Zur Kenntnis der physischen Beschaffenheit der Pfälzer. o. O. [1926.] gr. 2°. Aus: Beilage der „Neuen Pfälzischen Landes-Ztg.".

Roth, Karl H.: Rasse und Körperbau in der Pfalz. o. O. 1926. 4°. Aus: Heimatbeilage der „Pfälz. Post" Blatt 12 v. 13. Oktbr.

Roth, Karl: Über Ergebnisse rassen- und körperbaukundlicher Studien in der Pfalz o. O. (1926.) 4°. Aus: Pfälzische Heimatkunde Jhrg. 22, H. 5-6.

Roth, Karl: Folgerungen aus Körpermessungen in der Pfalz. Zweibrücken 1926. 4°. Aus: „Pfälz. Merkur" Jhrg. 2, Nr. 36 v. 8. Septbr.

Roth, Karl: Über Rassenzugehörigkeit und Körperbauformen des Pfälzer Volkes. Kaiserslautern 1926. 2°. Aus: „Unsere Pfalz" Nr. 5 vom 21. Mai.

Roth, Walter E.: A trip to the far brazilian border. (Georgetown (1925). 5 S. 8°. Aus: X Masti Dec.

Sarasin, Paul: Die menschlichen Sexualorgane in entwicklungsgeschichtlicher und anthropologischer Beziehung mit allgemeinen Betrachtungen über die Phylogenie und die geographische Verbreitung des Genus Homo. Basel 1926: Birkhäuser 141 S. 8 Taf. 52 Textfig. 8°. Aus: Verhandl. der Naturforsch. Gesellsch. Bd. 37.

Schirokogoroff, S. M.: Northern Tungus migrations in the East (Goldi and their Ethnical Affinities). [Shanghai] 1926. 1 map. 8°. Aus: Jour. of the North-China Branch ... vol. 57.

Schmidt, W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg: Winter XXVI, 595 S. 8°. Dazu ein Atlas 14 Ktn. gr. 2°.

Schuchhardt, Carl: Arkona, Rethra, Vineta. Ortsuntersuchungen und Ausgrabungen. 2. verb. u. vermehr. Aufl. Berlin: Schoetz 1926. 101 S. 8°.

Digitized by Google

Schütte, Gudmund: Vor Folkegruppe... Bd. 1. Kjøbenhavn: Aschehoug 1926. 299 S. 4°.
Seler, Eduard: Fray Bernardino de Sahagun. Einige Kapitel aus seinem Geschichtswerk wortgetreu aus dem Aztekischen übertragen. Teil 1. Stuttgart: Strecker u. Schröder. 4°.
Sergi, Sergio: Felix von Luschan. Roma: Sede della Società 1924-1925. 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 26.
Sergi, Sergio: Rudolf Martin. Roma: Sede della Società 1924-1925. 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 26.
Sergi, Sergio: Studi sul midollo spinale dello cimpanzè. 4. Roma: Sede della Società 1926. 99 S. 32 Tav. 8°. 4. I gruppi cellulari miorabdotici (Nuclei motorii cornu ventralis). Aus: Riv. di Antrop. vol. 26.
Smith, Edwin W.: The Christian Mission in Africa... Edinburgh: The international Missionary Council 1926. VI, 192 S. 1 cte. 8°.
Steller, Georg Wilhelm: Von Kamtschatka nach Amerika. Bearbeitet von Dr. M. Heydrich. Leipzig: Brockhaus 1926. 158 S. [15 Taf. 2 Ktn.] 8°.
Stolyhwo, Kazimiers: [Polnisch] Report on the condition and activities of the Institute of Anthropological Sciences of the Wasaw Society of Sciences from July 1-st 1924 to July 1-st 1925. Warszawa 1926. 18 S. 8°.
Sydow, Eckart von: Kunst und Religion der Naturvölker. (Oldenburg i. O.: Stalling 1926.) 222 S. 55 Abbild. i. Text u. 83 Taf. davon 3 farbig. 4°.
Tallgren, A. M.: La pontide préscythique après l'introduction des métaux. Helsinki: Akad. Bokhandeln, Leipzig: Harrassowitz, London: Luzac 1926. 248 S. 8°. (Eurasia septentrionalis antiqua vol. II.).
Thurnwald, Richard: Prinzipienfragen der ethnologischen Kunstforschung. Stuttgart: Enke [1925] 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissensch. Bd. 19.
Thurnwald, Richard: Völkerpsychologie. Osterwieck-Harz: Zickfeldt [1926] 8°. Aus: Einführung in die neuere Psychologie, herausgegeb. v. Emil Saupe.
Torcelli, Alfredo J.: Paraná y monte Hermoso. La Plata 1916: Impr. officinal. 4°. (Obras compl. ... de Florentino Ameghino Vol. 5).
Waldschmidt, Ernst: Hellenistisch-buddhistische Kunst in Nordwestindien. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1925. 26 Abbild. auf 7 Taf. 4°. Aus: „Der Cicerone" Jhrg. 17, Juli-Heft 13.
Weule, K.: Ostafrikanische Eingeborenen-Zeichnungen. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1926. 10 Taf. 2 Textabb. 4°. Aus: Ipek.
Wheeler, Gerald Camden: Mono-Alu Folklore (Bougainville Strait, Western Solomon Islands). London: Routledge 1926. XV, 394 S. 8°.
Windle, Ernest: Does Catalina History date back 3000 Years? Avalon, Santa Catalina Island, California 1926. 4°. Aus: The Catalina Islander vol. 13, Nr. 32.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Vorträge, Abhandlungen, Mitteilungen.

Seite

Ankermann, B.: Die Entwicklung der Ethnologie seit Adolf Bastian 221
Arning, W.: Eine Grabung im Ngorongorokessel in Deutsch-Ostafrika 367
Baumann, H.: Vaterrecht und Mutterrecht in Afrika 62
Berner, U.: Ethnologische Volkswirtschaftslehre 220
Bersu, G.: Über den Stand der Grabungen auf dem Goldberge bei Nördlingen . 179
Beyer, Gottfried: Die Mannbarkeitsschule in Südafrika 249
Boas, Franz: Erklärung 234
Brüning, Hans H.: Eten 330
Doegen: Die Bedeutung der Lautbibliothek für die Völkerkunde 220
Freudenberg, W.: Ein auffallender Grabfund im Löß des Kaiserstuhls 331
Friedenthal, H.: Zur Grundlegung des Rasseproblems in der Anthropologie . . 179
Gagel, C.: Zur Frage d. Vergleichbarkeit u. des Alters der deutsch. paläolith. Artefakte 49
Gusinde, Martin: Männerzeremonien auf Feuerland u. der. kulturhistorische Wertung 261
— Die Eigentumsverhältnisse bei den Selk'nam auf Feuerland 398
Hintze: Der Hautfarben-Fächer 329
Kühn, Herbert: Beziehungen u. Beeinflussungen der Kunstgruppen im Paläolithikum 349
v. Le Coq, A.: Volkstypen aus Chinesisch-Turkestan 330
Lehmann, W.: Reisebrief aus Mexiko 171
— Erklärung 234
Maack, R.: Über Felszeichnungen im Staate Rio de Janeiro 231
Mielke, R.: Die Entstehung und Ausbreitung des Straßendorfes 193
Parsons, Elsie Clews: Der spanische Einfluß auf die Märchen der Pueblo-Indianer 16
Peterkirsten, E.: Im Reiche des Montezuma 330
Schebesta, P.: Reisen und Forschungen in Asien, besonders die Semang betreffend 217
Schellhas, P.: Der Ursprung der Mayahandschriften 1
Schilder, F. A.: Die ethnologische Bedeutung der Porzellanschnecken 313
Schuchhardt, C.: Pelasger-Etrusker 171
— Neue keltisch-germanische Fragen. Das indogermanische Urvolk 218
— Der Schädel von Ehringsdorf 329
Sprockhoff: Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg 218
Staudinger, P.: Einige kurze Bemerkungen über Buschmannmalereien und Felseinritzungen 58
Virchow, H.: Ein Schädel mit ungewöhnlichem Os malare bipartitum 177
— Der Schädel von Ehringsdorf 219
— Die v. Luschansche Farbentafel zur Bestimmung der Hautfarbe 328
— Haarproben von vier Schwestern 328
— Umgefärbtes Negerhaar 328
Wiegers, Fritz: Die angeblichen paläolithischen Werkzeugfunde in der Oberlausitz 162
— Die altsteinzeitlichen Funde in Schleswig-Holstein 390
Winkler, H.: Gedanken u. Bedenken zu Paudlers Werke über die hellfarbigen Rassen 29

Redner in den Diskussionen.

Ankermann 218
Berner 418
Feyerabend 177
Hahn, Ed . . . 418, 421
— Ida 418
Heck 421
Hilzheimer 421
Kiekebusch 218
Lessing 418
Mielke 418, 421
Schmidt, Hub. . . . 421
Schuchhardt . . 177, 418
Schwarz 218
Spanuth 166
Werth 421
Wiegers 168, 177

Literarische Besprechungen.

Armbruster, L., Der Bienenstand als völkerkundliches Denkmal (U. Berner) . . 422
Bergman, St., Vulkane, Bären und Nomaden (Findeisen) 337
Boas, Fr., Contributions to the Ethnology of the Kwakiutl (Preuß) 341
Cremer, J., Matériaux d'Ethnographie et de Linguistique soudanaises (Baumann) 342
Findeisen, H., Sagen, Märchen und Schwänke von der Insel Hiddensee (Moetefindt) 244
Jaeger, Fr., Afrika (Ankermann) 243
Krause, Fr., Das Wirtschaftsleben der Völker (Preuß) 332
Krickeberg, W., Die Totonaken (Preuß) 239
Laum, B., Heiliges Geld (Preuß) 237
Leroy, O., Essai d'instruction critique à l'étude de l'économie primitive (Thurnwald) 235
Nilsson, M. P., Primitive Time Reckoning (Thurnwald) 333
Normann, Fr., Mythen der Sterne (Maaß) 238
Pfister, Fr., Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen (Mielke) 243
Riem, J., Die Sintflut in Sage und Wissenschaft (Findeisen) 335
Speiser, F., Im Dunkel des brasilianischen Urwaldes (M. Schmidt) 342
v. d. Steinen, K., Die Marquesaner und ihre Kunst (Graebner) 239

Digitized by Google

Seite

Ubach, E. und **Rackow**, E., Sitte und Recht in Nordafrika (Thurnwald) 241
Wirz, P., Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Neu-Guinea-Expedition 1921—1922. — Die Marind-anim von Holländisch Süd-Neu-Guinea (Thurnwald) 424
Eingänge für die Bibliothek. 426

Sachregister.

Seite

Aguhd, Direktor Dr. R., † 171
Amerikanisten-Kongreß in Rom . . 177
Analogien zwischen Anthropoiden und Menschenrassen . . . . . 184 ff.
— — — zu erklären durch Genverlust bei Inzucht . . . . . 190 f.
Archäologischer Kongreß in Syrien 162
Ascher, Hugo, † 218
Ausschußmitglieder, Wahl der . . . 162
Avunkulat a. d. Gold- u. Elfenbeinküste 115
— im Kongogebiet 80, 131
— in Ostafrika . . . . . 130 f.
— bei den Osthamiten . . . . . 125 f.
— in Südafrika . . . . . 71, 129 f.
— im Sudan . . . . . 131 f., 141
Baltikum, Besiedelung des . . . . . 38 f
Bastian, Adolf, 100. Geburtstag . . . 221
— Einfluß auf die Ent wickl. d. Ethn. 221 ff.
Beschneidung bei den Kaffern . . . 260
— bei den Sotho . . . . . 250 ff.
Bergdama, Vaterrecht 68
Beschneidungskral der Sotho 252
— Leben der Knaben daselbst . . 254 ff.
Besprechungen, literarische 235, 332, 422
Bibliothek der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Bestand . . . 418
— Eingänge 245, 344, 426
Braß, E., 70. Geburtstag 413
Bremer, Professor W, † 421
Brigham, William, † 218
Bruder-Sohn-Erbrecht . . . . 72, 74 ff.
Buschmannmalereien . . . . . 58 ff.
— nicht von Buschmännern verfertigt 59
Buschmänner, Erbrecht 65
— Vaterrecht 64
Codex Cortesianus 1
— Peresianus 1
— Troano 1
Cro-Magnon Rasse 29
— ihre Verbreitung . . . . . 32 f.
— im Baltikum 38
Dalische Rasse . . . . . 29 ff.
Diebstahl bei den Selk'nam 410
Ebert, Prof. Dr. M., als Professor für Europäische Vorgeschichte an die Universität Berlin berufen 421
Ehrungsdorf, Schädel von 219, 329
Eigentum bei den Selk'nam . . . 398 ff.
Einzelhof, ursprüngliche Siedlungsform der Franken 196
— desgl. in Griechenland und Italien 204
Elternrecht (Gleichrecht), Entstehung 101
— in Afrika . . . . . 101 f., 155
Erbrecht, in Afrika, der Ascendenten 100
— des Bruders 72, 74 ff., 81, 85, 92 ff, 97, 119
— des erstgeborenen Sohnes 68, 69, 72 ff. 77, 83, 94 ff., 101, 156
— des jüngsten Sohnes 68
— des Mutterbruders 111, 117, 119, 136
— des Schwestersohnes 104 f., 107 f., 123, 125, 136

Seite

Erbrecht der Schwestern 108, 136
— in Angola 107
— bei den Bantu Süd- und Ostafrikas 69 ff., 79, 104 ff.
— bei den Nordwest-Bantu 82
— bei den Bergdama 68
— bei den Buschmännern 65
— bei den Hamiten u. Hamito-Niloten 76 ff.
— bei den Hottentotten 68
— bei den Kongovölkern . . 81, 109 ff.
— bei den Mangbetu und Azande . 100
— bei den Oberguinea-Stämmen 117 ff.
— bei den Obernilvölkern 86
— bei den Sudanvölkern . . 91 ff., 120 ff.
— bei den Tuareg 123
Eten 330
Ethnologie, Entwickl. seit Ad. Bastian 221
Ethnologische Volkswirtschaftslehre . 220
Familienformen der Mossi 99
Felsmalerei, ostspanische . . . . 354 ff.
Felszeichnungen, nordafrikanische 358 ff.
— im Staate Rio de Janeiro 231
Feuerländer, Charakter ihrer Kultur 295 ff.
Finnen, Einwanderung in Finnland . 37
— Rassenmerkmale 30, 36
— Unterabteilungen 39
— Urheimat 37
Finnische Sprache, indoiranisches Lehngut derselben 37
Finnischer Typus in Großbritannien 48
Finnland, Besiedelung 37
Forschungen W. Lehmanns in Mexiko 171 ff., 176
— W. Lehmanns in Guatemala . . 173 ff.
Franken, Herkunft und Ausbreitung 194 f.
— Form der Siedelungen . . . . 195 ff.
Fränkische Ortsnamen 199, 202, 212, 213
— Siedelungen in Gallien . . . 196 ff.
— Siedelungen im Main-Gebiet . . 209
Franko-kantabrische Kunst . . . . 349 ff.
Gefäßformen der Maya . . . . . 4 ff.
Geheimsprache der Beschneidungsschüler bei den Sotho 256
Germanen, Entstehung 31, 33
Geschwisterehen in Afrika 151
— der hamitischen Kultur zugehörig 153
Gleichrecht (Elternrecht) in Afrika 101 f., 155
Goerke, Prof. Fr., 70. Geburtstag . . 413
Götterdarstellungen der Maya . . 2
Gorilla, Ähnlichkeiten mit der melanodermen Rasse 187
Grabfund im Löß des Kaiserstuhls . 331
Grabungen auf dem Goldberg bei Nördlingen 179
Gräber der Wataturn 373
— prähistorische, in Ngorongoro (Ostafrika) 375
— präh., Beschreib. der Aufdeckung eines Grabes . . . . . 376 ff.
— präh., Verzeichnis der Grabfunde . 386
— präh., Art der Bestattung 388

Digitized by Google

Seite

Gretzer, W., † 218
Haarproben von vier Schwestern . . 328
Hahn, Prof. Ed., 70. Geburtstag . . . 329
Halakwulup (Alakaluf), Stamm auf Feuerland 263
— Männerzeremonien . . . . . 287 ff.
— Masken . . . . . 289 f.
— Mythus . . . . . 287 f.
Hamitische Einwanderungen in Ostafrika 369
Hamitische Völker mit Mutterrecht 122, 129
— mit Vaterrecht 76, 122
Haßler, Pastor † 171
Häuptlinge, weibliche, in Afrika . 145 ff.
Häuptlingswürde, vererbt auf den Bruder . . . . . 142 ff.
— vererbt auf den Sohn . . . . 64 ff.
— vererbt a. d. Schwestersohn 123 ff., 142 ff.
Hautfarbenfächer 329
Hautfarbentafel v. Luschans 328
Hellfarbige Rassen 29
— ihre Merkmale 30
— Haar- und Augenfarbe 31
Hieroglyphen der Maya 2, 15
— auf Tongefäßen 12
Höhlenforschung, Verein für, ... 177
Hottentotten, Vaterrecht 65
Hottentottenschürze 183
Indogermanen, Ursprung . . . . . 33 f.
Indogermanische Sprache, Verwandtschaft mit dem Semitischen . 36, 49
Indogermanisches Urvolk 218
Islamisches Familienrecht bei afrikanischen Völkern 87, 91
Joerges, Dr. Ernst, † 218
Kaiser Wilhelm-Kanal, paläolithische Artefakte vom . . . . . 51 f., 390 ff.
Kammkeramische Kultur . . . . 37 f.
Karelier 37, 38
Kauri als Geld . . . . . 318 ff.
Keramik, steinzeitliche, der Mark Brandenburg 218
Kina, Männerzerem. der Yamana 277, 282 ff.
Kloketen, Männerzeremonie der Selk'nam . . . . . 263, 270 ff.
Knierocktracht, der Cro-Magnon-Kultur zugehörig 32
Königinmutter, privilegierte Stellung bei afrikanischen Völkern . . . . 149 f.
Königsschwester, Stellung in Afr. 151, 153
— darf nicht heiraten 154
Kongreß, archäologischer, in Syrien 162
— der Internat. Vereinig. für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie 329
— für Sexualwissenschaft 329
— für Vererbungswissenschaft . . . 421
Kunstgruppen im Paläolithikum . 349 ff.
— gegenseitige Beeinflussungen . . 365
Lappen, anthropologischer Typus . 40
— Sprache . . . . . 41 ff.
Laugerie-Basse-Rasse als Vorstufe der nordischen Rasse 34
Le Moustier, Ergänzung des Schädels von, ... 413 ff.
Linke, Studienrat Dr. E, † 329
Lieder bei den Mannbarkeitsfesten der Sotho 255
Liwen 38

Seite

v. Luschans Farbentafel zur Bestimmung der Hautfarbe 328
Mannbarkeitsschulen der Sotho für Knaben . . . . . 249 ff.
— für Mädchen 259
Männerzeremonien der Feuerländer, ursprünglich von Frauen erfunden 292
— den Feuerländern ursprünglich fremd . . . . . 299 ff.
— der Zweiklassenkultur zugehörig . 298
— der Halakwulup . . . . . 287 ff.
— der Selk'nam . . . . . 263, 270 ff.
— der Yamana . . . . . 277, 282 ff.
— Vergleich der Zeremonien der drei Stämme . . . . . 303 ff.
Märchen der Pueblo-Indianer . . . 16 ff.
— — Entlehnung von den Spaniern 16, 19
— — vom Siebenkopf 17
— — von der übernatürlichen Empfängnis 19
Marchesetti, Carlo † 218
Masken der Halakwulup 289
— der Selk'nam 265, 274
— der Yamana 284
Maskenkostüm der Beschnittenen bei den Sotho 259
Matschie, Prof. Dr. Paul, † 193
Maya, Gefäßformen . . . . . 4 ff.
— Gefäßformen, die in den Handschriften fehlen 8
— Gefäßformen, die nur in den Handschriften vorkommen 10
— Götterdarstellungen 2
— Hieroglyphen 2, 15
— — auf Tongefäßen 12
— Ornamente auf Tongefäßen . . . 6
— Tageszählung 3
— Töpferei 4
— bemalte Tongefäße 10
— Zackengefäße 6
Mayahandschriften, Ursprung 1, 10, 14, 16
— Alter 2, 8
— Fehlen von Bogen u Pfeil in ihnen 13
— Verbrennung durch die Spanier . 13
Michaelisdonn, paläolithische Artefakte von, ... 53, 391
Mittelmeerrasse 34
Mongolenfleck 184
Mutterbruder, seine Stellung in der Familie, s. Avunkulat.
Mutterrecht, Merkmale des M., . . 63, 128
— Verbreitung in Afrika 102, 126, 156
— in Herrscherfamilien . 72, 80, 138 ff.
— in Angola 107
— bei den Hamiten . . . . . 136 f.
— bei den Herero . . . . . 105 f.
— in Kamerun 112
— im Kongogebiet . . . 80 f., 108 ff., 143
— in Nordafrika . . . . . 122 ff.
— in Nubien . . . . . 125 f.
— in Oberguinea . . . . . 113 ff., 143
— im Ogowe-Gebiet 112, 143
— in Ostafrika . . . . . 103 f., 140 ff.
— im Sudan u. Senegambien 116 ff., 140 ff.
Mutterrechtliche Züge bei vaterrechtlichen Völkern Afrikas . . . . 129 ff.
Mythus über den Ursprung der Männerzeremonien bei den Halakwulup 287
— bei den Selk'nam . . . . . 264 ff.

Digitized by Google

Seite

Mythus bei den Yamana . . . . 278 ff.
Neandertalerschädel v. Le Moustier 413 ff.
Negerhaar, umgefärbtes, ... 328
Neumayer, Georg von, 100 Geburtstag 221
Ngorongorokessel in Ostafrika, geologische Beschaffenheit und Größe . 371
— Grabungen daselbst . . . . . 367 ff.
Nordafrikanische Felszeichnungen 358 ff.
— gehören ins Paläolithikum . . . 359
Nusse, paläolith Artefakte von, 55 ff 396
Oberlausitz, angebliche paläolithische Werkzeugfunde 162
Ona s. Selk'nam
Orang-Utang, Ähnlichkeiten mit Malayen und Ostasiaten 184
— Lokalvarietäten 186
Ornamente auf Tongefäßen der Maya 6
Os malare bipartitum an einem Turfan-Schädel 177
Ostspanische Felsmalerei . . . . 354 ff.
— gehört ins Paläolithikum 355
Ostseefinnische Sprachen 39
Paläolith. Artef. aus Holstein 49 ff., 390 ff.
— vom Kaiser-Wilhelm-Kanal . 51, 390
— von Michaelisdonn 53, 391
— von Nusse 55, 396
— von Rosenkranz 57, 396
Paläolithische Kulturen in Frankreich und Deutschland 50
Paläolithische Kunst . . . . . 349 ff.
— Entwicklungsstufen . . . 351, 356, 362
— Werkzeuge, angebliche, aus der Oberlausitz 162
Passow, Prof. Dr. Adolf, † 162
Philosophenkongreß in Cambridge U. S. A. 218
Polyphyletischer Ursprung der Menschheit 189
Porzellanschnecken, ihre ethnologische Bedeutung . . . . . 313 ff.
— die verwende en Arten 314
— als Geld 318
— als Schmuck 315
— als Symbol 317
— als Werkzeug 314
— volkstümliche Namen 322
Pueblo-Indianer, Märchen . . . . . 16 ff.
— Aschenbrödel-Motiv 18
— Siebenkopf Motiv 17
— Kriegsgott-Erzählungen 19
— Tiermärchen 18
Rasse, Begriff des Wortes 179
— von Cro-Magnon 29, 32, 38
— dalische . . . . . 29 ff.
— semitische 35
Rassenmerkmale als Domestikationserscheinungen 180
Rasseproblem in der Anthropologie 179 ff.
Rechnungsbericht für 1926 419
Rjasanischer Rassentypus 38
Rosenkranz, paläolithische Artefakte von 57, 396
Rudolf Virchow-Stiftung 420
Ruinen am Njarasa-See, Ostafrika 375
Schädel von Le Moustier, Ergänzung 413 ff.
Schimpanse, Ähnlichkeiten mit der weißen Rasse 189
Schmidt, Prof. Dr. Hubert, Lehrauftrag an der Berliner Universität erhalten 421

Seite

Schwestersohn als Erbe s. Erbrecht
— erbt die Frauen des Mutterbruders 132
Selk'nam (Ona), Stamm auf Feuerland 263 ff.
— Männerzeremonien (Kloketen) . 283 ff.
— Masken 265, 274
— Mythe vom Ursprung des Kloketen 264
— Eigentumsverhältnisse . . . . 398 ff.
— gemeinschaftlicher Besitz 399
— Land unter die Familien verteilt 401
— Jagdrecht 402
— Privateigentum 404
— Familieneigentum 405
— Herleitung des Besitzrechts . . . 406
— Diebstahl 410
Semang, Forschungen über die S. . 217
Semitische Rasse 35
Sexualcharaktere, Ausbildung der . 181
Staatenbildungen im Kongogebiet . 79
Steatopygie 183
Stehlrecht des Neffen gegenüber dem Mutterbruder 125, 132
Straßendorf, Entst. u. Ausbr. 193 ff., 208
— Alter 203
— Ursprung aus dem vicus canabarum 205
Straßendörfer im nördlichen Gallien 203
— im Main-Gebiet 209
— in Burgund 210
— in Thüringen 211
— östlich der Elbe 214
— in Dänemark 216
Taubner, Dr med. † 329
Taucrn, Dr., Odo Deodatus, † 328
Tawasten 37
Töpferei der Maya 4
Treparation bei der Cro-Magnon-Rasse 32
Umlauff, H. † 162
Unverzagt, Dr. W., zum Direktor der Vorgeschichtlich. Abteilung ernannt 421
Vaterrecht, Merkmale des V. 63
— in Abessinien 78
— bei den Bantu Süd- u. Ostafrikas 69 ff.
— bei den Bergdama 68
— bei den Buschmännern 64
— bei den Hottentotten 65
— im Kongogebiet und Angola . . . 80
— bei den Obernilvölkern 85
— im Ogowegebiet 83
— im Sudan . . . . . 87 ff.
Vererbungswissenschaft, V. Internationaler Kongreß für 421
Verwaltungsbericht für 1926 418
Volkswirtschaftslehre, ethnologische 220
Vorhaut, Aufbewahrung der V. bei den Sotho 251, 257
Wahl des Ausschusses für 1926 . . 162
Wataturu-Gräber 373
— Tränkstellen für das Vieh . . . 374
Weinert, Dr. H., als Privatdozent für Anthropologie an der Universität Berlin zugelassen 421
Weule, Prof. Dr. Karl † 218
Yamana (Yahgan), Stamm a Feuerland 263
— Männerzeremonien . . . 277, 282 ff.
— Masken 284
— Mythus . . . . . 278 ff.
— Namen der Geister 284
Yinčhaua, Name der Männerzeremonien der Halakwulup . . . . 287 ff.
Zackengefäße der Maya 6

Digitized by Google

Druck: Gebr. Unger, Berlin SW 11.

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

Neunundfünfzigster Jahrgang
1927

Mit 8 Tafeln und 139 Abbildungen im Text

BERLIN
JULIUS SPRINGER
1929

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen und Vorträge.

Ethnographische Studie über die Baja.

Von

Hermann Harttmann.

Major an der Infanterieschule.

1. Geographisches. Allgemeines.

Wenn auch bis zum Jahre 1912 schon ein beträchtlicher Teil des Bajavolkes im Dumebezirk und südlichen Ngaunderebezirk unter deutscher Schutzherrschaft stand, und dieser Teil durch Zuwanderung aus dem Osten sich noch mehr vergrößerte, so ist doch das eigentliche Bajagebiet erst mit der Erwerbung Neukameruns an Deutschland gekommen. Das von den Baja heute bewohnte Gebiet erstreckt sich vom Dume und Kadei im Süden bis 6° 30′ nördl. Breite; im Osten ist es durch die Ostgrenze von Neukamerun, im Westen durch eine Linie von Kongoro (im Süden des Ngaunderebezirks) nach Bertua begrenzt. Die jüngsten Baja-Siedelungen liegen im Südwesten dieses Gebietes, erst in den letzten 70 Jahren sind die Baja aus Nordosten über den Kadei bis Bertua (früher Gámane genannt) vorgedrungen.

In den letzten Jahren vor Abschluß des Marokkoabkommens, als die deutsche Verwaltung sich mit den Baja Altkameruns mehr zu beschäftigen begann, wurde eine allmähliche Zunahme dieser Baja festgestellt, verursacht durch Zuwanderung aus dem Osten und Nordosten, aus dem damals noch unter französischer Herrschaft stehenden Bajagebiet. Nach dem Marokkoabkommen, als das ganze Bajagebiet deutsch geworden war, setzte deutlich merkbar eine Rückwanderung der Baja nach Neukamerun ein. Als Grund gaben die Baja selbst an, daß sie früher vor den Franzosen ausgewichen seien. Als ihre alte Heimat deutsch geworden war, zogen sie wieder dahin zurück.

Die Baja sprechen ihren Namen selbst „Gbaja" oder „Ngbaja", zum Teil „Ngbeja" aus (einzelne Franzosen schreiben sogar „Gbéa"). Die übliche Schreibweise „Baja" ist zweifellos ungenau abgehört. Von ihren südlichen Nachbarn, den Kaka, werden sie „Lòmbò", von den Jangere „Atara" genannt. Es gibt eine große Zahl Unterstämme: Buri, Baja-Bunde, Baja-Buar, Baja-Kaja, Baja-Baja, Baja-Fala, Baja-Mbaka. Die Sprache aller Baja ist, von Dialektunterschieden abgesehen, dieselbe. Der südlichste Unterstamm, die Baja-Buri, ist derjenige, von dem in dieser Abhandlung die Rede ist.

Über die Geschichte der Baja konnte ich folgendes in Erfahrung bringen: Die Baja sind aus Nordosten zugewandert, wahrscheinlich gedrängt von den Mandja und den Fulbe. Wie lange diese Zuwanderung zurückliegt, ist nicht festzustellen. Da die Baja erst etwa vor 70 Jahren den Kadei von Nordosten her überschritten haben, so kann angenommen werden, daß die Einwanderung der Baja in das jetzt von ihnen bewohnte

Digitized by Google

Gebiet 100—150 Jahre zurückliegt. Aus dem Charakter der Baja kann geschlossen werden, daß diese Einwanderung sich allmählich und ohne große Kämpfe vollzogen hat. Die Tatsache der Zuwanderung selbst ist bei den Baja allgemein bekannt. Einem weiteren Vordringen der Baja nach Süden und Südwesten geboten die Kaka und die Maka, beide sehr kriegerische Volksstämme, Einhalt.

Die Baja-Buri nennen als besonders große Häuptlinge in der jüngsten Vergangenheit Bertua (eigentlich gesprochen: Mbatua, der nach ihm benannte Name des Dorfes Bettua ist ebenfalls undeutlich abgehört); Bertua war Großvater des heutigen Häuptlings Diwa von Bertua; ferner Häuptling Durumu, Großvater des heutigen Häuptlings Sambo von Baturi, Häuptling Djermi, der in der Gegend von Babua bei Kunde seinen Sitz hatte.

Die großen Häuptlinge bekriegten sich häufig untereinander, ebenso führten sie mit den Kaka Krieg. Der Zweck dieser Kämpfe war, Gefangene zu machen, die dann zum Teil aufgefressen, zum Teil als Sklaven behalten oder verkauft wurden.

Die Baja hatten unter häufigen Einfällen der Fulbe aus Norden (Ngaundere) zu leiden. Der große Fulbeherrscher Ardusa schickte häufig seine Krieger unter seinem Heerführer Mbula in das Bajagebiet. Den Fulbe gegenüber versuchten die Baja nicht, Widerstand zu leisten, weil jene zu stark waren. Die Fulbe führten tausende von Männern und Frauen jeden Alters als Sklaven fort. Auch der Fulbeherrscher Zuberu ist dem Namen nach bei den Baja bekannt, soll aber nie so weit nach Süden gekommen sein.

Der Häuptling Sambo I, der Vater des jetzigen Häuptlings Sambo (II) von Baturi, wurde von Ardusa zum Kampf mit dem großen Kakahäuptling Gimbi getrieben, der bei Dalugene saß. Merkwürdigerweise leisteten hierbei auch die in der Gegend von Baturi wohnenden Kaka dem Sambo I Heeresfolge. Gimbi wurde besiegt, die erbeuteten Weiber und Sklaven erhielt Ardusa, der an Sambo I einen Teil abgab.

Sambo I lebte 1913 noch als alter, kindisch gewordener Greis in Baturi, während sein Sohn Sambo (II) die Häuptlingswürde bekleidete. Von beiden Sambo habe ich vorstehendes erfahren.

Auf Ardusa folgte der Fulbehäuptling Njabisu, der in Bundang, später in Mbum, dem heutigen Ngaundere, saß.

Die Bajahäuptlinge Djermi (bei Babua), Sambo I (in Baturi) und Bertua waren dem Njabisu tributpflichtig; dieser unterstand seinerseits dem Emir von Yola. Die ersteren bezahlten ihren Tribut in Elfenbein, Vieh und Verpflegung. Sie leisteten auch Heeresfolge; am Ende eines Kriegszuges erhielten die Häuptlinge als Geschenk für die gestellten Krieger einen Teil der erbeuteten Sklaven.

Heute, nachdem die Herrschaft der Fulbe gebrochen ist, haben auch die Großhäuptlinge der Baja viel weniger Einfluß in ihren Stämmen als früher. Die Oberherrschaft der Fulbe gewährte den Bajahäuptlingen doch wohl einen gewissen Rückhalt ihren eigenen Stämmen gegenüber. Nach Aufhören der Fulbeherrschaft hatten die Bajahäuptlinge nicht die Autorität, die zum Zusammenhalten der einzelnen Unterstämme und Dörfer notwendig war. Das Vordringen der europäischen Verwaltung, der deutschen wie der französischen, welche die Machtbefugnisse der Häuptlinge ungewollt durch Einführung der europäischen Gerichtsbarkeit beschränkt hat, hat vielleicht auch das ihrige dazu beigetragen, das Bajavolk von der rücksichtslosen, über Leben und Tod gebietenden Herrschaft ihrer Häuptlinge zu lösen.

Ihrer Sprache nach gehören die Baja zur Gruppe der Sudanneger. Sie sind körperlich von nicht sehr hohem Wuchs, und neigen, besonders die Weiber, in vorgerückterem Alter zu einer gewissen Leibesfülle. Längenmessungen haben ergeben:

Digitized by Google

größter gemessener Mann 188 cm,
kleinster „ „ 152 cm.
Durchschnittsgröße des Bajamannes 167,73 cm.
Größtes gemessenes Weib 170 cm,
kleinstes „ „ 145 cm.
Durchschnittsgröße des Bajaweibes 154,3 cm.

Die Baja haben, wie alle Negerstämme, Polygamie. Die Zahl der Weiber die auf einen Mann kommen, betrug nach meinen Feststellungen zwischen 1 und 15. Ein in einer Reihe von Dörfern errechneter Durchschnitt ergab, daß auf einen erwachsenen Mann kamen: 1,25 Weiber, 1,18 Kinder, 1,42 Häuser. Man sieht, daß die Kinderzahl erschreckend klein ist. Dies ist zuzuschreiben einerseits einer großen Säuglingssterblichkeit, andererseits der Tatsache, daß das Abtreiben bei den Bajaweibern sehr bekannt und oft geübt ist. Als Abtreibemittel dienen verschiedene Pflanzen. In ihrer Jugend treiben die Bajaweiber oft ab aus Bequemlichkeit; dadurch werden sie nicht selten unfruchtbar.

Das von den Baja bewohnte Gebiet hat eine Ausdehnung von rund 100000 qkm; die Bevölkerungsdichte ist gering, genauere Angaben darüber sind nicht möglich, solange noch Anhaltspunkte für die Gesamtzahl aller Baja fehlen.

Das Bajagebiet ist Steppen- und Grasland, im Süden des Ngaunderebezirks auch felsig. Dieses ganze Grasland ist von unzähligen kleinen und mittleren Wasserläufen durchzogen. Die Bäche haben zum Teil trockene Ufer, zum Teil sind sie von Sumpf umgeben. Alle aber sind von einem Streifen Galeriewald begleitet, so daß man jedesmal beim Überschreiten der zwischen den Bächen sich hinziehenden flachen Höhenrücken ringsum an den unzähligen Waldstreifen die Wasserläufe erkennt, welche das Land durchziehen.

Der Boden ist überall Laterit; er enthält viel Roteisenstein. Er ist von Natur nicht sehr fruchtbar; natürliche oder künstliche Düngung, welche die Fruchtbarkeit des Landes heben könnte, ist dem Baja nicht bekannt. Bei der von ihm betriebenen extensiven Farmwirtschaft ist der Boden bald ausgesogen; deshalb verlegen die Baja verhältnismäßig oft ihre Dörfer, um neues Farmland in der Nähe zu haben. Eine Ausnahme hiervon machten bisher nur die großen Bajadörfer (Bertua Gaza, u. a.); diese sind aber gezwungen, sich noch besondere Farmdörfer zu halten, von denen aus sie ihre entfernter liegenden Farmen bewirtschaften.

Der Baja ist in der Hauptsache Ackerbauer und Jäger. Handel treibt er nur in geringem Maße und eigentlich nur mit dem Händlervolk Afrikas, den Haussa, welche das Land von Norden nach Süden durchreisen. Der Handel mit den Haussa erstreckt sich auf Lebensmittel, Kleinvieh und Flechtarbeiten (Körbe und Matten), welche der Baja den Haussa gegen Salz, Kleider und Stoffe, Fleisch, Eisen- und Lederwaren abgibt. Auch Elfenbein handelt der Haussa gerne von den Baja ein, doch ist gerade dieser Handelsartikel in den letzten Jahren seltener geworden. Wahrscheinlich erstreckt sich der Handel mit den Haussa auch auf Pulver und Feuersteine, welche der Haussa gegen kleine Mädchen eintauscht. Aus begreiflichen Gründen wird aber dieser Handel vor den Europäern streng geheim gehalten, so daß es sehr schwer ist, hierüber genaues zu erfahren.

Mit dem europäischen Handel sind nur die ganz im Süden wohnenden Baja in Berührung gekommen. Hier, am Rande des Urwalds, haben sich die Baja durch Gummischneiden die Möglichkeit geschaffen, auch europäische Waren einzutauschen.

Der Baja besitzt wenig kriegerische Tugenden. Gezwungen leistet er Heeresfolge, aber dies widerspricht seiner Natur. Die Baja haben auch

Digitized by Google

nur sehr wenig brauchbare Soldaten zur deutschen Schutztruppe gestellt. Aus diesem Grunde haben sie der deutschen Regierung nie ernstliche Schwierigkeiten gemacht, sich vielmehr von Anfang an willig untergeordnet. Dieses Unterordnen war aber nur ein passives; eine freiwillige, aktive Mitarbeit an der Förderung und Hebung des Schutzgebiets, wie wir es bei vielen anderen Stämmen, z. B. Jaunde, Bulu, kannten, ließen die Baja noch vollkommen vermissen. Sie waren deshalb auch nicht zu bewegen, sich freiwillig als Arbeiter bei europäischen Kaufleuten zu verdingen.

Im großen und ganzen müssen die Baja, unbeschadet ihres liebenswürdigen, sympathischen Wesens und ihrer zweifellos vorhandenen alten Kultur, als noch unproduktives, arbeitsscheues Volk bezeichnet werden. Dieses Volk zu erziehen, mit seiner Erziehung auch die in dem großen Bajagebiet vorhandenen, ungehobenen Werte zu heben, und Volk und Land der Weltwirtschaft nutzbar zu machen, müßte eine dankbare Aufgabe sein und ist Pflicht der europäischen Nation, welcher dieses Volk anvertraut ist. Deutschland war vor dem Kriege auf gutem Wege zur Lösung dieser Aufgabe. Ob das an Kolonien übersättigte Frankreich sich dieser nunmehr ihm zufallenden Aufgabe mit dem nötigen Ernst unterziehen wird, darf nach dem, was wir in Neu-Kamerun gesehen haben, füglich bezweifelt werden.

2. Die Wohnstätten und deren Einrichtung.

Der Baja baut nur Rundhütten. Wo in Ausnahmefällen Häuser von rechteckigem Grundriß angetroffen werden (nur in den südlichsten Dörfern), handelt es sich um Nachahmung der Bauweise benachbarter Stämme, Kaka oder Bamwelle; rechteckige Hütten kennt der Baja ursprünglich nicht. (Eine Ausnahme machen in jüngster Zeit die von den Haussa eingeführten „Moscheen", die rechteckigen Grundriß haben.) In einem Falle, in dem einen Tagemarsch östlich Baturi liegenden Bajadorf Mbuno, habe ich einige große Grashütten mit ovalem Grundriß und rundem Grasdach gefunden (Abb. 1). Sie wurden von ledigen jungen Männern bewohnt. Über Ursprung und Herkunft dieser Hütten konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

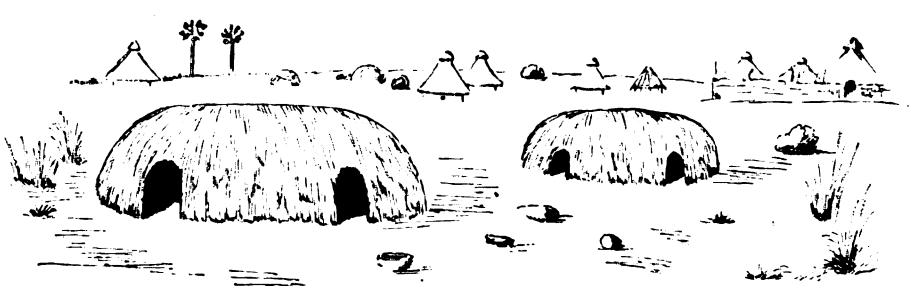


Abb. 1. Ovale Hütten in Mbuno.

Die Rundhütten der Baja haben einen Durchmesser von 5—8 m. Nach Art der Ausführung lassen sich zwei Arten von Wohnhütten unterscheiden (Abb. 2 und 3).

1. „bógaru" (Abb. 2a), eine Rundhütte, die nur aus Gras oder Stroh hergestellt ist. Sie wird errichtet, wenn rasch gebaut werden soll.

Die Ausführung dieses Baues ist äußerst einfach: Zweige werden im Kreis in den Boden gesteckt, oben zusammengebogen, und das Ganze wird mit Gras bedeckt. Zum Schutz gegen Beschädigungen durch Wind und die heftigen Gewitterstürme zu Beginn und Ende der Regenzeit wird

Digitized by Google

das Stroh auf den Hütten mit Lianen- oder Strohseilen festgebunden. Die Hütte ist trotz ihrer leichten Bauart vollkommen regendicht. Sie gleicht einer auf dem Boden liegenden Halbkugel aus Stroh; manchmal ist vor dem Eingang noch ein kleiner Vorbau angebracht, damit der Regen nicht in die Hütte schlagen kann.

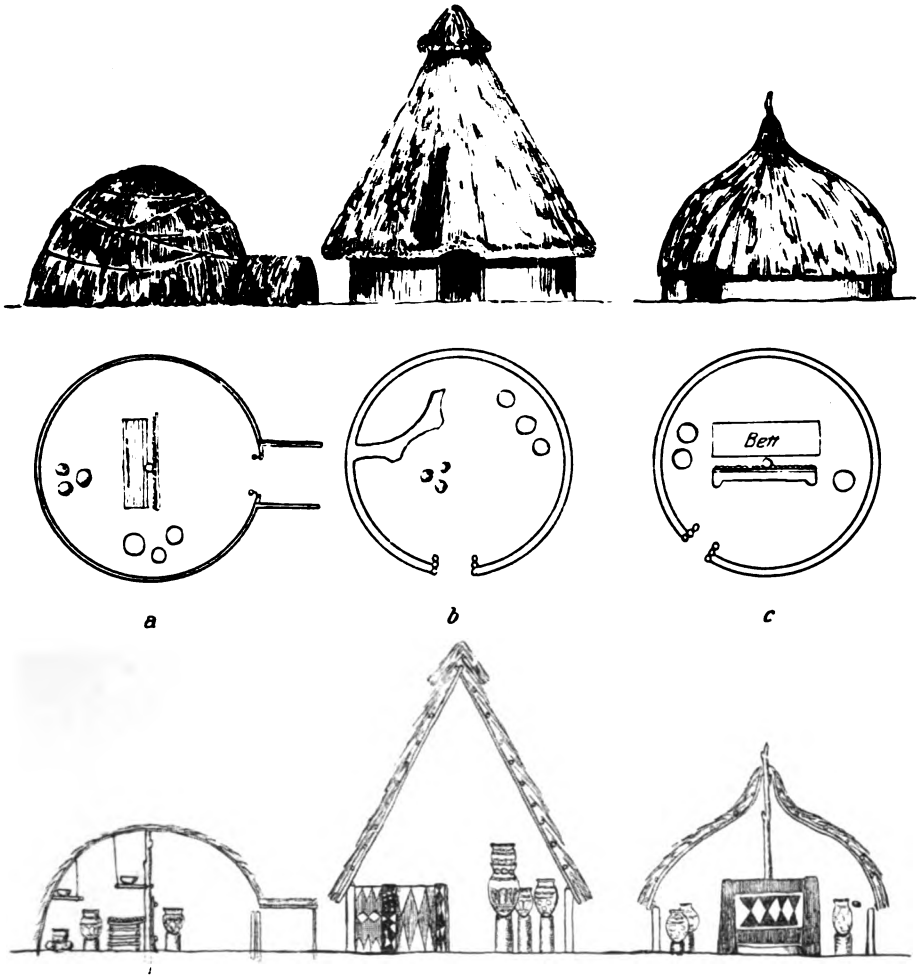


Abb. 2. Hüttenformen der Baja mit Grundriß und Aufriß. (a und c: bogaru, b: gargala.)

Diese Hütten werden vor allem in Neusiedelungen angetroffen; sie werden später durch die andere Art der Bajahütte (gangala) ersetzt.

Eine etwas dauerhaftere Art des „bogaru" (Abb. 2c) ist in folgender Weise ausgeführt: Auf einem niederen kreisrunden Lehmsockel wird ein geschweiftes, oben spitz zulaufendes Strohdach errichtet. Das Dach wird durch eine durch die Mitte des Hauses gehende, oben zum Dach noch heraussehende Stange gestützt. Vor dem niederen Eingang ist das Dach nasenartig aufgebogen.

2. „gargala" (Abb. 2b und 4) ist eine sehr genau und sauber gearbeitete Rundhütte. Auf der etwa 1 m hohen kreisrunden Lehmwand („gigin") sitzt das spitze kegelförmige Dach. Zur Ausführung dieses Baues wird

Digitized by Google

zunächst der Grundriß auf den Boden gezeichnet, indem in der Mitte des zu erbauenden Hauses ein Pflock in die Erde gesteckt und ein Strick daran gebunden wird. Auf die dem Halbmesser des zu erbauenden Hauses ent-

Abb. 3. Häuser in Gaza.

Abb. 4. Haus in Bertua.

sprechende Entfernung bindet sich der Erbauer den Strick um den Fußknöchel, geht dann mit gespanntem Strick um den Pfahl herum und markiert den Umfang des Hauses mit dem Fuß. Auf diesem Grundriß wird dann die

Digitized by Google

sauber und glatt gearbeitete Lehmwand aufgeführt. Als Baumaterial dient meist nicht gewöhnlicher Lehm, sondern der Lehm aus Termitenhügeln. Dieser Lehm ist sehr fein, ohne steinige Beimischung und besitzt infolge Vermischung mit dem Speichel der weißen Ameisen mehr Klebekraft und Widerstandsfähigkeit gegen Regen.

Das kegelförmige Spitzdach wird zunächst neben dem Sockel auf dem Erdboden aus Stangen ohne Mittelunterstützung zusammengebunden, als Bindematerial dient Rotang. Dieses Dachgerüst wird sodann auf den Sockel aufgesetzt. Das Dach ragt weit über und wird manchmal noch an seinen äußersten Enden durch Pfosten gestützt. Hierauf wird das Dach, von unten angefangen, sehr sorgfältig mit Grasbüscheln gedeckt, die mit Rotang oder Lianen festgebunden werden. Am unteren Rande wird das Grasdach rings herum sauber abgeschnitten. Die auf der Spitze des Daches sitzende Haube verhindert das Eindringen von Regenwasser.

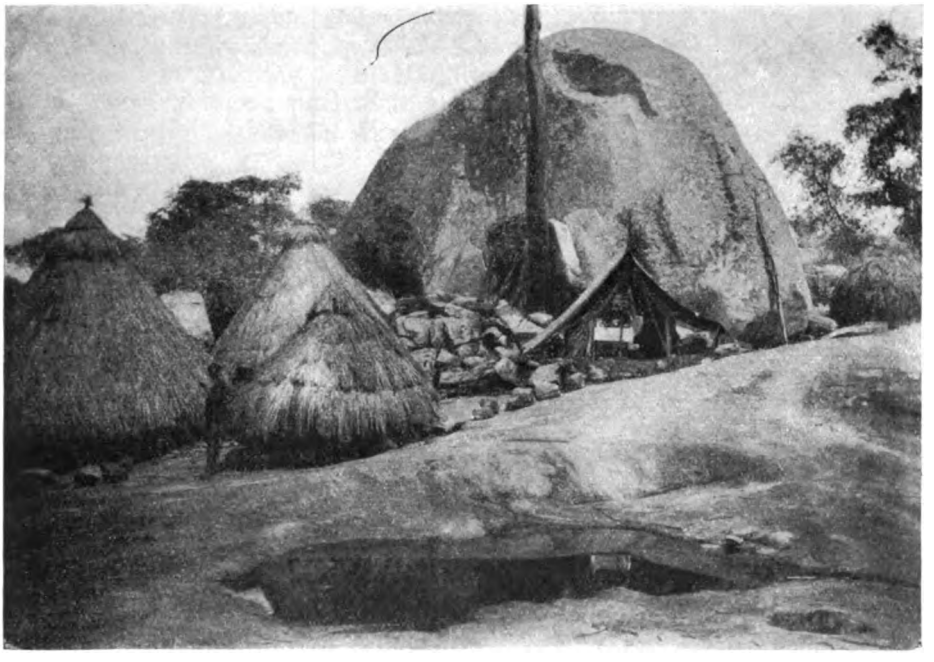


Abb. 5. Das auf Felsen gebaute Dorf Kongoro.

Da in den Häusern fast immer ein Feuer brennt, so wird das Dach in kurzer Zeit durch den Rauch von innen dunkelbraun gebeizt. Diese politurähnlich glänzende Färbung gibt dem ganzen Raum ein eigenartiges, ich möchte sagen trauliches und intimes Gepräge. Zu diesem Eindruck trägt die große Reinlichkeit bei, auf die der Baja in seiner Hütte und auf dem Platz vor derselben hält.

Da das Dach ziemlich steil angelegt ist, so ist das Innere der Häuser trotz der niederen Außenwand hoch und geräumig. Der Zwischenraum zwischen Wand und Dach sorgt dafür, daß trotz der kleinen Türöffnung genügend Luftzirkulation vorhanden ist. Vermöge ihrer Bauart halten die Hütten bei Tag die sengende Sonnenglut ab und schützen bei Nacht gegen die oft recht frische, beinahe kalte Außentemperatur.

Auf die Inneneinrichtung der Häuser komme ich später zu sprechen.

Digitized by Google

Die Baja bilden größere Dorfgemeinschaften. Die Zahl der Hütten eines Dorfes schwankt zwischen 50 und mehreren Tausend. Die Dörfer sind fast immer auf Höhen oder Bergrücken angelegt (Abb. 5) und gewähren einen ungemein malerischen Anblick, wenn man schon von weitem in der hellen Sonne die spitzen gelben Strohdächer aus dem umgebenden Gras- oder Farmland herausschauen sieht.

Die Dorfanlage (Abb. 6) gruppiert sich um einen größeren Platz, an dem zunächst die Gehöfte des Häuptlings und seiner Großleute liegen.

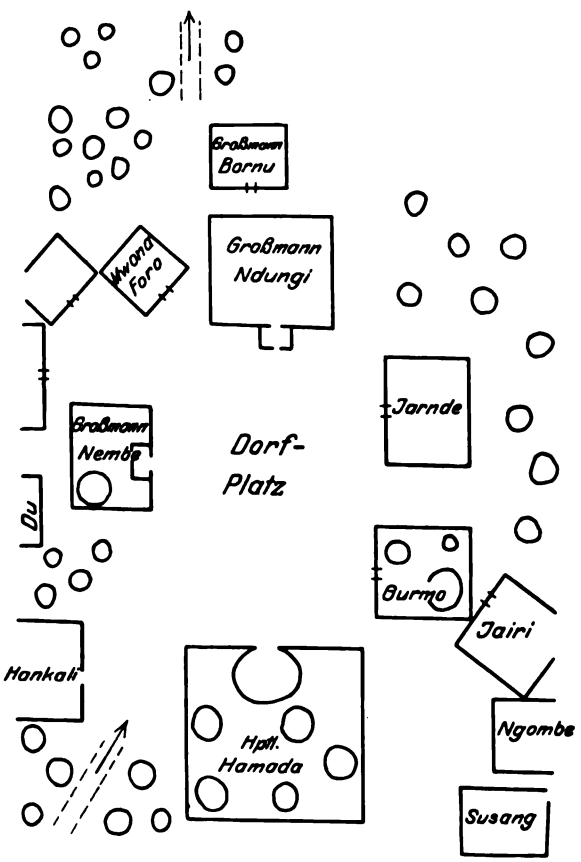


Abb. 6. Teil der Anlage des Dorfs Hamada.

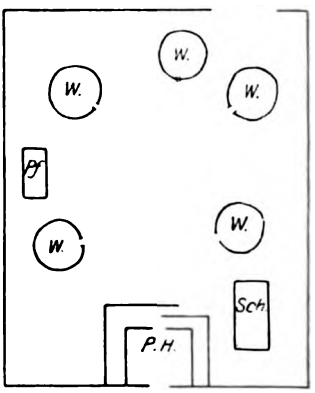


Abb. 7. Häuptlingsplatz in Sanda. 1 : 1000.
PH.: Palaverhaus;
Sch.: Schlafraum des Häuptlings;
W.: Weiberhäuser;
Pf.: Pferdestall.

Jeder Häuptling, Großmann (d. i. Bruder oder naher Verwandter des Häuptlings oder sonst einflußreicher Mann aus der unmittelbaren Umgebung des Häuptlings, vgl. Abschnitt 8) sowie die Bajamänner, die etwas auf sich halten, müssen ihr eigenes Gehöft haben. Das Gehöft (Abb. 7) ist umgrenzt von einem über mannshohen, meist rechteckigen aus Gras gebundenen oder kunstvoll geflochtenen Zaun. Der Eingang zum Gehöft führt durch eine offene geräumige Halle, in welcher der Bewohner sich bei Tage aufhält. Im Innern des Gehöfts befinden sich die Hütten der Weiber, ferner ein Schlafhaus für den Hausherrn, nach Bedarf noch Hühner-, Ziegen- und Pferdeställe.

Der äußere Eingang der großen Eingangshalle kann manchmal mit einer aus Zweigen geflochtenen Tür (Abb. 8) verschlossen werden. Diese Tür dreht sich in Angeln, im Gegensatz zu den Türen der Hütten, welche nur vor die Türöffnung geschoben werden (Abb. 9).

Digitized by Google

Die Zahl der Hütten in einem Gehöft richtet sich nach der Zahl der Frauen. Nach Möglichkeit soll jedes Weib sein eigenes Haus haben; besitzt jedoch ein Häuptling oder Großmann eine größere Zahl von Weibern, so bewohnen mehrere zusammen ein Haus. Besondere Küchen gibt es nicht, die Weiber kochen in der Regenzeit in, sonst vor ihren Hütten.

Die Bajagehöfte sind weitläufig und hübsch angelegt. Besonders schön und geräumig sind die Gehöfte der Häuptlinge (Abb. 10). Die Außen- und Innenwände der Häuser und Eingangshallen sind oft mit Malereien verziert (Abb. 49—54). Da die Häuser des Häuptlings von allen Dorfbewohnern gemeinsam erbaut werden — im übrigen baut jeder Dorfbewohner seine Hütten für sich allein oder mit Hilfe eines guten Freundes — so kann man aus dem Zustand des Häuptlingsgehöfts ohne weiteres einen Schluß ziehen auf den Einfluß, den der Häuptling im Dorf besitzt.

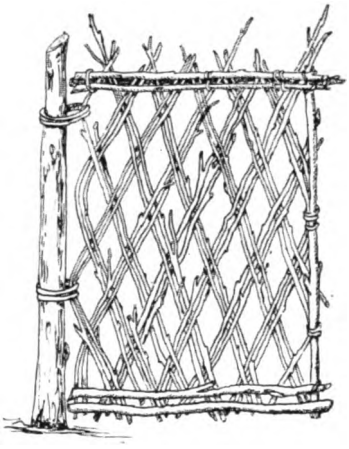


Abb. 8. Tür einer Eingangshalle in Sutura. Höhe etwa 1,80 m.

Dorfbewohner, die kein eigenes Gehöft besitzen, bauen für jedes ihrer Weiber ein eigenes Haus. Tagsüber halten sie sich in einem von mehreren Männern gemeinsam erbauten, meist sehr primitiven Männerhaus („Palawerhaus") auf.

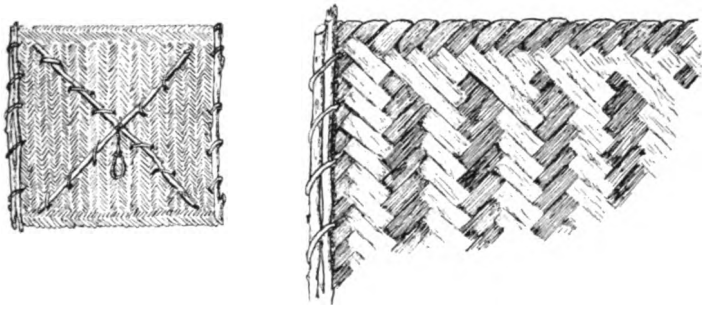


Abb. 9. Tür eines Wohnhauses. Sutura.

Ledige Männer haben ihr eigenes Haus; Kinder bis zu etwa sechs Jahren schlafen bei der Mutter, ältere schlafen zu mehreren in einem gemeinsamen Haus, nach Geschlechtern getrennt.

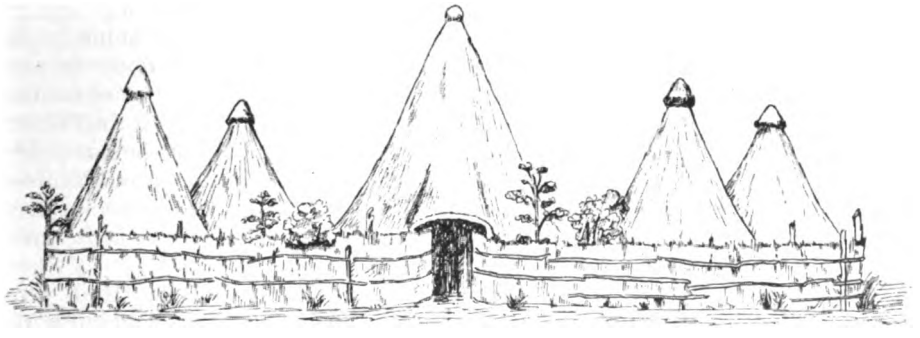


Abb. 10. Häuptlingsgehöft in Gbabadja.

Digitized by Google

Besondere Gäste- oder Fremdenhäuser gibt es in den Bajadörfern nicht. Fremde schlafen in irgendeinem Haus im Dorf, das ihnen angewiesen wird. Die häufigsten Gäste sind durchreisende Haussa; sie sind aber in den Dörfern wenig gern als Gäste zum Wohnen gesehen. Deshalb bauen sie sich meist außerhalb der Dörfer ihre eigenen einfachen Rundhütten aus Gras. Neben den größten Bajadörfern, Bertua, Baturi, Betare u. a., liegen besondere große Haussadörfer.

An Gebäuden mit besonderem Zweck sind zu nennen: die Häuser der Schmiede, Schmelzofen und Schmiedewerkstätte, sowie die Labihäuser. Das Labihaus liegt abseits vom Dorf. Es ist eine längliche, im Halbkreis um einen im übrigen mit Graszaun abgegrenzten freien Platz gebaute Hütte. Der Labiplatz ist schon von weitem kenntlich an einem in der Mitte errichteten hohen kahlen Stamm, um welchen des Abends die Knaben und Jünglinge, die im Labikult unterwiesen werden, ihre Tänze ausführen. Die Größe des Labihauses richtet sich nach der Größe des Dorfes. Näheres ist im Abschnitt 11 über den Labikult enthalten.

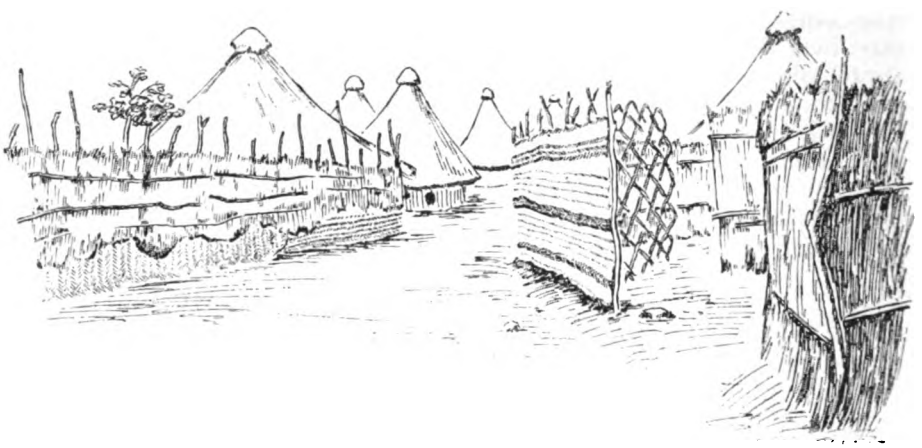


Abb. 11. Straße in Betare.

Die Viehställe — es werden nur Hühner, Enten, Schafe und Ziegen gehalten — sind niedrig und sehr primitiv aus Gras gebaut. Manchmal sind die Wände zum Schutz gegen Raubzeug durch unbehauene Balken verstärkt.

Wenn ich noch die in den Verpflegungsfarmen errichteten, einfachen viereckigen Kornschober erwähne, so sind alle Gebäude, welche der Baja zu bauen pflegt, aufgezählt.

Der Baja ist, wie schon erwähnt, in seiner Hütte und auf seinem Gehöft sehr reinlich; sonst aber kennt er in seinem Dorf keine große Reinlichkeit. Zwischen den einzelnen Gehöften und auf den oft sehr schmalen Dorfstraßen (Abb. 11) wächst Gras und Unkraut, ohne daß jemand an die Entfernung desselben denkt. Der in den Hütten und Höfen entstehende tägliche Unrat und Abfall wird in die dicht fast neben jedem Haus befindlichen Löcher, aus denen Lehm zum Hausbau entnommen wurde, geworfen. Bei der Trockenheit der Luft trocknen die in diese Gruben etwa geworfenen feuchten Stoffe rasch aus, so daß die Luft durch den Grubeninhalt keine Verschlechterung erfährt.

Abortanlagen trifft man sehr selten, meist verrichtet der Baja seine Notdurft irgendwo im Freien, im Gras, in der nächsten Umgebung des Gehöftes bzw. des Dorfes. Auch hier hilft die Trockenheit der Luft und

Digitized by Google

verhindert, daß dieses Verfahren gesundheitliche Nachteile mit sich bringt. Wo ich Abortanlagen gesehen habe, waren es tiefe Gruben, die bis auf eine kleine Öffnung mit Erde zugedeckt sind. Der Vorteil dieser Einrichtung ist, daß der Grubeninhalt nicht von Fliegen besucht werden kann, und daß deshalb die Gefahr der Übertragung von Krankheiten geringer ist. Ein Dach ist über solchen Anlagen nicht angebracht. An Stelle von Klosettpapier benützt der Baja allgemein entkörnte Maiskolben.

In einem einzelnen Falle, im Dorfe Dono, habe ich in einem Wohnhaus in der Nähe des Bettes ein kreisrundes Loch im Boden gefunden, von etwa 30 cm Durchmesser; seine Ränder waren mit Lehm sorgfältig geglättet, es war mit grobem Steinschlag gefüllt. Auf Befragen ward mir die Auskunft, daß dieses Loch zum Urinieren bei Nacht sei; der Urin versickere augenblicklich, so daß er keinen Geruch hinterlasse.

Die Häuser haben keine Fenster, sondern nur runde oder ovale Türöffnungen, die zum Schutz gegen Eindringen von Wasser meist etwa 30 cm über dem Fußboden angebracht sind. Sie werden verschlossen durch eine Tür, die aus Stroh oder ähnlichem Material geflochten ist (Abb. 9). Die Tür wird auf der Innenseite des Hauses vor die Türöffnung geschoben und durch einige rechts und links der Tür eingerammte Pfähle festgehalten. Bei Abwesenheit des Hausbewohners wird die Tür von außen verschlossen, indem man einen in ihrer Mitte festgebundenen Stock außen quer vorlegt (Abb. 12). Schlösser sind nicht bekannt, sollen auch nicht notwendig sein, da angeblich Diebstähle selten vorkommen. Wenn diese letztere Angabe richtig ist, so ist sie ein Zeichen, daß der Baja das Eigentum von Stammes- oder Dorfgenossen achtet. Dies schließt keineswegs aus, daß er es für sein gutes Recht hält, sich an fremdem Eigentum, d. h. am Eigentum Stammesfremder zu vergreifen.

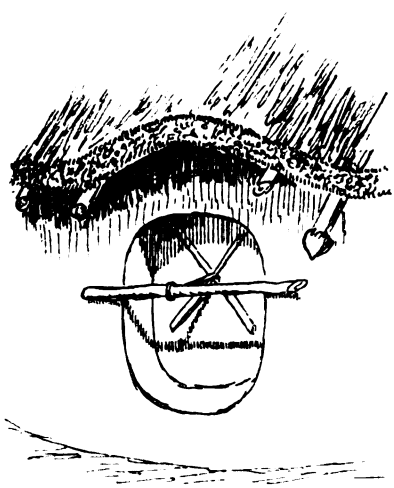


Abb. 12. Türverschluß. Sutura.

Nach Anlage und Bauart sind Bajahütten und -dörfer der Feuersgefahr besonders ausgesetzt. Es kommt auch ab und zu vor, daß Häuser oder Dorfteile abbrennen. Besondere Sicherungen gegen Feuersgefahr bestehen jedoch nicht.

Die Inneneinrichtung der Bajahütten bietet des Interessanten genug.

In jedem, auch dem ganz primitiven Wohnhaus, ist der Schlafraum besonders abgeteilt und durch eine 170 bis 200 cm hohe Wand vom übrigen Raum getrennt (Abb. 2). Diese Wand ist immer so angebracht, daß sie das Bett gegen neugierige Blicke von der Tür her verbirgt. Während diese Wand in den einfachen Strohhütten aus Zweigen, Rohr oder Mattengeflecht hergestellt ist („dogu"), besteht sie in den Häusern mit Lehmwand aus Lehm, ist sehr sorgfältig geglättet und fast stets mit Malereien verziert („babur Abb. 51, 52"). Vor dieser Lehmwand „babur" ist oft, ebenfalls aus Lehm, eine niedere Sitzbank angebracht.

Hinter der Wand ist das Bett („jara"). Es ist entweder massiv aus Lehm hergestellt, etwa 50 cm hoch und in Form einer flachen Mulde, oder es ist aus Rohr, dem Stengel des übermannshohen Grases, geflochten.

Digitized by Google

Letztere Art ist elastisch und daher angenehmer zum Liegen. Bei allen Betten fällt auf, daß sie verhältnismäßig kurz sind. Der Baja liegt entweder in etwas zusammengekauerter Stellung, oder er läßt, insbesondere die Weiber ihrer Frisuren wegen, den Kopf überhängen und unterstützt den Kopf beim Schlafen nur im Nacken.

Vor dem Bett brennt in den kühlen Nächten auf dem Boden ein Feuer. Über der Feuerstelle hängt, am Dach befestigt, eine Art Tisch, aus Rohr geflochten, der zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dient. Es werden da, meist in Körben, diejenigen Nahrungsmittel aufbewahrt, die durch den Rauch des darunter brennenden Feuers vor Fäulnis, Verderben und Ungeziefer geschützt werden sollen: Fleisch, Mais, Erdnüsse usw.

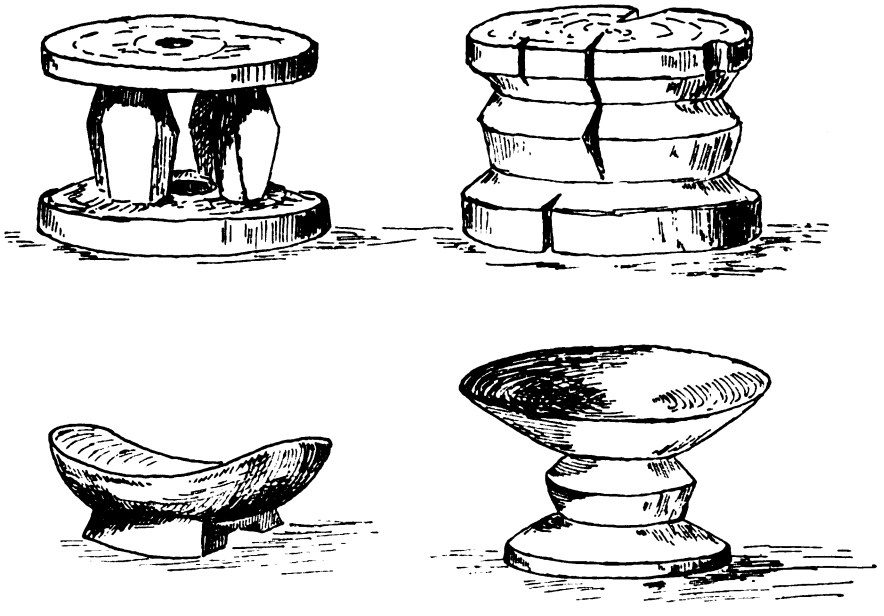


Abb. 13. Holzstühle, „solo". $^1/_6$ nat. Gr.

Das Feuer dient gleichzeitig zur Beleuchtung der Hütte bei Nacht; besondere Lampen kennt der Baja nicht. Verläßt er bei Nacht seine Hütte, so benützt er zum Beleuchten des Weges und zum Verscheuchen von Schlangen vom Weg Fackeln, die er sich aus Bambusspähnen, Holzscheiten oder trockenen Grasbüscheln herstellt.

Neben der breiten, schön verzierten Zwischenwand „babur" fällt jedem, der ein Bajahaus betritt, oder besser gesagt, in ein Bajahaus hineinkriecht, eine an der Wand aufgestellte Reihe von sehr hübschen Tontöpfen („nlonga") in allen Größen, bis zu 1 m Höhe, auf (Abb. 40, 41). Sie sind alle unten rund, nach Art der griechischen Amphora, so daß sie eines besonderen, oben ausgehöhlten Postaments bedürfen, auf dem sie ruhen. Das Postament („gböku") ist aus demselben Material wie die Hauswand, aus dem Lehm von Termitenhaufen hergestellt. Auch auf der oberen Fläche der Hauswand und der inneren Zwischenwand sind Vertiefungen für Aufstellung kleinerer Töpfe angebracht.

Diese Töpfe, die ich in ihrer Form und mit den darauf angebrachten Zeichnungen für ein charakteristisches Erzeugnis der Baja halte, dienen zur Aufbewahrung der verschiedenartigsten Gegenstände: Wasser, Lebens-

Digitized by Google

mittel aller Art, besonders Fufu (Kassadamehl, das Hauptnahrungsmittel der Baja), geräuchertes Fleisch werden darin ebenso aufbewahrt wie Kleidungsstücke, Zeuge, Tabak und sogar Geld. Die größeren Töpfe werden verschlossen, indem man einen kleineren darauf stellt; oft stehen drei oder vier Töpfe in dieser Weise aufeinander. Der oberste, kleinste Topf wird mit einem Holzteller, einer Kürbisschale oder einem Korb zugedeckt.

Häufig trifft man in den Hütten kleine, niedere, aus einem Stück geschnitzte Holzstühlchen („soro") in zierlichen, immer wieder verschiedenen Formen (Abb. 13, 14). Man ist zunächst geneigt, sie nach ihrer Form für Nackenstützen zu halten, sie werden aber nur zum Sitzen verwendet; Nackenstützen habe ich bei den Baja nirgends angetroffen.

Ein besonderer Kochherd ist nicht vorhanden. Bei gutem Wetter wird vor der Hütte, bei schlechtem im Innern gekocht. Das Feuer wird zwischen drei im Dreieck aufgestellten Steinen oder Erdklötzen aus Termitenhaufen entzündet; auf denselben ruht der Kochtopf, der früher stets aus Ton gemacht war („kpane"). Heute trifft man hie und da eiserne, vom europäischen Handel eingeführte Kochtöpfe.

Damit ist alles aufgezählt, was zur Inneneinrichtung des Bajahauses gehört. Außerdem finden sich im Bajahaus noch die verschiedensten Gebrauchsgegenstände zum Kochen, zur Jagd, zum Fischfang und Waffen. Diese Gegenstände werden in den folgenden Abschnitten noch im einzelnen beschrieben werden. Schilde, Speere und Bogen werden an die Wand gelehnt, Köcher mit Pfeilen, ferner kleine Gebrauchsgegenstände aller Art werden zwischen die Rippen des Daches gesteckt oder an kleinen hölzernen Haken (Aststücken), die zwischen den Dachrippen stecken, aufgehängt. Auch in selbstgefertigten Netzen werden Gegenstände an ebensolchen Haken aufgehängt.

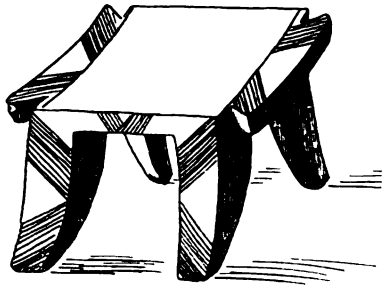


Abb. 14. Holzstuhl. $^1/_6$ nat. Gr.

Es ist noch eine Trophäe zu erwähnen, die früher in Bajadörfern häufig zu sehen war: Menschenschädel. Früher steckte der Baja die Schädel erschlagener Feinde vor seinem Haus auf eine Stange, nachdem er die Trophäe vorher seinem Häuptling gezeigt und von ihm die Erlaubnis zur Aufstellung erhalten hatte. Ich selbst habe solche Trophäen nicht mehr gesehen, doch wurde mir von verschiedenen Bajaleuten erzählt, daß sie früher Sitte gewesen seien.

3. Nahrungs- und Genußmittel.

Die Hauptnahrung des Baja ist die Kassada. Von den am weitesten südlich wohnenden Unterstämmen und Dörfern wird zwar zum Teil auch die Plante angebaut und gegessen, doch ist dies als Ausnahme zu bezeichnen. Die Plante kommt im Grasland nicht so gut vorwärts, während die verschiedenen Kassadaarten gerade im Klima des Graslandes sehr gut gedeihen.

Von der Kassadapflanze werden die Wurzelknollen und die jungen Blätter gegessen. Letztere geben ein unserem Spinat ähnliches, recht schmackhaftes Gemüse. Das wichtigste Nahrungsmittel ist aber die Knolle der Kassada. Es gibt einige Kassadaarten, deren Knolle auch roh gegessen werden kann. Dies ist aber eine Ausnahme; im Krieg haben unsere Europäer und farbigen Soldaten, wenn sie auf einem längeren

Digitized by Google

Marsch nichts anderes zu essen hatten, manchmal rohe Kassada gegessen, wenn sie an einem Kassadafeld vorbeikamen. Die meisten Kassadaarten können aber roh gar nicht gegessen werden, da sie in rohem Zustand giftig sind. Sie enthalten viel Blausäure, ihr Genuß erzeugt Schwindel und Kopfschmerzen. Der Baja nennt diese Arten „bitter". Diese Kassadawurzeln müssen deshalb wenigstens einen Tag in Wasser gelegt und dann gekocht werden. Sie ähneln dann im Geschmack und Aussehen unserer europäischen Kartoffel.

Die Baja bereiten aber ihre Kassada meistens auf eine andere, umständlichere Art zu; sie wird dadurch länger haltbar. Diese Zubereitung geschieht auf folgende Weise: Die Kassadawurzeln werden etwa acht Tage in Wasser, möglichst fließendes Wasser gelegt. Sie gehen dadurch in Gährung über und verbreiten, ebenso wie das Wasser, in dem sie gelegen haben, einen für europäische Nasen unerträglichen Gestank. Nun werden die Wurzeln von ihrer Schale befreit und sodann mit einem Stück Holz in nußgroße Stücke zerkleinert. Diese Brocken werden in der Sonne, möglichst auf einer der häufig zutage tretenden Felsplatten, getrocknet. Der widerliche scharfe Geruch sagt dem Reisenden schon von weitem, daß er sich einem derartigen Kassadatrockenplatz nähert. Nach dem Trocknen sind die Brocken schneeweiß, hart und spröde, der scharfe Geruch läßt nach dem Trocknen nach. Die auf diese Weise zubereitete und getrocknete Kassada kann monatelang in Tontöpfen oder Körben aufbewahrt werden. Ihrer Haltbarkeit wegen diente die so zubereitete Kassada im Kriege häufig als Dauerproviant für die Schutztruppe.

Vor dem Genuß werden diese Brocken entweder im Holzmörser zerstampft oder zwischen zwei Mahlsteinen zerrieben und schließlich durch feine, selbstgeflochtene Siebe gesiebt. Das so gewonnene Mehl ist schneeweiß, von feinster Beschaffenheit und ebenfalls lange haltbar. Dieses Kassadamehl, von den Eingeborenen Fufu genannt, hat noch einen schwach säuerlichen Geruch und Geschmack; es ergibt, mit Wasser vermengt, einen glasigen, gallertartigen Brei, der ungekocht gegessen werden kann, meist aber vor dem Essen gekocht wird.

Um dem Fufubrei seinen etwas faden Geschmack zu nehmen, wird er stark mit Pfeffer gewürzt und zusammen mit einer Tunke genossen, die aus verschiedenen würzigen Kräutern, ebenfalls unter starker Beimischung von Pfeffer, hergestellt wird.

Trotzdem die Kassada die tägliche Nahrung des Baja bildet, ist sein Speisezettel keineswegs einförmig, sondern kann im Gegenteil sehr abwechslungsreich gestaltet werden.

An pflanzlichen Nahrungsmitteln kennt der Baja: Süßkartoffel, Yams, Hirse, Sesam, Bohnen, Zuckerrohr, Mais, Erdnuß, verschiedene Kürbisarten und besonders deren Kerne, im Süden auch Bananen, Planten, Makabo.

Hierzu kommen als Gewürze: der wild wachsende, oft auch angepflanzte Pfeffer, der sehr scharf ist, und Salz.

Neben dem aus Europa eingeführten gewöhnlichen Salz, auch in Würfelform als Steinsalz, ist das von den Haussa aus dem Norden eingeführte Salz, das aus Salzquellen und Salztümpeln Nordkameruns stammt, vom Baja sehr begehrt. Es wird dort in großen Tafeln am Rande der Salzseen oder Salzquellen gewonnen, in dieser Form eingeführt und teuer bezahlt. Dieses „Haussasalz" ist magnesiahaltig und hat, in größeren Mengen genossen, abführende Wirkung.

Schließlich versteht sich der Baja auch selbst auf die Salzgewinnung. Bestimmte, überall im Grasland vorkommende Pflanzen (ihre botanischen Namen kann ich leider nicht angeben) werden getrocknet

Digitized by Google

und verbrannt. Die hierdurch gewonnene Asche wird mit Wasser ausgelaugt und die Lauge über Feuer eingedampft, bis ein bräunliches Salz übrigbleibt, das einen bitteren Beigeschmack hat. Es ist ein Kalisalz und hat ebenfalls abführende Wirkung. Die Gewinnung dieses Salzes ist sehr mühsam. Wir haben im Krieg, wenn auf gar keine andere Weise Salz für unsere Soldaten zu bekommen war, dieses Pflanzensalz selbst herstellen lassen, aber die geringe Ausbeute, auch bei großen Mengen verbrannter Pflanzen, entsprach kaum der aufgewendeten Arbeit.

An dieser Stelle sei auch der Honig erwähnt, den der Baja in den die Bäche begleitenden Galeriewäldern von wilden Bienen gewinnt.

Auch die Fleischnahrung des Baja ist sehr abwechslungsreich: Hühner, Enten, Schafe, Ziegen, Antilopen, Wildschweine, Büffel, Elefanten, verschiedene Rattenarten, Perlhuhn, Papagei, Tauben, Affen, Schimpansen, Gorilla, Leopard, Flußpferd, Krokodil, Stachelschwein, Schlangen, Fische, Flußkrebse, Krabben, Schildkröten; ferner Hunde und (von den Haussa eingeführtes) Rindvieh.

Das Fleisch von Haustieren wird sofort nach dem Schlachten gekocht und gegessen; hierbei wird auch das aufgefangene Blut gekocht und getrunken. Das Fleisch von Wild und von Fischen wird fast stets geräuchert. Es wird dadurch monatelang haltbar.

Für Frauen und für einzelne Familien gibt es Verbot des Genusses bestimmter Fleischarten. Näheres darüber siehe Abschnitt 11.

Der Baja ist noch Kannibale. Diese scheußliche Sitte war zwar früher mehr verbreitet als heute, aber auch heute kommen noch Fälle von Menschenfresserei vor. Früher wurden gegessen: die Leichen getöteter Feinde, von Verunglückten und Ertrunkenen und von Leuten, welche die Giftprobe nicht bestanden hatten. Es mag wohl sein, daß ein schlauer Medizinmann aus diesem Grunde bei der Giftprobe die Dosis des Giftes nicht allzu schwach genommen hat. Heute wird Menschenfleisch aus besonderen rituellen Anlässen gegessen; z. B. werden beim Tode eines Häuptlings oder angesehenen Großmannes bei der Trauerfeier einige Sklaven des Verstorbenen geschlachtet.

Den Weibern ist der Genuß von Menschenfleisch verboten.

Die Koch- und Eßgeräte sind einfach. Zum Stampfen von getrockneter Kassada, Mais usw. dient der aus einem Stück geschnitzte hölzerne Mörser mit einem hölzernen Stampfer. Beide Geräte treffen wir auch bei vielen anderen Kameruner Stämmen. Zum Zerreiben von Erdnüssen, Sesam, Hirse u. a. haben die Bajaweiber einen breiten, schweren Mahlstein als Unterlage und einen kleinen, etwa zwei Fäuste großen Stein als Reiber. Der große Mahlstein ist die „Mutter", der kleine Stein das „Kind". Gekocht wurde früher ausschließlich in selbsthergestellten Tontöpfen; der europäische Handel hat Kochtöpfe aus Eisen eingeführt, die jetzt zum Teil in Gebrauch sind.

Zum Sieben des Kassadamehls dient ein aus feinstem Bast hergestelltes Sieb. Das Sieb ist so fein, daß das gesiebte Kassadamehl dem feinsten Weizenmehl bei uns gleichkommt.

Fertige Speisen werden auf hölzernen Tellern in Kalebassen, flachen Kürbisschalen, zum Teil in strohgeflochtenen Tellern oder Körbchen aufbewahrt. Trockene Speisen werden auch in Netzen aufgehängt, die aus selbstgedrehten Schnüren kunstreich geflochten sind.

Der Löffel ist ein der Länge nach halbierter Flaschenkürbis; mit diesem Löffel werden aber die Speisen nur umgerührt, gegessen wird mit der Hand, ohne Benutzung eines Löffels. Der Anblick einer Gruppe Baja, die um einen gemeinsamen Topf hocken und gemeinsam mit der Hand daraus essen, ist keineswegs unästhetisch oder ekelerregend. Mit

Digitized by Google

sauberen Fingern greift der Baja in den ziemlich festen Fufubrei, formt mit den Fingerspitzen daraus eine Kugel, taucht sie in die mit Pfeffer scharf gewürzte Tunke oder sonstige Zutat, z. B. Spinat aus Kassadablättern, und führt die Kugel dann zum Mund. Die ganze Bewegung der schlanken Hand mit den beinahe zierlichen Fingern ist sehr sauber, der Baja beschmutzt sich beim Essen weder Mund noch Kleidung.

Das Wasser zum Kochen wird in den schon beschriebenen großen Tontöpfen geholt und aufbewahrt.

Das Kochen ist ausschließlich Sache der Weiber. Der Mann, der viele Weiber hat, hat naturgemäß auch die größte Auswahl im Essen.

Das Feuer wurde früher durch Quirlen erzeugt. Ältere Bajaleute kennen dieses Verfahren noch. Heute wird das Feuer, soweit nicht durch den europäischen Handel Streichhölzer eingeführt werden, durch Feuerstein und Zunder erzeugt. Der Stahl dazu, ein flaches Eisenstück, wird aus erzhaltigem Gestein, der Zunder aus den Ansatzstellen der Blattrippen einiger an Flüssen und Bächen vorkommender Palmenarten gewonnen Der Feuerstein findet sich in vielen Bächen und Flüssen und ist in den Gegenden, in denen er nicht vorkommt, begehrtes Handelsobjekt. Meist trägt der Baja sein Feuerzeug. Stahl, Feuerstein und Zunder, in einem selbstgefertigten, zweiteiligen Lederbeutelchen bei sich. Dieses Feuerzeug ist aber keine Erfindung der Baja, es wurde ihnen von den Haussa aus dem Norden gebracht.

Innerhalb der Dörfer ist die Erzeugung von Feuer selten notwendig. In jedem bewohnten Haus liegt auf der Feuerstelle dauernd glimmendes Holz, von dem der Nachbar stets Feuer entnehmen kann.

Seine Genußmittel gewinnt der Baja ausschließlich aus seinem eigenen Land. Die Einfuhr alkoholischer Getränke war, wenigstens unter deutscher Herrschaft, verboten; europäischer bzw. von Europäern eingeführter Tabak wurde in den am weitesten südlich liegenden und dadurch mit dem europäischen Handel in Berührung kommenden Dörfern gehandelt. Der Baja kennt an Genußmitteln Tabak, Kola, Bier und Palmwein.

Der Tabak wird in jedem Dorf, von jedem Bajamann angepflanzt; er gedeiht im Bajaland vorzüglich. Höhe der Pflanzen und Größe der Blätter ließen in allen Tabaksfarmen, die ich gesehen habe, nichts zu wünschen übrig. Zieht man in Betracht, daß die Baja nur eine minderwertige Qualität anbauen und der Pflanze keinerlei besondere Pflege, in erster Linie Düngung und Bodenbearbeitung, angedeihen lassen, so läßt dies die Annahme zu, daß der Tabakbau im Bajaland ebenso wie in anderen Teilen Kameruns eine Zukunft hat.

Der Baja pflückt die ausgewachsenen Tabakblätter, solange sie noch grün sind. Die Blätter werden oberflächlich getrocknet, dann zwischen zwei Steinen zerrieben, die noch etwas feuchte Masse wird dann in einen Holzmörser fest hineingestampft und hier getrocknet. Der so entstandene Tabakklotz läßt sich lange aufbewahren. Nach Bedarf werden davon kleine Stücke abgebrochen und in die Pfeife gestopft.

Der Tabak macht bei dieser Aufbereitung zweifellos eine Art Fermentation durch; er ist aber in diesem Zustand für den Europäer, auch für den starken Raucher, kaum rauchbar, da er sehr stark ist und einen beizenden Geschmack auf der Zunge verursacht. Als uns im Weltkrieg draußen unsere Tabakvorräte ausgegangen waren, haben verschiedene von uns solchen Bajatabak aus der Pfeife zu rauchen versucht; wir mußten den Versuch aber bald wieder aufgeben, da dieses Genußmittel selbst für einen sehr abgehärteten Europäer kein Genuß ist.

Digitized by Google

Die Tabakspfeifen aus Ton sind besonders hübsch; sie werden im Abschnitt 7 näher beschrieben; vereinzelt sah man auch Pfeifen, die aus einem Stück Holz geschnitzt waren (Abb. 15 und 16). Manchmal

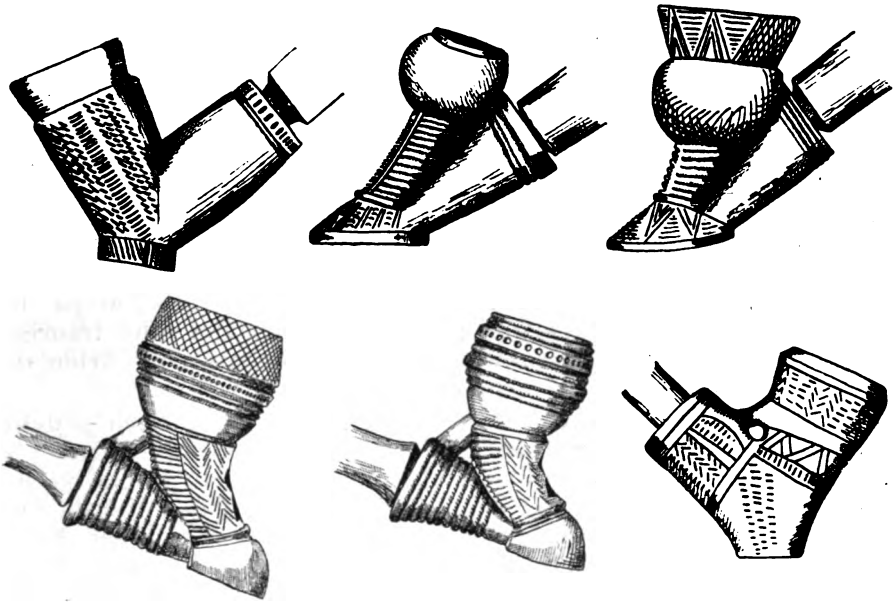


Abb. 15. Pfeifenköpfe aus Ton. ½ nat. Gr. 1 aus Sutura, 2, 3 aus Betare-Weja, 4, 5 aus Binge, 6 aus Sqmbo bei Baturi.

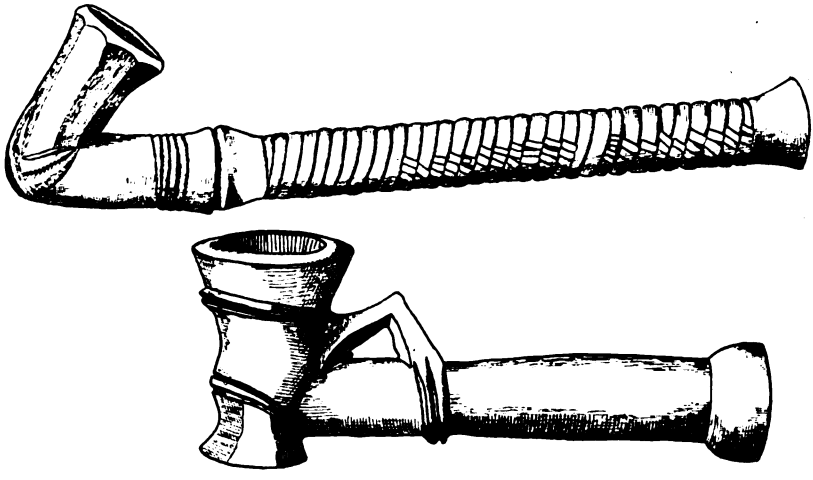


Abb. 16. Zwei Tabakspfeifen. ½ nat. Gr. Obere Stufe: Holzrohr und Tonkopf; Rohr mit Rotang, dieser wieder zum Schmuck mit Messingstreifchen umflochten. Untere Pfeife aus einem Stück Holz. (Originale im Linder-Museum, Stuttgart.)

macht sich der Baja seine Tabakspfeife in primitiver Weise aus einem Maiskolben, der ausgehöhlt und mit einem Rohr aus Holz oder starkem Gras versehen wird.

Der Baja schnupft auch Tabak. Hierzu werden einige noch halbgrüne Tabakblätter zerrieben und mit Wasser gemischt. Dieser Brei wird in einen kleinen Flaschenkürbis, der oben ein Loch hat und dessen Spitze

Digitized by Google

schräg abgeschnitten ist, gestopft (Abb. 17). Nach einigen Tagen, wenn die Masse gärt, wird mit dem durch das obere Loch gesteckten Daumen der Saft aus der Tabakmasse gepreßt und durch die schräg abgeschnittene Ausflußöffnung in die Nase geträufelt. Ich habe diesen Genuß selbst nicht ausprobiert, kann also über seine Wirkung keine Angaben machen.

Männer und Weiber schnupfen und rauchen; bei Kindern konnte ich dies nicht feststellen.

Die Kolanuß wächst im Bajagebiet wild, jedoch nur in geringer Menge in den Galeriewäldern. Sie wird außerdem von den Haussa als Handelsartikel eingeführt. Die Kolanuß wird roh oder geröstet gekaut. Die geröstete Kolanuß färbt Lippen und Zähne rotgelb, was als besonders schön gilt

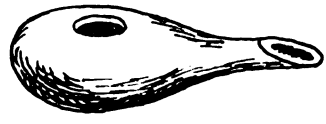


Abb. 17. „son", kleine Kalebasse zum Tabakschnupfen, aus Giwa. 1/3 nat. Gr.

Das Bier darf wie in Europa bei keiner Festlichkeit, freudiger oder trauriger Natur, fehlen. Ich konnte zwei Arten der Zubereitung des Maisbiers in Erfahrung bringen:

a) Der Mais wird einen Tag in einem Korb in den Bach gestellt; dann läßt man den Korb mit dem nassen und aufgequollenen Inhalt vier Tage lang außerhalb des Wassers stehen und ankeimen. Ohne vorher getrocknet zu werden, wird der nunmehr angekeimte Mais zwischen zwei Steinen zerrieben, eine Stunde mit Wasser gekocht, und dieser Absud durch einen engmaschigen Korb gegossen. Der durchgegossene Absud bleibt noch zwei Tage stehen und gibt dann ein sehr starkes Bier.

b) In einem Topf wird Mais mit Wasser zwei Tage lang angesetzt; dann wird der Mais zwischen zwei Steinen zerrieben. Der zerriebene Mais wird geröstet (Malz?) und zwei weitere Tage stehen gelassen. Dieses Malz wird in einem Sieb mit Wasser übergossen, der Abguß ist trinkfertig. Auch dieses Bier ist sehr stark.

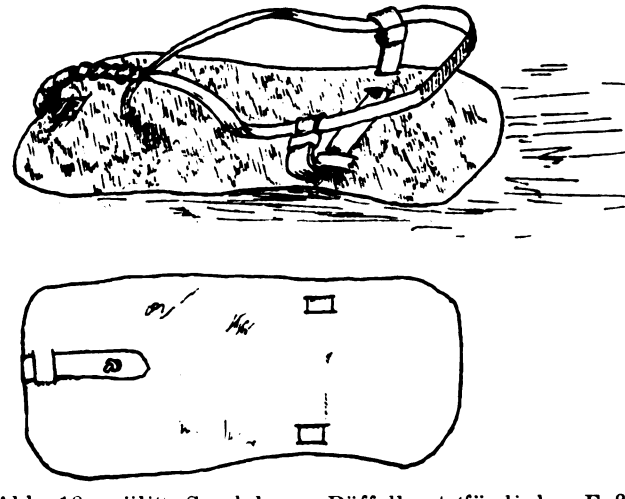


Abb. 18. „jili", Sandale aus Büffelhaut (für linken Fuß), Ober- und Unterseite. 1/5 nat. Gr.

Das Hirsebier wird in ähnlicher Weise zubereitet.

Bananenbier wird hergestellt, indem die reifen, in Stücke geschnittenen Bananen in einem Topf mit Wasser angesetzt werden. Der Topf mit Inhalt bleibt dann einen Tag in der Sonne stehen. Die Flüssigkeit geht rasch in Gärung über und gibt ein in der ersten Zeit süß, nach einigen Tagen sauer schmeckendes, berauschendes Getränk.

Das Bananenbier wird nicht sehr häufig hergestellt, da der Baja wenig Bananen anbaut; es ist möglich, daß er die Herstellung dieses Getränks von südlichen Nachbarn erst übernommen hat.

Digitized by Google

Wo Palmen vorhanden sind, werden sie zur Gewinnung von Palmwein angezapft, und zwar hoch oben an der Krone. Der herausquellende Saft ist zunächst süß, wird aber mit zunehmender Gärung rasch sauer.

In mondhellen Nächten, bei Festlichkeiten, insbesondere auch bei Trauerfeiern, trinkt das Dorf die ganze Nacht hindurch bei Musik, Tanz und Gesang eine Unmenge selbstgebrauten Biers, bis zu sinnloser Trunkenheit. Am andern Morgen liegt dann das Dorf wie tot da. Daß es bei solchen Zechereien häufig nicht ohne eine kräftige Prügelei abgeht, läßt sich denken.

Es gibt übrigens in jedem Dorf ein paaar Gewohnheitssäufer, die mit Sicherheit und Spürsinn herausfinden, wo es frisches Bier gibt, und die allmählich Hab und Gut vertrinken.

4. Kleidung, Schmuck, Tatauierung.

Die ursprüngliche Kleidung der Bajamänner ist ein Stück Rindentuch, das zwischen den Beinen durchgezogen und mit einem um die Hüfte gebundenen, selbstgedrehten Bindfaden vorn und hinten festgebunden wird. Es ist also eine Art Badehose.

Das Rindentuch wird aus der ihrer äußeren Borke entkleideten Rinde verschiedener Baumarten gewonnen. Die Rinde wird, in grünem Zustande, bald nach dem Abschälen vom Baum, mit einem gerippten Klopfholz so lange geklopft und bearbeitet, bis aus der faserigen Rinde ein verhältnismäßig weicher, filziger Stoff geworden ist, der sich dem Körper in der gewünschten Form anschmiegt. Das Rindentuch wird entweder naturfarben, hellgelb bis hellgrau, getragen, oder es wird mit zerriebenem und angefeuchtetem Rotholz rot gefärbt.

Eine Kopfbekleidung trug der gewöhnliche Bajamann früher nicht; nur die Trommler des Häuptlings trugen und tragen noch heute eine Perücke aus langhaarigem, schwarzem Affenfell.

Schon früher trug man einfache, selbstgefertigte Sandalen aus Ochsen- oder Büffelleder (Abb. 18). Der Baja braucht im Gegensatz zu den auf weichem Boden schreitenden Urwaldnegern einen Schutz seiner Fußsohle, da der Boden im Grasland oft hart und steinig ist.

Die ursprüngliche Kleidung der Weiber war noch einfacher als die der Männer; es wurden einige Grasbüschel zwischen die Beine gesteckt und um die Hüften festgebunden. Manchmal, besonders bei Festlichkeiten und bei Häuptlingsweibern, diente als Gürtel eine Schlangenhaut.

Diese ursprüngliche Bajakleidung wird heute von Männern und Weibern nur noch bei besonderen Veranlassungen, Festlichkeiten, Tänzen, Begräbnissen, getragen. Sonst habe ich außer bei ganz alten Männern und Weibern, die ihre Gehöfte kaum noch verließen, niemand mehr in der ursprünglichen Bajakleidung gesehen. Der Baja trägt heute Haussa-Kleidung. Hierin zeigt sich schon äußerlich der große Einfluß, den die Haussa auf die Baja ausüben.

Die Haussakleidung der Männer ist entweder ein bis zu den Knien reichendes, an der Seite geschlitztes Gewand mit halblangen Ärmeln oder eine kurze Jacke mit kurzen Armeln. Darunter wird eine Art Badehose oder eine lange Haussahose getragen.

Beide Kleidungsstücke werden so lange getragen, bis sie dem Besitzer buchstäblich vom Leibe fallen. Da sie fast nie gewaschen werden, starren sie vor Schmutz, so daß es geradezu ein Wunder ist, daß Ungeziefer und Hautkrankheiten verhältnismäßig selten sind.

Die Häuptlinge und sonstige reiche Bajamänner, die etwas auf sich halten, tragen die reich gestickten, faltigen Haussatogen, dazu die ungeheuer weiten, ebenfalls bestickten Haussahosen (Abb. 19 20).

Digitized by Google

Alle diese Kleidungsstücke stellt der Baja nicht selbst her, er versteht sich nicht aufs Nähen. Er kauft sie gegen Verpflegung und Erzeugnisse seiner eigenen Kunst von den durchreisenden Haussa.

Zu dieser Kleidung tritt noch das aus bunter Wolle gedrehte Haussa-Wehrgehänge mit dem breiten Haussaschwert in Lederscheide, eine an ähnlichem Gehänge befestigte lederne Tasche, Sandalen oder verzierte Pantoffel aus buntem Leder. Berittene tragen wohl auch lederne Reitstiefel oder Strümpfe, die ebenfalls mit buntem Leder bestickt sind.

Als Kopfbedeckung dient entweder der Fez in allen Farben oder eine von den Haussa genähte Mütze. Angesehene Baja tragen dazu noch

Abb. 19. Häuptling von Betare mit Familie. Phot. Dr. Roesener.

den Turban aus schwarzem oder weißem oder mit Indigo blau gefärbtem Stoff.

Auf und in der Bekleidung und Kopfbedeckung sind zahlreiche Haussaamulette festgenäht; ebensolche werden an Hals und Armen getragen. Dies sind kleine zugenähte Taschen und Täschchen aus rotem Leder, welche Koransprüche enthalten und von einem Haussamalam geweiht sind; sie sollen gegen Krankheiten, gegen Unfälle und gegen Feinde schützen. Um ganz sicher zu gehen, trägt der Baja daneben auch noch seine Bajaamulette; näheres über diese siehe Abschnitt 11.

Die Weiber tragen ein nach Haussaart über den Brüsten umgebundenes Tuch, das bis an die Knöchel reicht. Sandalen sind bei den Weibern selten. Unter der Kleidung tragen die Weiber gerne um die Hüften dicke Schnüre aus bunten, vor allem blauen Glasperlen. Auch lederumnähte Kordeln tragen sie in dieser Weise unmittelbar um den Leib.

Europäische Kleidung, kaki und weiß, wie sie von den „zivilisierten" küstennahen Stämmen gerne getragen werden, lehnt der Baja ab, auch wenn er sich solche in den Faktoreien kaufen könnte. Dies ist nicht zu bedauern, denn dem Neger steht Haussakleidung besser als Europäerkleidung.

Digitized by Google

Kleine Kinder bis zum Alter von etwa drei Jahren gehen nackt. Von da an beginnen die Knaben Haussakleidung, die Mädchen ein Tuch um die Hüften zu tragen. Baja- und Haussaamulette werden schon den Säuglingen umgebunden.

Die Haartracht ist noch wenig von den Haussa beeinflußt, mit Ausnahme vielleicht der Kinnbärte der Männer. Jeder erwachsene Baja

Abb. 20. Männer aus Baturi.

muß einen Kinnbart tragen, der gerne wagerecht nach vorne gestrichen wird. Die Oberlippe ist rasiert. Dies ist auch die Barttracht der Haussa; inwieweit die Baja sie von jenen übernommen haben, entzieht sich meiner Kenntnis.

Das Haupthaar der Baja wird kurz gehalten, meistens rasiert. Auf dem Wirbel bleibt jedoch ein Büschel Haare stehen, das in eine Art Zöpfchen geflochten wird. Häufig werden auf diesem Zöpfchen kleine durchlochte Holz- oder Bambusstäbchen aufgereiht, als „Medizin", auch sonstige Medizinen (Zaubermittel) werden daran angebunden. Dieses Haarbüschel ist zweifellos eine Eigenart der Baja, ich habe es bei keinem

Digitized by Google

anderen Stamm gefunden. Wo dieses Haarbüschel mit seinen „Medizinen" fehlte, glaube ich es dem Einfluß der Haussa zuschreiben zu dürfen.

Das Rasieren geschieht mit einem kleinen selbstgeschmiedeten Messer. Seife ist dazu nicht nötig, Anfeuchten der Haare mit Wasser genügt bei der dünnen Struktur des Haares. Die Haussa bringen bei den Baja selbstgeschmiedete Messer in den Handel, welche in der Form den europäischen Rasiermessern ähneln.

Im Krieg trug der Baja die roten Schwanzfedern des Graupapageis sowie die schwarzen Federn des Vogels „koga" als Kriegsschmuck in der Haarlocke auf seinem Scheitel.

Die Haartracht der Weiber gehört zum eigenartigsten, was ich gesehen habe (Abb. 21, 22). Es ist ein hoher, bienenkorbartiger Aufbau auf dem Kopf, den man zunächst für eine absonderliche Kopfbedeckung hält. Bei näherem Zusehen bemerkt man, daß dieser Aufbau ausschließlich aus Haaren besteht; er ist sehr kunstreich und sorgfältig

Abb. 21. Weiber aus Bertua.

hergestellt und ist — da das eigene Haar zu diesem wulstigen Aufbau nicht ausreicht — ausgepolstert mit fremdem Haar, in erster Linie Haar des Mannes, der Kinder und sonstiger näherer Verwandter, auch Verstorbener. Das fremde Haar wird in einzelne Ringe geflochten, die als Haareinlagen innen aufgeschichtet werden, während die äußere Schicht des Aufbaus durch das eigene Haar der Trägerin gebildet wird. Der Haaraufbau wird dann noch verziert, indem Perlen, Knöpfe, Messing- und Eisennägel daran befestigt werden, oft werden eiserne Haarpfeile durchgesteckt. Das außerhalb der kreisrunden Basis des Aufbaus wachsende Haupthaar wird sorgfältig wegrasiert.

Die Herstellung dieser Frisur, das Herstellen der einzelnen ringförmigen Einlagen, das Aufschichten derselben und das Herumflechten der eigenen Haare ist eine mühsame Arbeit. Die Weiber müssen sich deshalb gegenseitig dabei helfen. Dafür muß eine solche Frisur auch wochen- und monatelang vorhalten; damit sie beim Schlafen nicht vorzeitig zerdrückt wird, unterstützen die Weiber beim Schlafen nur den Nacken.

Zum Schutz gegen Staub und Schmutz wird die Frisur gewöhnlich mit einem ölgetränkten Stück Tuch umwickelt. Das Öl soll gleichzeitig ein Schutz gegen Ungeziefer sein.

Digitized by Google

Die Höhe des Haaraufbaues richtet sich nach der Länge des eigenen Haupthaares; er ist dementsprechend bei jüngeren Weibern niedriger als bei älteren. Junge Mädchen, die noch keine langen Haupthaare haben, tragen ihr Haar in mehrere Büschel gebunden.

Den Kindern beiderlei Geschlechts wird der Kopf glatt rasiert, wobei meist über der Stirne ein oder zwei kleine Haarbüschel stehen bleiben.

Bei den südlichsten Baja habe ich Jünglinge gesehen, die sich Figuren in das Haupthaar rasierten. Da ich dies bei den nördlicher wohnenden

Abb. 22. Mädchen aus Baturi. Phot. Dr. Roesener.

Baja nicht gefunden habe, halte ich es für eine Nachahmung der Jaunde, welche als Händler und Arbeiter europäischer Kaufleute mit den südlichen Baja in Berührung kamen.

Der Baja kennt wenig Schmuck.

Die Männer tragen am Handgelenk ein selbstgeschmiedetes Armband aus Eisen, am Oberarm ein mit einem Bindfaden oder einem Streifen Antilopenhaut festgebundenes Amulett (z. B. Schwanzstück von einem Alligator, Ende eines Antilopenhorns). Um den Hals trägt der Mann ein einfaches Halsband mit Hundezähnen oder ähnliches. Um den Knöchel werden eiserne Reifen getragen, vereinzelt traf ich auch Finger- und Zehenringe.

Der meiste Schmuck der Männer dient nicht zum Zwecke des Schmückens allein, sondern er ist gleichzeitig eine „Medizin", denn jeder Baja trägt ständig seine Medizin bei sich.

Digitized by Google

Auch die Bajaweiber tragen eiserne Armbänder; sie dürfen diese vor allem während der Schwangerschaft nicht ablegen. Ich nehme deshalb an, daß auch diese Armbänder die Bedeutung einer „Medizin" haben. Oft tragen die Weiber um Unterarm und Unterschenkel Eisen- oder Messingspiralen. Finger- und Zehenringe werden auch von Weibern getragen.

Um den Hals tragen die Weiber entweder eine einfache Schnur oder einen Streifen Antilopenhaut mit einer „Medizin" oder einige Perlketten. Die um die Hüften getragenen Perlketten der Weiber, bestehend aus großen blauen oder bunten Glasperlen, habe ich schon vorhin erwähnt. Sie sind wohl von den Haussa eingeführt und gehören nicht zum ursprünglichen Schmuck der Baja.

Haar und Haut werden wie bei den übrigen Negerstämmen eingeölt.

Eine weit größere Rolle als der eben beschriebene einfache Schmuck spielt bei den Baja die Körperbemalung, und vor allem das Tatauieren und andere körperliche Verunstaltungen.

Zur Bemalung des Körpers verwendet der Baja den Saft der Pflanze „naai". Dieser Saft färbt die Haut schwarz, die Farbe ist durch Wasser nicht abwaschbar und bleibt mehrere Tage erhalten, ähnlich wie bei uns der Saft der Walnuß. Mit diesem Saft ziehen sich die jungen Baja, vor allem die eben erwachsenen Bajamädchen, 1 bis 2 cm breite Linien an Gesicht und Körper. Im Gesicht verbindet eine gerade oder geschweifte Linie quer über die Stirn die beiden Schläfen, eine Linie über die Wange verbindet äußeren Augenwinkel mit Ohr oder Mundwinkel mit Ohr. Letztere Linie ist manchmal gezähnt. Ferner wird eine Linie vom Oberarm zum Handgelenk und von der Hüfte zum Knöchel gezogen. Die tiefschwarze Farbe dieser Linien hebt sich sehr gut von der dunkelbraunen Haut ab. Diese Bemalung hat wohl ausschließlich den Zweck des Schmuckes.

Auch im Falle der Trauer verwendet der Baja Körperbemalung. Die Trauerfarbe ist weiß, zur Bemalung dient weiße Tonerde. Der Mann einer verstorbenen Frau, der Sohn einer verstorbenen Mutter bemalt sich Stirn und Wangen mit weißen Strichen: das Zeichen der Trauer um eine Frau. Die Frauen bemalen sich den ganzen Körper weiß als Zeichen der Trauer um den eigenen Mann, um einen Bruder oder um ein Kind.

Weiße Bemalung des Körpers finden wir auch bei Knaben und Jünglingen für die Dauer ihrer Teilnahme am Labikult.

Schließlich ist noch eine Art Schminke zu erwähnen, die wahrscheinlich von den Haussa eingeführt ist. Das Schminken besteht darin, daß mit Graphit die inneren Ränder der oberen und unteren Augenlider blauschwarz gefärbt werden. Die Haussa führen zu diesem Zweck besondere, hübsch gearbeitete kleine Behälter aus rotem Leder ein, welche viele Bajamänner dauernd bei sich tragen.

Bei der Tatauierung lassen sich drei Arten von Narben unterscheiden: Die Stammesnarbe an der Stirn, Ziernarben an Gesicht, Brust, Oberarm, Nacken, die Labinarbe am Nabel. Die ersteren beiden sind beiden Geschlechtern gemeinsam, die letztere haben nur die Männer.

Die Stammesnarbe zieht sich von der Nasenspitze über die Nasenwurzel senkrecht über die Mitte der Stirne, oft ist sie bis zum Kopfwirbel verlängert. Sie ist das eigentliche Bajamerkmal[1]), kommt aber in jüngster Zeit ab und zu in Wegfall, wohl wie so vieles andere unter dem Einfluß der Haussa.

---

[1]) Einige andere Kameruner Stämme, z. B. die Kaka, Bamum, zum Teil auch die Wute, haben eine ähnliche Stirnnarbe.

Digitized by Google

Die Stammesnarbe wird Kindern beiderlei Geschlechts in frühester Jugend, im Alter von 3—5 Jahren, eingeschnitten. Heiratet ein Bajamann ein Mädchen eines anderen Stammes, so wird ihr die Bajanarbe noch nachträglich auf der Stirne eingeschnitten.

Der Schnitt wird als tiefer Hautschnitt ausgeführt. Als Werkzeug dient das gewöhnliche kleine Messer, das alle Bajaschmiede herstellen und das zu allen Zwecken, auch zum Rasieren dient. Ein besonderes Messer kennt der Baja hierbei ebensowenig wie eine besondere Zeremonie. Um die Narbe recht erhaben zu machen, wird in die Wunde, wenn sie nicht mehr blutet, eine Mischung von Palm- oder Sesamöl mit der Asche von entkörnten Maiskolben fest eingerieben. Ist die Narbe auf das erstemal nicht genügend erhaben, so wird die Prozedur wiederholt.

Ziernarben werden im Gesicht, im Nacken, an den Armen und sonst am Körper angebracht. Bei diesen Narben wird die Zeichnung dadurch hervorgerufen, daß lauter kleine Schnitte aneinandergereiht werden. Die Zeichnung besteht fast immer aus geraden Linien, die Zickzacklinien, Dreiecke oder Vierecke bilden; sie erinnert deshalb an die Ornamentik der Bajazeichnungen (siehe Abschnitt 7). Auch diese Tatauierung wird mit einem gewöhnlichen kleinen Bajamesser ausgeführt, ich habe sogar einmal zugesehen, wie ein Bajamann seinem Weib diese Zierschnitte mit einem alten aus einer europäischen Faktorei stammenden Taschenmesser beigebracht hat. Auch hier wird eine Mischung aus Palmöl und Asche von Maiskolben eingerieben. Die Zeichnung erscheint deshalb schwarz oder schwarzblau auf der Haut; ist die Narbe erhaben, so gilt sie als besonders schön.

Die eben beschriebenen Ziernarben werden lediglich als Schmuck angebracht; einen besonderen Sinn und Zweck der Zeichnungen, den wir zum Teil bei anderen Stämmen finden, habe ich nicht feststellen können. Oft lassen sich noch Erwachsene an einer bisher frei gebliebenen Stelle des Körpers eine solche Verzierung anbringen. Da die Anbringung dieser Tatauierung sehr schmerzhaft ist, muß der Schmuck schon sehr gesucht sein. Ich habe aber nie gesehen, daß ein Mann oder eine Frau dabei Zeichen des Schmerzes laut geäußert hätten.

Das Tatauieren, auch der Weiber, wird ausschließlich von Männern ausgeübt. Es gibt in jedem Dorf eine Anzahl des Tatauierens kundiger Männer. Als Bezahlung erhalten sie ein Huhn oder einen entsprechenden Wert.

Die Labitatauierung besteht aus ein bis drei bis 5 cm langen Schnitten dicht am Nabel. Sie werden jedem jungen Mann, der die mehrere Monate dauernden Labifestlichkeiten mitmacht, beigebracht, und zwar angeblich nicht mit einem Messer, sondern mit einem Speer.

Außer der Tatauierung werden auch sonst an verschiedenen Körperteilen Verunstaltungen vorgenommen, die meist den Zweck der Verschönerung, selten der Bestrafung haben.

Um den letzteren Fall vorweg zu nehmen: als Bestrafung kommen angeblich vor Abschneiden der Lippen oder Ohren, ferner Kastration (Abschneiden des Skrotums oder Abschneiden des Penis). Die beiden letzteren Strafarten werden vollzogen bei den als besonders schlimm geltenden Vergehen. Näheres über solche Strafen siehe Abschnitt 8. Daß solche Strafen verhängt werden oder wurden, ist mir von verschiedenen Seiten glaubwürdig versichert worden. Es ist mir aber nicht gelungen, irgendeinen derartig Verstümmelten zu Gesicht zu bekommen. Es mag sein, daß die Häuptlinge aus Furcht vor Strafe diese Leute vor mir verborgen haben.

Die körperlichen Verunstaltungen zum Zweck der Verschönerung werden an Ohren, Nase, Lippen, Zähnen angebracht.

Digitized by Google

An den Ohren werden die Läppchen, schon in früher Jugend, mit einem zugespitzten Hartholzstück durchbohrt; als die hierbei ihrer Härte wegen allgemein übliche Holzart wurde mir Rotholz genannt, das in den Galeriewäldern vorkommt. Einige Tage wird das Rotholzstückchen im Ohr gelassen, bis die Wunde verheilt. Dann wird das Holzstückchen durch ein dickeres ersetzt, und so weiter. Die Löcher in den Ohren werden bis zur Größe eines Pfennigstückes ausgeweitet. Solche Ohrlöcher sind bei beiden Geschlechtern üblich. Als Schmuck werden darin Holzpflöckchen, kleine Scheiben von Ebenholz oder Elfenbein, von den Weibern auch metallene Ohrgehänge, und von den Männern „Medizinen" angebracht. Oft wird in dem durchlochten Ohr überhaupt nichts getragen.

Ebenso werden von den Weibern regelmäßig kleine Löcher im Nasenflügel angebracht, rechts oder links; auch bei Männern habe ich sie in einzelnen Fällen gesehen. Ich halte es für möglich, daß dieses Loch im Nasenflügel von den Haussa übernommen ist, denn bei den Haussaweibern ist diese Verunstaltung allgemein verbreitet. In dem Loch im Nasenflügel wird ein weißes oder buntes Pflöckchen aus Holz oder Bein, eine Glasperle oder ein Messing- oder Eisennagel als Schmuck getragen.

Die Teilnehmer am Labikult tragen manchmal in der durchbohrten Nasenscheidewand ein etwa 20 cm langes Stück trockenen Grases, angeblich „um Nichtteilnehmer abzuschrecken". Im übrigen trifft man Durchbohrung der Nasenscheidewand bei den Baja häufig, aber nicht allgemein.

Zwischen Nase und Oberlippe habe ich ab und zu Löcher zur Aufnahme von Pflöckchen gefunden. Doch scheint diese Verunstaltung bei den Baja weniger häufig zu sein als bei den benachbarten Kaka.

Allgemein üblich ist als Verzierung das Abmeißeln der inneren Kanten der beiden mittleren oberen Schneidezähne, so daß eine dreieckige Lücke zwischen beiden Zähnen entsteht. Es gibt in jedem Dorf mehrere Männer, die diese Operation mit einem kleinen selbstgeschmiedeten Messer ausführen. Die Zähne werden im Jünglingsalter abgemeißelt; alle Erwachsenen, Männer und Weiber, besitzen diese künstliche Zahnlücke.

Ein tieferer Grund dieser Sitte, die ich auch bei anderen Kameruner Stämmen, z. B. Jaunde, Bulu, beobachtet habe, ist mir nicht bekannt. Alle Bajaleute, die ich befragte, gaben mir übereinstimmend an: „Wir lassen uns die Zähne abmeißeln, damit wir nicht von den anderen Leuten ausgelacht werden, denn alle Leute machen es so."

Schließlich wäre hier bei den körperlichen Verunstaltungen noch die Beschneidung zu erwähnen, die bei den Baja wie bei allen mir bekannten zentralafrikanischen Stämmen üblich ist. Sie wird bei den Baja als circumcisio ausgeführt.

Die Beschneidung wird an Knaben im Alter von vier bis zehn Jahren vorgenommen. Mit dem Labikult hat sie nichts zu tun, selbst wenn man diesen als einen Mannbarkeitskult ansieht. Ich habe unter den an einem und demselben Labi teilnehmenden Jungen Beschnittene und Unbeschnittene gesehen.

Die Operation wird immer an mehreren Jungen, etwa zehn, gemeinsam vorgenommen. Der die Beschneidung vornehmende, ein „Medizinmann" des Dorfes, unterbindet zuerst die Vorhaut und schneidet sie dann mit dem zu allen Hautverstümmelungen gebräuchlichen kleinen Messer ab. Die Vorhaut wird sodann vergraben, und jeder der Knaben wird über ein schwelendes Feuer, in dem sein eigenes Hüfttuch verbrennt, gesetzt; dort bleibt er sitzen, bis die Wunde nicht mehr blutet. Darauf wird die Wunde mit den Blättern des Ngombiastrauches verbunden. Bis zur völligen Heilung, die zwei bis drei Wochen in Anspruch nimmt, muß sich der Junge im Hause seiner Mutter aufhalten und darf dieses nicht verlassen.

Digitized by Google

5. Waffen.

Der Baja verfertigt seine Waffen selbst. Die Angriffswaffen, die auch zur Jagd verwendet werden, sind: Speer, Pfeil und Bogen, Wurfmesser, kleine, dolchartige Messer. Der Verteidigung dient der Schild.

In den meisten Dörfern gibt es einen oder mehrere Schmiede, die sich mit der Herstellung der Waffen befassen. Das hierzu nötige Eisen wird

Abb. 25. Geflochtener Köcher. 106 cm lang.

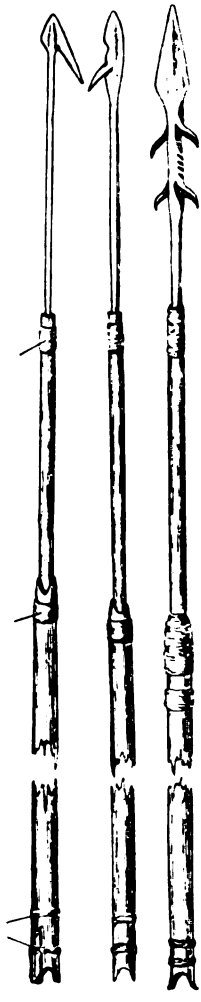


Abb. 24. Pfeile. 110 cm lang.

Abb. 23. Speere der Baja. Ca. 2 m lang.

aus dem im ganzen Bajaland vorkommenden Roteisenstein gewonnen (vgl. Abschnitt 7.).

Der Speer (Abb. 23) hat eine aufgesetzte und oft mit Riemen aus Antilopenhaut festgebundene Spitze mit breitem Blatt. Der Schaft ist aus hartem Holz, bis 2.30 m lang; er hat am unteren Ende eine oft mit Eisen beschlagene Verdickung. Ob diese Verdickung auf den Flug des Speeres Einfluß hat oder nur eine Abnützung des Schaftes am unteren Ende verhindern soll, habe ich nicht feststellen können.

Die Pfeilspitze hat eine hübsche, zierliche Form, sie ist oft mit Widerhaken versehen. Wenngleich die Grundform der Pfeilspitze immer dieselbe ist. unterscheiden sich die einzelnen Spitzen doch voneinander durch Zahl

Digitized by Google

und Form der Widerhaken. Dies ist notwendig, damit bei gemeinsamen Jagden jeder Jäger das von ihm erlegte Wild an der darin steckenden Pfeilspitze erkennt (Abb. 24).

Der Schaft des Pfeiles besteht aus zwei Teilen: der lange hintere Teil ist aus einer leichten dünnen Palmblattrippe hergestellt. Wenn diese nicht von Natur ganz gerade ist, so wird sie zwischen Pflöckchen am Boden eingespannt, bis sie sich gerade gerichtet hat. Dieser Teil des Pfeils ist etwa 120 cm lang.

In diesem leichten hinteren Teil des Pfeils ist eingeschoben das kurze Zwischenstück aus schwerem Holz, etwa 20—25 cm lang, und auf dem Zwischenstück ist die eiserne Spitze aufgesteckt. Die Verbindungsstelle, wo das Zwischenstück in den hinteren Teil eingeschoben ist, ist mit selbstgewonnenem Lianengummi umwickelt, um ein Aufschlitzen des hinteren Teils zu verhindern. Am hinteren Ende ist mit einem Messer die Kerbe ein-

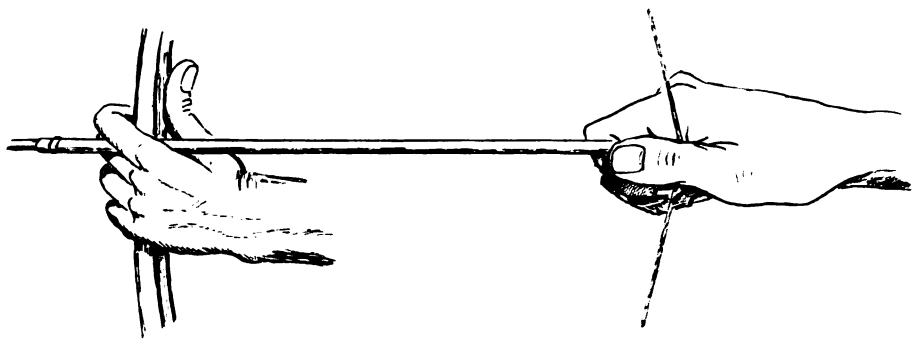


Abb. 26. Handhaltung beim Schießen.

geschnitten; auch hier ist der Schaft gegen weiteres Aufschlitzen durch Umwickeln mit wildem Gummi gesichert.

Die Pfeile sind nicht gefiedert, das Innehalten der Flugrichtung wird durch das größere Vordergewicht gewährleistet. Lediglich aus diesem Grunde ist das Mittelstück aus schwererem Holz eingesetzt.

Zur Unterbringung der Pfeile dienen Köcher, die entweder aus Stroh geflochten (Abb. 25) oder aus ungegerbtem Antilopenleder gefertigt sind. Die letztere Art ähnelt in ihrer Form den bei den Fulbe und Haussa üblichen schön verzierten Lederköchern, es ist deshalb wohl möglich, daß die Baja diese Form von den genannten Nordstämmen übernommen haben. Immerhin ist die einfache Herstellungsweise wie das Material dem Baja eigen.

Der Bogen, bis 160 cm lang, wird aus verschiedenen harten Hölzern stets in einem Stück hergestellt. Kombinierte oder verstärkte Bogen sind nicht bekannt. Die Bogensehne wird aus Büffelleder gedreht; die Befestigungsarten der Sehne sind auf Tafel 3 angegeben.

Der Baja bringt die Sehne auf den Bogen allein auf, unter Zuhilfenahme des Knies. Da der Bogen sehr stark ist, gehört dazu Kraftaufwand und vor allem Übung. Wir Europäer haben manches Mal versucht, einen Bogen mit der Sehne zu bespannen, doch wollte es einem allein nicht gelingen, während ein daneben stehender Bajamann mit wenigen Griffen den Bogen allein bespannt hatte.

Zum Schießen wird der Bogen senkrecht gehalten (Abb. 26). Der Pfeil gleitet zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand hindurch links am Bogen vorbei. Die rechte Hand zieht, mit Daumen und Zeigefinger lediglich den Pfeil (nicht die Sehne) erfassend, die Sehne an der

Digitized by Google

rechten Brust vorbei zurück. Zum Spannen des Bogens gehört viel Kraft und Übung; die Baja sind gewandte Schützen, ich habe persönlich gesehen, wie sie bis 200 m weit schossen. Eine Sicherung des linken Handgelenks gegen das Gegenschlagen der Bogensehne habe ich nie gesehen, ebensowenig besaßen die Baja früher eine Spannvorrichtung. Dagegen haben die Haussa ihnen jetzt kleine, geflochtene Lederriemchen eingeführt, die mehrmals um den rechten Daumen gewickelt, das Festhalten des Pfeils beim Spannen erleichtern (Abb. 27).

Abb. 27. Ledergeflochtener Daumenring, beim Bogenschießen getragen. Botare.

Pfeile und Speere werden zur Jagd und zum Kampf meist vergiftet (Abb. 28). Über Herkunft und Zubereitung des Giftes konnte ich aber so gut wie nichts in Erfahrung bringen, da die Baja dies streng geheim halten. Angeblich wird das Giftpulver „mada" von den Haussa eingeführt, mit Wasser zu dem Giftbrei „min" angerührt, und damit die Pfeil- und Speerspitzen bestrichen. Ich bin aber überzeugt, daß die Baja auch selbst aus verschiedenen bei ihnen wachsenden Pflanzen Gift herzustellen vermögen, auch das Leichengift scheinen sie zu verwenden.

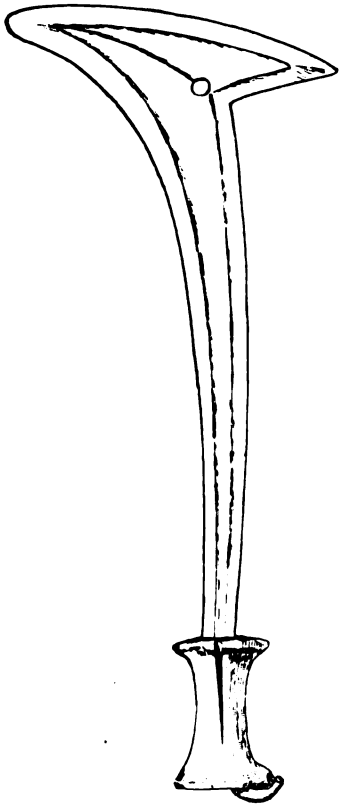


Abb. 39. Wurfmesser. 1/6 nat. Gr.

Die Wurfmesser (Abb. 29) der Baja sind von charakteristischer Form; sie sind eine gefährliche Wurfwaffe. Ich habe ähnliche Wurfmesser bei den Fangstämmen Südkameruns gesehen; ob sie dort heimisch sind, weiß ich nicht, die Baja jedenfalls schmieden diese Messer selbst.

Dolchmesser gibt es in allen Größen. Früher schmiedeten die Baja diese Messer ausschließlich selbst, in letzter Zeit kaufen sie von den Haussa ähnliche Messer. Auch die sogenannten Haussaschwerter, die man heute allerorten im Bajagebiet trifft, werden von den Haussa eingeführt.

Vereinzelt habe ich eine dolchartige Waffe folgender Art gesehen: ein breiter eiserner Ring, der über die Mittelhand zu schieben ist; an der Kleinfingerseite ist eine scharfe Klinge angeschmiedet. Da ich diese Waffe nur sehr selten gesehen habe, nehme ich an, daß sie nichts Bajaeigenes, sondern eingeführt ist. Bei einzelnen Nordstämmen soll diese Waffe üblich sein.

Abb. 28. Mit Giftmasse bestrichener Pfeil. 1/3 nat. Gr.

Digitized by Google

Ähnlich verhält es sich mit einer kleinen Armbrust, mit der Knaben und Jünglinge sehr geschickt nach Vögeln schießen. Diese Armbrust stammt von den Jaunde und verwandten Stämmen und ist von diesen zu den Baja gekommen.

Die Schilde sind entweder aus Rohr geflochten oder aus Rinde. Die geflochtenen Schilde sind die älteren und kamen wohl mehr in der nördlichen und östlichen Bajaheimat vor. Ich habe im Dumebezirk nur ein einziges, sehr altes Exemplar gefunden. Die Rindenschilde waren bei den südlichen Baja bis in die jünste Zeit üblich. Die Feuerwaffen haben ihren Wert wohl auch in den Augen der Baja herabgemindert, ich habe im ganzen von mir bereisten Bajagebiet keinen neuen Schild getroffen. Der Rindenschild (Abb. 30) besteht aus einem ovalen, mannshohen starken Rindenstück, das etwas gewölbt ist. Der äußere Rand ist mit Affenfell verziert. Das Interessanteste an den Schilden, geflochtenen wie Rindenschilden, ist der Griff. Er ist stets aus einem Stück Holz geschnitzt und weist verschiedene Muster auf, von denen einige auf Abb. 31 wiedergegeben sind. Ich habe nie zwei gleiche Schildgriffe gefunden, die Form ist dieselbe, das Muster stets verschieden. Alle Schildgriffe haben gemeinsam die leicht gewölbte Schildseite, damit sich der Griff dem gewölbten Schild anpaßt, und die Befestigungsart. Sämtliche Griffe, die ich gesehen habe, hatten oben und unten zwei Löcher, rechts und links je ein sich diagonal gegenüber-

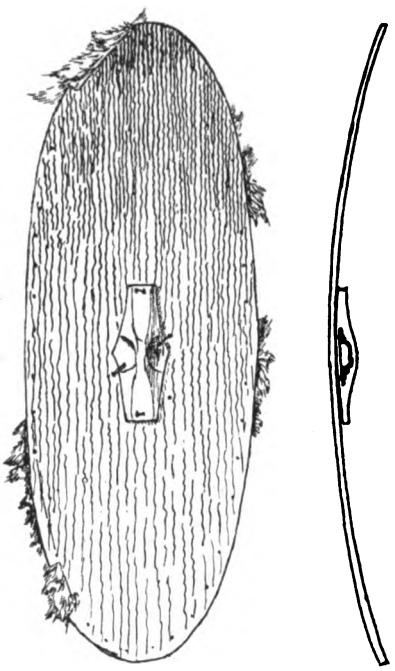


Abb. 30. Rindenschild aus Betare. $^1/_{20}$ nat. Gr.

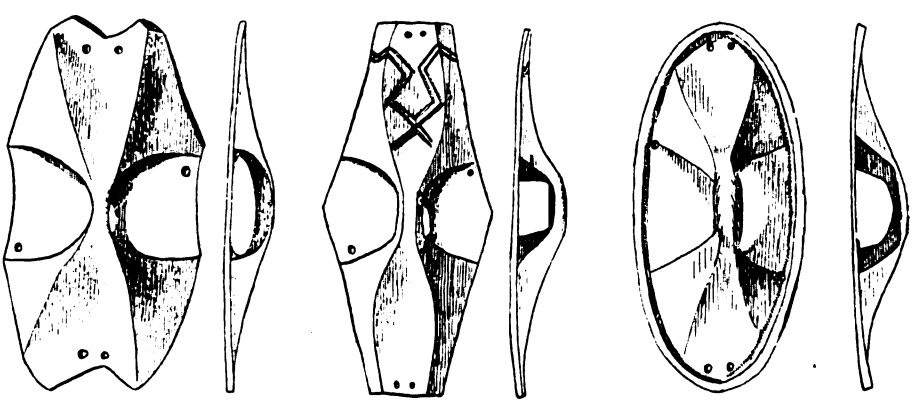


Abb. 31. Schildgriffe.

stehendes Loch. Durch diese Löcher wird der Griff am Schild festgebunden (Abb. 31). Bei den geflochtenen Schilden ist die Platte des Griffes nach oben und unten stark verlängert, um dem ganzen Schild mehr Haltbarkeit zu geben (Abb. 32).

Digitized by Google

Der Vollständigkeit halber seien hier noch die Hinterlader erwähnt, obgleich sie kein Erzeugnis der Baja sind, sondern auf Schleichwegen eingeschmuggelt werden. Es sind dies einfache Steinschloßflinten, die mit Schwarzpulver geladen werden. Auf das Schwarzpulver werden Scherben alter Eisentöpfe, zerhackter Messing- und Eisendraht, kleine Steine u. ä. geladen, und so kann diese vorsintflutliche Waffe auf nahe Entfernung sehr wohl schwere Verletzungen hervorrufen. Im Oktober 1913 fiel Oberleutnant von Raven bei Nguku durch einen Schuß aus einem solchen Hinterlader. Die Einfuhr dieser Waffen war ebenso wie der Handel mit Feuerstein und Pulver von der deutschen Regierung verboten. Aber es wurde doch eine beachtenswerte Menge aus dem nahen französischen Gebiet eingeschmuggelt; Feuersteine und Pulver waren ein beliebter Handelsartikel der Haussa.

6. Jagd, Fischfang, Ackerbau, Viehzucht.

Der Baja ist ein geschickter und leidenschaftlicher Jäger, er übt die Jagd als Einzel- und Gesellschaftsjagd aus.

Die Gesellschaftsjagd wird einmal im Jahr, in der großen Trockenzeit, Dezember bis Februar, abgehalten. Das hohe Steppengras ist in dieser Zeit vollkommen trocken und brennt leicht.

Einige Tage vor Beginn der Jagd macht das Dorf „Jagdmedizin"; ein Medizinbaum wird im Dorf errichtet. Der Jagdmedizinbaum ist ein kahler Baumstamm, an welchem die Blätter der Jagdmedizinpflanze „ombe", einer großblättrigen Pflanze, sowie Antilopengehörne und ähnliche Jagdmedizinen angebunden sind. Unter Führung des Medizinmannes, der mit seiner Klapper den Takt angibt, tanzen die Jagdteilnehmer mit Gesang um den Baum herum. Schließlich schlachtet der Medizinmann ein Huhn, in dessen Blut die Jagdwaffen getaucht werden. Daran schließt sich ein Gelage unter reichlicher Verwendung von Maisbier an.

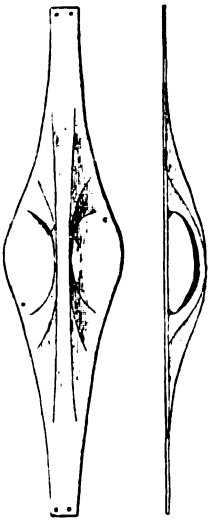


Abb 32. Griff eines geflochtenen Schildes.

Noch kann die Jagd nicht beginnen, die Weiber müssen erst noch für einige Wochen Mundvorrat, in der Hauptsache Fufu, zubereiten.

Dann, eines Morgens, zieht das ganze Dorf, Männer, Weiber, Kinder unter Anführung des Häuptlings mit Trommelklang und Gesang hinaus an den zur Jagd ausersehenen Platz. An einem Bach wird Halt gemacht. Einige Grashütten sind bald gebaut, lustig brennen die Feuer vor den Hütten, um die erste Mahlzeit zu bereiten. Die Jagd kann beginnen.

Nun werden große Geländekomplexe, die von keinem Bach durchzogen sind, oft über 100 Quadratkilometer, mit Feuer eingekreist. Die Jäger verteilen sich auf den Umfang dieses Gebiets und zünden das Gras an. Das Feuer brennt nach der Mitte zu, die Jäger folgen dem Feuer und schießen von dem Wild, das — nach der Mitte zusammengedrängt — sich schließlich durch das Feuer flüchten muß, möglichst viel ab. Die Waffe ist hierbei der meist vergiftete Speer, seltener Pfeil und Bogen. Manchmal wird dem Wild auch ein Ausgang im Feuergürtel gelassen, an dem sich dann die Jäger aufstellen. Ein Teil des Wildes, das den Sprung durch das Feuer nicht wagt oder durch den Rauch betäubt ist, verbrennt schließlich, ist aber dennoch eßbar.

Digitized by Google

Diese Art von Jagd war zwar durch eine Verordnung des Kais. Gouvernements von Kamerun verboten, aber es war bei der Größe des Bajagebietes ganz ausgeschlossen, dieses Verbot durchzuführen. Es ist klar, daß Jagen durch Feuer eine Aasjägerei schlimmster Sorte — nach unseren europäischen Begriffen — darstellt, insbesondere da die Baja alles Getier, das ihnen vor den Speer kommt, abschießen und essen. Zwischen männlichen und weiblichen Tieren wird kein Unterschied gemacht, auf trächtige Tiere wird keine Rücksicht genommen, keine Tiergattung wird geschont. Elefanten (obgleich deren Jagd vom Kais. Gouvernement ausdrücklich verboten war), Leoparden, Büffel, Antilopen werden ebenso gejagt wie Ratten und Schlangen. Wenn das Bajagebiet trotz der alljährlichen umfangreichen Großjagden noch immer einen großen und reichhaltigen Wildbestand aufweist, so ist dies ein Beweis für den Wildreichtum dieses Landes; es mag auch daran liegen, daß ein großer Teil des eingekreisten Wildes auf der Flucht dem Speer des Jägers entgeht.

Das bei einer solchen Jagd zur Strecke gebrachte Wild wird nicht gleichmäßig unter die Jagdteilnehmer verteilt, vielmehr erhält jeder Jäger das von ihm erlegte Wild. Um dasselbe zu erkennen, hat jeder Mann an seinen Waffen die im vorigen Abschnitt erwähnten Eigentumszeichen angebracht. Der Häuptling des Dorfes, der sich selbst an der eigentlichen Jagd nicht beteiligt, erhält von jedem erlegten Stück Wild einen Fuß.

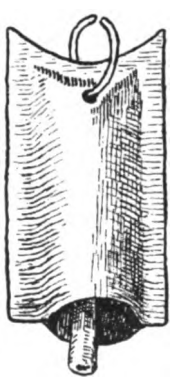


Abb. 33. Hundeglocke. $^1/_3$ nat. Gr.

Das Wild wird sofort nach der Jagd ausgeweidet und abgezogen; dann wird es an Ort und Stelle über offenem Feuer geräuchert. Bei der im Grasland in der Trockenzeit herrschenden Trockenheit wird das Fleisch auf diese Weise sehr dauerhaft konserviert. Das geräucherte Fleisch wird im Dorfe in den großen Bajatontöpfen aufbewahrt und deckt den Fleischbedarf für mehrere Monate.

Nach dem Grasbrennen wird in den das Grasland durchziehenden Streifen Galeriewaldes, die an den Wasserläufen entlang führen, Nachsuche gehalten, weil sich viel Wild in diese vom Feuer verschonten Wälder flüchtet. Das Waldstück wird mit Netzen abgesperrt, dann werden die Hunde, die für die Jagd abgerichtet sind, durchgetrieben. Das von den Hunden aufgestöberte Wild wird dann mit vergifteten Speeren oder Pfeilen erlegt. Damit nicht aus Versehen Hunde angeschossen werden, werden den Hunden selbstgeschmiedete Glocken um den Hals gebunden (Abb. 33).

Kleinere Gesellschaftsjagden werden abgehalten zu Beginn der Regenzeit, wenn das junge Gras etwa Kniehöhe erreicht hat. Das Schußfeld ist um diese Zeit durch das Gras noch nicht behindert, es wird mit freigelassenen Hunden vor allem auf Antilopen gejagt.

Diese kleineren Jagden werden durch eine beschränkte Zahl von Männern ausgeführt; an der alljährlichen großen Gesellschaftsjagd nimmt immer das ganze Dorf geschlossen teil, manchmal vereinigen sich sogar mehrere Dörfer zu einer solchen Jagd.

Einzeljagd wird das ganze Jahr hindurch betrieben. Der Jäger folgt allein oder mit einigen Freunden den Spuren des Wildes und beschießt es mit vergifteten Pfeilen oder Speeren. Er versteht es vorzüglich, dem Wild den Wind abzugewinnen und sich gegen den Wind anzupirschen. Auch bei der Einzeljagd werden Hunde verwendet.

Lockrufe und ähnliche Listen sind dem Baja angeblich nicht geläufig.

Digitized by Google

Mit Gewehren wird nur selten gejagt. Am meisten werden Gewehre noch bei der Jagd auf Elefanten verwendet. Hierbei werden kurze vergiftete Speere aus dem Gewehr abgeschossen.

Neben der Jagd mit Speer und Pfeil ist der Baja ein geschickter Fallensteller.

Für kleinere Tiere, Antilopen, Schweine, Grasratten u. ä. wird die auf Abb. 34 abgebildete Falle gebaut. Indem das Wild beim Passieren der Falle auf den unten quer liegenden Stab tritt (dieser Stab ist durch aufgelegte Blätter oder Gras unsichtbar gemacht), löst es den oben schwebenden Baumstamm aus, dieser fällt herunter und schlägt das Wild tot. Um das Wild zum Passieren dieser Falle zu zwingen, werden zwei nahe beieinanderliegende Bäche oder Quellen durch einen etwa ½—1 m hohen Graszaun verbunden; ungefähr alle 15—20 m ist dieser Zaun von einer solchen Falle unterbrochen, die das Wild passieren muß, um nach der anderen Seite des Zaunes zu gelangen.

Im allgemeinen wird bei dieser Art von Fallen keine Treibjagd veranstaltet, das Wild läuft bei seinen Wanderungen von selbst in die Fallen. Die Fallen werden fast stets von einem einzelnen Mann, höchstens von zwei oder drei Brüdern gemeinsam angelegt. Die Beute gehört dem Besitzer der Fallen, der sie jeden Morgen nachsieht, das getötete Wild herausnimmt und die Falle wieder neu stellt.

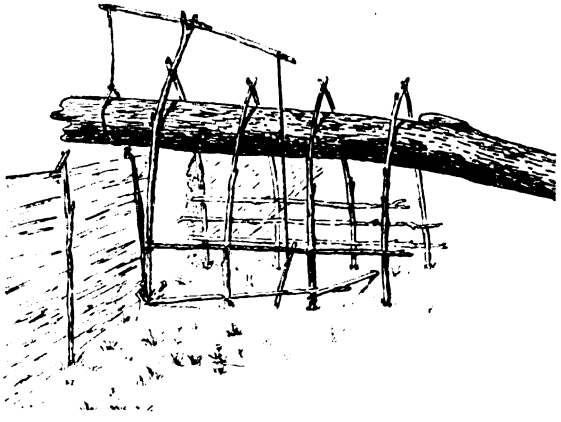


Abb. 35. Wildfalle. Etwa $^1/_{16}$ nat. Gr.

Diebstähle kommen dabei äußerst selten vor. Der Baja respektiert das Eigentumsrecht des Verfertigers an seinen Fallen.

In ähnlicher Weise wird der Durchgang zwischen zwei Quellen oder Gewässern abgesperrt durch eine Reihe von Fallgruben, die etwa drei Meter im Geviert messen und ebenso tief sind. Die Gruben werden mit Zweigen und Gras sauber, aber ganz leicht zugedeckt, die ausgehobene Erde wird als Damm zwischen den Gruben aufgeworfen. Der Besitzer der Fallgruben mit einigen Brüdern, oft auch noch mit ihren Weibern, treibt das Wild mit viel Geschrei von der einen Seite nach den Gruben. Wegen der aufgeworfenen Dämme überschreitet das Wild die Gruben und fällt hinein. Die Jagdbeute ist meist sehr ergiebig; sie besteht aus Antilopen, Schweinen, manchmal auch Büffeln. Der Eigentümer der Gruben gibt reichliche Fleischgeschenke an seine Helfer, außerdem den üblichen Jagdtribut von einem Fuß von jedem erlegten Stück an den Häuptling.

Für Antilopen und Affen soll es außerdem noch eine federnde Falle geben. Sie besteht darin, daß die Spitze eines dünnen Baumes heruntergebogen und am Boden festgehalten wird. An der Spitze ist eine Schlinge befestigt. Tritt ein Tier in diese Schlinge, so wird die Haltevorrichtung für den Baum ausgelöst, und das Tier wird in der Schlinge emporgezogen und erdrosselt.

Ebenso soll es Fallen geben, bei denen ein Speer auf das Wild herabfällt, wenn es die Falle betritt. Diese Falle, vom Baja „kembo" genannt, habe ich jedoch persönlich nicht gesehen.

Digitized by Google

Kleine Vögel werden mit Schlingen oder Leimruten gefangen. Ein kleiner, nur wenige Geviertmeter großer Platz wird sauber von Gras gereinigt und mit Sand bestreut; auf dem Sand wird die Lockspeise (Mais oder Hirse) ausgestreut. Über den Futterplatz sind dicht am Boden Schlingen aus selbstgedrehten Schnüren gespannt, in denen sich die Vögel fangen. Oder aber sind darüber die Leimruten angebracht. Der Vogelleim wird hergestellt aus dem Saft der Früchte des Baumes ..bule", oder aus Lianengummi.

Eine große schwere Falle, die für den Fang von Leoparden gebaut ist, habe ich bei den südlichsten, am Rand des Urwalds wohnenden Baja gefunden. Die Falle ist ein fester, aus Baumstämmen hergestellter Käfig, übermannshoch, mit einer Falltüre. Die Falltüre ist offen, und durch eine Auslösevorrichtung ähnlicher Konstruktion wie bei der Falle Abb. 34 schließt sich die Falltüre, wenn ein Tier die Falle betritt. Als Lockmittel für Leoparden dient eine Ziege, die in der Falle angebunden wird; damit sie nicht vom gefangenen Leoparden aufgefressen werden kann, ist der Raum der Ziege durch eine dicke Balkenwand vom Innenraum der Falle getrennt. Ich möchte bezweifeln, daß diese Falle ursprünglich bei den Baja im Gebrauch war; sie dürfte von den benachbarten Urwaldstämmen abgesehen sein.

Auch die Fische, die in allen Gewässern des Bajagebiets in großer Menge angetroffen werden, werden auf verschiedenartige Weise gefangen.

Das Angeln mit der Legeangel oder aus der Hand, haben die Baja erst von den Haussa gelernt, welche die Angel eingeführt haben. Als Köder dient hierbei ein Stück Fleisch oder ein Wurm.

Die ursprünglichen, auch heute noch geübten Fischfangmethoden des Baja sind das Vergiften des Fischwassers und das Fangen mit Reusen und Fangvorrichtungen.

Das Gift wird hergestellt aus den Blättern des strauchartigen Baumes „tel"; dieser Baum, ein Schmetterlingsblütler, wächst in jedem Dorf. Die Blätter werden zwischen zwei Steinen zerrieben; der so entstandene Brei „do" wird in ziemlicher Menge in den Bach geworfen, dessen Wasser sich dunkel färbt. Die Männer halten, nachdem sie das Fischwasser vergiftet haben, ein etwa 3 m langes und 1 m breites Netz an zwei Stöcken senkrecht in das Wasser. Die vom Gift getöteten oder betäubten Fische kommen an die Oberfläche des Wassers und fangen sich im Abwärtstreiben in dem Netz. Sind genug Fische in diesem, so wird es wagerecht gedreht und herausgehoben.

Wie weit stromabwärts das Gift noch wirksam bleibt, habe ich nicht feststellen können. Für Menschen ist das Gift „do" ungefährlich.

Die Reusen haben die übliche Form: ein geflochtener, zylinderförmiger Korb, von 1—2 m Durchmesser, an einen Ende durch einen geflochtenen, nach innen gewendeten Trichter mit enger Öffnung, am anderen Ende ganz verschlossen. Die Reusen werden so im Wasser angebracht, daß die offene Seite nach stromabwärts zeigt. Häufig wird das Wasser zwischen den Reusen durch Flechtwerk abgesperrt, so daß die Fische gezwungen sind, die Reusen zu durchschwimmen. Ich habe mehrfach in verhältnismäßig breiten Bächen solche Sperren gesehen, in denen Reusen eingebaut waren. Diese Sperren waren mit viel Sorgfalt und Genauigkeit angelegt, denn jedes Loch in der Sperre vermindert den Fischertrag der Reusen.

Eine andere Fangvorrichtung für Fische habe ich ebenfalls mehrfach in Bächen vorgefunden: der Bach ist in seiner ganzen Breite abgesperrt und gestaut. Im oberen Rand dieses Stauwehrs werden mehrere Öffnungen belassen, durch die das Wasser mit ziemlicher Gewalt abfließt.

Digitized by Google

Es fließt hierbei über ein aus Zweigen hergestelltes Gitter, in dem alle vom Wasser mitgerissenen Fische hängen bleiben.

Die zum Leben nötige pflanzliche Nahrung gewinnt der Baja durch Acker- oder Farmbau. Nur ganz wenige Nahrungsmittel wachsen wild. Die Baja sind fleißige Ackerbauer, insbesondere die Weiber, aber sie stehen noch durchaus auf dem niederen Ackerbau oder Hackbau (nach Hahn). Der Pflug ist ebenso unbekannt wie die einfachsten Kenntnisse von Fruchtwechsel, Düngung usw.

Der Boden ist fast durchweg im ganzen Bajaland Laterit; er besitzt an sich keine große Ertragsfähigkeit, und bei der extensiven Farmwirtschaft des Baja, ohne Düngung, ist der Boden bald ausgesogen. Deshalb läßt der Baja, wenn er ein Stück Land zweimal mit einjährigem Abstand bepflanzt hat, dieses liegen und sucht sich ein neues Stück Urboden. Mangel an Farmland kann trotz dieses Verfahrens bei der geringen Bevölkerungsdichte nie eintreten. Ist im Verlauf mehrerer Jahre in der näheren Umgebung eines Dorfes kein jungfräulicher Ackerboden mehr zu finden, so wandert das ganze Dorf aus und siedelt sich an einem einige Stunden entfernten Platz in gutem Farmland an. Das Verlassen des alten Dorfes fällt den Bewohnern nicht schwer, weil auch die Hütten nach einer Reihe von Jahren so alt und schlecht werden, daß ihre Baufälligkeit doch einen Neubau nötig macht.

Die Hauptarbeit beim Farmbau leisten die Frauen. Die Männer beschränken sich darauf, während der Trockenzeit ein Stück Land zu roden. Hierbei lassen sie sich von ihren Weibern und Kindern helfen, ebenso werden sie von etwa vorhandenen ledigen Brüdern unterstützt, die dafür frei verköstigt werden, weil sie keine eigenen Farmen haben.

Zu Beginn der Regenzeit wird dann das gerodete Land von den Frauen angesät oder angepflanzt. Hirse, Sesam, Bohnen, Mais, Erdnüsse, Kürbisse werden gesät, Süßkartoffeln, Jams, Bananen, Makabo und Kassada werden gesteckt. Dabei entspricht es dem üppigen tropischen Pflanzenwachstum, wenn es z. B. bei Süßkartoffeln genügt, einige Ranken in den Boden zu stecken, damit schon nach einigen Monaten befriedigend große Kartoffeln geerntet werden können. Ähnlich ist es mit dem Hauptnahrungsmittel, der Kassada. Es genügt, spannenlange Zweigstückchen der Kassadapflanze in den Boden zu stecken. Nach kurzer Zeit schlagen die Zweigstückchen aus, nach einem halben Jahr erreichen die jungen Pflanzen schon beinahe Mannshöhe, und nach einem Jahre etwa können dicke Kassadaknollen ausgegraben werden. Läßt man die Knollen noch länger im Boden, so wachsen sie weiter, werden aber schließlich holzig. Immerhin kann die Kassadaknolle bis zu zwei Jahren ohne Schaden im Boden bleiben, so daß die Bajaweiber in ihrer Farm etwa ein Jahr lang zu jeder Zeit ernten können.

Nach dem Herausnehmen aus dem Boden müssen die Kassadaknollen bald genossen oder in der schon weiter oben geschilderten Weise verarbeitet werden; die Knollen selbst halten sich nicht sehr lange.

Ähnlich werden die anderen Knollenfrüchte geerntet. Mais, Erdnüsse, Mohn, Hirse können lange aufbewahrt werden. Für Mais werden in den Farmen einfache viereckige Kornschuppen gebaut, die andern Körnerfrüchte werden im Dorf in den Hütten in Tonkrügen oder Körben aufbewahrt

Die Farmen während der Regenzeit und während des Wachsens der Pflanzen von Unkraut rein zu halten, ist Sache der Weiber. Dies ist bei dem raschen Wachstum aller Pflanzen in der Regenzeit keine leichte Arbeit. Wenn die Mais-, Mohn-, Bohnenfarmen anfangen zu reifen, sind sie von Vögeln gefährdet. Zwar kennt der Baja keine Vogelscheuchen, dafür werden aber die kleinen Jungen angestellt, welche den Tag über in den Farmen

Digitized by Google

sitzen und die Vögel durch Geschrei und Klappern mit alten Töpfen oder Konservenbüchsen vertreiben.

Wenn Kürbisse angepflanzt sind, achtet der Baja oder sein Weib häufig darauf, dem Kürbis durch Umwickeln die zu irgendeinem Zweck gewünschte Form (Löffel, Flasche) zu geben.

Gemeinsame Dorffarmen gibt es nicht. Jeder Bajamann legt mit seinen Weibern für sich und seine Familie eigene Farmen an. Der einmal belegte und gerodete Platz gilt als unbestrittenes Eigentum des Bearbeiters, solange er etwas darauf anpflanzt. Im allgemeinen werden die Farmen nicht eingezäunt, da Diebstahl angeblich selten vorkommt.

Der Dorfhäuptling hat besonders große Farmen. Bei ihrer Anlage helfen, ähnlich wie wir es beim Bau des Häuptlingsgehöftes gesehen haben, alle Männer des Dorfes mit, derart, daß jeder Dorfbewohner einige Tage in der Häuptlingsfarm arbeitet.

Die einheimischen Geräte zum Ackerbau sind: Der Dupas („mbosso"), ein etwa 25—30 cm langes, 15 cm breites Eisenstück, das, geschliffen, zum Abhauen von Gras und Holz dient; die Axt („gpi") und die Schaufel („wala" Der Dupas dient gleichzeitig als Geld, siehe Abschn. 10.

Daß der Baja die Düngung nicht kennt und deshalb eine so wenig intensive Farmwirtschaft treibt, kommt von dem Mangel an Vieh und Haustieren her. Wahrscheinlich hängt es auch damit zusammen, daß dem Baja der Gebrauch des Pfluges noch nicht bekannt ist. Die einzigen Haustiere des Baja sind: Hühner, Enten, Schafe, Ziegen und Hunde. Großvieh und Schweine werden nicht gehalten. Das erstere verbietet die Glossina morsitans, die Tsetsefliege, die durch ihren Stich jedes Stück Rindvieh ebenso sicher mit der Tsetsekrankheit infiziert, wie dies ihre Schwester, die Glossina palpalis, dem Menschen gegenüber mit der Schlafkrankheit macht. Großvieh kann sich also im Bajagebiet nicht halten und geht ein. Schweine hält der Baja nicht, obgleich er das Fleisch von Wildschweinen nicht verachtet, und obgleich europäische Kaufleute und, wenn mich die Baja richtig unterrichtet haben, auch einzelne französische Verwaltungsbeamte versucht haben, Schweinezucht bei den Baja einzuführen. Die Abneigung gegen Schweine ist den Baja wohl von den Haussa beigebracht worden, da das Schwein dem Mohammedaner als unrein gilt.

Die Pflege der wenigen Haustiere ist Sache der Weiber. Große Mühe geben sie sich damit nicht; die Tiere laufen den Tag über frei herum und suchen sich ihre Nahrung in der Hauptsache selbst. Als Eigentumsmerkmale werden bei Schafen und Ziegen Löcher oder Schnitte in den Ohren angebracht, bei Hühnern und Hunden gibt es keine Eigentumsmerkmale.

Männliche Ziegen und Schafe werden oft verschnitten, damit sie fetter werden. Auch Hunde werden gemästet und gegessen. Die einzige Hunderasse, die es bei den Baja gibt, ist eine langohrige, kurzhaarige Rasse, die in ihrer Größe etwa unseren Terriern ähnlich ist. Sie sind häufig richtig fett, und haben, ob fett, ob mager, ein widerliches, unsympathisches Aussehen.

Das Unsympatische dieser „Buschhunde" empfanden auch die Europäerhunde. Ich habe nie zwischen Katze und Hund größere Feindschaft gesehen als immer zwischen Europäer- und Buschhund. Wenn ich mit meinen Hunden in ein Dorf kam, so wirkte es immer ungeheuer komisch, wie sofort, schon von weitem, alle Buschhunde mit großer Geschwindigkeit in den Hütten verschwanden, und wie meine Hunde, wenn sie auch nur von ferne einen Buschhund erblickten, mit lautem Kläffen hinter diesem Köter herrasten. Es gelang ihnen nur, einen Buschhund zu stellen, wenn dieser gar keinen Ausweg zur Flucht mehr hatte. Dann saß der in die Ecke gedrängte Köter da, sträubte die Haare und fletschte die Zähne, während

Digitized by Google

meine Hunde ihn anbellten, und umsprangen, und doch angesichts seines kräftigen Gebisses nicht wagten ihn anzufassen. Beide Teile waren dann froh, wenn ich durch einen Pfiff die feindlichen Parteien trennte.

7. Gewerbe und Kunst.

Die Baja haben schon angefangen, den Urzustand, in welchem jeder Eingeborene sich seine sämtlichen Gebrauchsgegenstände selbst herstellt, zu überschreiten. Wenn auch jede Familie sich ihre Lebensmittel selbst beschafft durch Farmbau und durch Jagd, so gibt es doch schon verschiedene Gewerbe, die nur von einzelnen ausgeübt werden. Es gab und gibt zum Teil noch heute in jedem Dorf einige „Bergleute", wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, welche den Roteisenstein und Brauneisenstein in primitiver Weise verhütten, um Eisen zu gewinnen; es gibt in jedem Dorf Schmiede, Töpferinnen, Mattenflechter, Holzschnitzer, und zwar werden diese Gewerbe ausschließlich von denen ausgeübt, die sie gelernt haben. Meist vererbt sich die Ausübung des Handwerks vom Vater auf den Sohn.

Dasjenige Gewerbe, das schon jetzt ein Opfer der vordringenden europäischen Zivilisation geworden ist und zu verschwinden beginnt, ist das Gewerbe der Bergleute. Das von den europäischen Kaufleuten und auch von den Haussa in Form von allerlei Werkzeugen und Geräten eingeführte Eisen hat den Baja veranlaßt, die mühsame Arbeit der Verhüttung des Eisensteins aufzugeben. Statt dessen werden aus Europa eingeführte Haumesser, Seitengewehre, alte Gewehre, Schaufeln, Spaten, ja sogar alte Konservenbüchsen umgeschmiedet. Das eingeführte Eisen ist, was Güte anbelangt dem selbstgewonnenen Eisen der Baja durchaus nicht ebenbürtig, aber trotzdem verzichtet der Baja nunmehr auf die eigene Eisenerzeugung Erleichtert wird ihm dies durch den Handel, der sich ganz den Bedürfnissen der Eingeborenen anpaßt; in den letzten Jahren vor dem Krieg haben einzelne deutsche Handelsgesellschaften sogar europäisches Eisen in der Form des Bajaeisengeldes („Dupas") eingeführt.

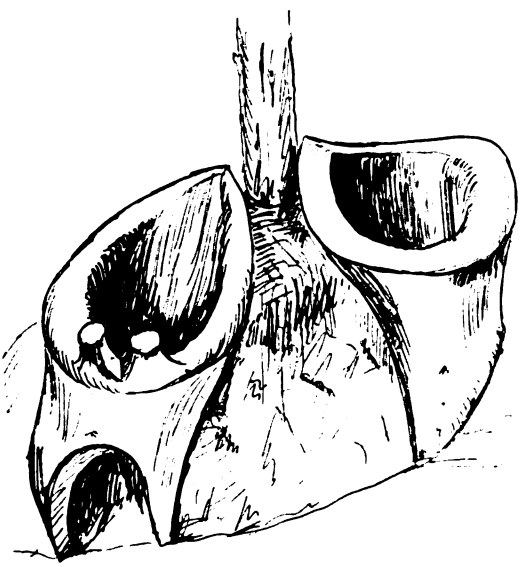


Abb. 35. Eisenschmelzofen in Mbosso.

Die Form des Eisenschmelzofens habe ich in Abb. 35 skizziert. Ich habe diesen Ofen in Neukamerun im Dorf Mbosso („mbosso" bedeutet eigentlich das Eisengeld der Baja) in einer Rundhütte angetroffen. Schmelzöfen ähnlicher Form, aber alle außer Betrieb, habe ich dann später auch noch in verschiedenen Bajadörfern angetroffen.

Bei dem abgebildeten Ofen waren um den mittleren, hölzernen Unterstützungsbalken des Daches vier trichterförmige, unten offene Schmelztiegel angeordnet. Die Schmelztiegel waren etwa 70 cm hoch, sie waren ganz aus Lehm, mit sauber geglätteten Wänden.

Um Eisen zu gewinnen, wurde jeder dieser Tiegel abwechslungsweise mit mehreren Lagen Eisenstein und mehreren Lagen Holzkohle (gewonnen

Digitized by Google

durch unvollständige Verbrennung von Holz) vollgefüllt. Die so gefüllten Tiegel wurden dann von unten her in Brand gesetzt, und durch einen Blasebalg, in der auch bei den Bajaschmieden üblichen Form, wurde die nötige Luft zugeführt. Das flüssige Eisen tropfte, mit Schlacken vermengt, in eine Grube unter dem Tiegel und wurde nach Entfernung der Schlacke dem Schmied zur weiteren Verarbeitung verkauft.

Zur Verhüttung wurde meist nicht der gewöhnliche, überall vorkommende Lateriteisenstein verwendet; dieser enthält verhältnismäßig wenig Eisen. Es wurde deshalb der Brauneisenstein verwendet, nach dem in einer Art Erzgruben gegraben wurde. Eine derartige Erzgrube — außer Betrieb — habe ich etwa 12km nördlich vom Offizierposten Baturi gefunden.

Über den Eisengehalt dieses Eisenerzes und über die Mächtigkeit des Vorkommens habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Ein Abbau

Abb. 36. Schmiedehammer aus Stein, in Ochsenhaut eingenäht. 1/5 nat. Gr.

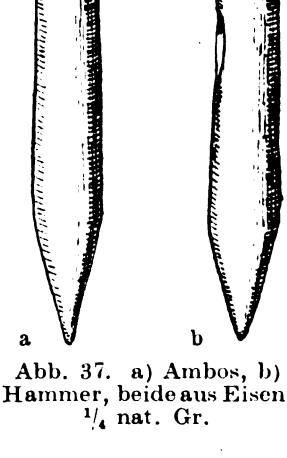


Abb. 37. a) Ambos, b) Hammer, beide aus Eisen. 1/4 nat. Gr.

dürfte aber für europäische Gesellschaften schon deshalb nicht in Frage kommen, weil es an Kohle im ganzen Schutzgebiet fehlt.

Die Bergleute bei den Baja sterben aus. Die Leute, die sich noch darauf verstehen, üben das Handwerk nicht mehr aus, auch wenn sie noch am Leben sind. Die europäische Konkurrenz spart ihnen die große Mühe. Und junge Kräfte werden nicht mehr in der Eisenverhüttung ausgebildet. Ein mühevoller und doch sympathischer Beruf, welcher der Mutter Erde das Wertvollste abzwang, was sie uns zu geben hat, das Eisen, wird bei den Baja bald der Vergangenheit angehören.

Das heute noch wichtigste und einträglichste Handwerk bei den Baja ist das der Schmiede. Sind sie es doch, die neben Waffen und Ackerbaugeräten das Eisengeld (Dupas, Baja: „mbosso") herstellen. In früheren Zeiten war die einzige im Bajaland gültige Währung Dupas und Kaurimuschel.

Der Schmied arbeitet in einer offenen Rundhütte ohne Seitenwände, in der Trockenzeit auch im Freien. Das Eisen wird in einer kleinen Vertiefung im Erdboden zwischen Holzkohle zur Weißglut gebracht. Auch hier wird Luft mittels eines Blasebalges zugeführt.

Die Luppe wird zunächst in roher Weise in die Form eines kurzen dicken Stabes umgeschmiedet. Hierbei dient als Ambos ein glatter, Stein, als Hammer ein runder, breiter schwerer Stein etwa von der Größe eines Kinderkopfes, der zur besseren Handhabung in ein mit zwei ledernen Handgriffen versehenes Stück Antilopen-, Ochsen- oder Ziegenleder eingenäht ist (Abb. 36). Das glühende Eisen wird hierbei mit einem vorne

Digitized by Google

gespaltenen Stück Holz gefaßt, das zum Schutz gegen Anbrennen naß gemacht wird.

Die weitere Verarbeitung des so gewonnenen Eisenstücks zu Eisengeld, Speeren, Pfeilspitzen, Hacken, Äxten, Dolchmessern, Armbändern, Glocken usw. erfolgt sodann auf einem als Ambos in den Boden geschlagenen, oben flachen Stück Eisen (Abb. 37a). Ein Stück Eisen von ähnlicher Form dient als Hammer (Abb. 37b). Die in Europa gebräuchliche Form des Hammers ist den Bajaschmieden nicht bekannt.

Wenn man diese äußerst primitiven Werkzeuge betrachtet, kann man sich nur immer wieder wundern über die zierliche und hübsche Form der Waffen und Schmuckstücke, welche aus den Händen des Schmieds hervorgehen.

Die Form des Eisengeldes ist zweifellos aus Zweckmäßigkeitsgründen entstanden (Abb. 38). An beiden Seiten geschliffen, dient der Dupas als Schneidewerkzeug, z. B. zum Abmähen des Grases (früher vielleicht auch als Waffe?). Die Spitze auf etwa ein Drittel der Gesamtlänge in spitzem Winkel umgebogen, ergibt die Hacke, die nur noch an einem hölzernen Stiel befestigt zu werden braucht; und mit wenig Mühe kann der Dupas in eine schöne, breite Speerspitze umgeschmiedet werden.

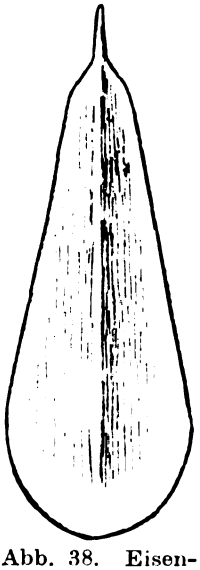


Abb. 38. Eisengeld. 1/7 nat. Gr.

Ein ausschließlich von den Weibern betriebnes Gewerbe ist das der Töpferei; die Weiber haben es darin zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Form der Töpfe, ihre Bemalung und Verzierung zeigen die Abb. 39 und 40.

Die Töpfe werden in der Hauptsache in zwei Formen angefertigt; beiden Formen gemeinsam ist der runde Boden. Die kleineren Töpfe, die auch zum Kochen dienen, sind ohne Hals mit breiter Öffnung, von der Form, die wir auch bei anderen Stämmen (z. B. Jaunde, Maka, Kaka) finden. Die großen Töpfe, die zum Aufbewahren von allen möglichen Dingen dienen, haben die Form der griechischen Amphora mit verengtem Hals. Diese Töpfe sind besonders hübsch verziert durch Zeichnungen, die auf der Außenseite eingeritzt sind. Eine besonders Bedeutung einzelner Figuren auf den Töpfen konnte ich nicht feststellen. Die Zeichnungen auf den Töpfen sind im Stil stets gleich; man kann bei allen Malereien der Baja, seien sie nun auf Tontöpfen, Trommeln, Hauswänden oder Matten, von einem besonderen Bajastil sprechen. Dieser Stil zeichnet sich dadurch aus, daß fast alle Zeichnungen aus Dreiecken oder Rhomben zusammengesetzt sind; ab und zu sind noch Halbkreise eingefügt[1]).

Obgleich nun bei den Tontöpfen der Stil der Zeichnungen stets derselbe ist, so habe ich doch nie zwei gleiche Töpfe gefunden. Die einzelnen Zeichnungen sind immer wieder verschieden, ähnlich wie ich es auch bei allen andern verzierten Gegenständen der Baja vorgefunden habe.

---

[1]) Dieser Bajastil mit seinen linearen Mustern, den wir auf den Tontöpfen wie auch an Hauswänden (siehe weiter unten) finden, hat eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zeichnungen, welche wir auf Vasen von Kreta aus der frühminoischen Zeit 3000 bis 2000 v. Chr. finden. Hier bei den Baja wie bei den kretischen Vasen teilen die linearen Muster eine Fläche harmonisch auf. Das Muster wird, wie schon bei den kretischen Vasen, in den noch nassen Ton gekerbt, so daß Vasenform und Verzierung aus einem Guß entstehen (Kurt von Boeckmann, Vom Kulturreich des Meeres).

Digitized by Google

Abb. 39. Tongefäße.

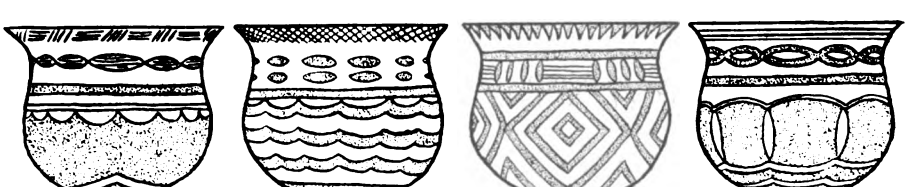


Abb. 40. Tongefäße.

Digitized by Google

Die Töpferscheibe ist den Baja nicht bekannt, die Herstellung der Tontöpfe erfolgt aus freier Hand. Deshalb auch ist der Boden der Töpfe nicht flach, sondern rund. Zuerst wird die obere Hälfte des Topfes hergestellt, dann wird, nachdem der obere Teil einigermaßen getrocknet ist, der Topf umgedreht und der runde Boden modelliert.

Abb. 41. Holzröllchen zum Ornamentieren der Tongefäße, aus Suka. Nat. Gr.

Das Material ist ein weißgrauer Ton, der in allen Bächen und Flüssen gefunden wird.

Die Geräte zum Anfertigen der Töpfe sind einfach: einige oval zugeschliffene, alte Topfscherben dienen zum Modellieren des Topfes (unter Zuhilfenahme von viel Wasser), ein daumenstarkes, fingerlanges Stück Palmrippe dient zum Glätten. Die Zeichnung wird, ehe der Topf ganz getrocknet ist, mit der Außenkante eines schmalen eisernen Armbands, das die meisten Weiber tragen, eingeritzt. Die gerauhten Stellen der Zeichnung werden hergestellt durch Darüberrollen eines kleinen, entsprechend verzierten Hölzchens (Abb. 41). Wenn der Topf ganz getrocknet ist, wird er mit Graphit bestrichen und mit einem glatten Bachkiesel glattgerieben, so daß er wie poliert schwarz glänzt.

Nunmehr wird er in Feuer leicht gebrannt, so daß er das eingegossene Wasser hält. Um die Zeichnung mehr hervortreten zu lassen, werden

Abb. 42. Korb. 52 cm Durchmesser.

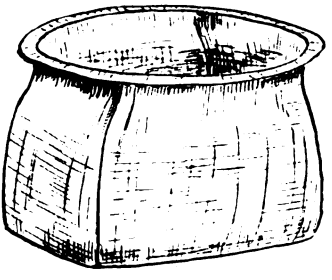


Abb. 43. „ngbere", großer Korb aus Sutura. $^1/_{10}$ nat. Gr.

einzelne Teile mit geriebenem Rotholz rot, andere Teile mit Ton weiß gefärbt.

Der Preis für alle derartigen Töpferarbeiten ist äußerst niedrig; eine Töpferin erhält z. B. für einen großen Topf 1—2 Hühner. Das entspricht einem Wert von 1—2 Mark (= ½ Dupas).

Bei den Töpferarbeiten dürfen die Tabakspfeifen (Abb. 15, 16) nicht unerwähnt bleiben. Diese werden von den Männern, meist nur für ihren eigenen Bedarf hergestellt. Sie weisen meist dieselbe Grundform, aber lauter verschiedene Muster der Verzierungen auf. Sie müssen als besonders hübsche Erzeugnisse der Bajakunst bezeichnet werden. Der fertig modellierte Pfeifenkopf wird einen Abend lang in das Feuer gelegt, wodurch er so weit gebrannt wird, daß er gebrauchfähig ist. In einem einzigen Fall habe ich eine ganz aus Holz geschnitzte Pfeife gesehen (Abb. 16).

Abb. 44. „ngongo", Korb zum Fischen aus Bertua. $^1/_{20}$ nat. Gr.

Große Geschicklichkeiten zeigen die Baja in Flechtarbeiten aller Art. Eine Menge Hausgeräte, Körbe in allen Größen und Formen (Abb. 42 bis 43), Teller, Siebe (Abb. 44), Fischreusen und -netze, Schilde, Matten, flechten sie aus allem flechtbaren Material, der Rinde des Rotang, aus

Digitized by Google

der noch grünen Rinde von Palmblattstielen, aus verschiedenen Grasarten. Sogar die Haustüren sind geflochten, ferner die Türen zu den Gehöften (Abb. 8, 9) und oft die Zäune der Gehöfte (Abb. 10, 11) und die Hauswände.

Ein beliebter Handelsartikel sind die Bajamatten. Sie dienen den Baja selbst und den Haussa als Schlafmatten, weshalb besonders die Haussa diese Matten gerne kaufen. Die Matten sind etwa ein Meter breit und zwei Meter lang und häufig mit hübschen bunten Mustern verziert. Wir stoßen hier auf entzückende Zeichnungen, im Bajastil. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Zeichnungen auf den Matten nicht etwa nachträglich aufgemalt werden, sondern dadurch hergestellt sind, daß verschieden gefärbtes Stroh zu dem Muster entsprechend zusammengeflochten ist.

Abb. 45. Holzschüssel. $^1/_3$ nat. Gr.

Das einzige Gerät zum Flechten ist ein einfaches Messer, das zum Putzen und Glätten der Rotang- bzw. Palmblattrinde dient.

In der Holzschnitzerei leisten die Baja weniger als viele andere Kameruner Graslandstämme. Die Erzeugnisse der Holzschnitzerei beschränken sich auf: Schüsseln (Abb. 45—46), einfache, flache Teller,

Abb. 46. Holzschüssel. $^1/_3$ nat. Gr.

(Abb. 47), Mörser, Stühlchen (Abb. 13), Schildgriffe (Abb. 31/32), Trommeln (Abb. 55). Das zu Holzschnitzereien verwendete Werkzeug ist die Axt, die Hacke (die zum Glätten der Sachen sehr geschickt benutzt wird) und das Messer.

Aber auch bei den wenigen Holzschnitzereien, die der Baja herstellt, zeigt sich wieder ausgesprochen künstlerisches Verständnis, wieder finden wir den typischen Bajastil. Gibt es etwas zierlicheres als die hübschen kleinen Stühlchen, als die festen und doch eleganten Schildgriffe? Doch ist der Baja trotzdem arm an Holzarbeiten. Geschnitzte Löffel, geschnitzte Figuren habe ich bei ihm nirgends gefunden.

Digitized by Google

Auch die Malerei wird von einzelnen, hierfür begabten Baja ausgeübt. Äußere und innere Hauswände, die Zwischenwände in den Häusern, die Trommeln, Pfeiler und andere Gegenstände zeigen Malereien, die in ihrer Form wie in der Farbenzusammenstellung Zeichen alter Eingeborenenkultur sind. Wieder finden wir den Bajastil, der sich für die Flächenornamente und stilisierten Darstellungen, die wir überall treffen, recht gut eignet (Abb. 48—51).

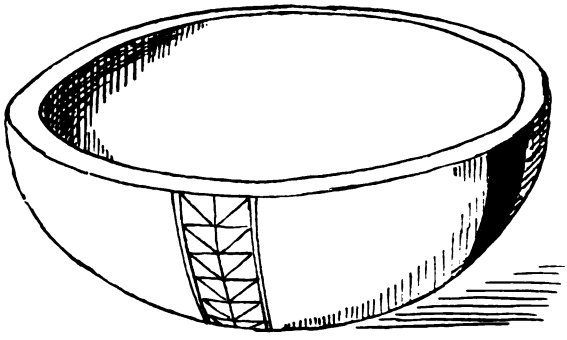


Abb. 47. Holzschüssel. $^1/_5$ nat. Gr.

Daneben sehen wir aber auch richtige bildliche Darstellungen, die in liebenswürdiger, kindlich naiver Weise Vorgänge aus dem täglichen Leben wiederzugeben versuchen. Die Zeichnung Abb. 52 aus der Vorhalle des Häuptlingsgehöfts in Gaza stellt zum Beispiel einen Einbaum mit einem französischen Militärtransport dar, der den Mámbere heraufgefahren war. Und da der Eingeborene das, was er für das Wichtigste hält, auf der Zeichnung durch übertrieben große und genaue Darstellung hervorzuheben pflegt, so sind die beiden größten Figuren die Europäer des Transports, und bei den Soldaten sind die Schlösser der Gewehre, bei den zwei Spielleuten die Hörner besonders groß und deutlich gezeichnet.

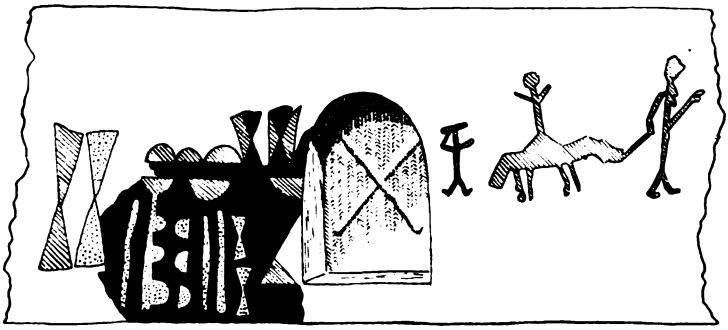


Abb. 48. Malerei auf der Außenwand eines Hauses in Gargambira. $^1/^1_0$ nat. Gr.

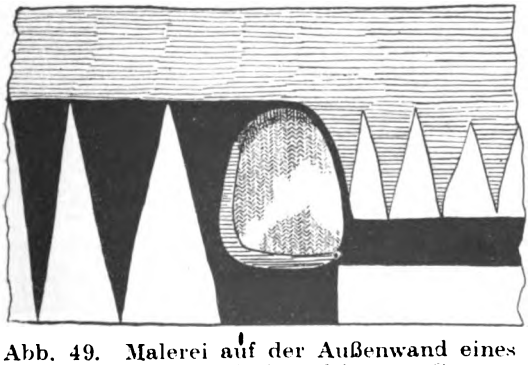


Abb. 49. Malerei auf der Außenwand eines Hauses in Nanjerke. $^1/^1_0$ nat. Gr.

Weberei ist den Baja unbekannt. Ehe von den Haussa und von den europäischen Kaufleuten Kleidung und Stoffe eingeführt wurden, kleidete sich der Baja nur mit Rindentüchern, deren Herstellung schon auf Seite 19 beschrieben ist.

Auch das Gerben hat der Baja früher nicht richtig betrieben. Er hat sich darauf beschränkt, die Felle von Antilopen, Ziegen usw. abzu-

Digitized by Google

kratzen, soweit er sie zu irgendeinem Zweck brauchte. Wo der Baja heute etwa ein Fell richtig gerbt, hat er es von den Haussa gelernt; meist aber handelt er fertig gegerbte Häute von ihnen ein.

Nun ist noch das Färben zu erwähnen. An Farben besitzt der Baja Weiß, Rot, Ocker, Schwarz und Indigo. Als weiße Farbe verwendet er weißen Ton, der sich in den Bächen findet; manchmal verwendet er auch in Wasser aufgelöstes Kassadamehl als weiße Farbe, z. B. zum Weißen seiner Hauswand. Rote Farbe wird aus geriebenem Rotholz hergestellt, Ocker aus einer gelblichen Erde, die sich in einigen Gegenden findet, oder aus der Kolanuß. Schwarz ist zerriebene Holzkohle und blau ist echter Indigo. Wir sind nämlich hier in der Heimat des Indigostrauches, der allenthalben im Bajagebiet wächst.

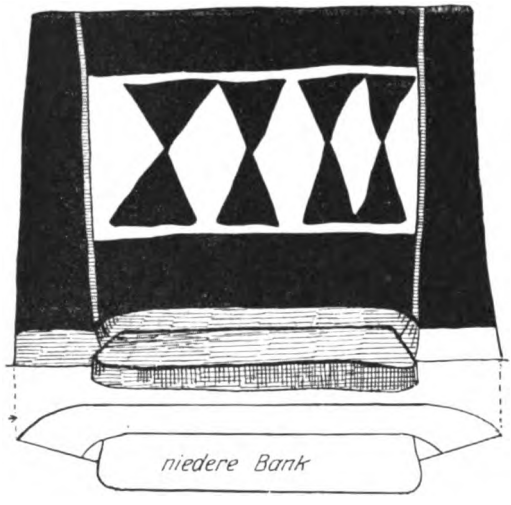


Abb. 50, Malereien auf der Lehmwand („babur") in zwei Häusern in Kekan.

Die Herstellung der Indigofarbe geschieht folgendermaßen: Frisch abgeschnittene Zweige mit grünen Blättern des Indigostrauches werden in einem Topf mit Wasser längere Zeit gekocht. Das Wasser nimmt dadurch dunkelgrüne Färbung an. Nun werden die Zweige aus der Brühe entfernt, die Brühe wird nochmals aufgekocht und dann bis zum Erkalten mit einer Rute geschlagen. Nach dem Erkalten läßt man die Brühe stehen. Nach ein paar Stunden wird das Wasser vorsichtig abgegossen und auf dem Grunde des Topfes bleibt als schwarzblauer Schlamm Indigo. Er dient zum Färben von Tüchern, Turban, Hüftentuch, Kleidern usw.

Ich vermute, daß die Gewinnung des Indigofarbstoffs den Baja von den Haussa gezeigt worden ist, denn die von den Haussa eingeführten Kleidungsstücke sind häufig mit Indigo gefärbt, während der Baja früher für seine Rindentücher und für Zeichnungen nie Indigo verwendet hat. Heute verstehen sich in jedem Dorf mehrere Weiber auf Herstellung von Indigo.

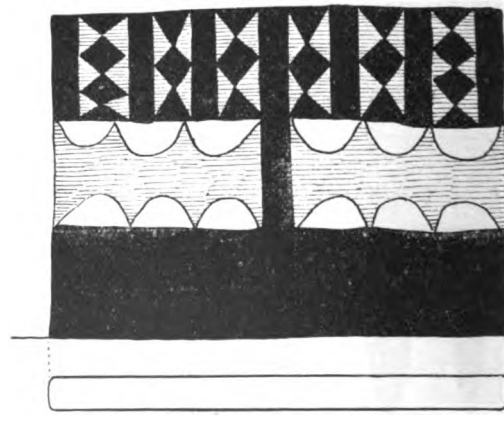


Abb. 51. Malereien auf der Lehmwand („babur") in zwei Häusern in Kekan. (Grundriß der Lehmwand.) $^1/_{10}$ nat. Gr.

Politische und soziale Verhältnisse, Rechtspflege.

Es gibt keinen Oberhäuptling aller Baja. Früher wurden die Baja von den Fulbe beherrscht und brauchten deshalb keinen eigenen Ober-

Digitized by Google

häuptling. Wahrscheinlich wünschten die Fulbe einen solchen gar nicht. Nachdem die Deutschen der Fulbeherrschaft ein Ende bereitet haben, leben die einzelnen Bajahäuptlinge auch heute noch wie zur Zeit der Fulbe nebeneinander, ohne daß einer dem anderen übergeordnet wäre.

Jeder Unterstamm oder, wenn der Unterstamm zu groß ist, jedes größere Dorf oder auch eine Gruppe von Dörfern hat einen eigenen Häuptling. Dessen Einfluß reicht nicht über seinen Unterstamm bzw. sein Dorf hinaus. Innerhalb seines Machtbereichs ist der Häuptling Anführer im Krieg (kommt heute kaum mehr vor), Anführer bei der gemeinsamen Jagd und übt die Rechtsprechung aus. Im allgemeinen hat der Häuptling großes Ansehen, doch ist es auch schon vorgekommen, daß Dörfer, die mit ihrem Häuptling nicht zufrieden waren, auswanderten und sich bei verschiedenen anderen Häuptlingen ansiedelten. Dasselbe konnte vorkommen, wenn der Mannesstamm der Häuptlingsfamilie ausgestorben war.

weiß
schwarz
braun (lehmfarben)
gelb (ocker)
karminrot (Rotholz)

Farbenerklärung zu Abb. 48—51.

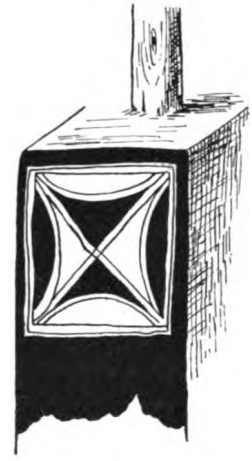


Abb. 52. Türpfeiler im Palaverhaus des Häuptlings Garga-mbira. $^1/_{15}$ nat. Gr.

Die Häuptlingswürde ist erblich; sie geht vom Vater auf den Sohn über. Hinterläßt ein Häuptling keinen oder nur einen minderjährigen

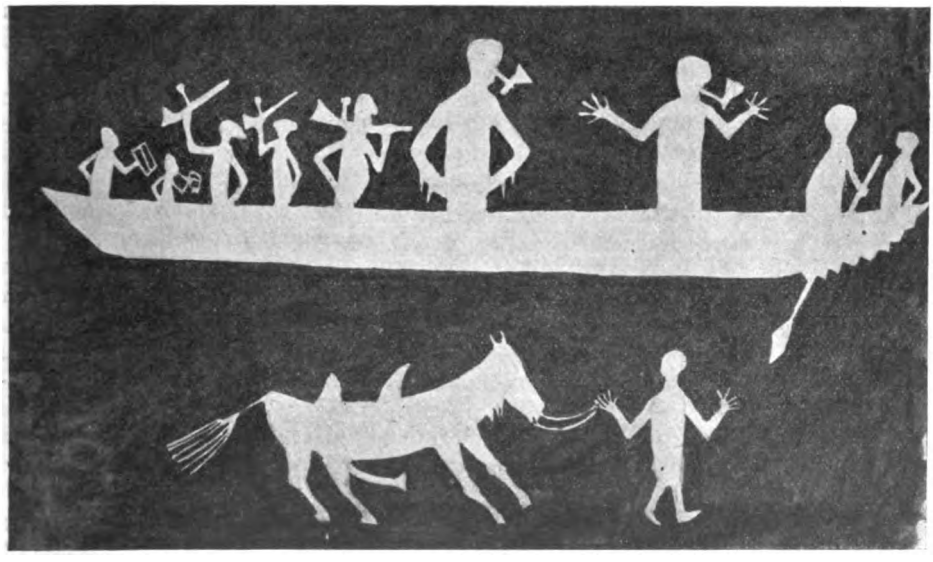


Abb. 53. Wandmalerei aus dem Häuptlingsgehöft in Gaza.

Sohn, so übernimmt des verstorbenen Häuptlings ältester Bruder die Regentschaft.

Der Häuptling ist der reichste Mann im Dorf, er hat das größte Gehöft und ist von einem großen Hofstaat umgeben.

Digitized by Google

Zum Hofstaat gehören die Großleute (kaigama und kasalla). In jedem Dorf bzw. Unterstamm sind mehrere „kaigama". Dies sind reiche einflußreiche Männer, oft Brüder oder Verwandte des Häuptlings. Ihnen untersteht je ein Teil des Dorfes oder ein kleines Nebendorf. Die Gehöfte der kaigama liegen meist in unmittelbarer Nähe des Häuptlingsgehöfts um den Hauptplatz des Dorfes.

Der „Kasalla" ist im Krieg Heerführer, im Frieden Vertreter des Häuptlings bei dessen Abwesenheit. Er genießt neben dem Häuptling besonderes Ansehen. Intrigen des kasalla gegen den Häuptling sind nicht selten. Der Titel „kasalla" scheint von den Fulbe zu stammen; schon Barth erwähnt in seinen Reisen aus Bornu einen „Kaschella oder Kriegshauptmann".

Der älteste Sohn des Häuptlings heißt stets Jerima; dies ist nicht der Name, sondern der Titel (= Kronprinz).

Bei allen wichtigen Veranlassungen, z. B. Auszug zur Jagd, Eingeborenenfestlichkeiten, Begrüßung eines durchreisenden Europäers, erscheint der Häuptling mit großem Gefolge. Es war jedesmal ein langer Zug, der mir entgegenkam, wenn ich mich einem Bajadorf näherte. Vorneweg marschieren die Trommler, drei bis acht an der Zahl, je nach der Größe des Dorfes, und kündigen schon von weitem mit rhythmischem Trommelschlag das Nahen des Häuptlings an. Bei ihnen marschieren einige Männer, mit Doppelglocken das Trommeln begleitend. Hinter den Trommlern marschieren ein oder mehrere Ausrufer und verkünden mit lauter Stimme die etwaigen Heldentaten und die guten Eigenschaften des Häuptlings. Dann folgt auf farbenprächtig aufgezäumtem Hengst der Häuptling. Er ist umgeben von seinen Großleuten: Kaigama, Kasalla und Jerima, alle ebenfalls zu Pferd. Die buntfarbigen, reich mit Gold und Silber bestickten Schabraken leuchten in der Sonne, die Pferde tänzeln. Es ist ein farbenfrohes, belebtes Bild. Hinter dem Häuptling reiten bewaffnete Bajamänner, schließlich folgen Bewaffnete zu Fuß. In der Hand halten sie ihren zwei Meter langen Speer mit breiter Spitze, Bogen und Köcher mit Pfeilen haben sie umgehängt.

Sobald der Zug mich zu Gesicht bekommt, sprengen die berittenen Bewaffneten in toller Jagd auf mich los, Speere schwingend und Schreie ausstoßend. Wenige Schritte vor mir werden die Pferde durch einen Riß ins Maul mit der scharfen Kandare zum Halten gebracht, herumgerissen, zurück geht die tolle Jagd zum Häuptling, um im nächsten Augenblick wieder auf mich loszubrausen. Ein wilder, eigenartiger Willkomm!

Der Zug hat mich erreicht. Während wir halten, steht zu beiden Seiten des Häuptlings je ein langer Gefolgsmann; in scharf taktmäßigem Wedeln mit einem Fächer aus Straußenfedern vertreiben sie über dem Haupt des Häuptlings vorhandene oder auch nur eingebildete Fliegen. Oft wird über dem Häuptling der große, runde Häuptlingsschirm aufgespannt.

Der Häuptling reicht mir zum Gruße die Hand. Dabei legt er nach Bajaart, beim Gruße Höhergestellten gegenüber, die geöffnete linke Hand unter den wagerecht gehaltenen rechten Unterarm.

Zweifellos ist dieses Auftreten des Häuptlings stark von den Fulbe beeinflußt. Ich konnte aber nicht feststellen, ob es früher anders gemacht wurde und wie früher die Häuptlinge auftraten. Auf alle diesbezüglichen Fragen erhielt ich immer die Antwort: „Es ist immer so gewesen."

Auch der heutige Zustand ist nur noch ein Übergang. Afrika, das alte Afrika stirbt, es stirbt am unaufhaltsam vordringenden Europa. Was den Eingeborenen gestern noch wertvoll und teuer war, verschwindet morgen. Der prächtige Häuptlingsschirm aus selbstgewobenen und selbst-

Digitized by Google

gefärbten Stoffen verschwindet, statt dessen bringt der europäische Handel auf der Suche nach neuen Absatzgebieten einen aus bunten Fetzen zusammengenähten Schirm; die handgestickten Eingeborenenkleider, bei denen jedes Stück ein kleines Kunstwerk war, werden ersetzt durch billige Buntdrucke, Massenware.

Der Häuptling erhebt von seinem Dorf keine Steuer. Dagegen haben ihm die Leute seines Dorfes Arbeit zu leisten beim Bau seines Gehöfts und beim Anbau seiner Farmen. Vom Ertrag der Jagd erhält der Häuptling einen Anteil (von jedem Stück erlegten Wildes einen Fuß).

Die Familie ist bei den Baja auf dem Vaterrecht aufgebaut. Der Vater ist unumschränkter Herr in der Familie, die Kinder sind Eigentum des Vaters, sein Eigentum vererbt sich auf den ältesten Sohn und, wenn ein Sohn nicht vorhanden ist, auf den ältesten Bruder. Er besitzt innerhalb seiner Familie große Autorität, hat aber kein Recht über Leben und Tod seiner Kinder. Dafür hat der Familienvater für seine Familie zu sorgen. Er baut in seinem Gehöft die Hütten für seine Weiber und Kinder, gegebenenfalls auch für seine jüngeren noch nicht verheirateten Geschwister; er baut gemeinsam mit allen die notwendigen Verpflegungsfarmen. Er nimmt auch seine alten, nicht mehr arbeitsfähigen Eltern zu sich und sorgt für sie.

Sobald der junge Baja erwachsen ist, sucht er sich eine Freundin, mit der er verkehrt; dieser Verkehr ist bei beiden Geschlechtern üblich und gestattet. Mit Heiraten hat dies nichts zu tun; wenn sich beide junge Leute gegenseitig satt haben, trennen sie sich wieder.

Die Heirat gilt erst dann als vollzogen, wenn der Mann für ein Weib an den Besitzer (Vater oder Bruder) das Heiratsgut bezahlt hat. Heirat wie Konkubinat zwischen Verwandten auch entfernteren Grades sind verboten. Ich habe nie von einem Zuwiderhandeln gegen dieses Verbot gehört. Der Baja denkt in diesem Punkt sehr vernünftig und reinlich; auch ist die Auswahl an Weibern so groß, daß er nicht nötig hat, auf auch nur weitläufig Verwandte zurückzugreifen.

Eine besondere Festlichkeit findet bei der Heirat nicht statt. Das Heiratsgut wird bezahlt in Elfenbein, Eisengeld und in Kleinvieh, Schafen und Ziegen. Der Wert des Heiratsgutes beträgt, in deutsches Geld umgerechnet, 100 bis 400 Mark.

In neuerer Zeit wurde das Heiratsgut auch manchmal in deutschem Geld bar bezahlt.

Das Weib ist also bei den Baja noch Besitz. Da bei den Baja Vielweiberei Sitte ist, so ist die Zahl der Weiber eines Mannes ein Maßstab für seinen Reichtum. Das erste und älteste Weib des Mannes nimmt eine bevorzugte Stellung ein gegenüber den übrigen Weibern, die sich alle gleichgestellt sind.

Die Kinder eines Mannes, gleichviel, ob von einer oder von verschiedenen Müttern, gelten in der Familie alle gleich. Beim Tode des Vaters tritt der älteste Sohn als Erbe den ganzen väterlichen Besitz einschließlich Weiber an, übernimmt aber damit auch die Verpflichtung, für seine Geschwister zu sorgen. Dafür empfängt er für jede Schwester, die geheiratet wird, das übliche Heiratsgut.

Weiterverkauf von Weibern, vom ersten Mann an einen andern, habe ich nicht festgestellt. Ist die Ehe durch Schuld des Weibes nicht glücklich, z. B. wenn das Weib kinderlos bleibt, bei Ehebruch seitens des Weibes o. ä., so kann der Mann das Weib ihrem Vater gegen Rückerstattung des Heiratsguts zurückgeben.

Näheres über Ehe und Erbschaft konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Im Gegensatz zu den meisten Waldlandstämmen, welche mit

Digitized by Google

jeder Streitigkeit zur Station kamen und dort die Sache entscheiden ließen. erledigten die Baja ihre Streitigkeiten unter sich, in der Familie oder durch den Häuptling. Deshalb erfuhr ich von den wenigsten Streitigkeiten der Baja untereinander.

Die Studie von Poupon über die Baja enthält weitere Einzelheiten über Familienleben und Familienrecht. Ob sie für den ganzen Stamm der Baja zutreffen, wäre nachzuprüfen.

Bei den Baja herrscht noch Haussklaverei. Mit dem Wort Sklaverei verbindet sich in Europa die Vorstellung der Freiheitsberaubung, Mißhandlung. Quälerei, schlechter Ernährung usw. Dies alles trifft für die Bajasklaven nicht zu. Die Bajasklaven oder -sklavinnen sind entweder Kriegsgefangene oder Schuldner, die nicht bezahlen können. Diese Sklaven arbeiten für ihren Herrn, wohnen in seinem Gehöft, werden von ihm verpflegt und gekleidet und genießen im übrigen alle Freiheiten wie ein freier Baja, so zwar, daß die Sklaven sich äußerlich, vielleicht abgesehen von anderer Tatauierung, in keiner Weise von den freien Baja unterscheiden. Da sie so gut behandelt werden, denken sie gar nicht daran, davonzulaufen. Sie können sich freikaufen, können heiraten und bleiben oft auch als Freie in dem Dorf, in welchem sie Sklaven waren. Ihre Kinder gelten dann als Baja und genießen alle Rechte der übrigen Dorfbewohner.

Weiterverkauf der Sklaven kommt vor; der neue Herr behandelt den Sklaven auch gut, so daß dieser unter dem Wechsel des Herrn meist nicht zu leiden hat.

Nach Poupon sind die Kinder von Sklaven immer frei. Mir wurde im Gegensatz dazu angegeben, daß Kinder von Sklavinnen, wenn der Vater Sklave ist, auch Sklaven sind; ist der Vater freier Baja, dann ist das Kind auch frei. Heiratet ein freier Baja eine Sklavin, so wird sie frei. Verkehrt ein Sklave mit einem freien Bajaweib, so wird er durch Prügel und Anbinden bestraft.

Früher scheint es allgemein Sitte gewesen zu sein, daß beim Tode eines einflußreichen Bajamannes einer oder mehrere von seinen Sklaven bei der Leichenfeier geschlachtet und aufgefressen wurden. In der Zeit vor dem Kriege ist mir nur ein einziger solcher Fall bekannt geworden.

Wie wir im vorstehenden gesehen haben, besteht der Besitz des Baja in Weibern, Sklaven, Waffen, seinen Häusern und Farmen. Nur der Mann kann Besitz haben. Stirbt der Mann, so geht sein ganzer Besitz an den ältesten Sohn bzw. ältesten Bruder über.

Die Rechtspflege der Baja ist einfach. Die Rechtsprechung ist Sache des Häuptlings, sowohl Bestrafung von Vergehen wie Entscheidung von Streitigkeiten und Privatklagen („Palawern"), die ihm vorgetragen werden. In schwierigen Fällen kann der Häuptling eine Versammlung der Dorfältesten und seiner Großleute zu Rate ziehen.

Die Vergehen, welche als strafbar gelten, beziehen sich meist auf Weiber. Ehebruch mit einem Weib wird geahndet und zwar richtet sich die Strafe nach dem Rang des Besitzers des Weibes. Während der Ehebruch mit oder die Notzucht an dem Weibe eines gewöhnlichen Bajamannes gesühnt wird durch Bezahlung einer Buße an den Ehemann, wurde dasselbe Vergehen, wenn es sich gegen das Weib eines Häuptlings oder Großmannes richtete, mit Abschneiden der Ohren, der Lippen, mit Kastration oder gar mit Begraben bei lebendigem Leibe bestraft. Diese Strafen vollstreckte das engere Gefolge des Häuptlings. Ich habe Opfer derartiger Strafen nie zu Gesicht bekommen, wahrscheinlich wurden sie aus Angst vor mir verborgen; doch wurde mir mehrfach von verschiedenen Seiten versichert, daß solche Strafen tatsächlich verhängt und vollstreckt

Digitized by Google

wurden. Die ehebrecherischen Weiber selbst zu bestrafen, blieb dem betroffenen Ehemann überlassen. Die Strafe, die dieser zu verhängen pflegte, war schmerzhaft für das Weib, ohne sie doch dauernd an Gesundheit oder Schönheit zu schädigen.

Als strafbare Vergehen gelten weiterhin: Diebstahl, Körperverletzung, Totschlag, Mord. Alle diese Vergehen scheinen aber bei den Baja untereinander selten zu sein. Schon die primitive Art des Türverschlusses, die fehlende Einzäunung der Verpflegungsfarmen lassen darauf schließen, daß der Baja seinem Nachbarn trauen kann. Auch Wildfallen und Fischreusen werden nicht bewacht, da jeder das Eigentum seines Nachbarn zu achten pflegt. Der einzige Schutz gegen Diebstahl, der angewendet zu werden pflegt, sind Zaubermittel („Medizinen"), welche, an der verschlossenen Haustür und in der Verpflegungsfarm angebracht, dem Dieb allerlei Ungemach in Aussicht stellen. Der Schutz gegen Diebstahl besteht also letzten Endes im Aberglauben des lieben Nächsten.

Auch Körperverletzung und Mord scheinen selten vorzukommen. Die verträgliche Natur des Baja und die geringe Bevölkerungsdichte erklären dies. In den meisten überhaupt vorkommenden Fällen sind Körperverletzungen die Folge von nächtlichen Biergelagen, bei denen es in der Trunkenheit oft zu Prügeleien kommt.

Alle diese Vergehen: Diebstahl, Körperverletzung, Mord, werden gesühnt durch Bezahlung von Eisengeld oder anderen Wertgegenständen, vor allem Hunden und Kleinvieh, an den Geschädigten. Die Höhe dieser Entschädigung setzt der Häuptling fest, wenn die Parteien sich nicht schon unter sich einigen. Für Farmdiebstähle wurden etwa 3 bis 20 Dupas Buße bezahlt, für andere Vergehen entsprechend mehr je nach der Schwere des Falles.

Gefängnisstrafe ist bei den Baja unbekannt. Früher gab es, nach Angabe älterer Baja, für Totschlag und auch für schwere Körperverletzungen Blutrache. Heute wird sie nicht mehr ausgeübt, sie wird durch Bezahlung einer Entschädigung an die Familie des Getöteten bzw. an den Verletzten abgelöst.

Es soll früher nicht selten vorgekommen sein, daß Bajamänner die ihnen auferlegte Buße nicht bezahlen konnten und dafür in Schuldsklaverei kamen. Diese Sklaven standen den anderen Sklaven gleich, konnten sich aber durch Bezahlung ihrer Schuld loskaufen oder von ihrer Familie losgekauft werden.

Zum Schluß ist hier noch die Giftprobe zu erwähnen. Sie wird Männern und Weibern gegenüber angewandt, indem die Beschuldigten eine Portion Gift essen müssen. Ist der Beschuldigte unschuldig, so erbricht er das Gift, ist er schuldig, so stirbt er daran.

Das Gift zur Giftprobe wurde vom Medizinmann des Dorfes zubereitet; es gilt zwei Arten: ngbana und bondo. Durch entsprechende Dosierung des Giftes hat es der Medizinmann vollkommen in der Hand, die Giftprobe günstig oder ungünstig ausfallen zu lassen; und da früher die Opfer der Giftprobe aufgegessen wurden, so hat der Medizinmann wohl oft das Gift in entsprechender Stärke angewendet. Diese Möglichkeit hat sicher viel dazu beigetragen, daß die Stellung der Medizinmänner so angesehen und gefürchtet ist.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß auch heute noch die Giftprobe angewendet wird. Mir gegenüber waren die Baja, meiner amtlichen Stellung wegen, über dieses Thema aus begreiflichen Gründen mißtrauisch und sehr zurückhaltend.

Digitized by Google

9. Musik. Spiele.

Die den Baja ursprünglich eigenen Musikinstrumente sind: das Xylophon, die fellbespannte Holztrommel, die große Schlitztrommel, die eiserne Doppelglocke. Vielleicht gehört dazu auch noch das kurze Horn aus Elfenbein, das wir auch bei andern Stämmen, z. B. den Wute, finden. Ich habe dieses Horn oft bei den Baja gesehen, es ist aber möglich, daß es erst von Nachbarstämmen eingeführt ist.

Eine Reihe Musikinstrumente, einfache Geigen, Trommeln und Flöten, die man heute bei den Baja sehen kann, sind ihnen von den Haussa gebracht worden.

Die Musikinstrumente der Baja dienen nur dem Rhythmus mit alleiniger Ausnahme des Xylophons; auf diesem läßt sich eine Art Melodie d. h. eine ziemlich einförmige Aufeinanderfolge verschiedener Töne, spielen. Die Klanghölzer des Xylophons sind aus dem besonders harten Rotholz; unter jedem Holz ist zur Verstärkung des Klangs ein leerer Flaschenkürbis angebracht, dessen enge Öffnung, dicht unter dem Klangholz liegend, verschlossen ist mit dem pergamentartigen, dünnen Blättchen, das gewisse Spinnenarten über ihre Eiernester spannen.

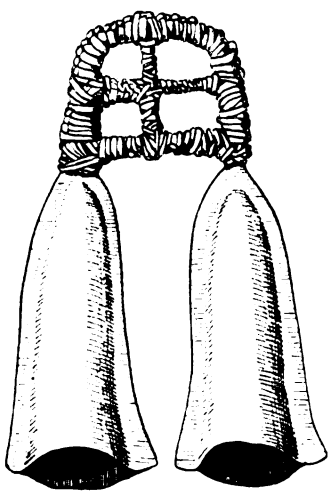
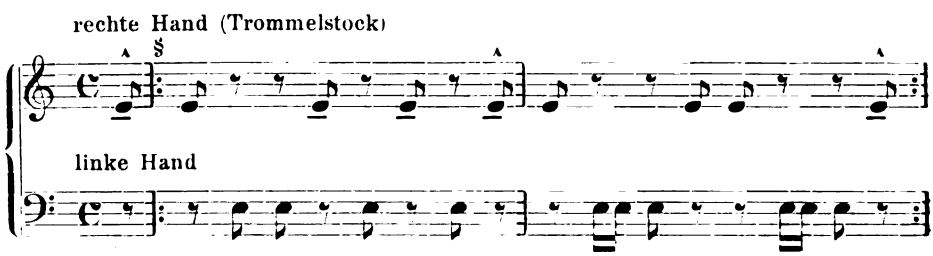


Abb. 54. Doppelglocke aus Eisen. $^1/_6$ nat. Gr.

Die fellbespannte Holztrommel (aus dem Holze „ko", mit Antilopenfell bespannt; das Fell ist beiderseitig bemalt) und die eiserne Doppelglocke „kungi" (Abb. 54 wird unterwegs auf dem Marsch und zum Tanz geschlagen. Früher war dies auch die Begleitmusik im Krieg. Die Trommeln werden in einem scharfen, eigenartigen Rhythmus geschlagen, der unverkennbar ist und den ich bei keinem andern Stamm gefunden habe. Hierbei wird der Haupttakt mit der rechten Hand mit einem gekrümmten Stock auf der Oberseite der Trommel geschlagen, während die Finger der linken Hand den Begleittakt auf der Unterseite der Trommel angeben.



Die große Schlitztrommel (gasa-biu) (Abb. 55) wird angeblich nur zum Tanz geschlagen; ich habe sie selbst nie schlagen hören, da es nur noch ganz wenige Stücke im Bajaland gibt und diese vor den Augen des Europäers verborgen werden. Ich halte es für wahrscheinlich, daß diese Schlitztrommel mit religiösen Festlichkeiten zusammenhängt. Die Trommelsprache, die bei den Fangstämmen allgemein gebräuchlich ist, kennt der Baja nicht, obgleich die Form der Schlitztrommel darauf schließen läßt.

Digitized by Google

Männer und Weiber tanzen getrennt. Es wird meist des Nachts getanzt; Mondnächte, die ja in den Tropen besonders klar und hell sind, werden bevorzugt. Es vergeht kaum eine Vollmondnacht, in der nicht das ganze Dorf die Nacht durchtanzt. Dabei wird in großen Mengen Maisbier getrunken, so daß die Wogen der Begeisterung immer höher gehen. Besondere Veranlassungen für solche nächtlichen Tanzfeste sind noch Totenfeiern, Jagd, und zwar Beginn und Ende der großen Jagd in der Trockenzeit.

Die Männer bewegen sich beim Tanz in kurzen Schritten hintereinander um einen großen Kreis; die Trommeln schlagen den Takt, alle Männer singen eine einförmige Melodie, klatschen dazu im Takt in die Hände und stampfen den Takt mit den Füßen. Die Tänzer haben dazu häufig noch kleine Klappern oder Rasseln in der Hand, mit denen sie den Gesang im Takt begleiten. Auf dem Dorfplatz oder Hof des Gehöfts im flackernden Feuerschein sich bewegende Gestalten, denen von der Anstrengung des Tanzes der Schweiß in Strömen herabfließt, draußen der taghelle, zauberhaft schöne Mondenschein, drinnen einförmiger Gesang

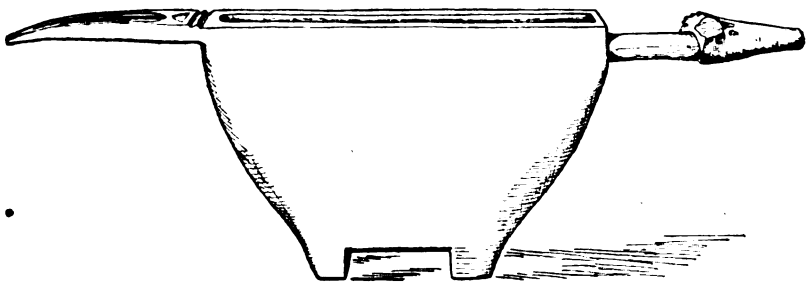


Abb. 55. Schlitztrommel. $^1/_{20}$ nat. Gr.

und Trommeln, draußen das ewig gleiche Konzert der Tropennacht mit Myriaden von Zykaden — eine groteske Zusammenstellung, die keiner vergißt, der es gesehen hat.

Die schon vorhin beim Tanz erwähnten Klappern, deren es verschiedene Formen gibt, dienen auch als Kinderspielzeug. An Spielen für Erwachsene habe ich zwei festgestellt; sie werden von allen Altersklassen oft gespielt.

Das erste dieser Spiele heißt bei den Baja „dare". Es werden in den Boden fünf Reihen zu je sechs kleinen runden Löchern gemacht. Die beiden Spieler A und B hocken sich gegenüber. A hat zwölf Steinchen, B zwölf Holzstückchen. Abwechselnd legen beide einen Stein bzw. ein Hölzchen in ein Loch. Jeder Spieler hat das Bestreben, drei von seinen Steinchen bzw. Hölzchen in drei wagerecht oder senkrecht nebeneinanderliegende Löcher zu legen (nicht diagonal). Je drei derartig liegende Steinchen berechtigen den Spieler, dem Gegner ein Steinchen bzw. Hölzchen wegzunehmen. Hat jeder Spieler alle seine Steinchen gelegt, so werden sie abwechselnd von Loch zu Loch geschoben; es darf nur wagerecht und senkrecht, nicht diagonal geschoben werden. „Schlagen", d. h. Überspringen eines gegnerischen Steinchens gibt es nicht, ebenso darf in jedem Loch immer nur ein Steinchen liegen. Jeder muß suchen, möglichst häufig drei Steinchen in eine Reihe zu bekommen und den Gegner an dieser Absicht zu hindern. Gewinner ist derjenige, der dem Gegner alle Steinchen abgenommen hat.

Man sieht, die Spielregel ist unserem Mühlespiel sehr ähnlich. Es gibt sogar wie bei diesem eine „Zwickmühle", die ohne Störung durch

Digitized by Google

den Gegner mit jedem Zug eine „Mühle" auf- und eine andere zumacht; der Baja nennt eine solche Zwickmühle „Haus".

Ich habe nicht feststellen können, ob dieses Spiel etwa von den Fulbe oder Haussa eingeführt ist. Möglich ist dies immerhin, da der Name „dare" auch im Fulfulde vorkommt.

Das andere Spiel heißt „tila"; es wird ebenfalls von zwei Personen gespielt. Im Boden oder auf einem Brett (Abb. 56, 57) werden zwei Reihen

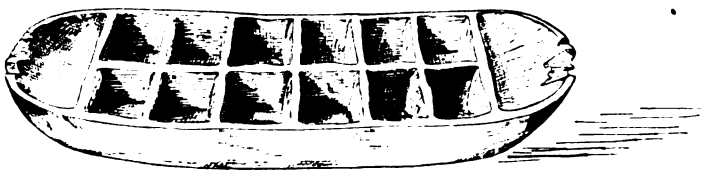


Abb. 56. Spielbrett (tila). $^1/_8$ nat. Gr.

zu je sechs runden Löchern gemacht. In jedem Loch liegen vier Steinchen oder Palmkerne. Die Spieler nehmen abwechslungsweise, jeder stets auf seiner Seite beginnend, den Inhalt irgendeines der Löcher und werfen von den daraus genommenen Steinchen je eines in die nachfolgenden Löcher (immer in derselben Richtung fortschreitend). Der Inhalt des Lochs, in das der letzte Stein gefallen ist, wird aufgenommen und wieder auf die nachfolgenden Löcher verteilt; damit wird solange fortgefahren,

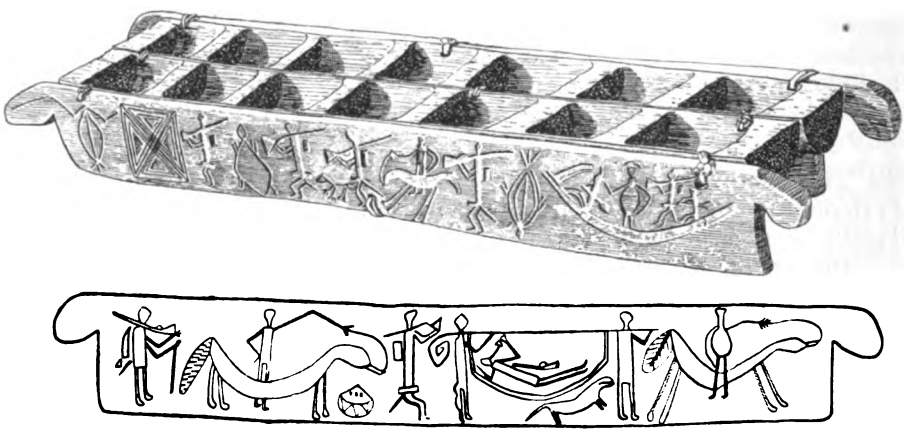


Abb. 57. Spielbrett (tila). Innerer Teil aus Palmrippenmark, Seitenteile aus Holz. $^1/_8$ nat. Gr. Die Schnitzereien stellen dar: oben: Soldaten (mit Gewehr, Tornister, Patronentaschen), Hund, Europäer zu Pferd, Europäer im Kanu; unten (andere Seite): zwei Europäer zu Pferde, ein Europäer in Hängematte, 2 Soldaten, Hund.

bis der letzte Stein in ein leeres Loch fällt oder bis in einem Loch wieder vier Steine liegen. Hier wird der Inhalt herausgenommen und auf die Seite gelegt. Abwechslungsweise macht jeder der Spieler so weiter. Die beiseite gelegten Steinchen gelten nichts. Gewinner ist derjenige, der auf seiner Seite noch Steinchen hat, während auf der Gegenseite keine Steinchen mehr sind.

Dieses zweite Spiel ist möglicherweise durch Jaundehändler oder auch durch die angrenzenden Maka oder Kaka eingeführt. Ich habe dieses Spiel fast bei allen Stämmen des Kameruner Urwalds angetroffen. Das Spiel sieht sehr einfach aus, erfordert aber, wenn es richtig gespielt

Digitized by Google

werden soll, viel Überlegung. Die Eingeborenen spielen das Spiel häufig und bringen es darin zu großer Gewandtheit.

Weit verbreitet ist unter den Baja auch das Glücksspiel, zu dem ja jeder Neger neigt. Meist wird es bei den Baja mit Kaurimuscheln gespielt. Die Zahl der Spieler ist unbegrenzt. Es wird mit vier Kauri gewürfelt, nach der Spielregel: grad oder ungrad. Als grad gilt es, wenn alle vier Kauri gleichliegen oder wenn zwei mit der Öffnung nach oben und zwei mit der Öffnung nach unten liegen. Liegen drei mit der Öffnung nach oben und eine mit der Öffnung nach unten oder umgekehrt, so ist es ungrad, also verloren.

Auch dieses Glücksspiel ist nichts den Baja Eigenes, es wird an der ganzen Westküste bei allen Negerstämmen in ähnlicher Weise gespielt.

10. Handel. Zählen. Zeitrechnung.

Der europäische Handel hat noch wenig Eingang bei den Baja gefunden. Da es jedoch, wie wir in den vorhergehenden Abschnitten gesehen haben, bei den Baja schon Gewerbe gibt, die nur von einzelnen Leuten ausgeübt werden, so haben sich daraus schon innerhalb des Bajastammes einfache Formen des Handels herausgebildet. Dazu kommt, daß das ganze Bajagebiet schon seit langem von den Juden Afrikas, den Haussa, die nur vom Handel leben, durchgezogen wird.

Der Handel der Baja war ursprünglich nur Tauschhandel. Der Korbflechter oder die Korbflechterin tauschten ihre Erzeugnisse ebenso wie der Schmied seine Speerspitzen oder Hacken ein gegen Lebensmittel, gegen Haustiere, Fleisch, auch gegen Weiber oder Sklaven. Das wertkollste Tauschobjekt ist das Eisen. Und da der Schmied aus Zweckmäßigkeitsgründen Eisenstücke herstellte, die sich ebensogut und einfach zu Speerspitzen wie zu Ackergeräten umarbeiten ließen, und andere kleinere Eisenstücke, die sich zu Pfeilspitzen eignen, so entstand hieraus die erste feste Währung, das Eisengeld. Dieses ist bei den Baja der Dupas, auf Baja: mbosso, ein Eisenstück von etwa 30 cm Länge und 15 cm Breite, bis ½ cm dick (Abb. 39).

Als Kleingeld gab es früher wohl auch Pfeilpitzen; heute ist das Kleingeld die Kaurimuschel, die von den Haussa eingeführt ist. Auch die Kaurimuscheln haben eine feste Währung und stehen im Bajaland höher im Kurs als in Nordkamerun. Wahrscheinlich haben die Haussa auf diese Weise immer recht gute Geschäfte gemacht.

In jüngster Zeit ist dann durch die deutsche Regierung deutsches Hartgeld, vor allem Silber eingeführt worden. Da die Haussa alles Silbergeld gerne nahmen — sie haben es zum Teil zu Schmuck verarbeitet, zum großen Teil nach Norden ausgeführt —, so nahmen die Baja das deutsche Geld von Anfang an gerne an.

Damit haben wir im Bajaland folgende Währungen:

1 Dupas (mbosso)	=	4 Mark.
500 Kaurimuscheln (tanda)	=	1 Mark.
2000 „ „	=	1 Dupas.

Interessehalber seien hier noch die Preise einiger der gebräuchlichsten Handelsgegenstände angegeben:

1 geflochtene Bajamatte	250—500 Kauri (½ — 1 Mark)
1 Tasse Maisbier	50 „
1 Huhn	500 „
1 geschmiedeter eiserner Armring	500 „
1 Pfeil	50 „
1 Bogen	100 „

Digitized by Google

1 Spirale Eisendraht	1000 Kauri
1 Rolle Messingdraht	1 mbosso (= 4 Mark)
1 großer Klotz Baja- oder Haussasalz	2—5 mbosso
1 Sklave etwa 40 mbosso	oder 1 mannshoher oder mehrere
1 Sklavin etwa 50—60 mbosso	kurze Elfenbeinzähne

Die Haussa bezahlten für einen Sklaven z. B.: 10 mbosso und 10 Stücke Zeug und 5 große Haussagewänder.

Diese Währung ist aber nur eine ungefähre Grundlage für die Wertbemessung der Waren; der Handel der Baja unter sich wie mit den Haussa und den benachbarten Stämmen ist reiner Tauschhandel.

Die Haussa liefern den Baja: Zeuge (früher selbst gewoben, jetzt aus Europa stammend), Salz, Glasperlen, Tabak, Kleider, Pferde, Großvieh (nur zum Schlachten). Der Haussa nimmt dafür vom Baja: Gummi, geflochtene Matten, Eisen, Silbergeld (das eigentlich noch nicht als „Geld", sondern entsprechend seinem Metallwert als Ware gilt), früher auch Sklaven und Sklavinnen.

Die Kaka nehmen vor allem von den Baja Eisen und liefern dafür Gummi, Fleisch und Elfenbein.

Bei diesem Tauschhandel sucht jeder den andern zu übervorteilen, jedes Tauschgeschäft ist deshalb ein stunden- und oft tagelanges Feilschen. Dem Haussa gegenüber ist der Baja bei solchen Geschäften besonders vorsichtig, da der Haussa als sehr gerissener Händler gilt. Der Baja fordert deshalb auch grundsätzlich zunächst mehr als er nachher für seine Waren nimmt.

Handelsgeschäfte auf Borg oder allmähliche Abzahlung sind allgemein üblich. Kann oder will ein säumiger Schuldner nicht zahlen, zahlt er auch auf Anweisung des zur Entscheidung angerufenen Häuptlings nicht, so kann der Gläubiger sich am Besitztum des Schuldners, seinen Hühnern, Schafen, Ziegen, seinen Weibern und Kindern schadlos halten. Reicht dies nicht aus, so kommt der Schuldner selbst in Schuldsklaverei bei seinem Gläubiger.

Zählen: Der Baja kennt streng genommen nur die Zahlen von 1 bis 5. Er hat dann noch besondere Worte für 10, 100, 1000. Die Zahl 6 heißt auf Baja: $5 + 1$, $7 = 5 + 2$, $18 = 10 + 5 + 3$, $20 = 2$ Zehn, $30 = 3$ Zehn usw. Einige Zahlen klingen an das Fulfulde an: 3 Baja: tar, Fulfulde: tati, 4 Baja: nar, Fulfulde: nai.

Der Baja ist kein großer Rechenkünstler. Das einfachste Kopfrechnen kennt er nicht. Für die Zahlen 1 bis 10 bedient er sich der Finger, von 11 bis 20 der Finger und Zehen. Für größere Zahlen gebraucht er Steinchen oder Hölzchen. Ohne dieses Hilfsmittel vermag er weder zu addieren noch zu subtrahieren.

Andererseits besitzt aber der Baja ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen. Mir wurde von verschiedenen Bajahäuptlingen mehrfach eine genau zutreffende Kartenskizze (z. B. Lage des Dorfes X zu dem 30 km entfernten Dorf Y) nebst Gewässern in den Sand gezeichnet. Dieselbe Beobachtung hat Oberleutnant Zipse gemacht.

Gewichts- und Längenmaße sind dem Baja unbekannt.

Die Zeitrechnung des Baja ist auf Tage und Monate beschränkt. Er hat eine Bezeichnung für Tag und Nacht, für Morgen, Mittag und Abend; kürzere Zeitspannen vermag er nicht zu bezeichnen. Fragt man einen Baja, wie lang man nach dem nächsten Dorf zu gehen hat, so antwortet er: „4 Bäche", d. h. man muß vier Bäche überschreiten, um zum nächsten Dorf zu gelangen. Dies ist natürlich eine sehr ungenaue Bezeichnung, denn der Abstand zwischen den einzelnen Bächen ist sehr verschieden.

Digitized by Google

Statt fünf Tage sagt der Baja fünf Nächte. Der Monat des Baja entspricht dem Mond. Für den Begriff „Jahr" hat er das Wort „bele". Bele bedeutet aber auch „Gras", also weil das Gras in jedem Jahr einmal gebrannt wird (in der Trockenzeit), ist „Gras" gleichbedeutend mit „Jahr". Diese „Jahre" zählt der Baja nicht, er kann deshalb auch nie angeben, wie alt er ist. Infolgedessen ist es unmöglich, auch nur annähernd zu schätzen, wie alt der Neger im Durchschnitt wird; ein alter, weißhaariger Baja kann geradesogut 90 wie nur 65 Jahre alt sein.

Die Sonne geht nach Ansicht der Baja am Himmel denselben Weg, den sie bei Tag machte, bei Nacht wieder zurück. Gott („So") macht, daß man sie hierbei nicht sieht. Der Himmel heißt „li-soe", wörtlich: „das Auge der Sonne". Über den Mond konnten sie mir nichts näheres angeben.

Der Regenbogen („butu") kommt aus einem Loch in der Erde, der dort heraustretende Rauch bildet den Bogen am Himmel.

Der Blitz heißt „kolo pi li", d. h. „Regen wirft Auge". Vor Gewittern haben die Baja große Angst, denn der Blitz wird von Gott („So") verursacht, tötet Menschen und zündet Häuser an. Den schlimmsten Schrecken hat meinen Baja aber einmal ein Hagelwetter eingejagt. Im April 1915, während des Kriegs, waren wir in dem Kakadorf Ngilabo, als unter Donner und Blitz ein heftiger Hagel niederging mit Körnern bis zur Größe einer Haselnuß. Rasch wie das Wetter gekommen war, verzog es sich und hinterließ auf dem Boden eine dicke Decke von Hagelkörnern, die nach einer Viertelstunde geschmolzen waren. Der Baja kennt nicht Schnee noch Eis, und auch Hagel ist ihm unbekannt. Jedenfalls konnte niemand auch seit der ältesten Generation, weder Baja noch andere Stämme, sich auf so etwas besinnen; es vermochte auch niemand einen Namen dafür anzugeben. Ich habe alle Eingeborenen, nicht bloß die bei mir befindlichen Baja, nie so entsetzt gesehen, wie bei diesem Hagelwetter, das sie sich gar nicht erklären konnten. Die auf ihre nackte Haut niederprasselnden Hagelkörner verursachten ihnen einen empfindlichen Schmerz, schreiend rannten sie in die nächstgelegenen Hütten; und als sie nachher sehr vorsichtig einige Körner des „Salzes" in die Hand nahmen, war es bei näherem Zusehen in Wasser zerflossen.

11. Religion. Geheimkulte.

Über Religion und Geheimkulte habe ich verhältnismäßig noch wenig in Erfahrung bringen können. Das Studium dieser Fragen ist bei den Baja vielleicht besonders schwierig. Einerseits macht der Islam, durch die Haussa propagiert, große Fortschritte, so daß vieles, was man von den Baja erfährt, schon nicht mehr reine Bajareligion, sondern von den Haussa beeinflußt ist; andererseits sind die Baja gerade mit Angaben über ihre eigene Religion sehr zurückhaltend, aus Furcht vor ihrem „Gott". Der Islam macht solche Fortschritte, daß es heute kein größeres Bajadorf mehr gibt, in dem nicht eine einfache Moschee oder wenigstens ein Gebetplatz errichtet ist. Bei jedem größeren Dorf ist überdies eine Haussa-Siedelung, und der Haussamalam unterrichtet nicht nur die Haussakinder, sondern auch Bajakinder täglich einige Stunden in den Lehren des Koran und im Lesen des Koran. Das letztere ist allerdings sehr problematischer Art; die Kinder erhalten jedes eine Holztafel, auf der einzelne Koransuren in maghrebinischer Schrift aufgeschrieben sind; diese Suren „lesen" dann die Kinder ab, d. h. sie plappern die Suren, die sie längst auswendig können, herunter. Die einzelnen Buchstaben oder Worte in den geschriebenen Tafeln vermögen sie nicht zu unterscheiden.

Aber diese islamitische Mission der Haussa hat zur Folge, daß wir nicht nur bei allen Baja auf Haussakleidung treffen, sondern daß die

Digitized by Google

Baja eine Reihe Vorschriften des Islam befolgen: sie verrichten die täglich zu den bestimmten Tageszeiten vorgeschriebenen Gebete, sie essen kein Schweinefleisch (wenigstens nicht von zahmen Schweinen!), die Weiber grüßen wie die mohammedanischen Haussaweiber mit abgewandtem Gesicht. Allgemein wird Allah, wenn Hilfe notwendig ist oder wenn irgend etwas bekräftigt werden soll, angerufen. Andererseits nimmt der Baja es aber doch nicht zu genau mit den Vorschriften des Koran: er trinkt zwar keinen Wein, dafür aber um so mehr Maisbier, die Weiber gehen nicht verhüllt; das Fleisch von Wildschweinen rechnet er anscheinend nicht als das verbotene Schweinefleisch.

Die ursprüngliche Gottheit der Baja ist „So". Die Baja scheinen von ihm eine ziemlich unbestimmte Vorstellung zu haben, fürchten ihn aber sehr. „So" kann alles, weiß alles, ist überall. „So" schickt Regen, Sonnenschein und Gewitter, „So" gibt Glück und Unglück auf der Jagd und im Kriege. „So" wird deshalb angebetet und angerufen, ohne daß es hierzu besondere Gebetshäuser oder Gottesdienst gibt. Auch Götzenbilder oder Abbildungen von „So" habe ich nie getroffen.

Neben „So" gibt es noch die Geister der Abgeschiedenen, die in gutem oder bösem Sinn in das Leben der Menschen eingreifen. Oft gehen die Geister der Abgeschiedenen in irgendein Tier. Damit hängt es zusammen, daß in jeder Familie der Genuß einzelner Tiere verboten ist.

Abb. 58. „sogo", Klapper des Medizinmanns (Kalebasse mit Steinchen gefüllt). Sutura. 1/8 nat. Gr.

Der Baja ist sehr abergläubisch. Alles, was er nicht versteht, und alles Unglück und Mißgeschick ist auf „So" oder auf einen bösen Geist oder auf Zauberei („Medizin") zurückzuführen. Deshalb ist in jedem Dorf der Medizinmann, der allein böse Geister zu bannen, sie aber auch herbeizurufen vermag, besonders angesehen und gefürchtet.

Der Medizinmann ruft „So" an, er vertreibt die bösen Geister, er macht die von einem andern gemachte böse „Medizin" (Zauberei) unwirksam. Sein Mittel hierzu ist, daß er ebenfalls „Medizin" macht. Wie vor jedem Jagdzug, unter Anführung des Medizinmanns, Medizin gemacht wird, habe ich schon geschildert. Ist ein Gewitter in Aussicht, so zieht der Medizinmann durch das Dorf, klappert mit der Klapper („sogo") (Abb. 58) und lenkt das Gewitter ab. Der Medizinmann bannt in ähnlicher Weise Krankheiten, er macht vor Kriegszügen Medizin, er kann vorbersagen, er bereitet das Gift zu für die Giftprobe usw. Der Medizinmann ist also eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und er ist auch gerissen genug, seine Stellung gut auszunützen. Nach außen tritt er nicht hervor; man kann monatelang im Bajagebiet reisen, ohne einen Medizinmann zu sehen.

Die Baja verbergen eben peinlich alles, was mit ihrer Religion und ihrem Geisterglauben zusammenhängt; es ist sehr schwer, in dieser Hinsicht etwas zu sehen oder zu erfahren. Im Juli 1914 habe ich beim Dorfe Mbunu in einem Wäldchen einen abgezäunten Platz gefunden, der zweifellos mit der Verehrung des „So" oder mit der Anbetung von Abgeschiedenen etwas zu tun hatte. Innerhalb des abgezäunten Teils waren Medizinen und auch Glocken aufgehängt, ebenso hingen über dem Eingang verschiedene Medizinen. Es gelang mir damals nicht, aus den über meine Entdeckung sehr erschrockenen Eingeborenen irgend etwas herauszubekommen, und meine Absicht, mich später nochmals eingehender

Digitized by Google

gerade mit diesen Dingen zu befassen, wurde durch den Krieg vereitelt. Es bleibt also hier noch manches aufzuklären.

Mit dem Glauben und Aberglauben der Baja hängt es zusammen, daß jeder Baja ein oder mehrere Amulette („Medizinen") (Abb. 59) bei sich trägt; sie sollen den Träger gegen Unglück und Krankheit und vor allem gegen böse Geister schützen. Auch in seinem Haus hat der Baja oft eine Medizin, und wenn er sein Haus verläßt, so bringt er an der Tür eine Medizin gegen Diebstahl während seiner Abwesenheit an; auf dieselbe Weise schützt er seine Verpflegungsfarmen gegen Diebe.

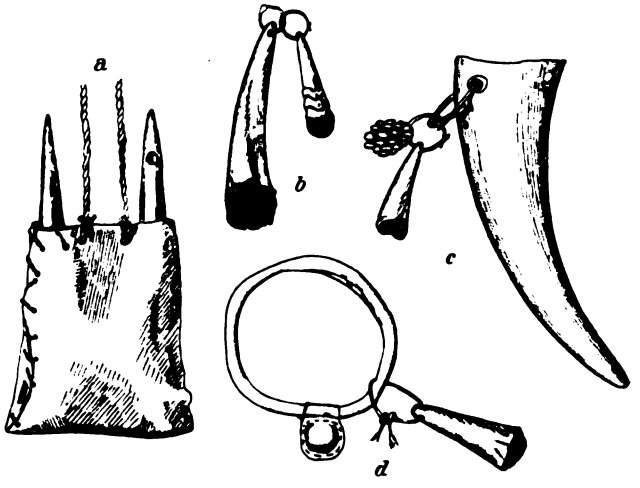


Abb. 59. Amulette. 1/4 nat. Gr. a) Antilopehörner in Felltasche; b) zwei Antilopenhörner; c) Spitze eines Büffelhorns, Antilopenhorn und geflochtene Medizin; d: lederumnähtes Armband mit angenähter Medizin und angehängtem Holzpflöckchen.

Der Islam ist sicher nicht zuletzt dem Baja deshalb so sympathisch, weil er dem Aberglauben des Baja durch zahlreiche Amulette Rechnung trägt, die jeder gute Mohammedaner stets bei sich hat.

Tod und Schlaf sind nach Ansicht des Baja nah verwandt. Der Schlaf ist eine Art Tod, bei welcher die Seele den Körper nicht verläßt. Die Träume schickt „So".

Nur alte Leute sterben eines natürlichen Todes. Stirbt ein Mann oder eine Frau in mittleren oder jüngeren Jahren, so hat ihm jemand einen Zauber gemacht. Der Verdacht richtet sich dann in erster Linie gegen die Weiber des Verstorbenen, welche deshalb der Giftprobe unterworfen werden. Die Weiber, welche das Gift erbrechen, sind unschuldig; die Schuldige behält das Gift bei sich und stirbt. Früher wurde angeblich mit einem toten Mann eines oder mehrere seiner Weiber lebendig begraben. Die weiße Bemalung als Zeichen der Trauer für einen Verstorbenen ist schon an anderer Stelle beschrieben.

Abb. 60. Häuschen über dem Grab eines Häuptlings in Sutura. 1/12 nat. Gr.

Das Grab ist bei den Baja länglich; es wird vor der Hütte, in welcher der Verstorbene gelebt hat, gegraben, einflußreiche Leute werden wohl auch auf dem Dorfplatz begraben. Der Tote wird in Tücher und Matten gewickelt und in liegender Stellung beigesetzt. Häuptlinge und einflußreiche Bajamänner kommen in ein Grab, in dessen Seitenwand eine Nische eingegraben ist. Diese Nische wird mit Rindenstücken verschlossen und dann das Grab zugeschüttet.

Digitized by Google

Auf das frische Grab werden einige Geräte und Tücher des Toten gelegt; das ältere Grab ist kaum mehr zu erkennen. Nur Häuptlingsgräber werden aus Pietät länger erhalten; es wird über ihnen ein kleines Dach errichtet (Abb. 60)

Von Geheimkulten kenne ich bei den Baja nur den Labikult. Der Labikult ist noch nicht genau erforscht. Anscheinend ist er ein Mannbarkeits- (nicht Beschneidungs-)kult. Jeder Bajaknabe oder -jüngling hat diesen Kult mitzumachen. Die Teilnahme dauert etwa neun Monate. Ist in einem Dorf eine genügende Anzahl Jungen vorhanden, die für den Labikult an der Reihe sind, so zieht ein älterer Bajamann, der zur Unterweisung im Labi bestimmt ist, mit ihnen nach einem Platz außerhalb des Dorfes. Hier bauen sie sich eine längliche, einen Halbkreis bildende Hütte aus Gras. Vor der Hütte wird ein ebenfalls halbkreisförmiger Zaun aus Gras errichtet, so daß Hütte und Zaun einen kreisrunden Platz umschließen. Hier leben die Jungen unter ihrem Labilehrmeister neun Monate und dürfen sich der Außenwelt nicht zeigen. Sie bemalen sich den ganzen Körper mit weißem Ton und gehen entweder ganz nackt oder mit einem kleinen Schürzchen zum Bedecken ihrer Blöße.

Abb. 61. Labiklapper.

Die Labijungen lernen eine besondere Sprache, die Labisprache. Man hat die Labisprache schon für eine Art Geheimsprache gehalten, in der sich eine ganze Anzahl von Eingeborenenstämmen von Adamaua, etwa nach Art des Esperanto, untereinander verständigen könnten. Dies scheint aber nicht zuzutreffen. Ich habe zwar die Labisprache nicht studiert, habe aber festgestellt, daß verschiedene junge Bajamänner, die erst einige Jahre zuvor den Labikult durchgemacht hatten, die Sprache schon wieder vergessen hatten. Ich halte auch nach dem, was mir die Eingeborenen darüber sagten, die Labisprache lediglich für eine Kultsprache, die für den Verkehr keine Bedeutung hat.

Abb. 63. Labklapper.

Eine Haupttätigkeit der Labijungen scheint das Tanzen zu sein. Beim Tanz bindet sich jeder Junge ein Büschel harter Schalen einer Pflanze (Namen der Pflanze konnte ich nicht feststellen) auf das Gesäß und ebensolche Büschel um die Fußknöchel (Abb. 61). Diese Büschel rasseln bei den Tänzen im Takt. Die Jungen halten bei ihren Tänzen Rasseln in der Hand (Abb. 62), mit denen sie ebenfalls den Takt der Tänze angeben. Für Aufführung einer Art Fechtspiele haben die Labijungen ferner selbstgeschnitzte Holzschwerter (Abb. 63); dies ist bemerkenswert und könnte vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft des Labikultes

Digitized by Google

sein, weil das Schwert nicht zur ursprünglichen Bewaffnung des Baja gehört.

Mitten auf ihrem runden Labiplatz errichten die Jungen eine hohe Stange, von der an einem Strick allerhand „Medizinen" herunterbaumeln. Diese Stange spielt bei den Tänzen eine gewisse Rolle, näheres konnte ich aber darüber nicht feststellen. Zur Begleitung bei den Tänzen befinden sich auf dem Labihof eine kleine und eine große Trommel, welche von Nichtteilnehmern am Labi nicht berührt werden dürfen.

Die Labijungen werden wohl auch in alle die Dinge eingeweiht, welche der Bajamann wissen darf und muß, die aber das Weib wenigstens zum Teil nicht wissen darf: Religion, Zauberei und Zaubermittel, Ahnenkult, wohl auch Kriegshandwerk und Totemismus.

Wie schon erwähnt, dürfen sich die Labijungen der Außenwelt nicht zeigen. Um nun trotzdem ab und zu das Labigehöft verlassen zu können,

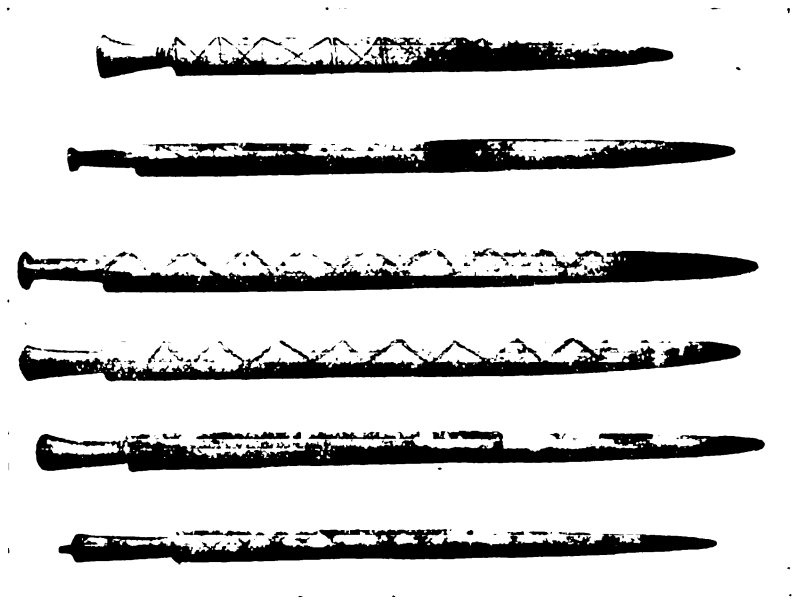


Abb. 63, Labi Holzschwerter. 62—79,5 cm. lang.

flechten sich die Jungen große, aber leichte gewölbte Schilde aus Stroh, in die sie ganz hineinschlüpfen können. Die Schilde sind in verschiedenen Farben mit Zeichnungen in dem bekannten Bajastil bemalt (Abb. 64). Will ein Junge oder mehrere Jungen das Labigehöft verlassen, so schlüpfen sie in ihre Schilde, aus denen nur die Beine heraussehen, und huschen hintereinander durch das Dorf. Die Weiber fliehen bei ihrem Anblick schon von weitem. Obgleich von den Jungen selbst nur die Beine zu sehen sind, können sie doch durch das Flechtwerk ihrer Schilde die Außenwelt ohne weiteres beobachten.

Im Laufe der Labizeit erhält jeder Teilnehmer die Labimarke: eine bis drei Schnittnarben um den Nabel. Die Schnitte werden angeblich nicht mit einem Messer, sondern mit einem Speer beigebracht. Die Labimarke ist das äußere Abzeichen, daß der Inhaber den Labikult mitgemacht hat. Wer bis zur Teilnahme am Labikult etwa die Stammesnarbe auf der Stirn noch nicht hatte, erhält sie während der Labizeit.

Digitized by Google

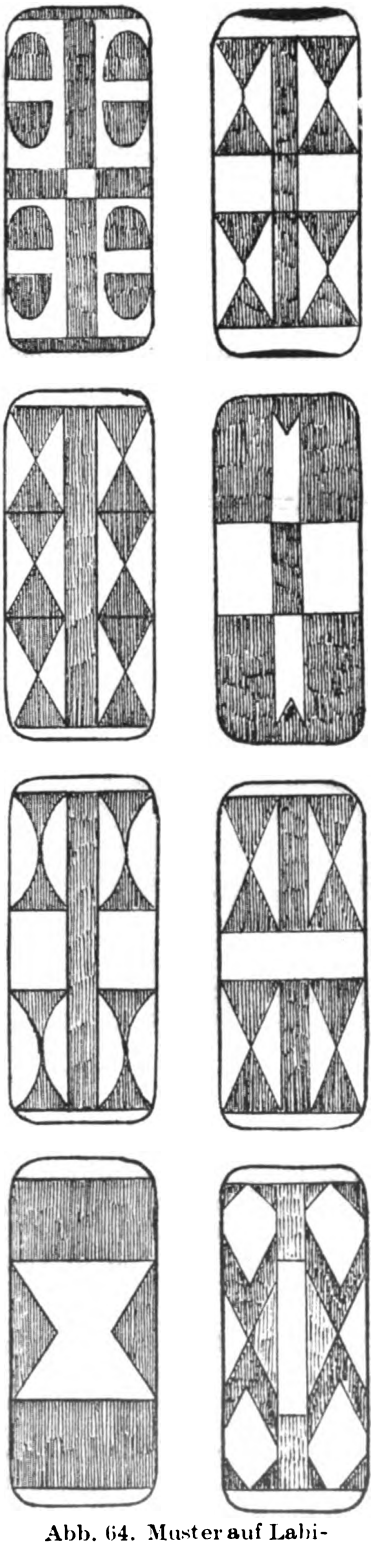


Abb. 64. Muster auf Labi-Schildern.

Die neunmonatige Zeit der Unterweisung im Labikult endet mit einem großen Labifest, an dem das ganze Dorf teilnimmt. Das Fest findet in der ersten Nacht statt, die die Jungen außerhalb des Labigehöfts zubringen dürfen. In dieser Nacht geben sich die Jungen, zusammen mit den übrigen Dorfbewohnern allen Ausschweifungen hin: es wird Maisbier oder Palmwein in großen Mengen getrunken, es wird gesungen und getanzt, und jeder Labijüngling darf sich für diese Nacht das Weib im Dorf aussuchen, das er haben will. Damit sind die jungen Leute unter die Männer des Dorfes aufgenommen.

Es ist am Labikult noch manches aufzuklären, und das muß bald geschehen, ehe sich der ursprüngliche Zweck des Kultes noch mehr verwischt. Schon in den letzten Jahren vor dem Krieg nahm der Labikult an Bedeutung ab, man nahm es nicht mehr so genau mit der vollständigen Absonderung der jungen Leute während der neun Monate, sie zeigten sich ab und zu in der Öffentlichkeit, sie tanzten wohl auch vor Unberufenen, und die Zeit ist nicht mehr fern, daß der Kult seine Bedeutung ganz verlieren und verschwinden wird. Damit wird wieder ein Stück alter Kultur Äquatorialafrikas in die Vergangenheit zurücksinken.

Bei den Baja gibt es Speiseverbote für Männer, für Frauen, für bestimmte Altersklassen.

Den Weibern ist stets verboten das Fleisch von: Löwe, Leopard, Wildkatze, Gorilla, Schimpanse, Hund, Schlange, Ratte.

Der Genuß von Löwen-, Leoparden-, Adlerfleisch ist nur Männern in vorgerücktem Alter gestattet, die Schildkröte dürfen nur Männer mit Bart essen.

Während der Schwangerschaft dürfen Weiber nicht essen: Flußpferd, Schwein, Affen, Ameisenbär.

Daneben gibt es Totemtiere, die einzelnen Familien verboten sind. Z. B. darf der Häuptling Diwa von Bertua mit seiner ganzen Familie kein Hunde- und Affenfleisch essen. Auf meine Frage nach dem Grund antwortete er: „Diese Tiere sind wie Mensch". Weitere Totemtiere in verschiedenen Familien sind: Leopard, Schwein, Schlange, Schildkröte, Ameisenbär.

Digitized by Google

12. Ein geborenenheilkunde. Gesundheitsverhältnisse.

Nicht bloß der „Medizinmann", sondern auch die übrigen Baja kennen eine Reihe von Krankheiten und haben Mittel dagegen.

Die Instrumente sind sehr einfach: ein gewöhnliches kleines Messer, ein Schröpfkopf, eine kleine Kalebasse für Darmeinläufe.

Hat ein Mann Kopfschmerzen, so wird ihm mit dem Messer an der Schläfe zur Ader gelassen und die Stelle dann mit Pfeffer eingerieben.

Bei Zahnschmerzen wird zunächst der „Medizinmann" zurate gezogen, oder auch ein anderer kundiger Mann, der durch Zauberei die Zahnschmerzen zu beseitigen versucht. Gelingt dies nicht, so muß zu einem wirksameren Mittel gegriffen werden, das allerdings auch unangenehmer ist. Der schlechte Zahn wird durch häufiges Klopfen mit einem Eisenstäbchen gelockert; er ist nach zwei Tagen so weit, daß er nebst Wurzel mit der Hand ausgezogen werden kann. Man sieht aber bei den Baja sehr wenig schlechte Zähne, sie haben im allgemeinen ein recht gutes Gebiß.

Arm- und Beinbrüche werden regelrecht geschindelt mit einer Reihe von dünnen Stäben, die um das gebrochene Glied herumgebunden werden.

Bei Schwellungen wird der Schröpfkopf („nlung") aufgesetzt. Er besteht aus der 5 bis 8 cm langen Spitze eines Ochsenhorns, in der äußersten Spitze ist ein kleines Loch angebracht. Nachdem man mit dem Messer an der geschwollenen Stelle einen Schnitt in die Haut gemacht hat, wird der Schröpfkopf aufgesetzt, die darin befindliche Luft durch Saugen durch das kleine Loch entfernt und das Loch mit Wachs von wilden Bienen verschlossen. Der Schröpfkopf bleibt dann auf der Haut hängen, bis er sich mit Blut oder Eiter vollgesogen hat. Das abgezapfte Blut wird vergraben.

Bei Verstopfung, aber auch bei Fieber oder sonstigem Unwohlsein erhält der Kranke einen Darmeinlauf. Der Apparat hierzu ist ein kleiner Flaschenkürbis mit langem dünnem Hals. Oben hat der Kürbis ein Loch. Er wird mit Wasser oder einem Medikament gefüllt; hierbei spielt wie meist bei der Eingeborenenmedizin Pfeffer eine große Rolle. Durch Pusten durch das obere Loch wird dann die Flüssigkeit auf den für sie bestimmten Weg geleitet.

Beim Vieh kennt der Baja eine Art Beulenpest (ngabil) bei Schafen und Rindern, Räude (biti) bei Hunden. Über die Behandlungsart konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Bei dem verhältnismäßig geringen Wert dieser Tiere ist es möglich, daß der Baja sich hier mit keinen Heilungsversuchen abgibt.

Die schlimmste bei den Baja vorkommende Krankheit ist die Schlafkrankheit, die Geisel Afrikas. Sie kommt vor im größten Teile des von Baja bewohnten Gebiets Neukameruns. Deshalb hat die deutsche Regierung bald nach Übernahme des neuen Gebiets in Kumbe, einige Tagereisen südöstlich der Station Carnot, ein Schlafkrankenlager angelegt. Es wurde eingerichtet von dem Stabsarzt der deutschen Schutztruppe Dr. Roesener, dem Ärzte, Sanitätsunteroffiziere und zwei deutsche Schwestern zur Seite standen.

Digitized by Google

Über Geheimbünde bei den Wanyamwezi.

Von

Fritz Spellig.

Im folgenden sollen einige Beobachtungen wiedergegeben werden, die ich während meines zehnjährigen Aufenthalts unter den Wanyamwezi, dem größten und bedeutendsten Negerstamm im Innern des einstigen Deutsch-Ostafrika, machte. Wie ich gelegentlich feststellen konnte, bestehen dort verschiedene geschlossene und geheime Verbände, die sich allerdings nur dem schärfer Beobachtenden als wirkliche Geheimbünde zu erkennen geben. Wer darum nicht besonders darauf ausgeht, solchen Dingen nachzuspüren, kann jahrelang mitten unter den Wanyamwezi leben, ohne von dem Vorhandensein solcher Geheimverbände eine Ahnung zu haben. Ihr öffentliches Auftreten bei den Trommelfesten, den sogenannten „ngomas", wird er höchstens als harmlose Volksbelustigung ansprechen.

Die größte Rolle spielten zur Zeit meines Dortseins (1910—1920) im gesellschaftlichen Leben der Wanyamwezi die Wajeje, die Wanunguli und die Waswesi.

Die Wajeje sind Vereinigungen von Schlangenbeschwörern oder Schlangenzauberern. Die nicht sehr zahlreichen Mitglieder sind über ganz Unyamwezi und wahrscheinlich noch über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet; doch trifft man sie nach meinen Beobachtungen im Norden häufiger als im Süden. Jeder Bezirk hat seinen besonderen Verein, an dessen Spitze der „wawa wuhemba" (Lehrvater), der Meister, steht. Während sonst die gewöhnlichen Neger eine abergläubische Furcht vor Schlangen zeigen und nie eine Schlange anrühren würden, kennt der Mujeje (Einzahl von Wajeje) weder Furcht noch Scheu davor. Gegen den Biß von Giftschlangen glaubt er sich gefeit durch den Besitz zauberkräftiger Schutzamulette. Auch behaupten die Mitglieder des Bundes, wirksame Heilmittel gegen Schlangengift zu kennen. Inwiefern letzteres zutrifft, konnte ich nicht nachprüfen, da sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Kenntnisse streng geheim halten. Bei ihren Volksgenossen genießen die Wajeje große Achtung und man sucht sich, wenn irgend möglich, immer gut mit ihnen zu stellen, denn man weiß nie, wann man ihre Hilfe einmal gebrauchen muß. Andererseits wissen die Wajeje ihre Stellung gut auszunutzen, indem sie sich ihre Kuren bei Schlangenbissen teuer bezahlen lassen.

Wie mir ein alter Mujeje verriet, töten sie Schlangen mit dem stark nikotinhaltigen Rückstand der Tabakspfeifen, indem sie einige Hölzchen damit bestreichen und diese dann vor den Erdlöchern, in denen sie Schlangen vermuten, aufstellen, so daß das Tier sie beim Herauskriechen mit der Nase berühren muß.

Von Zeit zu Zeit versammelt sich der Wajejeklub bei Vollmond zu nächtlichem Tanz. Die Mitglieder bilden einen geschlossenen Kreis, in dem drei bis fünf Trommler und einige gewandte Tänzer Aufstellung nehmen. Die Trommler hocken in einer Reihe und bearbeiten in scharfem Rhythmus unermüdlich ihre Instrumente. Die Vortänzer — meist sind es drei — tragen ein kurzes Lendentuch, um die Schultern einen kleinen Kragenmantel aus schwarzem, zottigem Schaf- oder Ziegenfell und um die Fußgelenke eine Anzahl kleiner Eisenschellen. Ihre Vorführungen ähneln im allgemeinen den der übrigen Negertänze. Zunächst werden einige Rundgänge im Kreis gemacht, wobei sie durch hartes Aufstampfen mit den Fersen den Takt der Trommeln begleiten. Die Augen der Trommler sind ständig auf die Tänzer gerichtet. Plötzlich kommt Bewegung in die

Digitized by Google

Tänzer. Ein Schütteln geht durch den ganzen Körper, alle Muskel spielen, die Schulterblätter rollen, als gehörten sie nicht mehr zum Körper. Lauter und lauter ertönen die Trommeln. Immer toller und verwegener werden die Bewegungen der Tänzer. Der Körper ist ganz in Schweiß gebadet. Jetzt stehen sie wie zur Bildsäule erstarrt. Nur das unheimliche Muskelzucken über den ganzen Körper dauert an. Dann, wenn die Erregung aufs höchste gestiegen ist, stürzen sie plötzlich wie vom Blitz getroffen zusammen und bleiben eine Zeitlang wie besinnungslos liegen. Nach kurzer Zeit beginnt dann das Spiel aufs neue.

Eine praktische Bedeutung gewinnt die Tanzkunst der Wajeje, wenn sie zu Hochzeits- und anderen Feierlichkeiten zugezogen werden. Dann regnet es von allen Seiten Heller und der Klubvorstand hat, wenn die mehrtägige Feier zu Ende ist, eine gute Einnahme zu verzeichnen. Mehrfach habe ich die Wajeje auch in Tabora getroffen bei großen Volksfesten, die aus irgendeinem Anlaß von den Europäern inszeniert wurden.

Die Wanunguli oder Stachelschweinleute (von nunguli-Kinyamwezi das Stachelschwein) stellen sich im Grunde als ein reiner Jagdklub dar, der nur den einen Zweck verfolgt, Stachelschweine aufzuspüren, sie zu erlegen und ihr Fleisch zu genießen. Ich hätte vielleicht nie etwas von dem Vorhandensein der Wanunguli und ihrer Sitten erfahren, wenn ich nicht bei meiner Suche nach einem Stachelschweinschädel für meine Sammlung zufällig auf diesen sonderbaren, geheimen Jagdklub aufmerksam gemacht worden wäre. Und doch ist gerade dieser Geheimbund in manchen Gegenden Unyamwezis, besonders in der weiteren Umgebung Taboras, in der großen Landschaft Unyanyembe, stark vertreten.

Auch die Wanunguli sind, wie die Wajeje, ein reiner Männerbund. Während aber dem letzteren in der Regel mehr ältere Leute angehören, ist bei den Wanunguli auffallend stark die Jugend vertreten. Schon mit zehn bis zwölf Jahren tritt der Negerbursche, der den Hang zum Stachelschweinjäger in sich fühlt, dem Bund bei. Von jedem Neueintretenden erhält der Häuptling der Wanunguli, der sich auch hier „wawa wuhemba" (Lehrvater) nennt, ein Geschenk im Wert von vier bis fünf Rupien. Durch ein nächtliches Trommelfest (ngoma) wird er dann in den Bund der Jäger aufgenommen. Von jetzt an nennt er den Häuptling Vater und betrachtet die Zugehörigkeit zum Bund wie eine Art Blutsverwandtschaft. Die Novizen machen eine mehrjährige Lehrzeit durch, indem sie während der Fangzeit, gewöhnlich im Anfang der Regenzeit, mit dem Häuptling oder einem älteren Jäger auf der Suche nach Stachelschweinen die Wälder und Steppen durchstreifen. Hierbei lernen sie Spuren lesen, die Fraßstellen feststellen und die Schlupfwinkel der Tiere aufspüren. Dazu gehört viel Übung; denn obwohl das Stachelschwein auf den Hochflächen von Unyamwezi nicht selten ist, weiß es sich als scheues, ausgesprochenes Nachttier am Tage außerordentlich geschickt zu verbergen. Meistens verbringt es die Stunden des Tages in den zahlreichen großen, vom Erdferkel angelegten Erdhöhlen im Walde. Auch das Erlegen des Stachelschweines verlangt viel Geschicklichkeit, die nur durch lange Übung erworben wird.

Haben die Jäger nach tagelangem, mühsamen Suchen endlich eine Höhle aufgespürt, die frisch befahren ist, so verschließen sie den Eingang zunächst fest mit Holz, Erde und Steinen. Darauf melden sie den glücklichen Fund sofort dem Häuptling und schlagen die Wanungulitrommel, um die Klubmitglieder zusammenzurufen. Mit einbrechender Nacht sind sie alle beisammen. Der Häuptling bringt ein Opfer dar und bittet die Geister um Gelingen für den morgigen Fang. Darauf beginnt die ngoma, die sich gewöhnlich bis nach Mitternacht ausdehnt. Der Tanz

Digitized by Google

der Wanunguli stellt eine Art Jagdzauber dar, denn er besteht in der Hauptsache darin, daß die Vortänzer das Stachelschwein in seinen Bewegungen und Gebärden nachahmen und immer wieder die Erlegung des Tieres bildlich zum Ausdruck bringen, was sie übrigens meisterhaft fertig bringen.

Am frühen Morgen begibt sich dann die Gesellschaft zum Fundort. Nichtmitglieder haben dabei keinen Zutritt. Der Eingang zur Höhle wird geöffnet und eins der jüngeren, schlankeren Mitglieder, das vom Häuptling dazu bestimmt wird, rüstet sich zur Einfahrt in die Höhle. Nachdem der Bursche alle Kleidungsstücke abgelegt hat, wird er am ganzen Körper mit „dawa", einer Zaubermedizin, eingerieben zum Schutz gegen Schlangen, Leoparden oder böse Geister, die sich etwa in der Höhle aufhalten. Darauf rutscht der Jäger, mit einem kurzen Speer bewaffnet, rückwärts in das Erdloch hinab. Mit dem Speer, das Blatt nach unten gewendet, tastet er alle Verzweigungen der Höhle ab. Ist er endlich in die Nähe des Tieres gelangt, so tötet er es mit einigen kräftigen Stößen seines Speeres. Nun wird die Beute unter großer Mühe ans Tageslicht befördert, wobei es meistens nicht ohne zerschundene, blutige Hände abgeht. Inzwischen haben die Mitglieder in der Nähe ein Feuer entzündet, auf das das Tier unausgeweidet gelegt und so lange gedreht und gewendet wird, bis es allerseits schwarz und knusperig gebraten ist. Jetzt erst wird es zerlegt. Den Kopf, der mit seinen starken Kaumuskeln als der größte Leckerbissen gilt, erhält stets der Häuptling; in das übrige Fleisch teilen sich die Jäger, die es an Ort und Stelle verzehren.

Auch die Wanunguli benutzen gern jede Gelegenheit, öffentliche Schautänze zu veranstalten, um ihre Kasse zu füllen. Dabei werden die verwegensten Kunststücke ausgeführt. So erlebte ich es z. B., daß einer der Vortänzer sich die Zunge mit kleinen, spitzen Hölzchen am Boden festnageln ließ.

Wohl die eigenartigste Erscheinung unter den Geheimbünden der Wanyamwezi stellen die „Waswesi" dar. Soviel ich über die Bedeutung des Namens in Erfahrung bringen konnte, heißt „iswesi" Geist. Meistens wird das Wort in der Pluralform „maswesi" gebraucht. Dieser Geheimbund trägt im Gegensatz zu den beiden oben beschriebenen stark religiösen Charakter und unterscheidet sich ferner von ihnen dadurch, daß die Mitglieder sich aus beiden Geschlechtern zusammensetzen. Die Ausübung ihrer kultischen Tänze erinnert lebhaft an gewisse Formen der Besessenheitsreligionen, wie sie z. B. L. Frobenius von Westafrika schildert.

Daß die Waswesi nur im nördlichen Teil von Unyamwezi anzutreffen sind und ihre Mitglieder zum überwiegenden Teil aus den sogenannten Watussi, den unter den Wanyamwezi zerstreut lebenden, halbnomadisierenden Hirten, bestehen, deutet mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, daß dieser Geheimbund aus dem Norden oder Nordwesten stammt. Auch ihre Kultsprache läßt darauf schließen, daß wir es hier mit einem landfremden Produkt zu tun haben. Im übrigen ist es sehr schwer, etwas Sicheres und Genaueres zu erfahren, weil es den Anhängern streng untersagt ist, etwas zu verraten.

Es fragt sich nun zunächst, welcher Art die Geister sind, die von den Waswesi verehrt werden, ob bloße Ahnengeister oder Dämonen. Mir scheint das Letztere der Fall zu sein. Es besteht z. B. ein Gruß, mit dem die Bevölkerung den Muswesi (Einzahl von Waswesi) begrüßt: „gira lya ngombe". Ich habe mir sagen lassen, daß „Lyangombe" der Name eines großen Dämonen sei, gleichbedeutend mit Katawi (Teufel), der im Südwesten der Kolonie, besonders in den Gebieten um den Tanganyika- und Rukwasee bis nach Kiwere hinein große Verehrung genießt. Ebenso

Digitized by Google

zeigt das Auftreten und Verhalten des Geheimbundes sowie das des einzelnen Mitgliedes in den Aufzügen und kultischen Tänzen vollkommen dämonischen Charakter. Jedesmal, wenn da und dort im Lande Kultfeiern und Umzüge der Waswesi stattfanden, und ich um dieselbe Zeit ein Mitglied traf, das sich nicht am Tanz beteiligte, erhielt ich auf meine Frage, warum es nicht mitmache, die stehende Antwort: „natali kusangwa n'iswesi", d. h. ich bin dem Geist noch nicht begegnet oder ich bin vom Geist noch nicht heimgesucht, besessen worden. Danach glaubt sich jedes am kultischen Tanz teilnehmende und mit den charakteristischen Abzeichen und Amuletten behängte Mitglied von einem Geist besessen. Es ist dann nicht mehr es selbst, der Geist spricht durch ihn, der Geist (iswesi) beherrscht sein ganzes Tun und Lassen. Fängt man darum mit einem Muswesi zur Zeit der angeblichen Besessenheit ein Gespräch an, so erhält man nur unverständliche Laute und gänzlich verstümmelte und verdrehte Worte zur Antwort. Selbst die gewöhnlichen Grußformen werden zu nichtssagenden, unverständlichen Worten. Man hat das Gefühl, einem aus dem Irrenhaus Entsprungenen gegenüberzustehen. Ich versuchte es einmal, während einer Tanzfeierlichkeit einen schönen, alten Bogen anzufassen und nach dem Preis zu fragen, um den Besitzer in die Versuchung zu führen, ordnungsgemäß zu reden. Es gelang mir nicht. Er setzte eine wilde Miene auf, grunzte und gab fortwährend unartikulierte Laute von sich, aus denen man nur ab und zu einzelne Worte heraushörte, wie: Laß sein! Der Geist weigert!

Jede Landschaft hat ihre besondere Kultgemeinde, an deren Spitze ein Priester „mutwale" oder „mutware" genannt, steht. Er hat die Opfer darzubringen, bei feierlichen Anlässen die Mitglieder zusammenzurufen und die Tanzfeiern zu organisieren. Die Anhänger des Geheimbundes erweisen ihm größte Achtung. Begegnet ihm z. B. ein Muswesi, so wirft er sich vor ihm auf die Erde nieder und verharrt in seiner Lage, bis ihm der Priester die Hand gleichsam segnend aufs Haupt legt. Überhaupt genießen die Waswesi bei der übrigen Negerbevölkerung hohes Ansehen; denn einmal verfehlt auch hier das Geheimnisvolle nicht seine Wirkung und dann ist es immer gut, sich mit den Verehrern solcher unheimlichen Dämonen auf guten Fuß zu stellen; und endlich weiß man nie, ob man sie nicht eines Tages braucht, um irgendeinen hartnäckigen Krankheitszauber zu vertreiben. Darum auch die ehrfurchtsvolle Begrüßung eines geschmückten und vom iswesi besessenen Muswesi: Etwaige Lasten werden abgestellt, Waffen zu Boden geworfen, man eilt auf ihn zu, ob Mann oder Frau, legt ihm beide Hände flach auf die Brust und sagt: „gira lya ngombe!" worauf der Begrüßte antwortet: „mama yandje!"

Zu Zeiten hörte ich tage- und nächtelang den charakteristischen Rhythmus der Waswesitrommel. Dann ging irgendeine Aufnahmefeierlichkeit vor sich oder, was viel öfter der Fall war, sie hatten sich in einem Dorf einquartiert, in dem ein Kranker lag. Wenn nämlich ein Munyamwezi allen Künsten des Medizinmanns zum Trotz nicht gesund werden will, dann rät letzterer nicht selten den Angehörigen des Patienten, die Waswesi zu rufen. Diese lassen sich dann für vier bis fünf Tage im Dorf des Kranken nieder, machen reichlich viel Lärm mit Trommeln und Rasseln, indem sie Tag und Nacht tanzen, essen gut und trinken viel Negerbier auf Kosten und zum Besten des Kranken. Außerdem wird an den Priester noch eine Summe von 15—20 Rupien gezahlt. Wird der Kranke zufällig gesund, so tritt er meistens, sei es aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen seine Retter, oder aus dem Bedürfnis heraus, sich in dauernden Schutz vor Krankheitsdämonen und Verzauberungen zu begeben, in den Bund der Waswesi ein.

Digitized by Google

Zu ihren kultischen Tänzen erscheinen die Waswesi in recht phantastischen, ja geradezu lächerlichen Aufzügen. Die Männer behängen sich mit leeren Konservendosen, aufgereihten Kaurimuscheln, trockenen Baumfrüchten und allen möglichen sonstigen Dingen. Meistens tragen sie alte Waffen, wie Speere, Kampfbeile, Bogen, auch aus Holz nachgemachte Gewehre. Als Kopfschmuck dienen Fellmützen mit vielen Kaurimuscheln besetzt. Sehr beliebt bei den älteren Mitgliedern und Vortänzern ist ein aus den gebogenen Stielen von Kalabassen verfertigtes Rindergehörn, das, neuerdings auch mit Staniol verziert, an der Kopfbedeckung befestigt wird. Auch die Weiber behängen sich mit vielen Amuletten und allen möglichen glitzernden Dingen. Außerdem tragen sie den charakteristischen Kopfschmuck, bestehend aus einem Schleier kleiner weißer Glasperlen, die in dichten Fransen über das Gesicht bis zur Nase herunterfallen. Alle aber, Männer wie Weiber, sind mit einer Rassel bewaffnet, die sie sich aus Kalabasskürbissen herstellen und mit denen sie einen wahren Höllenlärm verführen können.

Die kultischen Tänze gleichen äußerlich den übrigen Negertänzen, sind aber viel wilder, ekstatischer, dämonischer. Man hat als Zuschauer wirklich das Gefühl, von all diesen Trommelnden, Rasselnden und Tanzenden hat ein Dämon Besitz ergriffen. Immer wieder werden die Vortänzer von Zeit zu Zeit von einem wahren Besessenheitstaumel erfaßt, bis sie dann plötzlich wie leblos zu Boden stürzen. Und die ekstatische Trommelmusik sowie das nervenaufpeitschende Rasseln der einen geschlossenen Kreis bildenden Kultgemeinde trägt wesentlich dazu bei, die Feiernden in den äußersten, gesteigertsten Erregungszustand zu versetzen.

Das sind im wesentlichen die Züge, in denen sich der Dämonenkult der Waswesi hier darstellt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er weiter nach Norden und Nordwesten zu, von wo er seiner Zeit wahrscheinlich kam, andere Formen, vielleicht einfachere, reinere zeigt, und daß letztere durch die Berührung mit andersartigen Volksstämmen sich gewandelt und verflüchtigt haben.

Ein ostgermanisches Skelett der Kaiserzeit in Lebus (Kreis Lebus).

Von

M. M. Lienau.

Vorausschicken möchte ich, bevor ich in die Besprechung des Lebuser Skeletts eintrete, als Einleitung zu dieser und später folgenden Arbeiten über vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt[1])“ und dem angrenzenden Kreise Lebus eine kurze Bemerkung über die Stellung der in Anmerkung 1 genannten vier Kreise innerhalb des Gesamtrahmens der Vor- und Frühgeschichte der Provinz Brandenburg:

Diese vier Kreise (insbesondere Kreis Lebus und Stadtkreis Frankfurt) sind von alters her „Marken“ (Völkergrenzen) gewesen; dies geht schon aus den „der um 2000 v. Chr. ausklingenden Steinzeit“ angehörenden Funden hervor, die nördliche, südliche und westliche Elemente aufweisen, dann läuft etwa von 1500 bis 500 v. Chr. eine Völkergrenze von Ost nach West durch die heutige Provinz Brandenburg dergestalt, daß

Digitized by Google

nördlich einer Linie, die etwa von Eberswalde über Berlin nach Halle läuft, Germanen, und südlich dieser Linie Nichtgermanen (nach Kossinna „Illyrier") sitzen. Nach dem Abzuge (bzw. der Aufsaugung zurückgebliebener Volksteile) der Illyrier um 500 v. Chr. betreten erst wenige Germanen von Norden her den Kreis Lebus und zwar Westgermanen (wohl Semnonen), die wir später vor und um Christi Geburt durch betreffende Grabfunde auf dem westlichen Oderufer (am Rande des Hochplateaus) bei Lebus und durch Siedelungsfunde, gleichfalls westlich der Oder, bei Frankfurt-Nuhnen als solche ansprechen können.

Verlief die ältere Völkergrenze von Ost nach West, so wird sie jetzt seit etwa 150 v. Chr. durch die untere Oder gebildet im Zuge Süd-Nord, deren Lauf von der Einmündung der Lausitzer Neiße bis zur Mündung nunmehr West- und Ostgermanen trennt. Letztere setzen sich aus Goten, Goten-Gepiden, Rugiern, Burgunden, Wandalen (Hasdingen) u. a. zusammen, und zwar finden wir von den Wandalen als der Oder am nächsten sitzende, seit etwa (nach den bisherigen Funden) spätestens 50 v. Chr., diejenigen in den Kreisen Ost- und West-Sternberg. Ich selbst hatte das Glück, die ersten Wandalengräber in diesen beiden Kreisen, welche bisher für das letzte Jahrhundert v. Chr. als unbesiedelt galten, im Jahre 1923 bzw. 1925 festzustellen (bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf, West- und in Mauskow, Ost-Sternberg, Zufallsfund bei der Ziegelei). So beginnt denn das Ringen der West- und Ostgermanen um den Oderstrom, das damit endet, daß die Westgermanen, nachdem sie im ersten Jahrhundert einen Vorstoß über die Oder bis zu einer Linie Stettin-Crossen gemacht hatten, in der Zeit etwa zwischen 150 bis 400 n. Chr. fast aus dem ganzen Westen der Mark Brandenburg, wie auch aus Mittel- und Nordwest-Mecklenburg abrücken, während die Ostgermanen (hauptsächlich Burgunden) nunmehr von diesen Gebieten Besitz ergreifen.

Nach 400 n. Chr. wird ganz Ostdeutschland (östlich der Oder) germanenarm (wenn auch nicht -leer), und seit spätestens 600 n. Chr. ziehen die Wenden (Slawen) in kleinen Trupps in diese von den Germanen verlassenen Landschaften ein und schließlich folgt die große, schon der Geschichte angehörende Rückkolonisation durch die Deutschen, die unsere Provinz zur deutschen Grenzmark machte, — zu einem Vorposten des Deutschtums, einem Ehrenposten, auf dem sie gegenwärtig nach dem verlorenen Weltkriege wieder zu stehen und rastlos zu wirken die Ehre hat. Dabei stehen auf äußerstem Posten im Osten die vier hier zu behandelnden Kreise, und mitten darin liegt Frankfurt als Hauptort der alten Lande Lebus und Sternberg und Vorort der mittleren Ostmark mit seirem alten wehrhaften Turm des Mariendoms.

Das Lebuser Skelett.

Im Garten des Herrn Studienrat Dr. Luhmann (vgl. hierzu Mannus Bd. 16, S. 263—65) stieß man im Herbst 1925 beim Rigolen auf ein Skelett (Abb. 1, von Südwesten nach Nordosten und Abb. 2, von Südosten nach Nordwesten). Die Schichtung war folgende: 30 cm Humus, 22 cm sandige Lehm, 38 cm toniger (steinharter) Lehm, zusammen 90 cm Erdreich über dem Schädel des Skeletts, auf den man, ihn leider beschädigend, zuerst stieß. Das Skelett lag in Hockerstellung auf der linken Seite von Nordnordost nach Südsüdwest, so daß die Augen nach Sonnenaufgang gerichtet waren. Die Arme lagen über der Brust. Merkwürdig war die

[1]) Hiermit werden fortgesetzt die Fundberichte aus meinem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt a. d. Oder" (Stadtkreis Frankfurt, Kreise West- und Ost-Sternberg) und aus dem Kreise Lebus. Vgl. Mannus Bd. 16, 1924, S. 260/278 und Zeitschr. f. Ethnologie, 57. Jahrg., 1925, S. 165/194.

Digitized by Google

Stellung der Beine dadurch, daß die untere Beinhälfte mit Fuß (siehe auf den Abb. 1 u. 2: den kreidig-weißen Knochen) nicht in normaler Lage nach außen, sondern, dem Oberschenkel fast parallel, nach innen, mit der Fußspitze nach den Armen zeigend, lag. Hier muß ein gewaltsamer Eingriff stattgefunden haben, dem aber vielleicht lediglich die Absicht, die Grube für das Skelett möglichst klein auszuheben, zugrunde gelegen haben könnte, und diese Absicht würde verständlich dadurch, daß man bei Eintiefung der Grube (die Humusschicht von 30 cm wird sich, jedenfalls zum großen Teil, erst nachträglich gebildet haben) nach Entfernung des sandigen Lehms von 22 cm Mächtigkeit auf die steinharte tonige Lehmschicht, die jetzt nur mit dem Pickel mühsam durchrigolt werden konnte, stieß, sie aber, um eine gewisse notwendige Tiefe zu erreichen, durchstoßen mußte. Nur durch Verstümmelung der Beine wurde es dann möglich, das hockende Skelett in einer Grube von nur 77 cm Länge bei einer Höchstbreite von 50 cm niederzulegen.

Abb. 1.

Die Beigaben (siehe das × auf den Abb. 1 und 2), zwei eiserne Fibeln (Abb. 3a/b und 4) und eine eiserne Schnalle (Abb. 4) lagen in der Hüftgegend, und zwar die Fibeln 30 cm, die Schnalle 6 cm vom Ende des Unterarms entfernt. Die Schnalle lag also 3 cm südlich der zwei Fibeln, die bei der Auffindung einen unförmigen rundlichen Rostklumpen bildeten, der sich bei vorsichtiger Entwirrung als ein Konglomerat von zwei gleichartigen Fibeln erwies, die Seite an Seite gesteckt haben. Da der Rostklumpen überraschend auseinanderfiel, so ließ sich weiteres, insbesondere über die Richtung „der Nadelspitzen in situ" leider nicht sagen, was von Bedeutung gewesen wäre. So muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß Gewandteile 3 cm oberhalb der Gürtelstelle, wo die Gürtelschnalle saß, durch zwei Seite an Seite haftende Fibeln zusammengehalten wurden. In einem Nadelhalter steckte noch ein Stückchen Nadel, das aber nicht mehr zu konservieren war. Zweifelsohne aber war die Leiche bekleidet mit einem umgürteten Gewande, das außerdem „zum Sitz" noch oberhalb des Gürtels an einer Stelle durch Gewandhaften zusammengehalten werden mußte (deren Doppelung vielleicht nur Modesache war). Ich werde gleich davon sprechen, daß unser Skelett einer weiblichen Person

Digitized by Google

angehört, und gerade deshalb ist es in Hinsicht auf die weibliche Tracht[1]) bedauerlich, daß sich nicht feststellen ließ, ob die Nadelspitzen der zwei zweifelsohne in derselben Richtung nebeneinander angebrachten Fibeln derart orientiert waren, daß sie ein langes von oben nach unten geschlitztes Kleidungsstück oder zwei Kleidungsstücke (Jacke und Rock) zusammenhielten. In ersterem Falle würden die Nadelspitzen in der Horizontale, im letzteren in der Vertikale des Körpers gelegen haben. Bei derartigen Erwägungen zur Ermittelung einer Tracht muß man allerdings voraussetzen, daß die Toten nicht in einer besonderen „Totentracht", sondern in der landes- bzw. stammüblichen Tages- oder Festtracht bestattet wurden. Bei den Griechen z. B. war in der klassischen Zeit als „Totentracht" die „Himatien"tracht allgemein gebräuchlich: Chiton und Mantel (Laken), wie auch Unterlage aus Leinwand (Pharos). Wie aber hieraus ersichtlich ist, daß diese griechische Totentracht der täglichen Tracht im großen und ganzen entsprach, so wird man dies auch bei anderen alten Völkerschaften annehmen dürfen, wie es z. B. für die Germanen durch die dänischen Funde in Baumsärgen der Bronzezeit und für die Wolga-Schweden durch einen Bericht aus den Jahren 921/92 n. Chr. über die Schiffsbestattung eines Fürsten in seiner gehobenen (fürstlichen) Tracht (Girke, Tracht der Germanen, Band 2 [Mannusbibliothek Nr. 24]. S. 101) bezeugt wird. Eine heute noch brauchbare Zusammenstellung von literarischen Zeugnissen über „Leichenkleidung" bei alten und lebenden Völkern findet man bei M. Trogillo Arnkiels „Ausführliche Eröffnung usw." (Hamburg bei Thomas von Wiering 1703) im dritten Teil („Cimbrische Heyden-Begräbnisse usw."), I. Buch X. Kapitel, S. 67/71: „Von der Leichenkleidung unserer Vorfahren".

Abb. 2.

[1]) Vgl. hierzu F. Buchholz, „Ein germanisches Gräberfeld des 4. Jahrhunderts n. Chr. usw." in Jahrgang 1, Nr. 6/7, 1924, der „Neumark", Mitt. d. Ver. f. Geschichte der Neumark (Landsberg a. W.). Auch hier lag das Skelett (Nr. II) einer weiblichen Person auf der linken Seite mit dem Gesicht nach Osten, mit stark angezogenen Ober- und Unterschenkeln, auch hier fanden sich zwei gleichartige Fibeln, deren eine zwischen linkem Oberarm und Wirbelsäule, die andere in der Bauchgegend lag.

Digitized by Google

Ich möchte hier einschalten, daß uns noch eine andere Stelle des dickleibigen (mit Abbildungen versehenen) Buches Arnkiels, bei dessen Durchsicht jeder Frühistoriker ihn interessierende Kapitel finden wird, angeht wegen des Fundes von Kochsalzklümpchen (der größte wiegt 800 mgr) unter den Skelettknochen, deren Anwesenheit eine dreifache Deutung zuläßt: 1. als symbolische Wegzehrungsbeigabe für die Bestattete; 2. während der Anlage der Grabgrube sind größere Salzmengen (als Zutaten einer Mahlzeit) zufällig verloren gegangen; 3. als Reste einer wirklichen oder symbolischen „Leichensalzung" behufs Konservierung des Leichnams. Hiervon handelt bei Arnkiel Kapitel IX, I. Buch, Dritter Teil: „Von der Leichensalzung und Salbung unserer Vorfahren", wo er für Dänemark als Quellen angibt: Saxo lib. 5. Hist. Dan. ad finem num. 24, p. 96 (Salzung der Leiche des Königs Frotho) und Pontanus lib. I. Hist. Dan. num. 24, p. 23.

Daß diese Salzklümpchen und -körnchen bei der Arbeit der Freilegung des Skeletts in die Grabgrube geraten sind, ist ausgeschlossen, da niemand, ohne daß ich zugegen war, die Grube betreten, geschweige in dieser irgendeine Speise zu sich genommen hat, während ich selbst nur einige Stückchen Tafelschokolade bei der Arbeit verzehrte. Auch sind die größeren Klümpchen mit ganz feinen Pflanzenfaserchen durchsetzt.

Nach der Untersuchung der Chemiker Herren Studienrat Seidel vom Frankfurter Realgymnasium und Dr. Ottomar Wolf, denen ich bestens danke, handelt es sich um Kochsalz mit einer unbedeutenden Beimengung von Chlorcalcium. Kochsalz (Chlornatrium) enthält als Steinsalz häufiger geringe Mengen anderer Chloride.

Von den angeführten drei Möglichkeiten der Ausdeutung des Salzvorkommens in unserem Grabe hat die letzte dritte allerdings die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, weil uns derartige Manipulationen bei den Germanen, abgesehen von Saxo und Pontanus, sonst nicht überliefert oder durch andere Ausgrabungsberichte bekannt geworden sind, und dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die betreffenden Stellen bei Saxo und Pontanus sich auf die älteste sagenhafte Geschichte Dänemarks beziehen, während die beglaubigte Geschichte Dänemarks erst mit König Gottfried (Götrik), gest. 810, beginnt. Besonderes Interesse beanspruchen die aus dem größten Salzklümpchen (von 800 mg von Gewicht) herausragenden Pflanzenfaserchen (Bastfasern). Die Untersuchung, vorbereitet durch Dr. O. Wolff, ergab folgendes Resultat durch weitere Unterstützung seitens der Direktion des Botanischen Gartens und Museums in Berlin-Dahlem: „Unser Spezialist, Herr Professor Dr. Ullrich, hält die Fasern wahrscheinlich für Brennessel, Urtica dioica L. Eine absolut sichere Entscheidung kann er aber nicht geben."

Dr. Biels (Professor Direktor des Botanischen Gartens und Museums), Berlin-Dahlem 16. 4. 27.

Brennessel ist bekanntlich eine Textilpflanze und so können wir mit großer Wahrscheinlichkeit (nach vorstehendem Gutachten) annehmen, daß die Bestattete ein Brennesselgespinst an oder bei sich hatte, um dessen zurückgebliebene Bastfasern sich das Salz kristallisiert hatte. Hierzu schrieb Dr. O. Wolff: „Ein Teil der Fasern ist mit Steinsalzkristallen besetzt, was darauf schließen läßt, daß das Salz im Laufe der Jahrhunderte langsam in Lösung ging und bei trockneren Zeiten wieder Neigung zur Auskristallisierung zeigte." Der tonige steinharte Lehm (vgl. Einleitung) unmittelbar über dem Skelett muß also in regenreichen Zeiten doch so viel Feuchtigkeit durchgelassen haben, daß das Salz sich lösen konnte.

Digitized by Google

Daß wir es mit einer weiblichen Person zu tun haben, wird bewiesen: erstens durch das Beigabeninventar, insbesondere durch die zwei (gleichen) Fibeln. Für verschiedene ostgermanische Stämme, so für die Wandalen in Schlesien[3]) und für die Goten in Samland-Natangen, ist nachgewiesen worden, daß in der Kaiserzeit die Fibeln in Männergräbern — wenn überhaupt vorhanden — stets in der Einzahl gefunden werden, während in Frauengräbern zwei bis drei (Schlesien) oder drei bis vier (bei den Goten[4]) liegen, und zwar pflegen mindestens zwei davon sich zu gleichen. Bei einer dritten Germanengruppe, den Rugiern[5]) zwischen Oder und Persante und auf Rügen, werden bei den Frauen meist zwei gleiche, seltener drei angetroffen. Im allgemeinen gelten diese Angaben bis zur „Blumeschen" Stufe B. jgst., also bis etwa 250 n. Chr., d. h. einschließlich etwa des ersten Viertels der „Jüngeren" Kaiserzeit. Die Aussagen unserer zwei gleichartigen Fibeln dafür, daß das Lebuser Skelett ein weibliches ist, werden bestätigt durch das Gutachten unseres bekannten Frankfurter Chirurgen, Oberstabsarzt a. D. Dr. Dege, über den Schädel und insbesondere über die Gebißpartie, wonach das Skelett einer jüngeren weiblichen Person angehört, die im Besitze beider Weisheitszähne war.

Für die eiserne halbkreisförmige Schnalle (Ab. 4) beziehe ich mich auf die Bemerkung von Tackenberg (a. a. O.) S. 98 unten, wo davon die Rede ist, daß „weiter im Norden Schnallen in Frauen- und Männergräbern angetroffen werden", während sich in der Provinz Schlesien Schnallen nur in Männergräbern finden, woraus aber Tackenberg nicht schließen möchte, daß die lebende Frau in Schlesien keine Schnalle getragen hätte. Eine Ausnahme von der schlesischen Regel zeigt das Grab 4 von Jäschwitz, Kr. Nimptsch (Stufe B. mittl. nach Blume, 50 bis 150 n. Chr.) mit dem Skelett eines 16- bis 17jährigen Mädchens, bei dem außer zwei einander gleichen profilierten Fibeln aus Bronze eine eiserne halbkreisförmige Schnalle lag. Dies Grab wird uns später noch einmal beschäftigen.

Für den ostgermanischen Norden beruft sich Tackenberg auf Blume a. a. O. I, S. 151 und II, S. 4 und 32. In Beilage 11 (II, S 30/32) führt Blume an: unter a) die eisernen „Eingliedrigen Halbkreis und Überhalbkreis-Schnallen der Kaiserzeit aus dem Gebiete zwischen Oder und Passarge" (S. 30/31), wie aus der „Samland-Natangischen" Gruppe und dem „Wandalischen Kulturkreis" (S. 32). Uns interessieren hier insbesondere die Aufzählungen der Seiten 30/31, aus denen hervorgeht, daß diese Schnallenfunde hauptsächlich dem Ostburgundischen Kulturgebiete, am Weichselknie und im Netzgebiete angehören. Die halbkreisförmigen Schnallen, wie die Lebuser und die Jäschwitzer, gehören hauptsächlich der Zeit bis 150 n. Chr. an, kommen aber auch noch zu Beginn der „Jüngeren Kaiserzeit" vor.

Jetzt wollen wir uns eingehender mit der Zeitstellung der Fibeln und der Schnalle von Lebus beschäftigen:

---

[3]) Kurt Tackenberg, „Die Wandalen in Niederschlesien", S. 94; Martin Jahn, „Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit", Prähist. Zeitschr. X. Bd., S. 142; derselbe, „Zur Herkunft der schlesischen Wandalen", Mannusbibliothek Nr. 22, Aufzählung „silingischer Skelettgräber" der Kaiserzeit S. 82, Grab 7b (Kosel), S. 84, Grab 4 (Jäschwitz).

[4]) Blume, „Die german. Stämme", Bd. I (Mannusbibliothek Nr. 8), S. 171.

[5]) Derselbe a. a. O. Bd. II (Mannusbibl. Nr. 14, herausg. von Martin Schultze), S. 172/173: Beilage 74 für die westlichen (Rugischen) Skelettgräber Vgl. auch die Bemerkung des Herausgebers S. 171 zu den drei Fibeln von Augustwalde.

Digitized by Google

Die Fibeln (Abb. 3 u. 4).

Obwohl die eine (Abb. 4, rechts) das über dem Nadelhalter aufgebogene Bügelende infolge Rostfraßes eingebüßt hat und überhaupt so stark verrostet ist, daß sie ohne Gefahr nicht weiter entrostet werden kann, ist doch ersichtlich, daß sie dem besser erhaltenen Exemplar (Abb. 3 und 4, links) gleicht und auch an gleicher Stelle mit Silber belegt ist. Da die besser erhaltene Fibel (Abb. 3 und 4, links) auf beiden Abbildungen in natürlicher Größe vorgezeigt wird, so bedarf es nur einer kurzen Erläuterung zu Abb. 3. Der Bügelkopf (siehe auch Abb. 4, links) weitet sich als halbmondförmige dünne Platte aus und ist durch eine schmale mit einem dünnen Silberblechstreifen belegte Furche von dem eigentlichen (versenkten) Kopfkamme (in Gestalt eines halbkreisförmigen Kästchens) deutlich (siehe Abb. 4, links) abgehoben. Der Kamm ist auch von der Spirale durch eine mit gestricheltem Silberblech belegte kleine Furche geschieden. Auf Abb. 3 ist der Kamm (über dessen Versenkung unter den Bügelkopf später die Rede sein wird) punktiert worden, während er in Wirklichkeit mit einem dünnen Silberblech belegt ist. Die Spirale ist auf Abb. 3 durch ein Strichgewinde kenntlich gemacht worden. In natura ist sie leider stark verrostet und beschädigt, aber es läßt sich doch mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Fibel zweigliederiger Konstruktion ist, wie wir sie bei Alg. Abb. 124 finden, und in einer Hülse (wie bei Alg. Abb. 96) lag. Auf unserer Abb. 4 links erkennt man deutlich die Kopfplatte, die obere Furche, den dicken (versenkten) Kamm, die untere Furche und darunter die Spirale mit ihrer anzunehmenden Hülse. Unsere Fibel ist meines Erachtens eine Zwischenform zwischen Alg.[6]) Abb. 194, Gruppe VII und Abb. 124, Gruppe V, Serie 8. Die Serie 8 (Abb. 120/131) ist in Ostdeutschland und Skandinavien beheimatet und zwar ist nach Alg. (S. 60) aller Wahrscheinlichkeit nach Westpreußen die eigentliche Heimat, so daß sich diese Serie bei den Gepiden und den Ostburgunden (am Weichselknie) entwickelt hat. Diese Serie 8 hat sich nach Almgren von ihrem Ursprungsgebiete aus weit verbreitet; man findet ihre Formen in Livland-Estland, Ostpreußen, Posen (selten), Schlesien (zahlreiche aus Eisen), Pommern (auch in Vorpommern), Regierungsbezirk Frankfurt a. O., ferner sind ihre Formen (nicht ganz selten) vertreten im westlichen Kulturgebiete (Reg.-Bez. Potsdam, Mecklenburg, Lauenburg), vereinzelter in Böhmen, Mähren, Polen, im Norden sehr zahlreich auf Bornholm, seltener in Südschweden und Ostnorwegen und im westlichen Dänemark, wo die jüngsten Formen ganz fehlen. Auch auf provinzialrömischem Gebiete sind Fibeln etwa wie Abb. 124 in Regensburg gefunden worden. (Alg. S. 60/61.) Hierzu vergleiche man die Verbreitungskarte II bei Alg. a. a. O., wo die Serie 8 gekennzeichnet ist durch ein aufrecht stehendes leeres Dreieck. Ein

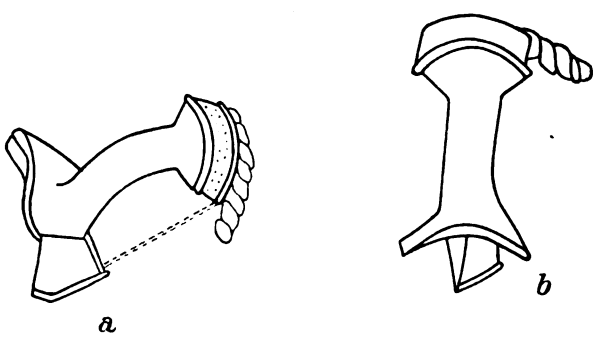


Abb. 3.

[6]) Alg. = Almgren, „Nordeuropäische Fibelformen", 2. Auflage (Nr. 32 der Mannusbibliothek).

Digitized by Google

solches findet man auch dreimal am Unterlaufe des Rheins. Auf eine bezügliche Anfrage schreibt mir mein hochverehrter Lehrer Universitätsprofessor i. R. Oskar Almgren, Upsala: „An den betreffenden drei Stellen am unteren Rhein ist irrtümlich als Zeichen das aufrechte leere Dreieck (Typus Abb. 120—131) statt des umgekehrten schwarzen Dreiecks (Typus Abb. 138—147) gesetzt worden. Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie auch in Ihrer Publikation den von Ihnen bemerkten Fehler in meinem Namen berichtigen wollten."

Uns interessieren hauptsächlich die Formen Alg. Abb. 124 und Abb. 194. Abb. 124 ist mit seinen nächsten Varianten ein weitverbreiteter Typ (Alg. S. 172/178): Westpreußen (9)[7]), Ostpreußen (1), Posen (1), Reg.-Bez. Frankfurt a. O. (6), nämlich: Kreis Guben (4), Kreis West-Sternberg, Rampitz (2) — alle burgundischer Herkunft; Rampitz liegt östlich der Oder, nahe der Einmündung der Lausitzer Neiße, Pommern (4), Mecklenburg (2), Lauenburg (1, ähnlich der Fig. 155), Dänemark (3), nämlich: Bornholm 1 — Möen 1 — Fünen 1, (entferntere

Abb. 4.

Variante), Bayern (Regensburg 2, ähnlich der von Fünen), Westrußland (Polen 1). Die Fibeln von Fünen und Regensburg weichen schon erheblich von Abb. 124 ab (über diese wird noch später gesprochen werden). Durch die Fundorte der Gesamtserie 8, wie auch des Typ 124 (Alg. S. 172/173) in Westpreußen kommt man zu der Uberzeugung, daß sich diese Serie im Gebiete des untersten Laufes der Weichsel (also im Kerngebiete der Gepiden) entwickelt hat und von dort teils südlich zu den Ostburgunden am Weichselknie und an der Netze, teils längs der Ostseeküste östlich bis Livland-Estland (Finland), insbesondere aber westlich über Pommern bis Lauenburg und nördlich nach Dänemark (Bornholm usw.), Schweden, Norwegen, schließlich auch mit einigen Exemplaren nach Südosten (Mähren, Böhmen, Bayern) gelangt ist.

Uns geht insbesondere die Westwanderung des Typ 124 an, den wir in Pommern, Mecklenburg, Lauenburg, Dänemark und im Reg.-Bez. Frankfurt a. O. wiederfinden und von dem nun in Lebus ein Abkömmling gefunden ist, der zum Typ Alg. 194, Gruppe VII überleitet. Die Lebuser Fibel, die ich mit $\frac{124}{194}$ bezeichne, steht am Ende folgender typologischer Entwicklungsreihe: Alg. Abb. 124. Sadersdorf („Jentsch, Sadersdorf" Abb. 7, Taf. 2) — Reichersdorf (Jentsch ibid. Textfigur 63, mit welcher Nummer Jentsch im Text (S. 115) fälschlich auch seine Textfigur 64a bezeichnet). Sadersdorf und Reichersdorf liegen beide im Kreise Guben (Niederlausitz), Reg.-Bez.

[7]) Die angegebenen Zahlen umfassen auch die nächsten Varianten.

Digitized by Google

Frankfurt a. O. also im kaiserzeitlich ostburgundischen Gebiete der Niederlausitz, zu welchem auch die beiden Fibeln (nach Alg. „etwa wie Abb. 124") von Rampitz (West-Sternberg) meines Erachtens in Beziehung zu setzen sind. Die typologische Stellung der Lebuser Fibel wird in erster Linie bedingt durch die Entwicklung des halbmondförmigen Kopfkammes, der bei Alg. 124 die Schauseite des Bügels nach oben und den Seiten hin noch weit überragt, so daß die gerade Unterkante des Kamms im rechten Winkel zum Bügel steht. während die Entwicklung bei unserer Fibel über die Fibeln von Sadersdorf und Reichersdorf hinweg so weit vorgeschritten ist, daß der Bügel in sanftem Schwunge sich zur Ober(Schau-)seite des Kamms ausweitet, während der Kamm im übrigen gänzlich unter den Bügel gerutscht[8]) ist, so daß er in der „Aufsicht" überhaupt nicht bemerkbar ist. Bei unserer Fibel ist also der Bügelkopf gänzlich mit dem versenkten Kamme (den man in dieser Gestalt besser mit einem halbkreisförmigen Kästchen bezeichnen würde) verwachsen, indem er sich wie ein Deckel über den Kamm (das Kästchen) legt. Eine Entwicklungsreihe des Kopfkammes nach der Lebuser Fibel hin zeigen die Fibeln 124 (Alg.) — 155 (Alg.) — Fig. 63 (Jentsch a. a. O.) — Fig. 9 (Jentsch, Tafel 2 a. a. O.) — Lebuser 124/194. Auch die Kopfkammbildung der Fibel 93 (Alg.) gehört in diese Reihe. Das in die Augen Fallende dabei ist, daß die älteren Fibeln wie 124 (Alg.) den Eindruck machen, etwa, als ob auf einer Fingerspitze ein scheibenförmiger Fremdkörper sitzt, während der Kopfteil der Lebuser Fibel wie ein Fingernagel sich organisch über die Fingerspitze legt. Mit dem Zeitpunkt, wo der Kopfkamm (die letzte Erinnerung an Alg. Gruppe IV in dieser Entwicklungsreihe) unter den Bügelkopf geriet, war sein Todesurteil, jedenfalls in unserer Entwicklungsreihe, gesprochen, und so finden wir bei der Fibel Alg. 194 am Bügelkopf nur noch zwischen drei rippenförmigen Leisten zwei schlichte Furchen, die an die mit Silberdrähten (Silberbändchen) belegten Furchen des Kammes (Kästchens) der Lebuser Fibel erinnern. Im übrigen ist der Gesamteindruck der Fibel 194, abgesehen von dem schwachen Mittelgrad in der Bügelmitte vom Fuß zum Kopf und dem etwas mehr gewölbten Bügelhalse, demjenigen der Lebuser Fibel (insbesondere deren Bügelfuße nebst Nadelhalter) so ähnlich, daß die Linie von 194 auf die Lebuser

[8]) Außer der Entwicklung des „Herunterrutschens" des Kamms, wo diese Entwicklung in unserer Reihe bei Abb. 194, wie wir sehen werden, zum gänzlichen Verschwinden des Kammes führt, haben wir noch eine zweite Reihe, in welcher der Kopfkamm in seiner Versenkung fortlebt, wie bei den Fibeln Alg. 247 (provinzialrömisch) und Vimose (Moorfund) auf Fünen, Tafel I, Abb. 29 bei Engelhardt, „Vimose Fundet". Interessant ist bei der Fibel von Vimose der durch die Versenkung des Kammes sichtbar gewordene Bügelrücken, der, gerade abgeschnitten, fast dem Bügelfuße über dem Nadelhalter gleicht, während bei Alg. 247 der Bügelkopf geknickt ist. — Wenn man die Vimoser mit der Torsberger (Alg. 194) vergleicht in bezug auf Bügel ausschließlich des Bügelkopfes, so kann man nicht daran zweifeln, daß beide Fibeln dieselbe Stammutter haben in der Gruppe V, Serie 8, Abb. 124, und ich möchte daher glauben, daß auch die provinzialrömische Abb. 247 nordeuropäischer Herkunft ist als eine mit der Vimoser zu vergleichende Spätform der Serie 8. Wie die Vimoser und die provinzialrömische Fibel gehört auch die Torsberger dem 3. Jahrhundert n. Chr., also der jüngeren römischen Periode an. Die Torsberger und die Vimoser dürften sogar nahe Altersgenossen sein, indem ihr Erscheinen in die ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts fallen dürfte. Vgl. hierzu Alg. S. 111, 177, 234.

Zur Annahme einer dritten Entwicklungsreihe (diese mit Verkümmern und Verschwinden des Kopfkammes) berechtigen die Fibeln Alg. Abb. 126 und Tischler-Kemke, Taf. III, Abb. 4 („Ostpreuß. Altertümer a. d. Z. d. gr. Gräberfelder n. Chr."). Und schließlich sehen wir das Verkümmern des Kopfkammes auch bei den Dreisprossenfibeln Alg. Abb. 94/97. Die beiden letzten Reihen gehören der Zeit um 200 n. Chr. an.

Digitized by Google

(wohl über Zwischenformen, die wir noch nicht kennen) zurückführen muß. [Vgl. hierzu Alg. S. 93/94, wo auf den Zusammenhang zwischen 194 und Gruppe V, Serie 8, wie auch mit der oben angezogenen Abb. 155 (Alg.) hingewiesen wird.] Nachdem wir so unsere Fibel typologisch eingereiht haben, können wir nunmehr ihre Zeitstellung ins Auge fassen, und nachdem wir uns darüber klar sind, dürfen wir den Versuch machen, sie „völkisch" zu besprechen.

Nach Alg. S. 61 gehört die Serie 8 der Gruppe V (Abb. 120/131) mit ihren früheren Formen 120 bis 124 und 126 dem jüngeren Abschnitt der älteren Römischen Kaiserzeit, also der Zeit von etwa 100 bis 200 n. Chr. an. Aus der Beilage II bei Alg. geht hervor, daß die Form 124 noch zusammen mit Fibeln gefunden ist, die dem Schlusse der älteren Kaiserzeit nahestehen, nämlich den Fibeln Alg. 39 (je einmal in Warmhof bei Mewe und in Wilhelmsmark bei Gruczno, beide in Westpreußen) und Alg. 148 (dreimal in Warmhof). Für die Fibel 39 vgl. dazu Alg. Beilage II, Fund Nr. 213, während Fibel 148 bzw. die Schwesterfibel 149 noch mit Fibeln der Gruppe VII, wie Abb. 196, in ein paar Funden vorkommen, also noch nach 200 nach Chr. (Reichersdorf, Kr. Guben, Fibel 149, und auf Bornholm, Fibel 148, — Alg. Beilage II, Nr. 158 und Nr. 236) und im Moorfunde von Butzke, Kr. Belgard, Pommern (Alg. Beilage III) liegt die Form 124 zusammen mit den Fibeln Abb. (Alg.) 109. 111. 135. 150. 96, die sich bis zum Schlusse der älteren röm. Periode halten, während die Form 96 nach Alg. (S. 51) „zeitlich offenbar dem spätesten Teil der älteren römischen Periode und dem Anfang der jüngeren angehört". — Diese zeitliche Ansetzung für 96 wird gut illustriert durch Reichersdorf, wo Fibel 96 mit Fibel 196 (außer 149) zusammenliegt, welche letztere schon der Gruppe VII, also der jüngeren römischen Periode, angehört. Dies alles beweist, daß die Form Alg. 124 noch gegen den Schluß der älteren Kaiserzeit am Leben war, und daß Entwickelungen aus der Form 124 wie die Lebuser Fibel (zwischen der und 124 noch Zwischenformen, wie aufgezeigt, stehen) schon in die jüngere Kaiserzeit gehören. Wenn wir demnach das Erscheinen des Lebuser Fibeltyps frühestens in die Zeit der Wende des 2. Jahrhunderts setzen können, diesen Typ also eher dem Beginn der jüngeren, als dem Schlusse der älteren Kaiserzeit eingliedern müssen, so würde ihr Abkömmling, die Torsberger Fibel 194, etwa dem ersten Drittel des 3. Jahrhunderts angehören müssen. Die Niederlegung des Torsberger Fundes wird von Kossinna[9]) etwa um 275 n. Chr. angesetzt, da aber wie Alg. S. 97 Anm. 2 bemerkt, im Torsberger Funde Formen der Gruppe VII zusammen vorliegen, die Anfang (194) und Ende (206. 208. 209) von ziemlich langen Entwicklungszeiten bezeichnen, so kann die Fibel 194 schon Jahrzehnte vor der Deponierung getragen worden sein, was obiger Zeitansetzung für sie entsprechen würde. — Vgl. hierzu auch die vorstehende Anmerkung 8.

Nachdem wir jetzt von der Lebuser Fibel sagen dürfen, daß sie zeitlich frühestens um oder bald nach 200 n. Chr. auftritt, können wir uns der Frage zuwenden: ist es möglich, die Trägerin der zwei gleichen Lebuser Fibeln einem bestimmten Ostgermanenstamme (einer ostgermanischen „natio") zuzuteilen?

---

[9]) Auf eine Anfrage teilte mir Geh. Rat Kossinna im Jahre 1911 seine Datierungen der vier großen Moorfunde wie folgt mit: „Vimose um 230/250, Torsberg um 275, Nydam um 375, Kragehul um 425 n. Chr." (Der Moorfund von Butzke in Pommern (Alg. Beilage III), vgl. vorstehend, dürfte am Schlusse der älteren röm. Kaiserzeit, also gegen 200 n. Chr., niedergelegt sein.)

Digitized by Google

Wie war denn die Situation bei den Ostgermanen um 200 n. Chr.?[10]). Bei den eigentlichen Goten (den späteren Ostro- und Wisigoten) in Ostpreußen waren die ersten Abwanderungen nach der Ukraine, Siebenbürgen und dem Banat erfolgt. Schon vorher hatten diese Goten, als sie, ostpreußische Gebiete besetzend, von starkem Ausdehnungstriebe erfaßt wurden, um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. ihre gepidischen Stammesgenossen im Weichsel-Nogat-Delta (im Gegensatz zur Pregelgebietkultur der eigentlichen Goten) in Unruhe und Aufruhr versetzt. Diese Gepiden, deren Gebiet damals um 160 n. Chr. in einem breiten Streifen westlich der unteren Weichsel (einschließlich Delta) etwa bis zur hinterpommerschen Grenze, südlich bis zur Netze und östlich der Weichsel in einem schmalen Streifen bis zur Passarge, südlich bis zum Weichselknie (nordwestlich von Thorn) verlief — diese hat nach Diculescu (a. a. O.) der Biograph des Kaisers Mark Aurel (161/180) Capitolin nebst den Burgunden und Wandalen im Auge, wenn er von den „im höheren Norden wohnenden Barbaren" spricht, von denen in erster Linie die zum Markomannenkriege (166/180) führenden Unruhen ausgegangen sein sollen. Die gerade zur Zeit dieses Krieges im Zentrum des alten Gepidenlandes, nämlich im westpreußischen Weichsellande festgestellten zahlreichen Vergrabungen römischen Silbergeldes (analog den gleichzeitigen [Kossinna a. a. O.] in Polen, Ostgalizien, Dazien, West- und Südrußland) lassen wohl auf Unruhen und Unsicherheiten bei den Gepiden schließen, die wiederum auf kriegerische Verwicklungen mit deren Nachbarn, den südlicher wohnenden Ostburgunden hindeuten, und diese kriegerischen Vorgänge führten dazu, daß die Burgunden ihrerseits auf die noch südlicheren Wandalen (Hasdingen) drückten, die infolgedessen ihre Stammsitze in Südposen verließen und südwärts zogen, um schließlich, nach Beteiligung am Markomannenkriege, etwa 200 n. Chr. mit Stammesgenossen aus Polen und Galizien in Nordungarn (Dazien) eine neue Heimat zu finden und auch in Oberschlesien seßhaft zu werden, während die Ostburgunden, von den Gepiden gedrängt, ihre Sitze am Weichselknie und an der Netze (in Nordposen) verlassen, um teils in die Neumark, teils in die Nieder- und Oberlausitz überzusiedeln, von wo aus sie bald weiter westwärts vorrücken. Die an der gepidischen Südgrenze in Mittelposen zurückgebliebenen Ostburgundischen Volksteile — diese Grenze verlief um 200 n. Chr. von Neutomischel über Posen nach Wreschen — wurden von der ersten im Jahre 248 weiter südwärts nach Dazien wandernden gepidischen Volksabteilung vernichtend geschlagen.

Für unsere völkische Betrachtung des Lebuser Fundes, der um oder bald nach 200 anzusetzen ist, fallen nach vorstehenden Ausführungen also gänzlich aus die (Ost-)Wandalen (Hasdingen), die schon nach Dazien bzw. Oberschlesien gezogen waren, die Goten, die, soweit sie nicht bereits in die Ukraine abgewandert waren, in Ostpreußen saßen und die gotischen Gepiden, die bei ihrem Drängen nach Süden die an die Oder grenzende Neumark, wohin sie einen Teil der Burgunden abgedrängt hatten, nicht betreten haben, da die gepidische Westgrenze etwa im Zuge Neutomischel(Posen)—Köslin (östliches Hinterpommern) verlief. Auch die Burgunden können wegen ihrer charakteristischen stammesüblichen Brandgrubengräber (neben Urnengräbern) nicht in Betracht kommen. Es bleiben also übrig die Rugier[11]) mit ihren Skelett-

[10]) Kossinna, „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen"; Diculescu, „Die Gepiden" I. Bd.

[11]) Almgren, „Zur Rugierfrage und Verwandtes" (Mannus X); Kossinna, „Das Weichselland usw."; Blume a. a. O. I, S. 175 ff.

Digitized by Google

gräbern und ihren Sitzen im westlichen Hinterpommern zwischen Oder und Persante und auf Rügen und von den schlesischen Wandalen die mittelschlesischen Silingen, da bei den oberschlesischen Wandalen (abgesehen von dem silingischen Fürstengrabe von Wichulla) während der Kaiserzeit Verbrennung Sitte ist und da bei den niederschlesischen Wandalen bisher Skelettgräber erst aus dem 4. Jahrhundert bekannt sind. Für unsere völkische Betrachtung bleibt also lediglich die Alternative: ist in Lebus eine von Süden nach Norden gewanderte schlesische Silingin oder eine von Norden nach Süden gezogene Rugierin unverbrannt bestattet worden? Für eine Rugierin spricht schon die Gesamtsituation um 200 n. Chr., wo seit der Zeit des Markomannenkrieges sämtliche ostgermanische Nationen sich in einer Südwärtsbewegung, wie wir sahen, befinden, von der auch kleinere rugische Volksteile ergriffen worden sein müssen. Dies zeigen uns für die Rugier, abgesehen vor der östlichen Ausdehnung der Skelettgräber, nach südöstlicher Richtung die Skelettgräber von Augustwalde, Kreis Arnswalde (Neumark) und nach Süden von Damme, Kreis Prenzlau (Uckermark) und Seelow (Kreis Lebus)[12]. Das Seelower Skelettgrab wird von Kossinna spätestens um 200 n. Chr. angesetzt, und es ist nicht ausgeschlossen, da Seelow und Lebus am Höhenrande (bzw. Lebus unweit des Höhenrandes) liegen, der den Oderbruch von Reitwein (bei Lebus) bis Zehden a. d. Oder in westwärts ausgeschwungener Linie einrahmt, daß Seelow und Lebus Station n ein- und desselben rugischen nach Süden ziehenden Trupps sind, dessen Ziel vielleicht Schlesien war. Jedenfalls stand seit der Wende des 2. Jahrhunderts Schlesien nicht nur mit dem neuen Gotengebiet in Südrußland in regem Kulturaustausch, sondern auch mit den in Ostpreußen verbliebenen Goten, mit den Rugiern[13] in Pommern und besonders mit den Gepiden.

Ist schon aus diesen Zügen und diesem Drang nach Süden und Südosten der ostgermanischen Nationen in der Zeit während und nach dem Markomannenkriege mit größter Wahrscheinlichkeit (in Kombination mit den damals herrschenden Bestattungssitten) auf rugische Stammzugehörigkeit des Lebuser Skelettgrabes zu schließen, so auch aus der Geschichte der Fibeln, mit denen wir uns jetzt noch einmal zu beschäftigen haben. Wie aus unseren Ausführungen hervorgeht, muß die Fibel Alg. Abb. 124 (die Stammmutter der Lebuser) zur Zeit des Markomannenkrieges zu Abwandelungen in bezug auf den Fußkamm, der um oder bald nach 200 n. Chr. bei der Lebuser in starker Abweichung erscheint, geneigt haben und diese abweichenden Übergänge von Abb. 124 zur Lebuser $\frac{124}{194}$ sind uns zwar nicht aus dem Rugiergebiet selbst in Hinterpommern bekannt, wohl aber, wie wir sahen, bei den von den Gepiden verdrängten und nach der Lausitz abgewanderten Ostburgunden, den vorher nächsten Nachbarn bzw. Untertanen (im Weichselknie) der Gepiden, und diese zur Lebuser überleitenden Fibelfunde bei den Burgunden in der Lausitz geben

[12]) Das wahrscheinlich ostgerm. Skelettgrab von Obergörlsdorf (Kr. Lebus) gehört erst dem 4. Jahrhundert an.

[13]) Martin Jahn, „Die Gliederung der Wandalischen Kultur in Schlesien" (Schlesiens Vorzeit, Neue Folge, Bd. VIII S. 30). Hierzu auch Blume a. a. O, I S. 176, der aber wohl in bezug auf „Sackrau" zu weit geht, das, als erst dem 4. Jahrhundert (wie auch Obergörlsdorf, Kr. Lebus) angehörend, für unsere Betrachtung überhaupt ausfällt.

Dagegen ergeben sich Übereinstimmungen mit dem schon angeführten Jäschwitzer Grabe: Seitenlage des Skeletts mit etwas angezogenen Beinen, nach innen gebogene Arme, zwei einander gleiche Fibeln und in der Beckengegend eine für die silingische Frau als Grabbeigabe nicht übliche Gürtelschnalle, aus Eisen und halbkreisförmig, wie die Lebuser.

Digitized by Google

übrigens auch ihrerseits eine sichere Handhabe für die Zeit ihrer Übersiedelung. Wenn es nun einerseits ausgeschlossen ist, daß wir in Lebus eine Ostburgundin vor uns haben wegen der Verbrennung und Brandgrubenbestattung bei diesen, so steht es andererseits fest, daß, und zwar schon seit Christi Geburt, Volks- und Kulturbeziehungen regster Art von Norden nach Schlesien und von Schlesien nach Norden, dem Laufe der Oder folgend, stattgefunden haben, worüber Almgren, Kossinna, Seger, Jahn und andere Forscher geschrieben haben. Deshalb erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß die besprochene Abwandlung des Kammes der Fibel Alg. 124, vom Gebiete der Lausitzer Burgunden ausgehend, längs der Oder teils, wenn auch hier nicht gerade bei Formen wie Abb. 124, in Schlesien bei den Wandalen (vgl. die Kopfpartien der Fibeln Tafel 14, Abb. 8 und 10 und Tafel 20, Abb. 20 bei Tackenberg, „Die Wandalen in Niederschlesien") teils im Gebiete der Rugier an der unteren Oder ihre Parallelen bzw. Fortsetzungen (wie bei der Lebuser) gefunden hat. Da nun aber in Schlesien unsere Stammmutter, Fibel Alg. Abb. 124, selbst oder in nächsten Varianten nicht vorkommt, während diese Formen an der ganzen Ostseeküste, wie wir sahen, verbreitet sind, und auch in Pommern viernal, darunter einmal im rugischen Gebiete Hinterpommern (im Moorfund von Butzke, Kreis Belgard), vorkommen, so müssen wir uns auch „vom Standpunkte der Fibelforschung" in Lebus für eine Rugierin entscheiden, obwohl, was die Bestattungsart (Skelett) betrifft, auch schlesische Silingen in Betracht kommen könnten, wenn nicht dagegen spräche, daß erstlich die silingische Grabform (Verlängerung der Grabgrube)[14]) außerhalb des silingischen Gebietes lediglich in Dänemark, insbesondere in der alten Heimat der Silingen in Seeland vorkommt, zweitens unser Lebuser Grab sich durch das Gegenteil, eine besonders kurze Grabgrube, auszeichnet. Ich entscheide mich also in der völkischen Frage für eine Rugierin in Übereinstimmung mit Almgren-Blume (Almgren, Mannus X. S. 1 und S. 3 — Blume, Mannusbibl. Nr. 8, S. 175ff.). Zu den rugischen Skelettgräbern der späteren älteren, wie der frühen jüngeren Kaiserzeit, die südöstlich und südlich des altrugischen Odermündungsgebietes auftreten, nämlich den schon angeführten Gräbern von Augustwalde (Neumark), Damme (Uckermark) und Seelow-Stadt (Kreis Lebus) tritt somit als viertes unser Skelettgtab von Lebus (Kreis Lebus). Siehe hierzu „Nachtrag" über eine Fibel Seelow-Land.

Nachtrag.

Die Seelower (Seelow-Land) Fibel Abb. 119 bei Götze, „Die vor- u. frühgeschichtl. Denkm. des Kreises Lebus", S. 61.

Meine Niederschrift war bereits beendet, als ich durch Güte des Herrn Kreismuseumsdirektors Mirow in Müncheberg (die Fibel liegt im dortigen Museum) Gelegenheit erhielt, eine gute Zeichnung (Abb. 5) dieser mich im Zusammenhange mit dem Lebuser Skelett interessierenden Fibel anzufertigen, deren Wiedergabe bei Götze a. a. O. die wirkliche Beschaffenheit des Kopfteils der Fibel mir nicht genügend aufklärte. Die Fibel ist laut Götze a. a. O., in der Kiesgrube 800 m nordnordwestlich von der Stadt Seelow zusammen mit einem kleinen Tonbecher (Abb. 118 bei Götze) und einem doppelkonischen Tonwirtel ohne Verzierungen gefunden worden. Der Seelower Tonbecher hat genau dieselbe Höhe (6 cm)

[14]) Jahn, Mannusbibl. Nr. 22, S. 89.

Digitized by Google

wie der gleiche (ein Beigefäß) bei Blume a. a. O. I, Abb. 176 aus Ostpreußen Kreis Osterode) und zeigt auch die für einen Teil der kaiserzeitlichen Keramik zwischen Oder und Passarge typische, erdfarbene, bräunliche Struktur. (Ein gleichfalls doppelkonischer Tonwirtel lag in Lebus in einer dem Skelett benachbarten Kulturschicht.) Über die näheren Fundumstände ist leider nichts bekannt, aber zweifelsohne handelt es sich um eine ostgermanische Hinterlassenschaft, was nicht nur durch die Fibel, sondern auch durch den Tonbecher bezeugt wird, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Hinterlassenschaft aus einem Grabe, das wiederum mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Skelettgrab angesprochen werden kann, während es sich kaum um ein (burgundisches) Brandgrubengrab handeln dürfte, da von Spuren gebrannter Knochen oder geschwärzter Erde nichts bekannt geworden ist (nach Mirow). Auch Mirow denkt an ein Skelettgrab. Für ein Skelettgrab würden wiederum die Rugier in Betracht kommen. Doch interessiert uns die Fibel in erster Linie wegen ihrer typologischen und zeitlichen Stellung und hauptsächlich wegen des Kopfteils. Die Seelower Fibel ist nicht massiv, sondern hohl

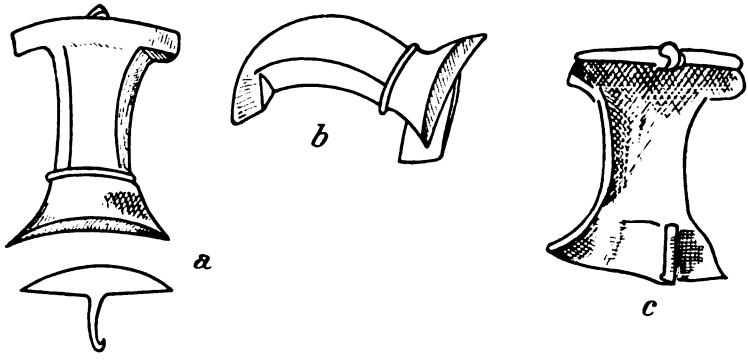


Abb. 5.

aus Bronzeblech gearbeitet (Abb. 5c, Rückansicht); hierzu vgl. Jahn, Schles. Vorz. N. F. VIII S. 27 zu Abb. 49/50. Auf dem in der Aufsicht (Abb. 5a) bandförmig nach beiden Seiten übergreifenden Kopfteil war sie mit Silberblech belegt, wovon noch Spuren vorhanden sind. In dem Sehnenhaken saßen (nach Mirow) ursprünglich noch etwa zwei Windungen der Spirale. Der Fußteil des Bügels trägt in der Senke nach dem Fußende hin einen rundlichen Querwulst. Aus der Rückansicht (Abb. 5c) wird ersichtlich, daß der hinterste Kopfteil aus einem schmalen rechtwinkligen (kästchenförmigen), den Bügelkopf auf beiden Seiten überragenden und nach unten offenen Körper besteht, der, wie die betreffende Schraffierung der Seitenansicht (Abb. 5b) zeigt, unterhalb des Bügelkopfes sitzt. Dieser Körper stellt meines Erachtens einen degenerierten versenkten Kopfkamm dar und bietet also in bezug auf Degenerierung bei gleichzeitiger Versenkung des Kopfkammes eine Parallele zur Lebuser Fibel. Als Stammmütter für die Seelower Fibel, deren Querwulst in der Bügelsenke noch an den Mittelkamm erinnert, kommen die Dreisprossenfibeln Alg. Abb. 94/96 und die Fibeln bei Alg. Abb. 127/130 in Betracht. Diese Fibeln Alg. Serien 1 und 8. Gruppe V. sind, wie Alg. (S. 61) es betont, nahe verwandt und zwar ist die Seelower Fibel ebenso, wie die Fibel 97 (Alg.) eine Mischform dieser zwei Serien. Die Seelower Fibel hat sich aber als Mischform etwa zwischen Alg. Abb. 96 und Abb. 127 schon erheblich weiter von ihren Vorbildern entfernt als die Mischform

Digitized by Google

Abb. 97. An Abb. 96 erinnert bei der Seelower Fibel die seitliche Fazettierung des Bügels, dagegen an Abb. 127 das Fußende über dem Nadelhalter und der Querwulst in der Bügelsenke, vor allem aber dadurch, daß, nach Alg., der Bügel der Fibeln wie Abb. 127 hohl ist, so daß Vedel die Formen Alg. 127/131 „gewölbte Fibeln" benannte. Wenn Alg. die Fibel Abb. 97 als Variante der Dreisprossenfibeln bezeichnet, so kann die Seelower (Seelow-Land) als Variante der Serie 8, Gr. V (Abb. 127/129) aufgefaßt werden. Da nun die Vorbilder Abb. 96 und 127 dem Ausgang der älteren und dem Beginne der jüngeren römischen Periode (Alg. S. 51 und S. 61) angehören, so dürfte die Seelower Fibel frühestens etwa „200 n. Chr." anzusetzen sein und bietet demnach auch zeitlich eine Parallele zur Lebuser Fibel und typologisch dürften beide Fibeln in einer Form, wie Abb. 124, ihre Stamm-Urmutter haben. Wenn wir nun vorher sahen, daß diese Urmutter Abb. 124, wie auch ihre nächsten Abkömmlinge Abb. 127 usw. und die nahe verwandten Dreisprossenfibeln Abb. 94/96 in West- bzw. Ostpreußen beheimatet sind, aber auch weiter westlich, so in Pommern angetroffen werden, so dürfen wir die besprochenen Fibelfunde von Lebus und Seelow nach den vorstehenden Ausführungen etwa gleichzeitig aus der pommerschen Heimat aufgebrochenen rugischen Südwanderern zusprechen, die unter Umgehung des Oderbruches über die westlichen, das Bruch von Zehden bis Lebus-Reitwein im Halbkreis umrahmenden Höhen der Oder wieder zustrebten und sie über Seelow (vielleicht unter Zurücklassung eines Trupps) bei Lebus erreichten. Vielleicht darf man auch (vgl. die Ausführungen im Hauptteile dieser Arbeit) das ostgermanische Skelettgrab von Seelow-Stadt (Götze a. a. O. S. 61), das Kossinna um allerdings spätestens 200 n. Chr. ansetzt, noch mit demselben oder einem wenig früheren rugischen Südzuge in Beziehung setzen.

Wir hätten dann zwei Seelower ostgermanische (rugische) Skelettgräber: Seelow-Stadt und Seelow-Land.

Ich greife noch einmal auf die Fibeln von Lebus zurück: Almgren sagt (a. a. O. S. 93/94) von der Torsberger Fibel Abb. 194, dem von mir als Endglied der Kopfkammveränderung (Verkümmerung) aufgefaßten Typ: „Die Fibel Abb. 194 könnte wohl schon in Ostdeutschland entstanden sein, obgleich sie sich dort bis jetzt nicht gefunden hat." Aus meinen Ausführungen — auch wenn die von mir vorgelegte Verbreitung der Kümmerformen des Kopfkamms von der burgundischen Lausitz aus keinen Beifall finden sollte — geht hervor, daß die Fibeln „vom Stamme" Alg. Abb. 124, aber mit verkümmerndem Kopfkamm entstanden sein müssen in Ostdeutschland, und zwar entweder in der ostgermanischen Ostseezone (bei den Goten, Gepiden, Rugiern) oder bei den Ostburgundern kurz vor oder nach ihrer Übersiedlung nach der Lausitz und der Neumark.

Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels a. M. und das Solutréen im schwäbisch-fränkischen Jura.

Von

Fritz Wiegers.

Literatur.

1913. G. Roßbach: Steinzeitliche Siedelungen bei Lichtenfels a. M. Festschrift zum 64. Anthropologenkongreß Nürnberg. S. 1—8. Mit 8 Tafeln.

1914. H. Obermaier: Fouilles en Bavière. L'Anthropologie. Paris. S. 254—262.

Digitized by Google

1914. H. Obermaier und P. Wernert: Paläolithbeiträge aus Nordbayern. Mitt. Anthropol. Ges. Wien. S. 44—62. 2 Taf., 19 Abb. i. T.
1914. F. Birkner: Der Eiszeitmensch in Bayern. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. 19, S. 105—134. 10 Taf., 9 Abb. i. T.
1916. O. Hauser: Über eine neue Chronologie des mittleren Paläolithikums im Vézèretal. Diss. Leipzig.
1916. — Das Micoquien Hauser in Deutschland. Zeitschr. f. Ethnol., Jahrg. 48 S. 89—92.
1918/19. E. Schmidtill: Zur Kenntnis der Diluvialterrassen am oberen Main zwischen Rodach- und Regnitzmündung. Sitzgsber. der phys.-med. Sozietät in Erlangen.
1918. E. Hillebrand: Das Paläolithikum Ungarns. Wiener Prähistor. Zeitschrift S. 14—30. 23 Abb. i. T.
1927. A. Mayr-Nürnberg: Paläolithvorkommnisse im mittleren Altmühltal Nachrichten der Deutschen Anthropol. Ges. Jahrg. 2, S. 30—33

Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels hat zuerst Geheimrat G. Roßbach beschrieben, der viele Jahre an diesem Fundort mit unermüdlichem Fleiß gesammelt hat. Roßbach betonte den paläolithischen Charakter der Fundstücke, enthielt sich aber des Urteils, welcher Kulturstufe sie zuzurechnen seien. Er sprach nur allgemein von der Moustierbearbeitung einiger Stücke und von der Solutréart anderer.

Dann untersuchte Obermaier die Sammlung Roßbachs und stellte die Funde nach ihrer Technik und Ausführung in das jüngere Acheuléen, „wofür sich z. B. Belege aus dem Sommegebiet und von La Micoque (Dordogne) erbringen ließen". Zu diesem Standpunkt bekannte sich auch F. Birkner.

1916 stellte der Altertumshändler Hauser[1]) die Behauptung auf, Kösten sei das deutsche „Micoquien", brachte aber keine wissenschaftlichen Beweise für diesen zwischeneiszeitlichen „Typus Kösten". An sich ist der Fundort La Micoque keineswegs geeignet, den Namen für eine Kulturperiode zu geben, denn er nimmt doch in seiner Industrie eine gewisse Sonderstellung ein, deren Formen nicht, wie die der übrigen französischen Fundorte, vom Chelléen bis zum Magdalénien in gleicher Art an anderen Orten wiederkehren. Es sollte der Gebrauch des Wortes „Micoquien" daher allgemein abgelehnt werden, zumal in der Bezeichnung „Warmes oder Unteres Moustérien oder Weimarer Stufe" eine viel bessere Charakterisierung liegt.

1918/19 erschien eine geologische Studie über die Terrassen des oberen Maintales von Schmidtill. 1926 hatte ich selbst Gelegenheit, unter der liebenswürdigen Führung von Herrn Geheimrat Dr. Roßbach Kösten und die Köstener Werkzeuge zu studieren, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit zu einem Proteste gegen die mißbräuchliche Benutzung meines Namens. Hauser gibt in seiner Dissertation und anderen Schriften eine Liste der von ihm an seinen französischen Grabungsplätzen gesammelten Wirbeltierknochen, die durch meine Vermittlung von dem verstorbenen Dr. O. Thies bestimmt und 1913 von mir veröffentlicht sind. (Zeitschr. D. Geol. Ges. 1913). Hauser beliebt es, z. B. in seiner „zentraleuropäischen Urrasse" seiner Fossilliste den Satz vorangehen zu lassen: „Über die Faunenverhältnisse meiner Ausgrabungsstationen bin ich leider nur auf die Bestimmung von Wiegers an der Geologischen Landesanstalt in Berlin angewiesen. Ich muß mich also allein auf deren Richtigkeit verlassen und gebe sie mit allem Vorbehalt hier wieder." Nach dieser halben Diskreditierung schiebt Hauser dann aber Tiernamen in die Liste hinein, die nicht in der von mir veröffentlichten Liste stehen, Namen von Tieren, die an den betreffenden Fundplätzen niemals gefunden sind, wie z. B. Elephas antiquus und Hippopotamus major in La Micoque! Ferner gibt er zu den lateinischen Speziesbezeichnungen in einem Fall eine falsche deutsche Übersetzung, indem er Cervus elaphus als „Riesenhirsch" erklärt!
Ich gebe diese „wissenschaftliche" Methode Hausers, mich für eine von ihm gefälschte Liste verantwortlich zu machen, hiermit bekannt.

Digitized by Google

Schmidtill gelang es, im oberen Maintal im ganzen fünf Terrassen festzustellen, die sich nicht nur morphologisch ausprägen, sondern auch tatsächliche Sand- und Kiesaufschüttungen darstellen. Leider sind bis jetzt in keiner dieser alten Mainablagerungen irgendwelche Wirbeltier- oder sonstige Tierreste gefunden worden, so daß eine Altersbestimmung mit Hilfe der Fauna zurzeit nicht möglich ist.

Andererseits liegen heute aber so viele Terrassenuntersuchungen aus Süd- und Mitteldeutschland vor, daß aus der Analogie mit anderen Terrassen doch mit ziemlicher Gewißheit Schlüsse auf das Alter derselben gezogen werden können.

Schmidtill parallelisiert unter Vorbehalt vier seiner Terrassen mit den fluvioglazialen Terrassen der alpinen Gletscherflüsse, die Penck als Niederterrassen- und Hochterrassenschotter, als jüngere und ältere Deckenschotter bezeichnet hat und welche jeweils einer Eiszeit entsprechen. Da auch unsere norddeutschen Terrassenuntersuchungen, besonders die von Grupe an der Weser, es als sicher erscheinen lassen, daß die Eiszeiten die Zeiten der starken Aufschotterung der Flüsse waren, so darf die glaziale Aufschotterung, für die auch W. Soergel gute Beweise gebracht hat, als eine allgemein gültige Erscheinung aufgefaßt werden.

Die Höhenlage der vier Terrassen über dem Main beträgt:

für die	Niederterrasse	6—12 m
„ „	Hochterrasse	35—50 „
„ „	Unteren Deckenschotter	65 „
„ „	Oberen Deckenschotter	80—85 „

Außerdem hat Schmidtill noch eine fünfte Terrasse gefunden, die sich zwischen seine Niederterrasse und die Hochterrasse einschiebt und die im Durchschnitt 25 m über dem Main liegt. Er bezeichnet sie als „Zwischenterrasse" und hält sie im Gegensatz zu den vier eiszeitlichen für eine Terrasse der letzten Zwischeneiszeit. Zu diesem nicht ganz logischen Schluß, dessen Widerspruch in sich Schmidtill durchaus bewußt gewesen, ist er nur durch die oben erwähnte Behauptung Hausers gekommen, daß auf der Terrasse das zwischeneiszeitliche Micoquien läge.

Diese Terrasse, die ich als Köstener bezeichnen will, die zwischen der Rodach- und der Regnitzmündung an einer Reihe von Stellen gut ausgebildet, ist nun gerade bei Kösten nicht als Aufschüttungsterrasse, sondern als Erosionsterrasse entwickelt.

Schmidtill sagt zwar: „Die im Norden von Kösten entwickelte zweite Terrasse ist oberflächlich nur äußerst dünn beschottert." Das ist aber ein Irrtum! Die spärlichen Schotter, die Schmidtill gesehen hat, sind nicht vom Main, sondern vom Menschen dorthin gebracht worden.

Als ich am 11. März 1926 den Fundplatz Kösten zum ersten Male absuchte, drängte sich mir sofort die Tatsache auf, daß die angebliche Schotterbestreuung ausschließlich aus Kieselschiefer bestand. Die wirklichen Terrassenschotter aber, so wie man sie bei Markt-Zeuln ausgezeichnet aufgeschlossen findet, sind sandige Ablagerungen mit Grauwacken, Grauwackenschiefern, Tonschiefern, Gneisen, Gangquarzen, Dolomiten und zum Teil spärlichen Kieselschiefern. Wenn letztere jedoch bei Kösten das alleinige Schottermaterial darstellen, dann muß hier eine natürliche Auslese vorliegen, die nur so erklärt werden kann, daß der Mensch sich die für ihn allein brauchbaren Gesteine aus dem damaligen Main oder aus einer älteren Terrasse ausgesucht und nach seinem Wohnsitz geschleppt hat. Fast sämtliche Köstener Werkzeuge aber bestehen aus Kieselschiefer!

Digitized by Google

Was können wir nun, ganz unvoreingenommen, aus den Terrassen folgern? Es ist wahrscheinlich, und so nimmt auch Schmidtill an, daß die Niederterrasse der letzten Eiszeit entspricht; dann steht nichts dem im Wege, daß die nächsthöhere Terrasse, nämlich die Köstener Terrasse, der vorletzten Eiszeit entspricht. Die dritte Terrasse, Schmidtills Hochterrasse, würde dann zum Unteren und die vierte Terrasse zum Oberen Deckenschotter, während die oberste fünfte Terrasse ein präglaziales Alter haben würde. Es ist in diesen Gebieten das glaziale und präglaziale Alter einer Terrasse ohne Fauna natürlich weit schwieriger, wenn nicht unmöglich, zu bestimmen, als in Norddeutschland, wo den eiszeitlichen Terrassenschottern nordische Gerölle beigemengt sind, die den präglazialen fehlen.

In dem Steinbruch unmittelbar neben der Roßbachschen Fundstelle war 1926 folgendes Profil zu sehen: zu oberst 0.25—1.00 m gelber, san-

Abb. 1.

Abb. 1a.

diger, oben humoser Verwitterungsschutt mit eckigen Sandsteinblöcken; darunter folgte der gelbe, eisenschüssige, dickbankige Sandstein. An einer Stelle war eine etwa 8 m lange und bis 1,25 m tiefe Ausfurchung im Sandstein, die mit Gehängelehm erfüllt war. Von einer, wenn auch noch so geringen Schotterschicht war keine Spur vorhanden. Da andererseits eine morphologische Terrasse zwischen Kösten und dem Herberge vorhanden ist, so kann es sich hier nur um eine Erosionsterrasse handeln.

Wenn aber die Köstener Terrasse eine Erosionsterrasse ist, d. h. wenn hier der damalige Main nicht ablagerte, sondern abspülte, dann kann unmöglich hier eine Siedelung der vorletzten Eiszeit bestanden oder sich erhalten haben. Es ist also aus geologischen Gründen ganz unmöglich,

Digitized by Google

daß die Köstener Siedelung der vorletzten Eiszeit, d h. dem jüngeren Acheuléen angehört, wie Obermaier annimmt. Der Fundplatz konnte vielmehr erst nach Ablauf der vorletzten Eiszeit besiedelt werden, nämlich entweder während der letzten Zwischeneiszeit oder während der letzten Eiszeit.

Abb. 2.

Wäre das erstere der Fall gewesen, dann hätten wir die Industrie der Weimarer Stufe zu erwarten, die in so prächtiger Weise aus den Kalktuffen von Ehringsdorf bei Weimar bekannt ist. Die Köstener Werkzeuge haben aber gar keine Ähnlichkeit mit denen des Ilmtales, so daß eine zwischeneiszeitliche Besiedelung ebenfalls als ausgeschlossen gelten kann.

So bleibt nur noch die letzte Eiszeit übrig. Betrachtet man nun das gesamte Fundmaterial, das abgesehen von wenigen Stücken aus grauem Tonschiefer, eine reine Kieselschieferindustrie darstellt und das sich zusammensetzt aus faustkeilähnlichen Spitzen, aus Schabern, Nucleuskratzern, Scheibenkratzern, Kielkratzern, Klingenkratzern und kurzen plumpen Klingen, dann gewinnt man durchaus den Eindruck, daß hier nur eine jungpaläolithische Industrie vorliegen kann und zwar das Solutréen.

Abb. 3.

Diese Kulturperiode ist bisher wenig in Deutschland bekannt. Die Formen des westlichen — französischen — Kulturkreises sind überhaupt nicht über den Rhein gekommen. Die einzige angebliche Solutréenspitze von französischem Typ, die 1895 bei Cannstatt im Löß gefunden und von R. R. Schmidt abgebildet ist, gehört nach P. Goeßler[2]) wahrscheinlich

[2]) P. Goeßler: Vor- und Frühgeschichte von Stuttgart-Cannstatt. Stuttgart 1920, S. 8.

Digitized by Google

zu einem der im Cannstatter Tal nicht seltenen neolithischen Skelettgräber. Ich stehe hier im Gegensatz zu R. R. Schmidt, der die Herkunft unseres süddeutschen Solutréen nicht erkannt hat, denn er sagt: „Der kulturelle Zusammenhang zwischen dem Hoch-Solutréen Westeuropas und Deutschlands ist wiederum ein vollkommener." (Die diluviale Vorzeit S. 154.)

Echtes deutsches Solutréen ist bisher nur von fünf Stellen bekannt geworden, nämlich vom Sirgenstein im Achtal, aus den Ofnethöhlen im Ries und aus den Klausenhöhlen bei Neu-Essing im Altmühltal (Niederbayern), ferner vom Zwergloch bei Pottenstein in Oberfranken und ganz kürzlich aus einer kleinen Höhle, die sich in einem rechten Seitental der mittleren Altmühl, senkrecht über der Ortschaft Altendorf befindet. Zwei von den Höhlen liegen am südlichen Rande der Alb und alle fünf

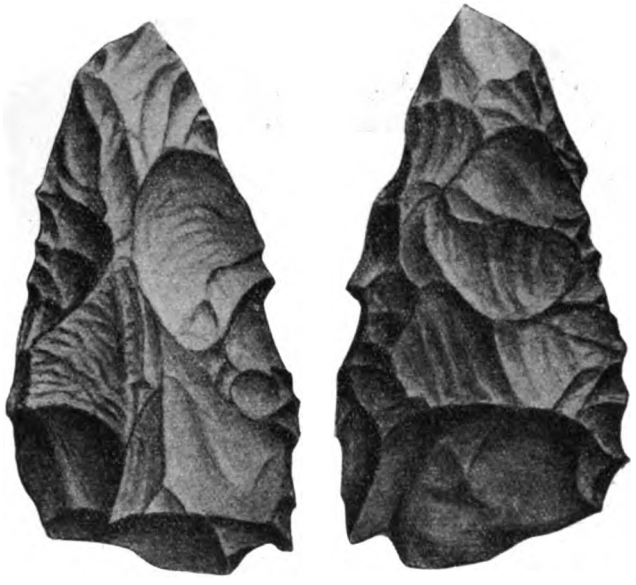


Abb. 4.

in nicht allzu großer Entfernung nördlich von der Donau, die uns den Weg weist, den diese Industrie gekommen ist, nämlich den Weg nach Ungarn.

Ungarn war zur Solutréenzeit ein äußerst wichtiges Kulturzentrum, das eine durchaus eigene Kultur schuf. Wir kennen sie mit ihren faustkeilähnlichen Spitzen, die zuerst von guten Kennern des westlichen Paläolithikums, wie Obermaier, für Acheuléen gehalten wurden, aus den Höhlen des Bükkgebirges (Szeletahöhle, Ballahöhle, Puskaporoser Felsnische und von Miskolcz) östlich von Budapest; aus der Kiskevélyerhöhle bei Budapest; aus der Bajoter Jankovichhöhle bei Esztergom, westlich von Budapest, und aus der Pálffyhöhle in den kleinen Karpathen, die bei Preßburg an die Donau stoßen.

Das ungarische Solutréen hat sich Donauaufwärts nach Westen verbreitet, zwischen Regensburg und Ulm sind die Menschen durch Nebentäler der Donau nordwärts gedrungen: durch das Altmühltal zu den Klausenhöhlen; durch das Wörnitztal ins Ries bei Nördlingen zu den Ofnethöhlen; durch die Täler der Blau und der Ach zum Sirgenstein. Durch Atlmühl- und Regnitztal sind sie vermutlich nach Norden weiter vorgedrungen ins Maintal und in diesem aufwärts nach Kösten, durch das Pegnitztal nach Pottenstein.

Digitized by Google

Ein Vergleich der Köstener Spitzen mit denen der Albhöhlen und Ungarns zeigt die völlige Übereinstimmung, besonders mit denen des Früh-Solutréen der Bajoter Jankovichhöhle und der Szeletahöhle[3]).

Ein Teil der Köstener Werkzeuge ist von Geheimrat Roßbach in seiner oben genannten Schrift auf vier Tafeln abgebildet, von denen ich einige Abbildungen der ersten beiden Tafeln dank der Freundlichkeit des Herrn Kustos K. Hörmann in Nürnberg in dieser Arbeit abermals zum Abdruck bringen kann[4]). Weitere Abbildungen finden sich in den Veröffentlichungen von Obermaier und Birkner. Die nachfolgenden Abbildungen 1—7 sind von Herrn Geheimrat Roßbach selbst gezeichnet und mir für diese Arbeit in liebenswürdiger Weise überlassen worden.

Die charakteristischen Werkzeuge von Kösten sind die beiderseits bearbeiteten flachen Doppelspitzen, von denen in Abb. 1[5]) und 3 zwei be-

Abb. 5.

Abb. 6.

sonders schöne Stücke wiedergegeben sind; sie weisen eine über beide Seiten hinweggehende Flächenretusche auf und sind sehr sorgfältig gearbeitet. Die Spitze Abb. 1 ist 10,25 : 4,2 : 1.2 cm, die Spitze Abb 3 ist 8,6 : 4,0 : 1,25 cm groß. Nicht ganz so fein gearbeitet ist die zerbrochene Spitze Abb. 9, die 9,7 : 5,1 : 1,6 cm mißt. Die beiden Spitzen 1 und 3 zeigen große Ähnlichkeit mit der von A. Mayr in Abb. 7 seines Aufsatzes abgebildeten Spitze von Altendorf.

Neben den großen kommen auch kleine Spitzen vor; so befindet sich in der Roßbachschen Sammlung eine prächtig gearbeitete, leider zerbrochene Spitze, die der Abb. 1 sehr ähnlich ist, aber nur etwa 5,7 : 2,7 : 0,9 cm groß ist.

Als kleine Faustkeilchen bezeichnet Obermaier Stücke, wie Abb. 2 und 12. Ersteres mißt 7.3 : 3,1 : 1,9 cm, letzteres 6,1 : 3,65 : 1.73 cm.

Eine sehr hoch gearbeitete Spitze zeigt Abb. 13 (7,13 : 2,73 : 1, 1,73 cm); sie besitzt eine sehr deutliche Steilretusche, die aber nicht der Aurignacien technik entspricht.

[3]) E. Hillebrand: Das Paläolithikum Ungarns. Wiener Prähist. Zeitschrift. Wien 1919, S. 14—40.

[4]) Sie tragen die Nummern 1, 2, 8, 11, 12, 19, 20, 21 in der Arbeit von G. Roßbach.

[5]) Abb. 1a ist eine photographische Wiedergabe des Stückes.

Digitized by Google

Abb. 8 zeigt eine abgebrochene Spitze, die dicker und gröber gearbeitet ist, als die ersten beiden Doppelspitzen. Diese Art findet sich ziemlich häufig und scheint der verbreitetste Typ der Köstener Spitzen zu sein. Roßbach hat noch mehrere solcher dicker Spitzen abgebildet. Die Dicke geht bis zu 3,2 cm, so daß bei einzelnen Stücken fast von zylindrischen Spitzen gesprochen werden könnte. Vgl. Abb. 4.

Einfache Schaber und Bogenschaber sind die Abb. 10 und 11. Zahlreich sind ferner kleine 3—4 cm große rundliche Scheibenkratzer, wie sie in Abb. 5—6 wiedergegeben sind. Verhältnismäßig häufig sind auch Nukleuskratzer und Kielkratzer in der Roßbachschen Sammlung vertreten und weisen auf den jungpaläolithischen Charakter der Werkzeugindustrie hin. In Abb. 7 ist einer der schönsten Kielkratzer von Kösten abgebildet, der 3,95 : 3,14 : 2,5 cm mißt.

Klingen bis zu 8,5 cm Länge und 2,5 cm Breite mit zum Teil retu-

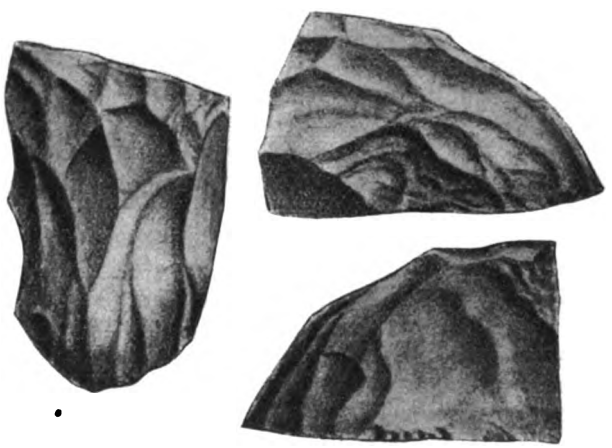


Abb. 7.

schierten Längskanten, einzelne auch mit Kratzerende an der Schmalseite sprechen ebenfalls für Jungpaläolithikum.

Das Material aller Stücke, von Obermaier ungenau als „Silex oder verwandtes Gestein" bezeichnet, ist, wie schon oben erwähnt, fast ausschließlich Kieselschiefer, und dieses Material unterscheidet die Solutréenkultur von den jüngeren Kulturen des Tardenoisien, die Roßbach in der Nähe von Kösten gefunden hat. Im Tardenoisien ist statt des Kieselschiefers der helle graue Chalcedon des Keupers bevorzugt worden, der nördlich von Lichtenfels, am Mönchsberg in harten Felsklippen ansteht, in den Tälern aber auch in kleinen Stücken und Splittern im Gehängeschutt aufgelesen werden kann.

So dürfte die Industrie des umstrittenen Kösten auf dem Wege geologischer Beweisführung an ihren richtigen Platz gerückt sein. Kösten verliert dadurch nicht an Bedeutung, sondern es gewinnt, weil es der nördlichste Punkt deutscher Solutréensiedelung ist und weil es wiederum ein ausgezeichnetes Beispiel für die Notwendigkeit geologischer und prähistorischer Zusammenarbeit ist.

Die Erkennung dieser neuen Solutréenfundstätte legt die Überprüfung der altpaläolithischen Funde im süddeutschen Juragebiet nahe. Die Besiedelung im schwäbisch-fränkischen Jura beginnt allgemein erst im Anfange der letzten Eiszeit (Moustérien vom Sirgenstein, Kastlhäng-

Digitized by Google

höhle, Petershöhle u. a.) und dauert während des ganzen Jungpaläolithikums an bis zum Ende des Magdaléniens.

Als einzige Fundstätten des älteren Paläolithikums galten bisher die von Obermaier aufgestellten Acheulfundplätze von Kösten und der Klausenhöhle. Nachdem Kösten als jungpaläolithisch erkannt ist, bleibt als einzige altpaläolithische Siedelung die Klausenhöhle übrig.

Bei Neu-Essing, am rechten Ufer der Altmühl, liegen im Weißen Jurakalk vier Höhlen übereinander, die 1912 von dem Pariser Institut de paléontologie humaine ausgegraben worden sind. In der ersten obersten

Abb. 8.

Abb. 9.

Höhle fand Obermaier Moustérien, Solutréen und Magdalénien. In der zweiten Höhle lag Solutréen und Magdalénien. Die dritte Höhle soll unter einer neolithischen Schicht Acheuléen enthalten haben, zusammen mit einer Fauna, die nach freundlicher Mitteilung von F. Birkner aus Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Equus caballus bestand.

Abb. 10.

Abb. 11.

Wenn man die Abbildungen dieser „Acheulkeile" bei Obermaier und Birkner betrachtet und daran denkt, daß in jeder der beiden höher gelegenen Höhlen schon Solutréen vorhanden ist; daß ferner nördlich und westlich von Neu-Essing ebenfalls Solutréensiedelungen liegen, aber im ganzen schwäbisch-bayrischen Süddeutschland keine einzige weitere Altpaläolithsiedelung, dann wird es schon allein durch diese Betrachtung außerordentlich wahrscheinlich, daß auch die angeblichen Acheulspitzen der Klausenhöhle zum Solutréen gehören.

Daß keine typologischen Schwierigkeiten dieser Umdeutung entgegenstehen, geht aus den eigenen Ausführungen Obermaiers hervor, der folgendes sagt: „Neben den Faustkeilen mit dickem Basalschnitt findet sich aber eine Reihe von dünnflachen Exemplaren, regelmäßig aus schmalen Silexplatten hergestellt, so daß bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Grade große Pseudo-Lorbeerblattspitzen entstanden, die im Sinne der französischen Nomenklatur nicht ‚coups de poing lancéolés', sondern direkt ‚coups de poing foliacés' genannt werden müßten. Dazu gesellen sich, in mannigfachen Varianten und Größen, beiderseits bearbeitete dünnflache Spitzen, wie sie auch der Fundplatz Kösten lieferte, so Tafel II: Abb. 21 und Abb. 22, welch letzteres Stück man, aus dem Zusammenhange gerissen betrachtet, nicht anstehen würde, als Solutréenspitze im Stadium der wichtigsten Vorbehauung anzusprechen, dem nur noch die endgültige Überretouchierung durch Pressung fehlte."

Es sei noch hinzugefügt, daß die 17,5 cm lange Spitze der Klause in bezug auf die ungewöhnliche Größe an die große Solutréenspitze von Miskolcz erinnert, die 23,8 cm lang ist.

Es sprechen mithin alle Erwägungen dafür, daß auch die dritte Klausenhöhle eine Solutréensiedelung darstellt, wie Kösten, um so mehr, als Obermaier „die überraschende Übereinstimmung mit Kösten bei Lichtenfels" betont und weiter sagt: „Die Klausenindustrie wie jene von Kösten fallen morphologisch durch eine starke ‚Solutréentendenz' auf, die ihnen innewohnt."

Abb. 12.

Abb. 13.

Also auch auf Grund der von Obermaier hervorgehobenen Übereinstimmung mit Kösten müssen wir die Klause in das Solutréen stellen, da Kösten, vor allem aus geologischen Gründen, kein Acheuléen sein kann, wie wir oben nachgewiesen haben.

Der letzte der fraglichen Acheuléenfundplätze der Alb ist der Hohle Fels bei Happurg, südöstlich von Hersbruck in Mittelfranken, von dem Obermaier einen „flachen Plattenschaber mit Spitze" abbildet. „Er ist aus einer massiven Silexplatte gearbeitet und trägt nach Form und Technik das ganze Gepräge der Plattenartefakte aus der Klausennische und von Kösten."

Wenn dieses einzelne Stück nicht zur Moustérienkultur des Hohle Fels gehört, dann dürfte es vielleicht ebenfalls ein Vertreter der Solutréenzeit sein. Jedenfalls spricht hierfür eine größere Wahrscheinlichkeit als für Acheuléen.

Aus dem vorstehenden ergibt sich also die Schlußfolgerung, daß der schwäbisch-fränkische Jura zur Solutréenzeit von Ungarn her besiedelt worden ist und daß dieses nach unserer gegenwärtigen Kenntnis die einzigen Solutréensiedelungen in Deutschland gewesen sind.

Naturwissenschaftliches zu Kühn's Altersstellung der „nordafrikanischen Felskunst".

Von

Dr. Max Hilzheimer.

In Heft 5/6 des 58. Jahrganges (1926) beschäftigt sich Herbert Kühn auf den Seiten 358—363 auch mit dem Alter der „nordafrikanischen Felskunst" und kommt zu dem Ergebnis, daß es paläolithisch sei. Die

Digitized by Google

Gründe, die ihn dazu bestimmen, legt er auf S. 361 in knappen, klaren Worten dar. Aus diesen scheint mir nur hervorzugehen, daß Kühn die Tragweite naturwissenschaftlicher Ergebnisse doch nicht richtig einschätzt. Und da vornehmlich die Naturwissenschaft in seinen Ausführungen eine erhebliche Rolle spielt, so möchte ich hier zeigen, daß gerade diese seiner Alterseinstellung nicht günstig ist.

Seine Beweise sind stilistisch-kunsthistorischer, paläethnologischer, faunistischer, paläogeographischer und prähistorisch archäologischer Art — Gehen wir sie nun der Reihe nach durch. Zum ersten möchte ich als Zoologe und nicht fachmännisch gebildeter Kunsthistoriker nicht Stellung nehmen, werde allerdings später darauf zurückkommen[1]). Für mich ist besonders wichtig der zweite paläethnologische, daß nämlich kein Hinweis auf Tierzucht auf den Bildern vorkommen soll. Dabei bildet Kühn selbst auf S. 360 unter Abb. 12 ein Schaf ab. Über diese Darstellung des Schafes sucht er sich mit folgenden Worten zu helfen: „Auffällig ist nur das Vorkommen des Kultwidders unter den Bildern, es ist aber durchaus denkbar, daß die Tierzeichnung zu kultischem Zweck im Sinne Eduard Hahns in Afrika früher entstanden ist als an anderer Stelle." Das, was Kühn hier annimmt, ist aber eine Unmöglichkeit, aus dem einfachen Grunde nämlich, weil es in Nordafrika keine wilden Schafe gibt und, soweit wir wissen, auch nie gegeben hat, von denen ein Hausschaf abstammen kann[1]). Wohl kommt in Nordafrika ein Tier vor, das mit dem Vulgärnamen als Mähnenschaf bezeichnet wird, französisch Mouflon à manschettes. Man darf sich aber durch diese volkstümliche Bezeichnung nicht irreführen lassen, das Mähnenschaf ist in wissenschaftlichem Sinne ebensowenig ein Schaf, wie der Walfisch ein „Fisch", der fliegende Hund ein „Hund" oder die Pharaonsratte eine „Ratte" ist. Der tiefgreifende anatomische Unterschied geht schon daraus hervor, daß der wissenschaftlich arbeitende Zoologe beide in ganz verschiedene Gattungen stellt, nämlich in die Gattungen Ovis L. und Ammotragus Blyth. Die Hausschafe aber gehören zur Gattung Ovis. Die Nordafrika nächsten wilden Vertreter dieser Gattung finden wir in Korsika und Sardinien und in Vorderasien. Von hier ist wahrscheinlich die ältere afrikanische Hausschafbevölkerung gekommen.

Aber selbst, wenn wir einmal den ziemlich unwahrscheinlichen Fall annehmen, daß es zu irgendeiner Zeit in Afrika Wildschafe der Gattung Ovis L. gegeben hätte und diese nur noch nicht gefunden seien, gewinnt die Annahme Kühns nicht an Wahrscheinlichkeit. Denn die auf den nordafrikanischen Felsmalereien abgebildete Schafrasse zeigt so viele und so tief eingreifende Domestikationsmerkmale, daß eine lange Zucht vorausgesetzt werden muß und nicht eine gelegentliche Zähmung zu kultischen Zwecken. Mir liegt außer der von Kühn wiedergegebenen Figur (l. c. Abb. 12) aus Ksar Ahmar (Keragda) noch eine zweite ebenfalls auf Flamands Originale zurückgehende aus Bou-Alem (Nähe von Geryville) von Gaillard[2]) vor. Die große Arbeit von Flamand, Les pierres écrites, wo möglicherweise noch mehr abgebildet sind, ist mir leider unzugänglich. Daß nämlich noch mehr vorhanden sind, scheint mir aus den zahlreichen

---

[1]) Duerst, J. U. und Gaillard, Cl., Studien über die Geschichte des ägyptischen Hausschafes. In: Recuel de travaux relatifs à la Philologie et à l'Archéologie égyptiennes et assyriennes. Vol. XXIV. Paris 1902. Antonius, O., Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere. Jena 1922. Hilzheimer, Max, Natürliche Rassengeschichte der Haussäugetiere. Berlin u. Leipzig 1926.

[2]) Gaillard, Cl. Le Bélier de Mendès ou le Mouton Domestique de l'ancienne Egypte. In: Société d'Anthropologie de Lyon. Lyon 1904 S. 31, Fig. 9.

Digitized by Google

anderweitigen Veröffentlichungen Flamands[1]) und auch Pomels[2]) hervorzugehen. Beide aus verschiedenen Örtlichkeiten stammende Zeichnungen stimmen aber in den wesentlichsten Merkmalen überein und genügen schon allein für sich, um zu zeigen, daß es sich um eine feste Rasse mit konstanten Merkmalen handelt. Die Rasse, deren Eigentümlichkeiten schon Pomel hinreichend hervorgehoben hat, ist danach gekennzeichnet durch konvexes Gesichtsprofil mit sehr kurzem Gesicht, stark gebogenem Unterkiefer, Fetthöcker auf dem Widerrist, langem bis über die Hacken reichendem Schwanz, der möglicherweise ein Fettschwanz war. Vielleicht besaß das Schaf hängende Ohren. Diesen außerordentlich fortgeschrittenen Merkmalen in Hinsicht auf Domestikation, steht als einziges primitives d. h. an Wildschafe erinnerndes Merkmal gegenüber, daß die Rasse keine Wolle hatte. Sie gehört zu den Haarschafen. Wie schon Pomel richtig bemerkt, stimmt sie mit keiner heut lebenden Rasse überein.

Schon das Merkmal des langen Schwanzes zeigt, daß wir es mit einem lange im Hausstande lebenden Domestikationsprodukt zu tun haben. Kein wildes Schaf (auch nicht das Mähnenschaf) hat einen langen bis über die Hacken reichenden Schwanz. Ein solcher kommt nur bei Hausschafen vor und ist ausschließlich Domestikationsmerkmal, ganz unabhängig davon, ob es sich um einen dürren Schwanz oder einen Fettschwanz handelt. Einen Fettschwanz glaubte ich nämlich schon bei der ersten Betrachtung der von Kühn wiedergegebenen Figur zu erkennen und war nicht wenig überrascht, nachher bei der Durchsicht der vorhandenen Literatur zu finden, daß Pomel die gleiche Vermutung äußert. Ich muß allerdings mit Pomel zugestehen, daß die Zeichnung für das Vorhandensein eines Fettschwanzes nicht absolut beweisend ist, um so weniger, da die Pomel noch nicht bekannte Figur von Bon-Alem ihn nicht zeigt. Wohl aber ist gerade auf ihr die Länge des Schwanzes unzweifelhaft dargestellt. Und diese genügt, wie gesagt, allein, um den hohen Grad der Domestikation dieser Schafrasse zu zeigen. Auch ein konvexes Gesichtsprofil mit kurzer hoher Schnauze kommt bei Wildschafen nicht vor. Das sind ebenfalls Domestikationsmerkmale. Wildschafe haben konkaves Profil mit feinem, lang ausgezogenem Gesicht. Die eigentümliche Form der Unterlippe hat Pomel viel zu schaffen gemacht. La lièvre inférieure se termine par une tuberosité ou plutot une saillie, qui ne peut-être autre chose qu'une barbe, apanage des boucs mais non des noutrus, schreibt er. Ich glaube, zu einer so gewagten Behauptung braucht man nicht zu greifen, zur Erklärung der eigenartigen Form der Unterlippe. Vielmehr liegt eine andere Erklärung nahe. Bei allen Haustieren, bei denen das Gesicht in der Entwicklung zurück, kurz, bleibt, krümmt sich der Unterkiefer, namentlich in seinem vorderen Teile stark. Häufig nimmt er auch gegenüber den wilden Tieren an Höhe zu. Und das ist es, was unsere Künstler haben darstellen wollen. Auf die hängenden Ohren, ebenfalls ein Domestikationsmerkmal, schließe ich mit Pomel daraus, daß sie nicht gezeichnet sind, während Stehohren doch im Profil sichtbar sein müßten.

Ich schließe also: das Schaf von Ksar Ahmar stellt eine auch sonst in Nordafrika abgebildete hochdomestizierte Rasse dar, die sich mit ihrem

[1]) Flamand, M. Note sur les stations novelles on peu connues de pierres écrites (Hadjra Mektouba) de Sud-Oranais. In: L'Anthropologie 1892 S. 145—165. Derselbe. Les pierres écrites (Hadjrat Mektoubat) du Nord de l'Afrique et specialement de la région d'In-Saba. In: C.-R. du Congrès Internationale d'Anthropologie et d'archéologie préhistorique. XII Session. Paris 1900 (1902) S. 265—267. Derselbe. Les pierres écrites et les stations préhistoriques de Sahara. Revue de l'école d'Anthropologie 1900 X p. 287.

[2]) Pomel. Carte géologique de l'Algerie. Paléontologie, Monographies: Les ovidés Algier 1897.

Digitized by Google

konvexen Profil, kurzen Gesicht und langen Schwanz weit vom wilden Ausgangsmaterial entfernt hat und die außerdem in Nordafrika aus Mangel an echten Wildschafen[4]) nicht herangezüchtet sein kann. Wir haben es also in diesem Schaf mit einem echten Haustier zu tun. Da aber nach unserer bisherigen Erfahrung Haustiere vor der jüngeren Steinzeit nicht auftraten, muß das Bild mindestens jungsteinzeitlich sein, was auch die bisherigen Bearbeiter wie Pomel und namentlich Flamand stets behauptet haben.

Wenn also nachweislich in diesem Fall die „stilistisch-kunsthistorische" Methode versagt, so scheint mir deren Grundlage noch keineswegs so gesichert zu sein, als daß sie nicht einer Nachprüfung bedürfte. Darauf hinzuweisen, auf wie unsichern Boden wir mit dieser Methode stehen und zu ihrer Nachprüfung anzuregen war der Zweck dieser Zeilen, um so mehr als es in Nordafrika noch eine ganze Anzahl Felsbilder mit Haustierdarstellungen von Kamelen und Pferden gibt, und ich zwischen ihnen und den Schafen keinen Unterschied im Stiel zu erkennen vermag. Allerdings kenne ich sie nur aus zweiter Hand, d. h. aus Wiedergaben in Büchern.

Ist somit aus Kühns Beweiskette ein Glied herausgebrochen, so werden wir sehen, daß auch die übrigen Beweise nicht stichhaltig sind. Kühn bezieht sich auf die Äußerungen von Obermaier und Frobenius, die übrigens Flamand und Pomel schon in ganz ähnlicher Weise getan haben, daß nämlich die auf den Felsbildern dargestellte Tierwelt unter den heutigen klimatischen Verhältnissen in Nordafrika undenkbar wäre. Diese Beobachtung ist zweifellos richtig. Aber Kühn zieht den Schluß daraus: „Das deutet auf eine geologisch ganz andere Zeit als die Gegenwart, auf eine Zeit, die vor der Bildung des heutigen Antlitzes der Erde liegt: die Zeit des Paläolithikums". Und dieser Schluß ist zweifellos nicht richtig.

Kühn scheint sich das so vorzustellen, daß auf das feuchte Diluvium unmittelbar das trockene Alluvium folgte, das gewissermaßen von einem Tag zum anderen jene Trockenheit über Nordafrika brachte, welcher die Mehrzahl der diluvialen Säugetiere erlag. Eine solche Anschauung würde der Cuvierschen Katastrophentheorie entsprechen. Diese ist aber von der Geologie längst aufgegeben. Wir müssen uns doch die erdgeschichtlichen Ereignisse so vorstellen, daß um die Wende vom Diluvium zum Alluvium eine Austrocknung in Nordafrika beginnt, daß diese aber nur ganz langsame Fortschritte macht und auch nicht etwa von dem feuchten Diluvium geradlinig auf den heutigen Zustand führt. Offenbar ist doch der heutige Zustand unter mehrfachen Schwankungen von größerer und geringerer Feuchtigkeit erreicht worden. Wenn für Afrika auch die Grundlage zur Erkenntnis der postdiluvialen Klimaänderungen noch fehlt, so haben uns doch die eingehenden Forschungen in Norddeutschland belehrt, daß das heutige Klima erst nach mehrfachen Schwankungen, Wechsel von feuchteren und trockeneren Perioden, erreicht ist. Für Afrika stehen, wie gesagt, derartige eingehende Untersuchungen noch aus. Aber wir wissen genau, daß Nordafrika noch zur Römerzeit ein feuchteres Klima hatte. Denn damals war Nordafrika die Kornkammer Italiens, was heute ausgeschlossen ist.

Die Verschlechterung des Klimas, die zum heutigen Klima und damit zur Unmölichkeit führte, daß in Nordafrika eine Tierwelt lebte, wie sie die Felsbilder darstellen, geht also nicht, wie Kühn annimmt, auf weit entlegene Erdperioden zurück, sondern auf etwa nur 2000 Jahre d. h. die

---

[4]) Für Nichtzoologen, die etwa die Pomelsche Arbeit nachlesen und dort für das Mähnenschaf die Bezeichnung Ovis tragelaphus finden, bemerke ich, daß P. die heutigen Gattungsbezeichnungen nicht hatte und z. B. auch die Ziege als Ovis mit in dieselbe Gattung stellte.

Digitized by Google

Römerzeit. Damals lebte auch, wie ich kürzlich zeigen konnte[5]), sicher noch ein Teil der auf den alten Felszeichnungen dargestellten Tierwelt in Nordafrika, so der Elefant und der Wildesel. Und natürlich erst recht alle jene erst im letzten Jahrhundert ausgestorbenen Tiere, wie Löwe, Strauß, Kuhantilope, Säbeltantilope und Mendesantilope.

Somit bleiben von jener Tierwelt der Felszeichnungen nur noch übrig Büffel, Giraffe und Nashorn. Das nordafrikanische Nashorn gehört zu den Steppennashörnern. Daher als nicht so sehr auf große Feuchtigkeit angewiesen, interessiert es uns hier ebenso wie die gleichfalls steppenbewohnende Giraffe weniger. Anders steht es mit dem Büffel, einem Tier des Dschungels. Der Büffel ist sicher für das Diluvium Nordafrikas nachgewiesen. Ist es aber auch sicher, daß er und zwar er allein von allen diluvialen Säugetieren — denn auch der gleichfalls diluviale Ur lebte bis zur Römerzeit in Nordafrika fort — das Diluvium nicht überlebte? Ist jemals von irgend jemand ein Beweis dafür erbracht, ja nur zu erbringen versucht?

Im Gegenteil, meine erwähnte Arbeit sowie eine zweite[6]) ähnliche haben für die Ostecke des Mittelmeeres, zum Teil auch für das übrige Nordafrika den sicheren Beweis erbracht, daß fast alle dort ausgestorbenen Tiere weit länger gelebt haben als man bisher annahm, z. B. bis weit in historischer Zeit hinein. Wer hätte z. B. geglaubt, daß es in Mesopotamien noch im Anfang des 3. Jahrtausends den Wisent, bis in die Mitte des 3. Jahrtausends den Arnibüffel, also den nächsten lebenden Verwandten des nordafrikanischen Büffels, bis in die Wende des 1. Jahrtausends den Elefanten, bis um 800 v. Chr. den Ur gegeben hätte? Ja wer hätte überhaupt nur vermutet, daß Wisent und Elefant im Alluvium noch in Mesopotamien vorgekommen seien? Ähnlich liegen die Verhältnisse in Ägypten, wo es zu Anfang der dortigen Geschichte noch Elefanten und Giraffen gab, wo Tutanchamon und Ramses III. noch Wildesel und Amenophis III noch Ure jagten.

Somit muß auch Kühns „paläogeographischer" Beweis als nicht glücklich angesehen werden.

Es bleibt nun noch sein letzter „sicherster" übrig, nämlich der prähistorisch-archäologische, der sich auf Grabungen von Tébessa in der Provinz Costantine stützt. Hier ist am Ende des Capsien ein Nachlassen der Tierfunde nachgewiesen worden, „ein deutlicher Beweis dafür, daß um diese Zeit die Austrocknung der Sahara begann, daß sich die klimatischen Verhältnisse grundlegend änderten". Mit diesen Worten verallgemeinert Kühn einen lokalen Fund, ohne irgendwie den Versuch zu machen, einen Nachweis für die Berechtigung dieser Verallgemeinerung zu bringen. Wir sind zurzeit über die postglaziale Geologie Nordafrikas viel zu wenig unterrichtet, als daß wir sagen könnten, was dieser Befund aus Konstantine zu besagen hat. Einmal kann es sich lediglich um eine lokale Erscheinung handeln. Es können — ich sage ausdrücklich „können" — damals in Konstantine Hebungen stattgehabt haben, als deren Folge die von den Hebungen betroffenen Landstriche austrockneten, während möglicherweise benachbartes Land sich senkte und überflutet wurde. Gerade das Mittelmeergebiet ist ja eine Erdstrecke, wo starke lokale tektonische Kräfte sich besonders bemerkbar machen. Ich erinnere nur an die kurzfristigen Hebungen und Senkungen am Serapistempel von Puzzuoli, welche dieses Gebäude bald unter den Meeresspiegel tauchten, bald wieder emporsteigen ließen.

---

[5]) Hilzheimer, Max. Säugetierkunde und Archäologie. In: Zeitschrift für Säugetierkunde. 1. Bd. 1926. S. 140ff.

[6]) Hilzheimer, Max. Die Wildrinder im alten Mesopotamien. In: Mitteilungen der altorientalischen Gesellschaft. II Bd. Heft 2.

Digitized by Google

Es mögen aber vielleicht die Beobachtungen von Tébessa eine allgemeine Bedeutung haben. Dann kann es sich aber auch um eine vorübergehende Austrocknung handeln, der etwa jener kurzen postdiluvialen Trockenzeit Nordeuropas zur Zeit des Litorine-Meeres entspricht, welche hier einmal in den Meeren die Torfbildung unterbrochen und zur Entstehung des Grenzhorizontales geführt hat.

Man sieht also, die Befunde von Tébessa lassen mancherlei Deutungen zu. Sie können aber zurzeit nicht als Stütze für irgendeine weittragende Theorie verwandt werden.

Schließlich bleibt noch Kühns dritter Beweis übrig, der faunistischer Art ist. Er stützt sich darauf, daß der Altbüffel zwar in diluvialen Lagen gefunden ist, aber nicht in neolithischen. Nun ist bekanntlich in der Geologie ein Beweis aus dem Fehlen eines Fundstückes in irgendeiner Schicht immer sehr unsicher, zumal wenn es sich um ein so wenig durchforschtes Land wie Nordafrika handelt. Und von jenen für Mesopotamien und Ägypten oben verzeichneten Tieren sind auch noch keine Knochen gefunden worden. Trotzdem sind sie durch Urkunden derart sicher belegt, daß an ihrem Vorkommen nicht gezweifelt werden kann. Vielleicht ist gerade umgekehrt das Erscheinen des Altbüffels auf den Felsbildern ein Zeichen dafür, daß dieses Tier noch bis in das Neolithikum hinein lebte. An dem mindestens neolithischen Alter jener Schaffiguren (wenn sie nicht noch jünger ist), kann nicht gezweifelt werden. Wenn aber, wie Kühn betont, und wie übrigens auch von allen anderen Beobachtern hervorgehobenwird, stilistisch zwischen der Schaffiguren und den Büffeldarstellungen kein Unterschied besteht, dann ist es doch wahrscheinlich, daß sie aus derselben Zeit stammen, beide also mindestens neolithisch sind, daß also jene Büffeldarstellungen den Beweis für ein solanges Fortleben des Altbüffels in Nordafrika erbringen.

Sei dem aber wie ihm wolle, auf jeden Fall dürften die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, daß auch von Kühn ein stichhaltiger Beweis für ein paläolithisches Alter der nordafrikanischen Felsbilder nicht erbracht worden ist, daß vielmehr ein Teil der von Kühn als paläolithisch angesprochenen Bilder naturwissenschaftlich nachweisbar ist, ein solches Alter nicht haben können. Es dürfte also mindestetens vorläufig an der stets von dem Erforscher der Bilder, Flamand, und von dem Erforscher der Geologie Nordafrikas Pomel vertretenen Ansicht von ihrem jüngeren Alter festzuhalten sein.

Zwischen der Niederschrift und der Korrektur des obigen Aufsatzes ist Obermaiers Artikel „Nördliches Afrika" im Reallexikon für Vorgeschichte Bd. 9, 1927 erschienen, der eine willkommene Ergänzung meiner Ausführungen enthält, indem er auf Taf. 171 und 172 ausgezeichnete Reproduktionen von Felsbildern von Schafen aus dem Sahara-Atlas bringt. Nach den auf Taf. 171 reproduzierten Abbildungen haben die Tiere einen dürren Schwanz gehabt, nicht einen Fettschwanz, wie ich oben als möglich hinstellte. Dagegen bestätigt Taf. 171 meine Ansicht, daß die Schafrasse der Felsbilder Hängeohren hatte. Diese Taf. 171 bringt aber noch etwas Neues. Sie zeigt am Vorderkörper, Rücken und Bauch lange Behaarung. Um Wolle kann es sich meiner Meinung nach nicht handeln, sondern um schlichtes langes schwach gewelltes Haar, das wie eine Mähne den Vorderkörper einhüllt. Eine derartige Mähne findet sich nicht selten bei den Böcken — auch das Felsbild von Taf. 171 stellt einen Bock dar — der zu Ovis longépes Fitz gehörigen nordafrikanischen Hausschafe. Die Vertreter dieser Rassengruppe sind sehr verschieden gestaltet. Es gibt aber auch heute noch solche, die zwar mit jenen auf den nordafrikanischen Felsgehängen übereinstimmen. Der Zoologische Garten in Berlin besaß früher im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Schafe aus Bornu. An zwei Stellen habe ich

Digitized by Google

Abbildungen dieser Bornuschafe gebracht, in meiner „Natürlichen Rassengeschichte der Haussäugetiere", Berlin 1926. Abb. 101 S. 188 und in „Die Haustiere in Abstammung und Entwicklung", Stuttgart 1909. Namentlich die letztere stimmt bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit jener Darstellung der Taf. 171 überein. Das Felsbild könnte fast ein Porträt jenes Tieres sein, das im Anfang unseres Jahrhunderts im Berliner Zoologischen Garten lebte. Wir sehen die gleiche Ausbildung der Behaarung mit genau der gleichen Ausdehnung der Mähne, der gleichgestalteten Remisenz des Gesichtsprofils, die kurzen schneckenförmig vor den Ohren nach vorn gekrümmten Hörner und die Hängeohren. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß das moderne Bornuschaf und die Schafe der nordafrikanischen Felsbilder zur gleichen Rasse gehören. Damit ist die Frage, ob eine vor die auf den Felsbildern dargestellte Schafrasse heute noch lebt, die von den zitierten französischen Forschern eines Obermaiers ventiliert wird, endgültig gelöst: Es ist das Bornuschaf. Wie sich die von den Franzosen angezogenen Tuarezschafe dazu verhalten, vermag ich nicht zu sagen, da ich sie nicht kenne. Doch scheint nach deren Ausführungen keine so völlige Übereinstimmung zu bestehen.

Aus Obermaiers Aufsatz entnehme ich ferner, daß auf diesen Felsbildern auch Ziegen dargestellt seien. Aus eigener Anschauung kann ich nicht urteilen, da mir Ziegendarstellungen nicht bekannt sind. Sollte das jedoch zutreffen, so hätten wir ein zweites Haustier, das nicht in Afrika heimisch sein kann. Es muß aus Asien importiert sein. Somit würden diese Ziegendarstellungen ein weiteres Argument gegen das paläographische Alter der nordafrikanischen Felsbilder sein.

Waren die Toromiro der Osterinsel Marionetten?

Von

Walter Knoche (Santiago de Chile).

Als ich im Jahre 1911 auf der Osterinsel weilte, wurde mir mitgeteilt, daß die aus dem Holze des Toromiro geschnitzten Figuren (siehe Abb. 1 bis 3) dann ausgeführt wurden, wenn ein Familienmitglied gestorben war, dessen Namen die Figur hinfort führte.

Herr Ignatio Vives Solar, der dem mir unterstellten meteorologischen Dienst der Republik Chile als Beamter zugehörte, ging im Jahre 1912 nach der Osterinsel mit der Weisung, neben den Beobachtungen auch der Folkloristik der im Sterben liegenden Kultur Rapa Nuis (Osterinsel) seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Herr Vives war bald des Polynesischen mächtig und aus anderen Überlieferungen und Märchen sei an dieser Stelle das Folgende wiedergegeben:

Die ersten Toromiro des Tukuihu.

In der Nähe der Bai von Vinepu befindet sich ein Ufer von geringer Erstreckung, das Anga Ahave (Ufer des fliegenden Fisches) genannt wird. Hier herrschte der König Tukuihu, ein friedlicher Mensch und klug und von gutem Wuchs. Sein aus Stein gebautes Wohnhaus hatte der König an einem weit entfernten Orte Mo tu Peu, oder wie er früher genannt wurde Hare Koka.

Als er eines Tages das Ufergebiet besuchen wollte, traf er in der Nähe von Puna Pau auf die beiden Teufel Hitilau und Nuko te Mano, welche

Digitized by Google

ruhig im Schatten eines großen Steines, der mitten auf dem Wege lag, schliefen. Da es heiß war, hatten die Teufel ihre Kleidung abgelegt und Tukuihu konnte zu seiner großen Verwunderung sehen, daß ihre Körper kein Fleisch hatten, und daß man alle Rippen zählen konnte. Trotz seiner

Abb. 1. Perückenfigur.
Sammlung Dr. W. Knoche.

Abb. 2. Frau mit Kind.
Sammlung Dr. W. Knoche.

Furcht verweilte Tukuihu einige Augenblicke, um die seltsamen Gestalten zu betrachten und setzte dann seinen Weg fort, auf dem er kurz darauf einen anderen Teufel O Kere Kere traf, welcher im Schatten des großen Steines von Puna Pau alles beobachtet hatte und nun ein großes Geschrei erhob.

Die anderen Teufel erwachten und O Kere Kere erzählte ihnen, daß Tukuihu sie nackend im Schlafe gesehen hätte. Voll Wut fürchteten sie, vor den Bewohnern lächerlich zu werden, wenn Tukuihu etwas über

Digitized by Google

ihre seltsame Gestalt verlauten ließe. So legten sie ihre Kleidung an, um den König einzuholen und ihn zu fragen, ob es wirklich wahr sei, was O Kere Kere berichtet hätte; in diesem Falle wollten sie den König töten.

Kurz bevor dieser nach Vinepu kam, holten sie ihn ein, begrüßten ihn und fragten, ob er sie wirklich nackend gesehen hätte. Tukuihu, der sehr klug war, erkannte sofort die Gefahr, und da er gut zu lügen wußte, leugnete er unter vielen Schwüren alles, obwohl die Teufel zweimal fragten.

Abb. 3. Skelettfigur.
Sammlung Dr. W. Knoche.

Abb. 4. Doppelköpfige Figur.
Sammlung Dr. W. Knoche.

Er beschwor so kräftig und sein Gesicht war so aufrichtig, als er verneinte, sie nackend im Schlafe gesehen zu haben, daß die Teufel nicht daran zweifelten, die Opfer einer Lüge des Teufels O Kere Kere geworden zu sein; aber immerhin, da sie wußten, wie auch die Menschen logen, beschlossen sie, Tukuihu bis zu seinem Hause zu begleiten und zu beobachten, ob dieser etwas über ihre körperliche Eigentümlichkeit verbreiten würde.

Zwei Tage lang verließen sie den Ort nicht, schliefen vor seiner Tür des Nachts und horchten auf jedes Wort des Königs. Da dieser aber wußte, daß er beobachtet wurde, so schwieg er über das Abenteuer, und die Teufel überzeugten sich endlich und zogen sich in dem sicheren Gefühl zurück, daß das Geheimnis ihrer lächerlichen Körper keinem Sterblichen bekannt würde.

Digitized by Google

Als Tukuihu sich von der Beobachtung befreit wußte, begann er sofort aus dem Holz des Toromiro die Gestalten von Hitilau und Nuko te Mano zu schnitzen. Und dies waren die ersten aus Holz geschnitzten Figuren, die auf der Insel gefertigt wurden.

Nicht zu frieden damit, schnitzte Tukuihu unzählige dieser Figuren und hing sie im Halbkreis um sein Haus auf. Und zur Unterhaltung seines Volkes befestigte er Stricke, die aus Mahute geflochten waren, an diesen Figuren, vereinigte sie in seiner Hand und ließ sie alle möglichen Bewegungen ausführen.

Seitdem nannten seine Untertanen das Haus Hare aka Aere-Moa (d. h. das Haus der Figuren, die gehen).

Die Teufel Hitilau und Nuko te Mano, in ihrem Ärger, sich so lächerlich gemacht zu sehen, verließen die Insel oder stürzten sich ins Meer.

Aus dieser Überlieferung ist deutlich erkennbar, daß die Figuren zum mindesten teilweise, an Schnüren aufgehangen, als Marionetten dienten. Da überdies unter den Figuren auch Phantasiegebilde vorkommen, wie ein doppelköpfiges Schnitzwerk (s. Abb. 4) und ebenso eine mythische Gestalt, nämlich der Fischgott, so ist es zweifellos, daß keineswegs alle diese Gestalten als Laren zu betrachten sind.

Der Fischgott hat überdies im Rücken eine Durchbohrung, die allem Anschein nach zur Durchführung eines Binsengarns diente. Auch ist es durchaus möglich, daß die Ahnenfiguren selbst — vielleicht in sakrosanktem Sinne — im Puppentheater Verwendung fanden.

Erinnert man sich daran, daß die Toromiro oft mit abnehmbaren Perücken aus natürlichem Haar versehen waren, daß man sie kleidete und gelegentlich auch bemalte, so würde gerade hierdurch eine Mannigfaltigkeit der Vorführungen bedingt sein.

Es scheint, daß im mittleren und westlichen Polynesien derartige Spiele nicht bekannt waren, und man müßte schon in das Wiegenland der Polynesier und ihrer Kultur zurückgehen, um ähnliche Vorführungen wiederzufinden. Doch ist es andererseits auch nicht von der Hand zu weisen, daß die Überlieferung, die von einer Erfindung spricht, die Wahrheit sagt. Mir erscheint letztere Annahme als die gegebene.

Minang-Kabau.

Ein Beitrag zur Entstehung und Weiterentwicklung des Mutterrechts.

Von

Ida Lublinski.

Heute wendet sich das wissenschaftliche Interesse immer mehr den sozialen mutterrechtlichen Formen zu, auf welche sich eigentlich erst seit Bachofens am Anfang so sehr bestrittenen Werke langsam die Aufmerksamkeit richtete. Es zeigt sich immer überraschender, wie sehr verbreitet noch heute diese Formen sind, obwohl die ganze Einstellung des Denkens, welche sie einst schuf, selbst da eine andere geworden ist, wo sie noch heute herrschen. Diese andere Einstellung ergab und ergibt noch dauernd langsame Umformungen, Anpassungen an die neuen Erkenntnisse und Umwertungen und erschwert dadurch richtige Schlüsse, weil die heutige Wissenschaft, die mit Recht nur von klar bezeugtem Tatsachenmaterial ausgehen will, dadurch leicht veranlaßt ist, die sichtbaren zeitlichen Veränderungen desselben zu wenig in Betracht zu ziehen.

Nun ist uns glücklicherweise noch eine mutterrechtliche Organisation erhalten, aus deren Formen wir wohl schließen dürfen, daß sich hier ur-

Digitized by Google

sprünglich Entstandenes trotz veränderter Zeitverhältnisse durch eine glückliche Abgeschlossenheit der geographischen Lage aus der Beharrungskraft des Gemütes fast unverändert erhalten haben dürfte. Die Kenntnis dieser mutterrechtlichen Organisation gibt einen klaren Aufschluß über Ursprung, Entwicklung und Organisation sozialer Verhältnisse, die später auch bestimmend für den sozialen Aufbau solcher Völker wurden, die nicht mehr von den gleichen Anschauungen ausgingen, deren anders eingestelltes Denken diese Verhältnisse daher nur in einer Umformung und Umwertung übernehmen konnte.

In Sumatra, auf dem Hochlande zu Minang-Kabau haben sich trotz der bereits Mitte des 16. Jahrhunderts angenommenen Religion Mohameds bei den Eingeborenen die reinen mutterrechtlichen Lebensformen so erhalten, daß sie uns Aufschluß über die Entstehung vieler uns befremdenden Sitten zu geben vermögen, die sich heute in allen Erdteilen nur noch als größere oder kleinere Überreste erhalten haben, während sie hier noch einen folgerichtig entwickelten, gut erhaltenen und geschlossenen Organismus zeigen. Nachrichten über das eigenartige soziale Leben mit seiner nicht weniger eigenartigen Verfassung haben sich früher schon häufiger in holländischen Zeitschriften gefunden, doch scheinen wirklich eingehende Forschungen und Zusammenstellungen erst etwa vor zehn Jahren begonnen zu haben und zwar nicht nur von Holländern, sondern auch von dem Franzosen Collet und von Engländern. Diese mutterrechtliche Organisation von Minang-Kabau unterscheidet sich von allen Berichten, die wir bisher über derartige Organisationen erhalten haben, dadurch, daß Mann und Frau nicht zusammenleben. Die Minang-Kabauer wohnen in Familienhäusern, die eine ganze Nachkommenschaft mit all ihren Einzelgliedern beherbergen, an deren Spitze als allgemein anerkannte höchste Autorität die Indoea, die Groß- oder Urmutter steht, deren Gatte aber weder im Hause wohnt, noch sonst in Frage kommt. Alle Mitglieder dieser Verwandschaftsfamilien stehen für das Gefühl im Verhältnis von Geschwistern, eine Ehe unter ihnen ist völlig ausgeschlossen. Das Haus wird nicht gleich für so zahlreiche Bewohner erbaut, es scheint sogar zuerst ein verhältnismäßig kleiner Bau zu sein, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern wohnt. Wird ihre erwachsene Tochter Mutter, dann erfolgt ein Anbau, der auch äußerlich durch ein Nebendach gekennzeichnet wird, und das geschieht immer wieder bei der Mutterschaft der aufeinanderfolgenden Nachkommen, wie Enkelin oder auch Urenkelin. Sind auf diese Weise die Familienansammlungen zu zahlreich geworden, dann wird ein neues Haus gebaut, in welches eine der Mütter mit ihren Kindern übersiedelt, und es wiederholt sich der gleiche Vorgang der langsamen Vergrößerung des Hauses. Der moralische Familienzusammenhang bleibt aber auch bei dieser Spaltung bestehen. Die Familienmitglieder behalten das lebhafte Gefühl des Zusammenhanges durch die gemeinsame Urmutter, das sich durch Jahrhunderte weiter erhält, so daß der Minang-Kabauer ähnlich unseren Adelsgeschlechtern immer seine Abstammung mütterlicherseits und seine mütterliche Verwandschaft anzugeben weiß. In diesen Familienhäusern sind die Bewohner nach Familien = Samandi geteilt, und jede derselben bewohnt ein Bilik = einen von den anderen getrennten Teil des Hauses, den jede Mutter mit ihren Kindern teilt. Der Vater und die väterliche Verwandschaft, die gar nicht als verwandt gilt, kommen überhaupt nicht in Betracht. Der Mann wohnt gar nicht bei seiner Frau, hat auch gar keine Verpflichtung, seine Frau und seine Kinder zu erhalten.

---

[1]) Collet, Terres et Peuples de Sumatra. Amsterdam 1924, ‚Lekerkerker' Land en Volk v. Sumatra. Leiden 1916. Joustra Minang-Kabau, s Gravenhage 1923.

Digitized by Google

Sein Heim ist das Haus seiner Mutter, seine Arbeit kommt ihr, seinen Schwestern und deren Kindern zu gute, denen sein persönlich erworbener oder geschaffener Besitz zufällt, und die Frauen von Minang-Kabau wachen nach Collet eifersüchtig darüber, daß dies auch geschieht. Bei seiner eigenen Frau ist der Mann nur ein wohl aufgenommener Gast und zwar erfolgen seine Besuche hauptsächlich zur Nachtzeit und wie es scheint heimlich durch die Hintertüre. Es gilt als schicklich, dabei nicht gesehen zu werden oder eine Verwirrung zu zeigen, wenn dies doch geschieht, während die ihn zufällig Treffenden sich den Anschein geben müssen, ihn nicht zu sehen.

Was für eine Stellung hat nun der Mann in dieser Familiengenossenschaft, die wohl die älteste Form aller sozialen Bindungen darstellt? Er steht als Sohn und Bruder unter der Autorität seiner Mutter und seiner Schwestern, für deren Anordnungen er in vielen Fällen der Vollstrecker ist, wie es sich bei der Behandlung der sozialen Einrichtung zeigen wird. Es ist aber ganz natürlich und selbstverständlich, daß er über die jüngeren Mitglieder dieses Organismus einen größeren Einfluß gewinnen muß, daß er hier nicht nur eine ausführende, sondern wohl auch eine mit beratende Gewalt haben dürfte, wenn uns auch die Schilderungen, die wir bisher von verschiedenen Seiten erhalten haben, darüber wenig berichten. Die Forscher werden auch kaum die Gelegenheit zu einem so intimen Einblick in das Familienleben der Genossenschaft gehabt haben, das doch in der Hauptsache von den Frauen seine äußere und innere Form erhalten hat. Der Grund dieser Tatsache und damit zugleich der Grund dieser ungewöhnlichen Stellung der Frau, ergibt sich auch noch ganz klar aus den Vorstellungen, die noch heute dort vorhanden sind. Die Mitglieder einer solchen Hausgenossenschaft werden Bauchgenossen genannt, was wir wohl am besten mit Mutterleibsgenossen bezeichnen können. Jousta S. 92 gibt an, der Name für Familie ist saboeh paroie = aus demselben Bauch. Diese Bezeichnung zeigt, wie bedeutungsvoll hier das Gefühl der Abstammung aus einem Mutterleibe das Zusammengehörigkeitsgefühl der Nachkommen geschaffen hat. Collet berichtet, daß er auf seine Frage, warum diese seltsame Einrichtung den Mann als Familienhaupt ausschalte, warum er nicht an der Spitze des Hauses stände, von Minang-Kabauern die Antwort erhielt: „Der Hahn legt niemals Eier" (le coq ne pond jamais). Ja, es wurde zugleich bemerkt, daß diese Stellung der Frau in den häuslichen und sozialen Angelegenheiten doch wohl die selbstverständlichere und richtigere wäre, da auch die Königin der Niederlande dies eingesehen und sie wieder angenommen hätte. Es geht hieraus ganz deutlich hervor, daß das Faktum der Geburt diese Vorzugstellung der Frau geschaffen hat, und daß der Einfluß dieses Faktums stark genug war, die Nachkommenschaft dauernd zu größeren Familiengruppen zusammenzuschließen, deren Zusammenhang auch bei einer Spaltung lebendig blieb. So entstanden ganze Ortsgemeinden aus den Familienhäusern einer Nachkommenschaft; doch nicht immer muß die Niederlassung der Nachkommen am gleichen Orte stattgefunden haben, denn Collet berichtet, daß örtlich weit auseinander liegende Familienhäuser sich zu der gleichen Abstammung zählten. Hier werden wohl praktische Gründe die entferntere Siedlung veranlaßt haben.

Aus dieser zusammengeschlossenen Nachkommenschaft einer Urmutter ergaben sich ganz von selbst Tatsachen, welche auf die soziale Einrichtung dieses doch wohl erst allmählich entwickelten größeren sozialen Organismus von starkem Einfluß werden mußten. Es war natürlich, daß in dieser vaterlos lebenden Nachkommenschaft der Urmutter und ihrer Stellvertreterin, ihrer ältesten Tochter, das höchste Ansehen und die höchste

Digitized by Google

Autorität zuerkannt wurde. Ebenso natürlich aber war es auch, daß deren Söhne bei den Kindern ihrer Schwestern einen Einfluß erhalten mußten, der den des nicht in der Gemeinschaft lebenden Vaters gewissermaßen ersetzte. Aber auch noch eine andere wichtige Folge ergab sich für Gefühl und Praxis aus der außerordentlichen und so stark erweiterten Bedeutung der Geburt. Eine Ehe oder ein geschlechtliches Zusammenleben war für diese Gemeinschaft, die sich als Bruder und Schwester, als Kinder einer Urmutter fanden, gänzlich ausgeschlossen. So waren Männer und Frauen gezwungen, ihren Geschlechtspartner aus einer Nachkommenschaft zu wählen, die ihre Abstammung aus einem anderen Mutterleibe herleitete. Es ergab sich daraus also Exogamie, deren Ursprungsvorstellungswelt mir bisher immer unverständlich geblieben war, hier auf die natürlichste Weise ganz von selbst. Noch eine andere Tatsache entwickelte sich aus diesem engen Zusammenleben so vieler Nachkommenschaften. Die Arbeit wurde gemeinsam nach den Anordnungen der ältesten Frauen ausgeführt, und ihre Ergebnisse blieben gemeinsames Eigentum, dessen Nutznießung allen zukam. Sie blieben Familieneigentum, das bestimmt war, die Nachkommenschaft zu erhalten, aber auch zu schmücken und ihr Ansehen zu geben.

Der Besitz zerfiel, wenn man von dem gemeinsamen Wohnhaus und dem Vorratsspeicher absieht, in Landbesitz und erarbeiteten Besitz an einfachen und wertvollen Kleidungsstücken, Schmucksachen, Waffen u. dgl. mehr. Diese beweglichen Güter gehörten den Familienmüttern; sie wurden von den ältesten derselben aufbewahrt und bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt, um die Gemeinschaft bei diesen Anlässen würdig zu repräsentieren und zu schmücken. Da sich bei der Anfertigung von wertvollen Gebrauchsgegenständen Fähigkeit und Arbeitskraft gewiß nicht immer in gleicher Weise zeigten, erarbeiteten einzelne Sippen wohl einen größeren Bestand dieses wertvollen Familieneigentums, dessen größerer Besitz der Familie selbst ein erhöhtes Ansehen einbrachte, was in der Führung von bestimmten Titeln zum äußeren Ausdruck kam. Das Recht, diesen Titel zu führen, vererbte sich von der Mutter auf die Kinder.

Zur Verwaltung des Bodenbesitzes dieser durch Abstammung von einer Urmutter fest zusammenhängenden Gemeinschaften ist ein einfaches und doch eigenartiges System, das Nagari, geschaffen worden. Ich hatte schon vorher gesagt, daß die ältesten Söhne der jeweiligen Mütter eines Familienhauses den jüngeren Nachkommen gegenüber eine väterlich zu nennende Stellung besaßen, die dadurch auch noch einen stärkeren Rückhalt erhielt, da ja ihre eigene Arbeit nur diesen und nicht den eigenen Kindern zugute kam. Aus dieser allgemeinen Stellung der Onkel hob sich nun, wie bei den Frauen, die Stellung des ältesten Sohnes der Urmutter besonders hervor. Er war gewissermaßen der Vollstrecker der Anordnungen der Indoea. Dieser „Mamak" hatte die Pflicht, ihre Ausübung sowohl innerhalb der Hausgenossen, wie auch nach außen zu überwachen. Auch hier war es eine natürliche Entwicklung, daß die Urmutter ihren ältesten Sohn zu dieser Aufgabe heranzog und verpflichtete. Der Mann war wohl auch deshalb dazu ersehen, weil die nach allen Berichterstattern mit Arbeit überbürdeten Frauen für diese Aufgabe zu wenig Zeit hatten. So wurde der älteste Mann dieses Gemeinschaftshauses auch der Repräsentant desselben nach außen. Aber es wird von den Berichterstattern immer wieder betont, daß er nur im Auftrage der Urmutter und nach ihrem Rate handeln durfte.

Da im Laufe der Zeit ganze Ortschaften aus diesen Familienhäusern mütterlicher Abstammung entstanden, schlossen sich je vier derselben zu

Digitized by Google

einem Sokoe zusammen. Der Name bedeutet nach Collet Quartier, und vier Sokores bildeten eine größere Gruppe, deren Nachkommenschaften Untergruppen derselben bildeten. Die Mamaks dieser Sokoes hatten regelmäßige wirtschaftliche Beratungen, doch waren die Richtlinien derselben zuvor im Frauenrat jedes einzelnen Hauses unter dem Vorsitz der Indoea festgesetzt, dann von den Männern des Hauses noch einmal durchgesprochen, so daß jeder Mamak mit ganz bestimmten Weisungen in die Versammlung der Familienhausabgeordneten der Sokoes geht. Aus einer besonders angesehenen Familie wird dann der Vorsitzende dieses „Parlamentes" gewählt, dessen Hauptaufgabe es ist, die Verteilung des gemeinschaftlichen Bodenbesitzes zu regeln. Dies geschieht nach den Anordnungen jedes einzelnen Familienhauptes; die weniger zahlreichen Nachkommenschaften erhalten ein kleineres Stück Ackerland zugewiesen, die personenreicheren ein größeres. Die Familien sind zum Anbau dieses erteilten Landes verpflichtet. Sein Ertrag sichert ihnen den Lebensunterhalt.

Die schwere Bearbeitung des Landes ist die Aufgabe der Frauen, die unermüdlich die sumpfigen Reisfelder bearbeiten, um den Lebensunterhalt ihrer Genossenschaftsfamilie sicherzustellen. Lekkerkerker gibt an, daß sich die Frauen vergebens bemühen, die Männer zu dieser Arbeit heranzuziehen; diese ziehen es nach seiner Angabe vor, sich mit den Kindern zu beschäftigen. Von den Frauen geben alle Berichterstatter an, daß sie unendlich fleißig sind, und es ist wohl von Wert, das Urteil von Collet hierher zu setzen, welches die Vielseitigkeit und Unermüdlichkeit ihrer Arbeit deutlich zeigt, und welches auch durch die Angaben der anderen Berichterstatter bestätigt wird. „Die Männer haben sich in Minang-Kabau das Recht der Faulheit bewahrt. Die Frau, selbst wenn sie aus reicher Familie ist, muß in den sumpfigen Reisfeldern arbeiten. Sie hat alle häuslichen Arbeiten zu machen und den härtesten Frohndienst bei den Jahrzeitarbeiten der Feldbestellung und der Ernten zu leisten. Man sieht sie unaufhörlich fleißig und tätig, indem sie dabei ihre kleinsten Kinder reitend auf der Hüfte trägt. Die Frauen verfertigen die meisten Utensilien ihrer Arbeiten, weben und nähen die Kleider der Familie. Wenn die Feldarbeiten beendet sind, bleiben die Frauen zu Hause mit Weben beschäftigt. Das Webegestell ist sehr einfach. Die Weberin arbeitet hockend, das Kreuz durch ein Brettchen gestützt, das Muster wird mit Hilfe einer feinen langen Bambusspitze ausgeführt, die jetzt oft durch eine Stahlnadel ersetzt wird. Die weibliche Stickerei ist das geschätzteste Talent des Landes. Zahlreiche originelle und durch bunte Wollfäden außerordentlich komplizierte Muster bezeugen ein schon recht raffiniertes ästhetisches Gefühl. Die Frau von Minang-Kabau ist bemerkenswert in ökonomischer Hinsicht begabt. Sie ist eine unermüdliche Arbeiterin, eine kluge Händlerin und eine unbestechliche Schätzebewahrerin. Ihr kommt es in den mütterlichen Clans als ältere Frau und Mutter zu, die Art der Güterverwaltung zu bestimmen und die Interessen der gemeinsamen Nachkommenschaft zu verwalten. Mehr als irgendein anderer Teil bildet sie in diesem mutterrechtlichen Lande die Stütze der eingeborenen Gesellschaft ... Ihre Erscheinung zeigt die Stellung, welche die Sitten ihr geben. Die weibliche Schönheit in Minang-Kabau ist in der Tat berühmt auf der ganzen Insel. Der Frauentypus von Minang-Kabau kann als der reinste und feinste auf der Insel betrachtet werden. Man findet dort eine edle Haltung, einen prachtvollen Gang, was aus der Gewohnheit, die Lasten auf dem Kopfe zu tragen, herrührt. Die Höhe des Hochplateaus gab vielen von ihnen die warme und goldige Blässe der reifen Muskattraube. Eine Frauengruppe, die sich zu einem Feste begibt, ist ein Anblick, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nirgends sind die Frauen mehr mit Kleinodien beladen, große, goldene

Digitized by Google

Armbänder, Fuß- und Fingerringe, Brust- und Ohrgehänge, Diademe, glänzende Sarongs mit archaischen Mustern aus Seide mit Goldfäden durchwirkt, Jacken aus feiner Baumwolle und große Kopfbedeckungen mit zwei aufrecht stehenden Flügeln, die ein Überbleibsel der Hörner des Sieges sein sollen, schmücken sie, so daß die Frauen bei gewissen Gelegenheiten der Königin von Saba ähnlich scheinen."

Es wäre nun noch zu bemerken, daß nur die Frauen auf den Märkten ihre Waren feilbieten, also Handel treiben, daß augenscheinlich auch die Tänze nur von Frauen ausgeführt werden. Von den Männern heißt es, daß sie, auf denen keine Verpflichtung zur Versorgung ihrer Familie lastet, ein recht träges Leben führen. Sie sitzen gerne in Gruppen zusammen und während die Frauen oft unter ihrer großen Last keuchend die Märkte aufsuchen, wandern die Männer, in der einen Hand die Turteltaube im Käfig, in der anderen den Schirm, müßig und schwatzend dorthin. Collet erwähnt mehrmals den brutalen Ausdruck ihrer Physiognomie und betont wie die anderen, wiederholt ihre geringe Arbeitslust. Die Frau von Minang-Kabau ist sich ihrer Verpflichtung und Verantwortung für das Gedeihen ihrer Nachkommenschaft wohl bewußt, sie hat dadurch eine große Sicherheit und Selbständigkeit erhalten, die in ihrem Auftreten sichtbar sind und sie dort vorteilhaft vom Manne unterscheidet.

Wenn wir nun ein Urteil über die von den verschiedensten Schriftstellern, die lange dort lebten, in gleicher Weise zusammengestellten Tatsachen gewinnen wollen, fällt überall immer wieder die seltsame Stellung, welche der Mann als Gatte und Vater in dieser Familiengemeinschaft einnimmt, oder vielmehr nicht einnimmt, noch mehr auf, als die für die allgemeine Bewertung durchaus an der Spitze stehende Stellung der Frau als Mutter. Während der Mann als Vater für seine Kinder und weitere Nachkommenschaft fast einflußlos ist, auch ihnen und seiner Frau gegenüber von jeder Sorge und Verpflichtung befreit wird, ruht dieselbe ganz allein auf den Schultern der Mutter, die in dieser Gemeinschaft deshalb in jeder Beziehung gefühlsmäßig und praktisch durch alle übernommenen Lasten und Pflichten die einflußreichste und ausschlaggebenste Bedeutung besitzt. Der durch ihre Arbeit geschaffene Besitz wird nach ihren Anordnungen verwaltet, und ihr Einfluß schuf ein System, das diesen Besitz der persönlichen Willkür entzog, um ihn für alle Zeiten den Nachkommen zu sichern. Es ist angesichts dieser Tatsachen die Frage wohl berechtigt: Welche Gründe waren hier vorhanden, um eine so eigenartige Stellung von Mann und Frau im Gemeinwesen und in der Familie zu schaffen? Das Denken der Minang-Kabauer gibt hier selbst Aufschluß: „Le coq ne pond jamais" ist der Ausspruch, mit welchem die Männer zu Collet die eigenartige Stellung der Geschlechter in ihrem Gemeinschaftswesen begründeten. Die Geburt des Kindes also schuf diese Vorzügsstellung der Frau mit ihren großen Lasten und Pflichten, aber auch diese Tatsache hätte nicht einen so außerordentlichen Einfluß ausüben können, wenn die Zeugung nicht am Anfang für den Menschen ein Geheimnis gewesen wäre, dessen Erkenntnis erst langsam erarbeitet werden mußte. Mit dieser Tatsache wird die Wissenschaft rechnen müssen, um richtige Schlüsse aus der Vorgeschichte der Menschheit ziehen zu können, und erfreulicherweise fängt diese Erkenntnis auch an, langsam allgemeiner durchzudringen, zumal noch jetzt ein lebendiges Beispiel für sie vorhanden ist. Malinowski erzählt uns, daß bei den Trobrianders, bei denen er viele Jahre lebte, deren Sprache er genau kannte, noch heute der Zusammenhang zwischen Geburt und Geschlechtsverkehr entschieden in Abrede gestellt wird; sie erklären sich die Geburt als ein (freiwilliges?) Eingehen des Kindes in die Mutter. Ähnliche Erklärungen finden wir recht zahlreich im Mythos

Digitized by Google

aller Völker. Sie zeigen uns, wie groß die Bemühungen waren, hier zu einem Verständnis vorzudringen, wie lange Zeiten von irrtümlichen Schlüssen dazu erfüllt gewesen sein müssen, die dem sich langsam entwickelnden Erkenntnisvermögen eine Erklärung zu geben versuchten, wie und weshalb das werdende Kind in die Mutter eingeht, um von ihr geboren zu werden. Auch in unseren Märchen haben sich viele Splitter des Denkens dieser Zeit unverstanden als scheinbar seltsame Phantasieprodukte erhalten Eine so starke Beharrungskraft beweist eine kaum abzuschätzende Dauer dieser Denktradition, der es vielleicht erst nach Jahrtausenden gelang, das Geheimnis von Geburt und Zeugung richtig zu erkennen In den Zeiten, in denen dieser Zusammenhang noch unbekannt war, hatte die Frau durch die Geburt des Kindes einen Vorzug vor dem Mann, der ja als Mitbesitzer desselben kaum in Frage kommen konnte Weil ihr aber das Kind allein gehörte, lag oft vor allem auf ihr allein die Verpflichtung, für die Nachkommenschaft zu sorgen, die allmählich aus ihrem Körper herauswuchs und sie umgab. Die Stärke ihres Muttergefühls zwang die Frau, Mittel und Wege zu suchen, um die Erhaltung ihrer Kinder zu sichern, für deren Unterhalt die Nahrung ihres eigenen Körpers, die Muttermilch, nicht mehr ausreichte. So kam die Frau aus dem Zwang ihres Muttertums zuerst dazu, ihre geistigen Fähigkeiten stärker zu entwickeln. Sie kam zu wertvollen Erfindungen, wie z. B. zum Flechten und Weben der Behälter, in denen sie Knollen und Früchte zur Nahrung sammelte, zur Töpferei oder Lederarbeit, um Wasser transportieren zu können, welches sie zur Genießbarmachung der Nahrung gebrauchte. Und wir sehen sie noch heute wie in Minang-Kabau bei sehr vielen, man könnte fast sagen, den meisten Naturvölkern, die Erhaltung des Stammes durch ihre unermüdliche Arbeit sichern. Der früheste und natürlichste soziale Zusammenschluß war der tiefe und dauernde Zusammenhang der Mutter mit ihren Geburten, der gewissermaßen die Keimzelle jedes sozialen Lebens bildete, und den wir wohl im Goetheschen Sinne als ein Urphänomen betrachten können. Er wird überall vorhanden gewesen sein, aber vielleicht nicht überall sich zu einem so festen traditionellen Zusammenhang der Nachkommen einer Mutter entwickelt haben, wie in Minang-Kabau, wo er schon ein eigenartiges soziales Gebilde geschaffen hat, welches bereits auch rechtlich differenziertere Verhältnisse besaß und fähig war, ziemlich entwickelte, ästhetisch-kulturelle Bedürfnisse hervorzurufen. Da wir aber überall vereinzelte, oft fast unverständlich erscheinende Überreste der Minang-Kabauer Zustände wiederfinden, die sich, wie es hier zu erkennen ist, doch ganz folgerichtig aus der Denkeinstellung: „le coq ne pond jamais" entwickeln mußten, so dürfte es nicht nur eine erlaubte, sondern auch eine gesicherte Schlußfolgerung sein, daß vor Jahrtausenden viel mehr gleiche oder sehr ähnliche soziale Gebilde vorhanden gewesen waren. Ähnliche Verhältnisse wie in Minang-Kabau wurden von Ethnologen schon vor hundert Jahren von vielen Indianerstämmen Nordamerikas berichtet, so bei den Zuñi, Hidatsa, den Huronen und Irokesen. Bei diesen Stämmen ernannten die Frauen die Häuptlinge und nahmen auch selbst am Rate teil, was die Minang-Kabauerin nur indirekt tat, indem sie ihren Sohn mit den aus den Frauenberatungen zuerst hervorgegangenen festen Beschlüssen in die Vertretung des Männerrates schickte. Man schätzte auch in diesen Indianerstämmen die Geburt einer Tochter höher als die eines Sohnes, da sie ja berufen war, das Geschlecht in die Zukunft weiter zu führen, was noch höher bewertet wurde als die unermüdliche Arbeitskraft der Frau. Ganz ähnliche mutterrechtliche Zustände berichtet Lowie von den afrikanischen Ovambo und von den Khasi von Assam. Im Laufe der Zeit und einer sich langsam entwickelnden neuen Denkeinstellung

Digitized by Google

konnten diese Verhältnisse sich nicht mehr überall so unverändert erhalten, wie sie von den eben angeführten Stämmen berichtet wurden. Ein sehr eigenartiges Übergangsbeispiel zeigen die von Malinowski genau beobachteten Trobrianders auf den Südseeinseln, die noch heute, wie ich es schon angab, jeden Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Geburt in Abrede stellen. Mann und Frau leben aber bereits zusammen, doch gilt der Mann nur als Beschützer der Frau und Freund der Kinder, deren Abstammung auch hier ganz naturgemäß nach der Mutter gerechnet wird. Die eigentliche Autorität über die Kinder übt der Mutterbruder aus, der gar nicht am gleichen Orte zu wohnen braucht und dessen Verhältnis zur Schwester sich eigenartig gewandelt hat. Die Geschwister dürfen z. B. sich nie ansehen, wenn sie miteinander sprechen, sie müssen ein Zusammensein auch möglichst vermeiden; es ist ganz deutlich erkennbar, daß das frühere natürliche Verhältnis zwischen Schwester und Bruder durch eine neue Vorstellung verändert worden ist. Das Verhältnis zu Neffen und Nichten aber ist das gleiche geblieben, sie sind auch jetzt noch die Erben des Oheims, dessen eigene Kinder nichts von dem Besitz ihres Vaters erhalten, obwohl er mit ihnen gemeinsam lebt[2]). Diese Stellung des Mutterbruders, die sich in Minang-Kabau so natürlich entwickelte, hat sich merkwürdigerweise bei vielen kultivierten Völkern auch da noch erhalten können, wo der Mann als Vater schon lange seinen gebührenden Platz eingenommen hatte. Tacitus berichtet sie als eine Merkwürdigkeit von den Germanen, der Historiker Georg Hüsing von Elam. Nach neueren Forschungen heißt es auch von den Sumerern, daß der Sohn der Schwester Nachfolger des Königs wurde und nicht sein eigener Sohn. Diese Sitte zeigt, wie tief eingewurzelt auch dort die Vorherrschaft der mutterrechtlichen Abstammung, die sich auf das Faktum der Geburt gründete, gewesen ist, und Bachofen führt in seinem Mutterrecht eine ganze Reihe antiker Völker mit den gleichen Anschauungen auf. Wir müssen nach der Menge der noch erkennbaren Beispiele annehmen, daß sie viel verbreiteter, vielleicht allgemein verbreitet war. Es überrascht aber, diese Sitte noch heute bei großen afrikanischen Stämmen zu finden, die sonst durchaus vaterrechtlich organisiert sind, bei denen die Frau mitunter sogar ein Besitztum des Mannes ist, das auf die Nachkommen weiter vererbt werden kann. Aus derartigen Verhältnissen konnte sich nie eine besonders hervortretende Stellung des Mutterbruders oder Schwestersohnes herausbilden, und es muß daher angenommen werden, daß sich hier ein religiös bewerteter Überrest einer früheren Denkrichtung in einer ganz anders eingestellten Zeit erhalten hat, der natürlich jetzt zweckentsprechend neu begründet werden mußte. Die Berichterstatter erhielten in Afrika so oft den Bescheid, daß die Schwesternsöhne wirklich die Neffen des Königs wären, während bei den Söhnen die Abstammung von ihm nicht sicher sei. Diese Erklärung scheint bei sonst absolut vaterrechtlicher Einstellung nur ein Notbehelf für die Begründung der seltsamen Sitte der Erbfolge des Schwestersohnes.

Es ist bei den heutigen Ethnologen die Neigung anzunehmen, daß sich vaterrechtliche und mutterrechtliche Denkeinstellung zu gleicher Zeit nebeneinander entwickeln konnten. Die selbstverständliche Voraussetzung dieser Tatsache wäre, daß das Geheimnis der Zeugung nicht erst nach langen vergeblichen Versuchen erworben werden konnte, sondern daß es von Anfang an klar erkannt war. Diese Schlußfolgerung wird bei einer genauen Kenntnis des Mythos unmöglich, und es geht nicht an, hier soziologische Schlüsse zu ziehen, ohne den Mythos zu befragen. Da es nicht möglich ist, in dieser kurzen Abhandlung die Fülle der Gründe zu bringen,

[2]) Malinowski, Psyche 1923/24, 1923 S. 58. 180.

Digitized by Google

welche der Mythos bietet, soll hier nur in großen Zügen seine Entwicklung und damit zugleich die Einsicht gegeben werden, wie bestimmend sie durch die Tatsache der Geburt und die später erkannte der Zeugung hervorgerufen und beeinflußt wurde. Dabei ist ebenso wie auch bei den soziologischen Tatsachen zu berücksichtigen, daß sich auch im Mythos immer wieder eine Vorstellungsschicht über die frühere legte, sie zurückzudrängen suchte, und daß dadurch zahlreiche Zwischenformen entstehen mußten und entstanden sind, die aber hier nicht berücksichtigt werden sollen.

Die ältesten plastischen Götterdarstellungen, die wir bisher gefunden haben, sind Frauengestalten, deren äußere Erscheinung auch immer mehr oder weniger deutlich auf die Tatsache der Geburt hinweist. Dazu gehört die berühmte Venus von Willendorf, die Frauendarstellungen in den ursteinzeitlichen Höhlen und zahlreiche weibliche Idole, wie sie z. B. auch in den prähistorischen Opferkammern auf Malta gefunden sind. Zu diesen Frauen müssen auch die Nagelgöttinnen gerechnet werden, über welche Professor Eckard Unger in der religionswissenschaftlichen Gesellschaft kürzlich berichtete. Er gab an, daß die ältesten sumerischen Dokumente, welche wir bisher erhalten haben, Bauurkunden sind, die auf Alabastertafeln eingetragen wurden, und immer mit einem Nagel durchbohrt waren, der an der Spitze die kleine Büste einer Göttin zeigte. Das wären die ältesten Götterdarstellungen, welche wir auch aus diesem Kulturkreis besitzen, und es war wertvoll, aus dem Vortrag zu erfahren, daß in neu-sumerischer Zeit die Nagelgöttin durch den Nagelgott und in noch späteren Jahrhunderten durch den bauenden König ersetzt wurde. Die geschichtlichen Urkunden aller Kulturvölker zeigen in ihrem frühesten Mythos eine ganz hervorragende Stellung der Göttin, die im mesopotanischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen ebenso wie in Amerika, im mexikanischen Kulturkreis, die Beinamen „Mutter der Götter" oder „Herrin der Götter" führte. Der Kult dieser Göttin, der später jahrhundertelang durch den Kult des Gottes etwas zurückgedrängt wurde, ist dann im vorderasiatischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen nach beinahe einem Jahrtausend mit einer Intensität wieder auferstanden, die den Kult des Gottes nebensächlicher machte, eine Tatsache, welche bei der damals hier schon durchaus patriarchalen sozialen Denkeinstellung nur verständlich wird durch das Wiederauftauchen eines uralten Glaubens aus dem Volksbewußtsein, wohin er hinabgesunken war und weiter lebte, in den offiziellen religiösen Glauben[3]).

Von dieser Muttergöttin sind einzelne Nachbildungen gefunden worden, welche sie bärtig, zuweilen auch mit dem Phallos zeigten. Professor Unger zeigte in seinem Vortrage eine bärtige Nagelgöttin, und das Berliner Museum bewahrt eine bärtige weibliche sumerische Göttin auf, welche einen Phallos hat. In vergangenen Zeiten muß diese mannweibliche Zwischenform der Göttin vorübergehend starke Bedeutung gehabt haben; wir finden bei den Skythen eine Artemis priapina, im Museum dei termini in Rom die liegende Statue einer phallos-geschmückten Venus, und Pausanias berichtet, daß der Name Hermaphrodite von einer Herme der Aphrodite mit dem Phallos herrührt. Später wurde der Phallos selbständig. Er stand oft als verhüllte Gestalt neben dem Bilde der Göttin, lag der Statue der Kybele im Schoß und wanderte auf Münzen geflügelt neben der unteritalischen Muttergöttin Fortuna. Diese vereinzelten Beispiele zeigen, daß die mannweibliche Form der Göttin eine ziemlich weite örtliche

---

[3]) Auf diese sich in der Religionsgeschichte immer wiederholende Tatsache hat bereits Samuel Lublinski in seinem Werke: „Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur" hingewiesen.

Digitized by Google

Verbreitung gehabt haben muß, und es ist daher auch wichtig, den Gründen des Denkens nachzugehen, welches eine so sonderbare Vorstellung schaffen konnte. Aus der ägyptischen Götterwelt ist keine phallische Göttin bezeugt, von den großen Muttergöttinnen Neith und Hathor aber sagen die Texte ausdrücklich, daß sie ihren Sohn ohne Hilfe des Mannes gebaren, daß sie also als Mütter doch Jungfrauen blieben. Auch diese Vorstellung ist nicht auf Ägypten beschränkt geblieben, sondern besaß eine viel größere Verbreitung, was die Zusammenstellung von Detleff Nielsen in seiner Arbeit: „Der dreieinige Gott" klar zeigt.

Zu diesen Vorstellungen tritt dann als letztes Glied der Kette dieses Denkens die Tatsache, daß der Sohn der Muttergöttin auch ihr Gatte wurde. Das ist deutlich im Tiamat-Mythos ausgesprochen, dessen einzige uns erhaltene Fassung nach Angabe der Babylonisten etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden ist; aber diese Fassung zeigt bereits ein merkliches Schwanken zwischen verschiedenen Anschauungen, und es ist daher wohl anzunehmen, daß es noch ältere und etwas anders lautende Texte gegeben haben wird, welche die neuen Ausgrabungen uns hoffentlich noch einmal zutage führen.

Die alten Tamuzlieder zeigen, daß auch Ištar einmal zu Tamuz in dem Sohn-Gattenverhältnis gestanden hat; er wird in den Liedern bald als Sohn, bald als Gatte angerufen. Ein gleiches Verhältnis ist auch noch bei Isis und Horus zu erkennen, obwohl ganz neue Anschauungen es sehr verdeckt haben. Das Sohn-Geliebtenverhältnis besteht bei einer ganzen Reihe von Muttergöttinnen und ist von Religionsforschern schon oft behandelt worden. Es hat in den ägyptischen Texten den unzweideutigsten Ausdruck gefunden. Dort führen die ältesten Götter, wie Amon und Re, den Beinamen: „Begatter ihrer Mutter".

Diese nur in großen Zügen ohne Eingehen auf die zahlreichen Varianten und Zwischenformen angeführten Vorstellungen zeigen deutlich, daß das Geheimnis der Geburt die Urgöttin schuf. Das wachsende Kausalbedürfnis des nicht mehr ganz primitiv zu nennenden Menschen verband dabei zwei gleich rätselhafte Tatsachen: Das Hervorbrechen des Kindes aus dem Mutterleibe und das Hervorwachsen der Pflanzenwelt aus der Erde zu dem Bilde der großen Mutter, die, wie Tiamat „die Gesamtheit gebar".

Aber immer konnte die Zeugung kein Geheimnis bleiben. Die langsam aufsteigende und wachsende Erkenntnis änderte zuerst an der Vorstellung der Göttin nur wenig. Sie machte im vorderasiatischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen die Urmutter zum Hermaphroditen oder betonte, wie in Ägypten, daß sie ohne Hilfe des Mannes gebar. Es ist verständlich, daß mit zunehmender und eindringenderer Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses auch diese Lösung nicht mehr zu befriedigen vermochte; auch der Mythos verlangte jetzt den zeugenden Gott, aber wo war er zu finden? Die Urmutter war nach fest eingewurzeltem Glauben von Anfang an vorhanden, wie es die Inschrift der Neith in ihrem Tempel zu Dendera deutlich zeigt: „Ich bin, die ist, war und sein wird". Die Urmutter konnte sich daher ihren Gatten nur selbst gebären. Als ihr Erst- und Eingeborener trat der Mann in Glauben und Mythos ein und übernahm darin die Zeugungsfunktion seines Geschlechtes. Er blieb zwar für das Gefühl zuerst neben der Muttergöttin von untergeordneter Bedeutung, was all die jugendlichen Zeugungsgötter deutlich zeigen, aber es konnte auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben, daß die lebengebende Kraft, welche durch das Geheimnis der Geburt zuerst nur der Göttin zukam, nach der Erkenntnis der Zeugung langsam von ihr auf den Gott überging. Während früher Geburten und Pflanzenwuchs nur von ihr und ihrem Dasein abhingen, mußten jetzt die toten Zeiten der Natur mit dem Sterben des

Digitized by Google

Gottes begründet werden, der wieder auferstehen mußte, damit das Leben der Natur und die Geburten ihrer Geschöpfe aufs neue erfolgen konnten. Die zahlreichen und oft behandelten Darstellungen vom sterbenden und wiederauflebenden Vegetationsgott zeigen das deutlich, aber nicht minder deutlich macht die Höllenfahrt der Ištar, der Demetermythos erkennbar, daß Pflanzenwuchs und Geburt einmal nur mit der Göttin verbunden waren und mit ihrem Hinabsteigen in die Unterwelt aufhörten.

Diese kurze mythologische Einfügung, welche nur die bedeutungsvollsten Hauptpunkte berücksichtigen sollte, zeigt deutlich, daß wir zu einer richtigen Beurteilung sozialer Zustände auch die religiösen Vorstellungen und ihre Wandlungen berücksichtigen müssen, die nicht nur das Denken, sondern auch das Handeln ihrer Träger tief beeinflußten und damit von entscheidender Wertung für die Stellung der Geschlechter werden mußten. Der Mythos zeigt eine deutliche Verschiebung dieser Wertung durch die Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses, welches der Göttin die lebengebende Kraft nahm, die nun auf den Gott überging, und das konnte auf die Dauer auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Frau im sozialen Leben bleiben. In den Kulturkreisen, die vom Mythos beherrscht wurden, hat sich die Stellung und damit auch die Wertung der Geschlechter sehr verändert, und es wäre schwer, hier richtige Schlüsse über das Ursprüngliche zu ziehen, wenn die Minang-Kabauer Verhältnisse uns nicht die logische Entwicklung so vieler unverständlicher Überreste jener Zeit zeigten.

Minang-Kabau gibt dem Ethnologen wertvolle Aufschlüsse über Entstehung und Entwicklung größerer sozialer Bindungen, über die Ursache der seltsamen Stellung der Frau, des Mutterbruders und des Schwestersohnes, aber auch über Entstehung von Exogamie und über die durch den Einfluß der Väter zur Tradition gewordene Sitte der Heirat mit Kousinen väterlicherseits, die ja nicht als Verwandte angesehen wurden.

Die eigenartige Denkeinstellung, die diesen sozialen Organismus schuf, zeigt auch deutlich, daß die Einseitigkeit in der Bewertung der Geschlechter die Keime zur völligen, gegengesetzlichen Entwicklung in sich bergen mußte. Die aus dem natürlichen Zusammenhang der Geburten entstandene Großfamilie war der früheste Organismus, dessen Glieder zur Sicherung der Nachkommenschaften zusammenhielten. Als Gebärerin und mithin Vermehrerin dieses Organismus war die Frau der natürliche Ursprung desselben. Bei der sich entgegengesetzt entwickelnden Denkeinstellung war es natürlich, daß dieser Organismus eine wertvolle Vermehrerin der Familie und eine wertvolle Arbeitskraft nicht ohne Entschädigung in die Sippe des Mannes übergehen lassen konnte. Aus der bei den Naturvölkern fast noch allgemein bestehenden Sitte des sogenannten Brautkaufes oder der längeren Arbeitsleistung des Mannes in der Sippe der Frau, von der die Bibel schon berichtet, konnte sich bei immer stärker werdender vaterrechtlicher Einstellung ein Besitzrecht entwickeln, was auch nicht selten geschah. Es trug dazu bei, die Stellung der Frau im sozialen Organismus sehr zu ändern und hat sie an einzelnen Stellen sogar zum vererbbaren Besitz gemacht, und dennoch erhielten sich auch hier noch genügend mutterrechtliche Überreste, was die große Zusammenstellung von Baumann über Afrika deutlich zeigt. Es ist unmöglich, daß diese Übereste mutterrechtlicher Denkeinstellung bei ursprünglicher vaterrechtlicher entstehen oder auch nur übernommen werden konnten. Nur eine frühere starke, fast religiös zu nennende Tradition vermag eine derartige Beharrungskraft bei einer gänzlich entgegengesetzten Denkeinstellung zu bewahren.

Erb- und Besitzrecht von Minang-Kabau findet sich in gleicher Weise bei den meisten Sippenverbänden wieder, auch wenn sie bereits ganz vaterrechtlich eingestellt sind. Darüber haben wir heute recht genaue Berichte.

Digitized by Google

So gibt Tauxier eine Schilderung über die sozialen Verhältnisse der Bobo am Nigerbogen, die ein vaterrechtlich orientiertes Abbild der Verhältnisse von Minang-Kabau zeigen. Auch hier wohnen die Familien zusammen, die aus dem Vater, seinen Brüdern, Söhnen und Brüdersöhnen bestehen, da die Frauen bereits aus einer anderen Sippe in die des Mannes übergehen. Auch hier wird das Haus durch Anbau erweitert, wenn es zu klein wird, und die Familie spaltet sich bei weiterer Vergrößerung zu einer neuen Hausgemeinschaft ab. Ebenso gibt es hier ganze Dörfer von Nachkommenschaften mit Allgemeinbesitz am Boden, der von den Mitgliedern nach den Anordnungen des ältesten Familienhauptes bearbeitet wird, und an beweglichen Gütern. Selbst erworbene und erarbeitete Güter dürfen zwar wie in Minang-Kabau vererbt werden, fallen aber bald dem Familieneigentum zu. Es zeigt sich auch hier ganz deutlich, daß der soziale Zusammenschluß nur durch die Geburten gegeben ist, die aber nicht mehr wie in Minang-Kabau aus der sichtbaren Tatsache der gebärenden Mutter hergeleitet werden. Der Mann gilt bereits als Erzeuger derselben. Diese Denkeinstellung, die so sehr dem natürlichen Augenschein widerspricht, an welches das primitive Denken überall stark gebunden ist, die bereits eine tiefere Erkenntnis voraussetzt, kann nicht das Ursprüngliche gewesen sein. Daher mutet dieser ganze soziale Organismus wie die Übertragung der aus der früheren Denkeinstellung geschaffenen sozialen Form auf eine neue Denkeinstellung an. Da auch hier die Großfamilie die Frau nur gegen eine Entschädigung in die Sippe des Mannes übergehen läßt, ist doch der Beweis vorhanden, daß ihr Wert als Mehrerin der Sippe und als bedeutende Arbeitskraft noch immer anerkannt wird. Von einer Entschädigung der Großfamilien beim Übergang des Mannes in die Sippe der Frau ist bisher, soweit ich es zu übersehen vermag, noch von keinem Forscher berichtet worden.

Zu der Erkenntnis des Zeugungsgeheimnis sind noch andere Gründe ökonomischer und politischer Art hinzugekommen, um das ursprüngliche Verhältnis direkt in sein Gegenteil zu wenden. So ist die Tierzüchtung und die Verwaltung der Herden eine männliche Beschäftigung, auf deren alleinige Ausübung und deren Besitzrecht oft eifersüchtig gewacht wird. Die Größe dieses persönlichen männlichen Besitzes schuf bedeutendere soziale Schichtungen. Ebenso veränderten Eroberungszüge die früher einfachen sozialen Formen und schufen ein neues Besitz- und Standessystem, welches die Stellung der Geschlechter zueinander stark zu beeinflussen vermochte. Solange hier aber eine gewisse religiös zu nennende Tradition noch immer weiter bestand, konnte sich viel von den alten Formen erhalten, und das geschah oft dort, wo die Frau durch den von ihr fast ausschließlich allein geübten Hackbau noch immer eine wertvolle Erwerberin blieb. Die Übernahme des Ackerbaues durch den Mann, die mit starken religiösen Momenten verbunden war, hat viel dazu beigetragen, die alten Traditionen im offiziellen Leben zu zerstören. Sie blieben aber im Volksbewußtsien oft noch als seltsame unverständliche Sitten, als Spuren einer früh ren Denkeinstellung lebendig. Es bleibt dabei bemerkenswert, daß wir bei vaterrechtlicher Denkeinstellung noch ziemlich viele eigentlich sinnlos gewordene Spuren der mutterrechtlichen Organisation finden, während diese Übereste eines anderen Denkens bei mutterrechtlichen Stämmen wie in Minang-Kabau ganz fehlen oder nur wie eine Angleichung an eine neue Umgebung erscheinen.

Minang-Kabau zeigt bereits ein differenziertes soziales Gebilde mit größeren Bedürfnissen, die wir bei Stämmen, welche die Nahrung noch nicht anbauen, sondern nur sammeln, noch nicht finden. Diese Sammlervölker sind heute teils mutterrechtlich, teils vaterrechtlich eingestellt, was daraus zu erkennen ist, daß die Kinder bald zur Sippe der Mutter, bald

Digitized by Google

zu der des Vaters gehören. Es wird von verschiedenen Forschern angenommen, daß sich hier die vaterrechtliche Einstellung ganz selbständig und gleichzeitig neben der mutterrechtlichen entwickelt habe. Dagegen spricht die von allen Sammlervölkern, bei denen die Frau in die Sippe des Mannes übergeht, überlieferte Sitte, nach welcher der Mann vor der Ehe längere Zeit in der Sippe der Frau um sie dienen muß. Die Stellung der Frau ist bei diesen Sammlervölkern sehr selbständig; sie ist ein sehr wertvolles Glied der Gemeinschaft als Mehrerin der Sippe und als Erhalterin derselben durch ihre Sammlerarbeit und die Schaffung einer Dauernahrung, welche von den Zufällen der Jagd, die Mannesarbeit ist, und der Witterung unabhängig macht. Oft wird uns auch berichtet, daß sie das Haus baut, und daß dieses ihr Besitz bleibt (Vetter von den Bergdaman, Krause von den Karaya und Preuß von den Karaba, bei denen der Mann sogar das Haus der Frau nie betreten darf). Vetter, der sehr eingehende Schilderungen von dem Leben der Bergdaman gibt, sagt auch, daß die Frau mit ihrem Kinde bei Streitigkeiten und Fehden als Unterhändlerin zum Gegner gesandt wird. Sie scheint daher als Mutter unverletzlich zu sein. So müssen wir auch bei diesem vaterrechtlich eingestellten Stamm einen gewissen Vorzug der Frau durch die Geburt voraussetzen. Da Frauen und Männer bei den Sammlern ein ziemlich gesondertes Leben führen, die Forscher aber vorzugsweise mit Männern zusammen sind und von ihnen Berichte erfahren, ist es möglich, daß wir die Verhältnisse heute noch nicht ganz richtig sehen, da sich wohl manche Sitte den Blicken oder der richtigen Beurteilung entziehen wird. Auch ist es durchaus nicht notwendig, daß der Denkweg, welchen der Mythos der orientalischen Welt, durch die Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses deutlich zeigt, überall beschritten ist; das ist vielleicht nur an einer Stelle geschehen und von diesem Zentrum langsam nach allen Richtungen weitergewandert. Hier vermögen wir noch keine richtigen Schlüsse zu ziehen, wir werden aber viel mehr als bisher mit Übertragungen und Wanderungen und ihren, die soziale Stellung der Geschlechter mehr oder weniger verändernden Einflüsen zu rechnen haben. Ein fast amüsantes Beispiel dafür ist die Arbeit über die Männerzeremonien bei den Feuerländern in dem letzten Heft der Berliner Zeitschrift für Ethnologie und Urgeschichte.

Auch Minang-Kabau fängt an, dem Einfluß einer anders eingestellten Umwelt zu erliegen, da die frühere Abgeschlossenheit durch Verkehrswege der holländischen Regierung und deren Niederlassungen auf der Höhe aufgehört hat. Der Mohammedanismus gestattet, ja er verlangt fast Mehrweiberei. Dadurch bürgerte sich langsam die Sitte ein, daß ein Mann vier Gattinnen hatte, die er nacheinander besuchen mußte, was von der Indoea genau kontrolliert wird. Es gibt aber nach Jousta bereits Männer, welche sich zwei Frauen aus anderem Stamme nehmen und ihr eigenes Haus bauen, während sie ihre beiden anderen Minang-Kabauer Frauen noch immer besuchen. Das ist bereits der Anfang zu einer sozialen Umformung, die sich langsam nur durch das Beispiel einer neuen Umgebung vollzieht, und aus der sich im Laufe der Zeit vielleicht, wie bei den Bobo, ein vaterrechtlich eingestelltes Minang-Kabau entwickeln kann. Die Kenntnis der ueutigen Verhältnisse ist für jeden Forscher wertvoll und aufschlußgebend, nnd erleichtert es, durch den Wirrwarr der zahllosen Zwischenformen, ihrer hicht minder zahlreichen Wanderungen und Beeinflussungen, die Urformen des Denkens zu erkennen, welche die frühesten sozialen Bindungen schufen.

Digitized by Google

II. Verhandlungen.

Ordentliche Sitzung vom 15. Januar 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Verstorben ist am 28. 12. 1926 Herr Pfarrer Winterstein in Hörsingen (1910).

(2) Neuaufgenommen: Herr Gerichtsassessor Dr. Heinrich Hartrath, Wilmersdorf.

(3) Einladungen liegen vor

a) zum 5. internationalen Kongreß für Vererbungswissenschaft. Berlin, 11.—18. September 1927.

b) zum 23. internat. Amerikanistenkongreß, Neuyork, Sept. 1928.

(4) Von Herrn Max Schmidt ist aus Südamerika ein kurzer Bericht über seine bisherige Reise eingelaufen.

(5) Die Neuwahlen zum Ausschuß haben folgendes Ergebnis: Erwin Baur, A. Götze, Hindenburg, Langerhans, A. Maaß, Mielke, Sökeland, Staudinger, C. Strauch. Als Obmann wird Herr: Sökeland gewählt.

(6) Herr K. Th. Preuß spricht über:

Die Ausstrahlungen der San Agustin-Kultur in Amerika.

Da die Verbreitung der San Agustin-Kultur im übrigen Amerika demnächst in meinem Buche über meine Ausgrabungen jener Gegend behandelt wird, so möchte ich hier nur kurz auf eine dort vielfach angetroffene Klasse von großen Steinfiguren hinweisen, die in ihren Motiven sowohl an großen Statuen Nicaraguas, wie in Peru, besonders auch in etwas anderer Gestaltung in den Gefäßmalereien von Nazca und weit im Osten von Brasilien an einigen der prähistorischen sog. Muirakitũos, in der Nähe des Rio Trombetas, wiederkehren. Es handelt sich dabei um eine menschliche Gestalt, die auf Kopf und Rücken ein tierartiges Wesen trägt. In San Agustin ist dieses öfters der Hauptfigur in den Gesichtszügen ähnlich und endigt in einem sich spaltenden Schlangenleib mit zwei Tierköpfen. In den Malereien von Nazca sind beide Wesen gewissermaßen zusammengewachsen, indem von einem gemeinsamen Kopfe sowohl der übergelagerte Schlangenleib wie darunter ein menschlicher Unterkörper mit Beinen ausgeht. Die zu Grunde liegende Idee ist aber auch im Maya- und mexikanischen Gebiet vorhanden. Dort sieht der Kopf der menschlichen Figur aus dem weitgeöffneten Rachen eines Vogels, einer Schlange oder eines sonstigen Tieres heraus. Die allgemeine Auffassung für diese Erscheinungen bei den genannten nördlichen Kuiturvölkern geht dahin, daß beide Darstellungen zwei Seiten einer göttlichen Gestalt, eine menschliche und eine tierische aufzeigen. Man nennt letztere in Mexiko die Verkleidung (nomalli) der betreffenden Gottheit. Bei dem Feuergott Xinhtantli und bei einigen ihm verwandten Gottheiten wird ja auch die ihnen entsprechende, zuweilen als ihr Werkzeug aufgefaßte

Digitized by Google

Feuerschlange (xiuhcoatl) auf dem Rücken getragen, ähnlich wie bei den südamerikanischen Formen. Die Grenze zwischen den beiden Gestaltungen derselben Idee liegt etwa in Nicaragua, wo die eine wie die andere vorkommt.

(7) Herr Dengler hält den angekündigten Vortrag:

Eine Forschungsreise zu den Kavahib-Indianern am Rio Madeira.

Gestatten Sie mir, zum Anfang einige Minuten dem Schicksal eines Mannes zu widmen, dem wohl viele von Ihnen persönlich nahe standen, Theodor Koch-Grünberg.

Die ihn kannten, werden verstehen, wie er unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen litt, als alle Aussicht, wieder hinauszukommen, abgeschnitten schien. Sie werden verstehen, daß er zugriff, als der Amerikaner Hamilton Rice ihm im Frühjahr 1923 anbot, an einer Forschungsreise ins Orinocoquellgebiet im folgenden Jahre teilzunehmen. Langjährige Freundschaft verband mich mit Koch-Grünberg, er nahm mich als Begleiter mit, und im Juli 1924 landeten wir in Manaos.

Nur wenige Mitglieder der Expedition waren schon anwesend, Rice selbst mit seiner Gemahlin und den anderen Teilnehmern war noch in Rio de Janeiro und kam erst am Mittag des 23. Juli in Manaos an. Schon diese Verzögerung war unangenehm, dehnte sich aber noch länger aus; am Abend des 23. Juli brach eine Revolution aus.

Am 20. August endlich fuhr die Expedition auf besonders gemietetem Dampfer ab. Man war augenscheinlich auf das Beste ausgerüstet mit Lebensmitteln, Instrumenten für wissenschaftliche Beobachtungen, selbst eine Radioausrüstung und ein Wasserflugzeug fehlten nicht.

Schon von Manaos aus wurden Geländeaufnahmen gemacht. Die Fahrt ging den Rio Negro und dessen Nebenfluß, den Rio Branco, aufwärts bis Vista Alegre, wo wir am 3. September anlangten. Am 7. September kam drahtlose Nachricht, die Revolution in Manaos sei beendigt. In größter Eile wurde alles ausgeladen und um 4 Uhr nachmittags fuhr Rice mit seiner Gemahlin, dem Flugzeugphotographen Captain Stevens und einer Sonderexpedition der Harvard-Medical-School nach Manaos zurück. Er hatte den Ingenieur Charles C. Bull zu seinem Stellvertreter ernannt und versprochen, in zehn bis zwölf Tagen zurück zu sein.

Koch-Grünberg wollte am Abend desselben Tages eine Gelegenheit benutzen, nach Boa Vista zu fahren, das einige Tage flußaufwärts liegt und als Basis der Expedition in Aussicht genommen war, Bull ließ ihn aber auf Rices bestimmte Instruktion nicht gehen.

Es waren schlimme Aussichten. Vista Alegre ist als Fieberplatz fast so berüchtigt wie das gegenüber flußaufwärts gelegene Caracarahy, und die Folgen zeigten sich bald. Einer nach dem andern erkrankte und für den Flugzeugmechaniker Wilshusen fürchteten wir längere Zeit das Schlimmste. Unsere Zitronen und Orangen gingen rasch aus, es gab dort keine Früchte und die sonst so verschwenderisch ausgerüstete Expedition — sogar Maschinengewehre waren vorhanden! — hatte weder Zitronensäure noch Konservenmilch. Dr. Shattuck opferte seine privat mitgenommenen Fleischbrühwürfel für die Kranken.

Als Wilshusen endlich außer Gefahr war, legte sich am 22. September Koch-Grünberg. Sein Zustand war wechselnd, doch schien er sich endlich zu erholen. Man beschloß, ihn und Wilshusen, bei dem eine Operation notwendig geworden war, nach Manaos zu senden und traf alle Vorbereitungen. Doch als am 8. Oktober ein Boot angekommen war, trat plötzlich um die Mittagszeit eine besorgniserregende Verschlimmerung ein und kurz nach ½4 Uhr fühlte ich Koch-Grünbergs Hand erkalten; es war zu Ende.

Digitized by Google

Während am 9. Oktober das Boot mit Wilshusen und dem Unglückstelegramm flußabwärts abfuhr, trugen wir Koch-Grünberg hinaus über die Savanne zu einem Friedhof am Rand eines kleinen Wäldchens.

Rice war schon von Koch-Grünberg am 7. September sowie nach seiner Rückkehr nach Manaos von verschiedenen Seiten öfters vor Vista Alegre gewarnt und gebeten worden, seine Leute nach dem gesünderen Boa Vista zu senden. Von den Zuständen im Lager hatte er sicher Kenntnis, denn Bull und Shattuck sandten bei jeder Gelegenheit Berichte. Ein Befehl zur Weiterfahrt kam nicht — er hätte uns leicht durch Radio in anderthalb Tagen erreicht. Rice schien die Warnungen nicht ernst zu nehmen, ja er leugnete sie später, und am Tage des Begräbnisses traf sogar ein Brief von ihm ein mit der Weisung, kein Mann dürfe Vista Alegre verlassen, bevor er ihn gesehen habe.

Am 20. Oktober endlich traf Rice in Vista Alegre ein. Ein starkes Fieber, das mich befiel, verzögerte die Abreise, doch am 28. Oktober konnten wir den Unglücksplatz verlassen. Ich fuhr mit bis Boa Vista, um Koch-Grünbergs vorausgesandte Sachen zu holen und kehrte mit dem ersten Viehtransportboot nach Manaos zurück.

Meine Absicht war gewesen, nach Deutschland zurückzukehren, während der Fahrt aber erholte ich mich ziemlich rasch und beschloß, in Südamerika vorerst zu bleiben. Da ich die amerikanische Expedition, zu der ich auch offen gestanden keine große Lust mehr hatte, doch nicht mehr einholen konnte, und da Rice selbst auch telegraphisch von einer Nachreise abriet, schloß ich mich der Schwedischen Amazonas Expedition unter Dozent Douglas Melin an. Dieser gab mir Gelegenheit, einen Besuch bei den „Parintintin" zu machen, und während Melin nach Peru vorausfuhr, reiste ich zunächst nach Tres Casas. Bei meiner Ankunft wurde aber ein Teil meiner Pläne gründlich zu Wasser. Regengüsse hatten den Wald meilenweit überschwemmt, viele Wege waren sogar für Indianer unpassierbar geworden, und wegen Mangel an Zeit und Mitteln war es mir unmöglich, auf dem ungeheueren Umweg zu Wasser in die Dörfer der Indianer zu gelangen. Trotzdem hatte ich Glück. Tres Casas liegt an der Indianergrenze. und Manuel Lobo, der einflußreichste Mann des Ortes, dessen Gastfreundschaft ich genoß, ist einer der wenigen aufrichtigen Freunde der Indianer, die seit kurzem ständig in kleineren und größeren Banden dort verkehren. Was ich dort beobachtete, was Lobo, Garcia und Nimuendaju, die besten Kenner des Stammes, mir mitteilten, will ich nun zu schildern versuchen.

Es sind noch heute seltsame Zustände am mittleren Madeira. Moderne Zivilisation und unberührte Wildnis dicht nebeneinander. Ortschaften, kleine Städtchen mit bequemen Häusern, elektrischem Licht, und keine 200 m davon entfernt der hohe Wald, die Heimat des freien Indianers.

Moderne, bequeme Dampfer vermitteln den Verkehr. Viel Interessantes bietet eine Fahrt. Da sind diese kleinen Ortschaften mit ihrer oft buntgemischten Bevölkerung, z. T. zivilisierte Indianer, die den Fremden allerlei Produkte ihrer Handfertigkeit als Reiseandenken verkaufen. Dann wieder folgt für viele Meilen die dunkelgrüne Mauer des Waldes. Da und dort ist eine kleine Hütte hingeklebt, das zeitweilige Heim eines Caucheros. Manch ehrlicher Mann verdient hier hart unter Gefahren sein Brot, sehr häufig sind es auch zweifelhafte Existenzen, wüstes Gesindel. Tag für Tag gehen sie ihre „Estradas", ihr Arbeitsgebiet ab, häufig mit der Büchse auf dem Rücken. Sie sind die geschworenen Feinde des freien Indianers, der sie als brutale Eindringlinge kennengelernt hat und haßt.

Meist ist die einzige Verbindung mit der Außenwelt der Dampfer, der den Gummi abholt. Auch kann man da allerlei Waren kaufen und Schnaps. Mit seinem Kanu fährt der Cauchero hinaus zum Dampfer, verhandelt

Digitized by Google

mit dem Kapitän oder dem Vertreter der Gesellschaft wegen seines aufgestapelten Gummis, kauft einige Kleinigkeiten, säuft, prahlt und flucht über das schlechte Geschäft, die teuren Preise und die Indianer, die Wilden. Mit einigen Kleinigkeiten und ein paar Flaschen Schnaps kehrt er zu seiner Hütte zurück und säuft bis zur Besinnungslosigkeit. Und irgend einmal hört er als Letztes das gellende „*Tayuká! Tayuká! ndyauá*" und bevor er noch recht zur Besinnung kommt, taumelt er, von Pfeilen durchbohrt, zu Boden, ein Rohrdolch zischt ihm durch die Kehle, sein Todesröcheln wird verschluckt vom Triumphgeschrei der Indianer. Der wiederkehrende Dampfer findet eine qualmende Trümmerstätte, ein kopfloses Skelett; die Aasgeier haben Nachlese gehalten. „Os Parintintins mais uma vez." (Wieder einmal die Parintintins.) Hastig begräbt man die Reste und fährt weiter.

„Os Parintintins!" Acht Jahrzehntelang war dieses der Schreckensruf am mittleren Madeira. Man kann irgendeinen Brasilianer im ganzen Amazonastale frage, welchen Indianer die schlimmsten seien, und man erhält zur Antwort: „Os Parintintins".

Unter den Weißen waren und sind die tollsten Gerüchte im Umlauf. Die Indianer sollten ein verbrieftes Recht aus der Kaiserzeit auf dieses Land besitzen; die einen behaupteten, sie seien wilde Kannibalen, andere bestritten das. Einige wollten hochgewachsene blonde Frauen unter ihnen gesehen haben. Tausende von wilden Kriegern durchstreiften angeblich die Wälder. Auch sonderbare körperliche Eigenschaften wurden ihnen angedichtet. Wie in allen ähnlichen Fällen trieb „die Lust zu fabulieren" die sonderbarsten, üppigsten Blüten[1]). Eines ist sicher wahr: die Parintintin machten zahlreiche und kühne Überfälle auf Weiße und auch ihnen feindliche Indianer. Sie wagten sich sogar bis an die Grenze kleiner Städtchen. In Calama z. B. war es schwer, Fleisch zu bekommen, es gab wenig Vieh und kein Jäger traute sich in den Wald aus Furcht vor den Indianern. Verstorbene mußten bei Nacht begraben werden, da es öfters vorgekommen war, daß die Indianer frische Gräber aufsuchten, die Leichen ausgruben und die Köpfe abschnitten[2]).

Die Regierung und die Inspectoria des Indianerschutzdienstes in Manaos machten verschiedene Versuche, mit den Indianern in friedlichen Verkehr zu treten. Die Anfänge waren wenig ermutigend. Man hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Anlage von Missionsstationen an der Grenze ihres Gebietes begonnen und allmählig waren fast alle Stämme des unteren Madeira wenigstens zeitweise davon beeinflußt worden, nur die Parintintin blieben unberührt. Der im Jahre 1910 von der Föderalregierung gegründete Indianerschutzdienst — zum Schutze der Indianer gegen Übergriffe der zivilisierten Bevölkerung — beschloß 1913 die Anbahnung friedlichen Verkehrs, aber zunächst blieb es beim Beschluß. Um dieselbe Zeit versuchte Manuel de Souza Lobo in Tres Casas ebenfalls friedliche Annäherungen. Er verbot seinen Leuten, sich in einen Kampf einzulassen, drang mehrere Male ins Indianergebiet vor und hinterließ in verlassenen Hütten der Indianer Geschenke, wurde aber jenseits des Maicy angegriffen. Seine Bemühungen blieben erfolglos. 1921 trieben die Parin-

[1]) Leider hat diese Fabuliersucht auch einige neue Schriftsteller zu Phantastereien begeistert, über die man lachen könnte, wenn sie nicht in gewissenloser Weise dem Publikum als heilige Wahrheiten in Leinen gebunden vorgesetzt würden. Es grenzt ans Unfaßliche, was da in letzter Zeit geleistet wurde, ich werde mir gestatten, auf Einiges an den entsprechenden Stellen aufmerksam zu machen.

[2]) Ein mir persönlich wohlbekannter Herr in Manaos mußte im Frühjahr 1922 in Geschäften nach Calama reisen. Eines Tages ging er dort bis an den Rand des Waldes spazieren und erhielt bei seiner Rückkehr die heftigsten Vorwürfe für diesen bodenlosen Leichtsinn.

Digitized by Google

tintin die Leute eines anderen Ansiedlers zurück. Diese Versuche entsprangen Handelsinteressen; nur ein einziger Mann, Joao Portatil, versuchte es aus idealen Gründen, friedliche Beziehungen anzuknüpfen. Auf Anregung des Indianerfreundes General Candido Rondon kam er mit knappen Mitteln und einigen Empfehlungen an den Madeira. Begleitet von einigen Leuten Lobos, häufig auch allein, unternahm dieser unerschrockene Mann Streifzüge in das Innere, um die Malokkas der Indianer aufzusuchen; vergeblich. Schließlich geriet er am Eingang einer verlassenen Hütte in eine Fallgrube, verletzte sich schwer und wurde von Lobos Leuten nach dem Madeira geschafft.

Im Jahre 1921 bat der Inspektor des Indianerschutzdienstes in Manaos, Dr. Bento Lemos, den Ingenieurkapitän Amarante, der am Marmellos und dessen östlichem Nebenfluß topographische Aufnahmen machte, auch in den unteren Maicy einzufahren. Amarante besuchte nun wohl die Mura-Pirahã am unteren Maicy und gründete dort einen Posten, in der Hoffnung, so auch mit den Parintintin in Berührung zu kommen. Dies war aber von vornherein verfehlt. Die Mura-Pirahã, zwar friedlich gegen die Weißen, sind die erbittertsten Feinde der Parintintin, in zwei Jahren bekamen die Leute des Postens nicht einen einzigen Parintintin zu Gesicht.

Aber schon im September 1921 scheint Bento Lemos den Mißgriff eingesehen zu haben und übertrug die heikle Arbeit dem wohl einzig dazu befähigten Manne, Curt Nimuëndajú. Dieser beste Kenner der brasilianischen Indianer, ein geborener Deutscher, der schon viele Jahre unter den Indianern zugebracht hatte und von einem Guarani-Häuptling adoptiert wurde, unternahm zunächst im Oktober 1921 einen Erkundigungsmarsch, der ihn von Padua aus an den Maicy Mirim und im Bogen zurück nach Paraizo an den Madeira führte. Er fand dabei ein altes Fischerlager der Parintintin, die verkohlten Balken einer Schutzhütte Lobos, die von den Parintintin angezündet worden war, eine verlassene Pflanzung und zerfallene Hütten der Indianer, bekam aber keinen Parintintin zu Gesicht. Die Pfade waren so schlecht, daß Nimuëndajú einen Erkundigungszug zu Wasser beschloß. Eine zu diesem Zweck unternommene Fahrt den Maicy hinauf (4.—7. Februar 1922) ergab bessere Verhältnisse als der Landweg, aber auch auf dieser Fahrt wurde kein Indianer gesehen.

Am 31. März 1922 landete Nimuëndajú endgültig am Igarapé Novo de Janeiro mit 22 Mann und allem nötigen Material für eine dauernde Niederlassung. Kaum waren die Sachen an Land geschafft, als am 2. April mittags ½12 Uhr die Indianer unter wütendem Kriegsgeschrei einen Hagel von Pfeilen in das Lager schossen. Einer der Arbeiter, der sich etwas abseits befand, entging mit knapper Not dem Tode. Schnell, ohne sich zu zeigen, verschwanden die Indianer wieder. Von den Weisen wurde kein Schuß abgefeuert. Nimuëndajú sammelte die Pfeile, ließ an jeden Schaft eine Kleinigkeit, wie Perlen, binden und stellte sie dann an den Weg unter einem kleinen Schutzdach, ebenso verfuhr er mit den Fußangeln, welche die Indianer auf dem Weg angelegt hatten. Am 19. April war ein festes Wellblechgebäude fertig und ein freier Platz ringsum mit Stacheldrahtzaun abgegrenzt, dessen Türe jedoch stets offen blieb[3]). Weitere Angriffe erfolgten am 28. April und am 4. Mai. Die Pfeile prallten wirkungslos am Wellblech ab. Wieder ließ Nimuëndajú die Pfeile an den Weg stellen und dazu eine Wellblechtafel zum Probieren! Am 15. Mai um 11 Uhr, bei hellem Sonnenschein, griffen die Indianer zum erstenmal offen an. Wie ein Kugelhagel knallten und prasselten die Pfeile an die Wellblechwände.

[3]) Domville-Fife spricht von Pallisaden, Nimuëndajú weiß nichts davon.

Digitized by Google

Nackt, schwarz und weiß bemalt, prächtig mit Federn geschmückt, rasten die Indianer am Zaun entlang zum Tor. Hier harrte ihrer eine Überraschung, die sie nie erwartet hätten: Anstatt zu feuern schrie ihnen Nimuëndajú in der Lingua geral zu, einzutreten. Einen Augenblick waren sie starr und sprachlos, dann siegte das angeborene, nicht unberechtigte Mißtrauen; sie schwangen unter gellendem Kriegsgeschrei ihre Bogen und verschwanden. Drei Tage später erfolgte ein Nachtangriff; dann trat eine Pause ein.

Der 28. Mai war der entscheidende Tag. Um ½11 Uhr griffen die Indianer an, drangen in den Hof und schossen ihre Pfeile auf kürzeste Entfernung. Nimuëndajú entkam knapp ins Haus, um das die Krieger schießend und so entsetzlich schreiend herumsprangen, daß Nimuendajú seine eigene Stimme nicht hörte. Die Lage wurde kritisch; die Indianer höhnten die Besatzung, schrien *pu pu* in der Erwartung, daß man feuern würde, ein Teil von ihnen begann den Zaun mit schweren Knüppeln zu zerstören. Nimuëndajú befahl seinen Leuten, die Gewehre zur Hand zu nehmen um eine Salve über die Köpfe der Angreifer zu feuern, aber während er noch zögerte, den Befehl zu geben, begannen die Indianer sich zurückzuziehen. Nimuëndajú warf das Gewehr weg, ergriff eine Axt und ein Buschmesser und bot sie den Indianern als Geschenk an. Wirklich blieben einige, schon außerhalb des Zaunes, stehen. Nimuëndajú sprang vom Hause heraus auf die Erde und näherte sich ihnen mit Perlen in der Hand. Doch ließen sie ihn nicht herankommen, sondern riefen ihm zu, die Perlen auf den Boden zu legen. Er tat dies und zog sich zurück. Die Indianer nahmen nun die Perlen; eine zweite Perlengabe nahmen sie schon innerhalb des Zaunes. Als sie jedoch sahen, daß der größte Teil ihrer Gefährten sich schon zurückgezogen hatte, verloren sie den Mut und flohen.

Zwanzig Minuten später prasselte wieder ein Pfeilhagel an das Haus vom anderen Ufer des Igarapé Novo de Janeiro aus. Wieder trat Nimuëndajú heraus und bot Perlen an und wirklich schwammen einige Indianer über den Maicy Mirim. Durch den Fluß vom Posten getrennt, stellten sie sich am linken Ufer gerade dem Haus gegenüber auf, schossen einige Pfeile ab und verlangten Perlen. Nimuëndajú stellte solche in einem kleinen Korb außerhalb des Zaunes an das Ufer. Nun schwamm einer herüber und nahm einige Perlen. Eine Gruppe, die den Posten umgangen hatte, schoß einige Pfeile hinein, schlug wütend mit den Knütteln auf eine Blechtafel, unter der Nimuëndajú Geschenke niederzulegen pflegte, und zog sich dann unter Kriegsgeschrei zurück. Dem ersten folgten bald vier weitere Indianer, die fünf näherten sich dem Zaun, nahmen Perlen, warfen Nimuëndajú einer Federkrone, an ein Stück Holz gebunden, zu und begannen ein Gespräch. Sie fragten die Besatzung des Postens nach ihrem Land, ihren Familienverhältnissen und dem Weg, den sie gekommen waren. Nimuëndajú fragte, ob sie Hunger hätten, und reichte ihnen, da sie bejahten, einige Schalen mit Maniokbrei, die sie direkt aus seinen Händen nahmen. Sie stellten sie in einiger Entfernung auf den Boden, tanzten drum herum, setzten sich und aßen. Als sie gesättigt waren, traten sie wieder ans Haus, baten um dies und jenes und zogen sich dann reich beschenkt zurück.

Das große Wunder war geschehen. Die „unzähmbaren" Parintintin hatten zum erstenmal friedliche Worte mit den Weißen gewechselt.

Noch war nicht alles gewonnen. Die Indianer spalteten sich in eine friedliche und eine feindliche Abteilung. Es folgten noch mehrere Angriffe und Reibereien. Im Juni mußte Nimuëndajú gesundheitshalber nach Pará, sein Adjutant erkrankte auch bald darauf und José Garcia de Freitas trat an seine Stelle. Gegen diesen ausgezeichneten Mann wurden Intriguen

Digitized by Google

angezettelt, doch hielt er sich auf dem Posten bis zu Nimuëndajús Rückkehr im Dezember.

Mehr und mehr besserten sich die Beziehungen; Garcia flößte den Indianern das größte Vertrauen ein, die friedlichen Elemente gewannen an Zahl und Einfluß. Die Indianer übernachteten öfters im Haus und schlugen sogar eine Brücke über den Igarapé, damit auch ihre Kinder kommen konnten. Wohl blieben einige störrisch und feindlich, aber ihre Zahl war gering, und schließlich kam es öfters vor, daß die Indianer, wenn ein Mann der Besatzung sich nach ihrer Meinung ungebührlich benahm, zu Nimuëndajú kamen und sagten: „Weise ihn zurecht, er benimmt sich unvernünftig."

Mit großen Hoffnungen verließ Nimuëndajú im Januar 1923 den Posten, aber eine grausame Enttäuschung harrte seiner. Bento Lemos eröffnete ihm in Manaos schweren Herzens, daß der Indianerschutzdienst keine Mittel mehr habe und bat ihn, die Besatzung des Postens zurückzuziehen. Damit war Nimuendajú entlassen.

Die Mühe, die gefahrvolle Arbeit eines ganzen Jahres war fast umsonst. Auch Garcia hat sich mir gegenüber sehr bitter über diesen Zusammenbruch geäußert. Ich mußte selbst im Dezember 1924 erfahren, daß die so mühevoll angebahnten friedlichen Zustände in größte Gefahr kamen, und wenn auch keine offenen Feindseligkeiten ausbrachen, an denen die Weißen schuld gewesen wären, wie ich zu ihrer Schande sagen muß, so griff doch eine starke Mißstimmung Platz, und ich fürchte, daß der Riß nicht so leicht zu heilen ist.

Dies ist in kurzem Auszug die Geschichte des Stammes, soweit wir sie bis jetzt kennen. Was vor der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt, sind Mutmaßungen und vor diesen herrscht mythische Dämmerung. Die einzige Überlieferung der Indianer, die ich erfuhr, ist, daß sie in ihr jetziges Gebiet vor vielen, vielen Jahren einwanderten, weil sie von einem Stamm bedrängt wurden, dessen Leute am ganzen Körper mit langen Strichen tatauiert waren. Diese Beschreibung paßt auf die Mundrukú.

Der eigentliche Name der Parintintin ist *Kavahib* (Sing.; Plur.: *Kavahém*; in Zusammensetzungen: *Kavahiva* — „Wespenleute"). Der Name Parintintin stammt von ihren Hauptfeinden, den Mundrukú. Er scheint „Feind" im verächtlichen Sinne zu bedeuten, denn die Kavahém hören ihn sehr ungern[4]).

Ihr Hauptgebiet ist im Norden und Westen begrenzt vom Rio Madeira, im Südwesten und Süden vom Gy Parana (Rio Machado) von dessen Mündung bis zur Grenze von Matto Grosso, im Osten von einem Nebenflüßchen des Marmellos, dem Rio Branco, vom mittleren Marmellos und unteren Maicy. Eine kleinere Bande mit nicht genau abgegrenztem Gebiet haust am Rio Zinho, einem rechten Nebenflüßchen des oberen Machado. Das große nördliche Gebiet umfaßt etwa 22000 qkm. Es hausen dort drei unter sich feindliche Banden, die eigentlichen, nunmehr friedlichen Kavahém im Norden, im Süden die heute noch feindlichen Apairandé und Odyahuibé.

Rechnet man nach den besten und zuverlässigsten Schätzungen von Nimuëndajú und Garcia 500 Kavahém mit höchstens 100 Kriegern, so steht man vor der beinahe unglaublichen Tatsache, daß der Kampfeswert eines einzelnen Kriegers hinreichend war, achtzig Jahre hindurch ein Gebiet von 220 qkm von feindlichen Eindringlingen, Weißen wie Indianern, frei zu halten. Dabei hatten sie noch Zeit, sich gegenseitig zu bekriegen. Schon daraus läßt sich ersehen, in welch furchtbarem Ruf diese Indianer standen.

[4]) Es ist deshalb von vornherein ein Unding, wenn Leo Parcus seine Parintintin, die angeblich in Ostbolivien hausen, sich selbst Parintintin nennen läßt. Es wäre das ungefähr so, wie wenn wir Deutsche uns Ausländern gegenüber als „Boches" vorstellen würden.

Digitized by Google

Die Kavahém sind mittelgroß bis beinahe kleinwüchsig, schlank und gut gebaut, nur die Beine sind meist etwas dünn (Männer 150—171,5 cm, Frauen 141—141,5 cm nach Nimuëndajú). Die Gesichtszüge sind im allgemeinen angenehm, manchmal leicht mongoloid; die Hautfarbe ist hell rötlich-gelb mit braunem Anflug, die Gesichter fast immer heller als der Körper; die Haare sind schlicht, manchmal leicht gewellt, tiefschwarz bis dunkel rötlich-braun. — Im allgemeinen sind sie gesund, leiden aber häufig unter Erkältungen mit Fieber und Husten; auch für Schnupfen sind sie sehr empfänglich. Wunden scheinen leicht zu heilen, Vereiterungen sah ich wenig. Nimuëndajú sah einen, dem ein Auge fehlte, und einer meiner besonderen Freunde war taubstumm.

Sie sind sehr reinlich; mehrmaliges Baden am Tag scheint selbstverständlich zu sein, die Haare werden tüchtig gekämmt, Läuse sind daher sehr selten. Meinen Kamm benutzten sie sehr häufig, aber nie merkte ich unangenehme Folgen. In zivilisierten Gegenden hat es mich dafür einige Male gebissen, trotzdem ich keinen fremden Kamm benützte. Es ist jedoch Tatsache, daß Indianerläuse es sowieso nicht lange bei einem Europäer aushalten. Nach jeder Mahlzeit wird der Mund kräftig ausgespült, und die Hände werden vorher und nachher gewaschen. Im allgemeinen haben sie schöne Zähne, Karies kommt nur selten, besonders bei Kindern, vor. Zum Reinigen der Nase benutzen sie einen Palmblattstreifen, ein Hölzchen u. dergl., sie machen das nie mit den bloßen Fingern, wie viele kulturübertünchte Europäer.

Absichtliche Körperverunstaltungen sind sehr geringfügig; die Männer durchbohren die Ohrläppchen, Frauen und Mädchen tragen an den Beinen unterhalb der Knie und oberhalb der Knöchel je einen festanliegenden, einschneidenden Ring aus dünner Baumwollschnur. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen die Männer gewöhnlich kleine, kurze Holzpflöckchen, bei festlichen Gelegenheiten lange Federstäbe. Gesicht und Körper werden tatauiert, die Muster sind jedoch bei den Geschlechtern verschieden.

Die Haare sind bei Männern und Frauen rund um den Kopf abgeschnitten und decken die Stirne bis auf einen 1—2 cm breiten Streifen oberhalb der Augenbrauen, hinten sind sie häufig etwas länger gelassen. Augenbrauen und Wimpern werden ausgerissen. Die Männer zupfen auch alle Barthaare heraus. Während die Frauen sämtliche Körperhaare entfernen, lassen die Männer diese häufig wachsen. Matronen und alte Herren werden jedoch etwas nachlässig, und es gibt ein paar ältere Onkel, die sogar stattliche Zwickelbärtchen aufweisen.

Gesicht und Körper werden bemalt. Als Farben dienen weißer Ton, Kohle aus gebrannten Castanhaschalen, der dunkelblaue Pflanzensaft Genipapo und Urucu, ein dunkelrotes Pulver aus den Samen der Bixa Orellana.

Von einer Kleidung kann man bei den Kavahém nicht sprechen. Die Frauen tragen außer den erwähnten Schnüren eine Halskette und sonst gar nichts. Der erste Anblick einer Anzahl Kavahibmänner in Alltagstracht, d. h. ohne Federschmuck, stellt etwas Anspruch an Selbstbeherrschung, denn er ist grotesk. Alle tragen die 25—40 cm lange Penishülle aus zwei dicken Lagen von Arumablättern, die als Röhre das Glied umhüllen. Kein Krieger, kein Junge von mehr als zwölf Jahren zeigt sich ohne dieses Trachtstück, das einfach *gaá*, Blatt, genannt wird.

Sie betrachteten die Europäer als schamlos, weil sie nackt in die Hosen schlüpfen.

Das zweite, aber nicht unbedingt notwendige Trachtstück ist ein lose auf den Hüften aufliegender Gürtel aus drei bis zehn Ringen von Rindenstreifen eines Miritipalmblattes, die nur an einer Stelle verbunden

Digitized by Google

sind. Manchmal wird unter diesem ein enganliegender, zwei bis drei cm breiter Gürtel aus weichen Rindenstreifen getragen, der vorne gebunden wird und dessen Enden als Fransenbüschel herabhängen. Zur täglichen Tracht gehören auch breite Oberarmringe aus Palmblattstreifen, von denen häufig Schnüre mit Federtroddeln und ganze Federschnüre herabhängen. Selten sind Armbänder aus aneindergereihten Vogelknochen, sie gehören zum vornehmen Festschmuck.

Sind aber die Krieger zum Fest oder Kampf geschmückt, so verschwindet das Groteske, die farbige Schönheit wilden Kriegsschmuckes tritt in den Vordergrund. Auf dem Haupt sitzt ein Diadem aus bunt leuchtenden Federchen, von dem über den Rücken Schnüre mit Federquasten, Federstäbe, lange rote und blaue Ararafedern mit kleinen Federquasten herunterhängen. In den Löchern der Ohrläppchen stecken, über die Schultern nach hinten ragend, viertelmeterlange Rohrstäbe, die oft zur Hälfte mit Federchen oder bunten Tuchstreifen umwickelt sind, im freien Ende stecken Mutum- und Ararafedern. Gesicht und Körper, Arme und Beine sind mit schwarzen und weißen Flecken und Querstreifen bemalt. Der Schmuck der Frauen ist gering. Sie tragen, außer den schon erwähnten Schnüren um die Beine, Halsketten und bemalen sich manchmal mit Urucu und Genipapo.

Die ganze Bewaffnung der Krieger besteht aus Bogen und Pfeilen, sowie einem Dolch aus gespaltenem Bambus[5]). Die Bogen sind über zwei Meter lang, aus schwerem harten Holz, mit einer dicken Sehne aus gedrehter Pflanzenfaser. Sie haben dreierlei Pfeile. 1,5—2,4 m lang sind die Fischpfeile, mit einer bis drei Spitzen aus Hartholz mit knöchernen oder eisernen Widerhaken. Die Spitzen der etwa 1,5 m langen Vogelpfeile sind aus Hartholz und gezahnt. Die Schäfte für diese beiden Arten sind aus für Großwild und Krieg haben einen starken Bambusschaft mit Holzvorschaft, auf dem eine breite, lange, messerscharfe Spitze aus gespaltenem Bambus sitzt. Die Kriegspfeile sind am sorgfältigsten gearbeitet und haben eine lange, breite Fiederung; die Fiederung der Vogelpfeile ist kleiner, während die Fischpfeile gar nicht gefiedert sind. Die Bambusspitzen sind häufig, besonders bei neueren Stücken, mit einem rötlichen Lack auf der Innenseite bemalt, aber nie vergiftet! Auf eine diesbezügliche Frage antwortete ein Krieger lachend: „Es braucht kein Gift“[6]).

Befiederung und Spitzen werden auf dem Marsch durch eine Palmblatthülle geschützt, die unmittelbar vor dem Gebrauch weggerissen wird.

Das Dolchmesser aus gespaltenem und zugespitztem Bambus ist heute schon durch ein stählernes Küchen- oder Buschmesser ersetzt. Es war mir unmöglich, einen solchen Dolch zu erhalten, trotzdem ich mit meinem Angebot allmählig bis zum Wert von 50—60 Milreis stieg. Mit größter Liebenswürdigkeit beschrieben mir die Indianer diese Messer, aber keiner ließ sich bewegen, eines anzufertigen.

Ich habe schon gesagt, daß es mir unmöglich war, in die Dörfer der Indianer zu kommen. Auch Nimuëndajú hat kein bewohntes Haus gesehen, und Garcia dürfte der einzige Weiße sein, der lebend eine bewohnte Siedlung dünnem, geradem Bambus oder Blütenschäften von Pfeilgras. Die Pfeile dieser Indianer betrat und lebend wieder verließ. Die verlassenen Einzelhäuser in den aufgegebenen Pflanzungen, die Nimuëndajú sah, sind 8—20 m lang, 6 und mehr Meter breit und 3—6m hoch. Garcia sagte mir

---

[5]) Domville-Fife spricht von Blasrohren mit Giftpfeilen; beides ist bei den Kavahém unbekannt.

[6]) Das hieß soviel wie: „Wir sind sicher, auch ohne Gift zu töten.“ Die Angaben von Domville-Fife und Leo Parcus, die beide von vergifteten Pfeilen berichten, beweisen, daß sie mindestens nicht mit den Parintintin zusammen getroffen sind.

Digitized by Google

aber, sie haben auch Häuser von 20—50 Klafter (braços) Länge, die sehr hoch seien.

Hausgerät haben sie wenig. In den Tragkörben, die an einem breiten, über die Stirn oder die Schultern laufenden Bastband auf dem Rücken hängen, fand ich Hängematten, Schalen aus Kalabássenfrüchten, Messer, Äxte, Pech, Baumwollfäden, Bast, Feuerfächer, Mehlsiebe, Kinderspielzeug und Schmuckgegenstände. Viel reicher ist ihr Hausgerät nicht. Töpferei kennen sie nicht. Das einzige nicht pflanzliche Gefäß, das Nimuëndajú sah, und das sie zum Bereiten des Teiges für ihre Beijus (Maiskuchen) benutzten, war ein emailliertes Nachtgeschirr, das sie bei irgend einem Überfall erbeutet hatten.

Ihre Kanus bestehen aus einem entsprechend großen, möglichst glatten Rindenstück des Jutahybaumes, sie haben einen Rost aus Stöcken auf dem Boden, Sitzbänke und sind 5—7 m lang und 80 cm bis 1½ m breit. Ich photographierte zwei Kanus bei Nova Olinda, wo ich, schon auf der Rückfahrt, noch eine kleine Bande traf. Von ihnen selbst hergestellte Ruder sah ich keine; was diese Leute bei sich hatten, war erbeutet oder eingehandelt:

Die Speisekarte dieser Indianer ist gar nicht so übel. Sie haben sehr große Pflanzungen, auf denen sie Mais, ihre Hauptnahrungspflanze, bauen. Außerdem haben sie Maniok, süsse Bataten, Bananen und Papaya; als Industriepflanzen werden Baumwolle und Urucú gezogen. Gesammelt werden Paranüsse, die frisch oder geröstet gegessen werden.

Jagd und Fischerei liefern die tierische Nahrung. Ihr Lieblingswild ist der Tapir. Sie sollen auch, wie Nimuëndajú sagt, Affen jagen, doch versicherten mir Lobo sowohl wie Garcia, daß sie Affenfleisch verschmähen, angeblich weil der Affe dem Menschen so sehr gleiche. Es kam sogar vor, daß einige Krieger sich weigerten, Fische aus einem See zu essen, in den Lobos Leute die Eingeweide eines erlegten Affen geworfen hatten. Sie müssen aber irgendeinen anderen als den angegebenen Grund haben, denn aus ihrem Kannibalismus machten sie mir gegenüber kein Hehl.

Fische werden meist mit Pfeilen geschossen, doch fischen sie auch mit Gift, und in neuester Zeit lernen sie Angelhaken gebrauchen.

Fleisch und Fische werden auf einem Holzrost oder auch direkt auf der Glut gebraten. Gekochtes Fleisch lieben sie nicht, zeigten sogar Widerwillen dagegen.

Feuer erzeugen sie durch Quirlen eines langen Stabes auf einem besonders dazu hergerichteten Feuerblock; im Notfall dient ein Pfeilschaft als Quirlstab und eine Bambuspfeilspitze als Feuerblock. In ¾—1½ Minuten, je nach der Feuchtigkeit der Luft, erzeugen sie damit Feuer. Streichhölzer sind sehr begehrt, nicht nur der bequemen Feuererzeugung wegen, sondern auch als — Genußmittel! Sie essen die verbrannten Köpfe. Mein taubstummer, aber sehr intelligenter Freund Amburú bat mich eines Abends nach der Mahlzeit um eine Schachtel Streichhölzer, und während wir uns noch unterhielten, brannte er ernsthaft ein Streichholz nach dem anderen an und verzehrte die verbrannten Köpfe mit offenbarem Genuß. Er wurde auch in kurzer Zeit fertig mit diesem sonderbaren Nachtisch.

Vernünftiger war da schon die Sucht nach einem anderen Leckerbissen, die bald nach meiner Ankunft sich ausbreitete. Ich hatte einige Büchsen schwedisches Hartbrot mit, und auf diese „Beijus" waren sie ganz versessen.

Der Stamm der Kavahém zerfällt in zwei große, exogame Clans; die *Kwandú* (Harpyenadler, Thrasaëtus harpya) und *Mitúm* (Mutum,

Digitized by Google

Grax alector). Die Unterscheidung ist so wichtig, daß auch Fremde nach ihrer Clanzugehörigkeit gefragt werden, wie mir selbst widerfuhr.

Über das Häuptlingswesen sind wir leider wenig unterrichtet, besser aber über die Stellung der Frau. Ein großer Teil unserer zivilisierten Frauen wäre froh, wenn sie es so gut hätten, wie eine Indianerin! Die Frau ist bei den Kavahém, wie bei fast allen wilden Indianerstämmen, keineswegs das Last- und Prügeltier, als das sie so gerne hingestellt wird (z. B. auch von Leo Parcus, der in seinem Buche „Schiggi-Schiggi" sogar die kühne Behauptung aufstellt, eine Parintintinfrau fühle sich vernachlässigt, wenn ihr Gemahl sie nicht von Zeit zu Zeit durchprügele!). Ich lernte viele verheiratete Indianer kennen, sah aber nicht einen Fall von Frauenmißhandlung. Die Eheleute lebten in schönster Eintracht, ja in zwei Fällen kam es mir vor, als ob die Dame des Hauses ihren Herrn Gemahl recht fest am Zügel hätte.

Es herrscht vollständige Gütertrennung. Kein Mann verkauft einen Gegenstand, der seiner Frau gehört. Sehr häufig kamen Indianer, Männer und Frauen, zu mir und suchten irgendeinen Gegenstand zu erhandeln, der ihnen in die Augen fiel und mir unentbehrlich war, für sie selbst aber keinen Wert hatte, z. B. Stoppuhr, Thermometer. Bekamen sie nicht, was sie wollten, so wurden sie ärgerlich oder grob. Lobo und Garcia, an die ich mich schließlich in der Verzweiflung wandte, rieten mir einfach zu sagen: „Das gehört meiner Frau". Ich bin allerdings nicht verheiratet, aber helfe was helfen mag. Wurde einer zudringlich, so sagte ich eben „*Yerembiräkó*" und wurde nicht weiter belästigt.

Auch das Eigentum der Kinder wird von den Eltern geachtet. Als ich einmal ein Kinderspielzeug fand und die Eltern bat, es mir zu überlassen, wiesen sie mich an das Kind, das höchstens drei Jahre alt war!

Im allgemeinen werden die Kinder sehr gut behandelt. Um die Gunst der Eltern zu gewinnen, braucht man sich nur freundlich mit den Kindern abzugeben.

Der taubstumme Amburú war ein richtiger Kindernarr, er konnte stundenlang mit den Kleinen spielen. Eines Tages besuchte eine zivilisierte Mundrukúfrau mit ihren zwei erwachsenen Töchtern und einem etwa vierjährigen Bübchen Lobos Besitzung, hauptsächlich um von mir Perlen zu erbetteln. Sie standen auf der Veranda vor der Tür meines Zimmers, als Amburú plötzlich um die Ecke schlenderte. Mit strahlendem Lächeln auf dem gutmütigen Gesicht ging er auf das Kind zu, das sich aber schreiend vor dem nackten, blauschwarz bemalten Krieger hinter seiner Mutter versteckte. Armer Amburú! Seine Miene und Haltung wurden so verzweifelt, kläglich, daß mir trotz der etwas komischen Szene das Lachen gänzlich verging.

Groß sind die Kavahém im Handeln, nur haben sie keine festen Preise! Ich wollte einmal eine schöne neue Hängematte erstehen; der Handel zog sich einen ganzen Tag lang und hin zerschlug sich schließlich, weil der Besitzer eine ganz große Hängematte oder eine große — Mundharmonika wollte! Ich bot eine Axt, ein paar Messer, einen Schlafanzug, einen ganzen Sack Perlen, eine mittelgroße, prächtig bunte neue Hängematte aus Manaos — umsonst! Er war nun einmal auf die große Hängematte oder die große Mundharmonika versessen! Kurz darauf tauschte ich von einem anderen Indianer, einem gutmütigen, lustigen Mann, eine gebrauchte, aber gut erhaltene Hängematte für einen meiner Schlafanzüge ein. Als nun Mboakari in seinem verschnürten Anzug mit Perlmutterknöpfen herumstolzierte, reute den anderen seine Bockbeinigkeit, er kam und bot mir die Hängematte wieder an, aber nun wollte ich nicht, ich hatte nämlich nur noch einen!

Digitized by Google

In Tres Casas wurde ich häufig von Manuel Lobo und seinen Leuten, sowie auch von Garcia vor Diebereien gewarnt; man sagte mir, die Indianer stehlen mit unglaublicher Frechheit. Auf dem Posten hat man damit jedenfalls schlimme Erfahrungen gemacht, es freut mich aber, sagen zu können, daß sie auch in diesem Punkte besser sind als ihr Ruf. Ich hielt mein Zeug im Anfang gut verschlossen, wurde aber später leichtsinniger. Jedoch nur ein Taschentuch und ein alter Strumpf verschwanden auf Nimmerwiedersehen! Einmal, als ich mich mit Lobo vor dem Hause längere Zeit unterhielt und nebenher mich mit einigen Kindern herumbalgte, erschien ein Indianer und brachte mir mein Messer. Er war in das offenstehende Zimmer gegangen und hatte es sich geliehen. Die Indianer selbst schienen recht vertrauensselig, sie ließen ihre Körbe mit dem für mich oft so wertvollen Inhalt ganz unbeaufsichtigt hängen.

Über ihre Religion wissen wir wenig. Abergläubisch sind die Kavahém wie alle Naturvölker. Alpdrücken erklären sie mit der Erscheinung von Totenseelen, die ihnen im Schlaf die Kehle zudrücken. Eine natürliche Folge ist das Zauberer- und Beschwörerwesen. Als ich phonographische Aufnahmen machte, blies ich die Wachsspäne von der rotierenden Walze, um eine Verunreinigung der Maschine zu verhüten. Bei der ersten Reproduktion waren sie einfach starr vor Staunen und behaupteten steif und fest, ich habe den Gesang auf die Walze geblasen. Die Folge war, daß sie mit allerlei Gebrechen zu mir kamen, um sich beblasen zu lassen. Im Handumdrehen hatte ich eine ausgedehnte ärztliche Praxis, und wenn das Honorar entsprechend gewesen wäre, würde mich mancher europäische Kollege heiß beneidet haben. Ich mußte zaubern, daß ich schwitzte. Einmal kam ein junger Krieger mit seiner hübschen jungen Frau und bat mich, sie zu beblasen, damit sie jung und schön bleibe. Ich tat ihm gerne den Gefallen und hoffe, daß es geholfen hat.

Eine unzweifelhafte Zauberhandlung war es auch, wenn sie ihre Nasen möglichst kraftvoll auf Garcias Schatten reinigten. Sie behaupteten, Garcia habe ihnen den Schnupfen gebracht. Ihre Krankenbehandlung ist recht primitiv. Bei Fieber ist Übergießen mit kaltem Wasser besonders beliebt. Ein alter Mann hatte sich anscheinend den Fuß verstaucht, das Knöchelgelenk war geschwollen und fest mit schmalen Rindenstreifen umwickelt. Bei einigen Kindern sah ich eine etwa talergroße Tonsur auf dem Wirbel geschoren. Ich dachte zunächst unwillkürlich an die Tonsuren der alten Ost-Tupi und anderer Stämme, erhielt aber die Erklärung, es sei gut gegen allerlei Übel. Praktisch sind auf der Reise dicke Bastwickel oberhalb der Knöchel zum Schutz gegen Schlangenbiß, da erfahrungsgemäß die meisten Verletzungen gerade an dieser Körperstelle erfolgen.

Die Toten werden in den Häusern begraben. Man bemalt den Leichnam vollständig mit Urucú und legt ihn in Schlafstellung mit angezogenen Knieen auf die rechte Seite in die Hängematte. Kriegern setzt man das Federdiadem auf den Kopf. Ehe das Grab geschlossen wird, verteilt man das Eigentum des Toten unter Verwandte und Freunde, nur die Kriegspfeile werden zerbrochen und verbrannt[6]).

Ihre Sprache ist ein reines Tupi. Nimuéndajú konnte sich mittels Lingoa geral und Guarani gleich von Anfang an leicht verständigen. Domville-Fife gibt einige sonderbare Bemerkungen über die Sprache zum besten, ein wahres Kraftstück aber leistet sich Herr Parcus, indem er frisch und fröhlich ein Wortverzeichnis der „Parintintin"sprache gibt, das sich bei

[6]) Domville-Fife will gesehen haben, wie die „Parintintin" einem Verstorbenen den Kopf abgeschnitten und in die Maloka trugen, den Rumpf aber einfach ins Gebüsch warfen!

Digitized by Google

näherer Untersuchung als eine nachlässig und verständnislos abgeschriebene Wörterliste der Huarisprache herausstellt, die Erland Nordenskiöld in seinem hübschen Buche „Forschungen und Abenteuer" veröffentlicht hat.

Wenn wir einen Menschen als recht beschränkt bezeichnen wollen, sagen wir: „Er kann nicht bis drei zählen". Die Kavahém und Kavahiva-Tupi haben nur zwei Zahlworte: *oyipé* bzw. *eyepä* = 1 und *mokoi* bzw. *irumé* und *mokoi* für 2 oder mehr. Hieraus aber bei den Kavahém auf geistige Minderwertigkeit zu schließen, wäre arg verfehlt. Sie haben eine ungemein leichte Auffassung und wissen sich mit Zeichen und Mienenspiel so leicht verständlich zu machen, daß man für einen kurzen Aufenthalt eigentlich kaum ein Wort ihrer Sprache zu lernen braucht. Sie haben es aber sehr gern, wenn jemand sich Mühe gibt, in ihrer eigenen Sprache mit ihnen zu verkehren.

Für einen guten und selbst derben Spaß sind sie leicht zu haben und scherzen oft und gerne.

In ihren Pflanzungen fehlt der sonst in Südamerika weit verbreitete und beliebte rote Pfeffer, und die ersten Besucher des Postens machten schmerzliche Erfahrungen. Diese behielten sie aber weißlich für sich, ließen später ankommende Stammesgenossen ruhig von den gepfefferten Gerichten der Besatzung kosten und wälzten sich vor Lachen, wenn die Ahnungslosen Grimmassen schneidend, prustend und spuckend herumtanzten.

Am Weihnachtsvortage veranstalteten die Kavahém in Tres Casas ein Scheibenschießen, an dem sich auch Garcia, Lobo und ich beteiligten. Ich war wohl einen starken Bogen gewöhnt, aber keinen sieben Fuß langen, schwanken Pfeil! Dieses Spottgelächter! Selbst der stolze, ruhige Pira konnte sich nicht enthalten, erst mit sicherer Eleganz einen Pfeil in die Calabassenfrucht, die als Ziel diente, zu jagen, dann aber mit vorquellenden Augen sich möglichst ungeschickt hinzustellen, wobei er mit dem aufgelegten Pfeil in geradezu beängstigender Weise herumfuchtelte.

Nach dem im Anfang flüchtig erwähnten Konflikt waren fast alle Indianer abgezogen. Am Nachmittag unternahm ich nicht in bester Stimmung einen Spaziergang in den Wald und war mehrere hundert Schritt weit auf dem schlammigen Pfad gegangen, als plötzlich vom Waldrande her das gellende Kriegsgeschrei der Indianer erscholl. Der letzte Rest von Behaglichkeit schwand aus meinem Gemüt, denn ein Cyankaliglas und ein Schmetterlingsnetz waren meine ganze Bewaffnung! Nach wenigen Augenblicken herrschte wieder tiefe Stille. Ich schlich vorsichtig im Gebüsch längs des Weges zum Waldrand und sah bald einige von Lobos Leuten ruhig auf dem großen Weideplatz arbeiten. Meinen Gruß erwiderten sie mit verhaltenem Grinsen. Als ich die Häuser erreichte, trieb sich der kleine Ikobaiué mit einem Gesicht herum, das zu harmlos war, um echt zu sein. Ich setzte meine finsterste Miene auf, aber sie hielt nicht vor und wir lachten gleichzeitig heraus. Der kleine Strick hatte sich ungesehen am Waldrand versteckt und nicht nur mir, sondern auch den Arbeitern einen Schrecken eingejagt.

Jener Indianer, von dem ich die Hängematte wegen seiner unerfüllbaren Forderungen nicht kaufte, hieß Pirahakatui, ein übler, moralisch minderwertiger Mensch, unbeliebt bei seinen eigenen Stammesgenossen. Trotzdem ich ihn zum Vergnügen der anderen Kavahém ziemlich spöttisch abgefertigt hatte, kam er immer wieder, wollte dies und jenes, ohne irgendeine Gegenleistung seinerseits, stöberte im Raum herum, während ich schrieb und nahm endlich ein Stück Zuckerrohr, das Mboakari mir gegeben hatte. Ich riß es ihm aus der Hand und setzte mich wieder an die Arbeit. Zufällig blickte ich einmal auf und sah, daß er meinen Bogen in der Hand hatte

Digitized by Google

und eben einen Kriegspfeil aus dem in der Ecke stehenden Bündel ziehen wollte. „Finger weg! Ohò!" (raus!) schrie ich, riß ihm den Bogen aus der Hand, packte ihn am Arm und warf ihn etwas unsanft zur Türe hinaus, seine Frau schubste ich nach. Einige draußen stehende Indianer lachten belustigt. Am Abend saß Mboakari stillvergnügt bei mir im Zimmer und als ich einmal eine Pause in der Schreiberei machte, grinste er: „Pirahakatui — ohò!" und machte die Gebärde des Hinauswerfens. Schadenfreude ist doch die reinste Freude!

Dieser Pirahakatui war der einzige, wirklich böse und widerliche Kavahib, der mir in den Weg kam. Alle anderen waren freundlich, liebenswürdig. Ich weiß ja, daß ein gut Teil Eigennutz dabei war. Aber trotzdem habe ich sie liebgewonnen; was kümmert es mich, daß die meisten Männer die ominöse Jaguartatauierung am Arm trugen, daß bei manchem die blauschwarze Bemalung vom jüngstverflossenen Kannibalenfest noch deutlich sichtbar war! Die Zeit, die ich mit ihnen verbrachte, ist meine schönste Erinnerung von dieser Reise (Bilder 33—42).

Für diese Indianer ist der Krieg ein Sport, eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Schon mit zwölf Jahren legt der junge Kavahib den Penisstulp an und wird dadurch zum Krieger. Der Kopf des Feindes ist die heiß begehrte Trophäe. Die Angriffe auf den Posten wurden hauptsächlich unternommen, um wenigstens einen Kopf zu erbeuten. Während einer Angriffspause rief Nimuéndajú einmal hinaus: „Was wollt ihr denn?" „Deinen Kopf!" schrie ein junger Indianer zurück.

Aus irgendeinem Grunde wird ein Kriegszug unternommen. Wer Lust hat, beteiligt sich daran. Oft nur zwei, selten mehr als zwanzig Krieger tun sich zusammen. Hinterhalt und Überfall sind die bevorzugten Kampfesarten, doch scheuen sie gegebenenfalls auch einen offenen Angriff nicht.

Den langen Bogen und vier bis fünf Pfeile in der Linken, den ersten Pfeil schußbereit auf der Sehne haltend, stürzen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf die Opfer. Auf Schußweite herankommend, senden alle zugleich den ersten Pfeil und nun erschallt das Kriegsgeschrei, während sie zur Seite springen, durcheinander rasen, den Bogen hoch über den Kopf schwingen, den nächsten Pfeil aufsetzen und abschießen. Alles geht unter fortgesetztem Kriegsgeschrei mit solcher Schnelligkeit, daß das Auge den Bewegungen kaum folgen kann.

Ich ließ in Trindade alle waffenfähigen Krieger, neun oder zehn Mann, zusammenrufen und Angriffe fingieren, einmal um zu photographieren und dann auch, um selbst den Eindruck auf mich zu erproben. Die Indianer waren mit Feuereifer dabei, bemalten sich und nahmen Stellung hinter einigen Büschen in einer Entfernung von siebzig Schritten. Alle trugen farbigen Federschmuck, doch keine Spur war von ihnen zu sehen. Garcia gab mit einem Winchestergewehr das Signal. Als der Schuß krachte, rasten sie in vollem Lauf heran. Auf etwa 50 Schritt jagten sie eine Wolke von Pfeilen über unsere Köpfe und stießen das Kriegsgeschrei aus. Es war ein prachtvoller Anblick, ein wildes, scheinbar regelloses Durcheinander von schlanken, bemalten Körpern, flatterndem, leuchtenden Federnschmuck, geschwungenen Bogen. Pfeil auf Pfeil sauste, und als Garcia den dritten Schuß feuerte und ich die zweite Platte verknaxt hatte, waren sie da! Mir gellten die Ohren, und ich glaube, daß einem im Ernstfalle schon der Mut ein wenig sinken kann.

Wird der Angriff abgeschlagen, oder sehen sie, daß sie keinen Erfolg erringen können, so verschwinden sie ebenso rasch, wie sie gekommen sind.

Dem erschlagenen Feinde wird der Kopf abgeschnitten, ebenso die Hände und das Fleisch der Beine.

Digitized by Google

Vom Kopf wird zunächst die Haut abgezogen, dann alles Fleisch sauber abgekratzt und die Zähne ausgezogen. Das Hirn wird durch das Hinterhauptloch entfernt, der Schädel auf einem Bratrost sorgfältig geräuchert, die Augenhöhlen werden mit Baumwolle oder Zeugfetzen ausgestopft und dann Schädel und Unterkiefer durch eine Netzbindung aus Bastfäden zusammengehalten. Dann wird eine Tragschlinge aus starker Miritifaserschnur angebracht, um den Schädel beim Tanz zu tragen.

Auf die Nachricht von einem erfolgreichen Zuge kommen die Krieger von weit her, um am Siegesfest teilzunehmen. Unter Kriegsgeschrei rücken sie heran und stellen sich in einer Reihe auf. Der Führer des Kriegszuges ergreift den Schädel, hängt ihn an den linken Arm, und Bogen und Pfeile in der linken Hand, eine Bambuspfeife in der Rechten, tanzt er vor der Reihe auf und ab und besingt seine Tat.

Kurz bevor ich nach Tres Casas kam, hatten eine Anzahl Kavahém unter Führung des angesehenen Kriegers Arugá einen Mura-Piraha namens Dukáse erschlagen und ein Siegesfest gefeiert. Arugá und einige andere Teilnehmer lernte ich kennen. Oft wurde der Kriegszug in allen Einzelheiten besungen, Arugá geriet dabei in solche Erregung, daß er die ganze Umwelt zu vergessen schien. Viele Worte verstand ich nicht, aber der Ton der Stimme, das Mienenspiel waren deutlich genug. Man sah förmlich den Angriff, hörte das Kriegsgeschrei, die Entsetzensrufe der Opfer, und schauerlich war es, wenn Arugá mit starr blickenden Augen und bebender Stimme die letzten Schreie und Todesseufzer des unglücklichen Dukáse sang.

Augen, Nase, Lippen und Zunge, sowie Hände, die Muskeln der Beine und des rechten Armes werden gegessen. Amburú hat mir das oft erklärt und vergnügt lachend gezeigt, wie sich die Finger auf dem Bratrost krümmen.

Hat der siegreiche Führer gesungen und getanzt, so kommen alle heran und begutachten die Trophäe. Hierauf folgt Bewirtung mit Cauim. Dann stellen sich alle in Schützenlinie auf, die der Sieger langsam, mit dem Schädel am Arm, unter Absingen eines Kriegsgesanges von links nach rechts abschreitet. Ihm folgen zwei junge Krieger mit Calabassen, der erste bietet Honig, der zweite Wasser. Jeder wird, nachdem er Wasser getrunken hat, ermahnt: „*Kiró nde euirapad!*“ — Da, dein Bogen! Hat der letzte getrunken, so werden Schädel und Calabassen auf den Boden gelegt und unter lautem „*Ui aaaà*“ schießen alle ihre Pfeile darauf ab. Dann folgen Rundtänze mit Bambuspfeifen, wobei der Schädel in der Mitte des Kreises auf dem Boden liegt. Nach weiteren Cauimgelagen ergreift irgendein anderer Krieger den Schädel und bringt seine Taten in Erinnerung.

Gefangene werden nicht behalten, sondern nach kurzer Zeit erschlagen und gegessen. Das Zeremoniell scheint nach den dürftigen Schilderungen der Indianer und dem wenigen, was Garcia sah, ähnlich dem der alten Ost-Tupi.

Ich habe versucht, in kurzen Zügen das Bild eines Stammes zu geben, der bis in unsere Tage herein den Kampf gegen die vordringende Zivilisation erfolgreich geführt hat. Aus edlen Beweggründen wurde friedlicher Verkehr angebahnt. Was wird folgen? „Nie wieder werde ich dazu beitragen, einen Stamm friedlich zu machen“ sagte Nimuëndajú in Pará zu mir. Garcia, der treue, unerschrockene Freund der Indianer, mag das letzte Wort haben, wie er es mir am Weihnachtstage 1924 sagte:

„Unheilvoll in jeder Hinsicht ist der Frieden für die Kavahém geworden. Sie, die ich kennen lernte mit dem Bogen in der Faust, kräftig, strotzend von Gesundheit, sind zu Karikaturen geworden, elend, von Krankheiten geplagt. Ich kann versichern, daß vor Ablauf von drei Jahren wenig

Digitized by Google

mehr von unserem guten Einfluß zu finden sein wird. Ich sehe, wie sie unter dem Verhalten der Zivilisierten leiden, sehe ihre traurige Zukunft. Tiefe Reue ergreift mich darüber, so viel zur Friedlichmachung derer beigetragen zu haben, die uns auf dem Posten ständig, Tag und Nacht, angriffen. Mehrmals bin ich knapp dem Tode entronnen, aber könnte ich nur, ich würde im Hinblick auf das, was ich kommen sehe, gerne umkehren und mich als Opfer bieten, wenn es dadurch möglich würde, daß sie glücklich und zufrieden leben könnten, fern von den Lügen, dem Elend, den Irrtümern unserer Zivilisation."

In der anschließenden Diskussion sprachen die Herren: Preuß, Virchow und K. von den Steinen.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. Februar 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Verstorben ist Herr Dr. med. Alfred Kind in Zossen (1907).

(2) Neue Mitglieder:

Herr P. von Lübbe-Christoph, Potsdam
„ Dipl.-Ing. Rud. Blohm, Hamburg
„ Dr. J. Frenchel, Rumänien
Frl. Hildegard Höper, Laborantin Berlin
Kunstgeschichtliches Museum M. von Wagner-Stiftung der Universität Würzburg.

(3) Herr A. Herrmann hält seinen angekündigten Vortrag:

Atlantis, Phäakenland und Tartessos.

In der Besprechung widerspricht Herr Schuchhardt der Ansetzung des Phäakenlandes bei Tunis und hält die Auffassung von Schulten und Nissen, die es außerhalb der Säulen des Herkules an die Mündung des Quadalquivir setzen, für wahrscheinlicher. Im Mittelmeere sei Ebbe und Flut, die bei der Landung des Odysseus in Betracht kommen, nicht vorhanden.

Andere bestätigen diesen Gesichtspunkt.

Außerordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 5. März 1927.

Herr Tassilo Adam hält seinen Vortrag:

Die Karo-Bataker mit besonderer Berücksichtigung ihres Animismus.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. März 1927.

(1) Verstorben ist der Herzog v. Loubat im Alter von 86 Jahren in Paris (1895), der die Mexikanische Forschung außerordentlich unterstützt, auch das Kapital zur Begründung der Ed. Selerschen Professur bei der Universität Berlin gestiftet hatte.

(2) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Dr. Alexander Scharff, Kustos b. d. Staatl. Museen, Bln.-Tempelhof
„ Dr. Albin Balogh, Esztergom (Ungarn).

Digitized by Google

(3) Ihre angekündigten Vorträge halten:
a) Herr Hohmann: Die Ausgrabungen auf dem Försteracker von Schmöckwitz,
b) Herr Weinert: Die menschlichen Reste von Schmöckwitz.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 23. April 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Neuaufgenommene Mitglieder:
Herr Dr. med. Carl Ruge, Berlin
„ Lehrer J. Holste, Neddenaverbergen
„ Dr. Georg Poensgen, Berlin
„ Reichsbankdirektor Paul Schneider, Bln.-Dahlem.

(2) Eine Einladung liegt vor vom Außeninstitut der Techn. Hochschule Charlottenburg und der Koldewey-Gesellschaft zu dem Kursus für Bauforschung, der vom 18.—23. Juli die wichtigsten Ausgrabungen in Ägypten, Vorderasien, Griechenland und Deutschland behandeln soll.

(3) Herr Walter Lehmann hält den angekündigten Vortrag: Forschungsreisen in Mexiko und Guatemala.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 21. Mai 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Neuaufgenommene Mitglieder:
Herr stud. med. Gertz, Bln.-Weißensee
„ Dr. Siegfried Kadner, Studienrat.

(2) Die angekündigten Vorträge halten:
a) Herr Thierfelder: Volkstypen aus Holländisch-Süd-Neuguinea.
b) Herr Westenhöfer: Über Klettermethoden der Naturvölker und die Stellung der großen Zehe.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 18. Juni 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Verstorben sind:
Herr Prof. Dr. Fritz Hirth, München, korr. Mitglied seit 1886
„ Dr. med. Corning, Genf (1891)
Frau Anna Bartels, Witwe des langjährigen Geschäftsführers unserer Gesellschaft des Geh. Sanitätsrats Dr. Max Bartels, die noch bis in die letzten Zeiten durch Stiftungen aus dem Nachlaß ihres Gatten sich verdient gemacht hat.
Herr Geh.-Rat Prof. Dr. Gustav Fritzsch, Lichterfelde, im Alter von 89 Jahren. Es hat in seinen rüstigen Jahren die Gesellschaft vielfältig belebt und gegen Schluß seines Lebens ihr wertvolle Albums mit Photographiesammlungen aus Afrika übermacht.

(2) Als Mitglied aufgenommen:
Herr Dr. med. Otto Schaefer, Berlin-Halensee.

Digitized by Google

(3) Am 28. Mai nachmittags fand ein Ausflug der Gesellschaft statt zu den Ausgrabungen und der Naturschutzstelle des Märkischen Museums auf den Müggelbergen, wo Herr Kiekebusch die Teilnehmer führte.

(4) Herr W. Unverzagt hält den angekündigten Vortrag:

Die Ausgrabungen im Lossower Ringwall von 1926.

In der Diskussion sprachen Herr Mielke und Herr W. Vogel, um verwandte Erscheinungen an anderen Stellen hervorzuheben.

5. Herr Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag:

Die thüringische Einwanderung nach dem Norden.

Er legte dar: Sprachforschung und Anthropologie haben übereinstimmend erkannt, daß nach dem Abschmelzen des Eifers die erste Besiedlung des Nordens vom Westen, vom Niederrhein und aus Nordfrankreich gekommen ist, von Cro-Magnonleuten die Vorindogermanen waren. Eine zweite Einwanderung, unbestimmt woher, muß dann die schmalen Hochgesichter gebracht und in Norddeutschland und Skandinavien das Germanentum geschaffen haben. Diese zweite Einwanderung läßt sich archäologisch beweisen. Sie ist aus Thüringen gekommen, wo die Schnurkeramische Kultur die schmalst- und langköpfigsten Leute des Neolithikums aufweist. Die thüringischen Einzelgräber mit Schnurbecher und Streitbeil schieben sich in ganz Norddeutschland zwischen die Megalithgräber. In Schleswig-Holstein besetzen sie den hohen Mittelstrich des Landes, während die fetten Marschen an der Ost- und Westküste in den Händen der Megalithleute verbleiben. Die Thüringer haben im Norden durch Verschmelzung mit den westischen Erstsiedlern das Germanentum geschaffen und bald darauf durch einen ähnlichen Vorstoß nach Südwestdeutschland durch Verschmelzung mit der dortigen (ligurischen?) Urbevölkerung das Keltentum.

In der Diskussion warnte Herr Wiegers vor einer allgemeinen Bezeichnung der Westeuropäer als Cro-Magnonrasse. Herr Schuchhardt erwiderte, der Ausdruck sei gängig geworden, um den allgemeinen Unterschied gegen den schmalen und hohen Germanenkopf zu bezeichnen. Die thüringische Einwanderung könne kein Mensch mehr leugnen.

Sitzung vom 16. Juli 1927.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Herrn Professor Dr. Paul Traeger ist ein Lehrauftrag zur Vertretung der Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums an der Universität Berlin erteilt worden.

(2) Es liegen zwei Einladungen zu Versammlungen vor:

zum zweiten Deutschen Naturschutztag in Kassel vom 1.—6. August 1927;

zum 17. internationalen Orientalistenkongreß in Oxford 1928, welcher am 27. August beginnen und eine Woche dauern soll.

(3) Ein Ausflug der Gesellschaft nach dem Burgwall von Lossow soll stattfinden, nachdem die auf demselben befindlichen Felder abgeerntet sein werden. Einladung wird den Mitgliedern zugehen.

(4) Herr Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag:

Funde aus einem brasilianischen Sambaki.

Vor einiger Zeit erhielt ich aus Brasilien einige Fundstücke aus einem Sambaki (Sambaqui, Muschelhaufen) zugeschickt. Der Finder, ein Ko-

Digitized by Google

lonist, hatte sie dem Pfarrer Schröder in Blumenau gesendet, dieser hatte sie Herrn Professor Alfred Dönitz übergeben, und von diesem erhielt ich sie, zugleich mit der Anfrage, ob weitere Nachforschungen Wert hätten und worauf bei solchen zu achten wäre, eine Anfrage, die ich gern und ausführlich beantwortete.

Die brasilianischen Sambakis oder Muschelhaufen (Muschelberge), welche bis zu 50 Fuß, ja nach einer Nachricht bis über 100 Fuß hoch sein können, haben unsere Gesellschaft früher oft beschäftigt. Nachrichten über dieselben finden sich in den Bänden 4, 6, 14, 16, 17, 19, 22, 27, 30, reichen also vom Jahre 1872 bis 1898. Die Erlangung ausführlicherer und guter Auskünfte war dadurch begünstigt, daß eine Anzahl solcher Muschelhaufen sich in der Nähe größerere Orte befand, wo Einzelne die Gelegenheit für fortlaufendes Beobachten und Sammeln während des Abbauens solcher Haufen benutzten, und dadurch, daß zwei wissenschaftlich geschulte Mitglieder unserer Gesellschaft, die das Interesse und die Gesichtspunkte von hier aus schon mitnahmen, sich mit der Untersuchung beschäftigten, die Herren Carl von den Steinen und Paul Ehrenreich. Herr von den Steinen hat im 19. Bande der Zeitschrift eine ausführlichere Mitteilung gemacht, Herr Ehrenreich hat im Jahre 1895 einen Projektionsvortrag in der Gesellschaft gehalten.

Es scheint das Schicksal aller dieser Muschelberge zu sein, daß sie zum Kalkbrennen abgebaut werden. Das ist auf der einen Seite zu beklagen, weil damit diese Zeugen der Vergangenheit vernichtet werden, andererseits ist dadurch Gelegenheit geboten, über Aufbau und Inhalt dieser Hügel sich in einer Vollständigkeit zu unterrichten, wie es sonst nicht leicht möglich wäre.

Ob es eine Kartierung gibt, aus der man Zahl und Verteilung der Sambakis ersehen kann, ist mir nicht bekannt. Sie liegen großenteils an der Seeküste, manche aber auch ziemlich weit landeinwärts, wie z. B. der Haufen, auf den sich die vorliegende Mitteilung bezieht, ebensoweit von dem Küstenplatz Itajahi wie von Blumenau entfernt, etwas nördlich von der Verbindungslinie beider Orte sich findet.

Merkwürdigerweise gibt es über die Entstehung dieser Haufen zwei sich widersprechende Theorien, die eine, daß sie auf natürlichem Wege entstanden seien, wobei abwechselnde Hebungen und Senkungen des Bodens und Strömungen gewirkt hätten, die andere, wonach sie von Menschen aufgehäuft seien.

Mehrfach wird Schichtung angegeben, indem die aufeinanderfolgenden Lagen von Conchylien durch Zwischenlagen von erdiger Beschaffenheit getrennt sind. Manchmal wechseln in den Lagen die Arten der Conchylien.

Außer den Conchylien kommen auch Knochen von Wirbeltieren, insbesondere von Fischen, viel seltener solche von Säugetieren und Vögeln vor.

Menschliche Werkzeuge, wie es scheint nur steinerne, haben sich gefunden, in manchen Hügeln reichlich, oft von gewaltiger Größe.

Vom Menschen selbst sind Knochen und ganze Skelette angetroffen worden; schon in dem ersten Bericht (1872) ist von „vielen" Menschengerippen die Rede und so auch in einigen der späteren Mitteilungen.

Schon die Sambakis selbst und die Werkzeuge stellen uns hinsichtlich des Menschen vor eine Anzahl von Fragen, die sich wohl aussprechen, aber anscheinend nicht alle sicher beantworten lassen: Wer waren die Aufhäufer dieser Berge von Muschelschalen, die Benutzer dieser Werkzeuge? Was ist aus ihnen geworden? Sind sie vernichtet, verdrängt worden? Sind sie aus eigenem Triebe abgezogen? Die jetzt dort lebenden Indianer wissen nichts von solchem Brauch. Mit den menschlichen Knochen kommt eine

Digitized by Google

Reihe neuer Fragen hinzu: Sind die Menschen, deren Knochen man gefunden hat, die gleichen, welche die Muschelberge gehäuft und die Werkzeuge benutzt haben? Für Kannibalismus, der von einigen behauptet wird, gibt es keine sicheren Anzeichen. Aber wenn auch die Menschen, deren Knochen man dort gefunden hat, eines natürlichen Todes gestorben sind, so fragt man weiter: sind sie dort liegen geblieben, wo sie zufällig gestorben waren oder sind sie bestattet? Sind die Bestatteten gleichen Stammes wie die Aufhäufer der Hügel?

Ginge die Abtragung der Hügel streng wissenschaftlich und nicht industriell vor sich, nach den Regeln geschulter moderner Ausgrabetechnik, so bekäme man wohl auf manche Fragen bestimmte Antwort, obwohl der Boden, auf dem die Untersuchung zu machen ist, die Schichten aufgeschütteter Muschelschalen, sehr ungünstig ist. Eine brasilianische Expedition will Grabstätten gefunden haben (Zeitschr. 16. Band). Aber auch ohne bestimmte, aus der Lage der Skelette zu entnehmende Hinweise spricht eines für Bestattung: die rote (auch gelbe) Farbe, die in fast allen Berichten erwähnt und in einigen Fällen massenhaft in unmittelbarer Nähe der Knochen gefunden worden ist.

Schädel aus Sambakis sind in der Gesellschaft dreimal vorgelegt worden, die beiden ersten durch meinen Vater in den Jahren 1872 und 1874, der dritte durch Nehring 1895. Die beiden ersten werden als hypsibrachycephal bezeichnet. Abgebildet sind sie nicht. Was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht angeben; in der Rudolf Virchow-Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft finden sie sich nicht. Der dritte Schädel aus Nehringschem Privatbesitz war schmaler und besonders im vorderen Teil der Schläfengegend hinter den Orbitae schmal. Nehring hebt an ihm Prognathismus hervor und gibt an, daß die Stirn „sehr niedrig und zurückweichend" gewesen sei. Es ist jedoch zu bemerken, daß die zwei Abbildungen — linke Seitenansicht und Oberansicht — nach Zeichnungen gemacht sind, die ihrerseits wieder Photos zur Grundlage hatten, und daß als „Horizont" der Zahnbogen des Oberkiefers — der Unterkiefer fehlte — genommen war; Frankfurter Horizontale konnte nicht benutzt werden, weil die Schläfenbeine ausgefallen waren. Der Zahnbogen als Horizont darf aber nicht verwendet werden, weil er mit der Frankfurter Horizontalen sehr verschiedene Winkel bildet, was ich in einer besonderen Mitteilung besprochen habe. Die zurückweichende Stirn und der Prognathismus des Nehringschen Schädels wird zum Teil auf dieser ungewöhnlichen Aufstellung beruhen.

Ich lasse nun die Angaben aus dem Bericht des Herrn Pfarrers Schröder folgen:

„Vor einiger Zeit erzählte mir ein deutscher Kolonist, der sich am Morro Bahu angesiedelt hat, es gäbe in der Nähe Muschelberge, die hier in der Weise ausgenutzt werden, daß sie zu Kalk verbrannt werden. Er habe sich den einen Muschelberg angesehen und darin ein Skelett gesehen, daß offenbar von einer Bestattung herrühre" ... „Gestern nun brachte er mir ein Kistchen, in dem er alles zusammen gepackt hatte" ... „Werkzeuge und Geräte sind leider nicht mitgeschickt worden. Ich weiß auch nicht, ob etwas ähnliches am Ursprungsorte vorhanden gewesen ist." ... „Das Skelett befand sich etwa 1,80 Meter über dem Boden des Muschelberges, der kegelförmig gestaltet ist und unten einen Durchmesser von etwa 4 Metern hat. Wenn ich nicht irre, war die Höhe des Berges mit 2,50 Meter angegeben. Unter dem Skelett befand sich die rote Masse, von der Proben beigefügt sind. Leider war nicht angegeben, wie dick diese Schicht war. Rings um das Skelett lagen die kleinen Steine, die weit und breit in der Gegend nicht zu finden sind."

Digitized by Google

Die mir zugegangenen Gegenstände sind folgende:

1. Steine. — Die Steine sind sämtlich vollkommen abgerundet, so wie man sie am Meeresgestade oder auch in Flußbetten aufliest; Silikatgestein, wie es nach der Angabe des Herrn Professor Johnsen in den dortigen Gebirgen ansteht. An allen Steinen haftet etwas von der roten Farbe.

2. Rote Farbe. — Die Farbe liegt in harten Brocken vor, etwa so wie trocken gewordener toniger Lehm, läßt sich aber unschwer zu einem Pulver von solcher Feinheit zerreiben, daß man in demselben keine Körnchen mehr wahrnimmt, ist also zum Färben gut geeignet. Die Farbe ist ein sattes bräunliches Rot; auf weißem Papier in ganz dünner Schicht aufgerieben sieht sie gelblichrot aus. Nach einer Analyse, welche in dem unter der Leitung des Professors Rohna stehenden chemischen Laboratorium des Berliner Pathologisch-Anatomischen Institutes durch Fräulein Knaak unter Hilfe des Dr. Mislowitzer ausgeführt wurde, ist der Farbstoff eine Erde, welche Huminsubstanzen, Silizium, Aluminium und Eisen enthält, wahrscheinlich neben Huminsubstanzen Aluminiumsilikate und Eisenoxyd.

3. Muschelschalen. — Die übersendeten Muschelschalen wurden durch Herrn Professor Thiele gütigst bestimmt. Sie gehören fast alle der Azara (auch Evodona, Potamomya genannt) prisca an (74 rechte und 31 linke Schalen); nur wenige Stück von Azara labiata. — Azara prisca Mart. ist nach der Angabe von Iherings (Zeitschr. Band 30 S. 457) ausgestorben. — Auch drei Stück einer Muschelbreccie lagen dabei.

4. Ausgüsse von Muscheln. — Es finden sich mehrere aus strukturloser Kalkmasse gebildete Körper, über deren Natur ich nicht ins Reine gekommen bin. Sie gleichen sich untereinander, und jeder besteht aus zwei völlig symmetrischen Hälften, so daß es keine Zufallsprodukte sein können. Vielleicht sind es Ausgüsse von geschlossenen Muschelschalen. Wenn dies der Fall sein sollte, so wäre daraus zu entnehmen, daß erst durch Auslaugung Kalk in Lösung gegangen ist, und daß dieser sich nachträglich wieder abgesetzt hat. Dies wäre lehrreich für die Art der Verwitterung der Muschelhaufen.

5. Drei Stücke von großen Fischwirbeln; an einem derselben haftet rote Farbe.

6. Menschenknochen.

A. Vom Erwachsenen.

a) Ein Stück Unterkiefer und zwei Oberkieferzähne. Dieser Unterkiefer macht einen sehr kräftigen Eindruck.

b) Ein Stück Schlüsselbein.

c) Ein Stück Schulterblatt.

d) Das untere Ende des Oberarmknochens, rot.

e) Obere Hälfte der Elle, rot.

f) Obere Hälfte der Speiche.

g) Vom Oberschenkel: 1. beide Köpfe mit einem Durchmesser von 44 mm, 2. ein Trochanter minor, 3. Stücke der Schäfte. Sämtliche Stücke der Femurschäfte haben zahlreiche Längs- und Querrisse und sind abgeplattet. Sie sind offenbar durch den Einfluß der Witterung erweicht und entweder durch den Druck der überlagernden Schichten oder durch Begehen des Hügels gequetscht. Sie bringen in vorzüglicher Weise einen Zwischenzustand zur Anschauung zwischen der ursprünglichen Gestalt und der endgültigen ganz platten Form.

h) Zwei Stücke Wadenbeines, eines davon der rechte Malleolus lateralis.

i) Rechtes Sprungbein.

Digitized by Google

k) Rechtes Naviculare pedis. Die beiden letztgenannten Knochen sind am besten erhalten. Der Talus ist nur mittelgroß.

An allen Knochen sitzt etwas, an manchen reichlich, die rote Farbe.

Man sieht aus dieser Aufzählung, daß aus allen Gegenden des Körpers Skelettknochen da waren, daß es sich also offenbar um ein ganzes Skelet gehandelt hat. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht durch sachgemäßes und sorgfältiges Sammeln mehr geborgen wurde.

B. Kindliche Knochen. — Diese sind besonders stark von roter Farbe eingehüllt, welche sogar, ohne die Knochensubstanz selbst gefärbt zu haben, in die Markräumchen der Spongiosa eingedrungen ist. Hier sind zu nennen:

a) sechs Stück Schädelknochen, eines davon der linke Warzenfortsatz.

b) Das untere Stück des Oberarmknochens.

c) Das obere Stück der Elle.

d) Zwei Stücke von Röhrenknochen. Sämtliche Knochen von einem noch kleinen Kinde.

7. Knochenbreccie? — Es findet sich noch eine Anzahl flacher platter Stücke von blättrigem Gefüge, welche durch zahlreiche kleine Hohlräume in ihrem Innern von der Größe von Spongiosahohlräumen an Knochen erinnern. Es sieht so aus, als sei der Knochen erweicht und dann plattgedrückt worden. Doch ist dies durchaus nicht sicher.

Aussprache: — Herr Werth. Herr Hans Virchow.

(5) Herr Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag:

Ein Toltekenschädel.

Von Herrn Walter Lehmann erhielt ich einen Schädel zur Begutachtung, den Herr Lehmann den Fundumständen nach glaubt für einen toltekischen halten und in die Zeit von etwa 700 bis 1300 n. Chr. setzen zu dürfen.

Der Schädel ist ohne Unterkiefer; von den Zähnen des Obergebisses fehlen die Incisivi und der rechte P_2. Ein ausgebrochenes Stück des Schädeldaches in der Scheitelgegend ließ sich gut einkleben. Außer dem Schädel fanden sich noch 17 Zähne (3 untere Molaren, 2 obere Molaren, 3 Praemolaren, 5 Incisivi, 4 Eckzähne), von denen keiner zu dem vorliegenden Schädel paßt, woraus hervorgeht, daß noch ein anderes Individuum sich dort befunden haben muß. Ferner Stücke von einem Kinderschädel, zu klein und zu wenig, um etwas damit anzufangen. Und endlich zwei zusammengehörige Oberschenkelknochen. Die Umstände der Lagerung des Schädels und der Oberschenkelknochen sind nicht genau genug bekannt, um aus ihnen zu entnehmen, ob sie zu dem gleichen Individuum gehören; doch geht letzteres sicher daraus hervor, daß der Schädel und der eine Oberschenkel Zeichen der gleichen Erkrankung trugen.

Der Fundort ist Santiago Ahuizotla bei Azcapotzalco am Westrande des ehemaligen Sees von Mexiko (von dem jetzt nur noch ein Rest vorhanden ist), zehn Kilometer von der Hauptstadt, etwa 2260 m über dem Meere gelegen. Hier wurde die Ausgrabung in der Calle de los Corrizos Nr. 2 auf dem Grundstück des Juan Villegas gemacht.

Es war nicht leicht, von dem Schädel gute Aufnahmen zu bekommen, da derselbe durch braune fleckige Farbe und durch löcherige Oberfläche höchst ungünstige Bedingungen für die Photographie bot. Noch schlimmer war es mit dem Oberschenkel. Doch haben Schülerinnen der Photographiphischen Lehranstalt des Lette-Vereins die Schwierigkeiten glänzend überwunden.

Digitized by Google

Als ich den Schädel zu Gesicht bekam, fiel mir sofort zweierlei auf:

1. Eigentümliche, wie narbige, Zeichnungen und Einziehungen besonders auf dem Stirnbein. Man wird die Abbildungen mit der Lupe betrachten müssen, und auch dann ist es, da die Figuren in der Zeitschrift für Ethnologie mäßig zu sein pflegen, zweifelhaft, ob diese Feinheiten deutlich zu erkennen sein werden, zumal durch die grubigen Verletzungen, welche durch das Liegen im Boden veranlaßt sind, das Bild gestört wird. — Mein Eindruck war sofort: Syphilis? Herr Lubarsch, dem ich den Schädel zeigte, äußerte: „Vielleicht; vielleicht aber auch nicht!" Wir haben es

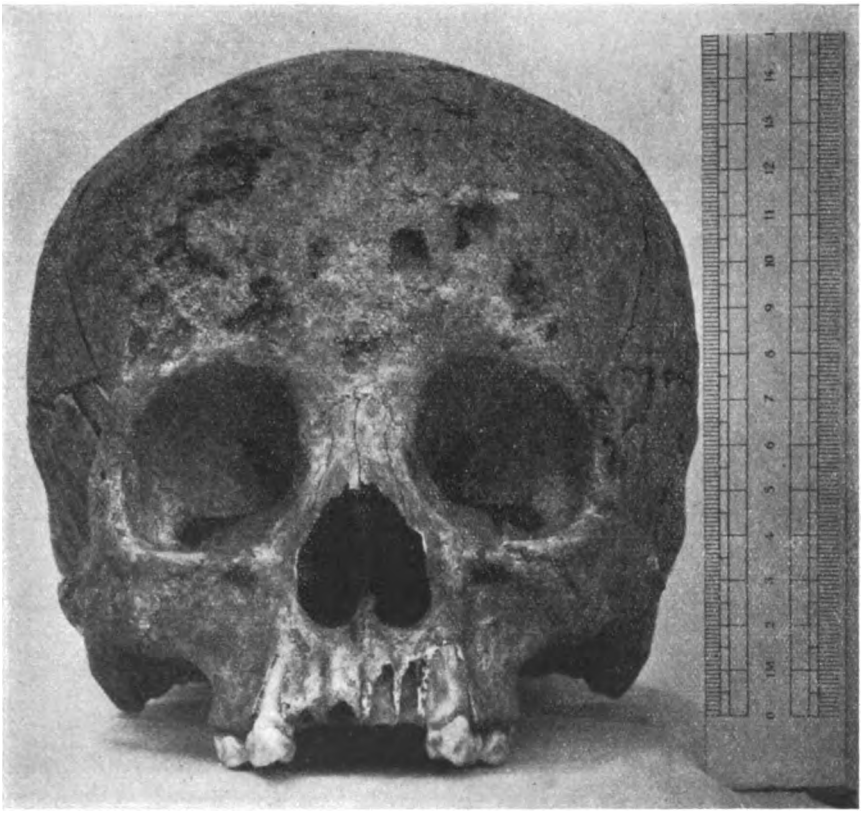


Abb. 1.

also mit einer Knochenentzündung ungewisser Ätiologie zu tun, und der vorliegende Schädel darf nicht zum Beweise für die Herkunft der Syphilis aus Amerika verwendet werden.

2. Das Zweite, was mir auch sofort auffiel, war eine Abflachung der hinteren Scheitelgegend, die übrigens nicht symmetrisch, nicht rechts und links ganz gleich ist. Auf der Abbildung macht eigentümlicherweise diese Abflachung keinen so starken Eindruck wie an dem Schädel selbst.

Die Abflachung ist nicht so stark, daß man sagen möchte: dies muß Deformierung durch äußere Einflüsse sein! Aber es ist doch von vornherein sehr wahrscheinlich, daß es so ist.

Übrigens ist mit „Deformierung durch äußere Einflüsse" nicht gesagt, daß die Deformierung beabsichtigt war.

Digitized by Google

Künstliche Deformierung von Schädeln ist in Amerika überaus verbreitet, nicht nur im klassischen Lande der Deformierung, in Peru und bei den Flatheads in der Gegend des Columbia-rivers, sondern auch sonst. Ausführlich handelt von der Deformierung bei amerikanischen Völkern Rudolf Virchow in Crania ethnica americana, Berlin 1892 (s. dort S. 5). Aber die vorliegende Art, wobei die hintere Scheitelgegend schräg nach unten abfallend abgeflacht ist, ist doch eigenartig und auch nicht zu ersehen, zumal der Unterkiefer fehlt, wo der Gegendruck stattgefunden hat.

Abb. 2.

Die gleiche Art der Deformität wie bei unserem Schädel ist übrigens bei einem durch Morton abgebildeten Mexikanerschädel zu sehen (Samuel George Morton, Crania americana, Philadelphia und London 1839, Tafel 18).

Daß die Tolteken deformierten, erwähnen de Quatrefages und Hamy (Crania ethnica Paris, 1882, S. 473); doch mag dabei wohl an stärkere Deformierung gedacht sein als diejenige ist, die wir hier vor uns haben.

In der Sammlung des Berliner anatomischen Institutes finden sich fünfzehn Mexikanerschädel, welche die alten Nummern 21636 bis 21650 tragen und laut Ausweises des alten Kataloges durch den früheren Generaldirektor der Museen von Olfers aus einer Sammlung Uhde dem anatomischen Institut überwiesen sind. Unter ihnen finden sich mehrere, welche genau die gleiche Deformierung haben wie unser Schädel. Besonders zeichnen sich dadurch zwei Kinderschädel aus, vor allem 21637, welcher die Ab-

Digitized by Google

flachung in der hinteren Scheitelgegend in exzessivem Maße zeigt; dabei Incaknochen. Bei Erwachsenen ist die Entstellung weniger auffallend. So ist z. B. bei 21642 die hintere parietale Abflachung nur angedeutet, so daß man sie, ohne danach zu suchen, vielleicht gar nicht bemerken würde. Man erhält den Eindruck, daß die Deformierung im Kindesalter erworben wurde und sich späterhin mehr verwuchs. Doch kann sie auch bei Erwachsenen erheblich sein. So reicht sie z. B. bei 21650 bis an die starke

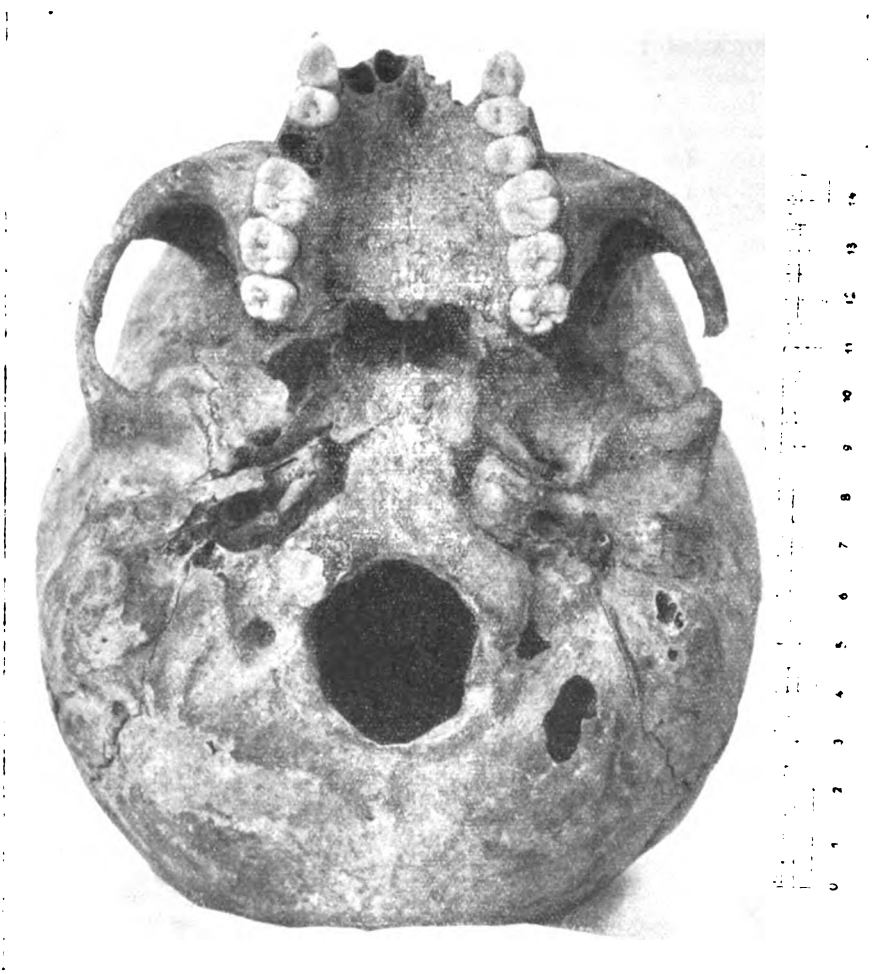


Abb. 3.

Linea nuchae in exzessivem Maße heran. Bei diesem ist die Lambdanaht und Parietalnaht verwachsen; Arcus superciliares sind kaum vorhanden; die Nase tritt stärker vor wie bei unserem Tolteken.

Leider ist aus dem Katalog nicht zu ersehen, in welchem Jahre diese Mexikanerschädel dem anatomischen Institut überwiesen wurden, geschweige denn, wo und unter welchen Umständen sie gefunden, erworben wurden. Sonst könnte man vielleicht Nutzen für das Verständnis unseres alles haben.

Digitized by Google

Natürlich hat man angesichts der Deformierung kein rechtes Zutrauen zu den Hirnraummaßen. Bei unserem Schädel ist die größte Länge 166, die größte Breite 151, die Bregmahöhe 133. Danach ist der L/Br. Index 91, der L/H. Index 80,1; der Schädel ist also ultrabrachycran und hypsicran.

Bei dem vorher erwähnten Schädel 21642, bei dem man die artifizielle Abflachung so wenig wahrnimmt, sind die Hirnraummaße kaum anders: Länge 164, Breite 150, Höhe 138; demgemäß L/Br. Index 91,4, L/H. Index 84.1; der Schädel ist also ebenfalls ultrabrachycran und hypsicran.

Das Volumen ist bei unserem Tolteken 1404.

Wegen der durch die Deformierung bedingten Unsicherheit über die Hirnraumwerte ist man um so mehr geneigt, das Charakteristische beim Gesicht zu suchen.

Gesichtsschädel. — Das Fehlen des Unterkiefers und der Schneidezähne beeinträchtigt die Physiognomie sehr. Auch läßt das fleckige Aussehen es trotz der Vorzüglichkeit der Photogramme zu keiner richtigen Schattenwirkung kommen.

Glabellargegend und Obernase sind bemerkenswert: Brauenwülste sind gar nicht vorhanden, die Glabellargegend setzt sich daher gänzlich ausdruckslos nach der Seite in die Supraorbitalgegend fort; ebenso ausdrucklos, d. h. ohne Richtungsänderung geht sie nach oben in die Stirngegend über; aber auch nach unten, gegen die Nasenwurzel, zieht sich die Form kaum merkbar zurück. Sie behält auch unterhalb der Sutura naso-frontalis diese senkrechte Richtung fast unverändert bei, indem sie nur ganz schwach nach vorn geneigt ist. Erst in halber Höhe des Orbitaleinganges tritt eine schärfere Biegung nach vorn auf, wodurch das letzte Stück bis an das Rhinion heran in eine Neigung von 45° zum Horizont gerät, ohne aber in sich wesentlich gebogen zu sein.

Die Höhe des Mittelgesichtes — Prosthion bis Supraorbitale, in Projektion auf Frontalebene — ist 75 mm.

Die Breite des Mittelgesichtes — Entfernung der beiden lateralen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkte — ist 99 mm.

Die Aperturbreite ist 27 mm.

Ich füge noch einige weitere Maße bei, indem ich zugleich, um die gegenseitige Lage der bestimmten Punkte anschaulich zu machen, die beiden schematischen Figuren verwende, die ich früher beschrieben habe. („Zur anthropologischen Untersuchung des Gesichtsskeletes", Zeitschr. f. Ethnol. Jg. 1915, S. 323—370, s. dort S. 330 u. 331 und Jg. 1918 S. 239 und 248).

Ich schicke diesen Figuren und den weiteren Angaben der Maße drei Bemerkungen voraus:

1. Ich messe die Orbitaleingangsbreite nicht, wie es bei den Anthropologen üblich ist, schief, sondern horizontal; ich messe die Orbitaleingangshöhe nicht, wie es ebenfalls bei den Anthropologen üblich ist, schief, sondern senkrecht. Beides, weil sich nur auf diese Weise die genannten Maße in das System der Gesichtsmaße einfügen lassen, und weil nur auf diesem Wege ein Vergleich mit anderen Maßen des Mittelgesichtes möglich ist.

2. Ich unterscheide streng zwischen „projizierter Orbitaleingangsbreite" und „wirklicher Orbitaleingangsbreite". Wenn wir einen Schädel von vorn her betrachten, so nehmen wir nicht die wirkliche, sondern die projizierte Orbitaleingangsbreite wahr, und, was wichtiger ist, in der Mittelgesichtsbreite hat nur die projizierte Orbitaleingangsbreite Platz.

3. Ich messe die obere Nasenbreite zwischen den beiden Cristae lacrimales anteriores (genauer: zwischen den Schnittpunkten dieser beiden Cristae mit derjenigen Horizontalen, die in halber Höhe des Orbitalein-

Digitized by Google

ganges liegt). Dies ist notwendig, weil nur auf diese Weise die Mittelgesichtsbreite gleich ist der Summe aus der Nasenbreite und den beiden Orbitaleingangsbreiten; der Punkt, den man für die Messung der Nasenbreite benutzt, muß derselbe sein wie der mediale Meßpunkt der Orbitaleingangsbreite. Damit ist auch die Nasenmessung am Schädel am besten der Untersuchung am Lebenden angepaßt, denn für die Breitenbestimmung der Nase an dem mit Weichteilen bedeckten Gesicht kommen irgendwelche hinter der Crista nasalis anterior gelegenen Punkte nicht in Betracht.

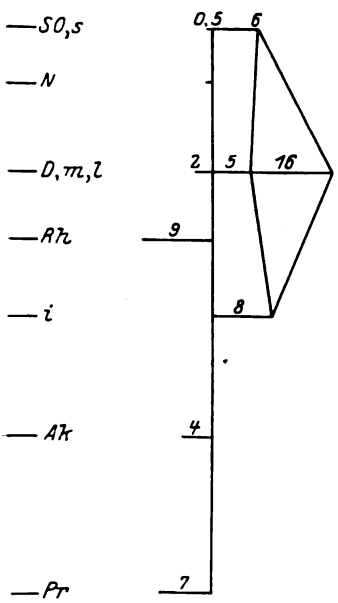


Abb. 4.

Nun zu den beiden Figuren.

Die erste derselben (Fig. 4) zeigt eine Anzahl von Punkten des Mittelgesichtes in ihrer Beziehung zur Medianebene, und zwar a) solche Punkte, die schon von selbst in der Medianebene liegen: SO, N, den Punkt D, Rh, Ak, Pr; b) die vier Orbitaleingangsmittelpunkte i, l, m, s, welche in die Medianebene projiziert sind. Die Orientierungslinie ist die Senkrechte durch das Nasion. D (von Dorsum) bedeutet dabei denjenigen Punkt des Nasenrückens, der in halber Augenhöhleneingangshöhe liegt. — Indem man die vier Orbitaleingangsmittelpunkte durch Linien verbindet, erhält man das Orbitaleingangsviereck in perspektivischer Verschmälerung bzw. Seitenansicht.

Die andere Figur (Fig. 5) entspricht einer Horizontalebene in halber Höhe des Orbitaleinganges. Man sieht in ihr den medialen und den lateralen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkt (m und l) und den Punkt D in welchem der Nasenrücken von dieser Ebene geschnitten wird. Die Orientierungslinie ist die Horizontale durch die medialen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkte.

Die Figur veranschaulicht den Unterschied von projizierter Orbitaleingangsbreite und wirklicher Orbitaleingangsbreite und ermöglicht die Bestimmung der Deklination des Orbitaleinganges; sie veranschaulicht ferner das horizontale Nasendreieck.

In die Ebene dieser Figur ist ferner der Punkt O hineinprojiziert, welcher ohnedies fast genau in derselben liegt. Der Punkt O bedeutet die Spitze des Kegels, den die Augenhöhle bildet; er entspricht der vorderen Kante der dünnen Knochenbrücke, welche die vordere Öffnung des Canalis opticus von der Fissura orbitalis superior trennt. Die Verbindungslinie des Punktes O mit dem Mittelpunkte der wirklichen Orbitaleingangsbreite ist die „Orbitalachse". Durch die Verlängerung beider Orbitalachsen bis zum Schneiden erhält man den „Orbitalachsenwinkel".

In unserem Falle ist

die (projizierte) Orbitaleingangsbreite rechts und links je 40 mm,
die (projizierte) Orbitaleingangshöhe 38 mm.

Die Höhe der Orbita hinter dem Eingang ist 40 mm. — Die 2 mm mehr kommen daher, daß das Dach hinter dem Rande sich hebt (während der Boden hinter dem Rande sich nicht senkt). Der untere Rand sinkt seitlich nicht ab unter die Höhe des unteren Mittelpunktes. Der obere Rand hebt sich nach der medialen Seite etwas und sinkt seitlich stark ab.

Digitized by Google

Die Deklination des Augenhöhleneinganges beträgt 16°.
(Die Inklination wurde nicht bestimmt wegen Unbestimmtheit des unteren Randes.)

Die Breite der Nase in halber Höhe des Orbitaleinganges beträgt 19 mm.

Länge der Orbitalachse 40,5 mm.

Orbitalachsenwinkel 43°.

Die übrigen Maße können auf den beiden schematischen Figuren abgelesen werden.

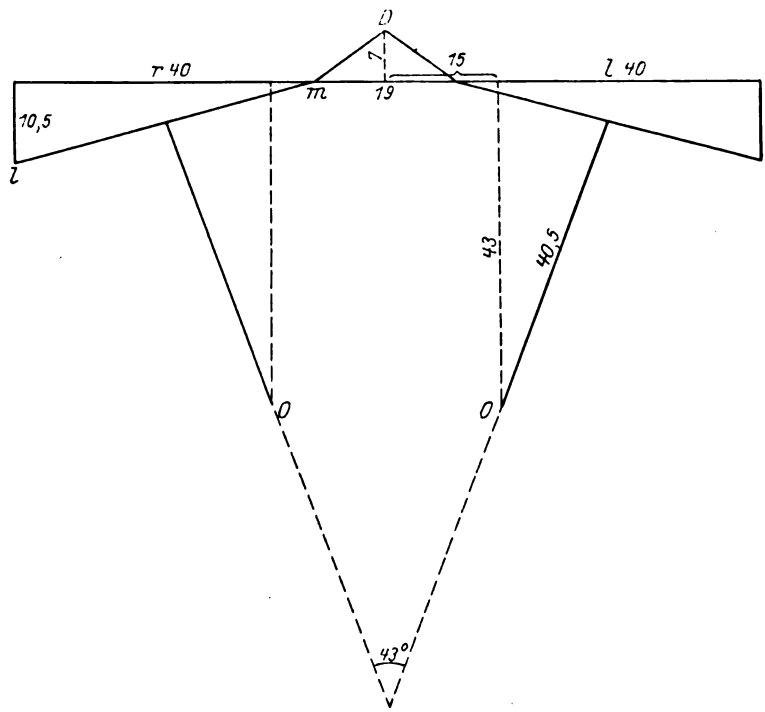


Abb. 5.

Das Gebiß ist gut im Stande, zeigt aber doch eine Eigentümlichkeit, indem die beiden Eckzähne weiter nach der Seite hinaustreten, wodurch die gleichmäßige Rundung des Zahnbogens unterbrochen wird (Fig. 5).

Folgendes sind die Maße der Zähne:

	C	P_1	P_2	M_1	M_2	M_3
Breiten:	9	7,1	7	11	9,9	10 (r. 8,8)
Dicken:	9	9,8	9,8	12	11,5	11,5 (r. 10,8)

Die Maße sind links genommen; nur bei M_3 auch rechts.

Dieser Schädel macht durchaus keinen kräftigen, kriegerischen Eindruck, er erweckt nicht die Vorstellung eines körperlich widerstandsfähigen Volkes, wie wir uns doch die Vorgänger der Azteken zu denken geneigt sind; vielmehr hat er etwas Schwächliches, Dürftiges, wozu auch sein geringes Gewicht und die geringe Dicke der Schädeldachknochen beiträgt. Selbst wenn wir den Schädel für einen weiblichen nehmen, so fällt doch seine Dürftigkeit auf.

Dieser Eindruck wird durch die Oberschenkel bestätigt.

Oberschenkel. — Beide Femora sind erhalten. Der rechte hat eine Länge von 408 mm und einen sagittalen Durchmesser in der Mitte von

Digitized by Google

25 mm. Sein Kopf hat einen horizontalen Durchmesser von 136 mm. An der Rückseite des rechten Femur ist oberhalb des unteren Endes eine flache Schwellung zu sehen, das Erzeugnis einer Knochenentzündung (Fig. 6) worauf weiter oben schon hingewiesen wurde.

Aussprache: Herr Walter Lehmann.

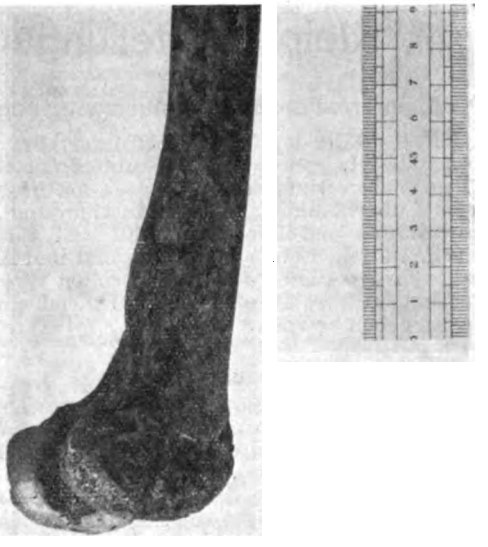


Abb. 6.

(6) Frau Baumgärtel hält den angekündigten Vortrag:

Beiträge zur Vorgeschichte Nordafrikas.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Werth, Staudinger, Hubert Schmidt, Hermann, Frl. Hahn, Frau Baumgärtel.

Nachtrag. — Durch Herrn Professor K. Th. Preuß erhielt ich auf Anfrage folgende wichtige Auskunft, die ich als Nachtrag beifüge:

„Aus den Verzeichnissen der Uhdeschen Sammlung, die sich bei unseren Akten befinden, ergeben sich leider keine sicheren Angaben über die darunter befindlichen Schädel." Dagegen finden sich folgende Nachweise:

1. In dem vollständigsten gedruckten Verzeichnis: Catalogue des objects formant le Musée aztéco-mexicain du feu M. Charles Uhde à Handschuhsheim, Paris 1857 heißt es: 18 crânes indiens et très anciens;

2. In dem summarischen deutschen Verzeichnis Stuttgart, Oktober 1861: Verkauf des Uhdeschen Museums usw. (gedruckt) „eine Anzahl von Schädeln der Ureinwohner zum Teil wohl aus grauem Altertum";

3. In dem kurzen gedruckten „Verzeichnis der mexikanischen Antiquitäten und Naturaliensammlung im Schloß zu Handschuhsheim" 1845: „fünf Indianerschädel, gut erhalten".

Danach dürfte es sich um Schädel aus alten Gräbern handeln, da man nur auf solche im Zusammenhang mit den gefundenen Altertümern Wert gelegt hat."

Hiernach erscheint es nicht zweifelhaft, daß die Deformität an unserem „Tolteken"schädel und die Deformitäten an den Mexikanerschädeln des

Digitized by Google

Anatomischen Museums die gleiche Ursache haben. Freilich ist nicht zu ersehen, welche Ursache dies war, und ob die Deformierung beabsichtigt oder unbeabsichtigt war. Es ist jedoch letzteres anzunehmen, da die Deformierung den behaarten Teil des Kopfes betraf, unsymmetrisch war und keine in Vorderansicht zu bemerkende Veränderung des Kopfes veranlaßte.

III. Kleine Mitteilungen.

XVII. Internationaler Orientalisten-Kongreß.

Nach langer Pause — der letzte Kongreß fand 1912 in Athen statt — soll im nächsten Jahre der XVII. internationale Kongreß der Orientalisten in Oxford zusammentreten. Die Vorbereitung des Kongresses hat die Orientalische Fakultät der Universität Oxford übernommen, in Übereinstimmung mit der Royal Asiatic Society von Großbritannien und Irland und mit den führenden Orient-Gesellschaften in Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und Amerika. Der Kongreß wird in der Montag, den 27. August 1928 beginnenden Woche abgehalten werden. Ausführlichere Mitteilungen über Mitgliedschaft, Einrichtung von Sektionen usw. werden in Kürze ausgegeben werden.

Preisausschreiben.

Von der „Académie de Langue Basque" in Bilbao geht uns die Mitteilung zu, daß sie einen Preis von 500 Peseten gestiftet hat, der jährlich zur Verteilung kommen soll. Das Thema für den diesjährigen Wettbewerb lautet: Das Zählen im Baskischen (la numération basque). Den Arbeiten, die einen Mindestumfang von 20 Oktavseiten haben sollen, ist der Name der Verfasser in verschlossenem Umschlag beizufügen. „Sie sollen nicht die Form eines Kapitels der Grammatik haben, sondern eine wissenschaftliche und kritische Studie der Frage darbieten und, soweit möglich, eine Prüfung der bisher aufgestellten Theorien." Die Arbeiten können baskisch, spanisch, französisch, portugiesisch, deutsch oder englisch geschrieben sein und sind spätestens bis zum 1. April 1928 an die oben genannte Akademie (Ribera 5, Bilbao) einzusenden. Nur die Mitglieder der Akademie, die die Jury bilden, sind vom Wettbewerb ausgeschlossen.

IV. Literarische Besprechungen.

Maaß, A.: Sternkunde und Sterndeuterei im Malaischen Archipel. Tijdschrift van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschapen. Deel LXIV, aflevening 1, 3, 4. Weltevreden 1924 5.

Eine Fülle von Material über dieses noch wenig untersuchte Gebiet, gibt uns hier der Verfasser, der selbst mehrfach in Indonesien Gelegenheit hatte Quellenstudien zu machen. Die verschiedenen Angaben sind geographisch von Westen (Sumatra) kommend über Holländisch-Neu-Guinea zurück bis nach Borneo geordnet. Überall hat sich der Verfasser es angelegen sein lassen, die verschiedenen Autoren, die in Reisewerken und sonstwo, leider häufig genug nur sehr vereinzelt und sehr lückenhaft über Astronomie und Astrologie geschrieben haben, selber sprechen zu lassen. Hierbei stellt sich heraus, daß doch eine ganze Anzahl von Beobachtungen zusammen kommen, mehr als man jedenfalls erwartet hat. Es genügt allerdings nicht, um ein abschließendes Bild dieser Wissenschaft zu geben. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß mit dieser Sammlung des Verfassers gezeigt wird, wieviel noch fehlt und wo die Forschung nun einzusetzen hat. Die Astronomie und Astrologie, beides ursprünglich eine Wissenschaft, stammen wie alle Kultur Indonesiens aus Indien, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß sicher schon vor der Kolonisierung der Inseln durch indische Seefahrer die Eingeborenen als Seeleute und Ackerbauer, wie Prof. Maaß ebenfalls anführt, den Sternenhimmel betrachtet und für ihre speziellen Zwecke benutzt haben.

Das Werk beschäftigt sich nicht allein mit den bekannten Sternen, sondern auch mit dem Laufe der Planeten, den Zodiakalbildern, Stand von Sonne und Mond usw., so daß, wenn erst ein Index zu dieser wichtigen Sammlung vorhanden

Digitized by Google

ist, und ein solcher soll noch gedruckt werden, wir ein brauchbares Nachschlagebuch über alle einschlägigen Fragen dieser Wissenschaft in Indonesien haben. Wo es nötig ist, sind auch Bilder gegeben (Zodiakalbilder von alten Bechern usw.). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der Sterne und Sternbilder mit allen erreichbaren Angaben, auch sprachlich, und ein vollständiges Literaturverzeichnis ferner eine Betrachtung aus zugehörigen Mythen — sehr wichtig — und allgemeine Schlußbetrachtungen. Auf das ungehobene handschriftliche Material in Holland und seinen Kolonien macht der Verfasser noch ausdrücklich aufmerksam.

Leider ist das ganze Werk entsetzlich durch Druckfehler entstellt, aber auch hier soll noch Rat durch ein vollständiges Druckfehlerverzeichnis geschaffen werden. Allen denen, die Gelegenheit haben, in Indonesien selbst Studien über Astronomie zu machen, sei empfohlen, dies an der Hand dieses Werkes zu tun, das dem Neuling ein großes Maaß von Arbeit bereits abnimmt.

Stönner.

Lips, Julius: „Fallensysteme der Naturvölker", 167 S. mit 239 Abb. bei Ernst Wiegandt, Leipzig 1926.

Ein Verdienst dieses ausgezeichneten Buches ist es schon, daß hiermit erstmalig eine universelle Übersicht über das behandelte Stoffgebiet gegeben wird. Diesem ethnographisch umfassenden Charakter der Arbeit tut es keinen Abbruch, daß, neben einwandfreien Bildwiedergaben, nur das Fallenmaterial des Kölner Völkerkunde-Museums herangezogen werden konnte.

Die wegen nur schwer klassifizierbarer Grenzobjekte schwierige Begriffsbestimmung der Falle — zum Unterschiede von fallenähnlichen Fangmethoden und von Jagdwaffen — ist dem Verfasser wohl geglückt; die Definition der Falle als „einer Einrichtung, deren Mechanismus durch das zu fangende Objekt ohne Zutun des Menschen ausgelöst wird, mit dem sofortigen Erfolg, das Tier dauernd festzuhalten oder zu töten", enthält alle wesentlichen Begriffsmerkmale, und nur solche. Sie hebt das wichtigste Kriterium eindeutig hervor: die Beschränkung des Menschen auf die Vorbereitung, den ohne sein unmittelbares Mitwirken durch das Tier selbst einsetzenden Kausalzusammenhang.

Schwierig ist auch eine befriedigende Klassifikation der Fallen. Hier folgt Lips dem Merkmale des jeweils angewendeten „Prinzips der motorischen Kraft", welches allerdings die Form der Falle in erster Linie bedingt und gelangt so zu folgender Einteilung: Schwerkraftfallen, die entweder dank der Schwere des Tieres selbst oder anderer Objekte (Bäume oder Steine) wirken, letztere auch „Schwerkraftfallen im engeren Sinne" genannt; Fallen, denen die Schnellkraft eines Zweiges oder einer Sehne zugrunde liegt, so die Schwippgalgenfalle mit Zug- und Druckprinzip, ferner Bogen- und Armbrustfallen; Fallen, welche vermittels der Torsionskraft einer Sehne oder Feder in Aktion treten („Torsionsfallen"); hierzu gesellen sich noch Schlingenfallen und die ganz rezente Gewehrfalle.

Innerhalb dieser großen Gliederung, welche jedenfalls eine Gruppierung des höchst mannigfaltigen Materials in wenige eindeutig bestimmte Klassen erlaubt, findet eine feinere Aufspaltung nach dem Kriterium des Auslösemechanismus statt.

Unterstützt von einer solchen klaren und sinnfälligen Gliederung, ist die Darstellung der Fallenmethoden im einzelnen in gleichzeitig begrifflich-prägnanter wie anschaulicher Weise geglückt. Zum Verständnisse trägt auch wesentlich das überaus reiche Bild- und Zeichnungsmaterial bei, welches für sich allein eine tiefschürfende Vertrautheit mit der Materie verrät, von deren theoretischer Durcharbeitung ein umfassendes und für weitere diesbezügliche Forschungen höchst wertvolles Literaturverzeichnis zeugt.

Als Kulturhistoriker begnügt sich der Verfasser jedoch nicht mit einer Analyse der Fallenkonstruktionen und ihrer ethnographischen Einordnung, sondern seine Bearbeitung gipfelt in einer Synthese der zergliederten Variationen zu einer Reihe mit universalgeschichtlicher Perspektive; es wird die Zugehörigkeit der einzelnen Fallensysteme zu den von der „kulturhistorischen Schule" herausgearbeiteten „Kulturkreisen" untersucht.

Diese Bestimmungen sind größtenteils außerordentlich einleuchtend. Aber auch da, wo im einzelnen die zwingende Begründung einer kulturgeschichtlichen Fixierung vorläufig noch fehlt, fesseln die Darlegungen des Verfassers durch ihre mutigen und neuartigen Eröffnungen, welche die völkerkundliche Forschung jedenfalls um wohldiskutierbare Problemstellungen bereichern.

Dem altaustralischen Kulturkreise rechnet Lips von fallenähnlichen Fangmethoden Netze und von eigentlichen Fallen einfache Schlingen und Schwerkraftfallen im weiteren Sinne zu, das heißt solche, welche durch das Eigengewicht des Tieres wirken. Während einfachere Formen der „Schwerkraftfalle mit Schlingenprinzip" eine Errungenschaft des arktischen Kulturkreises darstellen, gehört dem

Digitized by Google

totemistischen Jägertum die Herausbildung von „Schwerkraftfallen im engeren Sinne" (vgl. oben) an. Die Bodenbaukultur, und zwar das ältere Mutterrecht, brachte dann Armbrustfallen — die aber mit der auf Ostasien zurückzuführenden Armbrustwaffe genetisch nichts gemein haben — und insbesondere die Schwippgalgenfalle mit Zugprinzip. Ganz rezenten Ursprunges, das heißt hochkulturell, ist schließlich die Torsionsfalle.

Kulturhistorische Bedeutung über das engere Gebiet der Fallensysteme hinaus beanspruchen die Darlegungen des Verfassers, welche die Ableitung des Jagd- und Kriegsbogens sowie des Musikbogens aus der Schwippgalgenfalle mit Zugprinzip zum Gegenstande haben. Besteht diese Ableitung zu Recht, so würden wir die Entstehung des Bogens ja frühestens dem jüngeren Mutterrechte, also Gräbners „Bogenkultur", zuzuschreiben haben. Dieses Ergebnis steht im Widerspruch vor allem mit den Aufstellungen von Pater Schmidt, der den Bogen als Element der Pygmäenkultur betrachtet. Allerdings muß auch Lips einräumen, „daß die meisten Pygmäenvölker im Besitze von Bogen und Pfeil angetroffen wurden, auch wenn die umwohnenden Bodenbauvölker diese nicht kannten." Methodisch hat jedenfalls Pater Schmidt einstweilen den Vorzug voraus, daß eine rein ethnographische Materialsichtung die Pygmäenvölker im Besitze des Bogens findet; der Bogen hat also so lange als Bestandteil der „Urkultur" zu gelten, bis der positive Gegenbeweis der Entlehnung erbracht worden ist. D. h., logisch liegt die Beweislast demjenigen ob, welcher die Zugehörigkeit eines Kulturgutes zu einem Kulturkreise in Abrede stellt, mit welchem es tatsächlich in regelmäßiger Verbindung angetroffen wird. Ein solcher schlüssiger Gegenbeweis ist allerdings meines Erachtens bisher nicht erbracht. Jedenfalls ist das letzte Wort in dieser schwierigen Frage noch lange nicht gesprochen; das wird erst auf Grund eingehenderer, zunächst auf kleinere Erdräume beschränkter Spezialuntersuchungen möglich sein. Bei allem problematischen Charakter der Lipsschen Argumentation ist seine Theorie jedoch als neuartige Beleuchtung der Frage begrüßenswert und dürfte noch zu fruchtbaren Erörterungen Anlaß geben. Dies ist auch bezüglich der von ihm vorgenommenen Ableitung des Musikbogens aus der Schwippgalgenfalle zu erhoffen, welche vorläufig auch nur als wertvolle Anregung betrachtet werden kann.

Außerordentlich ergiebig ist schließlich eine Exkursion, welche Lips auf das prähistorische Gebiet unternimmt, indem er gewisse Felszeichnungen der Aurignacien-Magdalénien-Kultur (des franco-cantabrischen Kulturkreises) einer neuen Deutung unterwirft: die sogenannten „Tectiformen", welche teilweise schon von Kühn und Vinaccia als Fallgruben beschrieben worden sind, durchgängig aber von der herrschenden Lehre als Hüttenzeichnungen ausgegeben werden. Interessant ist hierbei übrigens, daß selbst unter Zugrundelegung dieser Deutung eine Einigkeit über das Objekt nicht besteht: während z. B. Hoernes (in seiner „Prähistorischen Archäologie" im Bande „Anthropologie" der Sammlung „Die Kultur der Gegenwart") in den Tectiformen Giebeldachhhütten erblickt, stellen sie nach der herrschenden Meinung Querschnittzeichnungen von Kegeldachhütten dar. Gerade diese letztere Tatsache muß nun in Anbetracht dessen, daß Querschnittzeichnung im übrigen dieser Kulturstufe unbekannt ist, Zweifel an der üblichen Deutung aufkommen lassen. Hieran anknüpfend weist Lips auf eine bislang unbeachtet gebliebene Erscheinung hin: die regelmäßige Verbindung der Tectiformen mit Tierdarstellungen und deutet in recht überzeugender Weise die Tectiformen als „Schwerkraftfallen im engeren Sinne". Besteht diese Auffassung zu Recht, so würden wir im Jungpaläolithikum insgesamt neben fallenähnlichen Fangmethoden wie Netzen, Treibjagd und Absturz, folgende Fallenarten vertreten finden: Fallgruben, Schwerkraftfallen im engeren Sinne, einfache Schlingen und Tretfallen, während für den Schwippgalgen noch kein Anzeichen besteht. Das Jungpaläolithikum würde also frühestens mit der totemistischen Kultur zusammenfallen. Wahrscheinlich sieht Lips aber etwas zu schwarz, wenn er die Gültigkeit dieser Gleichsetzung auf Grund der in Wegfall kommenden Kegeldachhütten in Frage gestellt glaubt, wo er doch selbst dieses Element durch ein anderes, von ihm ebenfalls der Totemkuitur zugeschriebenes Kulturgut, die „Schwerkraftfalle im engeren Sinne", ersetzt. Hermann Trimborn.

Krause, Arthur, Die Astrologie, Entwicklung, Aufbau und Kritik. Leipzig, J. J. Weber 1927. VII, 319 S. Mit 50 Abb. (Illustrierte Handbücher.)

Große Ereignisse werfen nicht nur ihre Schatten voraus, sondern hinterlassen auch Spuren, die uns immer wieder in der Geschichte begegnen. Zu jenen haben wir auch die Astrologie zu rechnen.

Digitized by Google

Der Verfasser hat es in mustergültiger, rein sachlicher, klarer Form verstanden, uns diese in den Illustrierten Handbüchern des bekannten Leipziger Verlages von J. J. Weber näherzubringen.

Der Weltkrieg, in den wir verwickelt wurden, ist zunächst einmal die kausale Ursache mit ihren Folgeerscheinungen, welche der Astrologie Gelegenheit gab, sich in einer Form auszubreiten, die mit allenMitteln versucht, sie wieder zu einer Wissenschaft zu erheben, wie sie eine solche im Mittelalter war. In fesselnder Weise versteht es der Verfasser, uns den Stoff durch seine geschichtlichen Darstellungen anziehend zu schildern. Wir sehen, daß die Astrologie einstens in Verbindung mit den Vielgötterreligionen des Altertums einen gewissen Wert hatte, der ihr auch einen bestimmenden Einfluß vermöge der damaligen Weltauffassung einräumen konnte. Namentlich in späterer Zeit, im Mittelalter, wo bedeutende Astronomen auch Astrologen waren, ich erinnere an Keppler und Tycho de Brahe; ja sogar ein Melanchton beschäftigte sich mit Astrologie, Fürsten hatten ihre Hofastrologen, das gab dieser Pseudowissenschaft eine Stellung, die sie trotz aller Anläufe in späteren Jahrhunderten nie wieder erreicht hat und auch nicht bei ernster objektiver Betrachtung erlangen wird; in ihr berühren sich scheinbar Wahres und Falsches. Durch die Lehren des Kopernikus ward die ptolomäische Weltauffassung gestürzt. Ein neues Zeitalter brach an, die Astrologie geriet in einen Zersetzungsprozeß, der von 1550—1750 dauerte.

In einem folgenden Abschnitt entwickelt der Verfasser in ausführlicher Weise die Entstehung eines Horoskops. Abgesehen von der technischen Darstellung ist es wesentlich zu erfahren, welche Möglichkeiten die Ausdeutung der Resultate ergeben, aus welchen Bestandteilen sie hervorgingen.

Dem Verfasser kann nicht genug dafür gedankt werden, in welcher vorbildliche Form er über die Astrologie im letzten Abschnitt Kritik übt auf Grund des von ihm zusammengetragenen Materials. Als Forscher der heutigen Zeit berücksichtigt er die Errungenschaften der Wissenschaft und behandelt das Problem der Astrologie nach den jetzt maßgebenden Gesichtspunkten. Prof. Krause kommt seinem Thema in der Richtung entgegen, daß man allenfalls die Astrologie als eine kosmische Religion, aber frei von aller Horoskopstellung, betrachten könnte. Je zuversichtlicher der Mensch nun in diesem Glauben wurzelt, desto größer wird der Einfluß sein, den die Astrologie nach dieser Richtung ausübt oder auf ihn wirken läßt. Jede Religion ist aber Glaubenslehre, die nicht mit dem Maßstab der Wissenschaft gemessen werden kann. Aus diesem Grunde gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Astrologie heute durch die kritische Sonde der Wissenschaft gewürdigt, dieser nicht einwandfrei auf Grund seiner Untersuchungen standhalten kann, und deshalb als solche abgelehnt werden muß.

Um den Inhalt des Werkes zu würdigen, ist es notwendig, daß sich der Leser ebensolcher sachlichen Objektivität befleißigt, wie der Verfasser bemüht war, es zu tun, dann wird die Arbeit von Prof. Krause dauernden Wert in der wissenschaftlichen Literatur behalten.

Bei einem Neudruck dürfte es sich empfehlen, dem Werkchen einen Index beizugeben und das Literaturquellenmaterial ausführlicher anzuführen. Die Ausstattung des Buches auf Kunstdruckpapier in klarem Druck mit guten Abbildungen entspricht seinem Wert, den der weltbekannte Verlag ihm zu geben wünscht.

Alfred Maaß.

W. Schmidt und W. Koppers, Völker und Kulturen. Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker. Regensburg, Josef Habbel (1924) XII u. 793 S. gr. 8°. 30 Taf., 531 Textabb. (Der Mensch aller Zeiten Bd. III.)

Bei der Notwendigkeit der Spezialisierung innerhalb der Völkerkunde muß der seit langem nicht unternommene Versuch einer einheitlichen Darstellung des gesamten Stoffes mit Freuden begrüßt werden, ganz gleichgültig, nach welchen Gesichtspunkten sie vorgenommen ist. Die Völkerkunde bildet ein Ganzes und würde allen Lebenssaft verlieren, wenn das Fachmännische im engeren Sinne triumphierte und nur eine Reihe von philologisch-historischen Spezialwissenschaften übrig bleiben würde, noch dazu ohne tiefere geschichtliche Grundlage der betreffenden Völker, wie sie die anderen Fächer ähnlicher Art besitzen. Wenn sich auch zwei Forscher in den Stoff geteilt haben, so ist doch nicht das einzelne, sondern die Gesamtauffassung die Hauptsache und das Dankenswerte. Die Zahl der Bearbeiter macht da keinen Unterschied, solange sie auf der gleichen Linie stehen, wie in diesem Falle. Nehmen wir noch dazu, daß die sogenannte Kulturkreislehre, auf der sich die Anordnung aufbaut, bisher nur für die Südsee und für Afrika vorläufig bearbeitet und noch von keiner Seite kontrolliert oder erweitert worden ist, so kann man nur die Sicherheit bewundern, mit der die gesamten Völker der Erde —

Digitized by Google

und nicht nur die Naturvölker, sogar möglichst bis zu ihren Einmündungen in die Kulturvölker, sondern auch die europäische Prähistorie — in den neuen, noch wenig gefestigten Rahmen großzügig eingespannt sind. Die Herausarbeitung der leitenden Gedanken als völlig sichere Errungenschaften ist dabei so eindrucksvoll, daß auch das lernbegierige Publikum gegenüber anderer, viel bescheidenerer, weil unsicherer Einstellung in der Ethnologie diese Lehrsätze gern aufnehmen wird.

Um die Vorzüge der neuen Lehre dem früheren Zustand gegenüber gebührend zu kennzeichnen und die notwendige Grundlage für die besonderen Teile des Werkes zu gewinnen, hat Schmidt nach einer kurzen Geschichte der Völkerkunde (S. 1—30) die Methode der Völkerkunde behandelt (S. 31—132) und am Schluß dieses zweiten Abschnittes die Kulturkreise kurz dargestellt und charakterisiert. Da diese Teile aber bereits vor dem Kriege gedruckt vorlagen — auch von dem ersten Hauptteil, der „Gesellschaft" waren schon damals die Fahnen heraus, was grundlegende Änderungen nicht mehr gestattete — so ist beabsichtigt, am Schluß des noch zu erwartenden zweiten (bzw. vierten) Bandes, der die geistige Kultur bringen soll, die Kulturkreise mit ihren charakteristischen Eigenheiten noch einmal vorzuführen. Das wäre sehr wünschenswert, weil gegenwärtig Inkongruenzen mit späteren Ausführungen auffallen und manche Begriffe z. B. „exogam gleichrechtlich" (Kulturkreis 3) nicht erläutert sind und daher unverständlich bleiben.

Angesichts der Anschauung der Verfasser, daß eine andere Behandlungsweise der Völkerkunde als die von ihnen angewendete gar keinen Erfolg haben könne, und in Anbetracht der verschiedenen Meinungen in der Völkerkunde ist es für eine objektive Würdigung des vorliegenden, sehr verdienstvollen Buches unerläßlich, auf gewisse grundsätzliche Fragen einzugehen.

Bekanntlich ist die Kulturkreislehre als absolutes Gegenteil der Lehre Bastians von den Elementar- und Völkergedanken erwachsen, derzufolge gesetzliche Entwicklung jeder Einzelheit von den gleichen Elementen an auf der ganzen Welt unter dem Einfluß der Naturumgebung angenommen wurde und geschichtliche Einflüsse nur in der Theorie gelten gelassen wurden, ohne sie fruchtbringend zu verwerten. Umgekehrt sieht die moderne Lehre überall nur Geschichte, und um den Gedanken durchzuführen, muß sie annehmen, daß alle Dinge nur einmal auf der ganzen Welt erfunden und erdacht seien, denn sonst könnte es eine Geschichte der Menschheit nicht geben, sondern man müßte Paralellentwicklungen voraussetzen. Ganz wie Bastian mit der Geschichte, so spielt sie nur theoretisch mit der Möglichkeit einer doppelten oder mehrfachen Entstehung, z. B. des primitiven Feldbaues oder der Viehzucht oder der Masken oder eines starken Häuptlingstums usw. Ja, während Bastian die Geschichte wenigstens garnicht leugnete, wird die Frage einer zwiefachen Entstehung einer Sache von der Kulturkreislehre nur gelegentlich aufgeworfen, um sie sofort zu verneinen und abzuweisen.

Als ein vortreffliches, sehr geistvolles Mittel, die geschichtliche Verwandtschaft einzelner Geräte gegen Andersdenkende zu sichern, gebraucht sie das sogenannte Formkriterium, das auf Einzeldinge angewendet wird und aus übereinstimmenden Zutaten über den Zweck des Objekts hinaus den Zufall, d. h. die selbständige Entstehung ausschließt. Dadurch wird die psychische Bewertung, ob Verwandtschaft vorliegt oder nicht, zwar auf einzelne Merkmale abgewälzt, ist aber in praxi genau so schwierig wie vorher, da die Meinungen über zweckvoll und zufällig und über die Möglichkeit des Zufalls selbst auseinandergehen. Ein Fall, wo dieses Formkriterium von der Kulturkreislehre zugunsten einer selbständigen Entstehung eines Dinges gebraucht ist, ist demnach auch noch nie vorgekommen. Im Gegenteil: Um auch ähnliche Kulturelemente mit gleichem Zweck aber abweichenden Formen von der Möglichkeit selbständiger Entstehung von vorneherein auszuschließen, dient das sogenannte Quantitätskriterium, das bei dem Vorkommen einer Anzahl gleicher Kulturelemente an verschiedenen Stellen das Zusammensein allein als Beweis für geschichtliche Verwandtschaft ansieht. Die andere Möglichkeit, daß solches Beieinandersein doch vielleicht auch durch die gleiche wirtschaftliche Kultur erklärt werden könne, wird durch das Quantitätskriterium also ebenso theoretisch-wissenschaftlich abgesperrt wie selbständige Entstehung des Einzelnen durch das Formkriterium. Beide Kriterien führen also nicht einen Schritt weiter, sondern sind nur wissenschaftliche Umschreibungen einer sonstwie aufgekommenen Überzeugung von einer einmaligen Entstehung.

Glücklicherweise ergibt sich aus der Kennzeichnung der beiden Meinungen keineswegs, daß die Darstellung des Buches etwa für die Vertreter einer anderen Auffassung nicht auch von großem Nutzen wäre. Verschieben wir z. B. das zugrunde gelegte angeblich geschichtliche Wesen der Kulturkreise — abgesehen davon, daß man sie evtl. anders umgrenzen möchte — auf die bloße Bedeutung von Kulturstufen, wobei natürlich die Wirtschaft als eine am ersten umgrenzbare Messung der Kulturhöhe bedeutungsvoll sein müßte, so könnten dieselben Daten und dieselbe Methode dieses Buches auch dazu verwendet werden, und auch das psychische Problem, in wieweit andere materielle und geistige Kulturelemente mehr oder

Digitized by Google

weniger mit jeder Stufe ständig vereinigt gefunden werden, würde dasselbe bleiben. Selbstverständlich könnten solche Kulturstufen für jeden evtl. auch einen Fingerzeig für geschichtliche Verwandtschaft geben, wenn die Vergleichsteile so nahe beieinander liegen, daß gewöhnliche, geschichtliche Forschungsmethoden darauf angewendet werden können. Von vorneherein freilich darf die Feststellung gleicher Kulturelemente noch keine „exakte Geschichtswissenschaft" ergeben. Dazu gehören ganz anders eindringende Untersuchungen der Verbreitung eines jeden einzelnen Elements, nicht nur, sagen wir eines halben oder ganzen Dutzends, und zwar in eingehender Berücksichtigung aller ihrer Teile und Entwicklungsmöglichkeiten, um zunächst für jedes einzelne das Zentrum oder die Zentren, Wanderungen und evtl. einmalige oder mehrfache Entstehung festzustellen. Solche liegen fast noch gar nicht vor, und schließen außerdem für die Statistik der einzelnen Teile sowohl der materiellen wie auch der geistigen und gesellschaftlichen Kultur besondere Schwierigkeiten ein, die noch keineswegs überwunden sind. Ich bin überzeugt, daß die Verf. genau so denken, und nur durch die Notwendigkeit einer systematischen Zusammenfassung und Synthese für ihr Buch, getragen durch die Überzeugungskraft ihrer Idee, in zwei Jahrzehnten fertig brachten, wozu Generationen hingebender Mitarbeit aller nötig sind.

Nicht psychische Erwägungen und grundsätzliche Annahmen, sondern allein solche minutiöse Durcharbeitung des Materials kann zu einer allgemeinen Überzeugung führen. Heute glaubt kein Ethnologe mehr, daß die Kulturdinge dort geworden sind, wo wir sie finden. Ein jeder weiß, daß die Völker auch nach Wanderungen soweit irgend möglich an ihrem Kulturbesitz festhalten. Es gilt auch allgemein als selbstverständlicher methodischer Grundsatz, daß man bei Vergleichen möglichst dieselbe Kulturhöhe bzw. -stufe berücksichtigt. Ein unüberwindlicher Gegensatz gegen die Kulturkreislehre besteht demnach keineswegs dem Prinzip, sondern nur dem Grade nach. Eine Aufteilung der Kulturen in Kreise und eine Zuordnung jeder Kulturerscheinung zu einem solchen Kreise erregt daher bei niemandem ein anderes Widerstreben, als daß beides nur vorläufig sein kann, zumal die Folgerungen aus solcher Fixierung sofort, wenn man diese anerkennt, jede weitere Forschung ausschließen, als fester Punkt die ethnologische Welt aus den Angeln heben und fast alle Probleme spielend lösen würden. Will man — durch die theoretisch befriedigende Logik eines solchen Verfahrens im Innersten von der Richtigkeit überzeugt — durchaus Kulturkreise feststellen und alle Kulturgüter auf sie aufteilen, so kann man es auch, da immer nur eine Entscheidung: „entweder-oder" dazu notwendig ist.

Es ist auch eine Allgemeinauffassung der Ethnologen, daß man in hohem Maße mit Mischungen und mit dem Nebeneinanderbestehen heterogener Dinge und Vorstellungen zu rechnen hat. Jeder Versuch einer Einteilung von Kulturkreisen ist daher genötigt, das entstandene Durcheinander kurzerhand säuberlich in die Elemente verschiedener Kreise aufzulösen. Trotz der Aufstellung von Kontaktzonen und Randgebieten übersteigt aber die Entscheidung die Kraft einzelner und nötigt zu einer Unzahl von Hypothesen. Vor allem dürfen durch solche Entscheidungen nicht vorschnell Untersuchungen von möglichen Entwicklungen abgeschnitten werden, wie es tatsächlich geschieht. Kulturkreise besagen in ihrem Kern, daß zugehörige Kulturelemente nur unter sich, d. h. aus dem Wesen der betreffenden Kultur heraus, psychologisch untersucht werden dürfen. Wird nun z. B. die Zweiklassenteilung und die totemistische Sippengliederung, die auch nach den Kulturkreislern durchaus gemischt vorkommen, zwei verschiedenen Kreisen zugewiesen, so ist es nach dem einmal bestehenden Dogma ausgeschlossen, einem gemeinsamen Ursprung nachzugehen. Ebensowenig darf man dann nicht mehr, wie es doch freistehen müßte, den Ursprung der Sippen in den Heiraten bestimmter Verwandtenklassen suchen, denn solche Verwandtenheiraten gehören wieder einem anderen Kulturkreis an. Diese für die Soziologie so überaus wichtige Frage des Unterschieds von Sippe oder Clan, Heiratsklasse, Horde, Dorf usw. in ihren Verwandtschaftsauffassungen und Heiratsbeziehungen ist in dem Buch deshalb überhaupt nicht behandelt worden.

In dem ungeheuren Ernst und der Schwerblütigkeit der Kulturkreislehre liegt es, daß man nicht Einzelheiten diskutieren kann, ohne sich zugleich den Kopf unversehens an dem ganzen System zu verletzen, und selbst in den zahlreichen Fällen, in denen man zustimmen möchte, hat man unwillkürlich Angst, daß man dadurch den Anschein erweckt, als ob man dem System zustimmt, obwohl dieses daran gewöhnlich ganz unschuldig ist. Alles was außerhalb der schulmäßigen Auffassung liegt, kann man im Sinne von Schmidt als Evolutionismus bezeichnen. Das sind nicht nur die bisherigen irrigen Meinungen der Völkerkunde, die angeblich die neue Lehre zur Strecke gebracht hat, sondern im Grunde jede Abweichung vom System. Schmidt läßt natürlich darin auch eine Evolution gelten, indem er die drei, die sog. Sammelvölker umschließenden Urkulturen zu den drei primären Kulturen aufsteigen läßt, die wiederum im wesentlichen Wirtschaftseinheiten zur Grund-

Digitized by Google

lage haben: die Viehzüchter, die Totemisten (Jäger) und Zweiklassenleute (Hackbauer), und dann noch zwei feststehende Mischkulturen der letzteren aufstellt. Allerdings ist der Zusammenhang zwischen den aufsteigenden Ästen ein sehr lockerer, wird aber hier ohne weiteres angenommen. Innerhalb der Kreise darf man jede Evolution ohne Bedenken vornehmen, wie Schmidt z. B. eine vierstufige Entwicklung der Stellung der Frau innerhalb des Mutterrechts annimmt, die eine große Freiheit der Synthese voraussetzt und lediglich eine persönliche Auffassung im alten evolutionistischen Sinne vorführt. Auch ist seine Entstehung der Geheimbünde als eine Art Verzweiflungsakt der Männer gegenüber der Frauenherrschaft (die aber tatsächlich nur an sehr wenigen Stellen der Erde bestanden hat) keineswegs ängstlich abwägend. Oder man nehme die Erklärung der Entstehung des Buddhismus durch Koppers auf derselben Grundlage oder seine Evolution des Totemismus von den Sammelvölkern zu den Erscheinungen des totemistischen Kulturkreises. Jede andere Art der Erwägung von Entwicklungsmöglichkeiten ist aber so lange verboten, bis das betreffende Kulturelement einem Kulturkreis angegliedert ist, selbst wenn das vor der Hand ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Vergleichen wir dieses Vorgehen, „die Elementar- und Völkergedanken" „geschichtlich" mittels der Kulturkreise zu verstehen, mit der Theorie Bastians, so fallen dessen Gesetze allerdings vollkommen fort. Was diesem aus vielen selbständigen Quellen hervorzukommen schien, deren gesetzmäßigen Verlauf er feststellen wollte, ist zu je einer einzigen Erscheinung geworden, die eingezwängt in die Kulturstufe oder den Kulturkreis, wo angeblich ihr Nährboden war, aus den verschiedenen Erscheinungsformen der zugehörigen Art unter Berücksichtigung der sonstigen Elemente der Stufe entstehungs- und entwicklungsgeschichtlich psychologisch festgestellt werden soll. Nehmen wir hinzu, was schon vorher zur Einschränkung vorgebracht ist, so wird man ohne weiteres erkennen, daß theoretisch logisch nichts dagegen einzuwenden ist, daß aber die Aufstellung von solchen Kulturkreisen praktisch über menschliches Vermögen geht und daher vor der Hand ein künstliches Gebilde bleiben muß, das demnach leicht die Freiheit der Wissenschaft gefährden kann, allerdings auch denen, die daran glauben, besondere Arbeitskraft verleiht, da ihnen das Paradies, die absolute Erkenntnis, winkt.

Es wäre vollkommen falsch, wollte man aus diesen Erwägungen heraus etwa den Vorwurf erheben, daß für die Durchführung der neuen Lehre der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei. Im Gegenteil kann sich jede umfassende Theorie nur im ganzen erproben, und ein Anfangstermin darf ihr nicht vorgeschrieben werden. Es ist ja bereits hervorgehoben worden, daß die hier geleistete Arbeit ungeheuer ist und man nur wünschen könnte, daß auch andere mit gleichem Eifer an die Prüfung und den Ausbau herangehen und das Material vermehren möchten. Es ist aber andererseits kein Wunder, daß so wenig Nachfolger vorhanden sind, da bei der Schwierigkeit des Problems überzeugte Anhänger nicht an der Sicherheit der Grundlage mitarbeiten, sondern sie als bequemen Schrank mit vielen Schubladen zur Auffüllung benutzen, was zu tun ja nachher auch für die Schöpfer des Systems selbst das weitaus Angenehmere ist, und darin liegt die Gefahr. Wir sehen das auch an dem Bearbeiter der „Wirtschaft" (S. 377—644) Koppers, der die Einteilung von Schmidt in jeder Einzelheit annimmt und als das einmal Gegebene benutzt.

Man sollte erwarten, daß dessen Beitrag zuerst komme, da die damit verbundene Ergologie der eigentliche Ausgangspunkt für die Kulturkreislehre gewesen ist. Das ist aber nicht der Fall, weil Schmidt, der Bearbeiter der „Gesellschaft" (S. 133—376) zugleich der geistige Urheber des in dem Buche zur Geltung kommenden Ausbaus der Kulturkreise ist und diese nicht nach wirtschaftlichen, sondern nach gesellschaftlichen Grundsätzen benannt hat, wohl weil sonst Unterschiede und unterscheidende Bezeichnungen nicht in genügender Zahl zu Gebote gestanden hätten. Aber auch die Anwendung gesellschaftlicher Bezeichnungen muß Befremden erregen, weil über diese am wenigsten bekannt ist, und selbst eine vernünftige Gliederung nach wirklicher Bedeutung noch aussteht. So ist die Zusammenfassung der beiden Mischkulturen als freimutterrechtliche und freivaterrechtliche mir jedenfalls unverständlich, wie überhaupt bei Schmidt eine Überschätzung der Bedeutung von patrilinear und matrilinear mit gleichzeitiger Ignorierung des abwechselnden Vorkommens von beiden vorzuliegen scheint. Und andererseits wieder erscheinen von ihm angewandte Merkmale für die Feststellung matrilinearer Verhältnisse, wie Stellung des Mutterbruders u. dgl. unzureichend, da sie auch bei patrilinearen Einrichtungen vorkommen. Schon damals, als er in Südamerika Kulturkreise aufstellen wollte (diese Zeitschr. 1909), kam man aus der Verwunderung über die sozialen Bezeichnungen gar nicht heraus, da sie viel mehr besagten, als die Amerikanisten wußten. Es scheint also, daß man, wenn einige Elemente eines Kulturkreises sich irgendwo finden, auf alles andere, was sonst noch dazu gehört, geschlossen werden kann, und das geht doch keineswegs an. Überhaupt wird gerade den Amerikanisten am meisten mit den Kulturkreisen

Digitized by Google

zugemutet, da die Dinge in Amerika trotz aller Zugeständnisse oft nicht stimmen wollen.

Es ist ferner nach dem, was die Kulturkreise bedeuten sollen, noch einer Abart zu gedenken. Die erwähnten beiden Mischkulturen sollen durch Mischung von Viehzüchtern mit Zweiklassenleuten (freimutterrechtlicher Kulturkreis — an anderer Stelle wird die Mischung auch anders gedeutet) bzw. mit Pflugkulturen (freivaterrechtlicher Kulturkreis) entstanden sein, ebenso wie die totemistische mit der Zweiklassenkultur eine Reihe Verbindungen eingegangen sein, und höhere Kulturen (Peru, Ägypten, Babylon der älteren Zeit) geschaffen haben soll. Diese dürfte man meines Erachtens daher nicht zu den Kulturkreisen rechnen, weil sie deren prägnante Natur, nur an einer Stelle entstanden zu sein nicht teilen. Eine Ausnahme könnte nur der erste (freimutterrechtliche) machen, da die den Kulturkreis hervorbringende Mischung, deren Bestandteile allerdings nicht sicher sind, nur einmal stattgefunden haben soll, wofür ein Beweis natürlich nicht vorliegt.

Alles in allem finden wir in den Kulturkreisen die traumhafte Sicherheit in der Feststellung angeblich geschichtlicher Tatsachen längst vergangener Jahrtausende wieder, die bei Bastian in der Überzeugung von der schließlichen Aufstellung naturwissenschaftlicher Gesetze erscheint, obwohl beides sich sonst wie Tag und Nacht verhält. Beidem haftet auch die Neigung zum Schematischen an, indem Völkerindividualitäten zugunsten von Kulturtatsachen bzw. von leblosen Gesetzen verschwinden, und das ist sehr schade, da die mit den Rassen verbundenen Kulturunterschiede, die einem jeden sofort auffallen, wenn sie auch schwer greifbar sind — man vergleiche z. B. Amerikaner und Neger — für die Völkerkunde außerordentlich wichtig und interessant sind. Das systematische Rüstzeug tritt daher besonders bei Schmidt als das Wesentliche hervor, so daß man sich auch an den Sachschilderungen, die derartige Dogmen gar nicht nötig hätten, nicht ungetrübt erfreuen kann. Viel eher ist das bei Koppers möglich, der die Kulturkreise nicht mehr, als durchaus nötig, im Munde führt. Auf jeden Fall aber wird die Durchführung der Problemstellung für die Völkerkunde so oder so außerordentlich fruchtbar sein, weil die Verf. mit emsigem Fleiß überall das Heer der Tatsachen zugunsten ihrer Theorie sprechen lassen. Zum Schluß behandelt T. Kreichgauer die Technik der Naturvölker (S. 645—682), der ein ausführliches Literaturverzeichnis und Sachregister folgt. K. Th. Preuß.

Donner, Dr. Kai, Bei den Samojeden in Sibirien. (Aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben von Dr. W. H. v. d. Mülbe.) Mit 65 Abbildungen und 1 Karte. Stuttgart (1926) Verlag von Strecker & Schröder. 8°.

Mit der Reise Kai Donners zu den Samojeden (1911—13 und 1914) ist einer der „frömmsten Wünsche" der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft in Helsingfors erfüllt worden, — wir dürfen wohl mit Recht sagen: der ganzen, an der uralischen Forschung interessierten wissenschaftlichen Welt überhaupt, — waren doch insbesondere die Sprachen dieser Völker seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, den Reisen von Donners großem Landsmanne Castrén, nicht mehr untersucht worden.

Einige medizinische Kenntnisse auf der einen Seite, und auf der anderen die Befolgung von Nansens Rate, „allen Europäern auszuweichen und womöglich nur mit den eingeborenen Naturkindern zusammenzuleben", haben es dem Verfasser erlaubt, gründlicher in Sprachen und Sitten der Samojeden einzudringen, als es bei einem leider oft genug noch üblichen Studium von festen Siedelungen aus oder bei Rekordreisen (nur möglichst große Strecken zurückzulegen) möglich gewesen wäre.

Die Grenzen von Donners Reise- und Hauptforschungsgebieten der Jahre 1911—1913 sind im Osten der Jenissei (von Jenisseisk bis zur Mündung), im Norden (abgesehen vom unteren Jenisseilaufe) die Linie Turuchansk (am Jenissei) — Tasowskaja (am Tas), im Westen die Strecke vom Oberlaufe des Tas bis südwärts zum Wach und von hier zum Wasjugan, und im Süden der Ket, — das Wohngebiet also der Juraken der Tundren wie der Waldsamojeden. Die Nachbarvölker, mit denen Verfasser nur mehr zufällig in Berührung kam, wie die Jenissei- und Awamsamojeden, Ostjaksamojeden, Jenissei-Ostjaken, Jakuten, Dolganen und Tungusen, werden kurz gestreift. Die Reise 1914, die ursprünglich für die Erforschung der Jenissei- und Awamsamojeden in Aussicht genommen war, führte Donner in das bereits auf der ersten Reise berührte Sajanische Gebirge, wo er die letzten Überbleibsel der Kamassen genauer studieren konnte.

Verfasser hat wissenschaftlich hervorragend wichtige Arbeiten unter den allerschwierigsten Umständen leisten müssen. Tiefe und andauernde Kältegrade (bis zu — 50° und — 60° herunter), die fürchterlichen Schneestürme der Tundren,

Digitized by Google

längerer Aufenthalt unter Pockenkranken, das stete Leben inmitten des Schmutzes und der Unsauberkeit der Eingeborenen wie der ewige Kampf mit Unverständnis und Unzulänglichkeit seiner samojedischen Gewährsmänner haben ihn nicht abgehalten, Leben und Gesundheit während seiner langen Reisen dauernd aufs Spiel zu setzen, um Reiseplan und Studien durchzuführen, — und damit eine Leistung zu vollbringen, die nur ganz wenigen der unter Polarvölkern tätig gewesenen Gelehrten vergönnt war. Ein Vergleich der Expeditionsschwierigkeiten und der Studienergebnisse von Donners still und klanglos ausgeführten Forschungen mit den Erlebnissen und den „Erfolgen" der neuerdings üblich gewordenen und mit großem „Tamtam" ins Werk gesetzten Nordpolfahrten wäre nicht ganz uninteressant.

Das vorliegende Buch — die Übersetzung der dritten schwedischen Auflage des Originalwerkes „Bland Samojeder i Sibirian" — gibt im wesentlichen Reiseschilderungen in volkstümlichem Gewande wieder, geht aber häufig bis ins einzelne auf die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Samojeden ein, ohne die russifizierten Eingeborenen zu übersehen, und behandelt ebenso Fragen mehr rein wissenschaftlichen Charakters, wie in dem Kapitel über die Religion der Ketsamojeden.

Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die wichtigsten Aufgaben der Expedition, das Studium der samojedischen Sprachen und ihres Verhältnisses zu den finnisch-ugrischen, nur ganz kurz in der Einleitung erwähnt werden konnten. Es soll aber auch hier betont werden, daß die Arbeiten Donners das letzte Glied in der Kette von Beweisen bringen werden, die Urheimat der Samojeden irgendwo am Ural zu suchen und die alte Altai-Hypothese Castréns nun endgültig fallen zu lassen.

Besonderer Dank gebührt dem Verlage von Strecker & Schröder, der auch der deutschen Auflage des Werkes 65 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers beigefügt hat. Den ständig und immer wieder reproduzierten Bildern der älteren Werke (besonders von Finsch und Martin) gesellt sich hierdurch eine Fülle neuen Anschauungsmateriales zu. Wilhelm Crahmer.

Kohl, Dr. Ludwig, Nordlicht und Mitternachtsonne. Erlebnisse und Wanderungen in Lappland. Mit 44 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Stuttgart (1926) Verlag von Streker & Schröder. 8°.

Verfasser hat vier Jahre lang als Arzt in Tana, einem kleinen Orte am Tanaflusse, 6 km von dessen Mündung in den Fjord gleichen Namens entfernt gelebt. Er vermochte so das Land gründlich kennen zu lernen und konnte daher in vorliegendem Buche die Natur dieses Teiles des Polargebietes in lebendiger und anschaulicher Weise schildern, wie kaum ein Verfasser vor ihm.

Die Bevölkerung von Tana-herred setzt sich aus etwa 55% Norwegern, 34% Lappen und 11% Finnen zusammen. Kohl hatte also die beste Gelegenheit, auch die Urbevölkerung genauer zu studieren und seine Kenntnisse durch größere Exkursionen, wie nach Karasjok und Besuche bei nomadisierenden Lappen zu ergänzen. Von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus wäre es allerdings wünschenswert gewesen, wenn Verfasser sein Buch durch eine etwas ausführlichere Schilderung gerade der ansässigen Lappen, mit denen er doch in erster Linie zusammenkam, vertieft hätte. Denn die Seelappen dieser nördlichsten Fjordgegenden, die Kohl für „heruntergekommene Berglappen" ansieht, stellen nach den Forschungen Wiklunds (vgl. De svenska nomadlapparnas flyttningar till Norge i äldre och nyare tid, Upsala 1908) Überreste einer älteren Bevölkerungsschicht dar, deren Wirtschaftsform Fischernomadismus verbunden mit Jägernomadismus und einer bestimmten Art von Fangkultur war. Den letzten Spuren dieser alten Kultur, die sich bei den heutigen Skolten noch am besten erhalten hat und die besonders in den Ausgrabungen auf der Kjelmesö (vgl. Solberg, Eisenzeitfunde aus Ostfinnmarken, Christiania 1909 und Ein neuer eisenzeitlicher Fund aus Ostfinmarken in Norwegen, Präh. Zeitschrift III, 1911, und XV. Archäol. Kongreß Nowgorod) zutage tritt, nachzugehen, mag vielleicht doch zu lohnenden Ergebnissen führen. Denn noch heute weist der ergologische Kulturbesitz gerade dieser Lappen Elemente auf, deren genetische Verwandtschaft mit einzelnen der eisenzeitlichen Funde außer allem Zweifel steht. Daneben soll natürlich nicht bestritten werden, daß diese Seelappen später Zuzug von Rentierlappen erhalten haben, die sich als bodenstete Fischer bei ihnen niederließen.

Ebenso ist die Frage nach der Herkunft der Flußlappen noch sehr umstritten (vgl. Rosberg in Geografiska Föreningens Tidskrift, Helsingfors 1910 und Helland in Finnmarkens Amt). Alles in allem hat K. durchaus Recht, in diesen Flußlappen eine sehr gemischte Bevölkerungsschicht zu sehen.

Digitized by Google

Verhängnisvoll in ihren Wirkungen in ethnologischer, besonders in religionsgeschichtlicher Beziehung ist für Finmarken die Lehre des Lästadius gewesen, wie Verfasser treffend hervorhebt. Doch darf man nicht vergessen, daß die Einführung des Christentums im nördlichsten Teile Lapplands früher und in weit durchgreifenderem Maße als in den südlichen Gebieten erfolgt ist. Dies hatte zur Folge, daß die Erinnerungen an die Heidenzeit und an alles, was damit zusammenhängt, schneller aus dem Gesichtskreise der nördlichsten Lappen geschwunden sind als südwärts. In krasser Weise tritt dies besonders bei allen mit den Zauber trommeln zusammenhängenden Fragen in Erscheinung. Allerdings hat dann die Tätigkeit des Lästadius die bedenkliche Tatsache gezeitigt, daß die wenigen noch erhaltenen Überlieferungen ziemlich gründlich ausgetilgt wurden.

Von großem Interesse sind die Ausführungen, die Verfasser dem Kapitel „Liebe, Ehe und Sittlichkeit" widmet, die oft genug im Gegensatz zu den häufig parteilichen Schilderungen schwedischer und norwegischer Forscher stehen, die aber vom Referenten aus eigener Kenntnis des nördlichen Lapplands, und zwar sowohl des schwedischen und norwegischen wie des finnischen und russischen Gebietes, nur ausdrücklich bestätigt werden können.

Für den Ethnologen von Wichtigkeit ist der Abschnitt über „ärztliche Kunst bei den Lappen", ein Thema, das Verfasser bereits in der Münchener Medizinischen Wochenschrift „Heilmethoden und Aberglauben bei den norwegischen Lappen" (Jahrgang 1926, Nr. 23) behandelt hat.

Gelegentliches Vorkommen und Einzelerscheinungen, wie z. B. „der eiserne Kiel" des Lappenschlittens, der doch nur eine Reparatur eines schadhaften Holzkieles mit Bandeisen darstellt, oder die Ausführungen über den „Gott" sieidi, hätte Verfasser besser unterdrücken müssen, um Irrtümer zu vermeiden. Alle diese, nur von rein wissenschaftlichem Standpunkte gesehenen Ausstellungen sind jedoch nur Einzelheiten und Kleinigkeiten und vermindern den Wert des Buches nicht, der in den Schilderungen des Landes, der klimatischen Verhältnisse und der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Lappen liegt. Wenn auch die Literatur über Lappland ins Unendliche angeschwollen ist, müssen wir trotzdem einer Neuerscheinung wie dieser dankbar sein, denn die alte Lappenkultur geht unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen, — wir brauchen nur die „Fortschritte" in den beiden letzten Jahrzehnten ins Auge zu fassen.

Der rührige Verlag von Strecker & Schröder, dem wir ja so manches neue völkerkundliche Werk verdanken, hat das Buch mit 44 guten Abbildungen — hauptsächlich nach Aufnahmen des Verfassers — ausgestattet, die besonders die geographische Beschaffenheit des Landes hervorragend illustrieren.

Wilhelm Crahmer.

Shenyi und Heinrich Stadelmann, China und sein Weltprogramm. 164 Seiten Text und 24 Bilder auf Tafeln. Dresden. Verlag Friedrich Max Gutewort.

Das Buch gewährt einen interessanten Einblick in die Bestrebungen und Arbeiten jener weiten chinesischen Kreise, die, von einer neu erstandenen nationalen Begeisterung getrieben, eifrig nach Wegen suchen, auf denen sie ihr Vaterland aus der heillosen Zerrissenheit zur Ordnung, Einheit und Macht führen möchten, in gerechter Überzeugung von den unzerstörbaren Grundkräften ihres Volkes und in Erinnerung an die großen Zeiten ihrer Geschichte. Unter den zahlreichen Schriften, die in den letzten Jahren über dieses Thema in allen Sprachen, wie die Flut des heimischen Gelben Flusses natürlich in China selbst von Chinesen, erschienen sind, stammt die vorliegende von einem früheren Studenten als einem Vertreter des intellektuellen Jung-China, der in Deutschland seine technischen Studien, wie fast alle seine arbeitsfrohen und befähigten Landsleute bei uns, mit bestem Erfolge beendete, sogar die Doktorwürde errang und heute in seiner Heimat eine verantwortliche technische Stellung bekleidet. Seine klare Einstellung zu den Dingen erkennt man auch in seinen politischen Ausführungen, mit denen er ein guter Wortführer ist für den Sturm und Drang der chinesischen studentischen Jugend, schon heute der Trägerin von Chinas Zukunft, zugleich aber für das Ringen um Aufstellung fester Ziele, ohne die alle Mühen nutzlos vertan sind. Allerdings hätte die Arbeit von Shen-yi erheblich gewonnen, wenn er nicht aus irgendwelchen Gründen die Mitarbeit von Stadelmann nötig gehabt hätte, dessen Beiträge, etwa ein Viertel des Buches, durch Abschweifungen, Verstiegenheiten, leere Redensarten und offenbare Unkenntnis chinesischer Dinge den bedeutenden Gegenstand nur verwirren und deshalb besser fortgeblieben wären. Stadelmann ist offenbar auch schuldig an dem irreführenden Titel „Weltprogramm", während Shen-yi seine Arbeit einfach als Grundriß für den Aufstieg Chinas bezeichnet und entsprechend durchführt.

Digitized by Google

Shen-yi beginnt mit einer Darstellung des seit über 100 Jahren ständig gewachsenen und stets gewaltsam errungenen Einflusses der fremden Mächte auf die inneren und die außenpolitischen Verhältnisse von China und verlangt die Beseitigung dieses unerträglichen Zustandes, der die Hauptursache war und noch ist für den Niedergang und die heutige Ohnmacht des Volkes, das in jeder Beziehung noch jetzt wie früher für Wohlfahrt und Ordnung bestimmt ist. Das sind ständig Klage und Forderung aller Chinesen von heute, diese Gedanken sind Gemeingut des ganzen Volkes geworden und werden vom Verfasser klar belegt durch die Kette der großen verhängnisvollen Ereignisse besonders der letzten Jahrzehnte. Er würdigt durchaus die Notwendigkeit und die Schwierigkeit der Anpassung von China an die moderne Zeit der Technik, ist nicht blind für die vermeidbaren Fehler, die auch auf chenesischer Seite gemacht worden sind, macht aber mit Recht im wesentlichen den kurzsichtigen Eigennutz der Fremden und ihre Verständnislosigkeit für chinesische Art verantwortlich für die Verwirrung, unter der China zu leiden hat.

Den Weg zur Gesundung weisen ihm die Grundsätze von Sun Rat-sen, dem Vater der revolutionären, aber zugleich nationalen Bewegung in China, der, kaum daß er gestorben war, in Wahrheit der Führer wurde für die große nationalsozialistische Partei des Südens und in ihrem heute noch im Gange befindlichen Kampf gegen den militärisch stärker organisierten Norden. Doch daß auch die nördlichen Gewalthaber sich die Lehren und Forderungen von Sun zu eigen machten, beweist deren unwiderstehliche Macht, die zum Siege führen muß und alle Skeptiker — wie leicht ist es, neue politische Gedanken in schwerer Zeit als wirr zu schelten — zum Schweigen bringen wird. Shen-yi führt aus, wie die Gedanken von Sun sich in die notwendige Entwicklung auf das genaueste einordnen, wie auch die neuen politischen Parteien, vor allem die Jung-Chinabewegung und die chinesisch-nationale Partei, in den Hauptforderungen ihrer Programme übereinstimmen und auf die einheitliche Lösung eines einigen Groß-China hinzielen. Zu diesem Programm berechtigen die unvermindert hohen Qualitäten des einzelnen Chinesen wie der chinesischen Volksgemeinschaft. „Die Chinesen sind sehr geduldig, dazu besonders langsam und vorsichtig in ihren Handlungen. Die eingedrungenen westlichen Einflüsse kamen jedoch stets so plötzlich und rücksichtslos, daß China nicht imstande war, über all das ruhig nachzudenken. Es war immer überrumpelt. Und weil die Fremden stets durch Zwang den Verkehr eröffneten, kam es zu vielen Mißverständnissen, obgleich die Chinesen durchaus nicht konservativ, im Gegenteil immer fähig und bereit sind, fremde Kultur aufzunehmen." „Die Chinesen glauben fest an die Reform ihres Landes aus eigener Kraft, trotz vieler Widerstände."

Einige Schlacken in dem vortrefflichen Teil des Buches von Shen-yi selbst dürfen nicht darüber täuschen, daß hier von einem klar und groß Gesinnten, sein Vaterland mit einer natürlichen Hingebung Liebenden das bedeutendste und wohl interessanteste Problem der Neuzeit verständlich und ansprechend behandelt ist, nämlich die Einordnung des mächtigsten Kulturvolkes der Erde, der Chinesen, in unsere Zeit der Technik, seine Befreiung von Bevormundung, sein Aufstieg und die Vorbereitung einer neuen Blüte. Über diese scheinbar rein politische und wirtschaftliche Seite hinaus hat dieses Problem eine allgemeinste, auch wissenschaftliche Seite. Denn wir können hier den Prozeß verfolgen, in dem eine uralte, gefestigte und doch immer lebendig gebliebene Kultur mit ganz einzigartigen geistigen Grundlagen und sozialen Einrichtungen, es sei nur das Familiensystem genannt, sich anschickt, ganz anders geartete Einrichtungen zu übernehmen, ohne die alten Werte aufzugeben, vielmehr unter Verschmelzung des neuen mit dem alten Gut. Und im Gefolge haben wir eine Änderung auch der äußeren und materiellen Kultur zu erwarten, die mit der europäischen keineswegs identisch werden, sondern ihr eigenes Antlitz bewahren wird.

Ernst Boerschmann.

V. Eingänge für die Bibliothek.

Ahmed ibn, Fartua: History of the First Twelve Years of the Reign of Mai Idris Alooma of Bornu (1571-1583), together with the „Diwan of the Sultans of Bornu" and „Girgam" of the Magumi, translated from the Arabic with introduction and notes by H. R. Palmer. Lagos 1926: Gov. Pr. 121 S. 1 map. 8°.

Archiv für Rassenbilder: Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiet der Rassenkunde, herausgegeben von Egon von Eickstedt. 1.— München: J. F. Lehmann 1926. 8°. 1. Eickstedt, Egon von, Tamilen; 2. Wastl, J.,

Digitized by Google

Baschkiren; 3. Pöch, H., Ukrainische Wolhynier; 4. Ferrars, M., u. Heine Geldern, Typen aus Birma; 5. Weiß, M., Wahima (Watussi) u. Wanjambo in D.-O.-Afr. 1. Wahima; 6. Weiß, M., 2. Wanjambo; 7. Bryn, H., Norweger; 8. Hesch, M., Letten; 9. Schebesta, P., Sakai in Malakka; 10. Schebesta, P., Semáng.

Beltz, Robert: Die Latènefibeln. Berlin 1911: Unger. 1 Kte. 8° (5. Ber. über die Tätigkeit der ... Kommiss. f. pärhist. Typenkarten.) Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 43, H. 4—5.

Beltz, Robert: Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln. Berlin: Behrend 1914. 1 Kte. 8°. (6. Ber. über die Tätigkeit der ... Kommiss. f' prähist. Typenkarten.) Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 45, H. 4-5.

Bodding, P. O.: Santal Folk Tales. Oslo: Aschehoug. Leipzig: Harrassowitz, London: Williams & Norgate 1925. XVI, 369 S. 4°. (Inst. for Sammenl. Kulturforsk. Ser. B., vol. 2.)

Brandstetter, Renward: Wir Menschen der indonesischen Erde. Luzern: Haag 1927. 30 S. 8° 5. Das Herz des Indonesiers.

Casanowicz, J. M.: The collection of ancient oriental seals in the United States National Museum. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 23 S. 20 pl. 8°. Aus: Proceed. of the U. St. Nat. Mus. vol. 69, Art. 4.

Catalogue of Sanskrit & Prakrit manuscripts in the Central Provinces and Berar by Rai Bahadur Hiralal. Nagpur 1926: Gov. Print. Pr. 1926. 8°.

Donner, Kai: Bei den Samojeden in Sibirien. Stuttgart: Strecker & Schröder (1926). XI, 199 S. 65 Abbild. 1 Kte. 8°.

Duyvendak, Johan Philip: Het Kakean-Genootschap van Seran. Almelo 1926: Hilarius 195. S 2 Ktn. 8°.

Findeisen, Hans: Max Schmidts vierte Forschungsreise nach Südamerika. Berlin: Selbstverlag 1927. 8°. Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkde H. 1—2.

Findeisen, Hans: Orient einschl. Ostasien, -Osteuropa, Neuerscheinungen. Berlin: de Gruyter 1927. 4°. Aus: Dt. Literaturzeitg. H. 7.

Gandert, O. F.: Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Leipzig: Kabitzsch 1927. 8°. Aus: Mannus, Ergbd. 5.

Gusinde, Martin: Das Lautsystem der feuerländischen Sprachen. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1926: Mechitharisten Buchdruckerei. Aus: Anthropos. Bd. 21.

Hallowell, A. Irving: Bear ceremonialism in the Northern Hemisphere, a thesis in anthropology ... Philadelphia 1926. 175 S. 8°. Dissert.

Internationale Woche für Religions-Ethnologie: 4. Tagung Milan 17—25. Septbr. 1925. Paris: Geuthner 1926. 371 S. 8°.

Jelski und andere: Reden gehalten an der Bahre des am 6. August 1926 verstorbenen [Prof. Dr.] Ernst Samter ... Berlin: 1926 Mosse 15 S. 8°.

Keller-Tarnuzzer, Karl: Urgeschichtsforschung und Heimatschutz. Basel: Frobenius 1926. 8°. Aus: Heimatschutz Jhrg. 21, H. 8.

Koelikerl, Alfred: In den Einsamkeiten Patagoniens. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. VIII, 184 S. 18 Kupfertiefdr. 1 Kte. 8°.

Kohl, Ludwig: Nordlicht und Mitternachtsonne. Erlebnisse und Wanderungen in Lappland. Stuttgart: Strecker & Schröter (1926). XI, 139 S. 44 Abbild. a. Tfln. u. 1 Kte. 8°.

Kostrzewski, Józef: [Polnisch] Études sur la préhistorie de la Silesie. Poznan 1926: Czcionk. Druk. Uniwersytetu pozańskiaego. 6 S. 4 grav. 4°. Aus: „Przeglądu Archeologicznego". T. 3.

Kostrzewski, Józef: [Polnisch] Sur les relations de la civilisation „lusacienne" et de la civilisation de tombeaux à caisse. Poznan: Inst. zachod.-slowiansk. przy Uniwers. poznan. 1925. 47 S. 47 Abbild. 1 Kte. 8°. Aus: Slavia occidentalist. 3—4 1923—1925.

Kostrzewski, Józef: Młodsza epoka Kamienna w polsce. (Z powodu pracy prof. L. Kostowkiego). Warszawa o. J.: „Nasza Donkarnia" 35 S. 4°. Aus: „Wiadomości Archeol." T. 9.

Kostrzewski, Józef: [Polnisch] Tombeaux énéolithiques à sqelettes accroupis à Biały Potok, distr. de Czortków. o. O. u. J.: 9 S. 2 grav. 1 pl. 4°. Aus „Przeglądu Archeol." T. 3. G. A. IV, 3.

Kostrzewski, Józef: [Polnisch] Les tumulus de la période 2 de l'âge du bronze dans les environs de Krotoszyn et Ostrów en Grande Pologne. Poznań 1925: Czcionk. Druk. Uniwers. Poznan. 16 S. 28 gav. 4°. Aus: „Przeglądu Archeol". T. 2. G. A. IV, 4.

Kostrzewski, Józef: État actuel des recherches sur l'architecture préhistorique en Pologne et et dans les pays limitrophes. Paris: Noumry 1926. 7 S. 8°. Aus: Inst. Internat. d'Anthropol. 2e Sess. Prague 14—21 septbr. 1924. G. A., III, 2.

Digitized by Google

Kuehn, Herbert: Das Problem der ostspanischen Felsmalerei. o. O. u. J. 6 S. 4°. Aus: Tagungsber. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch.

Kuehn, Herbert: Kunst und Kultur der Iberer. Leipzig: Kabitzsch 1927. 10 Taf. 8°. Aus: Mannus Ergbd. 5.

Kupka, Paul L. B.: Die steinzeitliche Besiedelung Mitteldeutschlands. Chronologisches und Typologisches. (Stendal: Altmärk. Druck. u. Verlagsanstalt 1926.) 8°. Aus: Stendaler Beiträgen Bd. 5.

Lampe, W.: Zur steinzeitlichen Besiedelung des Allergebiets. Hildesheim 1922: Lax. 36 S. 4 Taf. 8°. Aus: Nachrichtenblatt f. Niedersach. Vorgesch. H. 3.

Lindblom, K. G.: Die Schleuder in Afrika und anderwärts. Stockholm 1927: Gernandt. 31 S. 8°. (Riksmuseets Etnogr. Avdel. smär. meddel. 2.)

Martin, Rudolf: Anthropometrie Anleitung zu selbständigen anthropologischen Erhebungen und deren statistische Verarbeitung. Berlin: Springer 1925. 47 S. 19 Abbild. 4°.

Mendizabal, Miguel O. de: El „Lienzo de Jucutacato". Mexiço 1926: Talleres graf. del Mus. Nác. de Arqueologia, hist. y Etnografia. 41 S. 4 Lam. 8°.

Merrill, George P.: A stony meteorite from Forksville, Mecklenburg county Virginia. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 4 S. 3 pl. 8°. Aus: Proceed. U. S. N. Mus. vol. 70.

Moetefindt, Hugo: Vorgeschichtliche Fundkarten. Leipzig: Kabitzsch 1926. 8°. Aus: Nachrichtenbl. f. deutsche Vorzeit Jhrg. 2, H. 5.

Moetefindt, Hugo: Die Aufdeckung eines germanischen Hauses aus dem 4—5. Jahrh. n. Chr. bei Oberwitz, Kr. Gr. Strehlitz. Breslau 1927: Böhm & Taussig. 8°. Aus Altschles. Blätter Nr. 1.

Molisch, Hans: Im Lande der aufgehenden Sonne. Wien: Springer 1927: XI, 421 S. 193 Abbild. i. Text. 4°.

Montandon, George: L'ologénism humaine) Paris 1927: Soc. Franç. d'Imprim. d'Angers. 12 S. 8°. Aus: Revue Mondiale Fév.

Paulsen, Jens: Über die neue Richtung in der Anthropologie. Braunschweig: Vieweg (1926). 1 Abbild. 4°. Aus: Archiv f. Anthrop. N. F. Bd. 21, H. 1—2.

Pettazzoni, R.: La confessione dei peccati presso popolazioni primitive dell' Africa e dell' America. Roma: Anonima Romana Editoriale 1926. 41 S. 8°. Aus: Studi e mater. di stor. delle religioni vol. 2.

Pettazzoni, R.: La confessione dei peccati nelle antiche religioni americane. Roma: Anomina Romana Editoriale 1926. 67 S. 8°. Aus: Studi e mater. di stor. delle religioni vol. 2.

Rattray, R. S.: Religion and art in Ashanti. Oxford 1927: Clarendon Press. XVIII, 414 S. 277 fig. 8°.

Remouchamps, A. E.: Griechische Dolch- und Schwertformen. Ein Beitrag zur Chronologie der europäischen Bronzezeit. Leiden: Brill 1926. 56 S. 2 Tab. 1 Taf. 4°.

Roth, Karl H.: Über Ergebnisse rassen- und körperbaukundlicher Studien in der Pfalz. o. O. 1926. 8°. Aus: Verhandl. d. Gesellsch. f. Phys. Anthrop.

Roth, Karl H.: Der Typ des Pfälzers. o. O. 1927. gr. 2°. Aus: Pfälz. Rundschau, Samstag d. 1. Jan. 1927.

Schuchhardt, Carl: Die Etrusker als altitalisches Volk. (Berlin: Leuschner in. Kommiss.) 1925. 4°. Aus: Prähist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.

Schwantes, G.: Der frühneolithische Wohnplatz von Duvensee . . . mit Beiträgen von K. Gripp und M. Beyle. (Berlin: Leuschner in. Kommiss.) 1925. 4°. Aus: Praehist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.

Schwarz, E. H. L.: The Chinese in Africa. Capetown: Nasionale Pers. 1927. 4°. Angebunden: (W. G. P. R.) Winning back the inland lakes of the Kalahari.

Südsee-Plastiken Ausstellung . . . Berlin: Kunstarchiv 1926. 48 S. 29 Taf. 8°. (Veröffentl. d. Kunstarchivs Nr. 5.)

Thurnwald, Richard: Die Auswirkung der Technik auf das soziale Leben und die Geistesverfassung sowie das Problem des Fortschritts. Wien: Selbstverl. d. Anthrop. (1927.) 4°. Aus: Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 57.

Unverzagt, W.: Studien zur Terra sigillata mit Rädchenverzierung. (Berlin: Leuschner in Kommiss.) 1925. 4°. Aus: Praehist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.

Waterlot, Em. G.: Les bas reliefs des bâtiments royaux d'Abomey (Dahomey). Paris: Inst. d'Ethnol. 1926. 10 S. 23 planch. 4°. (Univers. de Paris. Travaux et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 1.)

Weidenreich, Franz: Rasse und Körperbau. Berlin: Springer VI, 187 S. 201 Abbild. 8°.

Wolff, K. F.: Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Leipzig: Kabitzsch 1927. 251 S. 40 Abbild. i. Text, 16 Taf. u. 3 mehrfarb. Ktn. 8°. (Mannus-Bibliothek Nr. 39.)

Digitized by Google

I. Abhandlungen und Vorträge.

Planetenreihen.

Von

Ferdinand Bork.

Vorwort.

In der Ethnologie ist die Kulturkreislehre zum Siege gelangt. Die Vertreter dieser Richtung haben damit Recht, daß sie Kulturwanderungen annehmen, aber sie haben es verabsäumt, den Anschluß an die alten Hochkulturen zu suchen, von denen solche Wanderungen ausgegangen sind, und gerade darauf kommt es an. Wenn heute ein Neger Frack und Zylinder anlegt und seine nackten Beine mit „Röllchen" schmückt, so ist das im Grunde der gleiche Vorgang, wie wenn in alter Zeit der Australier oder Südafrikaner von seinen Nachbarn den Bumerang übernahm: das aus einer höheren Kultur stammende Wandergut verdrängte das alteinheimische. Die Wissenschaft aber, die dem Werden der Kulturen nachgehen will, hat die Frage zu beantworten, aus welcher alten Kultur z. B. der Bumerang stammt. F. E. Peiser hat richtig gesehen, als er die altertümliche Götterwaffe *gamlu* als Wurfmesser bezeichnete (MVAG. Bd. 5, H. 2, S. 14). Das Wurfmesser ist aber aus dem Wurfholze entstanden und ist diesem noch ähnlich geblieben. Ehe aber die Metallbearbeitung erfunden worden war, hatte sich schon die Holzwaffe auf die Weltenwanderung begeben. Sie wurde immer mehr vervollkommnet, bis sie nach erfolglosem Wurfe in die Hand des Schützen zurückkehrte. Das Dasein des *gamlu* in Babylonien als Götterwaffe beweist, daß es hier alteinheimisch war, da kultische Geräte und dergleichen meist altertümlicher sind als Gebrauchsgegenstände.

Die nächste Kulturwelle brachte nach Australien und Afrika den Totemismus, d. h. die Einteilung des Stammes nach astrologischen Gesichtspunkten. Das ist wiederum, wie F. Röck gesehen hat (OLZ. Bd. 15, S. 385ff., Memnon, Bd. 6, Sp. 147ff.) babylonisches Erbgut. Dazu tritt bestätigend hinzu, daß diese Wellen mit dem Patriarchat verbunden sind, also bereits die Vorherrschaft der semitischen Akkader in Babylonien voraus setzen.

Die folgende Kulturwelle bringt die Zweiklassenkultur mit der matriarchalischen Stammesorganisation, die ich unbedenklich als elamisches Erbgut deuten würde.

Wenn nun aber eine Welle von Babylonien oder Elam ausgeht, so wird sie wohl 800 Jahre brauchen, um nach Australien oder Südafrika zu gelangen. Schneller geht es nicht. Nach den Angaben Catlins haben manche Indianerstämme des Westens und Nordens noch vor 100 Jahren die Feuerwaffe der Weißen abgelehnt, obwohl sie doch deren Überlegenheit sehen mußten. Diese Indianer aber standen schon im Verkehr mit den Weißen, ihren Nachbarn. Wie viel langsamer aber muß es gehen, wenn die Kultur-

Digitized by Google

wanderung von einem Stamme zum nächsten und von diesem zum dritten usw. fortschreitet! Überlegungen solcher Art nötigen uns zu der Annahme, daß die älteren Kulturen in Australien und anderswo viel jünger sind, als gemeinhin angenommen wird. Die chronologischen Schätzungen der Ethnologen sind unzuverlässig, da die Grundlagen der Berechnung meist nicht mehr stimmen. So fällt die arische Einwanderung nach Indien, von der man auszugehen pflegt, um Jahrtausende später, als gewöhnlich angegeben wird.

Auf die von den alten Hochkulturen ausgehenden Kulturströme hat man leider zu wenig geachtet. Es ist Hugo Winckler's größtes wissenschaftliches Verdienst, daß er auf die von Babylonien abrollenden Wellen hinwies und dieser Kultur ihre Stellung in der Menschheitsgeschichte gab. Die Kulturen Elams und Altpersiens als ähnlich bedeutsame Faktoren hat Georg Hüsing ans Licht gebracht. Demselben Forscher (MB., Bd. 2, H. 2) sowie Heinrich Leßmann (MB. Bd. 1, H. 4) und Wolfgang Schultz (Memnon Bd. 4, S. 111ff., Mannusbibliothek Bd. 35) gebührt das Verdienst, den Mittelpunkt herausgearbeitet zu haben, von dem aus sich die Mythologie und die urtümliche Kalenderkunde verbreitet haben, Altindogermanien. G. Hüsing verdanken wir vor allem das Ergebnis, daß im Anfange der chronologischen Entwicklung der altarische Mondkalender mit Monaten als größten chronologischen Einheiten und mit Wochen zu neun Tagen steht. Ein solches reines Mondkalenderinstrument hat Ed. Beninger ans Licht gezogen. Es wird in seiner grundsätzlichen Bedeutung weiter unten gewürdigt werden. Eine Kulturwanderung muß den Wochenbegriff nach Vorderasien gebracht haben. Hier war eine wissenschaftlich nach der mittleren täglichen Bewegung angeordnete Planetenreihe vorhanden: Saturn — Jupiter — Mars — Sonne — Venus — Merkur — Mond. Von dieser war eine andere Folge, nämlich die der Wochentagsplaneten, Sonne — Mond — Mars — Merkur — Jupiter — Venus — Saturn, gesetzmäßig abgeleitet worden. Letztere haben die altvorderasiatischen Chronologen für den Wochenbegriff zurecht gemacht. Da zwei Gestalten fehlten, so wurden zwei neue Planeten, nämlich der Dunkelmond und die dunkle Venus, hinzu getan. Damit war die erste Etappe erreicht.

Die weitere Entwicklung vollzog sich auf vorderasiatischem Boden. Während in Alteuropa die Zeitrechnung am Monde haften geblieben war, wurde in Vorderasien ein zweites Gestirn zur Überbrückung größerer Zeiträume herangezogen, und zwar zunächst die Venus. Es wurden Jahre zu neun Monaten und Wochen zu acht Tagen geprägt. Über die weitere vielgestaltige Weiterbildung des Venusjahres hat F. Röck (Kalender, Sternglaube usw.) viel Licht verbreitet.

Nach dem Zwischenspiele des Venusjahres begann das Zeitalter des Sonnengottes, in dem die Woche von sieben Tagen ihren Siegeszug über die Welt hin begann. Dies ungefähr ist der Rahmen der folgenden Arbeit, in den schon einige Ergebnisse der letzteren eingearbeitet sind.

Da also die Wochentage gemeinhin nach Planeten benannt werden, so muß es möglich sein, mit Hilfe der überlieferten Reihen dieser Himmelskörper der chronologischen Entwicklung entgegen zu gehen. Deshalb versucht die folgende Untersuchung, beginnend mit verschiedenen überlieferten Planetenreihen zu sieben Gestalten, schrittweise zurückschreitend, ältere Reihen gesetzmäßig zu rekonstruieren und die so gewonnenen Reihen zu einer Urreihe zu vereinigen. Die Rekonstruktion fußt auf Beobachtungen, die sowohl Röck (OLZ. Bd. 15, Sp. 385ff., Memnon Bd. 6, S. 147ff., Anthropos Bd. 14/15 S. 1080ff.) als auch ich (OA. Bd. 3, S. 1—9, Das Weltall Bd. 13, S. 230ff., MVAG. Bd. 18, H. 3) an anderem Stoffe

Digitized by Google

gemacht haben. Diese Beobachtungen lehren, daß die verschiedenartige Gestaltenfolge der überlieferten Reihen von Tierkreisen, Planeten, Mondhäusern, Tageszeichen sich auf verschiedene Ablesungsmöglichkeiten erschließbarer Urinstrumente zurückführen lassen. Es kommt also darauf an, solche Hilfsinstrumente graphisch wieder herzustellen, damit die Augen der Forscher, namentlich der Ethnologen, auf die echten, alten, soweit sie erhalten sind, gelenkt werden, die vielleicht ein wenig anders aussehen werden als meine kunstlosen Zeichnungen, die alte Göttersymbole der Babylonier und Elamier und indische Kosmogramme auswerten.

Die Abbildungen Nr. 8—11, 13—16, 18, 19 dieser Schrift lassen die Wochentagsplanetenreihe und ihre Vorstufen erkennen, wenn man die Peripherie entlang geht. Dagegen sind die sekundären Reihenfolgen der behandelten Urkunden aus den Ziffern und Kreissehnen zu ersehen. Bei Abb. Nr. 2—7, die auf den achtstrahligen Stern von Susa zurückgehen, hat man nur auf die Ziffern von Strahl und Gegenstrahl zu achten, nicht auf die peripherische Reihe. Abweichend sind die Abbildungen Nr. 1, 12, 17, 20, 21.

Abkürzungen.

BPhW = Berliner philologische Wochenschrift.
CT = Cuneiform Texts . . . in the British Museum.
JKDAI = Jahrbuch des K. deutschen archäologischen Instituts.
JRAS = Journal of the Royal Asiatic Society.
KB = Keilinschriftliche Bibliothek.
MAGW = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien.
MB = Mythologische Bibliothek.
MVAG = Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft.
OA = Orientalisches Archiv.
OLZ = Orientalistische Literaturzeitung.
Rawl. = Henry Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia.
VB = Vorderasiatische Bibliothek.
WZKM = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.

Schrifttum.

E. Beninger, Eine Darstellung eines Mondkalenders der germanischen Bronzezeit. (MAGW 56.) 1926.
F. Bork, Amerika und Westasien. (OA Bd. 3, H. 1 S. 1—9). 1912.
F. Bork, Wochentagsplaneteninstrumente. (D. Weltall. Bd. 13. S. 230—39). 1913.
F. Bork, Neue Tierkreise. (MVAG, Bd. 18. H. 3). 1913.
F. Bork, Tierkreisforschungen. (Anthropos. 9. S. 66—80). 1914.
T. Canaan, Aberglauben im Lande der Bibel. 1914.
C. van Gelderen, Elamietische goden en koningen. (Stemmen des Tijds). 1924.
F. K. Ginzel, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. 1—3. 1906, 1911, 1914.
F. Hommel, Die babylonisch-assyrischen Planetenlisten. (Hilprecht Anniversary Volume. S. 170—88). 1909.
G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System. (MB Bd. 2. H. 2). 1909.
A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. 1913.
H. Leßmann, Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung (MB Bd. 1. H. 4). 1908.
F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde. 3. (MVAG Bd. 5. H. 4). 1900 (bes. S. 14).
F. Röck, Palaeozodiakus und Dodekaoros. (OLZ Bd. 15. Sp. 385—90). 1912.
F. Röck, Der Palaeozodiakus, die prähistorische Urform unseres Tierkreises. (Memnon. Bd. 6. S. 147—76). 1913.
F. Röck, Die Götter der sieben Planeten. (Anthropos. Bd. 14/15. S. 1080—98). 1919/20.
F. Röck, Kalender, Sternglaube usw. (MAGW Bd .52. S. 43—136). 1922.
Wolfgang Schultz, Das System der Acht im Lichte des Mythos. (Memnon Bd. 4. S. 111—72). 1910.

Digitized by Google

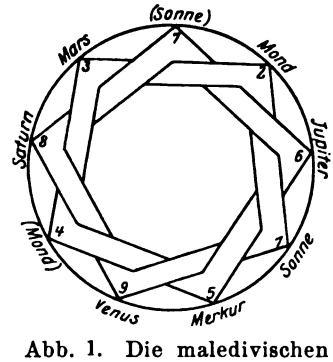
Wolfgang Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung usw. (Mannus-Bibl. Bd. 35). 1924.
S. Seligmann, Der böse Blick. 1, 2. 1910.
S. St. Stitt, Some Maledivian Talismans. (JRAS). 1906.
K. Weichberger, Die Planetenquadrille. 1917.
E. F. Weidner, Besprechung von F. X. Kugler, Im Bannkreis Babels. (OLZ Bd. 16, bes. Sp. 55). 1913.
E. F. Weidner, Alter und Bedeutung der babylonischen Astronomie. 1914.
F. H. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden. (VB). 1911.
Hugo Winckler, Himmel, Kalender und Mythus. (Altorientalische Forschungen. Bd. 2. S. 354—95, bes. S. 367ff.). 1898—1900.
R. Wünsch, Antikes Zaubergerät aus Pergamon. (6. Erg. Heft des JKDAI Berlin). 1905.

1. Die maledivischen Planetenzahlen. (Abb. 1.)

In verschiedenen Gegenden der Welt erhalten die Planeten oder Götter Zahlen. So sind in Babylonien die Ziffern 30, 20 und 15 die ganz gewöhnlichen Begriffszeichen für den Mond-, den Sonnengott und die Gottheit des Venussternes. Zunächst handelte es sich um Einerzahlen. Diese gaben in erster Linie die Reihenfolge der Planeten an. Später verselbigte man den Planeten mit seiner Zahl und schrieb der letzteren die Wirkungen des ersteren zu. So werden erst in zweiter Linie die Zahlen zu wirkenden magischen Kräften, die eigene magische Systeme erzeigen können.

Wie sehr man solche Gedanken ausweiten kann, lehrt das wahrscheinlich auf 27 oder 28 Mondhäusern beruhende Zahlensystem der Goliath-Zwerge auf Neuguinea, das ich in meinen Neuen Tierkreisen behandelt habe. Bei diesem Völkchen bestehen die Zahlen aus den Namen der in bestimmter Reihenfolge angeordneten Körperteile von der Hand über den Arm, die Schulter, den Hals, bis zum Scheitel, und zurück bis zum kleinen Finger. Die Entwicklung denke ich mir so, daß die magische, auf den betreffenden Körperteil einwirkende Zahl — man erinnere sich der Aderlaßmänner — als solche verschwunden ist und durch den Körperteil ersetzt wurde,

Daß die Zahl bei Planeten in erster Linie die Reihenfolge angeben soll, geht wohl am ehesten aus den Planetenzahlen der maledivischen Astrologen hervor, auf die mich E. F. Weidner hinwies, und die ich im „Weltall" zu deuten versuchte. Die Zahlen sind folgende:



Sonne	1, 4
Mond	2, 7
Mars	9
Merkur	5
Jupiter	3
Venus	6
Saturn	8

Abb. 1. Die maledivischen Planetenzahlen.

Daß die anscheinend regellose Anordnung 1 Sonne, 2 Mond, 3 Jupiter, 4 Sonne, 5 Merkur usw. tatsächlich regelmäßig ist und auf die uns geläufige Planetenordnung der Wochentagsplaneten zurück geht, läßt sich erweisen. Ordnet man die Planeten in der maledivischen Reihenfolge auf dem Umfange eines Kreises an, so kann man, wenn man Sonne 4 mit

Digitized by Google

Mond 2 verbindet und diesen mit Mars 9, und wenn man so fortfährt, bis man zum Ausgangspunkte zurück gekehrt ist, die Planetenfolge 1 Sonne, 2 Mond, 3 Mars, (4 Mond), 5 Merkur, 6 Jupiter, (7 Sonne), 8 Saturn, 9 Venus feststellen (vgl. Abb. 1), in der die eingeklammerten Nummern — es sind Sonne 1 und Mond 7 der ursprünglichen Reihenfolge — Zutaten sind, die dem Neunplanetensysteme zuliebe eingefügt worden sind. Da diese beiden Planeten nicht eigene Namen tragen, sondern Doppelungen sind, so kann keine alte Neunheit vorliegen. Dies muß gesagt werden, weil zwar nach meiner Meinung die Entwicklung der Wochentagsplanetenreihe von der Neun über die Acht zur Sieben fortgeschritten ist, aber nicht jede Acht oder Neun alt zu sein braucht.

Das arische Neuntagesystem, das zum Aufbau des Monats von drei mal neun = 27 Hellmond- plus drei Tarn (= Dunkelmond)nächten diente, ging über den Begriff des Monats nicht hinaus. Das arische Urvolk kennt das „Jahr" noch nicht. J. Pokornys neunmonatiges Jahr im Keltischen (OLZ. Bd. 21 Sp. 130—31) und ähnliches, das er heranzieht, wie das griechische *ενιαυτος* scheint mir eine Entlehnung aus dem elamischen Kulturkreise zu sein (vgl. Abschnitt 9 und 10).

Der Schritt von der Neuntagewoche und dem Monate zu einer größeren chronologischen Einheit ist nicht kurz gewesen und setzt zunächst die Einwanderung des lunaren Wochenbegriffes in den alten Orient voraus. Keine Urkunde meldet, wann und wie die Woche mit der auf Grund einer älteren Siebenplanetenreihe umgebildeten Neunheit von Gestirnen zur Planetenwoche vereinigt wurde. Wir sind nur auf Vermutungen angewiesen. Wir wissen auch nicht, ob schon vortastende Versuche unternommen wurden, zu einer größeren Einheit zu gelangen; nur das Eine kristallisiert sich immer deutlicher heraus, daß der sumerisch-elamische Orient die erste systematische Lösung des Problems gebracht hat. Es war das Venusjahr, das bereits auf astronomischen Beobachtungen beruhte und mit seinen 292 Tagen — ungefähr einer Schwangerschaftsperiode entsprechend — den halben synodischen Umlauf des Planeten Venus darstellte. Hierzu gehörten neun Monate, für die man die Neunzahl der Planeten vortrefflich verwerten konnte, und eine Achttagewoche, die man mit einer von der Neunplanetenreihe abgezweigten Achtplanetenreihe verband. Da hier verschiedene Möglichkeiten vorliegen, indem man verschiedene Planeten der Neunerreihe auslassen kann, so werden in den folgenden Untersuchungen auch verschiedene Lösungen dieses neuen Problems ans Licht kommen. In diese Vorgänge spielen historische Voraussetzungen hinein, für die noch jede Unterlage mangelt; immerhin hoffe ich, daß die Ausbreitung des Stoffes die Wege der Entwicklung einigermaßen erkennen lassen wird. Die Achtplanetenwoche, meiner Meinung nach ein ario-elamischer Ausgleich, ist für das Venusjahr wie geschaffen, da 73 solcher Wochen einen vollen synodischen Venusumlauf von 584 Tagen = zwei Venusjahren bilden, somit der letztlich vom Monde stammende Begriff der Woche sich in die größere Einheit glatt einfügt. Beim einfachen Venusjahre von 292 Tagen aber läßt der Wochenablauf noch vier Tage übrig, so daß man es als Summe von 288 + 4 Tagen ansehen darf. Auf diese besondere Form des Venusjahres gedenke ich in einer späteren Studie einmal zurückzukommen und sie mit Stoff zu belegen.

2. Das Weltenrund des Manilius. (Abb. 2—4.)

Um das Achtplanetensystem herauszuarbeiten, muß man auch Reihen von sieben Planeten behandeln, die auf Achtplanetenreihen zurückgehen. Ich beginne mit dem Weltenrunde des Manilius, auf das K. Weichberger in seiner „Planetenquadrille" aufmerksam macht, das

Digitized by Google

er aber m. E. nicht durchweg richtig deutet. Da der Text Manilius lib. 2 Z. 788—967 schwer erfaßbar ist, bringe ich ihn, so gut ich es kann, in deutscher Wiedergabe:

„Wohlan, richte deinen Scharfsinn auf die Erforschung der Weltecken, deren vier im All verteilt sind (790), und die rastlos die dahineilenden Gestirne bewegen.

Die eine am Anfange des Himmels, wo er sich zum Kreise krümmt, wo sie von gleicher Höhe aus die Lande überschaut. — (= *Osten.*)

Die andere, entsprechende an der gegenüberliegenden Seite des Äthers, von wo aus das All flieht und jäh zum Tartaros hinabstrebt. — (= *Westen.*)

Die dritte bezeichnet den hohen Gipfel des Himmels, wo Phoibos müde den keuchenden Rossen Rast vergönnt, den Tag wendet und den Mittagsschatten prüft. — (= *Oben.*)

Die Tiefe hält inne die vierte, kenntlich an dem sicheren Grunde des Weltenrundes, für die Gestirne der Anfang der Wiederkehr und das Ende des Fallens; (800) gleichzeitig schaut sie nach Westen und Osten. — (= *Unten.*)

Diese Orte üben besondere Kräfte aus und erzielen dank der Kunst des Geschickes die höchsten Wirkungen, weil auf jenem sozusagen ätherischen Baue das ganze Weltenrund ruht. Fangen sie dieses, wie es mit wechselnder Schicksalsbedeutung ständig kreist, nicht auf und binden sie es nicht sicher an die beiden Seiten und an den Grund und den Gipfel des heiligen Raumes, so würde die Welt zerfallen und das Wunderrad sich auflösen.

Und doch, verschieden ist die Kraft in jeder der Ecken, und abweichend sind sie je nach der Schicksalsbedeutung ihres Ortes und entsprechend ihrer Entfernung in der Reihe.

(810) Die erste ist, die auf des Himmels Gipfel thront und mit dünner Schnur das Weltall hälftet. Sie hebt auf ihrem hohen Sitze der Ruhm empor. Dem höchsten Gipfel kommt folgende Fürsorge zu: alles Hervorragende und jede Ehre an sich zu ziehen und Auszeichnungen erweisend zu herrschen, und — daher kommt Ansehen, Gunst und Beliebtheit bei der Menge — auf dem Markte Recht zu sprechen, durch Gesetze den Erdkreis ruhig zu erhalten, durch ihre Verträge die fremden Völker zu binden und je nach seinem Geschicke den Namen eines jeden zu rühmen. — (= *Oben.*)

(820) Die nächste (Ecke), obwohl an fernstem Standorte gegründet, trägt das auf ewigem Grunde ruhende Rund. Dem Anscheine nach ist sie an Wirkung geringer, aber bedeutungsvoller im Leben; sie hütet die Grundlagen des geschäftlichen Lebens und leitet die Schatzungen: sie forscht nach, wie fest die Gelübde sind, wenn Gold aufgegraben ist, und wieviel man aus dem Verborgenen erlangen kann. — (= *Unten.*)

Die dritte, gleich mächtig, die den strahlenden Osten inne hat, wo die Gestirne empor streben, von wo aus der Tag wieder kehrt und die Zeit in Stunden teilt — von hier kommt, von den griechischen Städten her, das Horoskop, (830) und es nimmt keinen fremden Namen an, weil es sich seines eigenen freut — diese (Ecke) hat Macht über das Leben, bestimmt das Temperament, gibt dem Leben sein Schicksal und führt es seinen verschlungenen Pfad, bestimmt, was die erste Lebensstunde erfassen soll, welche Erziehung das Menschenkind erhalten, in welchen Stand es hinein geboren werden soll, wie immer die Sternbilder je nach dem Einflusse ihrer Kräfte ihren Spruch schreiben. — (= *Osten.*)

Die letzte, die die Gestirne nach ihrer Wanderung über das Weltall hin birgt, die den Westen hütet, und auf den untergetauchten Teil des

Digitized by Google

Weltenrundes hinabblickt, hat Einfluß auf die Hauptsachen des Lebens, auf das Ende der Mühen, auf Eheschließungen, Gastmähler, auf die letzten Zeiten des Lebens, (840) auf die Geschäfte, die Zusammenkünfte der Menschen und die Verehrung der Götter. — (= *Westen.*)

Und nicht zufrieden wird man sein, wenn man jede Weltecke begriffen hat: auch die Zwischenräume muß man im Gedächtnisse festhalten, die, einen größeren Raum umspannend, ihre Kräfte wirken lassen.

1. Die Krümmung vom Osten bis zum Gipfel des Weltenrundes nimmt die Jahre der ersten Kindheit in Anspruch. — (= *Ost bis oben.*)

2. Der vom Gipfel des Alls bis zum Westen absinkende Teil sorgt für das folgende Kindesalter und beherrscht von seinem Sitze aus das zarte Jünglingsalter. — (= *West bis oben.*)

3. Der Teil, der unterhalb des Westens ist und bis zum Grunde des Weltenrundes (850) hinab steigt, waltet der Jahre des reiferen Lebens, das in ihm eigentümlicher Aufeinanderfolge mit vielfachem Hasten und Jagen geplagt ist. — (= *West bis unten.*)

4. Dagegen, wo der Lauf des vom Grunde in sich zurückkehrenden (Teiles) endet, und wo er säumig, matten Fußes den rückwärts gekrümmten Bogen ersteigt, umfaßt er endlich die späten Jahre, den sinkenden Lebenstag und das zittrige Alter. — (= *Ost bis unten.*)

Jedes Gestirn in beliebigem Sternbilde wird durch die Teile des Weltalls beeinflußt; der Ort wirkt auf die Gestirne ein und erzeugt treffliche Gaben und auch Schaden. Die einzelnen werden in das Weltenrund hinein gedreht und erhalten Kräfte und geben sie dem Himmel wieder (860). Die Natur besiegt nämlich die Gattung und handhabt Gesetze im eigenen Bereiche und, bald reich an mannigfachen Gaben, bald unfruchtbar, zwingt sie die vorüber eilenden Gestirne ihres Bereiches, die ihren Tribut entrichten, ihre Art anzunehmen.

Wie oben sich ergab, ist der dritte Sitz vom Gipfel des Himmels an eine unglückliche Gegend, der Zukunft feind, allzu reich an Unheil. — (= *West.*)

Aber nicht er allein ist so, sondern er ist dem Sitze gleich, dessen Gestirn, ihm zugewendet, unter dem Westen strahlt. Unter dem Einflusse der Weltecken sinken beide und eilen in jähem Sturze hinab. (870) Es ist die Gegend der Mühsale. Man muß steigen und fallen. — (= *West bis unten.*)

Und nicht besser fällt oberhalb des Westens — (= *West bis oben*) — und gegenüber unterhalb des Ostens — (= *Ost bis unten*) — das Los der Welt. Dieser Teil hinabsinkend, jener hinaufschwebend, fürchtet entweder das Ende bei der Nachbarschaft der Ecke oder wird getäuscht fallen. Mit Recht werden sie für des schrecklichen Typhon Sitze gehalten, den die tobende Erde gebar. als sie dem Himmel den Kampf ansagte, und riesig wie die Mutter waren die Kinder. Aber durch den Blitz wurden sie wieder in die Tiefe gescheucht, und die Berge fielen auf sie zurück, und Typhoios floh in den Hügel, den er zum Kampfe getürmt hatte, und der ihm nun das Leben war. (880) Sie selbst, die Mutter des unter dem Ätna Brennenden, bebt.

Der Sitz, der dem strahlenden Gipfel des Himmels nachschreitet, der nächste, dürfte dem Gestirne selbst, mit dem er verbunden ist, nicht nachstehen. Da er überaus tüchtig ist, nach dem Siegespreise strebt und die Vorgänger überwunden hat, erhebt er sich höher zu dem höchsten als Begleiter am Ziele. Aber zum Schlimmeren gewendet bleibt dessen Lauf, und nicht sind Gelübde überflüssig. Deswegen ist es nicht wunderbar, daß der dem Gipfel zunächst liegende, und zwar tiefere Sitz vom Schicksal zur höchsten Verehrung bestimmt wird. Er hat das glückliche Zeichen.

Digitized by Google

Diesen Wahrspruch der griechischen Sprache übernimmt darauf die unsere und tauscht Namen gegen Namen (890). Jupiter wohnt hier. Glaube dem herrschenden Geschicke. — (= *Ost bis oben.*)

Ihm im bösen ähnlich, im abgesenkten Kreise (ist der Sitz), der den Wetterstrahl der unteren, versenkten Welt erfaßt, der auf der Gegenseite strahlt, der müde des vollendeten Dienstes sich wieder den neuen Mühen der Ecke weiht und die Last und die schicksalsmächtige Stellung übernehmen will. Noch fühlt er nicht die Wucht der Welt, vielmehr erhofft er die Ehre. Daimonie nennen ihn die Griechen, in römischer Sprache paßt der Name nicht in den Vers. In scharfsinnigem Geiste behalte den Ort und das Walten der Gottheit und den Namen der mächtigen (900), deren du später gedenkst, wenn du sie dringend brauchst. Hier haften meist die unser Wohl und Wehe bewegenden Kräfte und die mit den blinden Geschossen der Krankheiten kämpfenden Kriege, das durch zwiefache Kräfte bedingte Schwankende, des Zufalles oder der Gottheit, die das Schicksal bald hierhin, bald dorthin wendet. — (= *West bis unten.*)

Aber hinter dem mittleren Knoten und dem gekrümmten First des vom Gipfel herab schwankenden Weltalls hat die Mitte des Äthers Phoibos inne. Weil unter seiner Herrschaft unsere Leiber die Schäden meiden und Glück aus seinen Kräften annehmen, wird jener Ort mit dem griechischen Namen benannt. — (= *West bis oben.*)

(910) Diesem gegenüber strahlt der Teil der Welt, der zuerst aus der Tiefe wieder aufsteigt und dem Olymp zurückführt. Er beherrscht das Dunkel und die Nächte und erkennt als Herrin Phoibe an, die in der gegenüberliegenden Gegend das leuchtende Reich ihres Bruders schaut und sein Schicksalswalten in den unheilschwangeren Gegenden des Weltenrundes nachahmt. Diese Gegend hat als Namen Dea in römischem Munde; Griechenland hat in seiner Sprache dasselbe Wort. — (= *Ost bis unten.*)

Auf der Zinne des Himmels, wo der Aufstieg zur Höhe sein Ende erreicht und der Abstieg beginnt (920), der First zwischen Ost und West sich erhebt und die hangende Welt im Gleichgewichte erhält, diesen Sitz nimmt Kythereia über den Sternen in Anspruch, und gleichsam als Antlitz der Welt setzt sie das ihre ein, durch das sie das Menschenschicksal leitet. Als Sondermacht ist folgendes der Gegend übertragen: Ehen und Hochzeiten beherrscht sie. Diese Art der Fürsorge lehrt Venus ihre Geschosse lenken. Fortuna heißt die Gegend. Daraus nimm die Absicht wahr, daß ich Kurzes stark zusammengefaßt, im Liede bieten will. — (= *Oben.*)

An der Gegenecke, wo die Welt ruht (930), dort hütet Saturn das Weltenfundament und schaut zum Weltenrunde vor sich empor. In der Mitternachtsgegend liegt er und regt dort seine Kräfte, er, der einst der Herrschaft beraubt und vom Götterthrone gestoßen worden ist. Als Vater waltet er der Vorfälle, die Väter und Greise betreffen. Ihm eigentümlich ist die Fürsorge für beide. . . . Unangenehm ist für den heiligen Raum der Name, den Griechenland geprägt hat: Daimonion, und er bezeichnet seine dem Namen entsprechenden Kräfte. — (= *Unten.*)

Wohlan, schaue die aus der ersten Ecke aufsteigende Welt, (940) wo die aufsteigenden Gestirne ihren gewohnten Lauf neu beginnen, wo meergrün Phoibos den kalten Wogen entsteigt und allmählich gelblichen Glanz annimmt. Dies soll dein heiliger Bezirk sein, Kyllenier, Sohn der Maia. . . . In diese (Welt) hat die Natur das Geschick der Kinder gelegt, und aus ihr hält sie die Gelübde der Eltern in der Schwebe. — (= *Osten.*)

Ein Ort im Westen bleibt übrig. Dieser stößt die herabgleitende Welt in die Finsternis und läßt die Sterne untergehen (950). Er schaut den Rücken des Phoibos, der sein Antlitz gesehen hatte. Wundre dich nicht,

Digitized by Google

wenn er des schwarzen Dis Tor genannt wird und er das Ende des Lebens hütet. Hier stirbt sogar der Tag, und er entwendet die Lande über das Weltenrund hin und friedigt den Fang der Nacht ein. Er nimmt in Anspruch die Macht über eidliche Versprechungen und hütet die Beständigkeit des Herzens. So große Macht hat der Sitz, der Phoibos ruft und zur Ruhe schickt, der den Tag aufnimmt und zurück bringt und vollendet. — (= *Westen.*)

Die Kräfte der heiligen Bezirke mußt du dir nach dem Gesetze einprägen, das ausnahmslos (960) die Reihen der Gestirne durchfliegt und jenen seine Vorschriften verleiht. Die Sterne wandern in bestimmter Reihe und Ordnung, wie es die Natur erlaubt, und erzeugen die verschiedenen Kräfte der Gegenden, sobald sie fremden, gastlichen Herrschaftsgebieten zustreben und sich in fremdem Lager niederlassen.

Dies werde ich in einem bestimmten Abschnitte über die Sterne besingen. Jetzt genügt es, die Teile des Himmels und die Namen genannt zu haben, die Wirkungen eines jeden Ortes für sich und die Götter."

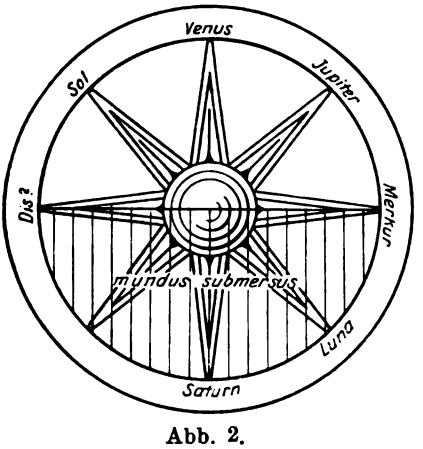


Abb. 2.
Das Weltenrund des Manilius.

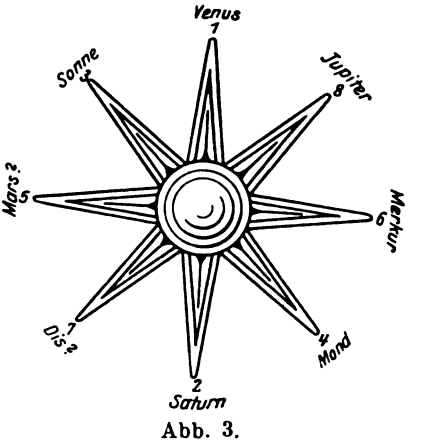


Abb. 3.
Vorstufe des manilischen Weltenrundes.

Dem voranstehenden bescheidenen Übersetzungsversuche liegt die Textausgabe von J. van Wageningen (Leipzig, 1915) zugrunde.

Das Weltenrund des Manilius, dessen Werk kurz nach Christi Geburt entstanden ist, enthält acht Göttersitze, nämlich vier Ecken (*cardines*) im Osten, Westen und oben und unten, und vier Zwischenräume (*intervalla*). Jeder Sitz hat seinen Namen (*titulus*), wie Dea, Daimonion, Daimonie, Fortuna und einen Planetengott.

Im Westen findet sich statt des zu erwartenden Mars der Unterweltsgott Dis. Der Sitz zwischen diesem und Saturn ist ohne Gott. Nach dem Texte (Z. 893—96) ist anzunehmen, daß der ursprüngliche Inhaber dieses Intervallums eine benachbarte Ecke übernommen hat. Dies kann nur dort erfolgt sein, wo eine Verderbnis vorhanden ist, nämlich im Westen, wo Dis statt Mars steht. Dis hat also wohl ursprünglich das Intervallum inne gehabt und später Mars verdrängt. Diese keineswegs belanglose Verschiebung dürfte erfolgt sein, als die Achttagewoche der Venus durch die Siebentagewoche ersetzt wurde, und so ein Göttersitz entbehrlich wurde,

Man kann also aus dem bei Manilius vorhandenen Bestande, der in Abb. 2 festgehalten ist, einen älteren Zustand erschließen, den Abb. 3 zum Ausdrucke bringt. In letzterer sind, um die Rekonstruktion sinnen-

Digitized by Google

fälliger zu machen, die üblichen Planetennamen eingesetzt, und der Kreisumfang ist weggelassen.

Etwas sehr wichtiges nämlich an dem manilischen Weltenrunde ist die durch den Text beglaubigte (Z. 810ff., 918ff.) Tatsache, daß Venus obenan steht und die Herrin der Welt ist. Es liegt ein Venussystem vor.

Das Zeichen der Venus ist der achtstrahlige (oder achtspeichige) Stern von Susa, dessen Strahlenenden in Abb. 3 die Sitze der Planetengötter sind. Es fragt sich nunmehr, wie diese angeordnet sind. Der Text liest (Z. 881ff.) zunächst Jupiter und seinen Gegenplaneten, dann die Sonne und den ihrigen, ferner Venus und ihr Gegenüber, und endlich Merkur und das seinige. In gleicher Weise werden zu Anfang des Berichtes (Z. 791ff. und 810ff.) die Weltecken behandelt und Z. 881ff. die Intervalla, nachdem diese vorher abweichend der Peripherie entlang aufgezählt worden sind (Z. 840—55), was sich aber aus ihrer Beziehung zu den Lebensaltern als notwendig ergibt.

Die gegensätzliche Anordnung, der Planeten und Ecken, die auf den diametralen Aspekten der Astrologen beruht (vgl. die Abb. bei Bouché-Leclercq) ist das allein mögliche Ablesungsprinzip für den achtstrahligen Stern. Man kann nur einen Planeten und sein Gegenüber auf einer geraden Linie lesen. Dagegen kann die Reihenfolge dieser Strahlen verschieden sein. Liest man, von Venus ausgehend, Strahl und Gegenstrahl ab und geht man dem Gange des Uhrzeigers entgegen in derselben Weise weiter herum, so ergibt sich folgende Reihe: Venus — Saturn — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter. Es ist die Wochentagsplanetenreihe, vermehrt um den Unterweltsgott Dis. Die so gewonnene Möglichkeit, zweifellos vorhandene Zusammenhänge aufzudecken, hatte mich veranlaßt, die sonst so rätselhafte Textstelle Z. 893—95 als Zeugnis einer Verderbnis zu deuten.

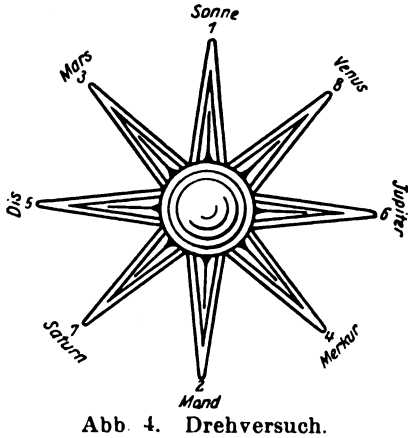


Abb. 4. Drehversuch.

Ehe wir fortfahren, ein Versuch. Dreht man den Venusstern um 45°, so daß die Sonne obenan steht, und versucht man in der gleichen Weise die Wochentagsplaneten abzulesen, indem man von der Sonne ausgeht, so erhält man (vgl. Abb. 4) eine Reihe, die Venus und Saturn umstellt: Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter — Saturn — Venus.

Dieser Versuch zeigt den Weg auf, wie aus einem Achtplanetensysteme durch eine Drehung um 45° ein zweites mit abweichender Lesung entstehen kann, Wenn also ein Siebenplanetensystem mit der Umstellung von Venus und Saturn auftaucht, so darf man schließen, daß es auf eine Achtplanetenreihe zurück geht, die von einem achtstrahligen Sterne abgelesen wurde, und daß man diesen Stern nochmals gedreht hat. Ich verweise auf die maledivische Planetenreihe im vorangehenden Abschnitte, wo der Grund der Umstellung naturgemäß unerörtert bleiben mußte, und auf D. d. im letzten Abschnitte.

3. Eine babylonische Götterzahlenreihe. (Abb. 5, 6.)

Gehen wir nun zu der schwierigen Götterzahlenreihe K 170 über, die bereits von F. Hommel, F. Röck (OLZ. 1912 Sp. 294ff.), F. E. Peiser

Digitized by Google

und zuletzt von A. Jeremias in seinem Handbuche (S. 147ff.) behandelt worden ist. Jeremias' Darstellung, die auf der Neuausgabe des Täfelchens K 170 in den CT. 25, Taf. 50 beruht, liefert die richtigsten Zahlen. Nur eine Zahl scheint schon auf der Tafel in Unordnung zu sein, die des Marduk 10 (?). Jeremias bemerkt dazu: „Vor zehn abgebrochen, aber nach den Spuren keinesfalls elf, wie Hommel hat."

Wenn die Zahl des Nergal 12 richtig ist, so muß nach dem Aufbau des Systemes für Marduk 17 richtig sein. Die Zahlen sind:

Anu	60	Marduk	17 (so!)
Enlil	50	Ištar	15
Ae	40 (anderwärts 50!)	Ninurta	50
Sin	30	Nergal	12
Šamaš	20	Nusku	10
Adad	6		

Die Namenreihe besteht aus der sumerischen Götterdreiheit Anu, Enlil, Ae einerseits, die mit 160 (so!) bewertet wird, und acht Planetengöttern andrerseits, die ebenfalls mit 160 (so!) verbucht werden. Daß Anu, Enlil und Ae so stark hervortreten, beweist, daß wir eine sumerische oder sumerisch sein wollende Liste vor uns haben. Die drei Götter vertreten die drei Weltreiche. Anu ist der Gott des Himmels (= der Vögel), Enlil der der Erde (= der Landtiere), Ae der der Wassertiefe (= der Fische). Eine babylonische Liste würde Marduk zum mindesten unter den Planetengöttern die höchste Zahl gegeben haben.

Da die Planetengötter den drei Weltherren unterstellt sein werden und dies auch in den Zahlen zum Ausdruck kommen wird, so wollen wir daraufhin die Götterzahlen prüfen.

Sin und Šamaš, die zu Enlil gehören, haben 30 + 20 = 50; Ninurta, der Ae unterzuordnen ist, hat allein 50; die übrigen, Adad, Marduk, Ištar, Nergal, Nusku haben zusammen, wenn man für Marduk 17 einstellt, 60. Damit ist die völlige Entsprechung der Weltherren und der acht Planeten in bezug auf die Zahlen wahrscheinlich gemacht.

Was bedeuten nun die 160 + 160 = 320? — Die Antwort gibt die Chronologie. Das Achtplanetensystem ist der chronologische Ausdruck der Achttagewoche. Vier Wochen dieser Art ergeben einen Monat von 32 Tagen, einen Venusmonat. Neun solcher Monate, vermehrt um vier Ausgleichstage ergeben 292 Tage, die Hälfte des synodischen Umlaufes der Venus, ein Venusjahr.

320 ist die Zahl der Tage von zehn Venusmonaten. Daß es verschiedene Berechnungen gegeben hat, die, vom Venusjahre ausgehend, ein Zehnmonatjahr ersonnen haben, glaube ich in meinem Aufsatze über das Venusjahr (Memnon Bd. 4) erwiesen zu haben. Einstweilen ist die Frage nach der Entstehung dieser Jahrform unbeantwortet geblieben; immerhin mag die Summe 320 (!) von K 170 als neuer Stoff gebucht werden.

Um diese Summe zu erzielen, mußte 1. Ae die anderweitig belegte 50 eingesetzt werden, 2. für Marduk 17 als richtig angenommen werden. Wenn ich oben für Ae 50 gewählt habe, so tat ich es in der Überzeugung, daß das vorliegende, wie mir scheint, jüngere System die höhere Zahl verlangte, die kleinere 40 dagegen die aus einer anderen Berechnung stammende ältere ist. In den 11 Götterzahlen stecken nämlich sieben, die durch zehn teilbar sind, und die, von Ninurta abgesehen, eine fortlaufende Reihe bilden:

Anu	60	Šamaš	20
Enlil	50	Ninurta	50
Ae	40	Nusku	10
Sin	30		

Digitized by Google

Die Siebenzahl dieser Zehner legt es nahe, in ihnen Planetenzahlen zu sehen. Da nun aber nach der Struktur der Summe 320 keine Zahl größer sein konnte als 60, so mußte Ninurta von 70 auf 50 herab gesetzt werden. An der Überarbeitung der Zahlen ist also nicht mehr zu zweifeln.

Die Urreihe hat gewiß nicht mit Zehnern gearbeitet, sondern mit Einern, da diese ja die Reihenfolge der Planeten angeben sollten. Diese begann mit Nusku 1, Samaš 2, Sin 3, und ging weiter bis Ninurta 7. Nur diese vier behielten ihre verzehnfachten Reihenfolgezahlen, den übrigen wurde sie abgenommen, um Anu, Enlil und Ae zu ihrem Vorrechte zu verhelfen.

Die nächste Frage ist nun, ob die Zehnerreihe einen achten Planeten gehabt habe, da ja die vorliegende tatsächlich (3 +) 8 Namen aufweist. Notwendig ist dies ja nicht, da man auch zwei verschiedene Reihen ineinander gearbeitet haben könnte. Es könnte z. B. eine Reihe gegeben haben, der die Zehner und vor allem Nusku 10, Šamaš 20, Sin 30, Ninurta 70 angehört haben, und es könnte nach einer anderen Liste ein achter Name

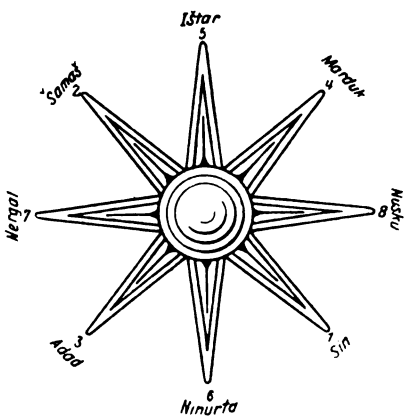


Abb. 5.
Planetenfolge in K 170.

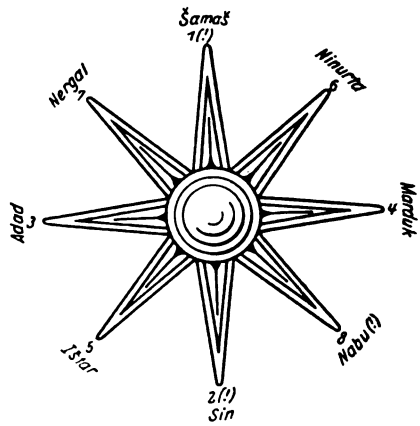


Abb. 6.
Erschlossene Planetenfolge in K 170.

angefügt worden sein, wobei die Reihenfolge, so gut es eben ging, der zweiten angepaßt worden wäre. Abweichende Namen der zweiten könnten ausgeschieden worden sein. Um eine Entscheidung zu treffen, soll die Reihenfolge der acht Planeten von K 170 geprüft werden.

Die Reihenfolge der acht Planeten ist nur durch den achtstrahligen Stern zu verstehen (vgl. Abb. 5). Es müssen ähnlich wie bei Manilius zuerst die schrägen Strahlen, dann die senkrechten und die wagerechten abgelesen werden. Die ersten beiden Namen werden freilich in verkehrter Reihenfolge genannt — Sin vor Šamaš! — Diese Unregelmäßigkeit ist ein Zugeständnis an die von 60 bis 20 herabsteigende Reihe von Zehnern, die man wohl nicht unterbrechen wollte. Dies allein erweist, daß die Zehner und die Reihenfolge nicht eines Ursprunges sind.

Die zweite Schwierigkeit der Reihenfolge ist die Anwesenheit des Nusku. Die sonstigen Namen sind nämlich dieselben, die auch Manilius hat. Die Übereinstimmung geht so weit, daß der Sitz bei Manilius, den ich Dis zugeschrieben habe, eine Eigenschaft hat, die dem Wettergotte Adad zukommt, der in K 170 an Dis' Stelle steht. Von dem Jupiter gegenüber liegenden Sitze sagt nämlich Manilius (Z. 892):

imaque submersi contingens fulmina mundi.

Digitized by Google

Wenn bei dieser Übereinstimmung an Stelle des Nabū (Merkur) in K 170 Nusku auftritt, so kann dies nicht richtig sein. Dieser Name wird der Liste der Zehner entstammen müssen. Damit sind die oben angeführten Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten geworden.

Es hat eine Achtplanetenliste zugrunde gelegen, deren Bestand sich mit der des Manilius deckte, und die noch den bei letzterem unbekannten Gott kannte; ferner eine Siebenplanetenliste, die Nusku und die Zehner hatte.

Verweilen wir bei der Achtplanetenliste. Als ursprüngliche Reihenfolge dieser sehe ich an: Šamaš — Sin — Adad — Marduk — Ištar — Ninurta — Nergal — Nabū. Dreht man Abb. 5 um 45°, so daß Šamaš obenan steht, und vertauscht man der Regel gemäß Ištar und Ninurta, so kann man in regelmäßiger Weise folgende Reihe ablesen (Abb. 6): Sonne (Šamaš) — Mond (Sin) — Mars (Nergal) — Merkur (Nabū) — Dis (Adad) — Jupiter (Marduk) — Venus (Ištar) — Saturn (Ninurta).

Die Siebenplanetenliste von K 170, von der wir nach der Zehnerreihe der Zahlen nur Nusku 1 — Šamaš 2 — Sin 3 — — Ninurta 7 kennen, ist etwas Neues, da noch keine Reihe bekannt ist, in der Nusku als Planet auftaucht.

Nusku ist der babylonische Feuergott. Da er oft in Verbindung mit Sin erscheint, und in einem Texte auch Sohn des Sin genannt wird, so muß man ihn als Mondgottheit auffassen, und er ist auch von P. Jensen als Neumondsichel (KB. Bd. 6, 1 S. 413) bezeichnet worden. Der Feuergott ist sonst Gibil (BIL-GI), der nach 4 Rawl. 14 Nr. 2 der besondere Gott der Schmiedekunst ist, dessen Bote Išum „Feuer" ist, eine andere Erscheinungsform des Gottes. Freilich bemerkt P. Jensen (BPhW. 1916. Sp. 901) dazu: „Išum = Feuergott beruht lediglich auf einer faulen Etymologie."

Wenn die Gleichsetzung von Gibil und Nusku zu Rechte besteht, so kann Nusku nur der Dunkelmond oder ein mit diesem im Zusammenhange stehender Schmiedegott sein. Wie Nusku in K 170 der erste der Planeten ist und auch sonst in einer Götterliste als erster genannt wird, so sind auch bei den Ariern die Schmiedegötter die Herren der Welt. Diese Rolle spielte sicher Volcanus, den Jupiter in die Tiefe schleuderte, und Zeus selber ist ein Schmied. Ebenso ist Donar (Thorr) der Hammergott.

4. Die persische Planetenreihe. (Abb. 8.)

Im Jahre 1913 hatte ich ein hierher gehörendes Bruchstück veröffentlicht. (Weltall 13.)

Die älteren persischen Monatstage hatten Namen, die mit der Ahuramazda-Religion in Beziehung standen. Der erste Tag des Monats war Ahuramazda geweiht, und zu diesem Gotte gehören auch der 8. 15. 23. Tag durch ihren Namen Dathušō (vgl. Ginzel, Handbuch 1, S. 181f.). Nach E. J. D. Nadershah gibt es eine Überlieferung, die dieTagesnamen der zweiten iranischen Woche (Tag 8—14) den Planeten gleichsetzte:

1 *Dathušō*	= Jupiter
2 *Āthrō*	= Mars
3 *Apām*	= Venus
4 *Hvarekšaētahē*	= Sonne
5 *Māonhō*	= Mond
6 *Tištrijēhē*	= Merkur
7 *Geus*	= Saturn

Wenn man mit dieser Planetenreihe die der Wochentagsplaneten zusammenstellt, so könnte man glauben, daß beide unverwandt seien, und doch ist dies nur Schein. Man wolle die folgenden Paare vergleichen:

Digitized by Google

Iran	Wochentagspl.	Iran	Wochentagspl.
2 Mars	3 Mars	6 Merkur	4 Merkur
3 Venus	6 Venus	7 Saturn	7 Saturn

Während also in Iran die Planeten unmittelbar aufeinander folgen (2—3, 6—7), muß man in der Reihe der Wochentagsplaneten um drei Ziffern weiter gehen (von 3—6, von 4—7). Das sind Spuren eines alten Systems.

Wenn das aber zutrifft, so kann die Aufeinanderfolge von Sonne und Mond in der iranischen Planetenreihe nicht richtig sein; es müssen Umstellungen vorgenommen worden sein. Wenn man versuchsweise den Mond von seinem Platze entfernt, so stehen Sonne und Merkur nebeneinander, die in der Wochentagsplanetenreihe um drei Ziffern voneinander abstehen, also systemrecht sind.

Iran	Wochentagsplaneten
(5) Sonne	1 Sonne
6 Merkur	4 Merkur

Nachdem so die Stellung von Mars, Venus, Sonne, Merkur und Saturn bestimmt worden ist, kann man die des Mondes in der Weise festlegen,

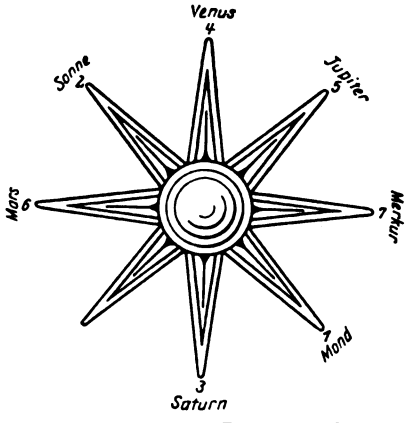


Abb. 7. Elamische Planetenfolge bei Assurbanapal.

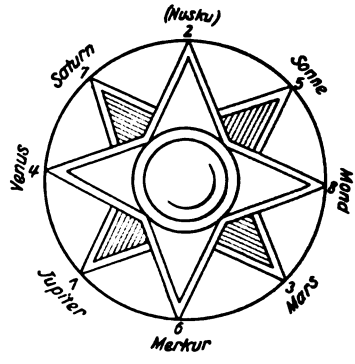


Abb. 8. Erschlossene Planetenfolge der zweiten altiramischen Woche.

daß man in der iranischen Reihe von der Sonne aus um drei Ziffern weiter geht: er muß auf den Saturn folgen. Machen wir die Probe:

Iran	Wochentagspl.	Iran	Wochentagpl.
(1) Mond	2 Mond	7 Saturn	7 Saturn
(2) Jupiter	5 Jupiter	(1) Mond	2 Mond
		(4) Venus	5 Venus
		(5) Sonne	1 Sonne

Die links stehende Gruppe ist in Ordnung, die beiden rechts nicht. Das Rätsel löst sich dadurch, daß ein Planet der Reihe ausgefallen ist, den wir Nusku nennen wollen. Er folgt auf Jupiter.

So erhält man die Reihe 1 Jupiter — (2 Nusku) — 3 Mars — 4 Venus — 5 Sonne — 6 Merkur — 7 Saturn — 8 Mond (vgl. Abb. 8). Nusku ist auf Abb. 8 an erster Stelle, als Leiter der Planeten. Bei Craig, Religious Texts. Bd. 2, Taf. 9 Z. 5 erscheint Nusku als erster Gott der Götterliste.

Wenn ich den einzufügenden achten Planeten Nusku genannt habe, so ist dies eine Vorwegnahme der nun folgenden Vergleichung mit der aus K 170 ermittelten Reihe von Planeten, die Nusku an erster Stelle hatte. Da, wie oben festgestellt ist, von der Siebenplanetenreihe von K 170

Digitized by Google

nur vier Planeten an alter Stelle stehen, nämlich die Zehnerplaneten, so kann der Vergleich nur an der Hand dieser vier geführt werden. Die Namen in K 170 sind, wie ausgeführt, nach einem anderen Systeme angeordnet, zum Teile so, daß die fremde Grundlage durchschimmert: so ist Nusku und Merkur verselbigt und Sin vor Šamaš gestellt worden.

Die vergleichbaren Gestalten der zu vergleichenden Reihen ergeben, daß eine Verwandtschaft vorliegt. Danach lassen sich als ursprüngliche Planetenzahlen der rechts stehenden Reihe die mit einem Sterne bezeichneten Einer feststellen.

Iran. Planeten	Planeten von K 170	Planetenzahlen	Urzahlen
1 (Nusku	Nusku	10	*1
2 Sonne	Šamaš	20	*2
3 Mond	Sin	30	*3
4 Mars	Nergal		*4
5 Merkur	(Nabû)		—
6 Jupiter	Marduk		*5
7 Venus	Ištar		*6
8 Saturn	Ninurta	(70)	*7

Bei dieser Gelegenheit sei auf meine neuen Tierkreise verwiesen, in denen ich einigen Stoff zur magischen Farbenlehre zusammengestellt habe. Ein Abschnitt behandelt die zu den acht Planeten gehörenden Farben.

5. Die persischen Monatsnamen. (Abb. 9 u. 10.)

In der Bagistāninschrift des großen Dareios sind 9 altpersische Monatsnamen überliefert, um deren Bestimmung sich besonders F. H. Weißbach verdient gemacht hat (Keilinschr. d. Achaemeniden [VB.] S. 81). Von diesen sind die babylonischen Gleichungen des *Thuravāhara*. *Thaigarčiš*, *Atřijādija*, *Anāmaka*, *Vijaḫna* gesichert; die des *Garmapada*, *Bagajadiš*, *(Va)r(kaza)na* mit großer Wahrscheinlichkeit festgelegt; und nur beim *Adukaniš* kann man zwischen den drei Monaten *Du'uzu*, *Abu* und *Ulûlu* schwanken.

Das Awesta hat abweichende Namen, die sich ins Mittel- und Neupersische fortsetzen; doch ist nicht anzunehmen, daß das System und der Ausgangspunkt der Zählung verändert worden ist. Man kann im Gegenteile auf mindestens zwei überzeugende Gleichungen hinweisen: die Namen des *Kisilîmu: Ātřijādija — Āthrō* (*Ātarō*, *Āder*), die beide mit dem heiligen Feuer zusammen hangen, und die des *Ṭebetu: Anāmaka — Dathušō* (*Dīnō*, *Dae*, *Dei*), die beide mit Ahuramazda zu tun haben. Denn der Namenlose (*Anāmaka*) ist hier wie in aller Welt das höchste Wesen (Ginzel 1, S. 277) und *Dathušō* ist ein Beiname Ahuramazdas (Ginzel 1, S. 279). Mithin dürfte folgende Gleichsetzung zu Rechte bestehen:

Babylonisch	Achamanid.	Awestisch	Neupersisch
1 *Nisānu*	*Garmapada*	*Fravartinām*	*Ferverdīn*
2 *Ajaru*	*Thuravāhara*	*Artahē vahištahē*	*Ardebehešt*
3 *Simānu*	*Thaigarčiš*	*Haurvatāto*	*Hordād*
4 *Du'uzu*		*Tistrjehē*	*Tīr*
5 *Abu*	*Adukaniš*	*Amerotāto*	*Mordād*
6 *Ulûlu*		*Kšāthrahē vairjēhē*	*Šarīr*
7 *Tišrītu*	*Bāgajādiš*	*Mitrahē*	*Mihr*
8 *Araḫsamna*	*(Va)r(kaza)na*	*Apām*	*Ābān*
9 *Tisîlîmu*	*Atřijādija*	*Āthrō*	*Āder*
10 *Ṭebetu*	*Anāmaka*	*Dathušō*	*Dae, Deï*
11 *Šabatu*		*Vanheus mananho*	*Bahmen*
12 *Addaru*	*Vijaḫna*	*Spentajō ārmatōis*	*Asfendārmed*

Digitized by Google

Unter den Namen vom Awesta an sind sechs, die sich auf die 6 *Amṛta Sponta* beziehen, und zwar in der Reihenfolge der Monate:

Ardebehešt	= *Amṛta Sponta*	2,	der Herr des Feuers und der Hitze
Hordād	= „ „	5,	der Herr der Gewässer.
Mordād	= „ „	6,	der Schützer des Wachstums, der Herr der Bäume und Früchte
Šarīr	= „ „	3,	der Herr der Metalle
Bahmen	= „ „	1,	der Beschützer des Viehs und der Herden
Asfendārmed	= „ „	4,	die Gebieterin der Erde, der Ackerfluren.

Die seltsame Anordnung der *Amṛta Sponta* (Nr. 2 — 5 — 6 — 3 — 1 — 4) wird verständlich, wenn man sie graphisch darstellt (Abb. 9). Es handelt sich um eine Abart des Sternes von Susa, jedoch ähnlicher Ausgestaltung wie wir sie beim manilischen Weltenrunde kennen gelernt haben. Drei *Amṛta* gehören der oberen Welt an, sie gebieten über die Sonnenwärme, die Bäume, Früchte und über die Tiere, drei andere gehören zum *mundus submersus*, sie gebieten über die Erde und die Ackerfluren, über die Gewässer und die Metalle.

Aber die sechs *Amṛta* sind nicht der einzige Bestandteil der jüngeren Monatsreihe, es sind mit ihr auch die sieben Planeten Nadershahs ver-

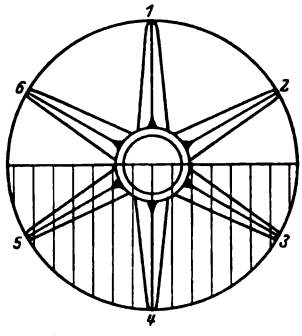


Abb. 9. Die Amṛta Sponta in den Monatsnamen.

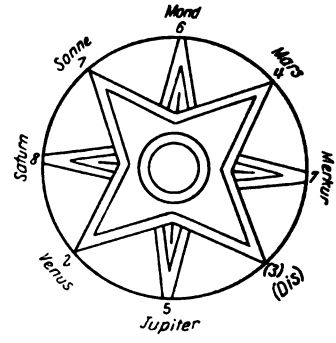


Abb. 10. Die Planeten in den persischen Monatsnamen.

bunden, die aber in zwei Fällen nicht deutlich erkennbar sind. Da nämlich 6 (*Amṛta*) + 7 (Planeten) = 13 sind, aber nur 12 Monate in Frage kommen, so trat ein *Amṛta* auch für einen Planeten ein, nämlich Šarīr, der Herr der Metalle, für Saturn. Schwer erkennbar ist auch der Mond, der in dem Ferverdīn, dem einzigen noch freien Monate steckt. Die Planeten- und Amṛtareihe hat also folgendes Aussehen:

Monate	*Amṛta*	Planeten
1 Ferverdīn		(Mond), dem Andenken der Toten gewidmet.
2 Ardebehešt	2	
3 Hordād	5	
4 Tīr		Merkur
5 Mordād	6	
6 Šarīr	3 =	(Saturn)
7 Mihr		Sonne
8 Ābān (= *Anahita*)		Venus (vgl. Ginzel 1, S. 279).
9 Āder		Mars
10 Dae		Jupiter
11 Bahmen	1	
12 Asfendārmed	4	

Digitized by Google

Daß auch diese Planetenreihe auf eine achtgestaltige zurückgehen wird, ist wohl anzunehmen, da wir in Iran, der Urheimat der Achttagewoche, sind. Es scheint aber eine andere Reihe vorzuliegen als die aus der Wochentagsplanetenreihe erschlossene, nämlich eine Reihe, die Dis (Adad) an Stelle des Volcanus (Nusku) hat, also die des manilischen Weltenrundes: Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter — Venus — Saturn (vgl. Abb. 3). Ordnet man diese Reihe von Namen auf der Peripherie eines Kreises an, so ergibt sich Abb. 10, die gleichzeitig dem Planeten Dis seine Daseinsberechtigung nachweist. Die Ziffern geben die Reihenfolge der Gestalten an, wie sie in der Reihe der Monatsnamen zugrunde liegt, von der zweiten Jahreshälfte beginnend. Es handelt sich um ein Ablesungsinstrument, das eine Verbindung des Sternes von Susa mit den astrologischen Quadraten ist.

6. Arabische Talismane. (Abb. 11.)

In der weiten Welt wird sich noch mancher Stoff finden, der zu dem Achtplanetensysteme gehört, das Nusku an der Spitze hat. Dieser muß erst zusammen gestellt werden. Das folgende will ein Beitrag dazu sein:

„In Algerien findet man auf Talismanen häufig eine Gruppe von Figuren, die auch in dem Diwan 'Ali's erwähnt werden:

„„Aufs Siegel Salomonis folgen
Drei Stäbe, gleich geraden Speeren,
Ein offnes, abgekürztes Mim,
Die Leiter Wünsche zu gewähren,
Vier Finger wohlzutun gerad'
Die aber einer Hand entbehren,
Ein He und ein gebogenes Waw,
Wie Schröpferohr von weitem,
Beredtem und dem stummen Mann
Den Namen Gottes zu bedeuten.““

Der Kommentar dazu gibt folgende Erklärung:

„Zuerst das Siegel Salomos; ein aufrechtes und ein darüber gestürztes Dreieck ✡ ist die vollkommenste Figur desselben, wiewohl einige das pythagoreische Fünfeck ⛤, andere bloß einen Ring dafür setzen. Hierauf drei gerade Striche |||; das offene aber abgekürzte Mīm ◟ nicht ◜ (Auch dieses kommt vor. Bork) stellt die Zahl vierzig vor; die Leiter wird ebenfalls auf dreierlei Arten gezeichnet, entweder ⫽ oder ⫽ oder ⊟ (oder # Bork) deren Sprossen aber immer drei (? Bork). Die vier Finger, welche ohne Hand den Wink zum Wohltun geben, sind in dem Buche ebenfalls durch vier Striche vorgestellt, vermutlich um die Ungelegenheit, welche das Zeichnen gemacht hätte, zu ersparen (Gelegentlich werden die vier Finger wirklich gezeichnet. Bork).“

Diese durch eingeklammerte Zusätze von mir vermehrte Stelle aus S. Seligmanns Bösem Blicke Bd. 2 S. 294f. behandelt die 7 Planetenzeichen, wie sie heute noch in arabischen Landen verwendet werden. Bei T. Canaan werden die Zeichen in folgender Weise mit den Planeten verbunden:

1	Siegel Salomons	= Sonne
2	Hē	= Mond
3	Vier Striche	= Mars
4	Leiter	= Merkur
5	Mīm	= Jupiter
6	Drei Striche	= Venus
7	Wāw	= Saturn

Wichtig ist der Hinweis des Kommentars, daß Mīm die Zahl 40 ist. Danach ist es sicher, daß Wāw 6, Hē 5 bedeutet. Das sind nämlich die Zahlenwerte der drei arabischen Buchstaben.

Digitized by Google

In Algier wie in Palästina werden drei unter den sieben Planeten durch Buchstaben bezeichnet und so heraus gehoben. Die Buchstaben werden außerdem als magische Zahlen angesehen, wie man bei Seligmann und Canaan nachlesen kann.

Das Hervorheben der drei Planeten ist ein ähnlicher Vorgang wie die Überordnung des Anu, Enlil und Ae in K 170. So liegt es wohl nahe, die Zahlen der beiden Oberschichten zu vergleichen:

Sumerische Liste		Talismane		Planetenzeichen
Anu	60	Saturn (Ninurta)	6	Wāw
Enlil	50	Mond (Nusku)	5	Hē
Ae	40	Jupiter (Marduk)	40	Mīm

Die Jupiterzahl ist die des Ae unverändert, die des Saturn und des Mondes sind durch Zehntelung der sumerischen Werte gewonnen.

Daß die Jupiterzahl so groß ist, deutet darauf hin, daß eine babylonische Liste zugrunde gelegen hat, in der Marduk selbstverständlich die Hauptrolle gespielt hat.

Es erübrigt sich nur noch, die Zahlen der Sonne, der Venus, des Mars und des Merkur zu ermitteln. Dazu stehen zwei Wege offen, 1. eine Prüfung der Planetenzeichen, 2. die Zehntelung der sumerischen Liste.

Sumerische Liste		Talismane	Planetenzeichen
Šamaš	20	Sonne	Ring, Druidenfuß, Siegel Salomons
Ištar	15	Venus	drei Striche, Siegel Dawids
Nergal	14	Mars	vier Striche, Siegel Lūṭs
—		Merkur	Leiter, Siegel des Adrīs

Da die hohen Zahlen 5, 6, 40 (= 8 mal 5) vergeben sind, ist anzunehmen, daß für diese vier Planeten die Ziffern 1 bis 4 in Frage kommen werden.

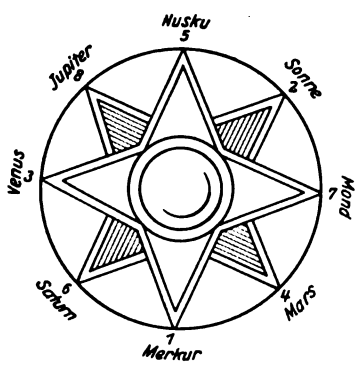


Abb. 11. Die Planetenreihe der arabischen Talismane.

Die Planetenzeichen bringen zum Teil unverwertbare Symbole wie den Ring (= Tierkreis?) oder den davon hergeleiteten sechszackigen Stern, oder die unverständliche Leiter. Dagegen sind die drei und vier Striche deutliche Zahlzeichen, stammen allerdings aus einer anderen Schrift als der modernarabischen.

Wenn so für Venus eine Drei, für Mars eine Vier ermittelt werden kann, so wird man für die Sonne eine Zwei, zu der man auch von der sumerischen 20 aus gelangen kann, für Merkur eine Eins annehmen müssen.

Für den Leser, der sich mit der Deutung der drei und vier Striche nicht befreunden mag, wird im nächsten Abschnitte ein ähnlicher Fall behandelt werden.

Wie wir bemerkt haben, wohnt den Planetenzahlen ein Sinn inne, wenn sie eine Reihenfolge bezeichnen. Als System für die eben ermittelte Reihe kommt der achtzackige Stern in Frage. Die Ecke vor der Sonne ist der Platz Nuskus, der den Mond vertritt. Nur unter dieser Annahme ergibt sich eine regelmäßige Zeichnung, die man aus Abb. 11 ersehen mag.

Augenscheinlich liegt hier aber eine Verderbnis vor, doch wird erst im letzten Abschnitte zu zeigen sein, wie es gekommen sein mag, daß Jupiter und Saturn vertauscht wurden. Wichtig aber bleibt dieses lebende Bruchstück deswegen, weil hier Nusku offenbar als Mondgott auftritt und Sin verdrängt hat.

Digitized by Google

Jedenfalls gehen die iranischen Wochentagsplaneten, die Planeten von K 170 und die der arabischen Talismane auf dieselbe Reihe von acht Planeten zurück, die aber von der manilischen und der der persischen Monatsnamen verschieden ist.

7. Das pergamenische Zaubergerät. (Abb. 12.)

Ehe ich diese Verwandtschaftsverhältnisse bespreche, möchte ich noch ein eigenartiges, von R. Wünsch herausgegebenes Denkmal erörtern, das pergamenische Zaubergerät. Über dieses hat Wolfgang Schultz im vierten Bande des Memnon gearbeitet und hat nachgewiesen, daß das Gerät mit seinen vier Zonen zu acht Feldern, oder mit 32 Feldern im ganzen dem Systeme der Acht angehört. Richtig ist ebenfalls seine Deutung des achtstrahligen Sternes als Symboles der Venus im inneren Kreise des Gerätes.

Während nun in den drei äußeren Zonen die Teilung ganz regelmäßig ist, kann man dies von dem inneren Kreise nicht behaupten. Die drei obersten Sektoren desselben umfassen die Hälfte des Kreises, die fünf unteren die andre Hälfte. Wenn die Felder Planeten zugeordnet sein sollten, — und sie müssen es sein, da das Ganze ein Zaubergerät ist — so liegen hier ähnliche Verhältnisse vor wie in der Götterliste K 170 mit ihren 160 für Anu, Enlil und Ae zusammen und der gleichen Summe für die anderen acht Götter.

In den inneren Sektoren sind also die Zeichen der acht Planeten zu erwarten. Es ist in der Tat in jedem von ihnen ein solches Symbol vorhanden und dazu eine verstümmelte Vokalreihe, die in dem von Wünsch angezogenen Pap. 124, 38 vollständig und systematisch richtig erhalten ist:

α	ε	η	ι	ο	υ	ω
ε	η	ι	ο	υ	ω	α
η	ι	ο	υ	ω	α	ε
ι	ο	υ	ω	α	ε	η
ο	υ	ω	α	ε	η	ι
υ	ω	α	ε	η	ι	ο
ω	α	ε	η	ι	ο	υ

Da es sich um eine Theorie handelt, die von den sieben Planeten ausgeht und deswegen die sieben Vokale in verschiedener Gruppierung bietet, so darf man die Vokale als spätere Zutat aus dem inneren Kreise ausscheiden. Es bleiben übrig die acht Symbole (Abb. 12), von denen Nr. 7 der Venusstern ist. Nr. 8 versuche ich als Saturn, Nr. 1 und 2 als Nusku und Sonne zu deuten.

Die Nummern 3—6 möchte ich mit der bekannten Reihe Mond, Mars, Merkur, Jupiter zusammenstellen.

Die Symbole halte ich für Ziffern eines unbekannten Zahlensytemes, das dem indischen nahe steht. Man muß die Abbildung so halten, daß der Mittelpunkt des Zaubergerätes unter der zu beobachtenden Zahl steht, so wird besonders bei 3—6 die Ähnlichkeit mit unseren Ziffern auffallen.

8. Einstweilige Ergebnisse.

Es haben sich also zwei Reihengruppen von je acht Planeten ergeben, die die Wochentagsplaneten gemeinsam haben. Aber, wie zu erwarten war, ist keine der beiden Gruppen vollständig erhalten; alle Belege bis auf einen haben den Bestand auf sieben herab gesetzt.

1. Die iranischen Tagesplaneten lassen Nusku weg, die arabischen Talismane vertauschen Nusku und Mond und haben den ersteren

Digitized by Google

unter dem Namen des letzteren, die Götterzahlen (K 170) endlich haben Nusku und lassen Merkur weg.

Für diese Gruppe kommt als Ablesungsinstrument nur der achtzackige Stern in Frage (Abb. 8, 11).

Die zugrunde liegende Planetenreihe lautet: Volcanus (Nusku) — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Jupiter — Venus — Saturn.

2. Auch die Planetenreihe des Manilius besteht tatsächlich aus sieben Gestalten, läßt aber die vorausgehende Achtheit deutlich erkennen. An der Spitze steht Venus. Nusku fehlt und ebenso Mars. Dafür ist aber der Unterweltsgott Dis (Adad) vorhanden, der Mars verdrängt zu haben scheint.

Hierzu gehört auch die sekundäre Anordnung der acht Planeten von K 170, die zwar den der andersartigen Vorlage entstammenden Nusku nennt, ihn aber so behandelt, als wenn Nabū (Merkur) dastünde.

Als Ablesungsinstrument habe ich für diese beiden Dokumente den achtstrahligen Stern der Venus ermittelt, den wir vorhin als die Speichen des Manilischen Weltenrades kennen lernten (Abb. 3, 5, 6).

Mit der Planetenreihe des Manilius ist auch die aus den persischen Monatsnamen ermittelte verwandt. Als Ablesungsinstrument wurde

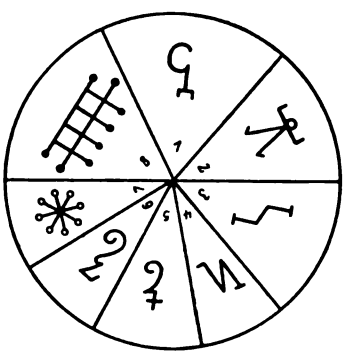


Abb. 12. Innerer Kreis des pergamenischen Zaubergeräts.

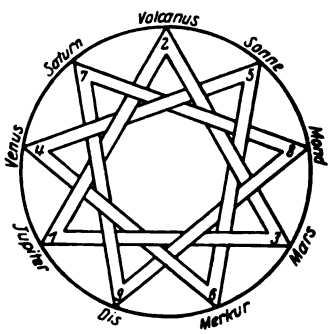


Abb. 13. Erschlossene Urreihe.

eine Verbindung des Sternes von Susa mit den astrologischen Quadraten erschlossen (Abb. 10).

Die der zweiten Gruppe zugrunde liegende Götterreihe ist: Venus — Saturn — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter. Beide Reihen sind Ausprägungen einer Urreihe von neun Gestalten: 1. Volcanus, 2. Sonne, 3. Mond, 4. Mars, 5. Merkur, 6. Dis, 7. Jupiter, 8. Venus, 9. Saturn.

Hier sei noch angedeutet, daß die beiden Planeten Volcanus und Dis längst bekannte Gestalten sind: der erstere ist der Dunkelmond, der letztere die dunkle Venus. Ein Nachklang davon ist der Unterweltscharakter der Venus im babylonischen Kulturkreise, die Erzählung von der Höllenfahrt der Ištar und die Tatsache, daß im alten Orient die Venus „als Abendstern am Westhimmel weiblich, als Glücks- und Liebesgöttin, als Morgenstern am Osthimmel dagegen männlich und als Kriegsgott galt" (Röck, Kalender, Sternglaube usw. S. 83 Anm. 2).

Als Urinstrument glaube ich ein auf den trigonalen Aspekten der Astrologen beruhendes herstellen zu können (Abb. 13).

Läßt man eine Ecke weg, z. B. Dis, und verbindet man in gleicher Weise wie in Abb. 8 die Ecken der Art, daß man, beispielsweise von Jupiter ausgehend, immer die zwei folgenden überspringt, so entsteht der acht-

Digitized by Google

zackige Stern und die Namenreihe Jupiter—Nusku—Mars—Venus—Sonne—Merkur—Saturn—Mond, die vorhin als die den iranischen Tagesplaneten zugrunde liegende Reihe ermittelt worden war.

Die Änderung des Instruments durch Weglassung einer Gestalt unter Beibehaltung der Lesungsmethode glaube ich auf eine von außen eingedrungene Kalenderänderung, nämlich auf die Einführung des Venusjahres zurückführen zu sollen. Daß dieser Typus 1 der Achtplaneten· instrumente nicht in dem Lande entstanden sein kann, in dem der Venuskalender gebildet wurde, geht schon daraus hervor, daß der alte Leiter der Planeten, der Schmiedegott, beibehalten wurde.

In dem Geburtslande des Venuskalenders wurde sicher der frühere Leiter der Woche, der Schmiedegott, beseitigt, und an seiner Statt mußte Venus Leiterin werden. Deswegen halte ich den zweiten Typus für den des Venuskalenders. Beachtenswert ist noch, daß auch das Ableseinstrument durchgreifend geändert wurde, indem man den achtspeichigen Stern an Stelle des achtzackigen setzte.

Im einstigen Verbreitungsgebiete des Venuskalenders, oder wohin der damit verbundene kalendarische Aberglaube gedrungen ist, findet man noch manche Anschauung, die auf die Vorherrschaft der Venus zu deuten ist. So gilt im heutigen Palästina der Freitag als der Tag, an dem alle Dämonen 24 Stunden Freiheit haben (T. Canaan S. 13). Bei den Juden ist der Freitag als Erschaffungstag der Geister ein Unglückstag.

„Genau wie bei den Hebräern und den Völkern des klassischen Altertumes nimmt im jetzigen Amulettglauben das Eisen die vornehmste Stelle ein. Es bricht im stärksten Maße Zauber, verhindert die Wirkung des ‚bösen Blicks' und flößt den Gespenstern Furcht ein." (T. Canaan S. 83f.). Das Eisen ist das Venusmetall.

Hommel hat darauf hingewiesen, daß der Planet Venus Beziehungen zu der Hand hat. Bei den Arabern wird die Venus in Verbindung mit der Mondsichel als „Hand der Fatme" dargestellt und als Amulett verwendet. Schmucksachen und Talismankapseln werden entsprechend den fünf Fingern mit fünf Kettchen oder Anhängern versehen. Auch gibt man Namen, die mit der Zahl fünf zu tun haben, wie Ḫamīs oder Ḫmeis, um die Träger vor Unglück zu schützen.

9. 4 Rawlinson 33.

In die obigen Untersuchungen spielte die Frage nach dem Venusjahre hinein. Deswegen mögen einige Bemerkungen folgen, wenn ich auch schon Literaturangaben gemacht habe.

Alle Chronologie geht vom Monde aus, weil dieser der am leichtesten zu beobachtende Himmelskörper ist, der einen klaren Gestaltenwechsel zeigt und im Verschwinden und Wiederaufleuchten der Sichel feste Ausgangspunkte bietet. Die Sonne kommt für den Beobachter ohne geeignete Instrumente nicht in Frage, da sie sich infolge ihrer Lichtfülle der Beobachtung entzieht, und sie andererseits keinen Gestaltswechsel hat.

Der Mond als Zeitmesser aber liefert die zwischen zwei Neumonden liegende Zeitspanne, den Monat, als verwendbare Zeiteinheit, ferner die Spanne zwischen dem Aufleuchten der Neusichel und dem Verschwinden der abnehmenden. Je nachdem man die eine oder andere Einheit zugrunde legt, kann man den Monat in Abschnitte zu 9 oder 7, bzw. zu 10 oder 5 Tagen teilen, die man Wochen nennt. Größere Zeiteinheiten vom Monde abzulesen, ist wohl nie versucht worden. Dazu war die Beobachtung eines zweiten Gestirnes erforderlich. Ehe man zur Rechnung nach der Sonne überging, machte man einen Umweg über die Venus.

Digitized by Google

Das Venusjahr, das vom alten Elam ausgegangen zu sein scheint, umfaßte rund eine Schwangerschaftsperiode, nämlich den halben synodischen Umlauf der Venus, 292 Tage, die in Monate zu 32 oder 33 Tagen eingeteilt wurden, welche ihrerseits durch Achttagewochen geviertelt wurden. Im ganzen hat das Venusjahr neun Monate gehabt. Näheres findet man jetzt bei F. Röck, Kalender, Sternglaube usw.

Die Chronologie nach der Venus übernahm die Errungenschaften des Mondzeitalters, die Monate und Wochen und modelte sie nur ihren Bedürfnissen entsprechend um. Der Monat bedeutete also nicht mehr eine bestimmte, vom Monde ablesbare Zeiteinheit, sondern wurde ein absoluter kalendarischer Begriff. An die Stelle der reinen Beobachtung war die rechnende Wissenschaft getreten.

Wenn sich nun eine aus der Zeit der Mondchronologie stammende Mondphasenfolge von neun Gestalten auf asiatischem Boden zu einer Reihe von acht Planeten umgebildet hat, der Gestalt, daß jeder Planet der Regent eines Wochentages wurde, so kann es nicht wunder nehmen, wenn die neun Planeten auch als Regenten der neun Venusmonate in Anspruch genommen wurden. In gleicher Weise verwendeten z. B. die Türken die Zyklustiere ebenso als Stundenregenten wie als Jahresweiser.

Eine solche Liste von neun Venusmonaten dürfte in der Liste 4 Raw. 33 stecken, die schon mehrfach die Aufmerksamkeit der Babylonisten gefesselt hat. Sie gibt außer den Monatsnamen auch die Namen der ihnen entsprechenden Götter an. Behandelt wurde sie von Hugo Winckler (Altor. Forsch. Bd. 2 S. 367ff.), F. K. Kugler, Im Bannkreis Babels, und E. F. Weidner (OLZ. 1913 Sp. 55). Winckler und Weidner haben die Frage nach dem inneren Aufbau der Liste gestellt und teilweise richtig beantwortet. Dagegen vermag ich die von Winckler und Hommel (Hilprecht Anniversary S. 183) angenommene Vertauschung von Saturn mit Sonne, Sonne mit Mars, und Mars mit Saturn nicht anzuerkennen. Ich lasse alles beim Alten. Es möge die Liste folgen:

Nisānu	*ša (ilu)A-nim u (ilu) En-lil*	
Ajaru	*ša (ilu)E-a bēl te-ni- še-e-ti*	
Simānu	*ša (ilu)Sin mār riš-ti-i ša [(ilu) En-lil]*	(Mond)
Du'uzu	*ša ḳu-ra-du (ilu) [Ninurta]*	(Saturn)
Abu	*ša (ilu)Nin-giš-zi-da bēl [mišari?]*	(Merkur)
Ulūlu	*ša (ilu)Ištar be-lit ...*	(Venus)
Tišrītu	*ša (ilu)Šamaš ḳu-[ra-du]*	(Sonne)
Araḫsamna	*ša abkal ilāni [(ilu)Marduk]*	(Jupiter)
Kisilīmu	*ša ur-sag-gal [(ilu) Nergal]*	(Mars)
Ṭebetu	*ša (ilu)Pap-sukal sukal [(ilu)A-nim u (ilu)Iš-tar]*	(Volcanus)
Šabatu	*ša (ilu)Adad gu-[gal samē u irṣitīm]*	(Dis)
Addaru	*ša Sibi [ilāni rabūti]*	
Addaru arkū	*ša Ašur a-bi ilāni*	

Die Liste beginnt mit einer schlecht verteilten Götterdreiheit Anu, Enlil, Ae. Es folgt eine planetarische Götterneunheit, die ich als Kernstück der Liste ansehe. Die Entsprechungen der arischen Reihe sind von mir in Klammern ( ) beigefügt worden. Den Schluß bilden die Plejaden und der Schaltmonat, der dem Gotte Ašur zugeordnet ist, woraus man mit vollem Rechte Assyrien als Ursprungsland dieser Liste erschlossen hat.

Aus der Verteilung der Planetengötter auf die Monate, deren erster einmal Simānu gewesen sein dürfte, schließt Winckler, daß die Liste zu einer Zeit entstanden ist, als die Sonne in den Zwillingen aufging. Das würde also vor 4400 v. Chr. gewesen sein. Meines Erachtens ergibt sich

Digitized by Google

daraus, daß das Kernstück der Neun-Planetenmonate mit dem Simānu beginnt, gar nichts, da es aus einem anderen chronologischen Systeme stammt, man also über die Zeit der Gleichsetzung mit dem Simānu nichts aussagen kann.

Dieses Kernstück enthält die sämtlichen, als Planetengötter bekannten Göttergestalten außer Nusku und Nabū. Statt des letzteren steht, wie Winckler richtig gesehen hat, Ningišzida.

Die noch übrig bleibende Gleichung Papsukal = Nusku = Volcanus ist eine Überraschung. Nach K 250 Col. 4 Z. 8ff. (A. Jeremias, Handbuch S. 135) wird Papsukal mit Saturn gleichgesetzt. Dies kommt für 4 Rawl. 33 nicht in Frage, da Saturn bereits als Ninurta erscheint.

Der hinter Papsukal stehende Adad gehört augenscheinlich an den Anfang der Reihe, die ich folgendermaßen herstelle:

Adad	(Dis)
Sin	(Mond)
Ninurta	(Saturn)
Ningišzida	(Merkur)
Ištar	(Venus)
Šamaš	(Sonne)
Marduk	(Jupiter)
Nergal	(Mars)
Papsukal	(Volcanus)

Durch die Voranstellung des Adad, die ja belanglos ist, wird der Aufbau der Reihe klar: es schließen sich immer drei Gestalten zu einer Gruppe zusammen, die in Abb. 13 je ein Dreieck einnimmt. Das auf anderem Wege und aus anderem Stoffe erschlossene „Urinstrument" erweist sich also als brauchbar.

Zu beachten ist ferner, daß in der Reihe der neun Götter die Venus genau in der Mitte steht, was aber nicht ursprünglich zu sein braucht.

Aus all dem glaube ich schließen zu können, daß die Reihe der 9 Planetengötter in 4 Rawl. 33 tatsächlich ursprünglich zu den 9 Planeten des Venussystemes gehört hat, und daß diese Liste nachträglich zu einer Dreizehnmonatliste umgearbeitet worden ist.

In der Nachbarschaft des alten Elam finde ich noch einen Fall einer Kalenderumarbeitung. Es ist nicht wunderbar, daß man auf diesen nicht geachtet hat, weil man mit dem Venusjahre nicht rechnete und auch nicht rechnen konnte. Es handelt sich um das vorislamische altarabische Jahr, dessen Monate ich nach Ginzel Bd. 1 S. 239 hersetze:

1. *Moharrem (Safar 1).*
2. *Safar (Safar 2).*
3. *Rebī 1.*
4. *Rebī 2.*
5. *Ǧumādā 1.*
6. *Ǧumādā 2.*
7. *Reǧeb.*
8. *Šabān.*
9. *Ramadān.*
10. *Šauwāl.*
11. *Dhu-l-kade.*
12. *Dhu-l-higge.*

Moharrem ist kein Name, da es „heilig" bedeutet; der eigentliche Name des ersten Monats ist Safar 1. Aus der Namenreihe geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die 12 vorislamischen Monate auf 9 zurück gehen.

Daß sich in Arabien elamische Einflüsse aufs stärkste geltend machen müssen, liegt auf der Hand. Das bisher so rätselhafte Land Ophir, das man in Südafrika und in Indien gesucht hatte, liegt nach Hüsings Ansetzung im Bereiche des persischen Meerbusens, also in Elam oder gegegenüber. Für die letztere Möglichkeit tritt C. v. Gelderen in seinem

Digitized by Google

gedankenreichen Aufsatze „Elamietische goden en koningen" ein. Er weist auf Genesis 10 hin, wo Ophir unter den Söhnen Joktans in Arabien erwähnt wird. Er hält dieses arabische Ophir für eine elamische Kolonie. Damit wird er recht behalten.

Durch Röcks „Kalender, Sternglaube und Weltbilder" ist eine Fülle von Stoff beigebracht worden, der die Kalenderwanderung von Westasien nach Amerika erweist. Aber noch unendlich viel mehr harrt der Erschließung. Ein Blick auf Ginzels Bd. 2 S. 143ff., wo die Zeitrechnung der amerikanischen Indianer behandelt wird, überzeugte mich, daß gerade hier noch reichlicher Stoff zu einer Sonderstudie vorhanden ist. Von Ginzel trennt mich die Grundauffassung, daß es sich bei diesen Indianern nicht um werdende sondern um verfallende Kalender handelt. All diese Völker, die von der Jagd, vom Fischfange und zum kleinen Teile auch vom Ackerbaue leben, haben keine Wissenschaft und können infolge davon übernommenes Gut nicht erhalten; es muß zerfallen. Trotzdem aber haben sie mechanisch Dinge erhalten, die geradezu erstaunlich sind. Aus all diesen Kalendersystemen, wenn man überhaupt noch von Systemen sprechen darf, schimmert das Dasein eines 12—13-Monatjahres durch, welches seinerseits wieder sich als Umarbeitung eines älteren Neunmonat-, jahres gibt. Am klarsten ist dies am Jahre der Kiowa zu erkennen, das, wie auch Ginzel annimmt, von Hause aus 12 Monate gehabt haben dürfte. Neun von diesen, nämlich die Monate 1—7, 11 und 12, haben ihre eigenen Namen. Die Sommermonate 8, 9, 10 dagegen wiederholen nur die Namen der Wintermonate 2, 3, 4.

Da mir dies Gebiet fern liegt, muß ich es mir versagen, auf die Kalender der Hopi und der Zuñi einzugehen, die anscheinend ähnlich Wichtiges bieten.

10. Elamische Götterreihen. (Abb. 14.)

A. — Es möge der Anfang von Nr. 54 von G. Hüsings „Einheimischen Quellen zur Geschichte Elams 1" folgen:

[*E* (*nap*)*Humban*], *ku-uk ka-as-si-it-ri*!
E (*nap*)*In*-[*su-uš-na-ak*, *te-im-ti na*]-*ap-pi-pi-ir*!
E (*nap*)*Ki-ri-ri-ša ru*-[*tu ri-ša-ar-ra*] . . *ur-na am-ma na-ap-pi-pi-ir*!
E (*nap*)*Ri-hu*-[*ra-ti-ir*? . . . *na-ap-pi*]-*pi-ir*!
E (*nap*)*Na-an-na-ra*, *hi*(?)-*ši ki-ki*-[*me*?]!
E (*nap*)*Nah-hu-un-te*, *te-im-ti pa-hir-ri*!
E (*nap*)*Te-im-ti* . . . *ir*(?) *na-ap-pi-pi-ir*!
E (*nap*)*Si-li-ir*, *ka-at-ru*, *pa*(?)-*ha-ar ha-pir-ti-ir*!
E (*nap*)*Si-mu-ut*, *si-il-ha-ak*, *pe-ri-ir* [*na-ap*]-*pi-pi-ir*!
E (*nap*)*Hu-ut-ra-an*, *te-im-ti si-il-ha-ak-ri*!
[*E*] (*nap*)*Ti-ru*: *mi-it-hi-ir ni-ic-ca pa-t*[*e-ik*?] *e*(?)-*ri ti-pi*(?)-*r* [*su*] -*un-ki-ir*!
E (*nap*)*na-ap pa-ha-ap-pi*, *ak-ti-ip na-ap-pi-ip*!
E (*nap*)*na-ap ki-ki-ip*, *na-ap-pi-ip ha-pir-ti-ip a-ak na-ap-pi-ip* (*aš*) *Su-še-en*: *pi cu-lu-h la-h-lu-h* . . .

„O Humban, Schirm des Kaspierlandes! O Insušnak, Herr der Götter! O Kiririša, erhabene Schwester-Gattin, . . . Mutter der Götter! O Rihurater(?) . . . der Götter! O Nannar, Nase(?) des Himmels! O Nahhunte, Herr der Ahnen! O Temti, . . . der Götter! O Silir, Fürst, Schützer Elams! O Simut, vollkommener, göttlicher Gelehrter (eigentlich: „Leser der Götter")! O Hutran, Herr des Vollendeten! O Tiru, ??? des Königs! O ihr schützenden Götter, ihr ältesten der Götter! O ihr Götter des Himmels, ihr Götter von Elam und ihr Götter von Susa! Ich rufe (?) und flehe euch an(?) . . ."

Digitized by Google

Mit dieser wichtigen Stelle hat sich zuerst C. van Gelderen in seinem schönen Aufsatze Elamietische goden en koningen beschäftigt. Er hält Humban für den Himmelsgott, Inšušinak für den Burggott von Susa, Kiririša für die Erdgöttin, Rihurater für den Sonnengott, Nannar für den Mondgott, Nahhunte für den Wettergott und die letzten fünf Gestalten für die Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, und zwar versucht er Hutran mit Mars zu verselbigen.

Mir scheint, daß es unter diesen Göttern keine Erdgöttin, und keinen Gott geben kann, der nur Burgherr von Susa ist, weil sie alle als „Götter des Himmels, Götter von Elam, und Götter von Susa" bezeichnet werden. Als Himmelsgötter sind sie alle Gestirngötter. C. van Gelderen glaubt an eine dreifache Gliederung der elf Gestalten, indem er zwei Dreiheiten und eine Fünfheit annimmt. Auch dieser Versuch erscheint mir nicht gelungen, weil die inneren Voraussetzungen, die kosmische Artung der ersten Dreiheit und die Gestaltenfolge der zweiten, nicht haltbar sind. Deswegen versuche ich einen Einschnitt an anderer Stelle zu machen, und zwar hinter Insušnak. Lassen wir zunächst Humban und Insušnak unberücksichtigt und wenden wir uns den folgenden Gestalten zu.

An der Spitze dieser steht die einzige weibliche Gestalt der Reihe. Kiri-riša, die große Göttin. Wenn die neun Gestalten eine Planetenliste sind, was ja bis zu einem gewissen Grade auch van Gelderen billigt, so muß die alte Annahme, daß Kiririša die Venus sei, zu Rechte bestehen. Als Göttin des Venussternes ist sie die Göttin des achtstrahligen Sternes, den man in Susa so häufig gefunden hat. Daß Nannar der sumerische Mondgott ist, ist über jeden Zweifel erhaben. Sein elamischer Name wird Inšušinak sein (vgl. Hommel, Grundriß 1 S. 35 und Anm. 2), ein Grund mehr, den an zweiter Stelle stehenden Insušnak von der Planetenreihe abzutrennen. Hutran als Sohn der Kiririša (zu ruhu vgl. F. W. König, Mutterrecht und Thronfolge im alten Elam [Festschr. d. Nat. Bibl. Wien, 1926] S. 529ff.) wird wirklich Mars sein; damit wird van Gelderen Recht behalten. Tiru endlich (ältere Lesart *Ti-ru-um*, z. B. in dem Namen *Si-il-ha-ak-Ti-ru-um*, Mém. Dél. en Perse. Bd. 10, S. 50) wird wohl dem Tešup der westlichen Völker gleichzusetzen sein (vgl. Bork, Mitannisprache (MVAG. 1909, H. 1/2, S. 81 und Anm. 2), und Tešup ist der Wettergott, wie CT 25 Taf. 16, Vorders. Z. 18 (K 2100) beweist: „(*ilu*) *Te-eš-šu-up* / *dito* (=*Adad*) *Su*(*ki*)" d. h. Tešsup ist der Wettergott des Landes Su.

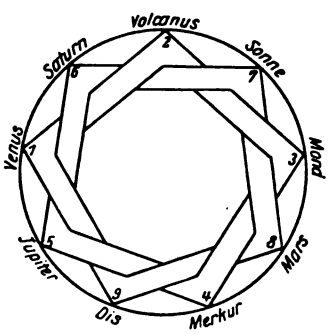


Abb. 14. Elamische Planeten aus „Quellen" 54:

Unter den neun Gestalten der Reihe sind also auf den ersten Blick vier als Planetengötter kenntlich. Was läge nun wohl näher, als einmal festzustellen, wie sich diese Planetenreihe zu der von mir rekonstruierten Urreihe verhalte? Ist nämlich ein Zusammenhang vorhanden, so kann man mit Hilfe der vier eben genannten Planeten 1. Kiririša (Venus), 2. Nannar (Mond), 3. Hutran (Mars), 4. Tiru (Dis), deren Ziffern und Entsprechungen ja bekannt sind, den Verlauf der Verbindungslinien auf der Figur bestimmen. Wenn man in üblicher Weise die Urreihe auf dem Umfange eines Kreises anordnet, so bildet die elamische Reihe, immer eine Gestalt der Urreihe überspringend, eine Sehnenkette, die einen neunzackigen Stern erzeugt (vgl. Abb. 14). Daß die gesetzmäßige Ableitung dieser Planetenreihe von der Urreihe möglich ist, ist ein neuer Beweis

Digitized by Google

für die Richtigkeit der letzteren. Durch diese Rekonstruktion werden folgende Gleichungen gewonnen:

Quellen 54	Urreihe	Quellen 54	Urreihe
1. Kiririša	= 7 Venus	6. Silir	= 8 Saturn
2. Rihurater (?)	= 9 Volcanus	7. Simut	= 1 Sonne
3. Nannar	= 2 Mond	8. Hutran	= 3 Mars
4. Nahhunte	= 4 Merkur	9. Tiru	= 5 Dis (Adad)
5. Temti	= 6 Jupiter		

Bemerkungen: 1 Temti = Jupiter ist beachtenswert. Temti ist kein Name, sondern bedeutet „Herr" und kann sich nur auf den Götterkönig Humban beziehen. So wie in Babylonien wird also auch in Elam der höchste Gott auch der Gott des Planeten Jupiter gewesen sein, um so mehr, als enge kulturelle Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestanden. Die Gleichung Humban = Jupiter ist nicht neu, sie ist bereits von Hüsing auf der letzten Seite seiner „Quellen" aufgestellt worden. Den von ihm herangezogenen Namen Te-(an)MARDUK-LUGAL-A(N)-NI möchte ich ein wenig anders deuten. Ich sehe in dem Suffix *a(n)-ni* das sumerische Possessivum *ani* „sein" und versuche den Namen elamisch zu lesen als Te-Umman-sunk-e-ri. Wenn nun in der Planetenliste Jupiter als Temti vorkommt, so habe ich mit Rechte den Schnitt hinter Insušnak gelegt, da Humban und Insušnak nicht zweimal in derselben Planetenreihe auftreten können. Daran ändert auch die Möglichkeit nichts, daß Humban als Obergott und Temti (Tepti) als Planetengott schließlich verschiedene Gestalten werden konnten. —

2. Die Gleichung Nahhunte = Merkur ist befremdlich. Denn einerseits ist aus 80 — 6 — 17, 1084 Rücks. Z. 4 bekannt, daß (ilu)Na-ḫu-un-da der Sonnengott ist (F. H. Weißbach, Neue Beiträge zur Kunde der susischen Inschriften, S. 758 [30]). Dementsprechend wird in einer Malamirinschrift der Gott mit dem Ideogramm (nap) UD (bzw. PIR) geschrieben; dagegen scheint die andere große Malamirinschrift denselben Gott mit dem Ideogramm (nap) EŠ des Mondgottes zu bezeichnen. Um die Verwirrung noch zu steigern, ist (ilu)Na-ḫu-un-di in K 7620 + K 8219 (CT 25 Taf. 24) eine der elamischen sieben Plejadengottheiten. Als deren Schwester (*Nin-ne = a-ḫat-su-nu*) wird ebenda (ilu) Na-ru-un-di genannt. Die Ähnlichkeit der Namen läßt den Verdacht aufkommen, daß Narundi und Naḫundi von Hause aus dieselbe Sterngottheit gewesen sei, und daß eine mundartlich bedingte Differenzierung ein ursprüngliches Nal^{o}unte[1]) zu Narunte und Nahhunte hat werden lassen, und daß die Verschiedenheit der Form eine solche der Gestalt erzeugt habe.

Da man von der inneren Geschichte des elamischen Pantheons so gut wie nichts weiß, so muß die Gleichung Nahhunte = Merkur einstweilen ein Rätsel bleiben.

Immerhin kann ich mir wohl einen Weg denken, der wenigstens von der Plejadengottheit zu Merkur führen mag. In der Liste K 170 steht Nusku, der hier Nabû vertritt, an letzter Stelle, hat aber die Planetenzahl der ersten, zehn. Es mag eine Reihe gegeben habe, die Nabû an siebenter Stelle hatte, und ihm auch die Zahl sieben gegeben hatte. In diesem Falle wäre der Weg von dem siebenten Planeten zu der Gottheit der Plejadensiebenheit nicht zu weit abliegend. Im übrigen muß auch darauf hingewiesen werden, daß in 4 Rawl. 33 Ningišzida statt des Nabû überliefert ist, daß also in der alten sumerischen Liste gerade bei Nabû die Einheitlichkeit der Überlieferung durchbrochen wird.

3. Wie schon bemerkt, befinden sich unter den neun Planeten der Reihe zwei, Nannar und Temti, die unter den Namen Insušnak und Humban

[1]) l^{o} soll ein laterales l wiedergeben; vgl. Dirr, Caucasica 4. S. 69.

Digitized by Google

und unter gleichzeitiger Veränderung ihres Wesens der Reihe voran gestellt sind, eine Erscheinung, die der glanzvollen politischen Entwicklung verdankt wird, welche Elam zu einer Großmacht erhob. Demgemäß mußten der Obergott und der Landesgott stärker heraus treten. Das Dasein der Neunplanetenreihe wird aber noch verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in Susa noch zur Achamanidenzeit der Venuskalender wenigstens in der Bezeichnung der Tage, im geschäftlichen Leben herrschend war, daß also noch in dieser späten Zeit dort ältestes Altertum lebte. Deswegen halte ich die eben behandelte Neunplanetenreihe nicht für eine Ausgrabung, die aus einem Archive ans Licht gezogen wäre, um den archaisierenden Gepflogenheiten der Zeit zu dienen, sondern für ein Stück lebendigen Götterglaubens aus der Zeit von 1250 v. Chr.

In diesem Zusammenhange sei daran erinnert, daß die Planeten als *akti-p nappi-p* bezeichnet werden, was C. van Gelderen richtig mit *oudsten der goden* wider gibt. Sie sind wirklich sie ältesten der Götter, die Kalendergottheiten.

B. — Die um 600 Jahre jüngere, assyrisch überlieferte elamische Götterreihe Rassamzylinder 6 Z. 30—35 wurde zuerst grundsätzlich richtig als Planetenreihe von F. Hommel (Grundriß 1 S. 35) gedeutet Die Stelle lautet: *(ilu)Iušušinak, il pi-ris-ti-šu-un, ša ašbu ina (pu-uz-ra-a-ti, ša man-ma-an la im-ma-ru ip-šit ilu-ti-šu. ilu)Šu-mu-du. (ilu)La-ga-ma-ru, (ilu)Pa-ar-ti-ki-ra, (ilu) Am-ma-an-ka-si-bar, (ilu)U-du-ra-an, (ilu) Sa-pa-ak ša šarrāni (mātu)Elamti ip-tal-la-ḫu ilu-us-su-un.*

„Insušinak, den Gott, nach dessen Willen sie sich richten, der an verborgenen Orten wohnt, dessen göttliches Walten niemand sieht, Šumudu, Lagamaru, Parti-kira, Amman-kasi-b-ar, Uduran, Sapak, die die Könige von Elam als ihre Götter verehrten" usw. (Es folgen die zwölf Tierkreisgötter.)

Die eben erst möglich gewordene Deutung von Quellen 54 gibt der Enträtselung der Planetenreihe des Rassamzylinders eine Grundlage, die Hommels bedeutungsvollen Fund zu berichtigen erlaubt. Seine Gleichung Inšušinak = Mond ist richtig. Aus Quellen 54 ergeben sich folgende weiteren: Amman-kasi-b-ar (= der Humban der Kaspier) = Humban kuk kassi-t-ri (= Humban, der Schirm der Kaspierlandes, „*beschermer von het Kassietenland*" (van Gelderen) = Jupiter, Uduran = Hutran = Mars, Šumudu = Simut = Sonne. Die einzige weibliche Gestalt der Reihe ist Parti-kira, in deren Namen elamisches *kiri-r* „Göttin" steckt, = Venus. Die noch unentziffert bleibenden Lagamaru und Sapak verteile ich auf die noch übrig bleibenden Planeten Saturn und Merkur.

Da es sich um Elam handelt und um eine Reihe von nur sieben Gestalten, so kommt als Ablesungsinstrument der Stern von Susa in Frage; nur muß ein Strahl weggelassen werden und mit diesem Tiru = Adad = Dis. Ich lege Abb. 7, eine leichte Abart von 3 zugrunde und lese nach Strahl und Gegenstrahl die Reihe ab: 1. Mond (= Inšušinak). 2. Sonne (= Šumudu.) 3. Saturn (= Lagamaru). 4. Venus (= Parti-kira). (Lücke wo Dis stand.) 5. Jupiter (= Amman-kasi-b-ar). 6. Mars (= Uduran). 7. Merkur (= Sapak).

Jetzt wollen wir eine Rückschau halten. Zwei zweifellos alte Planetenreihen, 4 Rawl. 33 und Quellen 54, zeigen mit Sicherheit, daß die aus anderem Stoffe erschlossene Urreihe keine blasse Abstraktion ist, sondern frisches Leben verrät: sie war bei Sumerern und Elamiern in Gebrauch. Eine Kulturwelle, die die Neuntagewoche weiter trug, muß also diese beiden Völker getroffen haben. Daß diese Wochenform bei ihnen alteinheimisch war, ist unwahrscheinlich, da der Führer der

Digitized by Google

Neunplanetenreihe, der Schmiedegott Nusku, im alten Oriente niemals von Bedeutung gewesen ist.

Auch widerspricht dem die Struktur der Neunplanetenreihe: Volcanus, Sonne, Mond, Mars, Merkur, Dis, Jupiter, Venus, Saturn. Scheidet man nämlich den Dunkelmond (Volcanus) und die Dunkelvenus (Dis) aus, so bleibt unsere Wochentagsplanetenreihe übrig. Wir können die Gründe nicht angeben, die die Erfinder der Neunplanetenreihe veranlaßten, den Dunkelmond und die Dunkelvenus den entsprechenden hellen Gestirnen voran zu stellen, jedoch so, daß das dunkle Gestirn von dem hellen durch ein anderes getrennt wird. Darin wird ein System liegen, eine Anschauung, die den Verfolger von dem Verfolgten, den Messer von dem Gemessenen, fern zu halten bestrebt ist.

Die Wochentagsplanetenreihe, die durch eine Subtraktion aus der „Urreihe" gewonnen wird, ist, wie man längst weiß, auf eine wissenschaftliche Reihe zurückzuführen, die die Planeten nach ihrer mittleren täglichen Bewegung anordnet: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond (vgl. F. S. Archenhold, D. Weltall 3 (1903) S. 89—91). Hier sind wir auf festem Boden. Die Heimat der wissenschaftlichen Siebenplanetenreihe ist Mesopotamien, wo die wissenschaftliche Astronomie begründet und schon in alter Zeit aufs feinste ausgebildet wurde (vgl. E. F. Weidner, Babylonische Messung von Fixsterndistanzen [OLZ. 1911, Sp. 345ff.]). Auf Mesopotamien weisen auch die ältesten Planetenreihenfunde hin, die wir kennen. Aus diesem Sachverhalte ergibt sich folgendes: Die Wochentagsplanetenreihe ist die Ableitung von einer wissenschaftlichen Reihe und stammt mit dieser aus Mesopotamien. Sie ist älter als die Neunplanetenreihe die auf eine Abart der wissenschaftlichen Reihe zurück geht und von dieser Abart aus in systematischer Weise auf neun Gestalten gebracht wurde.

Die Neunplanetenreihe durchkreuzt also das wissenschaftliche System und stellt einen in Mesopotamien nicht gerade bedeutenden Gott, Nusku, in den Vordergrund. Deswegen kann ich es nicht glauben, daß der Gedanke einer Neunplanetenreihe in Mesopotamien je heimisch gewesen sei; sie wird vielmehr von Osten, wohl auch von Norden her, ihre Wellen vorgetragen haben, die zwar im gelehrten Schrifttume des Zweistromlandes ihren Niederschlag fanden, aber tatsächlich am Felsen des babylonischen Systemes verbrandeten.

Aber auch in Elam war Nusku und ein Gott überhaupt nicht von kalendarischer Bedeutung, sondern vielmehr eine Göttin, Kiririša, was in einem matriarchalisch organisierten Lande auch das Gegebene ist. Mithin wird die Neuntagewelle auch nicht von Elam ausgegangen sein und kann dieses nur gestreift haben. Wir sahen aus dem Stoffe, daß in Elam, anscheinend in bewußter Reaktion gegen das System der Neun, das Venusjahr mit Achttagewochen durchdrang, die Ablesungsinstrumente durchgreifend änderte und sich im geschäftlichen Leben bis in die Achamanidenzeit lebendig erhielt.

Woher stammt nun die Neuntagewoche? — Das Studium der Volksmärchen und der sonstigen mythenhältigen Überlieferungen hat mich von der Richtigkeit des Ergebnisses der vergleichenden Mythologie überzeugt, daß die Neuntagewoche europäischer, arischer Herkunft ist und mit den mesopotamischen Planetenreihen nichts zu tun hat, sondern mit dem Monde und seinen Gestalten. Daß dem so ist, daß also die mythologischen Überlieferungen im Grunde Mondkalendergeschichten sind, wird bestätigt durch den von E. Beninger meisterhaft behandelten Borkendorfer Fund, der das erste bekannt gewordene kalendarische In-

Digitized by Google

strument Alteuropas ist. Dieser ist eine runde Bronzezierscheibe germanischer Herkunft aus der Zeit von 1000 v. Chr., die Beninger folgendermaßen beschreibt: „Die zwei oberhalb angesetzten Ösen haben Zweckbestimmung, offenbar war die Zierscheibe zum Um- und Aufhängen bestimmt. Um den inneren, durch das Radkreuz mit den vier Spiralen gebildeten Ring sind neun einfache Spiralen gelegt. Den zweiten Kreis bilden neun S-förmige Doppelspiralen. Den dritten Kreis bilden neun Doppelspiralen, deren lange Schenkel sich zwischen je zwei S-Spiralen des mittleren Kreises bis zum inneren Ring vorschieben. Dadurch sind die Spiralen des äußeren Kreises gegenüber denen des mittleren und inneren um die Hälfte seitlich verschoben. Außerhalb des äußeren Ringes sind unten drei Spiralen angebracht, dicht aneinander gerückt. Ganz ungezwungen läßt sich die Beziehung zur Monatsteilung $3 \times 9 + 3$ herstellen. Frappierend die Wiedergabe der dreimal sich wiederholenden neunnächtigen Woche, vor allem aber die aus dem äußersten Ring herausgestellten, unten angebrachten Spiralen der Tarnzeit. Gerade die letztere Darstellung ist so treffend, so überaus bestechend (man ist versucht zu sagen, so geistreich), daß dadurch schon der symbolische Charakter der Zierscheibe über jeden Zweifel erhaben ist." Im folgenden tritt Beninger u. a. dafür ein, daß die Spirale und das Radkreuz lunar seien, was auch andere Forscher annehmen.

Die Borkendorfer Zierscheibe weist keinen Planetenschmuck auf, sondern nur vom Monde abzuleitende Symbole.

Die Neunplanetenreihe im alten Oriente ist also kein bodenständiges Gewächs, sondern die Aufpfropfung eines fremden Reises auf den heimischen Wildling. Sie ist der Ausgleich zwischen dem fremden, auf der Zahl Neun beruhenden Wochenbegriffe und der einheimischen Siebenplanetenreihe, die aber bei diesem Ausgleiche doch immer wieder durchschlägt und schließlich zum Siege gelangt, während die fremde Neun untergeht.

11. Nachlese. (Abb. 15—20.)

Die Untersuchung ist nur scheinbar zu einem Ziele gelangt; es mußten Fragen ausgeschaltet werden, die wenigstens gestellt werden sollten, wenn wir auch heute eine wirkliche Antwort noch nicht geben können. Es haben sich bisher einige Instrumenttypen ergeben, die nach verschiedenen Grundgedanken gearbeitet sind.

Ein Typus, der achtstrahlige Stern von Susa, verbreitet sich von Elam aus und geht auf elamische Überlieferung zurück, auch wenn er bei Manilius zum Vorscheine kommt.

Die anderen sind Zackensterne verschiedener Art.

Man fragt sich nunmehr mit Rechte, warum die Ablesungsinstrumente so verschieden ausfallen müssen. Als Antwort wird man daran erinnern dürfen, daß der Zweck der verschiedenen Instrumente verschieden sein dürfte, und man wird zunächst alles zusammen stellen müssen, was den Zweck der Instrumente beleuchten könnte.

Der maledivische Zackenstern ist rein astrologisch.

Das Weltenrund des Manilius ist ein Bild des Kosmos auf astrologischer Grundlage.

Die neun Planeten in 4 Rawl. 33, die mit astrologischen Dreiecken arbeiten, gehören zu einer Monatsliste und werden auch wohl schon Monate bezeichnet haben, ehe sie dieser Liste eingefügt wurden.

Die neun Planetengötter von Quellen 54 werden vom elamischen Könige in einem Gebete angerufen.

Digitized by Google

Es wäre möglich, daß eine verschiedene Bestimmung auch eine Veränderung der Reihe nach sich zöge. Dafür scheint zu sprechen, daß in den iranischen Tagesnamen die Amṛta Sponta in der richtigen Reihenfolge angeführt werden; Vohūman, Ardavahišt, Šatvaīro Spendarmad, Horvadad, Amerōdad; während sie in den Monatsnamen in einer anderen, vom Sterne von Susa herleitbaren belegt sind.

Da unser bisher behandelter Stoff so wenig ergiebig ist, so sollen weitere Stoffe Ausblicke auf das uns noch Verborgene bieten und zur Lösung der Rätsel anregen.

A. In der WZKM. 1910, S. 423ff. hat D. H. Müller u. a. folgende Planetenreihen veröffentlicht, die mit hebräischen Namen bezeichnet sind: 1. Sonne — Venus — Merkur — Mond — Saturn — Jupiter — Mars; 2. Saturn — Jupiter — Mars — Sonne — Venus — Merkur — Mond. Diese zwei Reihen sind die gleiche; nur ist der Ausgangspunkt verschoben. Man kann aber auch die übrigen fünf Planeten die Reihe beginnen lassen und dann so sieben im Grunde gleiche Reihen erhalten, die alle auf die Wochentagsplanetenreihe zurück gehen (vgl. Abb. 15). Wozu dient aber dieses? Diese Planetenreihen sind keine Spielereien für müßige Stunden, sondern sind für die Stundenwählerei bestimmt. Die Babylonier teilten den 24-Stundentag in zwölf Doppelstunden (*bēru*) und jede *bēru* in zwei *šatu* (Jeremias, Handbuch, S. 166f.). An diese einfachen Stunden knüpft die Stundenwählerei an, wie folgende Angaben T. Canaans aus modernen arabischen Quellen lehren: „Jede Stunde des Tages und der Nacht ist von einem Planeten beherrscht; im Zeichen ihres Planeten wird sie zur glücklichen oder unglücklichen. Um zu wissen, welchem Planeten jede Stunde angehört, geht man von dem aus, der den Tag regiert. In seinem Zeichen steht die erste Stunde, dann zählt man vier zu von der Planetenreihe, wie sie für die Tage besteht, und nimmt den fünften für die zweite Stunde, in dessen Zeichen nun diese steht, zu diesen werden wiederum vier gezählt in der gleichen Weise, und der fünfte ist wiederum der nächste beherrschende Planet, dem nun die dritte Stunde geweiht ist. Z. B. Sonntags gehört die erste Stunde der Sonne und ist glücklich, die zweite der Venus, glücklich, die dritte dem Merkur, verschieden, die vierte dem Monde, glücklich, die fünfte dem Saturn, unglücklich, die sechste dem Jupiter, glücklich, die siebente dem Mars, unglücklich, die achte der Sonne, glücklich" usw.

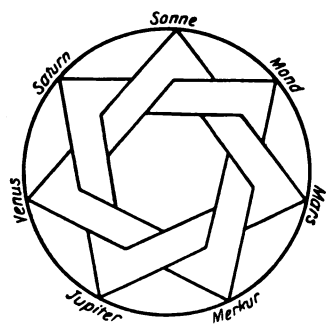


Abb. 15. Barzilaïs hebräische Planeten.

Dieses System der Stundenwählerei aber hat die Verteilung der Planeten auf die Wochentage geliefert, da diese stundenwählerische Planetenfolge die Wochentage in der Weise durchläuft, daß immer die erste Tagesstunde dem Planeten untersteht, nach dem der Tag genannt ist:

Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
1 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
2 Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
3 Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
4 Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn
5 Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter
6 Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars
7 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
8 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus

Digitized by Google

Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
14 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
15 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
21 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
22 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
23 Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
24 Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond

Bei Hommel möge man die Begründung nachlesen, weshalb diese Reihenfolge der Planeten auch in der Reihe der kleinasiatischen Gemeinden von Apoc. 2ff. steckt (S. 181f.):

Ephesus = Saturn
Smyrna = Jupiter
Pergamos = Mars
Thyatira = Sonne
Sardis = Venus
Philadelphia = Merkur
Laodicea = Mond

Wenn man nun, wie üblich, schließen wollte, daß die Reihe Saturn — Jupiter — Mars usw. palästinisch sei, weil sie bei Barzilaï in hebräischen

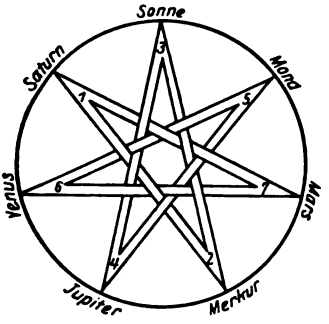


Abb. 16. Barzilaïs babylonische Planeten.

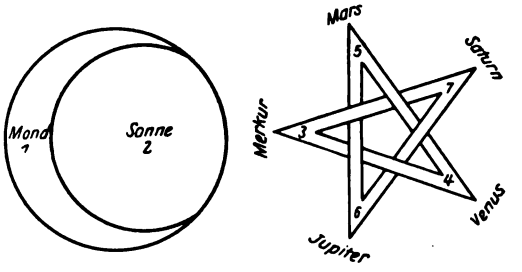


Abb. 17. Platons Planetenfolge.

Planetennamen überliefert sei, so wird man sofort durch die zweite von Barzilaï in babylonischen Namen angeführte Reihe Saturn — Merkur — Sonne — Jupiter — Mond — Venus — Mars widerlegt; denn auch dieser liegt die Wochentagsplanetenreihe zugrunde (Abb. 16).

Außerdem gibt es ein leider lückenhaftes Zeugnis für die babylonische Herkunft der Reihe Saturn — Jupiter — Mars usw. Sir Henry Rawlinson, der den von Nabukudrossor erneuerten siebenstufigen Turm von Borsippa besuchte, fand, daß die erste Stufe schwarz, die dritte rot, die sechste blau war. Vergleicht man diese Angaben mit den Planetenfarben des persischen Werkes Dabistan und den Farben der babylonischen Planeten (Jeremias, Handb. S. 45, 83—85), so ergibt sich folgendes Bild:

Borsippa	Planeten	Dabistan	Babylon. Planetenfarben.
1 St. schwarz	= Saturn	schwarz	schwarz
2 St.	Jupiter	erdfarbig	weiß
3 St. rot	= Mars	rot	rot
4 St.	Sonne	gelb	
5 St.	Venus	weiß	bunt
6 St. blau	Merkur	blau	
7 St.	Mond	grün	grün

B. Auf die „Hand der Fatme“ (vgl. Abschn. 8) geht die von Hommel erwähnte Anordnung bei Platon, de republica 616f. zurück: 1. *Σελήνη*, 2. *Ηλιος*, 3. *Ερμης*, 4. *Αφροδιτη*, 5. *Αρης*, 6. *Ζευς*, 7. *Κρονος* (Abb. 17). Das der Abbildung zugrunde gelegte Symbol ist verwandt mit dem altbabylonischen Ideogramm für *šiptu* „Beschwörung“, das aus einem

Digitized by Google

nach rechts offenen Winkel mit dahinter stehendem achtstrahligen Sterne besteht. Ein von diesem abgeleitetes Gerät, eine Mondsichel mit daneben stehendem sieben- oder achtstrahligem Sterne — jeder Strahl ist zu einem Tiere, Tiger, Büffel, Krokodil usw. in Beziehung gesetzt — dient noch heute auf Sumatra als Wahrsagekalender, wie man aus Röcks Ausführungen (Memnon Bd. 6, S. 147ff.) und den meinigen (Anthropos 9, S. 66ff.) ersehen kann.

C. Als die Sonne die Herrschaft antrat, im „Zeitalter des Sonnengottes" also, hob sich die Sonne aus der Planetenreihe heraus. So konnte man die übrigen sechs Planeten zu zwei Dreiecken zusammen schließen. Dafür mögen ein paar Belege folgen:

a) SH. 135 (Hommel, S. 170f.) enthält die Reihe (Mond) — Venus — Merkur — Mars — Saturn — Sirius (geschrieben *Kak-si-sá*, so nach E. Weidner, Alter und Bedeutung der bab. Astronomie. 1914. S. 19

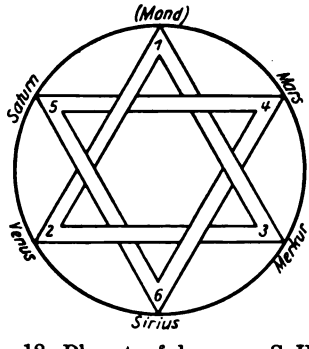


Abb. 18. Planetenfolge aus S H 135.

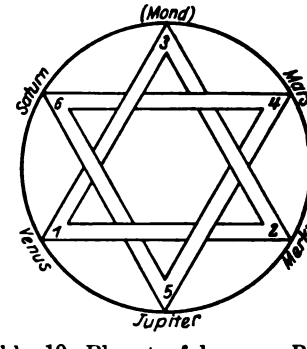


Abb. 19. Planetenfolge aus Rhodos.

Anm. 4). Zum Verständnisse wolle man Abb. 18 vergleichen. Nach C I XXV Taf. 13. K 4339 Col IV f. 2 u. 4 ist der *Kah-si-sá* der Stern Marduks.

b) Man vergleiche aber dazu den zweiten Beleg bei Hommel S. 172, der aus einer rhodischen Inschrift stammt: 1. Venus — 2. Merkur — 3. — 4 Mars — 5. Jupiter — 6. Saturn. Es fehlt auch hier die Sonne und dazu der statt des Mondes einzusetzende Fixstern (Abb. 19).

c) Vielleicht gehört hierher auch die gewöhnlichste Reihenfolge der Aršakidenzeit (Hommel, S. 180f.): Jupiter — Venus — Merkur — Saturn — Mars, die auf eine ältere (Mond) — Venus — Merkur — Saturn — Mars — Jupiter zurückgehen dürfte. Wenn Jupiter am Anfange der Reihe steht, so dürften wir eine babylonische Reihe vor uns haben.

Diese Reihen mit je fünf Gestalten gehörten wohl einem Venuskalender mit Fünftagewochen an (vgl. Röck, Anthropos 14/15 S. 1091 und Kalender, Sternglaube usw., ö.).

d) Hier mag noch eine vollständige Reihe angefügt werden, die Hommel aus Cumont-Gerich „Die Mysterien des Mithra" 1903, erschlossen hat; nur scheint es mir, daß der höchste und letzte Grad „Vater", nicht wie Hommel meint, mit dem Monde, sondern, wie es beim Mithrakulte wohl selbstverständlich ist, mit der Sonne verbunden werden muß. Die „sieben Planetensphären" sind folgende (vgl. Hommel, S. 180f.):

1. Rabe = Saturn (schwarz!)
2. κορυφος = Jupiter
3. Soldat = Mars
4. Löwe = Venus (Der Löwe ist das Tier der Ištar!)

Digitized by Google

5. Perses = Merkur
6. ἡλιοδρομος = Mond (ἡλιοδρομος, bedeutet vielleicht „den Lauf der Sonne habend", und schlösse so die Sonne aus)
7. Vater = Sonne.

D) Auf ein ganz anderes Ableseinstrument, das mit dem von Röck und mir gleichzeitig rekonstruierten Tierkreisinstrumente zusammen gehören dürfte, deutet eine andere Gruppe von Planetenreihen hin. Es ist hier nicht wie bisher schematisch gezeichnet worden, sondern nach dem Vorbilde eines indischen Kosmogrammes (Asiatic Researches, Bd. 8 S. 376).

a) Die von Hommel aus Behrens' Assyr.-bab. Briefen kultischen Inhalts entnommene Reihe (S. 172ff.): Jupiter—Venus—Saturn—Merkur—Mars—Mond—Sonne (vgl. Abb. 20). Es handelt sich um Opfer an die Götter.

b) In der assyrischen Liste 2 Rawl. 48, 48—54 a, b = 3 Rawl. 57, 65—76a, aus Assurbanapals Bibliothek stammend, also wohl älter, (vgl. Hommel, S. 171), sind Sonne und Mond an erster und zweiter Stelle statt an sechster und siebenter; sonst stimmt sie zu a.

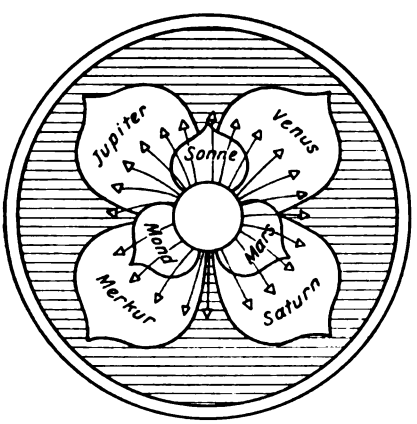


Abb. 20. Planetenfolge aus einem Briefe.

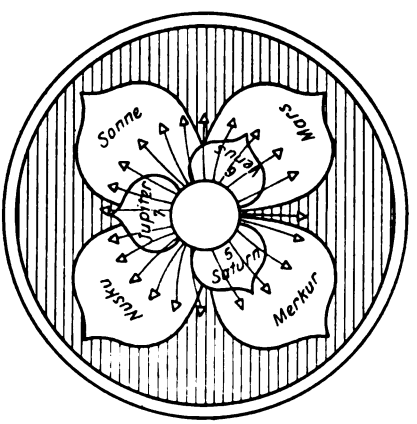


Abb. 21. Zur Planetenfolge des arabischen Talismane.

c) In der bei Hommel auf S. 170 aufgeführten Reihe aus dem Jahre 525 v. Chr. fehlt die Sonne, sonst stimmt sie mit a) überein.

d) Hier mag der in Abschnitt 2 angedeutete und in meinen Neuen Tierkreisen (S. 12—15) ausgewertete Gedanke, noch einmal ausgesprochen werden, daß eine verderbte Gestaltenreihe in Wahrheit durch zwei Instrumenttypen gegangen sein mag. So wurde in Abschnitt 6 aus den heutigen arabischen Talismanen eine ältere Planetenreihe Nusku — Sonne — Mars — Merkur — Saturn — Venus — Jupiter ermittelt, die von der gewöhnlichen Reihenfolge dadurch abweicht, daß die drei letzten Namen Jupiter — Venus — Saturn in umgekehrter Folge auftreten. Ich versuche diese Erscheinung mit Hilfe des letzten Instrumenttyps zu deuten. Ich nehme an, daß die allem zugrunde liegende Reihe Nusku — Sonne — Mars — Merkur — Jupiter — Venus — Saturn zunächst auf ein Zwischeninstrument übertragen wurde (vgl. Abb. 21), und daß von letzterem die Zwischenreihe abgelesen wurde, von der die der Talismane abgeleitet wurde.

Ich bin am Ende dieses Abschnittes angelangt und glaube auch hier eine Schneise durch den Urwald geschlagen zu haben, die einen ersten Durchblick ermöglicht. Und doch wird jeder Leser sehen, daß wir hier vor den Rätseln der Astrologie stehen, die doch wohl nicht ohne Absicht die verschiedenen Reihen geschaffen hat. Da sich eine systematische Darstellung dieser Astrologie kaum finden wird, so müssen wir auf Funde

Digitized by Google

warten, die einzelnes aufzuhellen geeignet sind, und uns bis dahin bescheiden. Eine einheitliche Lösung der Rätsel ist übrigens nicht zu erwarten, da zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern andere Ausprägungen derselben Grundanschauungen wahrscheinlich sind.

Was das Ganze anlangt, so möchte ich hier noch betonen, daß die volkstümlichen Überlieferungen, die Wolfgang Schultz in seiner Zeitrechnung und Weltordnung gesammelt hat, in noch stärkerem Maße herangezogen werden müssen. Ohne die Mitverarbeitung dieser ungeheuren Stoffmassen ist die Geschichte des Kalenders überhaupt nicht zu schreiben.

Über den hunnenartigen Kopf einer Bronze aus China und seine Bedeutung für die Rassenforschung.

Von

O. Jaekel.

Bei dem Bahnbau in der Nähe von Tsinanfu in Shantung wurde vor dem Kriege durch einen Ingenieur Herrn Knuth unter zahlreichen anderen Bronzeobjekten, die zumeist der Hanperiode entstammen, der Griff eines Bronzemessers gefunden, der oben in einen sehr sonderbaren Kopf endet.

Das flache Objekt ist gegossen, aber z. T. nachgefeilt, besonders an der Vorder- und Hinterkante des Griffes, aber auch an der Unterkante des Kinns, das dadurch schräg abgestutzt ist. Die Länge des Griffes beträgt 98 mm. Der Kopf ist am Kinn 28 mm hoch und 27 mm breit. Der Halsansatz ist 6 mm hoch. Darunter folgt das eigentliche Griffstück, das 42 mm lang und 13 mm breit ist. Den Abschluß des Mittelstückes nach unten bildet eine stufenförmige Querkante, die 6 mm hoch ist und vorn 2, hinten 3 mm vorspringt. Darunter liegt ein für China ungewöhnlich dekorierter 17 mm hoher Sockel mit zwei oben winklig konvergierenden Leisten, die sich unten verbreitern und zusammen mit den darüber gelegenen Querleisten etwa wie ein vierbeiniger Feldstuhl oder ein Holztisch mit gekreuzten Beinen aussehen.

Der schmalere Hauptteil des Messergriffes ist hinten mit 12 tief eingefeilten Querkerben in unregelmäßigen Abständen sehr roh verziert; die Vorderkante weist unregelmäßige in zwei Reihen alternierende Kerben auf, die in der Seitenkante zusammenstoßen. Die Roheit der Ausführung dieses Dekors wäre mit der Sorgfalt chinesischer Handwerker unvereinbar und hat wohl in erster Linie dem praktischen Zweck gedient, das Messer fester in der Hand liegen zu lassen. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese Kerben erst nachträglich von dem Besitzer eingefeilt wurden.

Dem gekerbten Rande läuft jederseits eine unsauber eingeritzte Rinne parallel. Innerhalb dieser Rinnen ist das flache Mittelfeld durch Hammereinschläge mit einem diagonalen Gittermuster unregelmäßig verziert. Auch diese Arbeit ist roh und oberflächlich, so daß das Muster auch in der schwachen Patinierung der rechten Seite kaum hervortritt.

Das ganze Objekt ist grün patiniert, wie das bei Bronzestücken der Hanzeit, besonders bei Bodenfunden, die Regel ist. Die rechte Seite war noch klar in ihrer Form, während die linke Seite, die wohl oben gelegen haben mochte und dem Sauerstoffzutritt stärker ausgesetzt war, durch bucklige Überkrustung viel undeutlicher geworden ist. Auch dort sind aber die Gesichtszüge im ganzen erkennbar. Größere Höckerbildungen sind besonders am Ohr entstanden, und ein Wulst verläuft vom Schnurrbart rückwärts über die linke Backe.

Der Vergleich beider Seiten erlaubt die Feststellung, daß der kleine rundliche Höcker unter dem Schnurrbart der rechten Seite, den man sonst vielleicht für einen großen und angefeilten Eckzahn halten könnte, auf der

Digitized by Google

linken Seite fehlt, daß also jener Höcker auf der rechten Seite offenbar nur auf einer zufälligen lokalen Verstärkung der Patina beruht.

Der Stil der Ornamentik unseres Messergriffes ist ganz unchinesisch, findet aber nahe Konnexe in der südsibirischen Bronzekultur. Der eigentümliche tisch- oder feldstuhlartige Sockel findet sich auch auf Fibeln der osteuropäischen Spätbronzezeit, die mit der sibirischen Bronzekultur im engsten Konnex stand. Ich entnehme einer Abhandlung von A. Hackman: Die Emailfibel von Wärilä (Zeitschrift d. Finnischen Altertumsgesellschaft, Bd. XXVI, Helsingfors 1912, S. 219) zwei Abbildungen von Bronzefibeln aus dem Gouvernement Kaluga in Rußland. Diese Funde werden von Hackman der späteren Phase der römischen Eisenzeit zugeschrieben, also etwa dem 2. und 3. Jahrhundert. (Abb. 2.)

Hier dürfte also wohl der stilistische Anschluß unseres Messers zu suchen sein.

Die Funde, die Herr Knuth zusammen mit diesem Messergriff machte, waren Bronzeschwerter, z. T. mit eingravierten altchinesischen Inschriften, deren Lesung bisher leider nicht gelungen ist. Weiter fanden sich Bronzepfeilspitzen des sog. scythischen Typus, die aber über einen ziemlich großen Zeitraum verbreitet sind. Sie sind im östlichen Europa in der Latèneperiode und späterhin auch in Minussinsk und in verschiedenen Kurganfunden Südsibiriens öfters gefunden. Sie dürften damit Ostasien um die Wende unserer Zeitrechnung erreicht haben.

Abb. 1. Griff eines Bronzemessers. Gegend von Tsinanfu, Shantung. (Coll. Jaekel.)

Weiter fand Knuth bei Tsinanfu Schnallen und Gürtelschließen mit Tierköpfen derselben südsibirischen Bronzeeisenkultur und eine Anzahl Spiegel, die jetzt nach den japanischen Ausgrabungen in Korea ohne Bedenken der jüngeren Hanperiode zugeschrieben werden können. Alle Funde, die aus den gleichen Ausgrabungen stammen, würden also auch auf die ersten Jahrhunderte nach Christo verweisen, und diese Zeit werden wir auch für die Entstehung unseres Messers annehmen dürfen.

Nachdem wir so das Alter und die Herkunft unseres Messers geklärt haben, können wir an die morphologische Deutung des Kopfes herantreten.

Der Kopf zeigt folgende Eigenschaften. Die Behaarung, die bekanntlich zur Sonderung der drei Hauptrassen des heutigen Menschen, der „Art" Homo sapiens, geführt und deshalb systematisch die größte Bedeutung hat, ist unverkennbar nicht straffhaarig wie bei der ostasiatischen, mongolischen oder sinomalaiischen Rasse, sondern lockig wie bei den Europäern. Um zunächst bei der Behaarung zu bleiben, ist auch ein dick vortretender Schnurrbart vorhanden, dessen seitliche Zipfel aufwärts gedreht sind, ein typischer Schnauzbart, wie er früher auch in Europa vielfach üblich war, bei einem rasseechten Ostasiaten aber ganz unmöglich wäre, da bei ihnen

Digitized by Google

der sehr dünne Bart der Oberlippe glatt herunterhängt. Die Nase ist überaus kurz, tief eingesattelt, an den dicken Nasenflügeln sehr breit und hoch aufgestülpt, d. h. mit ihrer Unterseite und ihren Löchern wie bei den Affen nach vorn gerichtet.

Die relativ kleinen Augen liegen in tiefen Höhlungen und sind also ganz anders als die der mongolischen Rasse, deren oberes Augenlid durch keine Einbuchtung von dem Supraorbitalbogen gesondert ist. Diese Supraorbital- oder Überaugenbögen treten an unserem Kopf anscheinend stark hervor.

An dem rechten Ohr hängt ein großer Ring, der aus Nephrit, Gold oder Bronze bestanden haben kann. Auf der linken Seite ist er infolge der Überkrustung der Ohrregion nicht erkennbar. Herr Studienrat Dr. Weinert aus Potsdam wies mich bei der Besprechung meiner Bronze darauf hin, daß Slawenschädel in Grabfunden in der Regel daran zu erkennen seien, daß die Knochen unterhalb der Ohrregion grün angelaufen seien. Diese Grünfärbung, die sich dort übrigens immer nur auf der rechten Gesichtsseite findet, könnte sehr wohl von einem bronzenen Ohrring herrühren. Da diese Färbung und damit die anzunehmende Existenz von Ohrringen auf slawische Typen beschränkt zu sein scheint, so wäre schon damit ein wichtiger Fingerzeig für die rassische Beurteilung unseres Kopfes gegeben. Ohrringe werden ja auch heute noch in Osteuropa, namentlich von der Fischerbevölkerung getragen, die wohl in Ostdeutschland wesentlich slavischer Herkunft war, und es scheint, daß die Ringe auch hier auf das rechte Ohr beschränkt sind, wie das auch schon aus dem Altertum von Isidorus von den Ohrringen der Männer angegeben wurde.

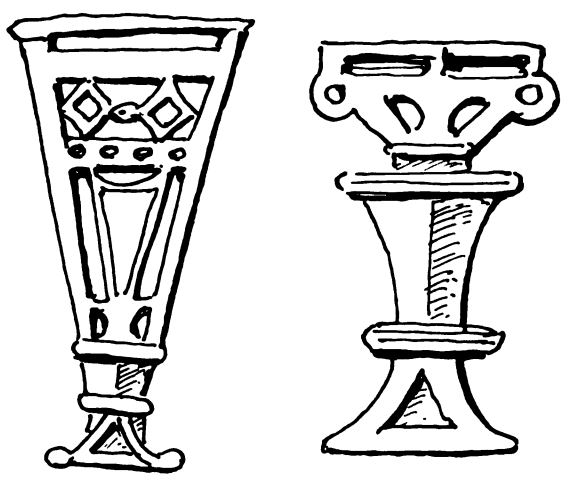


Abb. 2. 2 Bronzefibeln aus dem Gouvernement Kaluga, Rußland, etwa 2. bis 3. Jahrh. (nach Photos von Hackman gezeichnet).

Die Gesichtszüge erscheinen darin stilistisch übertrieben und von der Wirklichkeit entfernt, daß die Ohren zu groß und in ihren Falten vereinfacht dargestellt sind. Das ist eine Eigentümlichkeit, die wir auch an chinesischen Darstellungen finden, wo die Größe der Ohren zudem als Maßstab der Intelligenz gewertet wird. Weiter ist übertrieben die Furche, die die Backe gegen die Mundpartie abgrenzt. Diese Backenfalte mag bei dem Vorbild sehr stark ausgeprägt gewesen sein und ist von dem Künstler nun besonders scharf herausmodelliert. Dasselbe gilt — wenn auch weniger auffällig — von der Falte, die den rechten Mundwinkel umgibt. Beide Stilisierungen sind offenbar von dem Künstler klar empfunden und fügen sich auch dem Gesamtbilde des Gesichtes harmonisch ein.

Etwas schematisiert sind natürlich die Locken des Kopfhaares, die in Wirklichkeit vielleicht mehr Spiralen bildeten als hier, wo dadurch besonders die große Locke hinter dem Ohr stark betont ist. Möglich ist aber auch, daß dieses Kopfhaar weniger wellig war als bei uns und also etwas straffer herabhing.

Digitized by Google

Der ganze Habitus dieses Kopfes ist hiernach durchaus nicht chinesisch oder wie man gewöhnlich — allerdings wenig passend — sagt mongoloid. Da die Mongolen als Volk überhaupt erst mit Tschingiskhan im 12. Jahrhundert auftraten, und wir wohl kaum mehr daran zweifeln können, daß es eine Mischrasse zwischen Chinesen und osteuropäischen Rassen war, so wäre es viel richtiger, sich bei der Benennung der ostasiatischen Rasse an die typischen unvermischten Vertreter dieser Stammrasse zu halten, also an die Chinesen und allenfalls an die Malayen, die aber den chinesischen Typus viel abgeschwächter zeigen. Man könnte diese gelbe straffhaarige Stammrasse also ethnographisch als Sinomalayen bezeichnen oder nach ihren Stammsitzen als Ostasiaten. Wollte man die spätere Verbreitung dieser Rasse nach Ostsibirien und das ganze Nordamerika in Betracht ziehen, wo die Tolteken anscheinend die erste mongoloide Bevölkerungsschicht bildeten, so könnte man diese ganze Stammrasse auch als Pazifisten bezeichnen, allerdings nach dem pazifischen Ozean und nicht nach ihrer im ganzen auch friedlichen Gesinnung. In diese Bezeichnung würden dann aber wieder die mongolischen Bewohner am Rande des sibirischen Eismeeres nicht einzufügen sein.

Abb. 3. Vergrößerte Photographie des Kopfes v. Abb. 1. Rechte Gesichtsseite.

Diese ostasiatische Rasse ist nun vor allem charakterisiert durch ihr straffes, langes, schwarzes Kopfhaar und eine sehr schwache, erst im hohen Alter auftretende Bartbildung, ferner durch die vorliegenden Augen und das senkrecht ohne Einbuchtung herabhängende obere Augenlid, das an der Nase tiefer herabhängt und dadurch die charakteristische Mongolenfalte und die schiefe Stellung des Außenschlitzes verursacht. Ihre Nasen sind nicht aufgestülpt, wohl aber flach und breit, ihr Kinn tritt nicht besonders vor. Die sonstigen Eigenschaften, die gelbe Hautfarbe, die Breite ihres Kopfes und die Kürze ihrer Unterschenkel kommen hier für die Beurteilung unseres Kopfes nicht in Betracht. In allen Eigenschaften, die hier vergleichbar werden, zeigt sich aber sehr klar, daß unser Kopf nichts chinesich-mongoloides an sich hat. Ich betone dabei besonders die lockige Form der Haare, die kräftige Ausbildung und lockige Drehung des Schnurrbartes, die aufgeworfene Nase und das stark vortretende Kinn.

In diesen eben genannten Eigenschaften gehört unser Kopf unverkennbar in den Kreis der europäischen Stammrasse, wenn ich diesen Namen für die sog. kaukasische, indogermanische oder arische Völkerfamilie anwenden darf. Der Kopf unterscheidet sich freilich in sehr auffälliger Weise von dem uns näher liegenden Typus des Europäers und speziell den mediterranen, westischen und nordischen Rassen, die mit ihrem schmalen Gesicht, schmalen stark vortretenden Nasen und ihren Langschädeln offenbar sehr wesentlich von unserem Bronzekopf abweichen. Wir können dabei absehen von der Wildheit und dem animalen

Digitized by Google

oder pithekoiden Niveau dieses Typus, denn in dieser Hinsicht zeigen alle Grundrassen des heutigen Menschen, auch die Neger, sehr weitgehende Niveauunterschiede. Die Erhaltung dieser animalen Eigenschaften dürfte wesentlich von den Lebensbedingungen und der Wildheit der betreffenden Völker abhängen, während die hoch zivilisierten Völker derselben Rassen höhere Stirn, schwächere Ausbildung der Gesichtspartie in Breite und Vorwölbung und vor allem eine die höheren Typen fast aller Rassen auszeichnende Vorwölbung und Verschmälerung der Nase zeigen.

Unser Bronzekopf entspricht kurz gesagt dem Typus der Hunnen, d. h. unserer Vorstellung der niedersten Vertreter unserer europäischen Rasse, für den wir in Europa den Namen Hunnen gebrauchen. Ob diese unsere Vorstellung noch auf tatsächliche Erinnerungsbilder zurückreicht, oder ob sie eine Abstraktion der niedersten Ausbildungsform unserer östlichen Rasse ist, lasse ich dahingestellt. Wenn die Franzosen uns im Weltkriege als Hunnen bezeichneten, so war dieses Schimpfwort jedenfalls auf die Erfahrung basiert, daß sich die östlichen Volksstämme Europas diesem Typus am meisten nähern. Es traf freilich nicht für die Deutschen zu, aber im Kriege kam es ja nicht auf Objektivität an.

Abb. 4. Rekonstruktion des Kopfes nach Abb. 3.

Ob nun der vorliegende Kopf den Hiungnu der Chinesen zuzuschreiben ist, denen wir die ersten Nachrichten über die Hunnen verdanken, läßt sich natürlich nicht entscheiden, solange uns eben Köpfe der Hunnen aus jenen älteren Quellen nicht überliefert sind und auch keine Schädel dieser Rasse vorliegen. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß unser Kopf einem hunnenartigen Volke angehörte, denn die Hunnen waren von all den Völkern der Mongolei und Nordasiens die einzigen, die in älterer Zeit in engeren Konnex mit den Chinesen kamen.

Die Hunnen, die uns in Europa erst durch ihren Einfall im + 4. Jahrhundert bekannt wurden, traten in der Geschichte Asiens schon um — 1200 als Volk unter dem chinesischen Namen Hiungnu in der Mongolei hervor. Der erste Kaiser der Chou- oder Tschou- Dynastie in China (etwa — 1122 bis — 255) hatte nach H. Schurtz und E. v. Baeltz (Helmolt, Weltgeschichte I S. 257) noch gute Beziehungen zu den Hunnen unterhalten, aber nach seinem Tode begannen die ständigen Kämpfe dieser Nomaden mit den Chinesen, in deren grasreiche Steppen am mittleren Hoangho in der heutigen Provinz Shansi sie immer wieder einbrachen, bis sie allmählich durch den Bau der großen Mauer von dem eigentlichen China ferngehalten wurden und infolgedessen nach Westen ausbrachen. Man sieht gewöhnlich den Bau der großen Mauer als die mittelbare Veranlassung zu dem Hunneneinbruch nach Europa an, indessen ist diese Völkerwanderung nach Europa erst 500 Jahre später erfolgt. Zunächst waren jedenfalls durch den Abschluß des Riesenbaues der Großen Mauer (ca. 2500 km) um — 220 durch den chinesischen Kaiser Tschi-Huang-Ti weitere Ausbrüche der Hunnen nach Zentralasien abgelenkt worden, wo unter anderen das Volk der germanischen Jue-tschi in der chinesischen Bezeichnung um — 177 verdrängt wurde, und tatarische Stämme ostwärts bis nach Korea und Japan auswichen.

Digitized by Google

Eine endgültige Schwächung erfuhren die Hunnen trotz der großen Mauer erst dadurch, daß es den Chinesen gelang, einen südlichen Teil dieses Volkes innerhalb der chinesischen Grenzen seßhaft zu machen (um — 50) und sie dann nach ihrer völkischen und staatlichen Auflösung gegen ihre nördlichen Volksgenossen in den Kampf zu bringen. Das geschah etwa + 84 p. Chr. Um + 142 scheint das südliche unter chinesischem Einflusse stehende Südreich der Hunnen in der chinesischen Bevölkerung ganz aufgegangen zu sein, wonach allerdings der hunnische Einfluß zeitweise in China sogar zur Herrschaft von Kaisern oder wenigstens Fürsten hunnischer Abkunft führte. Es ist klar, daß bei einer derartigen völkischen Absorption eine Mischung der Rassen eintrat und daß in der Mongolei die Hunnen später als „mongolische Rasse" erscheinen.

So wenigstens glaube ich mir erklären zu können, daß in den Geschichtswerken über Asien und in ethnographischen Büchern die Hunnen allgemein als Mongolen bezeichnet wurden. Die neuere Rassenforschung läßt uns diese Verhältnisse nun doch in anderem Lichte erscheinen. Es ist mindestens sehr wahrscheinlich, daß die Hunnen erst nachträglich und wahrscheinlich sehr viel später, als unser Kopf anzusetzen ist, durch Kreuzung mongoloïde Merkmale annahmen, daß sie aber ursprünglich der ostasiatischen Rasse fremd gegenüberstanden.

Der nördliche Teil des Hunnenvolkes scheint sich mit seiner staatlichen auch seine völkische Selbständigkeit gegenüber den Chinesen reiner und länger bewahrt zu haben. Aus diesem Teile erfolgten dann auch die ständigen Vorstöße dieser Nomaden nach dem Westen, wo anscheinend seit der Kupferzeit und dem Ende des Neolithikums, also im — 3. Jahrtausend, schon nordische Völker nachgedrängt und seßhaft geworden waren.

Diese später hinzugekommenen Völker standen auch in ständigem Kampfe mit den nomadisierenden Völkern, die zunächst auf die weniger günstigen Landgebiete verdrängt worden waren, aber aus dem härteren Kampf ums Dasein immer neue Kräfte und Energien sogen und unter dem Druck klimatischer Bedrängnisse immer von neuem in die Gebiete der seßhaften Völker eindrangen.

Räumliche Sonderungen durch Gebirge und Wüsten und die mannigfaltige völkische Zusammensetzung der seßhaften Stämme auf räumlich getrennten Wohngebieten ließen anscheinend einen inneren Zusammenhang zwischen eingewanderten europäischen Volksstämmen nicht zustande kommen, so daß sie einzelnen größeren Schwärmen nomadisierender Völker leicht unterlagen. Aus diesem ewigen Hin und Her von kleinen Staatenbildungen, ihrer Zertrümmerung oder Verdrängung erklärt sich wohl, daß aus dem ganzen Gebiet zwischen dem Ural und Kaukasus im Westen, Persien und Indien im Süden und China im Osten während der ganzen Zeit bis zu dem großen Hunnenzuge und dem von Tschingiskhan nahezu nichts Auffallendes in unsere Weltgeschichte gedrungen ist. Aus diesem ganzen Gebiete liegen uns nur kleine Bruchstücke von Kulturen vor und vereinzelt kurze Berichte über Zusammenstöße dieser Völker mit staatlich konsolidierten Nachbarvölkern, wie den Parthern, Persern, Ostgoten, Chinesen und Tibetanern.

Ich glaube auch nicht, daß dieses ethnisch wirre Gebiet jemals eine nennenswerte Bedeutung für die Weltgeschichte oder gar die Entwicklung des Menschengeschlechtes besaß. Das einzige, was darin dauernde Wirkungen schuf, war die Ausnützung der Metallschätze in dem Altai-Gebiet, dem Mittelpunkt der großen asiatischen Masse. Von hier gingen zeitweise kulturelle Ströme aus, die für die Kultivierung der Nachbarländer wichtig wurden, aber nicht einmal zu einer staatlichen Um-

Digitized by Google

grenzung dieser Produktionsgebiete geführt haben. Nun dürfte dieses Metallvolk, das wohl wegen seiner Geheimnisse und Fähigkeiten auch von jedem eingedrungenen Feind geschont wurde und für das die verschiedensten Namen aus älterer und neuerer Zeit in Betracht kommen, ein Teil der Kurganiten sein, und ich glaube schon wegen ihrer Bergbau- und Gußtechnik, daß es ein germanisches, etwa ostgotisches Volk war, was sich hier gewöhnlich unter dem Namen von Scythen verbirgt. Aber irgendwelche Klarheit über die Beziehung dieser Metallisten zu anderen nachweislich europäischen Volksstämmen scheint man aus diesem ethnologischen Chaos noch nicht zu gewinnen.

Soviel über die Hunnen bekannt wurde, waren sie immer Gegner der Chinesen, gegen die sich diese nach Möglichkeit zu sichern suchten, wenn die Chinesen auch aus diplomatischen Gründen einzelne Stämme der Hunnen innerhalb ihres Reiches seßhaft machten und ihren Fürsten gelegentlich chinesische Prinzessinnen zu Frauen gaben. Ich schließe aus jenen Gegensätzen, daß die Hunnen nicht Mongolen, sondern ein rassefremdes Element waren.

Daraus würde sich aber schon ergeben, daß sie der europäischen Rasse angehören, denn im Norden der großen eurasiatischen Kontinentalmasse kennen wir nur zwei primäre Stammrassen, einerseits im Osten die straffhaarigen Chinesen und andererseits die wellhaarigen Europäer.

Innerhalb dieser Europäer sondern sich allmählich wohl immer klarer die langköpfige mediterrane oder westische Rasse von der kurzköpfigen alpinen, ostischen oder slawischen Rasse ab. Von der westischen spaltete sich die nordische Rasse ab, von den Cromagnonleuten breitgesichtigen Langschädler und von der kurzköpfigen ostischen Rasse die ostbaltische, die Nordrussen und Finnen. Alle diese sind helläugig und hellhaarig in etwas verschiedener Weise, während die vielfachen Gegensätze ihrer dunkelhaarigen Vorfahren bestehen blieben. Ob man die von Denicke und Günther gebrauchte Bezeichnung ostische Rasse deren älterer Benennung als alpine Rasse vorzieht, spielt dabei keine wesentliche Rolle. Jedenfalls ist der Name alpin irreführend, wenn wir jetzt die Hauptverbreitung dieser Rasse im Osten Europas und in großen Teilen des nördlichen Asiens finden. Dann spielt es auch keine Rolle, daß sich einzelne Stämme dieser Rasse bis nach Westeuropa vorgeschoben haben; das wesentliche ist, daß sie den Osten des Verbreitungsgebietes der europäischen lockenhaarigen Grundrasse einnehmen. Vielleicht wäre der Name slawische Rasse allen anderen Bezeichnungen vorzuziehen, aber er wird vielfach nur im sprachlichen Sinne gebraucht.

Innerhalb der so aufgefaßten slawischen oder ostischen Rasse würden Typen wie unser Bronzekopf auf tiefster Stufe stehen und damit auch die unterste Stelle in der ganzen europäischen wellhaarigen Stammrasse einnehmen. Eine stumpfere und breitere, mehr nach vorn gerichtete Nase läßt sich sogar innerhalb unserer ganzen Art Homo sapiens kaum vorstellen. Gerade die Heraushebung, Verschmälerung und Verlängerung des Nasenrückens scheint mir das Moment, in dem die menschliche Kopfbildung ihren morphologisch klarsten Ausdruck gefunden hat. Sie geht mit der Vergrößerung des Gehirns vor allem in der Stirnregion Hand in Hand. Während aber die Vorwölbung der Stirnregion in ihrer individuellen Variationsbreite schwer in bestimmte Grenzen zu fassen ist, schon mit dem Beginn unserer Art fertig gegeben war und schon am Ende des Diluviums vereinzelt die volle Höhe erreichte, vollzieht sich die Umbildung der Nase konsequent noch fast vor unseren Augen in jeder Rasse und fast in jedem Typus. Überall finden wir bei den hochstehenden Vertretern alter Geschlechter längere, schmalere Nasen als bei dem untersten Stande der-

Digitized by Google

selben Rasse. Kreuzungen der Vornehmen mit Mitgliedern anderer höherer Rassen mögen dabei gelegentlich mitwirken, aber dieser Vorgang der Nasenkantung, wie man vielleicht sagen könnte, vollzieht sich anscheinend auch ohne Kreuzungen aus sich selbst heraus als genotypische Eigenschaft innerhalb der verschiedensten Europäer, aber auch innerhalb der Ostasiaten und Neger.

Etwas gemildert finden wir den neueren Hunnentypus vielfach in Rußland. Der typische Muschik zeigt auch heute noch ähnlichen Ausdruck, und nach meiner Besprechung dieses Bronzekopfes in der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin teilte mir ein Herr mit, daß er auch noch bei einem Fischer vermutlich slawischer Herkunft an den Havelseen ein derartiges Gesicht beobachtet habe.

Weiter nach Osten werden derartige Typen ostischer Rasse entsprechend häufiger gewesen sein. Lappen zeigen diesen Typus heut wesentlich abgemildert, aber in älterer Zeit dürften Typen solcher Art in Asien gewiß recht häufig gewesen sein. Ich denke dabei nicht nur an die Ainos, deren höhere Typen schon R. Virchow in auffallender Weise an den Kopf von Tolstoi erinnerten, sondern vor allem an niedere Völker älterer Zeit, die als Nomaden in Nordasien quer durch die dünnbesetzten Ausbreitungsgebiete der ostasiatischen Rasse bis nach Ostsibirien und wahrscheinlich neben ostasiatischen Stämmen nach Amerika vordrangen.

Wenn ich damit an die Wurzel der slawischen Ostrasse rühre, muß ich noch kurz zu der Haar-, Haut- und Augenfarbe dieser Rasse Stellung nehmen, da jetzt gewöhnlich darunter die blonde ostische Rasse im Sinne Günthers verstanden wird, die wir in der mitteleuropäischen Mischrasse kennen und die uns reiner innerhalb Rußlands bei slavischen Völkern entgegentritt. Demgegenüber ist nun zweifellos ein großer Teil der Slawen und ihrer östlichen Verwandten dunkel gefärbt.

Ich habe schon mehrfach den Standpunkt[1]) vertreten, daß die helle Färbung oder richtiger die Farbstoffarmut der Nordeuropäer auf das trübe Klima in der Umgebung des nordischen Inlandeises zurückzuführen ist. Da die Vertreter unserer heutigen Menschenart, Homo sapiens, erst während der letzten vierten Eiszeit in Europa nachweisbar sind, so würde für ihre Entfärbung also nur die vierte Eiszeit in Betracht kommen. Das sind aber immerhin nach den neuen astronomischen Betrachtungen 100000 Jahre. Ich glaube, daß aber auch 50000 Jahre genügen würden, eine solche Bleichung zu bewirken. In dieser Auffassung bestärkt mich die jetzt immer klarer herauskommende, namentlich von Fritz Paudler zusammengefaßte Erkenntnis, daß in den hellfarbigen Nordeuropäern verschiedene Rassen enthalten sind.

Wir können danach also nicht mehr hellfarbige Nordeuropäer irgendwie zusammenfassen, sondern müssen die einzelnen hellfarbigen Typen auf ihre verschiedenen dunkel gefärbten Vorfahren zurückführen. Wir bekommen dann folgende Aufstellung:

I. Langköpfe mit schmalem Gesicht, langer schmaler Nase, kräftigem Kinn, schwachen Backenknochen, Herkunft aus dem Aurignactypus.

A. primäre dunkle — mediterrane — iberische, ligurische, westische Rasse im Sinne Günthers.

B. sekundäre hellfarbige mit blauen Augen und gelbblondem Haar — nordische germanische Rasse. Megalithiker.

II. Langköpfe mit breitem Gesicht, starken Backenknochen, breiten Kiefern, gerader, etwas breiter Nase, großer Statur. (Crômagnon-Typus des Magdalénien.)

[1]) Zur Urgeschichte des Menschen. (Mitt. a. d. Geol. palaeont. Inst. Greifswald, 1928.)

Digitized by Google

A. primär dunkle Rasse — Südwesteuropa-Typus — Dordogne, Corsicaner, Berber, Kabylen u. a. Nordafrikaner.

B. sekundäre hellfarbige Rasse mit aschblonden Haaren, grauen Augen — Norweger, Dalekarlier.

III. Rundköpfe mit breitem Gesicht, starken Augenbögen, breiten Backenknochen, breiter aufgeworfener, oben eingesenkter Nase, breiten Kiefern, mittlerer Statur. Mesolithiker.

A. primäre dunkle alpine Rasse — Hunnen, Avaren, dunkle Slaven, Sarmaten, typische Kelten.

B. sekundäre helle Rasse mit fahlblondem Haar, grünlich-grauen Augen. Slawen, Letten, Weißrussen, helle Finnen.

Ob unser „Hunne" schwarz oder blondhaarig war, läßt sich natürlich an der Bronze nicht erkennen, aber die Tatsache, daß ihre Wohnsitze sehr weit von der entfärbenden Ursache der nordeuropäischen Vereisung entfernt waren, läßt keinen Zweifel, daß dieser nordasiatische Typus dunkelhaarig war.

Daraus, daß die Lappen als vierter, wahrscheinlich mongoloider Typus in Nordeuropa größtenteils dunkelfarbig blieben, läßt sich folgern, daß dieses Volk erst so spät in das Randgebiet der nordischen Vereisung einrückte, daß seine Entfärbung nicht mehr erfolgen konnte. Das ist auch deshalb wahrscheinlich, weil die nördlichsten Gebiete Skandinaviens zuletzt eisfrei wurden, und eine frühere Verbreitung der lappischen Bevölkerung in südlicheren Teilen Europas bisher nicht bezeugt ist. Wir können also wohl annehmen, daß die Lappen erst lange nach — 5000, wo die Eiszeit auch im hohen Norden zu Ende ging, von Sibirien aus in ihre heutigen Wohnsitze gelangten.

Ich bemerke auch noch, daß Sibirien nicht vom Inlandeis bedeckt war, und daß in Nordamerika zwar die gleiche Vereisung wie bei uns in Nordeuropa das Land bedeckte, daß aber in Amerika damals noch keine Menschen vorhanden waren, die dadurch hätten entfärbt werden können. Gerade die riesige Vereisung von Kanada mag die Einwanderung ostasiatischer Typen bis in das letzte Jahrtausend v. Chr. verschoben haben. Diese Auffassung steht in schärfstem Gegensatz zu der von Griffith Taylor (Geograph. Review 1919 p. 289), der die „Mongoloiden" als letzte Rasse in Nordamerika einwandern läßt. Sie waren vielmehr die erste, von der uns auch alte Tonbilder schlitzäugiger „Tolteken"köpfe noch klares Zeugnis ablegen.

—

Sakral- und Funeral-Bronzen in China.

Von

Otto Jaekel.

Die älteren Bronzegefäße, die uns aus China bekannt wurden, zeigen zwei auffallend verschiedene Typen der Ausführung, deren Gegensätzlichkeit bisher wenig beachtet wurde. Da man die Kunstwerke Ostasiens bisher fast nur ästhetisch bewertete, so kam der Unterschied der Ausführung nur in der Preisbemessung zur Geltung.

Man glaubte wohl die Unterschiede aus dem verschiedenen Wohlstande ihrer Besitzer erklären zu können, aber diese Annahme wird schon dadurch widerlegt, daß die Eigenschaften keine graduellen Übergänge von dem

Digitized by Google

einen zu dem anderen Typus zeigen, sondern auffallend scharf auf die beiden Typen verteilt sind und jedem derselben einen in sich geschlossenen Charakter verleihen.

Die einen zeigen alle Sorgfalt und Üppigkeit ostasiatischer Luxusarbeiten. Sie sind fein proportioniert, ihre Ornamente sind stark vertieft oder plastisch vorgewölbt, scharf geformt und gewöhnlich mit höchster technischer Feinheit herausgearbeitet. Der vertiefte Grund zwischen den stark vorgewölbten Bandornamenten ist gewöhnlich mit kleinen Mustern ausgefüllt. Um diesen reichen Dekor klar herausarbeiten zu können, mußten die Gefäße eine beträchtliche Wandstärke haben. Sie wirken dadurch schwer und monumental, und dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß die Form in allen Teilen auf das feinste proportioniert, so daß die Teile also zum Ganzen in bester Harmonie stehen. Dazu kommt, daß diese Gefäße häufig auch Inschriften tragen oder Zeichen des Besitzers oder Künstlers. Das sind die Eigenschaften, die den hochgeschätzten Wert alter chinesischer Bronzen ausmachen. Wenn wir sie als Sakralgefäße bezeichnen, so ist damit weniger ihre spätere Verwendung im religiösen Tempelkultus gemeint, als die traditionelle Ehrfurcht, die sie im Rahmen der Familie genossen. Diese ist doch wohl das primäre Moment, ihre Verwendung im öffentlichen Kultus wohl sekundär.

Abb. 1. Vierkantige Bronze-Vase, dünnwandig in funeraler Ausführung. (Coll. O. Jaekel.)

Im vollen Gegensatz zu diesen sind andere Bronzegefäße auffallend dünnwandig, infolgedessen auch oft zerbrochen oder verbogen. Gewöhnlich sind auch die zwei oder drei Gußnähte nicht abgefeilt, sondern als scharfe rissige Kanten stehengeblieben. An der Unterseite der „Ting"kessel treten sie im Anschluß an die drei Füße dreistrahlig zusammen. Andere Gefäße, wie namentlich die mit zwei Fischen versehenen Wasserbecken der Han-Periode, zeigen Nähte, die die Herstellung der Gußform aus zwei symmetrischen Hälften beweisen. Durch diese Nähte sind die bisweilen vorhandenen Flächenornamente gegeneinander verschoben, eine Flüchtigkeit, die mit der Feinheit des künstlerischen Empfindens und mit einem sakralen Zweck der Gefäße ganz unvereinbar wäre.

Auch die Füße sind oft recht roh angefügt und häufig schlecht proportioniert, zu lang oder zu dünn und zuweilen in unschönem Winkel angesetzt wie in Abb. 3. Sie zeigen immer nur ihre Außenwand in Bronze, ihr Innenraum und ihre Innenseite ist mit Lehm ausgefüllt. was allerdings wohl auch bei sehr alten Sakralgefäßen vorkommt.

Die Ornamente sind flach und meist unsauber gearbeitet und auch schematisch vereinfacht. Oft sind nur die Löwenköpfe mit dem Ring vorhanden, während die sonst so typischen Flächenornamente besonders an der Schulter und dem Fuß völlig fehlen. Inschriften scheinen auf diesen

Digitized by Google

Gefäßen nicht vorhanden zu sein. Die ganze Form aber in ihrer Gesamterscheinung bleibt gewahrt, so daß ihr Aussehen, von fern betrachtet, denen der dickwandigen Luxusgefäße entspricht und bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck jener wertvollen Gefäße erweckt.

Durch diese Charaktereigenschaften scheint mir die Bedeutung der zweiten Klasse von Gefäßen ohne weiteres klar. Es sind Nachbildungen der in vornehmen Familien hochgehaltenen Prunkgefäße, auf Fernwirkung berechnet und offenbar dazu bestimmt, bei Bestattungen vornehmer

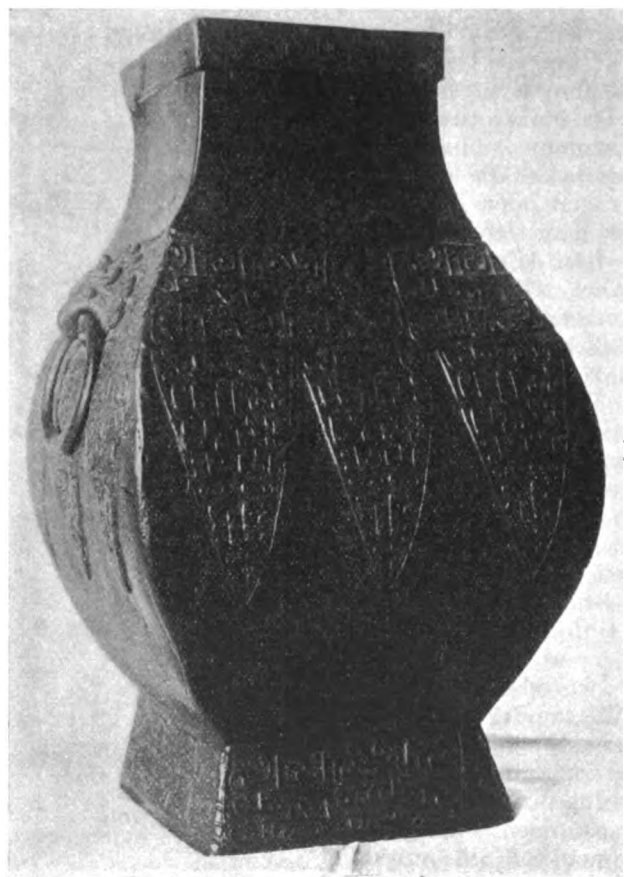


Abb. 2. Derselbe Typus wie Abb. 1 mit reichem Dekor in prunkhafter Ausführung als Sakralgefäß.
(Coll. M. Liebermann.)

Herren den Eindruck vollwertiger Luxusgefäße zu erwecken. Es sind also billige Grabgefäße, die wir kurz und international als Funeralbronzen bezeichnen können.

Damit erklären sich alle ihre aufgezählten Eigenschaften, vor allem die Sparsamkeit in der Verwendung des kostbaren Materials, die Sparsamkeit in der Anbringung von Ornamenten und die sorglos billige Ausführung des Flächendekors. Auch der Mangel der Inschriften wird dabei ohne weiteres verständlich, denn sie wurden ja nicht wie die sakralen Prunkgefäße von Generation zu Generation weitergegeben, sondern in die Erde versenkt, wo niemand eine Inschrift liest. Die Ausgrabungen

Digitized by Google

der Japaner in Korea in den Han-Gräbern haben, wie es scheint, ausschließlich diesen Typus, also echte Funeralbronzen zutage gefördert. Ich bilde in Abb. 1 ein solches Gefäß ab, das zwar die Gesamtform von Abb. 2 wiedergibt, aber dünnwandig ist und keinerlei Flächendekor aufweist. Ebenso stellen Abb. 7 und 8 einen Typus von Opfergefässen in der prunkhaften Ausführung (Abb. 8) und der funeralen (Abb. 7) nebeneinander.

Besonders typisch für die Abschwächung der Formen und des Dekors sind drei Bronzen, die Herr Peters 1927 für die Firma Bohlken (Berlin) kürzlich in Shanghai erwarb und die nach der Angabe des Verkäufers aus demselben Grabe stammen sollen. Das ist auch durchaus glaubhaft, da die beiden großen Dreifüße (Ting) ganz gleichwertige Ornamente auf dem Deckel aufweisen, also offenbar von demselben Handwerker her-

Abb. 3. Dreifüßiger Funeral-Kessel. (Besitz Firma Bohlken-Berlin.)

Abb. 4. Ein ähnlicher Kessel wie Abb. 3 und mit ihm zusammen gefunden. (Besitz Firma Bohlken-Berlin.)

rühren. Sie sind aber auch nicht schematisch kopiert, sondern zeigen vor allem in dem Dekor eine bewußte Weiterbildung derselben Linienführung. Der Freundlichkeit der Firma Bohlken verdanke ich Photographien dieser drei Gefäße (Abb. 3—5), deren Ornamente ich in Abb. 6 gezeichnet habe.

Abb. 3 zeigt den größeren der beiden Kessel. Seine Gesamtform ist nicht harmonisch; die Wölbung des Körpers ist reizlos und die schräg gestellten Füße sind für den großen Körper viel zu dünn, auch in sich steif und trotz ihrer ungewöhnlichen Längskanten, die wohl ihre Langweiligkeit etwas beleben sollen, unschön. Die Seitenfläche des Kessels zeigt gar kein Dekor, außer an den beiden Henkeln, die zwar außen mit einer mäanderähnlichen Eckspirale verziert, aber sonst sehr roh geformt und sehr unsauber angesetzt sind. Nur der von oben sichtbare Deckel ist ornamentiert, aber diese Ornamente sind völlig degeneriert. Das Flechtband des „Chin"stils, wie ihn Koop nannte, ist aus einer fortlaufenden Reihe einzelner S-förmig gekrümmter Figuren vereinfacht.

Digitized by Google

Die drei Tiere, die dem Deckel aufsitzen, sind kaum noch als solche kenntlich. Der Kopf erhebt sich noch als Buckel über den liegenden zusammengeduckten Körper, die Beine und der Schwanz sind gänzlich verschwunden. Die Behaarung ist nur noch durch grobe radiale Streifen angedeutet, die von der Rückenlinie ausgehen. Es ist typisch für organische Degenerationen, daß solche Kleinigkeiten oft noch erhalten bleiben, während die Form ihren Charakter verlor. Sie geben oft den einzigen Anhalt zu einer sicheren Erkennung der Urform. Völlig degeneriert ist auch der Griff oben im Zentrum. Er ist ganz flach aufgelegt und die buckelförmige Öse erhebt sich nicht einmal mehr zu einer Öffnung.

Diesem ganz ähnlich ist der zweite, kleinere Kessel (Abb. 4), aber er ist etwas sauberer gearbeitet, sowohl in seiner Gesamtform wie in seinem Dekor. Die Henkel tragen zwar kein Ornament, aber sie sind

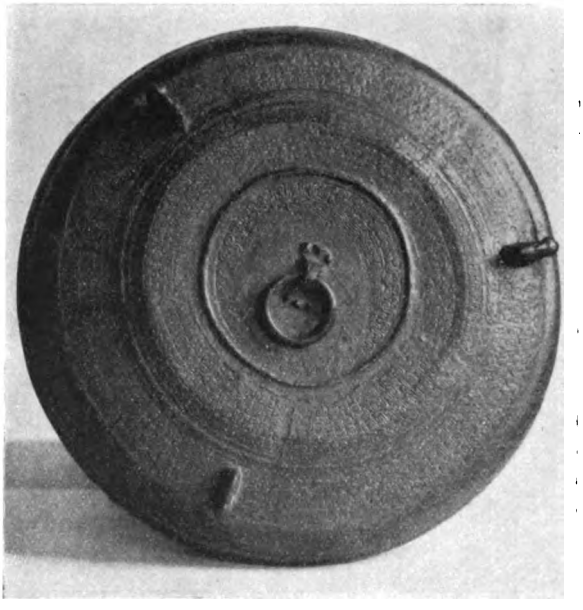


Abb. 5. Der Deckel des Dreifußes Abb. 4. (Besitz Firma Bohlken-Berlin.)

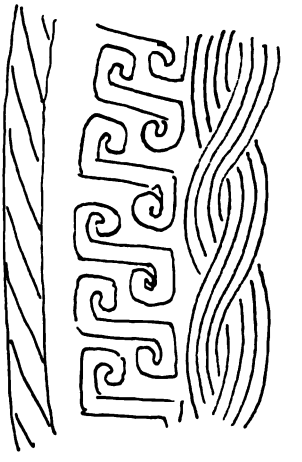


Abb. 6. Ornament auf dem Deckel des Gefäßes Abb. 5.

klarer geformt und sorgfältiger angesetzt. Die drei Tiere auf dem Deckel sind noch wesentlich höher, allerdings auch hier nur aus ihren Vorbildern, voraussichtlich stehenden Schafen oder Rindern, verständlich. Der zentrale Griff erhebt sich noch als durchbohrte Öse und seine Ansatzflächen zeigen noch drei eckige Buckel als Ornament. Vor allem ist aber das Kranzornament auf dem Deckel viel sorgfältiger modelliert als an dem vorher besprochenen Kessel. Die konzentrischen Ringe sind wie Schnüre schräg gestreift. Das S-förmige Bandornament ist dem des anderen Kessels gleich, aber sorgfältiger herausgearbeitet. Das Flechtband im Innern dieses Kranzornamentes ist klar geflochten, während bei dem anderen nur bogige Linien übriggeblieben waren.

Das dritte mit den beiden Kesseln zusammen gefundene Gefäß (Abb. 7) ist ein „Chüe" in der chinesischen Bezeichnung, aber seine Form ist sehr degeneriert. Die ursprünglich wohl aus Ziegeneutern entstandenen Füße sind kurz, dem Körper fehlt der bogige Linienschwung, der die

Digitized by Google

typischen Chüe-Formen im Anschluß an die ursprüngliche Euterform auszeichnet; vor allem fehlt auch der flache Ausguß der einen Seite. Der Henkel ist dünner und formlos, aber die beiden pilzförmigen Knöpfe am Oberrand sind vorhanden, die für die „Chüe"-Form charakteristisch sind und wohl zur Befestigung eines Opferteiles gedient[1]) haben.

Auch dieses Gefäß ist so dünnwandig gegossen, daß es sich im Erdboden erheblich verbogen hat. Das Taotiehornament ist in dünnen Leisten ausgeführt; nur die Augen treten in plastischer Wirkung hervor. Eine derartige Ausführung ist technisch natürlich viel einfacher als eine grubige Modellierung des sonst üblichen Flachreliefs, dessen Flächen und Kanten bei der Bearbeitung große Sorgfalt erforderten. Dieses Ornament gleicht

Abb. 7. Funerale Nachbildung eines Chüe-Gefäßes. (Besitz Firma Bohlken-Berlin.)

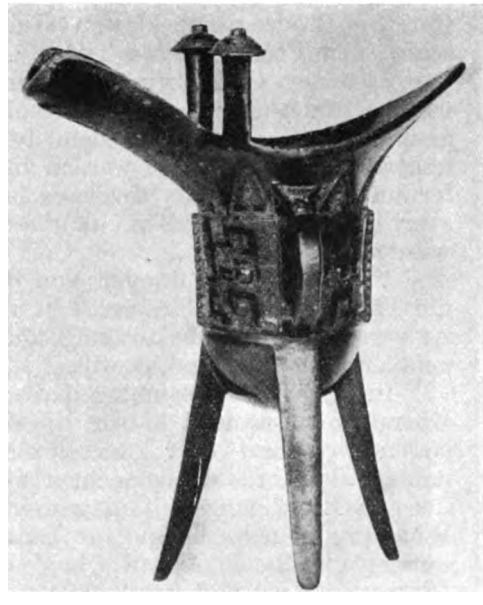


Abb. 8. Sakralgefäß des Chüe-Types in luxuriöser Ausführung.

übrigens in der Ausführung vollkommen dem großen Gefäß des Berliner ostasiatischen Museums, das Kümmel auf Tafel V—VII seines soeben erschienenen Bronzewerkes (Berlin 1928) abgebildet hat. Man wird kaum fehlgehen, wenn man beide auf die gleiche Herkunft und gleiche Zeit datiert.

Aus dem Ensemble dieser drei Grabgefäße ergeben sich einige Folgerungen, die mir nicht unwichtig erscheinen.

Diese Funeralgefäße wurden bei der Trauerfeier nicht wie kostbare Luxusgefäße in der Nähe zwischen den Fingern bewundert, sondern nur von der andächtigen Trauergemeinde aus einer gewissen Entfernung betrachtet. Wenn man Tote damals auch noch offiziell wie Lebende behandelte und ihnen allerlei nützliche und ehrenvolle Gaben mit ins Grab

[1]) Diese Gefäße sollen zu Weinopfern gedient haben. Ich könnte mir vorstellen, daß sie ein Herz aufnahmen und daß die beiden Knöpfe zur Befestigung von Schlagadern dienten, die darüber gezogen wurden.

Digitized by Google

legte, so wußte man doch, daß sie tot waren und die Güte der Gaben nicht mehr prüften. Man konnte also unbedenklich den kleinen Betrug begehen und ihnen statt guter Bronzen minderwertige Ersatzstücke in das Grab legen. Es genügte zu ihrer Ehrung, wenn die Umstehenden die Vorstellung gewannen, daß ihnen Bronzegefäße als Erinnerungsgaben geweiht wurden. Auch bei uns ist ja in solchen Fällen heute noch allerlei Flitter und Talmiware beliebt.

Da im Falle eines Todes solche Ersatzgefäße nicht erst hergestellt werden konnten und auch nicht wie unsere Grabdenkmäler später auf das Grab gesetzt, sondern mit dem Toten beerdigt wurden, so mußten also Händler solche Funeralgefäße vorrätig haben und von Fall zu Fall, wie bei uns fertige Särge, verkaufen. Die Ähnlichkeit der Ausführung speziell der Ornamente auf dem Deckel der beiden dreifüßigen Kessel ist ein klarer Beweis, daß sie von demselben Handwerker angefertigt waren. Bronzegießer hielten also solche Funeralgefäße, die den verschiedenen Formen der sakralen Gefäße entsprachen, wahrscheinlich in verschiedener Größe und Ausführung vorrätig. Für besondere Fälle werden auch sorgfältiger gearbeitete und patinierte Gefäße vorrätig gewesen sein, die sich in dem äußeren Habitus den sakralen Typen näherten, aber auch sie werden in Kleinigkeiten, wie z. B. in der Entfernung der Gußnähte, sorgloser bearbeitet sein und sie werden der Inschriften entbehrt haben, da diese ja doch von keinem mehr gelesen wurden.

Vielleicht stammt auch von dieser Nachahmung alter Sakralgefäße die Fähigkeit der Chinesen, den Bronzeobjekten eine künstliche Patina zu verleihen, eine Behandlung, die später offenbar auch neuen Sakralgefäßen gegenüber geübt wurde.

In dem Grade der mangelhaften Ausführung werden natürlich allerlei Übergänge bestanden haben, die es uns gelegentlich fraglich erscheinen lassen, ob Sakral- oder Funeralbronzen vorliegen. Das aber werden Ausnahmefälle sein, im allgemeinen wird es niemanden eingefallen sein, ein für den Beerdigungskult hergestelltes Gefäß etwa als Wertobjekt in die Wohnung zu nehmen und im Ahnenkultus zu verwenden. Im Gebrauch müssen also beide Typen scharf auseinandergehalten worden sein, wie das ja auch psychologisch ohne weiteres verständlich ist.

Wir aber bekommen alle diese Typen meist ohne Mitteilung, woher sie stammen, und sehen beide in gleicher Weise als Typen der Gefäße einer bestimmten Zeit an, trotzdem es durchaus wahrscheinlich ist, daß sich im Grabkultus alte Formen sehr viel länger erhielten, als auf der Oberfläche der Erde im Leben selbst. Wenn auch die Moden in China nicht so schnell wechselten wie bei uns in Europa, so kamen doch auch dort neue Formen ins Land, die auf die Kunst der Lebenden ihren Einfluß ausübten, während sich im Totenkult wahrscheinlich die archaischen Formen erhielten. Vielleicht hat dieser Umstand viel dazu beigetragen, daß sich uns der Gang der Entwicklung der chinesischen Bronzenkunst verschleierte, daß wir geistlose Reproduktionen für eine allgemein übliche Erscheinung hielten, während sie tatsächlich nur die Grabbeigaben betraf. Schon dieser Umstand zeigt, daß wir Sakral- und Funeralbronzen scharf auseinanderhalten müssen und letztere bei der Datierung und stilistischen Beurteilung nur mit großer Reserve benutzen dürfen.

Daß wir hier in China beide Typen, Sakral- und Funeralbronzen, kennen und im allgemeinen auch gut auseinanderhalten können, hat aber auch für uns in Europa und für die ganze Anthropologie und Prähistorie noch eine allgemeinere Bedeutung. In anderen Teilen der Welt kennen wir ja fast nur Funeralgefäße und sind genötigt, ausschließlich

Digitized by Google

auf deren Beurteilung unsere Vorstellungen über die Kunst und Kultur der Völker und ihre kunsthistorische Entwicklung zu gründen.

In China kennen wir erfreulicherweise auch die prunkhaften, ich möchte sagen „lebenden" Vorbilder dieser totgeborenen Funeralgefäße, und die obigen Darlegungen zeigen, daß diese Art der Betrachtung sehr große Mängel enthalten kann. Wie in China, werden auch anderwärts die Funeralgefäße sehr viel schlechter gearbeitet sein und stilistisch hinter den gleichgültigen Gebrauchsgegenständen zurückgestanden haben. Darüber hinaus wird sich aber für die Funeralobjekte allmählich ein schematischer Stil herausgebildet haben, den die Dinge über der Erde niemals besaßen. Wenn man z. B. die Idole aus den mexikanischen Gräbern betrachtet, die in tödlicher Langeweile dieselben Typen grob und sinnlos darstellen, so wird man annehmen können, daß derartige Dinge auch in Mexiko über der Erde, d. h. also in der mexikanischen Kultur nie existiert haben. Die Formen mögen sich aus irgendeinem alten Vorbild selbständig in Jahrhunderten weiterentwickelt und jeden Kontakt mit der Kunst der Lebenden verloren haben.

Hier eröffnet sich, wie mir scheint, eine weite Perspektive für die Beurteilung prähistorischer Grabfunde. Sie sind großenteils „Dinge für sich".

Die Wanjamwesi.

Ein Beitrag zur Völkerkunde Ostafrikas.

Von

Fritz Spellig.

Die nachstehende Arbeit stellt eine Zusammenfassung von Aufzeichnungen dar, die ich während meines zehnjährigen Aufenthalts (von 1910—1920) als Missionar der Evangelischen Brüderunität, Herrnhut, in Unjamwesi machte. Sie will mehr einen allgemeinen Überblick, ein abgerundetes Bild von dem Volksganzen geben, als eine ins einzelne gehende, streng wissenschaftliche Studie. Wenn daher der Bericht da und dort Lücken aufweist und die Darstellung einzelner Kapitel etwas kurz ausgefallen ist, so sei darauf hingewiesen, daß der eigentliche Beruf dem Verfasser nur wenig Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit ließ und völkerkundliche Beobachtungen nicht in erster Linie um ihrer selbst willen, sondern nur nebenher, als Mittel zum Zweck angestellt werden konnten. Andererseits hielt es der Verfasser für geboten, in diesem Rahmen nur solche Beobachtungen und Ergebnisse zu bringen, für deren Richtigkeit er volle Gewähr übernehmen kann. In der Hauptsache stützt sich die vorliegende Arbeit auf eigene Aufzeichnungen. Daneben konnten aber auch Berichte einiger meiner Kollegen verwendet werden, was hiermit dankbar anerkannt werden soll. Wo solche Arbeiten benützt wurden, ist der Herkunftsname nach Möglichkeit angegeben.

I. Das Verbreitungsgebiet der Wanjamwesi.

Das Gebiet, das die Wanjamwesi im weitesten Sinne bewohnen, umfaßt so ziemlich das ganze zentrale Hochland des früheren Deutsch-Ostafrika, vom 31. bis 34. Längengrad östl. v. Gr. und dem 3. bis 8^0 südl. Breite, und wird unter dem Namen „Unjamwesi" oder Großunjamwesi

Digitized by Google

(Unjamwesi = das Land der Wanjamwesi) zusammengefaßt. Es grenzt im Westen an die Länder Ufipa, Uha und Urundi, im Süden an Uhehe, Uloli und die Rukwasenke, im Osten an Ugogo, Turu und Iramba, im Norden an Ussukuma und Usindja, und erstreckt sich über einen Flächenraum von rund 194000 qkm. Somit bedeckt es ungefähr ein Fünftel des Gebietes unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika. Die Zahl der Wanjamwesi, die dieses Gebiet bewohnt, dürfte nach vorsichtiger Schätzung etwa 1100000 betragen, so daß sich eine Bevölkerungsdichte von 5—6 ergibt. Außerdem zählte man vor dem Krieg außerhalb Unjamwesis noch etwa 25000 Wanjamwesi, die sich hauptsächlich in den Küstenbezirken (Bagamojo, Tanga, Daressalam, Kilwa, Lindi), sowie im Nordwesten der Kolonie (Moschi, Pangani, Wilhelmstal) in den pflanzungsreichen Bezirken von Morogoro und Kilossa angesiedelt hatten.

II. Über die Bedeutung des Namens.

Man hat früher den Namen der Wanjamwesi allgemein mit „Mondleute" übersetzt. Noch Edmund Dahl gibt in seinem ausführlichen Njamwesi-Wörterbuch (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV) diese Deutung. Abgeleitet wurde dabei der Name von „mwesi", bzw. „mwezi" (z = weiches s), der Mond. Indessen dürfte diese Übersetzung, wie heute allgemein angenommen wird, nicht zutreffen. Wanjamwesi heißt vielmehr „Leute des Westens" (mwesi gleichbedeutend mit mweli = Westen). Daß diese Deutung die allein richtige ist, geht z. B. daraus hervor, daß ein Unterstamm der Wanjamwesi an der westlichen Grenze sich tatsächlich Wanjamweli, d. h. Leute des Westens, nennt. Der Name wurde ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach an der Ostküste beigelegt, da sie schon frühe als Händler, Jäger und Träger einen lebhaften Verkehr mit der Küste unterhielten und hier von jeher durch ihr geschlossenes Auftreten und ihre besonderen Sitten und Gebräuche die Aufmerksamkeit der Küstenbewohner erregten. Sie selber unter sich nennen sich in der Regel nach den verschiedenen Bezirken: Wakimbu, Wakonongo, Wanjamweli, Wanjanjembe, Wasukuma usw. Als Sammelname hat jedoch die Bezeichnung Wanjamwesi volle Berechtigung, da alle hierunter zusammengefaßten Stämme und Völkerschaften in somatischer und sprachlicher Hinsicht wie in bezug auf Sitten und Gebräuche ein ziemlich einheitliches Gepräge zeigen.

III. Die Sprache.

Sprachlich gehören die Wanjamwesi zu der großen afrikanischen Völkergruppe, die man mit dem Sammelnamen „Bantuvölker" bezeichnet. Das Kinjamwesi, die Sprache der Wanjamwesi, zerfällt jedoch in eine Anzahl zum Teil stark verschiedener Dialekte, deren hauptsächlichste sind: das Kisukuma (im Norden), das Kirugaruga (am reinsten in der Landschaft Urambo, nördlich der Mittellandbahn gesprochen), das Kigalaganza (im Bezirk Tabora) und das Kikonongo (im Süden von Unjamwesi). Außer diesen gibt es noch eine ganze Reihe kleinerer Dialekte, die sich jedoch stark an die Hauptdialektgruppen anlehnen und denen nur örtliche Bedeutung zukommt. Während nun von den alten Leuten, den Frauen und Kindern fast ausschließlich die in den einzelnen Landschaften gebräuchlichen Dialekte gesprochen werden, spielt bei den Männern als Umgangssprache das allgemein verstandene Kirugaruga (= die Sprache der Krieger) eine große Rolle; und es ist kein Zufall, daß dieser Dialekt gerade im Urambobezirk (etwa 50 km nördlich der Mittellandbahn) am reinsten gesprochen wird. War doch Urambo der Sitz des gefürchteten und eroberungssüchtigen Großhäuptlings Mirambo, des Napoleon Zentralafrikas,

Digitized by Google

wie ihn Stanley nennt, der durch seine zahlreichen Eroberungszüge viel dazu beigetragen hat, den mancherlei größeren und kleineren Stämmen des Unjamwesi-Hochlandes in sprachlicher Beziehung ein einheitlicheres Gepräge zu geben. In richtiger Würdigung dieser Tatsache hat auch die Mission in erster Linie das Kirugaruga zur Schriftsprache erhoben. Als Proben des Kinjamwesi mögen die weiter unten in der Ursprache wiedergegebenen Märchen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel dienen. Im übrigen verweise ich auf die von den verschiedenen Missionsgesellschaften herausgegebenen Grammatiken, so u. a. auf: „Eine Kinjamwesigrammatik" von R. Stern, wieland Missionssuperintendent der Evangelischen Brüderunität (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, 1906 III. Abt.); sowie auf die „Grammatik der Kinjamwesisprache" von P. Franz Müller, Salzburg 1904, Verl. der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen. Und endlich nenne ich noch das ausführliche „Njamwesi-Wörterbuch" von Edmund Dahl, weiland Missionar der Evangelischen Brüderunität (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV). Das letztere Werk stellt eine umfangreichere Arbeit dar, die neben dem Kirugaruga auch die anderen führenden Kinjamwesidialekte weitgehend berücksichtigt.

IV. Aus der Geschichte der Wanjamwesi.

Eine eigentliche geschichtliche Überlieferung kennen die Wanjamwesi nicht. Die wenigen dürftigen Daten aus der jüngsten Vergangenheit kristallisieren sich um die Namen einzelner Häuptlinge, die sich durch eroberungs- und herrschsüchtiges Auftreten aus dem gewöhnlichen Einerlei der Masse hervorheben. Was über drei oder höchstens vier Generationen zurückliegt, verschwindet dagegen in einem grauen Nebel von Mythenbildungen. Im folgenden gebe ich einige kurze Daten über die Häuptlingsgeschlechter von sechs Bezirken, wobei ich im wesentlichen den Aufzeichnungen von M. H. Löbner, Missionssuperintendent der Evangelischen Bruderunität, folge. Die ausführlicheren Angaben über Mirambo (s. unter Urambo) stammen z. T. von den Missionaren P. Terp und A. Seipt.

Ukimbu (im Süden). Der älteste hier bekannte Häuptling ist Mukuve. Er hatte eine Tochter mit Namen Ikiva. Eines Tages erschien ein fremder Häuptlingssohn, namens Mulova, und ließ sich in der Nähe des Sultanssitzes, in Kipembabwe nieder. Hier besäte er ein Feld mit Kürbissen, einer dort noch unbekannten Feldfrucht, und zog eine Zeitlang fort. Als er wiederkehrte, fand er alle Kürbisse gestohlen, worauf er Ukimbu den Krieg erklärte. Erst nachdem ihm Mukuve seine Tochter Ikiva zur Frau gab, stellte er die Feindseligkeiten ein. Ukimbu war dann später öfter der Schauplatz feindlicher Einfälle. Von Süden her kamen die kriegerischen Stämme der Vangoni. Später erschienen die Vavungu. Auch mit Bwana Mulwani von Tabora, wahrscheinlich einem Araber oder Arabermischling, hatten sie zu kämpfen. In Erinnerung sind ferner die Kriegszüge des gefürchteten Häuptlings von Kiwere, Nungu, der seine Raubzüge bis nach Ukimbu ausdehnte. Auf einem derselben ließ er den Häuptling von Kipembabwe töten und seinen Kopf nach Kiwere bringen.

In jüngerer Zeit, unter dem Wakimbuhäupling Tjandangombe, fanden die Einfälle der Waloli unter ihren eroberungssüchtigen Führern Merere und Mugalula von Kiwere statt. Tjandangombe wurde 1918 vergiftet. Auf ihn folgte sein Sohn gleichen Namens. — Ukimbu, das füher ein verhältnismäßig großes Reich bildete, und das sich zeitweise sogar die weit im Norden liegenden Länder Kiwere und Ngulu tributpflichtig machte, ist im Lauf der Zeit durch Kriege und Sklavenjagden zurückgegangen und zählte zuletzt nur noch etwa 4000 Bewohner.

Digitized by Google

Kiwere. In älterer Zeit war Kiwere, wie bereits oben bemerkt, vorübergehend den Wakimbu tributpflichtig. Die Überlieferung bezeichnet als ersten bekannten Herrscher Ilasi oder Mikono. Auf ihn folgte Kapumpa, und auf diesen Nungu, der bekannteste Häuptling von Kiwere aus geschichtlicher Zeit. Nungu war ein Schwestersohn des Häuptlings Kijungi aus Unjanjembe (s. weiter unten). Als seine Schwester eines Tages erblindete, beschuldigte er seinen Oheim Kijungi der Zauberei und zog mit seinen Kriegern fort auf Raubzüge. Mit dem benachbarten Ngulu bestand Blutsfreundschaft. Mehrere andere Häuptlinge, wie die von Vunankwila und Itumba, schlossen ebenfalls Blutsfreundschaft mit Nungu, um ihre Länder vor Krieg zu bewahren. Nun wandte sich Nungu nach dem südlichen Kiwere, besiegte und tötete den dortigen Häuptling Kapumpa und dessen sämtliche Kinder, nahm selbst die ndesi (das Häuptlingsabzeichen, bestehend aus einer großen, seltenen Muschel) und riß somit die Herrschaft über Kiwere durch Gewalt an sich. Von hier aus führte er nach allen Richtungen Krieg. Den Häuptling von Nkololo vertrieb er und setzte dessen Sohn als Nachfolger ein. Die Landschaft Vujanzi wurde verheert. In Kororomo machte Nungu seinen Verwandten Luhamba zum Häuptling. In Kavuje machte er sich dadurch einen Namen, daß er die Kriegsgefangenen lebendig rösten ließ. Rungwa und Ufipa im fernen Westen wurden von ihm heimgesucht. Im Süden verwüstete er den Häuptlingssitz der Wakimbu, Kipembabwe (s. oben), Igunda und Ukangulu. Nach Osten zu dehnte Nungu seine Raubzüge bis nach Vujinga bei Iringa aus, wurde hier aber von den tapferen Wahehe zurückgeschlagen. Ja sogar bis nach Ugogo hinein soll er Krieg geführt haben.

Nungu baute später den noch heute bestehenden Sultanssitz Igumila (Kiwere), wo er 1885 starb. Auf ihn folgte sein Schwestersohn Mugalula. Auch er führte mit Kipembabwe und Ukangulu im Süden Krieg, war aber im übrigen bei seinen Untertanen beliebt. Nach dem Tode von Mwana Kijungi von Unjanjembe (siehe da) flohen viele seiner Verwandten nach Süden und verbanden sich mit den Wajinga (bei Iringa) gegen Mugalula, ohne jedoch etwas ausrichten zu können. Doch kurz darauf nahm Mugalula sich selbst das Leben. — Seitdem regiert in Kiwere Msawila, die Tochter seiner Schwester.

Ugunda. Der älteste hier bekannte Häuptling war Meta. Das Land wird von Ugalla aus mit dem Häuptlingsabzeichen (ndesi oder kilunga) belehnt. Eine Nachfolgerin von Meta, die Sultanin Ndizya, hatte gegen die Häuptlinge Muhalule und Mwana Kijungi (siehe unter Unjanjembe) zu kämpfen, wobei sie geschlagen wurde. Seit 1905 regiert die Sultanin Meta.

Ngulu. Zur Zeit Kijungis von Unjanjembe (s. da) herrschte in Ngulu Madeleka mit dem Beinamen Muhalule. Er vertrieb seinen Vorgänger Malingo, der nach Rungwa im Süden floh. Da aber Muhalule fürchtete, Malingo könne zurückkehren und Rache an ihm nehmen, verband er sich mit Nungu von Kiwere. Dieser lockte Malingo in seine Residenz. Dort bot man ihm einen Stuhl, der auf einer Fallgrube aufgestellt war, an. Als nun Malingo sich ahnungslos daraufsetzte, fiel er in die Grube und wurde gespeert. Später eroberte Muhalule Sikonge, das bis dahin zu Ugunda gehörte. Er starb 1901. Drei seiner Söhne regierten nach seinem Tode kurz hintereinander. Der letzte von ihnen starb 1910. Der jetzige Häuptling ist ein jüngerer Bruder von Muhalule und heißt Mpagama.

Unjanjembe. Hier gilt als ältester bekannter Sultan Sewa Milundi. Auf ihn folgte sein Brudersohn Kijungi, der sich durch seine blutigen Raubzüge bis weit nach Süden und Westen einen Namen machte. Unter seiner Regierung siedelten sich mit seinem Einverständnis viele Araber

Digitized by Google

am Kasehberg an und gründeten die Niederlassung Tabora. Kijungi verfügte über gut geschulte Krieger und eine stark befestigte Residenz, so daß selbst der überall siegreiche und gefürchtete Häuptling Mirambo von Urambo nichts gegen ihn vermochte.

Auf Kijungi folgte sein Sohn Isike, gewöhnlich Mwana-Kijungi (Sohn des Kijungi) genannt. Er selbst zog wenig in den Krieg, destomehr seine Unterhäuptlinge. Auch ihn versuchte der ehrgeizige Mirambo, diesmal unterstützt durch den eroberungssüchtigen Nungu von Kiwere, zu besiegen. Er mußte jedoch auch diesmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Zur Zeit Isikes kamen die ersten Deutschen ins Innere des Landes und legten die Militärstation Tabora an. In seinem kurzsichtigen, blinden Haß gegen die fremden Weißen ließ er sich dazu verleiten, zwei von ihnen zu verjagen und ihren Besitz als Beute an sich zu nehmen, was ihm eine schwere Buße eintrug. Auch in der Folgezeit hatte er immer Reibereien mit den Deutschen. Als dann eines Tages in seiner Residenz ein Weißer und einer von dessen schwarzen Soldaten ermordet worden waren, ließ Hauptmann von Prince die Residenz Isikes erstürmen und zerstören. Isike selbst beging Selbstmord, indem er versuchte, sich mittels Pulver in die Luft zu sprengen. Seine Nachfolgerin, Bibi Kalunde starb am 23. III. 1917. Zu ihrem Nachfolger wurde ein Küstenneger namens Saidi bin Msawila gewählt.

Urambo. Unzweifelhaft die bekannteste und gewaltigste Persönlichkeit Unjamwesis, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen ganz Zentralafrikas, war Mirambo, zu deutsch: die Leichen. Sein Gedächtnis ist noch heute in allen Teilen des Landes sehr lebendig. Wo man aber von ihm spricht, geschieht es ganz leise und mit großer Zurückhaltung, gleichsam als fürchtete man, durch Nennung des Namens seinen Geist zu beschwören.

Mirambo wurde als ältester Sohn eines kleinen Häuptlings, Kasanda von Ujowa, in dessen Residenz Ikonongo zwischen 1830 und 1840 geboren. Bereits als Jüngling folgte er seinem Vater auf den Thron. In seinem unbändigen Betätigungs- und Eroberungsdrang wurde ihm sein ererbtes Reich aber bald zu klein. Zunächst wurde das benachbarte Ulyanhulu erobert und dessen Häuptling Kasele, sein eigener Verwandter väterlicherseits, geblendet. Nun, nachdem er einmal Blut gerochen hatte, begann eine Reihe von Raub- und Eroberungszügen, die an Rücksichtslosigkeit, Mord- und Blutgier wohl in ganz Zentralafrika ihresgleichen suchen. Zunächst baute er sich in dem neu eroberten Reich Ulyanhulu eine neue, uneinnehmbare, festungsartige Residenz, Isela magazi (= Blutstrom). Diese Burg wurde, entgegen der sonst üblichen leichten Bauart der Wanjamwesi, aus Lehmziegeln errichtet, von mehreren hohen Wällen umgeben, zwischen denen jeweils hohe, wegen ihres giftigen Milchsaftes undurchdringliche Euphorbienhecken emporragten. Hier residierte Mirambo mit seinem Harem, der nach einigen Gewährsleuten aus fünfzig, nach anderen sogar aus etwa dreihundert Weibern bestanden haben soll. Von hier aus unternahm er seine Kriegs- und Raubzüge, durch die er in kurzer Zeit sämtliche umliegenden Landschaften tributpflichtig machte.

Nach Angabe der älteren Leute, die Mirambo noch kannten, sowie der ersten Missionare, die in Urambo nahe der Residenz eine Station gründeten, war Mirambo von schmächtiger, aber schöner, sehniger Gestalt. Das Gesicht, von hellerer Farbe als bei den gewöhnlichen Negern, hatte einen etwas leidenden Ausdruck. Dabei war er überaus zäh und von unbeugsamer Willensstärke, die nur zu oft in kaltblütige Grausamkeit ausartete. Trotz seines großen Reichtums lebte Mirambo spartanisch einfach. In der Regel aß er nur Brei aus Reis- und Maismehl und trank dazu Milch.

Digitized by Google

Den sonst so verbreiteten Genuß des Negerbieres haßte und bekämpfte er, weil er die Leute schwäche, und nicht selten verhängte er Todesstrafe, wo er seine Leute trotz des Verbotes beim Biertrinken ertappte. Infolge dieser einfachen, gesunden Lebensweise besaß Mirambo eine große Ausdauer bei Strapazen. Auffallend war seine beständige geheime Furcht vor Ermordung, die sich immer stärker auswuchs, je älter er wurde. Seine inneren Gemächer waren deshalb stets von einer Sicherheitswache aus wenigen erprobten Kriegern beschützt. Man erzählte auch, daß er infolge dieser Furcht nachts nie geschlafen habe und bei Gerichtsverhandlungen und anderen Versammlungen immer so saß, daß er alle Anwesenden vor sich hatte.

Besonders groß war Mirambo als Feldherr sowie als Schöpfer und Organisator seiner Truppenmacht. Sehr bald hatte er erkannt, daß sich für die Eroberungszüge die jungen, spannkräftigen und begeisterungsfähigen Mannschaften eigneten. Er nahm deshalb zu den Kriegszügen ausschließlich junge, z. T. knabenhafte Soldaten mit; die älteren ließ er zum Schutz der Residenz und des Landes zurück. Die Krieger trugen als Abzeichen und Erkennungsmerkmal ein rotes Tuch und waren wegen ihrer Mord- und Raubgier fast noch mehr gefürchtet als ihr Häuptling. Mirambo selbst trug in der Schlacht rote Jacke und roten Turban, auf der Brust als Sultansabzeichen die Kilinga (die große, weiße Königsmuschel). Auf den Kriegszügen führte er in der Regel nur zwei seiner Frauen, einen Koch und zwei Zelte mit, eins für sich und eins zum Bedecken der Pulverlasten.

Vor Beginn eines Krieges wurde immer in Gegenwart der Unterhäuptlinge und Gruppenführer ein Kriegsrat abgehalten, in dem die Marschordnung und die Angriffspläne besprochen wurden. Dann folgte eine Heerschau mit Kriegstanz, wobei mehrere Rinder geschlachtet und verteilt wurden. Auf dem Marsch war Mirambo streng und unermüdlich, beim Angriff stets an der Spitze. Seine Haupttaktik bestand darin, die feindlichen Siedelungen am frühen Morgen, wenn alles im tiefsten, sorglosesten Schlaf lag, zu überrumpeln. Auf diese Weise mißglückten ihm auch selten seine Handstreiche.

Das Los der Gefangenen war in der Regel wenig beneidenswert. Die Männer ließ Mirambo z. T. grausam hinmorden, die Weiber wurden als Sklavinnen mitgeführt. Seine Krieger dagegen hatten es nach beendigtem siegreichen Kampf gut. Sieben Tage lang wurde getanzt und gefeiert und dabei unmäßig gegessen und getrunken. Dann erst zog man mit Beute reich beladen heim, um sich zu neuen Taten zu rüsten.

Mit jedem Jahr wuchs Mirambos Macht und Reichtum. Immer weiter dehnten sich nach allen Seiten die Grenzen seines Reiches. Nach dreijährigen Kämpfen hatte er endlich auch die herdenreichen Vaha und Warundi am Nordende des Tanganjikasees besiegt und große Rinderherden von dort als Beute mitgebracht. Im Norden wurden ihm nach und nach bis zum Viktoria-Nyansasee die Häuptlinge tributpflichtig. Sogar gegen den mächtigen Sultan Mtesa von Uganda zog er eines Tages, mit den kriegerischen Vangoni verbündet, zu Felde. Es kam jedoch nicht zum Kampf. Mirambo mochte als kluger Mann doch das Aussichtslose seines Beginnens eingesehen haben und schickte Boten an den Hof Mtesas, um Frieden anzubieten. Diese wurden von Mtesa glänzend aufgenommen und bewirtet und zuletzt mit reichen Gastgeschenken, bestehend aus sechzig Elefantenzähnen, fünfzig Rindenkleidern, zwanzig Gewehren und dreißig Ochsen entlassen.

Bei all diesen Kriegszügen unterließ es Mirambo aber nicht, auch für Schutz und Sicherheit seines weiten Reiches zu sorgen. Zu diesem

Digitized by Google

Zweck errichtete er an den Grenzen regelrechte Forts, die er erprobten Führern und Unterhäuptlingen unterstellte. Hier wurden täglich Felddienst- und Gefechtsübungen abgehalten, um die Krieger ständig in der Übung zu erhalten. Auch fremde Stämme siedelte er gelegentlich an den Grenzen an als Schutzwall gegen feindliche Überfälle und versorgte sie mit den nötigen Feuerwaffen. Eines Tages, so wird erzählt, ließ er auch einem neu angesiedelten Stamm Gewehre, Pulver und Zündhütchen aushändigen. Da die Leute aber noch kein Gewehr gesehen hatten und infolgedessen nichts damit anzufangen wußten, rauchten sie Tabak daraus. Als Mirambo das hörte, ging er hin, um ihnen selbst den ersten Anschauungsunterricht im Gebrauch der Feuerwaffen zu geben. Er nahm kurzerhand ein Gewehr, lud es, und schoß den ersten besten damit nieder.

Seine schwersten Kämpfe hat Mirambo mit den Arabern ausgefochten. Fünf Jahre lang führte er erbitterte Kriege gegen sie und überfiel immer wieder ihre Handels- und Sklavenkarawanen. Den ersten Anlaß zu den Feindseligkeiten gab, wie berichtet wird, ein Araber Hamis, der auf einer Reise durch Mirambos Reich eine abfällige Äußerung über Mirambo getan haben soll. Darüber geriet der ehrgeizige und leicht reizbare Häuptling in Zorn und schwur den Arabern Rache. Noch hielt er indessen an sich. Da trat ein zweiter Umstand hinzu, der Mirambo zu den Waffen greifen ließ. Eines Tages entliefen einige Arabersklaven und begaben sich unter Mirambos Schutz. Darauf sandten ihre Herren Boten und verlangten Auslieferung, die jedoch von Mirambo verweigert wurde. In der Nacht verführte einer der Boten die Lieblingsfrau Mirambos. Dieser, in seinem maßlosen Ehrgeiz gekränkt, verlangte von den Arabern Genugtuung, die jedoch mit der höhnischen Bemerkung, es sei ja nur ein schwarzes Weib, zurückgewiesen wurde. Sofort ließ nun Mirambo die Kriegstrommel schlagen. Die Araber, die sich Mirambos Macht nicht gewachsen fühlten, suchten ihn durch Geschenke zu besänftigen, doch es war vergeblich. In einem erbitterten, fünftägigen Kampf wurden die Araber besiegt. Unterdessen bekamen sie von Tabora Verstärkung und sammelten sich zu einem Gegenangriff. Während sie Nachts im Walde berieten, schlich sich Mirambo heran und hörte auf einem Baume sitzend alles mit an. Und noch ehe die Araber aufbrachen, wurden sie von den Kriegern Mirambos überfallen und unter großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Vier Araber und hundertzwanzig ihrer schwarzen Krieger blieben tot zurück und das ganze reiche Zeltlager fiel in die Hände Mirambos. Bis nach Tabora jagte er den Fliehenden nach. Hier stellten sie sich noch einmal zum Kampf. Während dieses Gefechts fiel der Araber Hamis und geriet schwer verwundet in die Hände Mirambos. Kaum hatte er seinen Todfeind erkannt, so ließ er ihn töten, von seinem Medizinmann aufschneiden und aus seinem noch zuckenden Herzen „Dawa", d. i. Zaubermedizin, machen. Darauf wurde die Araberniederlassung Tabora geplündert und reiche Beute gemacht. Es wird berichtet, daß Mirambo 500 Elefantenzähne, 200 Trägerlasten Baumwollstoffe, 100 Faß Pulver, 50 Kisten Seife und vieles andere hinwegführte. Wenn diese Zahlen bei der Übertreibungssucht der Neger auch zu hoch gegriffen sein mögen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Araber damals eine schwere Niederlage erlitten.

Noch mehrmals versuchten es die Araber in den folgenden Jahren, die erlittene Schmach zu rächen, doch vergebens. Endlich nach fünf Jahren, währenddessen die Handelskarawanen schwer unter den ständigen Überfällen von seiten der Krieger Mirambos zu leiden hatten, bat der Sultan von Zanzibar Mirambo um Frieden, und Mirambo, selber kriegsmüde, ging auf die Bitte ein. Als Versöhnungsgeschenk sandte er eine Karawane mit 100 Elefantenzähnen zur Küste. Die Leute wurden von den

Digitized by Google

Arabern festlich bewirtet und mit reichen Gegengeschenken an kostbaren Stoffen, Pulver und Zündhütchen, Messingdraht usw. zurückgeschickt. Von da an konnten die Karawanen der Araber wieder unbehelligt durch Mirambos Reich ziehen.

Gegen die Europäer, die damals schon da und dort in Unjamwesi auftauchten, benahm sich Mirambo in allgemeinen nicht feindselig. Die London Missionary Society konnte in der Nähe der Hauptresidenz in Urambo eine Station anlegen und ihre Arbeit ohne Störung verrichten. Und als eines Tages bei einem Kriegszug in Ugalla ein Dorf erstürmt werden sollte, in dem gerade ein Europäer und ein Araber lagerten, ließ Mirambo sie vorher warnen und auffordern zu gehen. Da sie sich jedoch weigerten, fanden auch sie in dem allgemeinen Gemetzel den Tod, worauf Mirambo aus Furcht, die Sache könnte schlimme Folgen haben, 50 Elefantenzähne als Sühne nach Zanzibar sandte. Seine duldsame Stellung den Weißen gegenüber dürfte zum großen Teil ihren Grund darin gehabt haben, daß Mirambo als intelligenter und weitblickender Mann schon lange vor seinen schwarzen Zeitgenossen das Kommen einer neuen Zeit ahnte und voraussah. Er soll es sogar gleichsam in prophetischer Schau vorausgesagt haben, daß einst weiße Männer von Osten her, von der Küste ins Land kommen und es in Besitz nehmen würden. Inwieweit dieser Ausspruch auf Tatsachen beruht, muß dahingestellt bleiben.

Seinen letzten Feldzug führte Mirambo gegen Kapella von Ukuna. Es war ein hartnäckiger Kampf. Dazu kam, daß Mirambo sich eine bösartige Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihn sehr schwächte. Trotzdem wollte er den Kampf nicht aufgeben. Mit eiserner Willenskraft hielt er aus, bis ihn bald darauf eine Lungenentzündung hinwegraffte. Nach anderen Berichten soll er zuletzt noch von seinen eigenen Kriegern getötet worden sein, indem sie ihm, während er in der Hütte schlief, heimlich eine Schlinge um den Hals legten, den Strick durch die Hüttenwand nach außen führten und ihn durch gewaltsames Zuziehen erwürgten. Ich habe mich mehrfach bemüht zu erfahren, ob die letzte Lesart auf Wahrheit beruht, jedoch vergebens, da die Bewohner von Urambo, die allein hierüber hätten Auskunft geben können, diesem Thema scheu auswichen.

Es ist nur verständlich, daß sich um eine solche, das gewöhnliche Niveau des Negers weit überragende Persönlichkeit im Lauf der Zeit ein ganzer Kreis von Sagen und Mythen bilden konnte. So wird z. B. erzählt, daß Mirambo schon als Knabe große Pläne hegte. Sein Ehrgeiz ging dahin, es mit den aus dem Süden gekommenen kriegstüchtigen Wangoni aufzunehmen. Zu diesem Zweck zieht er unter anderem Namen nach Süden, hält sich an der Grenze des Wangonilandes auf und lernt ihre Sprache und Sitten kennen. Eines Tages begibt er sich in die Residenz und stellt sich dem Häuptling zur Verfügung. Durch große Tapferkeit und unerschrockenen Mut bringt er es bald zum Mutwale (Befehlshaber). Ja der Häuptling bietet ihm sogar die Hand seiner Tochter an, um ihn für dauernd an sich zu fesseln. Seine Lehrzeit ist jedoch zu Ende, und Mirambo zieht wieder seines Wegs. Später ist er dann mit den Wangoni tatsächlich mehrfach in Berührung getreten, z. T. als Verbündeter, z. T. aber auch als erbitterter Gegner.

Nach dem Tode Mirambos zerfiel das große Reich fast noch schneller, als es gegründet worden war. Sein Nachfolger war Pandatjalo, sein jüngerer Bruder. Er wurde sehr bald in einer Schlacht verwundet und von seinen eigenen Leuten getötet. Auf ihn folgte Katugamoto (Feuerspeier), der 1898 von Oberleutnant v. Trotha abgesetzt und nach der Küste verbannt wurde, weil er sich Übergriffe gegen die deutsche Regierung zu Schulden kommen ließ. An seiner Stelle bestieg Kaswika den inzwischen schon

Digitized by Google

wieder recht klein und unansehnlich gewordenen Häuptlingsstuhl von Ulyanhulu.

Als einzige sichtbare Spuren einstiger Größe und Macht zeigt man heute noch die Ruinen der Residenz Mirambos, Isela-magasi (Blutstrom) und nahe der Missionsstation Urambo eine riesige Fächerpalme, die zur Zeit Mirambos Jahre lang mit dem Blut zahlreicher Hingerichteter gedüngt wurde. Denn hier am Fuß der Palme befand sich der öffentliche Richtplatz. Und wenn Mirambo, der Leichenfürst, nur mit dem Kopfe nickte, dann schwangen seine drei Henker das Richtbeil.

V. Die Stellung der Wanjamwesi innerhalb der übrigen Negerstämme von Ostafrika und ihre wirtschaftliche Bedeutung.

Sowohl ihrer äußeren Ausdehnung nach, als auch hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Veranlagung nehmen die Wanjamwesi unter den Völkerschaften Ostafrikas eine hervorragende, führende Stellung ein. Schon die Araber hatten das erkannt. Wenn es ihnen gelang, in wenigen Jahrzehnten ihre Herrschaft über ganz Ostafrika bis tief in den Kongo hinein auszudehnen, so verdanken sie das zu einem nicht geringen Teil der Hilfe der Wanjamwesi. In ihnen fanden sie ein williges, ausdauerndes Trägermaterial und vor allem gelehrige, unerschrockene Helfer für den Kriegsdienst und die Sklavenjagden. Noch jetzt ist die Erinnerung an ihr mutiges Auftreten bei vielen Kongostämmen nicht erloschen. Als sich im Jahre 1916 die schwarzen Regimenter der Belgier vom Kongo her über Deutsch-Ostafrika ergossen und sich Unjamwesi näherten, rechneten viele der schwarzen Askari (Soldaten) mit einem bewaffneten und erbitterten Widerstand. Sie konnten deshalb nicht genug ihrer Verwunderung darüber Ausdruck geben, die gefürchteten Wanjamwesi als seßhafte, friedliche Ackerbauer wiederzufinden; und immer wieder hörte man sie erstaunt sagen: das sind also die Wanjamwesi! — Nachdem dann die Macht der Araber gebrochen war, gehörten die Wanjamwesi zu den ersten, die sich willig und fast ohne Widerstand in die veränderten Verhältnisse einfügten und der neuen Herrschaft ihre Dienste zur Verfügung stellten als zuverlässige, geschickte Träger und intelligente, ausdauernde Plantagenarbeiter. Und als man anfing, die anfangs landfremde Polizei- und Schutztruppe mehr und mehr durch Einheimische zu ersetzen, spielten wieder die Wanjamwesi der Zahl wie der Eignung nach eine nicht unwichtige Rolle.

Einer der bemerkenswertesten Züge, der sie vor allen anderen Völkerschaften Ostafrikas auszeichnet, ist ihre Wanderlust. Der Munjamwesi ist der geborene Zug- und Wandervogel, der Sachsengänger Ostafrikas. Der Zug in die Ferne liegt bei ihm im Blut. Im Februar, März, wenn die Hauptfeldarbeit getan ist, duldet es den Mann nicht mehr zu Hause. Er muß dann auf einige Monate fort in die Ferne und wäre es auch nur, um in einer entfernten Ecke des Landes einen seiner vielen Verwandten aufzusuchen. Meistens aber läßt er sich für sechs bis acht Monate auf einer Pflanzung an der Küste anwerben, oder er nimmt für mehrere Monate Trägerdienst. Ich habe Leute kennen gelernt, die zwanzig- und mehrmal die über 800 km lange Fußreise an die Küste nach Daressalam, Bagamoyo und andere Hafenstädte machten, auf dem Hin- und Rückmarsch mit Trägerlasten von 60—80 Pfund bepackt. Und ein junger Mann, der noch nie zu Fuß an der Küste war, oder sonst noch keine größere Safari (Karawanenreise) mitgemacht hatte, tat gut, in der Männerversammlung zu schweigen. Schon mit elf bis zwölf Jahren begleitet der Junge den Vater oder Onkel auf die Karawanenreise, um ihm den Mundvorrat und die Schlafmatte zu tragen; und kaum fühlt er sich kräftig genug, so über-

Digitized by Google

nimmt er selber eine Last, legt sich einen klingenden Safarinamen zu und nennt sich nun stolz Mpagasi, d. i. Träger.

Diese häufigen Reisen waren nicht ohne mannigfaltige Rückwirkungen auf die geistige Entwicklung des Volkes, auf das wirtschaftliche Leben und auf die Familienverhältnisse. Der Verkehr mit den verschiedensten fremden Stämmen und Rassen, die Berührung mit anderen Sitten und Gebräuchen erweiterte den Gesichtskreis und gab dem Munjamwesi eine gewisse geistige Beweglichkeit, die jedem Europäer angenehm auffiel. Erfahrungen und Beobachtungen, die man unterwegs sammelte, wurden in der Heimat fruchtbar gemacht. Mit Vorliebe brachten sie, um nur eins zu nennen, Samen von landesfremden Feld- und Baumfrüchten mit, um sie daheim zu kultivieren, und es begegnete einem nicht selten, daß man in der Nähe einer Dorfsiedlung plötzlich vor einem Obstgarten mit z. T. seltenen Bäumen stand. Vielleicht dürfte hier auch das Beispiel der Araber mit ihren Obstanlagen bestimmend mitgewirkt haben. So ist z. B. der Mangobaum heute stellenweise sehr stark vertreten, besonders im mittleren Teil von Unjamwesi, im Bezirk Tabora, wo ein größerer Landstrich geradezu Unjanjembe, das Land der Mangobäume, genannt wird. In älteren Büchern findet man häufig die Übersetzung „Land der Hacken"; aber das Wort Unjanjembe muß nach seiner sprachlichen Form mit „Land der Mangobäume" übersetzt werden. Denn Mangobaum heißt auf Kinjamwesi Muembe, Mehrzahl Miembe, die Hacke dagegen heißt Igembe, Mehrzahl Magembe. Land der Hacken müßte somit in richtigem Kinjamwesi Unjamagembe lauten. Aus Unjamjembe, wie es eigentlich ausgesprochen werden müßte, wird, der bequemeren Aussprache wegen, Unjanjembe. Dazu kommt, daß für die Übersetzung „Land der Hacken" keinerlei sachliche Begründung vorliegt, denn die früheren Eingeborenenhacken kamen meines Wissens in der Hauptsache aus der im Südwesten von Unjamwesi gelegenen Landschaft Ukonongo und aus dem nördlichen Gebiet Usukuma. Dagegen ist die Bedeutung „Land der Mangobäume" ohne weiteres verständlich, da die Landschaft Unjanjembe tatsächlich viele solche Bäume aufweist, stellenweise ganze Gruppen und Haine. Allerdings dürfte der Name jüngeren Datums sein, da nach Angabe der Eingeborenen in früheren Zeiten der Glaube herrschte, daß jeder, der einen Mangobaum pflanze, sterben müsse, sobald der Baum die ersten Früchte trage, und aus diesem Grunde früher Mangobäume nur selten angepflanzt wurden. Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß auch das Koloniallexikon von Schnee Unjanjembe mit Land der Mangobäume übersetzt.

Daß die Sachsengängerei der Wanjamwesi aber bei aller günstigen Wirkung auf das wirtschaftliche Leben und den Volkscharakter andererseits nicht ohne schädigenden Einfluß auf das Familienleben bleiben kann, werde ich an geeigneter Stelle noch besonders zeigen.

Ein Beweis dafür, daß die Wanjamwesi in charakterlicher wie wirtschaftlicher Hinsicht unter den Völkerschaften Ostafrikas eine bedeutende Rolle spielen, muß auch in ihrer kolonisatorischen Fähigkeit erblickt werden, in der Fähigkeit, sich dank ihrer geistigen Beweglichkeit, ihres Fleißes und ihrer friedlichen Gesinnung auch unter den fremdesten Verhältnissen bald heimisch zu fühlen und einzuwurzeln. Man trifft heute in weiten Teilen Ostafrikas, nicht nur in der früheren deutschen Kolonie, besonders aber im Nordosten und nach der Küste zu kleinere und größere Ansiedlungen und Kolonien von Wanjamwesi. Zum Teil handelt es sich dabei um freiwillig Ausgewanderte, die sich als Arbeiterstämme mit ihren Familien in der Nähe einer größeren Pflanzung für dauernd niedergelassen haben; zum Teil sind es aber auch Stämme, die von der deutschen Regierung

Digitized by Google

in früheren Aufstandsgebieten angesiedelt wurden als beruhigendes Element. Solche Verpflanzungen haben sich überall gut bewährt; denn wie gesagt, der Munjamwesi ist von Haus aus ein fleißiger, friedliebender Ackerbauer und infolgedessen ein durchaus brauchbares kolonisatorisches Element.

VI. Soziale Erscheinungen.

Wie in den vorgehenden Abschnitten schon mehrfach angedeutet wurde, haben wir es bei den Wanjamwesi nicht mit einem einheitlichen Stamm oder Volkstum, sondern mit einer Zusammenfassung verwandter Stämme zu tun, die aber als Ganzes so gut charakterisiert sind, daß sie den gemeinschaftlichen Namen vollauf rechtfertigen. Ein festeres staatliches Gefüge hatte Unjamwesi jedoch nur einmal vorübergehend unter der Schreckens- und Raubherrschaft Mirambos. Heute zerfällt es politisch in eine Anzahl selbständiger und gleichberechtigter Großhäuptlingsschaften (vutemi), die sich wieder in eine Unzahl Unterhäuptlingsschaften (magunguli) gliedern. Die Großsultanate sind im Westen: Usumbwa, Ukumbi, Ugalla, Ukonongo; im Süden: Ukimbu, Kiwere; im Osten: Itumba, Ujansi, Ussongo; im Norden: Ussukuma und Msalala; in der Mitte Unjanjembe, Ngulu und Ugunda. Eine engere Fühlung besteht zwischen diesen Sultanaten nur, wenn die betreffenden Häuptlinge verwandt oder durch Blutsfreundschaft verbunden sind. Seit der Besitzergreifung durch die Europäer sind die Rechte und Befugnisse der Häuptlinge, die einst ihre Länder souverän und oft mit schrankenloser Willkür beherrschten, stark beschränkt. In neuerer Zeit ist eine gewisse Änderung insofern eingetreten, als die Engländer den Großhäuptlingen auf Kosten der Unterhäuptlinge in gewissen Grenzen eine größere Selbständigkeit einräumen.

Die Würde der Unterhäuptlinge (vanatjalo) ist wie die der Großsultane erblich, muß aber von den letzteren bei Antritt bestätigt werden. Außer diesen angestammten Unterhäuptlingen trifft man da und dort im Land sogenannte „Watwale" (Heerführer) und „Wanangwa", Verwandte des Großsultans. Sie sind vom Großhäuptling unmittelbar eingesetzt und bilden ein gewisses Gegengewicht gegen die land- und erbangesessenen „Wanatjalo" (Unterhäuptlinge). Gewöhnlich führt ein Mutwale oder Mwanangwa über mehrere Magunguli (Unterhäuptlingsschaften) eine Art Oberaufsicht und hält seinen Herrn ständig über alles, was im Lande vorgeht, auf dem Laufenden. Das Eigentümliche dabei ist, daß die Watwale ausschließlich aus den Sklaven des Großhäuptlings hervorgehen.

Den geschlossensten Charakter zeigen die Dorfverbände, die in der Hauptsache aus den Familiensippen mit ihren Leibeigenen gebildet werden. Unter dem vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Ausdruck Dorfverband (ikaja) verstehe ich einzelne Dörfer oder Siedelungen, die heute im Durchschnitt ziemlich klein sind und je nachdem 6, 8 bis zu 15 oder 20 Hütten zählen. Eine Ausnahme machen die Siedelungen an den Hauptverkehrsstraßen mit Märkten und die Häuptlingssitze, deren Bevölkerung darum auch meist eine mehr oder weniger zufällige Zusammensetzung aufweist.

Unter Familiensippen sind die Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters zu verstehen, bestehend aus dem älteren Bruder als Dorfältesten (Musengakaja = Dorferbauer) mit seinen Frauen und direkten Nachkommen, den jüngeren Brüdern mit deren Familien und etwaigen Hörigen. Alle verheirateten Erwachsenen haben getrennte Haushaltungen, auch die einzelnen Frauen eines Mannes und die verheirateten Hörigen.

Digitized by Google

Der Dorfverband heißt ikaja, die Sippe igongo, die Bewohner eines Hauses, also die engere Familie, ivanza. Der Ausdruck ivanza wird übrigens auch für die Essensgemeinschaft auf Karawanenreisen gebraucht.

Früher waren die Siedelungen in der Regel befestigt durch im Rechteck angelegte Tembenbauten, durch Palisaden oder lebende Hecken, meist Euphorbien, während sie heute frei und ungeschützt daliegen.

An der Spitze des Dorfverbandes steht der Dorfhäuptling (Musengakaja), der sehr oft auch zugleich Medizinmann ist und so in doppelter Weise, auf gesellschaftlichem und religiösem Gebiet die Führerrolle inne hat. Unter dem Einfluß der neueren Zeit lockert sich heute mehr und mehr die ehemalige Geschlossenheit der Dorfverbände, was schon rein äußerlich seinen Ausdruck darin findet, daß man heute immer weniger große und fest umzäunte Siedelungen trifft, da die neuen Verhältnisse einesteils eine gewisse Zersetzung der althergebrachten Sippenautorität begünstigen und andernteils durch das Unterbinden der Stammesfehden das Schutzbedürfnis wesentlich vermindert wird. Nur am Rande der größeren Steppen und Wälder sieht man noch das palisadenbewehrte Dorf zum Schutz gegen Raubtiere.

Zu den Haupterscheinungen des sozialen Lebens gehört, wie allgemein in Afrika, so auch bei den Wanjamwesi die Sklaverei. Für die Art aber, wie sie im öffentlichen Leben in Erscheinung tritt, ist es bezeichnend, daß ich schon mehrere Jahre in Unjamwesi lebte, ohne eine eigentliche Spur von Sklaverei zu entdecken, obwohl sie allgemein verbreitet ist. Das kommt daher, daß es eine Sklaverei im landläufigen Sinn in Unjamwesi heute nicht gibt. Wir haben es hier vielmehr nur mit einer Art Hörigkeitsverhältnis zu tun, das in seinen sozialen Auswirkungen kaum mit der Leibeigenschaft unserer früheren Bauern verglichen werden kann. Schon der Ausdruck Sklave (Musese) wird sehr selten gebraucht. Der Besitzer spricht vielmehr nur von seinen „Kindern"; und überall besteht zwischen Herren und Hörigen Essensgemeinschaft. Auch sind die Fälle nicht selten, wo der Hörige mit der Zeit an Kindesstatt angenommen wird und ganz in der Familie des früheren Herrn aufgeht. Außerdem gelten heute die Kinder von Hörigen als Freigeborene. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, und manches scheint darauf hinzudeuten, daß die Hörigkeit in früheren Zeiten wesentlich härtere Formen zeigte als heute. Aber so, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, ist kaum ein Grund vorhanden, auf möglichst schnelle Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses zu drängen. Die Hörigen selbst wünschen es in den meisten Fällen gar nicht, weil sie ihre soziale Abhängigkeit durchaus nicht als etwas Minderwertiges oder Drückendes empfinden, im Gegenteil sich auf diese Weise geborgen und versorgt wissen. Denn der Besitzer hat nach allgemeiner Anschauung die Pflicht, in Fällen von Alter, Krankheit und Erwerbsunfähigkeit für seinen Hörigen zu sorgen wie für ein Familienglied. Nur so erklärt es sich auch, daß von der von der deutschen Regierung seiner Zeit gegebenen Möglichkeit, sich frei zu kaufen, verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht wurde, ja daß eine Freischreibung häufig als Schande empfunden wurde, als ein Ausgestoßenwerden aus dem liebgewordenen Familienverband.

Die Mehrzahl der heutigen Hörigen stammt noch aus früheren Kriegen und Sklavenjagden und ist deshalb auch größtenteils landfremd. Den größten Prozentsatz lieferten seiner Zeit die Kongoländer. Die Sultane machten insofern eine Ausnahme, als sie von jeher ihren großen Bestand an Hörigen gern auch aus ihren eigenen Untertanen ergänzten. Sie hatten zu diesem Zweck eine Reihe von oft geradezu lächerlichen Tabugesetzen aufgestellt, deren Übertretung genügte, aus einem freien Mann einen Sklaven zu machen; so z. B. das Berühren des auf dem Hof des Häupt-

Digitized by Google

lingssitzes aufgestellten Schädelbaumes, oder das unbefugte Betasten eines erlegten Löwen oder Leoparden. Es kam aber auch vor, daß Verbrecher oder sonstwie Verfolgte sich freiwillig in die Sklaverei des Häuptlings begaben, indem sie in die Residenz flohen und dort einen der oben genannten geheiligten Gegenstände berührten, um sich auf diese Weise ihren Verfolgern zu entziehen. Auf dem freien Platz der Häuptlingsresidenz (ikulu) steht heute noch überall der Schädelbaum, als erstes sichtbares Wahrzeichen der Häuptlingswürde. Es ist dies ein zwei bis drei Meter hoher, mehrfach gegabelter Pfahl, an dessen Astgabeln die gebleichten Schädel von Löwen, Leoparden und anderen größeren Raubtieren, sowie von großen seltenen Vögeln hängen. Menschenschädel sah ich nirgends darunter. Dieser Schädelbaum galt und gilt heute noch für den gewöhnlichen Untertanen als Tabu und darf nicht ungestraft berührt werden. Wer ihn früher absichtlich oder unabsichtlich anfaßte, hatte damit seine Freiheit verwirkt und wurde Sklave des Häuptlings. Dasselbe galt von den an der Hofumzäunung oder an der Hüttenwand aufgehängten Löwen- und Leopardenfellen. Wer einen Löwen oder Leoparden erlegt oder in einer Falle gefangen hatte, mußte sofort den nächsten Unterhäuptling benachrichtigen, der dann durch seinen Jäger das Raubtier abblagen und die Decke zum Landeshäuptling bringen ließ. Heute werden diese Verbote nur noch von den älteren Bewohnern der abgelegenen Waldgebiete beachtet.

Nach den heute geltenden Bestimmungen dürfen zwar keine Sklaven mehr gekauft und verkauft werden, doch wechseln sie unter der Hand immer noch ihre Besitzer. Im übrigen hat jeder Hörige seinen eigenen Hausstand. Er ist nur verpflichtet, seinem Herrn in den Hauptarbeitszeiten bei Aussaat und Ernte zu helfen und beim Hüttenbau und anderen größeren Arbeiten an die Hand zu gehen. Alles in allem stellt die Sklaverei bei den Wanjamwesi heute eine sehr milde Form von Hörigkeit dar, die mit dem landläufigen Begriff von Sklaverei nur sehr wenig gemein hat und die durch die fortschreitende Berührung mit der europäischen Zivilisation langsam von selber verschwinden wird.

VII. Ehe und Familienleben.

Im Prinzip herrscht bei den Wanjamwesi die Vielweiberei. Wenn trotzdem ein großer Teil der Männer nur mit einer Frau zusammenlebt, so hat das fast ausschließlich seinen Grund darin, daß sie zu arm sind, eine zweite und dritte zu nehmen; denn da das Heiraten mit der Hinterlegung einer verhältnismäßig hohen Morgengabe verbunden ist, kann sich nur der Besitzende die Annehmlichkeit und den Luxus mehrerer Frauen gestatten. In der Praxis besteht deshalb die Vielweiberei nur bei den Großsultanen, Unterhäuptlingen, Dorfbesitzern und einer geringen Anzahl von wirtschaftlich besser gestellten Eingeborenen. Alle anderen begnügen sich mit einer legitimen Frau, wenn sie auch in der Regel daneben noch eine sogenannte Muhala (etwa Verhältnis) besitzen. Die Zahl der Frauen ist nach oben hin nicht beschränkt. Vom Sultan Saidi bin Msawila von Unjanjembe wurde mir im Jahre 1920 versichert, daß sein Harem über hundert zähle. Die kleineren Häuptlinge begnügen sich mit drei bis vier, die Dorfbesitzer in der Regel mit zwei bis drei Frauen. Doch kommen auch Ausnahmen vor. So lernte ich in der Nähe der Station Usoke bei Tabora einen kleinen Dorfbesitzer kennen, der die stattliche Zahl von sieben Weibern sein eigen nannte.

Die Polygamie wurzelt hier tief in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und gilt in den Augen der Eingeborenen durchaus als Normalzustand. Nicht selten rät z. B. die Frau selbst ihrem Mann zu einer

Digitized by Google

zweiten Heirat, sei es aus Sorge für die Nachkommenschaft, weil sie ihr Kind mangels künstlicher Nahrung eineinhalb bis zwei Jahre stillen muß; sei es wegen Krankheit oder aus anderen Gründen. Dazu kommt das wirtschaftliche Moment. Der Hackbau verlangt viele Kräfte und wird in der Hauptsache von Frauen betrieben. Und endlich, um nur noch eins zu nennen, bildet die Zahl der Frauen einen Wertmesser für den Reichtum des Munjamwesi und ist gleichzeitig auch ein Hauptmerkmal für die gesellschaftliche Rangstufe. Von den Frauen des Polygamisten hat jede ihre besondere Hütte und einen eigenen Hausstand. Zuweilen wohnen sie auch in verschiedenen Dörfern. Überhaupt ist die Stellung der Frau bei den Wanjamwesi nicht in dem Maße niedrig und unterdrückt, wie man es von andern Naturvölkern kennt. Ich habe sogar manche Familien kennen gelernt, in denen die Frau entschieden das geistige Übergewicht besaß und mit strammer Hand das Regiment führte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das viele und längere Abwesendsein der Männer auf Karawanenreisen, Pflanzungen usw. die Entwicklung zur Selbständigkeit der Frau und zu einem gewissen Grad von Freiheit günstig beeinflußt hat. Jedenfalls ist der Frau die Möglichkeit gegeben, sich in bestimmten Grenzen auszuwirken und eine gewisse Selbständigkeit zu wahren.

In der Regel heiraten die Wanjamwesi im Alter von 14 bis 16 Jahren. Es soll, wie mir versichert wurde, die Möglichkeit einer Ehe auf Probe bestehen, doch konnte ich Sicheres hierüber nicht erfahren. Jedenfalls ist der freie Geschlechtsverkehr unter den Jungen vor der Verheiratung ziemlich allgemein und auf Unberührtheit der Braut wird kein besonderer Wert gelegt. Kinderehen sind nicht an der Tagesordnung, kommen aber gelegentlich vor. In diesem Fall bleibt jedoch das Mädchen bis zur Mannbarkeit bei der Mutter. Auch das Bestehen der Leviratsehe konnte ich im Süden, in Kiwere, feststellen.

Die Hauptrolle bei der Verheiratung spielt der Mukombe (= Heiratsvermittler), gewöhnlich ein Verwandter aus der Familie des Mannes. Seine Aufgabe ist es, die Verhandlungen mit der Familie der Braut anzubahnen und bis zu Ende durchzuführen, worüber oft Monate vergehen. Ist die Wahl des jungen Mannes auf ein Mädchen gefallen und findet diese den Beifall der Familie, so überbringt der Mukombe zunächst ein Geschenk im Wert von etwa fünf Rupien, bestehend in Kleiderstoffen, einer Ziege und dergleichen. Wird das Geschenk angenommen, so bedeutet das, daß sich die Familie des Mädchens zu Verhandlungen bereit erklärt. Nun gilt es, die Höhe der Morgengabe zu vereinbaren, wobei auf beiden Seiten viel Beredsamkeit aufgewendet wird. Die Höhe des Brautpreises ist sehr verschieden und richtet sich in der Hauptsache nach der sozialen Stellung der Brautfamilie, hängt aber auch bis zu einem gewissen Grad von der Geschicklichkeit des Mukombe bei den Heiratsverhandlungen ab. In der Regel schwankt er zwischen vierzig und hundert Mark. In Ausnahmefällen werden aber auch Morgengaben im Wert von hundertfünfzig bis hundertachtzig Mark entrichtet. Während früher ausschließlich in Naturalien (Rinder, Ziegen, Eisenhacken, Kleiderstoffe uws.) oder auch mit Sklaven gezahlt wurde, erfolgt heute die Abfindung vielfach in barem Geld. Das Zusammenbringen des Brautpreises ist Sache der Familiensippe. Die vielfach gebrauchten Ausdrücke: Kaufpreis für Morgengabe und Kaufehe sind vom Standpunkt des Munjamwesi aus gesehen nicht zutreffend, wenn sie auch allgemein für diese Art Eheschließungen verwendet werden und der Brautpreis den Begriff eines Besitzwechsels tatsächlich bis zu einem gewissen Grad rechtfertigt. Aber es ist für das Empfinden und die Denkart der Leute doch bezeichnend, daß sie die Unterstellung, als ob sie ihre Frauen wie irgendeinen beliebigen Gegenstand

Digitized by Google

kauften, weit von sich weisen und es ihrerseits ganz unverständlich finden, daß der weiße Mann seine Frau sozusagen umsonst bekommt, ja daß letztere sogar noch einen gewissen Besitz mit in die Ehe bringt. Für die Anschauung des Munjamwesi steigt der Wert der Frau mit der Höhe der geleisteten Morgengabe, und man kann allgemein die Behauptung hören: Frauen, für die wir nichts zu zahlen brauchen, haben in unseren Augen keinen Wert, sie sind Allgemeingut, öffentliche Weiber.

Die Hochzeit wird durch ein großes Trommeltanzfest (ngoma) gefeiert, an dem alle umliegenden Ortschaften teilnehmen. Am Abend vor der Hochzeit geht der Bräutigam mit seinen Freunden zum Dorf der Braut. Zum Schein verwehrt man ihm mit Stöcken und Speeren den Eintritt. Erst wenn er ein kleines Geschenk im Wert von etwa einer Mark an die Brautfamilie gezahlt hat, darf er hinein. Darauf beginnt der Tanz der Festteilnehmer. In dieser Nacht schläft der junge Mann mit der Braut, während seine Freunde mit den Gespielinnen der Braut im Mädchenhaus übernachten. Wie ich öfter beobachten konnte, erscheinen die jungen Männer nach dieser Nacht immer mit leichten Hautwunden im Gesicht. Wer ihnen diese beibringt und auf was für einen Brauch sie zurückzuführen sind, habe ich nicht erfahren können. Nach der Hochzeit muß sich der junge Mann noch eine Zeitlang, oft bis zu einem Jahr, im Dorfe des Schwiegervaters aufhalten und ihm bei aller Arbeit helfen. Es ist dies eine Art Probezeit, in der der junge Ehemann zeigen soll, ob er fähig ist, eine Frau zu ernähren. Auch verlangt es die gute Sitte, daß der Schwiegersohn in den ersten drei bis vier Tagen nach der Hochzeit früh morgens seinen Schwiegervater an der Schwelle der Hütte erwartet und ihn beim Heraustreten in ausführlicher, zeremonieller Weise begrüßt. Erwähnt sei hier auch das Bestehen des Schwiegervater- und Schwiegermuttertabus in der Form, daß die junge Frau ihrem Schwiegervater stets den Rücken zukehren muß, wenn sie ihn begrüßt oder mit ihm spricht, und der Mann sich seiner Schwiegermutter gegenüber ebenso zu verhalten hat.

Ehescheidungen sind ziemlich häufig, besonders in den ersten Jahren der Ehe. Sie bilden den größten Prozentsatz der vielen Zwistigkeiten und Friedensgerichtsverhandlungen, die beim Munjamwesi zum täglichen Brot gehören. Als triftige Gründe für eine Scheidung gelten: dauernde Abneigung des einen Teils, Kinderlosigkeit, Mißhandlung von seiten des Mannes, Ehebruch der Frau sowie Ansteckung durch Syphilis und andere Geschlechtskrankheiten. Darüber, ob bei der Ehescheidung die Morgengabe zurückzuzahlen ist oder nicht, entscheidet nach endlosen Verhandlungen der Rat der Alten. Ausschlaggebend ist hierbei, ob der Mann oder die Frau der schuldige Teil ist. Hat der Mann z. B. seine Frau durch fortgesetzte Mißhandlungen zum Verlassen des Hauses veranlaßt oder sie geschlechtskrank gemacht, so findet eine Rückgabe des Heiratsbesitzes nicht statt. Ist es jedoch erwiesen, daß die Frau berechtigten Anlaß zur Scheidung gibt, so muß der Brautpreis zurückerstattet werden. Meistens übergibt die Familie des Mannes in diesem Fall sogar noch eine genaue Rechnung über alle Ausgaben an Kleidern, Schmuck usw., die während der Ehe stattgefunden haben. Sind Kinder vorhanden, so werden sie bei der Scheidung in der Regel dem Mann zugesprochen gegen Verzicht auf den teilweisen oder ganzen Heiratsbesitz. Nicht immer führt Ehebruch der Frau — einen Ehebruch des Mannes gibt es praktisch nicht — zur Scheidung; denn nur in den seltensten Fällen empfindet der Munjamwesi den Ehebruch als Eingriff in seine persönliche Ehre, er betrachtet ihn vielmehr lediglich als Schädigung seines Eigentumsrechts, sozusagen als Eigentumsvergehen. Er begnügt sich deshalb in vielen Fällen nur zu gern mit der verhältnismäßig hohen Buße, die der in flagranti ertappte Ehe-

Digitized by Google

brecher zu entrichten hat. Seiner Frau trägt er den Fehltritt dann in keiner Weise nach. Bezeichnend für die Anschauung des Munjamwesi in diesem Punkt ist z. B. folgendes kleine Erlebnis, das ich im Jahre 1917 hatte. Ich reiste von Urambo nach Usoke. Nachdem wir einen Tag unterwegs waren, stellte es sich heraus, daß zwei Träger überflüssig waren und am nächsten Tag zurückgeschickt werden konnten. Sofort entwarfen sie nun einen Plan, wie sie nachts die Frau des einen überraschen wollten, da sie bestimmt wußten, daß sie im Geheimen einen Liebhaber hatte. Der Galan sollte aber nicht etwa durchgeprügelt, sondern nur in flagranti ertappt werden, damit er gezwungen werden könne, eine möglichst hohe Strafe zu zahlen.

Eine starke Schädigung des Familienlebens bedeutet die schon oben erwähnte Wanderlust der Wanjamwesi, die die jungen, kräftigen Männer Jahr für Jahr monatelang von Haus und Hof fernhält. Die nächste natürliche Folge ist, daß die Frauen in der Zwischenzeit sich mit anderen Männern einlassen, wodurch nach der Rückkehr des Mannes Zerwürfnisse und langwierige Streitigkeiten entstehen. Dazu kommt als zweites, daß die Männer nicht selten mit Geschlechtskrankheiten behaftet heimkommen und ihre bis dahin gesunden Frauen anstecken. Auf jeden Fall wiegen die materiellen Erfolge der Sachsengängerei die Schädigung der Familienverhältnisse und damit des ganzen Volkes nicht auf.

Mit eine Folge der Verseuchung durch die von der Küste zurückkehrenden Männer dürfte auch die große Kindersterblichkeit bei den Wanjamwesi sein, wenn hierfür auch die falsche Ernährungsweise mit verantwortlich gemacht werden muß. Vom ersten Tage an werden die Kinder mit schwer verdaulichen Breien aus Mais- und Hirsemehl gefüttert mit dem Erfolg, daß ein großer Teil an Magen- und Darmstörungen zugrunde geht und die Überlebenden bis zum fünften und sechsten Lebensjahr mit auffallend dicken, aufgetriebenen Bäuchen herumlaufen.

Prostitution im Sinne des im europäischen Kulturkreis entstandenen Begriffes gibt es meines Wissens bei den Wanjamwesi nicht. Ich habe dabei nur die ländlichen Verhältnisse im Auge. In den Städten, wie z. B. Tabora, und den größeren Marktflecken mögen sich durch die Berührung mit Europäern und Asiaten in den letzten Jahrzehnten Sitten herausgebildet haben, die unserm Begriff von Prostitution nahekommen. Doch ist die Völker- und Rassenmischung hier gewöhnlich so stark und die darunter befindlichen Volksteile der Wanjamwesi sind so in der Minderheit und außerdem ihren ursprünglichen Sitten meist so entfremdet, daß die Bevölkerung der Städte für die Beurteilung dieser Frage ausscheidet. Es gibt zwar auf dem Lande fast in jedem Dorf und jeder größeren Niederlassung unverheiratete Frauen, Witwen, Sklavinnen usw., die dem außerehelichen Geschlechtsverkehr der Männer gegen Entgelt zur Verfügung stehen, und wie oben bereits erwähnt wurde, herrscht auch unter der unverheirateten Jugend allgemein freier Geschlechtsverkehr; es fehlt aber dabei das Hauptmerkmal der Prostitution, daß nämlich die Frauen von irgendeiner Seite aus Hab- oder Gewinnsucht gezwungen werden, sich den Männern preiszugeben. Außerdem besteht auch nicht die Anschauung einer Entehrung hinsichtlich der käuflichen Frauen, wenn sie auch in moralischer Beziehung nicht gerade für voll angesehen werden. Dazu kommt, daß der Verkehr mit diesen Frauen sehr oft auch die Form eines, wenn auch losen Eheverhältnisses auf Zeit annimmt. Dies trifft z. B. zu in all den Fällen, wo der ärmere Mann den Geschlechtsverkehr mit seiner Frau unterbrechen muß, sei es wegen Krankheit oder Schwangerschaft der Frau oder weil sie ein Kind ernährt, und er nicht den nötigen Besitz hat, eine zweite Frau in rechtsgültiger Form zu heiraten.

Digitized by Google

Sitten und Gebräuche bei der Geburt.

Während der Geburt ist die Anwesenheit des Vaters oder anderer Männer nicht gestattet. Nur die Hebamme und einige erfahrene alte Frauen sind zugegen. Die Abnabelung des Neugeborenen wird mit Hilfe eines von einem Hirsestengel abgerissenen scharfen Spahns vorgenommen. Die Plazenta trägt die Hebamme nachts auf einen Kreuzweg und vergräbt sie dort. Den ersten Namen (lina lja homba = Breinamen) erhält das Kind von der Mutter bzw. ihren Verwandten oder von der Hebamme. Er wird entweder aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis entlehnt oder irgendwelchen, gerade herrschenden Umständen entnommen (Hungersnot, Krieg usw.). Brüllt während der Geburt z. B. in der Nähe ein Löwe, so wird der Junge häufig Simba (= Löwe) genannt. Vollzieht sich die Geburt in der Nacht, so bekommt das Neugeborene gern den Namen Tschavusiku (der oder die Nächtliche). Ist das Kind unter Anwendung von Medizin zur Welt gekommen, so wird der Junge Maganga (von Vuganga = Arzneimittel), das Mädchen Musisja (von kusisja = jemand erretten oder heilen) genannt. Eine Steißgeburt trägt zur dauernden Erinnerung an ihren unvorschriftsmäßigen Eintritt in die Welt den Namen Kasindje (= Fuß- oder Steißgeburt). Dieser erste Name ist in gewissem Sinne heilig, weshalb der Munjamwesi sich später, wenn er erwachsen ist, bei jeder Gelegenheit einen andern Namen zulegt. Kein Mann wird, wenn er z. B. auf Reisen geht, oder sich von einem Europäer zu irgendeiner Arbeit anwerben läßt, seinen ursprünglichen Namen angeben, sondern immer einen neuen annehmen. So kommt es, daß der Einzelne oft vier, fünf und mehr verschiedene Namen besitzt.

Während die Hebamme nach glücklicher Geburt das Kind badet, wird es von den inzwischen zusammengelaufenen Nachbarfrauen mit Freudengeschrei und Trillern begrüßt. Nach dem Bad erhält das Neugeborene in manchen Gegenden als erste Nahrung etwas Honig von einer dort vorkommenden Honigameise. Erst nach vier bis fünf Tagen trägt man das Kind zum erstenmal aus der Hütte. Vor der Tür wird die Mutter, das Kind, die Hebamme und das Mädchen, das das Kind trägt, mit Mula (= Kot von der Riesenschlange, Python) bestrichen. Darauf geht man zu einem Kreuzweg mit Samen von allen gebräuchlichen Getreidearten und Hülsenfrüchten. Ein Mädchen mit dem Kind auf dem Rücken zieht mit der Hacke eine Furche, wirft die Samen hinein und deckt sie wieder mit Erde zu. Nach Beendigung dieser Zeremonie bringen die Beteiligten ein Opfer, bestehend aus einem dünnflüssigen Mehlbrei, dar und bestreichen sich am Schluß mit dem Brei Stirn, Schulter und Brust. Nach Angaben von Missionar P. Terp erhält der Junge bei der Geburt Bogen und Pfeil. Der Großvater oder ein anderer älterer Mann aus der Verwandtschaft hält dabei etwa folgende Ansprache: „Mein Kind, werde groß und stark, brich Bäume um wie ein Elefant, baue Häuser, beackere deine Felder, gehe auf Erwerb und verdiene viel Geld. Heirate eine ehrbare Frau. Werde nicht faul, sondern erweise dich als ein brauchbarer, fleißiger Mann.“ Dem Mädchen gibt man Besen, Kochtopf und Rührlöffel, wobei eine ältere Frau spricht: „Mein Kind, bleib gesund und werde fleißig. Heirate einen guten Mann, halte Ordnung in deinem Haus, werde nicht schlecht, sondern erweise dich als eine rechte, brauchbare Frau.“

Bei Zwillingsgeburten erhält der Häuptling des Bezirkes ein Geschenk im Wert bis zu dreißig Mark. Früher sollen aus diesem Grund Zwillingskinder vielfach getötet worden sein. Die Geburt von Zwillingen muß sofort dem Häuptling angezeigt werden. In einigen Gegenden wird dann gegen Leihgebühr von etwa fünf Mark die große Häuptlingstrommel geholt und im Dorf der Zwillinge eine Tanzfestlichkeit veranstaltet. Nach

Digitized by Google

Beendigung derselben bringt man die Trommel zurück und zahlt dem Landesherrscher das übliche Geschenk. Im Dorf des Unterhäuptlings Kandigiri von Ujumbu bei Tabora war ich eines Tages zufällig Zeuge einer Feier aus Anlaß einer Zwillingsgeburt. Zunächst fanden Verhandlungen über die Höhe des zu zahlenden Geschenkes statt. So viel mir erinnerlich ist, einigte man sich auf fünfzehn Eisenhacken (im Wert von etwa 20 M.). Sobald der Handel abgeschlossen war, erschien die Familie mit den Zwillingen unter Trillern und Freudengeschrei und versammelte sich vor dem Haus des Häuptlings. Nun kam der Häuptling, geschmückt mit dem Standesabzeichen (breite Löwenfellstreifen mit großen, weißen Muscheln besetzt), und brachte als oberster Priester des Landes ein Opfer dar. In einer flachen Kalebasschale wurde ein dünnflüssiger Mehlbrei angerührt, mit dem der Häuptling unter Anrufung der Geister die Feiernden besprengte. Das Besprengen geschah hier nicht wie sonst mittels eines Büschels von grünen Blättern, sondern der Priester tauchte immer wieder die Fingerspitzen der rechten Hand in den Mehlbrei, drückte sie gegen die Innenfläche des Daumens und schnellte sie dann ausgespreizt vor, so daß der Brei nach allen Richtungen spritzte.

Albinos, die gelegentlich vorkommen, sind als Mißgeburten verachtet und werden als notwendiges Übel hingenommen. Ob sie früher getötet wurden, darüber konnte ich nichts erfahren. Allgemein sieht man in ihnen eine Strafe der bösen Geister.

VIII. Vom materiellen Besitz der Wanjamwesi.

Dorfanlagen und Hüttenbau.

Während man heute in der Regel kleinere, offene Dorfsiedelungen trifft, wohnten früher die Wanjamwesi in größeren, umfriedeten Niederlassungen. Die Dörfer waren entweder mit hohen Palisaden eingezäunt oder von einer dichten Wolfsmilchhecke umgeben. Im Süden (Ukonongo, Ukimbu, Kiwere) herrschte und herrscht noch heute die Tembenform vor, d. h. die Dörfer sind im großen Viereck von einer geschlossenen Reihe Lehmhäuser umgeben, die die Form eines Güterwagens haben und mit einem flachen, leicht gewölbten oder nach zwei Seiten schwach geneigten Dach gedeckt sind. Die Tembe ist etwa zwei bis drei Meter hoch und bis drei Meter tief und öffnet sich nur nach der Innenseite des Dorfes. Die Wände bestehen aus Flechtwerk mit Lehm beworfen, das Dach aus einer dreißig bis vierzig Zentimeter dicken festgestampften Lehmschicht, die auf einer Unterlage von Querhölzern und Stroh ruht. Innerhalb desTembenvierecks befinden sich eine Anzahl Rundhütten. Neue Tembendörfer werden heute kaum mehr angelegt, weil einerseits das Schutzbedürfnis nicht mehr in dem Maße vorhanden ist wie in den Zeiten der fortwährenden Stammesfehden und andererseits die Zylinderhütte viel schneller und leichter errichtet ist als die verhältnismäßig massive Tembe, zu deren Aufbau man viel und schwerere Hölzer brauchte.

Palisadenbewehrte Dörfer trifft man heute nur noch in den ausgesprochenen Waldgebieten und am Rand der Wälder und Steppen, wo man immer mit nächtlichen Überfällen von Raubtieren rechnen muß. Im offenen, bebauten Land begnügt man sich mit etwa zwei Meter hohen Zäunen aus Mais- und Hirsestengeln, die aber auch nur die einzelnen Gehöfte und Hüttengruppen des Dorfes umschließen. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet der Dorfbaum, meist eine breit ausladende Ficusart, neuerdings auch Gummibäume. Um den Baum befindet sich ein freier Platz, auf dem meist eine leicht gedeckte offene Halle steht. Hier spielt sich das öffentliche Leben ab, hier finden die Gerichtsverhandlungen und sonstigen Palaver statt und auch die Tanzfeste. Sobald die Sonne untergeht, wird

Digitized by Google

unter dem Dorfbaum das unvermeidliche Feuer angezündet, das sowohl die Beleuchtung ersetzt als auch dem leicht frierenden Neger als Wärmequelle dient.

So rasch und leicht eine Dorfsiedlung gegründet wird, so schnell kann sie auch verschwinden und verlassen werden. Es ist auffallend, wie schnell sie ihren Standort wechseln. Überall in Steppe und Wald trifft man auf die Spuren verlassener Dörfer. Siedlungen, die bei einer zehn bis zwölf Jahre zurückliegenden Routenaufnahme verzeichnet wurden, sucht man heute vielfach vergeblich. Als Ursache für diesen raschen Wechsel sind zu nennen: Unfruchtbarkeit der Felder, Raubtierplagen, Bedrückung durch die Häuptlinge und Furcht vor Zauberwirkungen. Der letztere Grund spielt nach meinen Erfahrungen eine besonders wichtige Rolle. Es genügt z. B., daß mehrere Erkrankungen oder Todesfälle rasch hintereinander eintreten, um die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes innerhalb weniger Tage zum Verlassen der Siedlung zu bewegen. Ich werde weiter unten bei dem Abschnitt über die Religion noch näher auf diesen Punkt eingehen.

Die Arbeit des Hausbaues ist im wesentlichen Sache des Mannes. Er schlägt das Holz und sammelt das Gras zum Dachdecken, wobei die Frau nur gelegentlich hilft. Erst wenn die Hütte im Rohbau fertig steht, tritt die Frau in ihre Rechte. Sie legt den Fußboden aus Stampflehm und dichtet das Flechtwerk der Wände mit Lehm. Letzteren liefert der nächste Termitenhügel. Ist der Lehm, was meistens der Fall ist, zu fett, so wird er mit etwas Sand vermischt. Die Spitze des Kegeldaches ziert fast überall ein Büschel Dornen, um zu verhüten, daß sich nachts die Ohreule darauf niederläßt; denn die Eule gilt allgemein als Begleiterin des Zauberers[1]). Vielfach wird als Abschluß des weitüberhängenden Daches um die eigentliche Zylinderwand in konzentrischer Form noch eine zweite Wand geführt. Die hierdurch entstehenden Räume dienen z. T. als Vorratskammern, z. T. auch als Schlafplätze für die größeren Kinder und die Gäste. Die Lebensdauer einer solchen Rundhütte beträgt normalerweise zehn bis zwölf Jahre. Oft wird sie aber schon vorher durch Termiten zerstört.

Ackerbau und Viehzucht.

In ganz Unjamwesi spielt die Feldwirtschaft für die Ernährungsweise eine große Rolle und die Wanjamwesi gelten allgemein als fleißige, erfolgreiche Ackerbauer. Wenn trotzdem die Erträgnisse des Feldbaues nur mäßig sind, z. T. sogar recht kärglich, so liegt das z. T. in der unrationellen Bodenbearbeitung, die überall als Hackbau ohne jegliche Düngung betrieben wird, in der Hauptsache aber an der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens, der hier aus einer mehr oder weniger groben Verwitterungsschicht von Granit und Gneis mit einer sehr dünnen Humusschicht besteht. Nur vereinzelt trifft man kleine Schwemmlandgebiete. Dazu kommt als Drittes die Wasserarmut des Landes; denn Unjamwesi ist Hochland mit ausgesprochenem Steppencharakter und einer durchschnittlichen Jahresregenmenge von 780 mm, die sich jedoch nur auf einige Monate der Regenzeit verteilt. Die Folge dieser ungünstigen Verhältnisse ist, daß der Einzelne eine verhältnismäßig große Fläche bebauen muß, um seine Bedürfnisse an Lebensmitteln befriedigen zu können, und immer wieder gezwungen ist, meistens schon nach drei oder vier Jahren,

[1]) Wie sich der Munjamwesi das Verhältnis der Eule zum Zauberer im einzelnen denkt, darüber besitze ich keine Aufzeichnungen. Ich erinnere mich nur der Redewendung, „wo die Eule sitzt (bei Nacht), ist der Zauberer nicht fern". Wahrscheinlich liegt hier eine ähnliche Anschauung zugrunde wie bei der Hyäne, die nach Ansicht der Neger von den Zauberern gezähmt und bei nächtlichen Streifzügen als Reittier benutzt wird.

Digitized by Google

die Felder brach liegen zu lassen und ein neues Stück Busch oder Wald zu roden. Man trifft deshalb auch selten Waldgebiete, die noch einen ursprünglichen Charakter tragen. Überall stößt man auf die Spuren einer früheren Feldwirtschaft. Die brachliegenden Felder ihrerseits verwandeln sich in wenigen Jahren wieder in dichten Busch, der bald in Jungwald übergeht.

Sehr beliebt und begehrt sind die alten, verlassenen Dorfplätze (Itongo), die inmitten der mageren Felder wahre Inseln der Fruchtbarkeit darstellen. Hier gedeihen Mais, Hirse und alle übrigen Feldfrüchte in üppiger Fülle; und diese „Matongo" liefern den besten Beweis dafür, daß sich durch Düngung trotzdem schöne Erfolge erzielen ließen. Eine nicht unwichtige Rolle spielen auch die vielen, über das ganze Land zerstreuten Termitenhügel von Termes bellicosus. Diese Hügel sind in der Regel zwei bis drei Meter hoch und an der Basis fünf bis sechs Meter breit und bestehen durchweg aus festem, kalkhaltigem Lehm. Durch die starken Gewitterregen der Regenzeit wird der Lehm jedes Jahr nach allen Seiten abgeschwemmt, so daß um jeden Hügel herum eine, wenn auch verhältnismäßig kleine, so doch wertvolle Fruchtbarkeitszone entsteht. Ich habe es deshalb öfter erlebt, daß um den Besitz eines Termitenhügels (Kigulu) heftiger Streit entstand. So wenig es nun einem Neger einfallen würde, den Dünger seiner Rinder zu sammeln und ihn auf das nahe Feld zu bringen, so wenig käme er auf den Einfall, einen Termitenhügel abzutragen und mit dem gewonnenen Lehm sein Feld zu verbessern. Ich ließ es ihnen einmal auf meine Kosten vormachen und alle waren von dem Erfolg begeistert. Nachgemacht hat es jedoch keiner.

Die Hauptanbaufrüchte sind Sorghum und Mais. Daneben werden gezogen: Penicillaria, Hülsenfrüchte (außer Erbsen, die hier nicht gedeihen), Bataten, Maniok, Kürbisse und Erdnüsse. Der Maniok ist in den letzten Jahrzehnten in manchen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel geworden, weil er sich ohne große Mühe anbauen läßt und immer ziemlich gute Erträge liefert.

Die Arbeit des Feldbaues wird von Mann und Frau gemeinsam betrieben, wobei der Mann den schwereren Teil übernimmt. Er bereitet das Feld vor, d. h. rodet das immer wieder durchbrechende Buschwerk und zieht mit der Hacke die Furchen. Darauf legt die Frau den Samen und deckt die Furchen zu. Das Säen ist ausschließlich Frauenarbeit, weil nach Ansicht der Wanjamwesi nur so die Fruchtbarkeit gewährleistet wird. Auch die Ernte wird von den Frauen besorgt. Der Mais wird in Kolben nach Hause getragen, in der Sonne getrocknet und dann in großen Rindenkörben, die oben mit Lehm verschlossen werden, aufgespeichert. Die Hirse drischt man gleich an Ort und Stelle mit langen, starken Gerten aus. Als Dreschplatz dient eine notdürftig eingeebnete lehmige Stelle an einem Termitenhügel, die mit Wasser übergossen, festgestampft und zum Schluß mit Kuhdung bestrichen wird.

Die Viehzucht spielt nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf Ziegen, langschwänzige Schafe, Hühner und Tauben. In manchen Gebieten wird auch das kurzhörnige Buckelrind gehalten, dessen Pflege man aber, besonders im Norden (Unjanjembe, Usukuma), den Wahumahirten, die aus Uha, Urundi und Ruanda eingewandert sind, überläßt. Rinder zu besitzen, gilt für jeden als begehrenswertes Ziel, und wer acht bis zehn Stück sein eigen nennt, wird als wohlhabender Mann betrachtet. Was im übrigen die Herkunft der Nutztiere anbelangt, so dürften vielleicht mit Ausnahme des halbwilden, schakalähnlichen Hundes, alle früher oder später von auswärts eingeführt worden sein. Trotz ihrer hervorragenden wirtschaftlichen Eigenschaften haben es auch die Wanja-

Digitized by Google

mwesi nicht zur selbständigen Domestikation von Haustieren gebracht, obwohl ihnen unter den reichen Wildbeständen wertvolles Material zur Verfügung gestanden hätte. Ich nenne z. B. nur den Elefant, das Zebra, das prachtvolle, urwüchsige Wildrind, den Kapbüffel, die Elenantilope und unter den Kleintieren das Perlhuhn.

Sonstige Erwerbsverhältnisse.

Neben Ackerbau und Viehzucht, sind als Haupterwerbszweig der Trägerdienst und die Arbeit auf den Europäerpflanzungen zu nennen, die, wie schon oben erwähnt, von den Wanjamwesi in ausgedehntem Maße ausgeübt werden. Wenn auch der größte Teil des Verdienstes in die Hände der überall in Ostafrika ansässigen, ausbeutungstüchtigen indischen Kaufleute fließt, so erwerben sie auf diese Weise doch das nötige Geld, um die Steuern zahlen und sich und ihre Familie mit Kleiderstoffen versorgen zu können. Auch kleine Ansätze von Industrie sind vorhanden. In Ukonongo z. B. gibt es ganze Dörfer von Eisenschmelzern und Schmieden, die Pfeilspitzen, Speere und vor allem Hacken verfertigen. Vor der Einführung des Geldes durch die Europäer bildeten diese Hacken ein allgemein gebräuchliches Zahlungsmittel, wobei eine Hacke etwa dem Wert von 1,50 M. bis 2 M. entsprach. Von Händlern wurden die Hacken nach allen Teilen des Landes gebracht und gegen andere Landesprodukte umgetauscht. In Usumbwa verarbeitet man den dort gefundenen Speckstein zu Steinpfeifen (Nkwisi). In jedem Bezirk findet man größere und kleinere Töpfereien, in denen von Frauen Kochgefäße und die beliebten, großen Biertöpfe angefertigt werden. Auch die Flechtarbeiten seien hier genannt, die besonders in Ugalla von hervorragender Güte und Schönheit sind. Endlich möchte ich noch die Holzindustrie erwähnen, die Bettstellen, Schemel, Rindenkörbe (zum Aufbewahren von Erntevorräten) usw. liefert.

Während der Fischfang infolge des Fehlens von Seen und größeren Dauerflüssen nur von untergeordneter Bedeutung ist, wird die Jagd auf Groß- und Kleinwild überall, besonders in den Waldgebieten verhältnismäßig stark betrieben; und in vielen Gegenden liefert sie fast ausschließlich die beliebte und begehrte Fleischzukost. Die europäischen Jagdgesetze suchen zwar auch das Erlegen von Jagdwild durch die Eingeborenen stark einzuschränken und stellen deshalb in jedem Bezirk nur einigen wenigen Jägern Jagdscheine aus, aber einmal läßt sich eine Kontrolle in den weiten Gebieten nur sehr schwer durchführen, und zum anderen ist der Reichtum an Kleinwild, das nicht unter das Jagdgesetz fällt, so groß und mannigfach, daß die Eingeborenen trotz allem auf ihre Rechnung kommen. Das Großwild wie Giraffen und die verschiedenen Antilopenarten wird in Fanggruben und mit Fallspeeren erlegt. Die Anlage der ersteren geschieht in der Weise, daß durch weite Waldstrecken eine Art Zaun geführt wird, in dem man in Abständen von etwa 100 m schmale Lücken läßt. In diesen werden im rechten Winkel zum Zaun die Gruben angelegt. Sie sind etwa 2 m tief, oben dreiviertel bis einen Meter breit und werden mit Stroh und Laub gedeckt und mit Erde verblendet. Vielfach werden in den Boden der Fallgruben noch spitze Pfähle eingerammt. Die Fallspeere sind plumpe, schwere Spieße mit einem langen, aus Hartholz verfertigten Schaft der nach oben in eine Art Keule endigt. Sie werden über einem frischen Wildwechsel zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit einer dünnen, schwer sichtbaren Abziehschnur versehen. Die Spitze des Speeres ist meistens mit einem wirksamen Muskelgift bestrichen, so daß auch das nur leicht getroffene Wild in kurzer Zeit fällt. Für mittelgroßes Wild (Gazellen, Buschböcke, Zwergantilopen usw.) verwendet man mit Vorliebe Schlingen, die mit einem Schnellbaum in Verbindung stehen. Kleinwild

Digitized by Google

wie Hasen und die kleinsten Zwergantilopen fängt man mit Schlagbäumen. Stellenweise werden auch gemeinsame Treibjagden veranstaltet, wobei das Wild in ausgespannte Netze getrieben und mit Keulen erlegt wird. In Kiwere, im Süden, wurden die Wildschweine mit Hundemeuten gehetzt und die einzelnen Tiere, sobald sie von den Hunden gestellt waren, gespeert. — Eine eigentümliche Jagdart stellt das Hühnerschlagen dar, das jedes Jahr in der zweiten Hälfte der Trockenzeit (August bis Oktober), wenn die großen Grasbrände vorüber sind, stattfindet. In stockfinsterer Nacht ziehen die Hühnerjäger, mit Grasfackeln und Schlägern (etwa ein bis eineinhalb Meter lange im Feuer gehärtete Hartholzstöcke, die am dickeren Ende wie Golfschläger aufgebogen sind) bewaffnet, in die Waldsteppen hinaus. Durch den Feuerschein werden die Wildhühner (Frankoline usw.) aufgeschreckt und geblendet und können so bei einiger Geschicklichkeit leicht erlegt werden. Bei einer solchen nächtlichen Jagd, der ich mich einmal anschloß, brachte der Führer etwa zwei Dutzend Frankoline zur Strecke. Es soll aber Jäger geben, die es in einer Nacht bis auf 60 und 70 Stück bringen. Endlich wäre hier noch die Stachelschweinjagd zu nennen, die aber nur von den eingeweihten Stacheljägern ausgeübt wird und worüber ich bereits an anderer Stelle (Heft 1/2 dieser Zeitschrift S. 63) ausführlich berichtet habe. Die Elefantenjagd, die früher in Unjamwesi von besonderen Berufsjägern stark betrieben wurde, hat heute fast ganz aufgehört, da der Bestand an Elefanten stark zurückgegangen ist und das Erlegen mit den wenig wirksamen Vorderladern immer eine gefährliche Sache darstellt.

Nahrung und Genußmittel.

Die Wanjamwesi nähren sich in der Hauptsache von Pflanzenkost, wenn auch Fleisch als Zukost einen sehr begehrten Artikel darstellt und, wo sich Gelegenheit dazu bietet, in unheimlichen Mengen genossen wird. Die Grundlage für die tägliche Nahrung bildet der „Ugali", ein brotartig fester Brei aus Mais-, Hirse- oder Maniokmehl, der je nach den vorhandenen Vorräten zwei- bis dreimal am Tage genossen wird. Als Zukost dienen verschiedene Spinate, die z. T. wild wachsen, Hülsenfrüchte, Pilze, in der Regenzeit gelegentlich geröstete Heuschrecken und Termiten; ferner Fische und sonstiges Fleisch, letzteres jedoch nur gelegentlich. Die Mahlzeiten werden von den Geschlechtern getrennt eingenommen, und zwar bilden sich in der Regel kleine Essensgemeinschaften, die sich aus drei oder vier benachbarten Familien zusammensetzen. Dabei kochen immer die einzelnen Frauen der Familien abwechselnd. Der Munjamwesi liebt diese Essensgemeinschaften, weil er, wie er sagt, auf diese Weise öfter zu essen bekommt, dreimal statt ein- oder höchstens zweimal. Beim Essen sind die Geschlechter streng getrennt. Zuerst essen die Männer und größeren Jungen und den Rest bekommen die Frauen und Mädchen. Beim Essen wird auf große Reinlichkeit geschen. Jeder Teilnehmer spült vor und nach der Mahlzeit den Mund, ebenso werden die Hände vorher und nachher gewaschen, indem ein jüngeres Mitglied der Essensgemeinschaft jedem Teilnehmer aus einer Kalebasse Wasser über die Hände gießt. Eßgeräte wie Löffel u. dgl. sind nicht bekannt. Jeder nimmt mit der rechten Hand ein Stückchen Ugali, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein und schöpft damit aus der zweiten Schüssel etwas Zukost. Als Zwischenkost sind, besonders zur Zeit der Ernte, sehr beliebt unreife, am offenen Feuer geröstete Maiskolben sowie Erdnüsse in frischem und gekochtem Zustand.

Eine große Rolle spielt das Negerbier, das das ganze Jahr über in großen Mengen genossen und als unentbehrliches Nahrungsmittel angesprochen wird. Die Herstellung desselben ist ausschließlich Sache der

Digitized by Google

Frau, die ihren Stolz darein setzt, ein möglichst schmackhaftes Bier zu bereiten. Sie verwenden hierzu die verschiedenen Hirsearten. Das Negerbier wirkt nur in größeren Mengen genossen berauschend, nur das mit Honig versetzte Bier (Kangalla), eine Art Met, soll eine bedeutend stärkere Wirkung haben. Von sonstigen Genußmitteln sind zu nennen Tabak und Hanf (Canabis indica). Der Tabak, der überall selbst gezogen wird, kommt in der Hauptsache als Schnupftabak zur Verwendung. Nur die älteren Leute, besonders die Frauen, rauchen ihn aus Pfeifen und zwar aus den Steinpfeifen, die aus Usumbwa im Norden stammen und dort aus Speckstein hergestellt werden. Das Kauen des Tabaks habe ich nur vereinzelt wahrgenommen. Der Hanf wird aus Wasserpfeifen geraucht, deren Wasserbehälter aus einer Kürbisflasche besteht. Der Hanfgenuß ist stellenweise stark verbreitet und trägt infolge seiner stark narkotischen Wirkung sehr zur Schädigung der Volksgesundheit bei.

Kleidung und Schmuck.

Die ursprüngliche Kleidung der Wanjamwesi, die aus notdürftig gegerbten Wildfellen und Rindenstoffen bestand, ist heute allgemein durch die europäischen Baumwollstoffe verdrängt. Die Männer tragen ein Lendentuch, das um die Hüften geschlungen und dann von oben herab nach außen mehrfach umgekrempelt wird, wodurch eine Art Wulst entsteht, der auch zur Aufnahme von kleineren Gebrauchsgegenständen wie z. B. Schnupftabaksbehälter usw. dient. Mit einem zweiten Stück Baumwollzeug bedecken sie den Oberkörper in der Weise, daß sie die beiden Zipfel der einen Längsseite über der rechten Schulter zusammenknoten, so daß die linke Schulter und der Arm frei bleiben. Vielfach sind auch schon Kakianzüge im Gebrauch. Das wichtigste und unentbehrlichste Kleidungsstück der Frauen besteht in einer um die Hüften geschlungenen Perlenschnur aus dicken Glasperlen, an der vorn das Schamtuch hängt. Darüber wird, wie beim Mann, das Lendentuch getragen. Den Oberkörper bedeckt ein größeres, möglichst bunt bemustertes Stück Baumwollstoff, das bis dicht unter die Achseln geht und durch mehrfaches Umkrempeln nach außen gehalten wird. Bei der Hausarbeit legen sie das Oberkleid in der Regel ab; auch bei Trauer wird die Brust entblößt. Während der Junge bis zum 8. Jahre etwa ganz nackt herumläuft, trägt das Mädchen bis zur beginnenden Mannbarkeit vorn ein kleines, viereckiges Perlenschürzchen, das an einer Perlenschnur hängt.

An Körperverunstaltungen sind zu erwähnen bei den Männern: das Aussplittern oder Ausfeilen der oberen mittleren Schneidezähne in Dreiecksform und bei den Frauen: das Durchbohren der Ohrläppchen. Es scheint jedoch, daß letzteres erst jüngeren Datums ist und eine Folge der Berührung mit den zum Islam bekehrten Küstenfrauen darstellt. Als Stammesabzeichen tragen Männer und Frauen ferner auf beiden Seiten von den Schläfen abwärts zwei parallele Ziernarben. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch, daß viele über der Nasenwurzel eine kleine Narbe aufweisen; und es war mir interessant festzustellen, daß diese Narbe von einer Art Pockenimpfung herrührt, die, wie mir ältere Leute versicherten, schon seit früher Zeit in Unjamwesi ausgeübt wird. Die Impfung wird in der Weise ausgeführt, daß bei Epidemien in die frische Wunde etwas Eiter von Pockenkranken gebracht wird. Daß diese Impfsitte schon älteren Datums sein muß, geht daraus hervor, daß ich die Narben auch bei alten Leuten feststellte, die mir versicherten, daß sie bereits als kleines Kind geimpft wurden.

Der Haartracht widmet man im allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Beide Geschlechter rasieren die Kopfhaare in gewissen Zeit-

Digitized by Google

abständen ab, wobei sie sich eines gewöhnlichen Messers und in Ermangelung desselben eines Glasscherben bedienen. Jüngere Stutzer lassen oft an einer oder mehreren Stellen ein kleines Haarbüschel stehen. Neuerdings hat bei den Frauen die von der Küste stammende Sitte Eingang gefunden, die Haare wachsen zu lassen und sie in viele kleine Zöpfchen zu flechten, die von der Stirn parallel nach hinten verlaufen und der Kopfhaut fest aufliegen. Diese neue Mode trägt zwar wesentlich dazu bei, der Frau ein gefälligeres Äußere zu verleihen, sie bietet gleichzeitig aber auch allerhand Ungeziefer einen willkommenen Unterschlupf und kann deshalb nicht als Fortschritt in bezug auf Sauberkeit angesprochen werden. Denn, da das Zurichten und Flechten der Haare recht umständlich und verhältnismäßig kostspielig ist, läßt man die Frisur nur alle 10 bis 14 Tage erneuern.

Der Hauptschmuck der Frau besteht in großen, bunten Glasperlen, die auf Schnüre gezogen um Hals und Handgelenke getragen werden. Dazu kommen noch in manchen Bezirken, besonders in der Nähe Taboras und der Mittellandbahn, aus bunten Papierstreifen angefertigte Ohrscheiben. Vielfach werden um die Fußgelenke dünne Kupferdrahtringe getragen. Diese Ringe (Fiome) besitzen eine Einlage aus Haaren, um die der dünne Draht in eng aneinanderliegenden Windungen gewickelt wird. Was sonst von Männern und Frauen an Ringen und verschiedenen Anhängseln getragen wird, sind alles Amulette, Abwehrzauber, Wunschzauber usw., die man alle mit dem Wort „dawa" oder „vuganga", d. h. Medizin, bezeichnet. Besonders die kleineren Kinder behängt man über und über mit Amuletten zum Schutz gegen alle möglichen Krankheiten, vor allem aber als Abwehrmittel gegen Verzauberung.

Waffen.

Es entspricht der friedliebenden, seßhaften Art der Wanjamwesi, daß ihre Bewaffnung heute keine besondere Rolle mehr spielt. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf den Bogen, einen einfachen Wurfspeer und die kurze Wurfkeule. Die Araber brachten ihnen die Feuerwaffen, so daß heute der Vorderlader ziemlich verbreitet ist. Für viele bedeutet es jedoch nur eine Art Beruhigungsmittel, einen alten Vorderlader oder gar ein Steinschloßgewehr in der Hütte zu haben, denn die alten, schlecht gepflegten und oft jahrelang nicht gebrauchten Büchsen können höchstens dem Besitzer selbst gefährlich werden. Der Bogen hat im allgemeinen eine Länge von 160 cm und wird aus einem Hartholz, mukoma genannt, geschnitzt. Er besteht aus einem Stück, das in der Mitte am dicksten ist und sich nach beiden Seiten gleichmäßig verjüngt. Die Sehne, aus der Haut der Zwergantilope oder aus Rinderflechsen gedreht, wird durch Umwickeln und Binden an den Bogenenden befestigt. Um das Holz des Bogens hart und elastisch zu machen, umwickelt man es vor dem Verarbeiten mit grünem Bananenbast und hält es in drehender Bewegung über Kohlenfeuer, bis der Bast vollständig verkohlt ist. Die Pfeile sind etwa 75—80 cm lang und mit Eisenspitzen versehen, die hinter dem Blatt Widerhaken tragen. Daneben werden auch Pfeile mit Hartholzspitzen verwendet, hauptsächlich bei der Jagd auf Federwild. Ein Vergiften der Pfeilspitzen ist heute nur noch wenig gebräuchlich. Der Wurfspeer besteht aus einem Blatt von ungefähr 45 cm Länge und einer größten Breite von 4—5 cm, das mittels einer Tülle auf dem Schaft befestigt wird. Letzterer ist etwa 150 cm lang und trägt am unteren Ende einen kurzen Eisenschuh. Das zu den Speeren und Pfeilspitzen verwendete Eisen, im Lande selbst verhüttet und geschmiedet, ist verhältnismäßig weich und vom waffentechnischen Standpunkt aus ziemlich wertlos. Die Wurf-

Digitized by Google

keule wird aus schweren Hölzern, vor allem Ebenholz, geschnitzt und hat eine Länge von etwa 110 cm. Schilde mögen früher in den Kriegen verwendet worden sein, heute sieht man sie selbst bei Festlichkeiten nicht mehr.

IX. Vom geistigen Besitz der Wanjamwesi.

Die hauptsächlichsten Gebiete, auf denen sich das geistige Leben der Wanjamwesi widerspiegelt, sind: ihre Religion, das Märchen und die Tierfabel, die Sprichwörter, Rätsel und Lieder. Im folgenden soll zunächst versucht werden, eine kurze Zusammenfassung der religiösen Erscheinungen zu geben. Daran anschließend lasse ich eine Anzahl typischer Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit an Ort und Stelle nach Erzählungen aufzeichnete, darunter zwei in der Ursprache mit möglichst wortgetreuer Übersetzung. Die weiteren drei Abschnitte enthalten eine Auswahl Sprichwörter, Rätsel und Lieder, gesammelt von den Missionaren Edmund Dahl und Peter Terp.

Die Religion.

Trotzdem das ganze Leben der Wanjamwesi, all ihr Tun und Lassen von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen stark durchsetzt und beherrscht wird, ist es sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, die religiösen Erscheinungen in ein System zu bringen, denn dazu sind sie einmal zu mannigfaltig und zum anderen haftet ihnen im Gegensatz zu den mehr oder weniger erstarrten Formen einer Buchreligion viel zu sehr etwas Fließendes, Unbegrenztes an. Die Mannigfaltigkeit der Religionsäußerungen mag zum großen Teil darin ihren Grund haben, daß die Wanjamwesi kein einheitliches Volkstum darstellen, sondern sich, wie eingangs bereits erwähnt, aus einer Anzahl größerer und kleinerer Stämme zusammensetzen, die in bezug auf ihre Religion doch eine gewisse Eigenart bewahrt haben. Gemeinsam ist allen religiösen Gebräuchen und Kulthandlungen, daß bis auf geringe Spuren und Ansätze das ethische Moment fehlt oder doch kaum in Erscheinung tritt und daß die Religion in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen lediglich den täglichen, praktischen Bedürfnissen entspringt und dient, sei es das Verlangen nach Schutz vor den mannigfaltigen, bösen Mächten, die überall mit Not und Tod drohen, sei es der Wunsch, seinem Vorhaben Gelingen zu sichern. Einen gemeinsamen Untergrund bildet ferner der Seelenglaube, der Glaube, daß die Seele des Menschen bei Lebzeiten oder nach seinem Tod Besitz von einem Gegenstand ergreifen kann. Im übrigen läßt sich das gesamte religiöse Leben zurückführen auf eine gewisse Gottesverehrung, einen Teufels- und Dämonenkult, Ahnenkult und Zauberglauben mit all seinen Folgeerscheinungen. Dazu käme als fünfte Religionsform die Besessenheitsreligion, deren Träger in der Hauptsache die im Norden Unjamwesis wohnenden, halbnomadisierenden Hirtenstämme aus Uha und Urundi, die sogenannten Watussi, sind, und worüber ich bereits ausführlicher in meinem Aufsatz „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi (Heft 1/2 dieser Zeitschrift) berichtet habe.

Die Wanjamwesi haben mehrere Bezeichnungen für ein höchstes, überirdisches Wesen, die auf gewisse, wenn auch stark verwischte Gottesvorstellungen schließen lassen. Alle haben sie aber das gemeinsam, daß sie kein Personenpräfix tragen, also mehr oder weniger unpersönlich, pantheistisch gedacht sind. Sie nennen entweder nur einzelne Eigenschaften oder werden mit Naturkräften identifiziert. Da jedoch diese Gottheiten nicht als bösartig gelten, spielen sie im praktischen Leben auch keine besondere Rolle; und ein persönliches Verhältnis zu ihnen besteht so gut wie gar nicht. Da ist zunächst „Likuve" = „das überall

Digitized by Google

Seiende", eine Bezeichnung, die stellenweise auch für Sonne gebraucht wird. Von ihm kommt Leben, Gesundheit und alles Gute. Und wenn der Neger sich zur weiten Reise rüstet, dann tröstet man ihn, indem man sagt: Likuve ist überall! Himmel und Erde wurden einst gebildet von „Matunda" = dem Schaffenden, Wirkenden (von kutunda, schaffen). Ihm verdanken die Eltern ihren Kindersegen. Man erzählt: Matunda sei einst sehr mächtig gewesen und niemand konnte ihn besiegen. Aber eines Tages, als er schlief, trat leise der Tod an ihn heran; und als er erwachte, sah er sich vom heimtückischen Tod überwältigt. Meist wird dieser Name in Verbindung mit Shida oder Lishida gebraucht, also Shida Matunda. Ein anderer Gottesname ist „Linyangalula" = das Umdrehende (von kugalula = umdrehen), vielleicht eine Art Schicksal. Der Name kommt nur in alten Redensarten und Grußformen vor. Mehr praktische Bedeutung besitzt „Lyangombe". Sieht sich der Munjamwesi plötzlich einer Gefahr gegenüber, dann betet er schnell zu Lyangombe, verspricht ihm ein Huhn, eine Ziege oder eine Kuh zu opfern, je nach seinen Verhältnissen. Auch Linyangasa ist als Gottesname bekannt. Die wörtliche Bedeutung dieses Ausdruckes kenne ich jedoch nicht. Sehr gebräuchlich ist der Name Liwelelo; er bedeutet das Ausgebreitete und wird auch ausschließlich für Erde gebraucht. Linzi, Lyuva und Likuve sind verschiedene Bezeichnungen für Sonne, sie besitzen aber gelegentlich auch den Charakter von Gottesnamen. Sie dürften den verschiedenen Dialekten entstammen, aus denen sich das Kinjamwesi zusammensetzt.

Der weitaus am meisten gebrauchte Name für Gott ist Mulungu. Er wurde deshalb von den unter den Wanjamwesi tätigen christlichen Missionen in die Schriftsprache eingeführt. Mulungu entspricht Muungu oder Mungu im Kisuaheli. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Wort von der Küste stammt und erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit in Unjamwesi Verbreitung fand.

Daß Gott Opfer gebracht werden oder zu ihm gebetet wird, ist mir nicht bekannt geworden. Es ist aber immerhin möglich, daß auf den Höhen der Berge gewisse Gottesverehrungen stattfinden oder vielmehr früher stattgefunden haben. Ich schließe das daraus, daß die Wanjamwesi sich die Vorliebe der Europäer, die Berge zu besteigen, dadurch erklären, daß sie sagen, die Weißen opferten auf den Bergen ihrem Gott.

Dem Teufelskult begegnete ich hauptsächlich im südlichen Teil von Unjamwesi, in Ukimbu und Ukonongo. Er ist aber, wie mir versichert wurde, bis zum Tanganyika, also weit über die Grenze hinaus bekannt. Nach Aussage einiger Gewährsleute wohnt der Teufel (Katavi) in dem abflußlosen Sumpf- und Seengebiet der Rukwasenke, nach anderen hat er seinen Sitz im Tanganyikasee. Seine Macht ist sehr gefürchtet und aus der ständigen Angst vor ihm erklärt sich auch die starke Verehrung, die in beständigen Versöhnungsopfern zum Ausdruck kommt. Besonders auf die Feldfrüchte hat es Katavi abgesehen. Deshalb trifft man auch bei vielen Feldern den „Mugunda gwa Katavi" (den Teufelsgarten). Das ist ein mehrere Quadratmeter großer, dürftig eingezäunter Platz, der sich an einem Ende des Feldes in der Nähe des Weges befindet. Davor steht ein Geisterhäuschen, eine etwa $^3/_4$ m hohe Nachbildung einer Spitzkegelhütte, mit einer Miniaturbank, roh aus drei Hölzern zusammengefügt. Bevor die Aussaat beginnt, versammelt der Dorfhäuptling seine Leute hier zum Opferfest. Nach dem Opfer wird das Teufelsfeld gemeinsam umgehackt und mit Proben von sämtlichen Feldfrüchten besät. Erst wenn das getan ist, kann die allgemeine Feldarbeit beginnen. Eine ähnliche kultische Feier im Teufelsgarten geht dem Beginn der Ernte voraus. Die Häuschen und Bänke vor den Kultgärten sollen Katavi auf

Digitized by Google

seinen nächtlichen Wanderungen durch die Felder zum Sitzen und Ausruhen einladen. Findet er seinen Garten bestellt, Geisterhäuschen und Bank in Ordnung, dann geht er vorbei. Wo er aber vernachlässigt wird, rächt er sich durch Unkraut, Mißwachs und dergleichen. Besonders gefürchtet ist die Umgegend des Rukwasees, in dem Katavi angeblich wohnt. Der Wanderer oder Jäger, der durch dieses Gebiet kommt, hat viele Vorschriften zu beachten, wenn er nicht in die weiten Rukwasümpfe gelockt werden will. Vor allem muß er lautes Sprechen und Lachen vermeiden. Bezeichnend ist es, daß der Teufelsglaube von einzelnen gelegentlich auch mißbraucht wird. Es kann vorkommen, daß plötzlich ein Mann auftritt und vorgibt, er habe von Katavi Befehle erhalten. Diese Aufträge bestehen meistens darin, daß er irgendeinem befiehlt, Bier zu brauen und ein Kultfest zu veranstalten, bei dem der Beauftragte selbstverständlich zugegen ist.

Verwandt mit dem Teufelskult ist der der „Migavo", das sin böse Geister oder Dämonen, die z. B. in Geisteskranken ihren Sitz haben. Sie werden aber nur von einer geschlossenen Gesellschaft, den „Wamigavo" verehrt, die eine Art Geheimbund bilden, ähnlich den „Waswezi", die ich in meinem oben erwähnten Beitrag „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi" näher beschrieb. In manchen Gegenden treten die Wamigavo recht gebieterisch und herrisch auf, fordern von den Häuptlingen und wohlhabenden Bewohnern im Namen der Geister Rinder, Bier usw. Man hat auch hier stark den Eindruck, daß von den „Eingeweihten" die Gutgläubigkeit der andern stark ausgenützt wird.

Die größte Rolle im religiösen Leben der Wanjamwesi spielt unzweifelhaft der Ahnenkult, die Verehrung der „mizimu". Muzimu (= Einzahl von mizimu) ist die Bezeichnung für die Seele des Abgeschiedenen[1]). Im allgemeinen werden diese mizimu als gutartig gedacht. Sie sind die guten Hausgeister, die teilnehmen an allen freudigen und traurigen Ereignissen im Leben des Negers. Nichtsdestoweniger können sie sich aber auch, wenn sie von den Lebenden vernachlässigt werden, rächen, indem sie Krankheit und Not senden. Insofern entspringt auch ihre Verehrung nicht in erster Linie Pietätsgefühlen, sondern beruht im tiefsten Grund auf einem gewissen Zwang wie alle religiöse Betätigung der Neger. Im Vordergrund des Andenkens und der Verehrung stehen immer die Geister der zuletzt Gestorbenen, wie Vater und Mutter und allenfalls die Großeltern. Was weiter zurückliegt, fällt der Vergessenheit anheim. Gewöhnlich zählt jede Familie vier mizimu, von denen Mann und Frau je zwei verehren. Die Formen, unter denen sich der Ahnenkult vollzieht, sind sehr einfach. In einer dunkeln Ecke der Hütte befindet sich eine bankartige Erhöhung aus Lehm. Das ist der Hausaltar. Hier stehen die „Finga", langhalsige, oft schön gewachsene Kalebaßgefäße, in denen die Geister der zu Verehrenden als gegenwärtig gedacht sind. Vor diesem Hausaltar bringen Mann und Frau ihre täglichen und gelegentlichen Opfer und Gelübde dar und verrichten ihre Gebete. Der Mann unternimmt nichts, ohne hier geopfert und den Segen der mizimu erfleht zu haben. Beim Opfern wird in einer Kürbisschale voll Wasser eine Hand voll Mais- oder Hirsemehl verrührt. Von diesem Mehlwasser nimmt zuerst der Mann einen Mund voll und speit es auf seine Finga, wobei er seine

[1]) Die Seele des lebenden Menschen wird „Myuje" genannt. Es ist dieselbe Bezeichnung, die auch allgemein für Atem gebraucht wird. „Außer Atem sein" heißt z. B. „myuje japelage" (= die Seele ist entflohen). Über das Verhältnis der Seele des Lebenden zum Körper und zu dem Geist des Toten besitze ich leider keine Angaben. Ich weiß nur bestimmt, daß myuje nie für den Geist des Verstorbenen gebraucht wird; dieser heißt vielmehr stets muzimu. Eine sehr geläufige Redensart ist, daß man von einem Schlafenden sagt: „wafwa kumutwe", etwa: sein Kopf ist gestorben.

Digitized by Google

Bitten und Gelübde vorbringt. Darauf tut die Frau dasselbe mit ihren Finga. Zum Schluß bestreichen beide mit dem übrigen Mehlbrei Stirn, Schläfen, Achseln und Brust. In der Fremde geht man bei Sonnenuntergang vor das Dorf oder Lager auf einen Kreuzweg, streut etwas Mehl kreuz und quer, wobei man die Geister um Schutz und Beistand bittet. Besonders feierlich gestaltet sich das Gebet an die Ahnengeister zu Beginn der Saatzeit. Der Hausvater trägt dann alle Feldgeräte vor die Hütte und besprengt sie mit Mehlwasser (lwanga), indem er betet: „Mein Vater, meine Mutter, gebt uns Kraft zu unserer anstrengenden Feldarbeit; gebt uns viel Regen und eine gute Ernte!" Fast vor jeder Hütte trifft man kleine, etwa einen halben Meter hohe Geisterhütten in Spitzkegelform mit einer kleinen Türöffnung, „Figavilo" genannt. Auch sie dienen dem Ahnenkult. Sie werden in Zeiten von Krankheit oder sonstiger Not errichtet und zwar auf Anordnung des Medizinmannes, wenn er durch Befragen des Orakels zu der Einsicht kommt, daß einer der Ahnen dem Kranken oder Bedrängten zürnt. In den Geisterhütten werden ebenfalls Kürbisschalen aufgestellt, denen von jetzt an in der oben beschriebenen Weise geopfert wird. In besonders schweren Fällen rät der Medizinmann, zur Versöhnung der mizimu einen Ziegenbock zu weihen. Der Klient wählt dann einen jungen Bock, bindet ihm eine Schnur aus weißen Glasperlen um den Hals und nennt ihn, wenn er dem Geist des Vaters geweiht wurde, „Vater". Der geweihte Ziegenbock bekommt stets den Namen des Verstorbenen und wird allgemein als mbuli ja mzimu, Geister-Ziegenbock, bezeichnet. Eine solche Weihe wird immer nur auf Anraten des Medizinmannes ausgeführt, wenn ein Krankheitsfall auftritt, der nach dem Orakel des Medizinmannes auf die Wirkung des Geistes eines Verstorbenen zurückgeführt wird. Sie entspringt also dem Bedürfnis, den betreffenden Geist zu versöhnen und durch die gute Pflege und Behandlung des geweihten Tieres seine Gunst zu erhalten. Kenntlich ist der geweihte Ziegenbock an einer Schnur weißer Perlen, die um den Hals oder die Hörner geschlungen wird. Er ist für jedermann tabu und erfreut sich der größten Freiheit. Stirbt das Tier, so tritt ein anderes an seine Stelle. In Fällen von Armut kann an Stelle des Ziegenbocks auch ein weißer Hahn gestiftet werden. Sehr beliebt sind auch die Biergelübde, die darin bestehen, daß man den mizimu bei irgendeiner Gelegenheit verspricht, einige Töpfe Bier zu brauen. Hierbei dürfte wohl auch die große Vorliebe der Wanjamwesi für Kafferbier eine wesentliche Rolle spielen. Ist das Bier fertig — die Zubereitung dauert 5 Tage — so versammelt sich die Familiensippe. Unter Gebeten wird der erste Schluck zu Ehren der Geister ausgespien, worauf man die Nacht über beisammen bleibt, bis die Töpfe geleert sind. Ein großer Teil der häufigen nächtlichen Biergelage stellt in Wirklichkeit kultische Feiern dar.

Bei den Häuptlingen nimmt der Ahnenkult größere und feierlichere Formen an. Die Geisterhütten sind z. B. bedeutend größer, oft so groß wie kleine Wohnhütten, und meistens ist eine dieser Hütten von einer Jungfrau bewohnt, die in besonderer Weise dem Ahnendienst geweiht ist.

Aber nicht nur der Mensch hat nach dem Glauben der Wanjamwesi seine mizimu, auch von den Tieren behauptet man, daß sie von ihren Geistern begleitet und beschützt werden. Gelingt es dem Jäger z. B. nicht, Beute zu bekommen, dann heißt es stets, das Wild ist von seinen mizimu gewarnt und beschützt worden.

Als vierte der hauptsächlich in Erscheinung tretenden Religionsformen nannte ich den Zauberglauben. Er durchsetzt nicht nur das ganze religiöse Leben der Wanjamwesi in allen seinen Formen, sondern beherrscht all ihr Tun und Denken und besitzt somit praktisch die stärkste

Digitized by Google

Macht über ihr Seelenleben. Auf Schritt und Tritt fühlen sie sich von unsichtbaren Zaubermächten umgeben und bedroht, und ihre ständige Sorge ist es, sich vor den Wirkungen dieser unheimlichen Mächte zu schützen. Der ganze Komplex von Zauberei, Zaubermitteln und -wirkungen wird unter dem Namen „Vulogi" (von Kuloga = zaubern, hexen) zusammengefaßt. Die Träger und Besitzer dieser geheimen Kräfte sind die „Walogi" = Zauberer. In der Regel sind es ältere Männer und Frauen, die als Zauberer angesprochen werden. Die meisten kennt man jedoch nicht. Man erzählt sich, daß die Zauberer in ihren Hütten gezähmte Hyänen halten, auf denen sie bei Vollmond um Mitternacht ausreiten und sich unter großen, heiligen Bäumen zum Tanz versammeln. Auch die große Ohreule gilt als Begleiterin der Zauberer. Sie wird deshalb stets unter Schimpfen und Verwünschungen verjagt, wenn sie sich nachts auf der Spitze des Hüttendachs niederläßt. Nicht alle, die als Zauberer angesehen werden, sind es darum auch. Für manchen ist aber die bloße Verdächtigung der Anlaß dazu, sich abzusondern und sich von Berufszauberern in die schwarze Kunst einführen zu lassen; denn der Zauberei verdächtigt werden ist meistens gleichbedeutend mit Ausgestoßensein von Familie und Gesellschaft, geächtet sein.

Soweit man Not und Unglück nicht als Rache vernachlässigter Geister (Mizimu) ansieht, werden sie auf die Wirkung der Zauberer zurückgeführt. Kommt ein Kranker zum Medizinmann, so sucht er mit Hilfe seines Orakelinstrumentes zuerst festzustellen, woher die Zauberwirkung kam. Als Orakelgerät dient meistens die „Kasanda", ein Instrument, das aus einer Anzahl kreuzweise übereinander befestigter und unter sich verbundener Hölzchen besteht, das sich ähnlich wie eine Sternschere auseinanderziehen und zusammenschieben läßt. Der Medizinmann faßt das eine Ende an und läßt das andere frei schwingen. In der Ruhestellung soll nun das freie Ende die Richtung anzeigen, in der der Zauberer wohnt. Andere benutzen ein Holzgefäß, daß beim Orakeln zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Holzklötzchen schwimmt. Stellenweise soll auch aus den Eingeweiden des Huhnes der Sitz des Zauberers ermittelt werden. Der Tod wird unter allen Umständen als Zauberwirkung aufgefaßt, auch der gewaltsame Tod durch Erschießen oder dergleichen. In diesem Fall war die Waffe oder das Geschoß verzaubert.

Eine praktische und geradezu verhängnisvolle Bedeutung gewinnt das Ausüben der Zauberei dadurch, daß unter „Vulogi" nicht nur Wunschzauber und dergleichen verstanden wird, sondern daß es gleichbedeutend ist mit Vergiftung, Giftmord. Daß die Zauberer tatsächlich auch Giftmischer sind und verschiedene schnell und langsam tötende Gifte kennen, steht nach meinen Erfahrungen außer allem Zweifel. Ich habe mehrere Todesfälle erlebt und von andern gehört, die meines Erachtens nur durch Gift herbeigeführt sein konnten. Die betreffenden Opfer starben alle innerhalb weniger Stunden unter kolikartigen Schmerzen, ohne vorher krank gewesen zu sein. Das Gift wird in solchen Fällen von den Zauberern für teures Geld oder Gut erworben und ins Bier gemischt. Die Tatsache, daß der Giftmord unter der Bezeichnung „Vulogi" gelegentlich ausgeübt wird, war bei den Europäern leider viel zu wenig oder gar nicht bekannt. Nur so ist es zu erklären, daß die Klagen wegen Zauberei (Vulogi), in Wirklichkeit Giftmord, beim Eingeborenenrichter nur wenig Gehör fanden, weil man Zauberei nur als Hirngespinst und Hokuspokus ansah.

Wenn nun der Zauberglaube auf einem derartig realen Untergrund ruht, läßt es sich leicht denken, welche geradezu verheerenden Wirkungen er auf das soziale Leben ausüben muß. Da ist vor allem das Mißtrauen, das alles gesellschaftliche Leben hemmt und untergräbt. Ich

Digitized by Google

habe mir sagen lassen, daß Wanjamwesi, die jahrelang von der Heimat entfernt waren, oft nur mit einer gewissen inneren Furcht nach Hause zurückkehren und in den ersten Tagen bei den eigenen Verwandten essen und trinken verweigern aus Angst vor Verzauberung, d. h. Vergiftung. Ganze große Siedlungen werden oft innerhalb weniger Tage verlassen, weil vielleicht mehrere Todesfälle hintereinander stattfanden, die man auf die Tätigkeit eines Zauberers zurückführen zu müssen glaubte. Aus Angst vor dem bösen Blick und der Mißgunst ihrer Nachbarinnen geht plötzlich die Mutter mit ihrem Neugeborenen auf und davon und lebt monatelang bei irgendwelchen Verwandten in stiller Zurückgezogenheit. Wohl sucht man sich durch das Tragen der verschiedensten Amulette vor den Wirkungen der Zauberei zu schützen. Beliebt sind vor allem Fangzähne von Wildkatzen und die kleinen Hörner der Zwergantilopen, die an einer Schnur um den Hals getragen werden; auch eine flache, dreieckig geschliffene Muschel spielt als Schutzmittel eine große Rolle. Aber die Angst und Unsicherheit bleibt trotzdem und wirft einen tiefen Schatten auf das sonst so sorgenfreie Leben der Wanjamwesi.

Allgemein vertreten ist auch der Glaube, daß manche Zauberer die Macht besitzen, sich nachts in einen Löwen oder Leoparden zu verwandeln, um dann in die Hütten und Rinderkrale einzubrechen und Menschen und Vieh zu töten. Wenn z. B. ein Rudel Löwen eine Gegend heimsucht, ist man überzeugt, daß es sich hier nicht um Wald- und Steppenlöwen, sondern um Zauberer handelt, die in Löwengestalt auftreten, sogenannte masumbano (= Bilder). Solche Menschen sollen vor allem daran kenntlich sein, daß sie ein steifes Genick haben und infolgedessen den Kopf nicht frei wenden können. Früher wurden solche angeblichen Löwen- und Leopardenzauberer getötet oder zum Landeshäuptling gebracht, der sie oft jahrelang in Fesseln gefangen hielt.

Eine eigentliche Priesterschaft besteht bei den Wanjamwesi nicht. Die gewöhnlichen täglichen Kulthandlungen übt, wie bereits oben beschrieben, der Hausvater aus. Kultische Feiern, die das ganze Dorf angehen, z. B. beim Beginn von Aussaat und Ernte, bei der Weihe des Teufelsgartens usw., leitet der Dorfhäuptling. Nur bei feierlichen Anlässen wird der Medizinmann (Kinjamwesi = mufumu) beigezogen. In gewissem Sinne gelten die Medizinmänner als Träger der religiösen Überlieferung und der Landeshäuptling kann bis zu einem gewissen Grad als oberster Priester angesprochen werden. Aber auch er übt die Pflichten eines Priesters nur gelegentlich aus. Eine feste hierarchische Ordnung besteht, wie gesagt, nirgends. Es macht alles den Eindruck des mehr Zufälligen.

Über die Art, wie die Opferhandlungen vor sich gehen, habe ich bereits oben in dem Abschnitt über Ahnenkult berichtet. In der Regel werden Mehlbrei, Bier und die ersten Feldfrüchte geopfert. Nur bei besonderen Anlässen bringt man auch blutige Opfer dar. Durch Zufall war es mir vergönnt, einer solchen seltenen Opferfeier beizuwohnen, die bei Gelegenheit der Einsetzung eines neuen Dorfhäuptlings stattfand. Dieses Opferfest war insofern von besonderer Bedeutung, als der Vorgänger des neuen Häuptlings einige Wochen vorher wegen Mords von der deutschen Regierung hingerichtet worden war. Sein Sohn, ein etwa 10jähriger Junge, sollte nun als Erbe in die Rechte und Pflichten eines Dorfhäuptlings eingesetzt werden. Als ich am frühen Morgen zufällig in das Dorf kam, fand ich eine schweigende Versammlung von etwa 50 bis 60 Eingeborenen vor, die im Kreis um den Medizinmann saß. Dieser hatte bereits einige Geisterhütten errichtet und war eben dabei, die Opferstatt herzurichten. Eine Fläche von reichlich 1 qm wurde mit grünen Zweigen und Blättern vom Mukalakalabaum in einer Höhe von etwa

Digitized by Google

10 cm belegt. Dann rührte der Opferpriester in einer Kalebasschale Mehlbrei (lwanga) an, besprengte unter Anrufung der Ahnengeister mit einem grünen Laubbüschel die Opferstatt und die Geisterhütten und bestrich zuletzt den neuen Dorfhäuptling und seine nächsten Verwandten an Stirn, Schulter und Brust mit dem Mehlbrei. Darauf wurde das Opfertier, eine junge, schwarze Ziege, gebracht und ebenfalls mit lwanga bestrichen, und zwar zuerst vom Priester, dann von dem Erben und zuletzt von den drei Frauen des Hingerichteten. Nun folgte ein längeres Gebet des Priesters. Dabei stellte er das Opfertier aufrecht vor sich, tauchte dessen Vorderfüße in den Mehlbrei, besprengte damit wieder die Opferstatt und berührte an verschiedenen Stellen den Körper des Jungen. Während des Gebets richtete der Medizinmann die aufrechtstehende Ziege abwechselnd nach den vier Himmelsgegenden und rief die Geister herbei. Das meiste seiner Worte konnte ich nicht verstehen, da sich das Gebet anscheinend in alten, mir unbekannten Sprachformen bewegte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Mtimbo!" worauf die Umhersitzenden dann regelmäßig mit „hm!" antworteten. Dann wieder hörte man die Frage: „Kuhola nanali?" (= wann ist Friede?). Darauf die Versammlung: „lelo!" (= heute). Zum Schluß bat er die Geister, sie möchten den Jungen beschützen und ihn nicht den Weg des Vaters führen. — Das eigentliche Opfer wurde durch eine kurze, stille Meditation des Medizinmannes eingeleitet, darauf legte er die Opferziege auf die Seite und stach ihr mit einem kleinen, spitzen Messer, wie sie sonst nicht in Gebrauch sind, durch das Ohr in den Kopf, worauf sich die Ohrmuschel mit Blut füllte. Mit dem Blut bestrich der Priester den Jungen an verschiedenen Stellen, die den Geistern geweihten Hausgeräte und Waffen, die Türpfosten der Geisterhütten und endlich alle Familienangehörigen. Das alles geschah unter fortwährendem unverständlichen Murmeln des Medizinmannes. Erst nachdem er damit fertig war, tötete er die Ziege durch einen Halsschnitt, worauf der erste Teil der Feier beendigt war. Leider konnte ich den weiteren Verlauf des Opferfestes nicht mehr abwarten. Ich ließ mir aber von einem älteren Munjamwesi erzählen, daß der Medizinmann nach der Opferung die Eingeweide des Opfertieres untersucht. Stellt es sich dabei heraus, daß einer der Geister vergessen wurde, so muß ihm Bier geopfert werden. Am Nachmittag findet die gemeinsame Opfermahlzeit statt, nachdem der Priester unter Gebet nach den vier Himmelsrichtungen je ein Stückchen Fleisch geworfen hat. Er selber bekommt für seine Bemühungen den Rücken und eine Keule des geopferten Tieres. Zum Schluß wird aus der Kopfhaut der Ziege ein kleines, ringförmiges Stück Fell herausgeschnitten und dem Opfernden über die Hand gestreift, der es dann als Amulett am Armgelenk trägt.

Als Schluß meiner Ausführungen über die Religion der Wanjamwesi lasse ich noch drei kurze mythologische Erzählungen folgen, wie sie seiner Zeit von Missions-Superintendent H. Löbner an Ort und Stelle gesammelt wurden.

1. Wie der Tod in die Welt kam.

Shida Matunda hatte alles erschaffen: Himmel und Erde, Kräuter und Bäume und Tiere. Zuletzt schuf er auch zwei Frauen und heiratete sie. Eine davon war seine Lieblingsfrau. Als sie starb, begrub er sie in ihrem Haus und wich nicht mehr von dort Tag und Nacht. Die andere Frau brachte ihm täglich zu essen und zu trinken. Sie stellte aber die Speisen außen vor die Tür, denn in das Haus durfte sie nicht. Täglich begoß Shida Matunda das Grab seiner Lieblingsfrau. Eines Tages aber wuchs aus dem Grabe eine kleine Pflanze, die höher und höher wurde.

Digitized by Google

Da freute sich Shida Matunda, denn nun wußte er, daß die Toten auferstehen werden.

Eines Tages aber, als sein Holzvorrat zu Ende war, ging er in den Wald, um neues Brennholz zu suchen. Das sah seine andere Frau. In ihrer großen Neugierde kam sie herbei und sagte zu sich selbst: jetzt will ich doch einmal hineingehen, um zu sehen, was ihn in diesem Haus zurückhält. So ging sie hinein. Als sie aber die Pflanze auf dem Grab erblickte, wurde sie sehr eifersüchtig, nahm eine Hacke und schlug die Pflanze nieder. Da strömte das Blut der Gestorbenen hervor und füllte das Haus. Die Frau aber verließ schnell das Haus. — Bald darauf kam Shida Matunda zurück, legte das Brennholz vor die Haustüre und ging hinein. Und als er das Blut erblickte, erschrak er sehr. Er rief seine Frau und sagte: „Warum hast du das getan? Du hast deine Mitfrau getötet und dadurch verursacht, daß alle Menschen und Tiere und Pflanzen sterben müssen. Alles, was von mir erschaffen wurde, muß nun sterben, weil du gegen meine Frau schlecht gehandelt hast."

Seitdem muß alles sterben: Menschen, Tiere und alle lebendigen Dinge; denn von dieser Frau, die ihre Mitfrau tötete, stammen alle Geschlechter.

2. Der Turmbau der Valengo.

Im Anfang lebten die Valengo. Sie waren eine große Familie, wohnten in einer riesengroßen Stadt und hatten eine Sprache. Eines Tages sprachen sie zueinander: Auf, laßt uns einen hohen Turm bauen und zum Himmel hinaufsteigen, um Wasser zu holen! Alle Valengo waren einverstanden und fingen sogleich an zu bauen. Viele Monate bauten sie, bis sie nahe am Himmel waren. Eines Tages sagten sie: Laßt uns zurückkehren und alle Leute in der Stadt zusammenrufen. Sie gingen in die Stadt zurück und verkündigten ihren Kindern und Kindeskindern: Morgen werden wir in den Himmel hineingehen, denn der Turm reicht bis an den Himmel. Alle stimmten zu. Am andern Morgen bestiegen sie den Turm. Da sie aber nahe am Himmel waren, sahen sie einen sehr großen Wind kommen. Da brach der Turm in der Mitte entzwei und alle Valengo starben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Darum sagt man, wenn eine Familie ausstirbt: „vamala kilengo" = sie starben wie die Valengo.

3. Wie es kam, daß die Menschen so schwer arbeiten müssen.

In alten Zeiten lebte ein Mann und eine Frau, die hatten einen Sohn. Die Frau mahlte täglich nur ein Korn, kochte es und sie wurden satt davon. Eines Tages heiratete der Sohn eine Frau. Als die in das Haus kam, sagte die Schwiegermutter zu ihr: „Mein Kind, mahle immer nur ein Korn am Tag, damit wir zu essen bekommen und satt werden." Einmal aber, als die Schwiegermutter ausgegangen und die junge Frau allein war, sagte sie: „Was soll das eigentlich heißen, immer nur ein Korn mahlen! davon sollen wir satt werden? Ich werde heute viele Körner mahlen!" Sie mahlte und mahlte, aber es wurde nicht mehr. Sie nahm immer mehr Körner — umsonst. Da trat die Schwiegermutter hinzu und sagte: „Was machst du da, mein Kind? Warum hast du uns das getan? Wir haben bisher immer nur ein Korn gemahlen und sind davon satt geworden. Du bist ungehorsam gewesen und hast gesündigt. Nun werden wir keine Kraft mehr haben zur Feldbestellung. Du hast schwer gesündigt und deshalb werden wir von jetzt an viel Mühe und Not haben."

Das Märchen.

Im geistigen Besitz der Wanjamwesi spielt das Märchen eine sehr bedeutende Rolle. Einmal ist es wie geschaffen, die verhältnismäßig

Digitized by Google

langen Abende am Herd- oder Lagerfeuer auszufüllen, zum andern kommt es dem starken Bedürfnis entgegen, nach des Tages Arbeit und Hitze sich in einer freieren, vom Zwang des Alltäglichen gelösten Welt zu ergehen und die ständige, lähmende Furcht vor den bösen Mächten auf Stunden zu vergessen. Gerade die Nacht bringt dem Neger das Unheimliche und Verderben Bringende der Zaubermächte besonders zum Bewußtsein. Es ist deshalb kein Zufall, daß man sich mit Vorliebe abends um den Märchenerzähler schart und seinen Darbietungen mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Dabei kommt es oft nicht so sehr auf den Stoff selbst an als auf die Art, wie das Märchen erzählt und zum Teil mimisch dargestellt wird. Man verlangt vom Erzähler ein gewisses Maß von Erzähler- und Darstellungskunst. Der Hörer will die handelnden oder redenden Tiere und Personen in ihrer Eigenart möglichst charakteristisch vor sich sehen, um inneren Anteil zu nehmen an ihrem Geschick und Mißgeschick, mit einem Wort, er will das Märchen erleben. Deshalb sind die Märchenerzähler meist ältere, gereifte Leute, die viel herumgekommen sind, viel erlebt haben und ein verhältnismäßig großes Maß von Menschenkenntnis und Erfahrung besitzen. Selten habe ich gespanntere Zuhörer und Zuschauer gesehen, als wenn ein guter Erzähler am Lagerfeuer seine Märchen zum Vortrag brachte.

In bezug auf den Stoff besteht keine reinliche Scheidung zwischen dem Märchen als solchem und der Tierfabel. Beide Formen der Erzählung gehen sogar vielfach ineinander über. Eine Eigentümlichkeit des Njamwesi-Märchens besteht ferner darin, daß es mit Vorliebe einen leicht lehrhaften Charakter annimmt, indem es in Form einer vom Zeitlichen und Zufälligen gelösten Erzählung menschliche Schwächen karikiert oder Erfahrungssätze zum Besten gibt. Hierher gehört z. B. die weiter unten wiedergegebene Geschichte vom Nimmersatt, der nie genug bekommt, bis er schließlich vor Hunger und Elend zugrunde geht.

In den meisten Märchen treten entweder ausschließlich oder doch zum Teil Tiere handelnd und redend auf. Und hier wiederum ist es vor allem der Hase, der eine ganz einzigartige Rolle spielt. Er ist geradezu das Märchen- oder Fabeltier der Wanjamwesi. Schon im alltäglichen Leben traut man ihm alle möglichen Eigenschaften zu und betrachtet ihn als Ausbund von Schlauheit und List. Er soll sich bei Verfolgung z. B. unsichtbar machen können; oder man behauptet, daß er sich gern in die Rinderherden einschleicht und die Euter der Kühe leer trinkt. Was er jedoch im Märchen an Klugheit und Sophisterei zustande bringt, hat keine Grenzen. Hier traut man ihm schlechterdings alles zu. Er vertritt somit recht eigentlich unsern Reinecke Fuchs. Zwar ist er nicht ganz so verschlagen und hinterlistig wie jener, im Gegenteil, er stellt seine Schlauheit gelegentlich sogar gern in den Dienst derer, die unschuldig in Not und Bedrängnis geraten sind. Wenn die Geschichte ihren Höhepunkt erreicht hat und nichts mehr das von plumper Gewalt bedrohte Opfer retten zu können scheint, dann tritt als deus ex machina plötzlich wie von ungefähr der Hase auf und findet dank seiner Klugheit und Geistesgegenwart immer einen Ausweg. Ein typisches Beispiel hierfür ist das weiter unten folgende Märchen von dem Jäger und seiner Frau, die durch die Dazwischenkunft des Hasen gerettet werden.

Nach diesen kurzen, allgemeinen Ausführungen lasse ich einige Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit in Unjamwesi nach Erzählungen aufzeichnete. Die im Urtext wiedergegebenen zwei Erzählungen ließ ich von dem Unterlehrer Abel in Usoke bei Tabora niederschreiben. Die Übersetzung derselben ist möglichst wortgetreu gehalten. Die letzte Probe „Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte" verdanke ich einer Aufzeichnung von Missionar P. Terp.

Digitized by Google

1. Die Hungersnot und der Löwe.

(Aufgenommen in Kitunda, Kiwere.)

Vorzeiten war einmal eine große Hungersnot. Damals lebte ein Mann mit seiner Frau und seinen Kindern. Sie waren in großer Not, denn sie hatten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um dafür Essen einzutauschen.

Da ging der Mann eines Morgens in den Wald, um Brennholz zu suchen. Unterwegs begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten, klagte der Mann sein Leid, sie hätten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um etwas zu kaufen. Der Löwe antwortete: „Weil du mein Blutsfreund[1]) bist, so will ich dir helfen. Gehe morgen früh bei Sonnenaufgang zu dem Termitenhügel im Garten hinter deinem Haus, dort wirst du ein Stück frisches Fleisch finden. Nur eins bitte ich von dir, sage mir, ob deine Freundschaft wahr ist ohne Falsch und Hintergedanken". Da erwiderte der Mann: „Wie kannst du nur so fragen? Du bist mein allerbester Freund, du bist unser Retter und Vater." „Gut", meinte der Löwe, „wir werden es sehen."

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, zogen sie alle hinaus in den Garten. Und als sie zu dem Termitenhügel kamen, lag da ein großes Stück Fleisch, da war die Freude groß und alle Not hatte ein Ende. Jeden Morgen war ihr erster Gang zum Termitenhügel und immer fanden sie dort ein Stück Fleisch. So geschah es eine lange Zeit.

Da sagte der Löwe eines Tages zu sich selber: ich will doch einmal sehen, ob mein Freund wahr gesprochen hat, ich werde ihn auf die Probe stellen. Als es Nacht wurde, ging er in den Wald und tötete eine Antilope. Dann nahm er von ihrem Blut und bestrich sich damit über und über. Und so legte er sich, nicht weit vom Wege, neben die Antilope, als ob er gestorben wäre.

Am nächsten Morgen ging der Mann mit seiner Frau und den Kindern wie gewöhnlich zum Termitenhügel, um das Fleisch zu holen. Aber die Stelle war leer. Da wurde die Frau sehr traurig, denn sie dachte, vielleicht ist unserm Freund ein Unglück zugestoßen; und die Kinder fingen an zu weinen. Während sie aber klagten und jammerten, kam ein Mann gelaufen und rief: „Der Löwe ist tot! Er liegt blutüberströmt neben einer Antilope, die er geschlagen hat."

Da lief der Mann ins Haus, holte ein Beil und sein großes Messer und machte sich auf den Weg zum Walde. Weinend folgten die Frau und die Kinder. Schon von weitem sahen sie den Löwen liegen und neben ihm die Antilope. Der Löwe aber verhielt sich ganz still, nur seine Augen starrten blinzelnd in die Ferne. Dort sah er den Mann daherkommen mit schnellen Schritten, in der Hand ein langes, blinkendes Messer, auf der Schulter sein Beil. Er sah aber auch die Frau und die Kinder und hörte ihr Jammern und Heulen.

Inzwischen war der Mann angekommen. Schnell wetzte er das Messer an einem großen Stein und trat zu dem Löwen, um ihm das Fell abzuziehen. Da, als er gerade das Messer ansetzen wollte, sprang der Löwe empor und stand vor dem zu Tode erschrockenen Mann. „So!" rief er zornig, „ist das deine Freundschaft? Ist das deine Liebe ohne Falsch und Hintergedanken?" Aber der Mann konnte kein Wort erwidern vor

[1]) Wenn in den Märchen der Löwe als Blutsfreund bezeichnet wird, so soll damit nur ein besonders hoher oder besser der höchste Grad von Freundschaft zum Ausdruck gebracht werden. Dieselbe Bezeichnung kann gelegentlich auch anderen im Märchen auftretenden Tieren beigelegt werden. Überhaupt hört man den Ausdruck „Blutsfreund" = munwani in der täglichen Unterhaltung der Neger viel, wo er dann einfach so viel wie Freund bedeutet, etwa: Guter Freund oder alter Freund.

Digitized by Google

Schrecken und Angst. „Dafür werde ich dich strafen," fuhr jener fort. „Du sollst auf der Stelle sterben. Deiner Frau und den Kindern soll jedoch kein Leid geschehen, denn sie haben mich beweint und betrauert, wie einen guten Freund."

Und so geschah es. Der Mann wurde getötet. Die Frau und die Kinder aber wurden weiter vom Löwen mit Fleisch versorgt, bis die Hungersnot vorüber war.

2. Wie der Hase die Königstochter freite.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter. Sie war sehr schön und ihre Eltern liebten sie über alle Maßen. Als sie nun groß geworden war und von allen Seiten die Freier kamen, ersann der König eine List, denn er mochte sein liebes Kind nicht hergeben.

Weit draußen in seinem Feld am Rande des Waldes lag ein riesiger Termitenhügel, mit großen Bäumen und dichtem Buschwerk bestanden. In dem Hügel aber befand sich, im Buschwerk versteckt, eine große Höhle, und darin hauste seit alters eine Löwenfamilie. Wenn nun ein Freier kam, so sprach der König: „Ich bin bereit, dir meine Tochter zur Frau zu geben, wenn du vorher meinen Termitenhügel am Walde von Bäumen und Buschwerk säuberst." Voller Freude ergriff der junge Mann die Axt, ging zu dem Hügel und fing an, die Bäume umzuhauen. Doch kaum hatte er begonnen, so brachen die Löwen aus ihrer Höhle hervor und fraßen ihn auf. So erging es manchem tapferen Jüngling. Da verbreitete sich im ganzen Land eine große Furcht und keiner wagte es mehr, um die Hand der Königstochter zu bitten.

Nach langer Zeit kam von fernher ein Königssohn mit seinen Kriegern und trug dem König seine Bitte vor. Der aber sprach: „Gehe zuerst hin und säubere meinen Termitenhügel, dann sollst du meine Tochter zur Frau bekommen." Der Prinz bewaffnete seine Mannen mit Äxten und Buschmessern. Doch kaum hatten sie angefangen zu roden, so brachen die Löwen hervor und zerrissen den Prinzen mit allen seinen Kriegern, daß kein einziger mehr zurückkehrte.

Der König glaubte nun endlich Ruhe zu haben vor den Freiern. Da erschien eines Tages der Hase am Königshof und verlangte vor den König gebracht zu werden. Auf die erstaunte Frage, was er wolle, antwortete der Hase: „Ich liebe deine Tochter und bitte um ihre Hand." Der König war sprachlos. Dann aber entgegnete er: „Hast du nicht gehört, wie viele schon vergeblich um mein Kind geworben haben? Und kennst du nicht die Probe, die mein zukünftiger Schwiegersohn zu bestehen hat?" Der Hase ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Er erwiderte ganz gelassen: „Ich weiß alles; ich kenne auch die Probe. Versprichst du mir deine Tochter zur Frau zu geben, so werde ich noch heute den verzauberten Termitenhügel von Bäumen und Gebüsch säubern." „Gut", sagte der König, „ich verspreche es dir; gehe hin und versuche deine Kunst."

Da nahm der Hase einen alten, vom vielen Draufsitzen glattpolierten Schemel und zwei Marmeln und begab sich damit zu dem gefürchteten Hügel. Dort angekommen, ließ er sich nieder und begann, ein Liedchen vor sich hinsingend, auf dem Schemel mit seinen Marmeln zu spielen, indem er sie wie Kreisel sich drehen ließ. Als die Löwen den Gesang hörten, kamen sie aus ihrem Versteck hervor, blieben aber verwundert stehen und besahen neugierig das Spiel des Hasen. Bald gefiel es ihnen so sehr, daß der Häuptling der Löwenfamilie den Hasen bat, er möchte ihnen erlauben, sich um den Schemel herumzulagern. Das Spiel sei so schön

Digitized by Google

und das Lied gefalle ihnen so gut; sie möchten das auch lernen. Darauf hatte der schlaue Hase nur gewartet. Er willigte gern ein. Und bald saßen sämtliche fünf Löwen um den Schemel herum, der Häuptling zu seiner Rechten, lauschten dem Gesang und folgten mit großen Augen dem Spiel der tanzenden und herumwirbelnden Marmeln. Und jedesmal, wenn eine der Marmeln die andere traf, und sie im großen Bogen über den Schemelrand warf, erhob sich ein großes Freudengeschrei unter den Zuschauern. Der Hase aber spielte immer weiter, sang sein Liedchen und kümmerte sich scheinbar wenig um die Löwen.

Auf einmal aber hielt er inne, machte ein sehr trauriges Gesicht und hörte auf zu singen. „Was ist dir, mein Freund?" fragte ihn der Alte; „warum spielst du nicht mehr? Hast du etwa Angst vor uns? Fürchte dich nicht, es darf dir niemand etwas zuleide tun." „Ich kann nicht mehr", sagte mit weinerlicher Stimme der Hase, „der Löwe hier zu meiner Linken hat einen bösen Blick, er hat mich verhext, und es gibt nur ein Mittel, wenn ihr wollt, daß ich weiter spielen soll: nehmt einen starken Baststrick, bindet dem Zauberer Hände und Füße und legt ihn dort auf die Seite." Es geschah. Im Nu war der Löwe mit dem bösen Blick gefesselt und auf die Seite geschafft.

Wieder begann das Spiel. Der Hase sang, und die Marmeln tanzten und wirbelten lustig umher, bald umeinander herum, bald gegeneinander. Und wenn eine die andere traf und sie im großen Bogen über den Stuhlrand warf, jauchzten die Löwen vor Freuden laut auf. Doch der Hase tat, als hörte er's nicht. Er spielte und sang ruhig weiter. Plötzlich aber verstummte sein Gesang, die Marmeln ruhten und der Hase saß da, zitternd, wie vom Blitz getroffen und machte ein trauriges Gesicht. „Was hast du denn, mein kleiner Freund?" fragte besorgt der Alte zu seiner Rechten. Er aber deutete nur stumm auf den Löwen, der ihm gegenübersaß, Der Alte verstand. Sofort ließ er ihn binden und auf die Seite legen.

Inzwischen hatte der Hase sich ausgeruht und konnte wieder beginnen. Aber noch zweimal gelang ihm seine listige Verstellung. Sobald er eine Zeitlang gespielt hatte, behauptete er plötzlich, verhext zu sein. Dann brauchte er nur einen der Löwen zu bezeichnen und er wurde augenblicklich gebunden.

Endlich lagen vier Löwen gefesselt auf der Erde. Nur der Alte war noch übrig. Der Hase stimmte seine schönsten Lieder an. Er wirbelte die Marmeln, daß es eine Lust war und der Alte vor Vergnügen sich kaum zu lassen wußte; wenn auch seine Kehle müde war vom vielen Singen und die Hände schmerzten vom ewigen Marmeldrehen. Endlich aber konnte er nicht mehr. Wehmütig blickte er den alten Löwen an und sagte: „Lieber Freund, sei mir nicht böse, ich kann nicht mehr." Das rührte den Alten; und auch er ging in die Falle. Nur eine Bitte hatte er, in der Nähe des Schemels bleiben zu dürfen, um das Spiel sehen zu können, es sei doch gar zu schön. Da suchte der Hase einen besonders starken Strick und band ihm mit aller Kraft die Hände und Füße. Darauf lief er schnell in das nächste Dorf, holte sich ein scharfes Beil und tötete die wehrlosen Löwen einen nach dem andern.

Jetzt hatte der Hase gewonnenes Spiel. Bald war der Hügel von Bäumen und Sträuchern gesäubert. Und noch ehe die Sonne unterging, stand er vor dem erstaunten König und berichtete siegesbewußt: „Herr, ich habe die Probe bestanden, deine Bedingung ist erfüllt: kein Sträuchlein steht mehr auf dem verzauberten Termitenhügel." Da war der König endlich besiegt. Und noch am selben Abend feierte der Hase die Hochzeit mit der schönen Königstochter.

Digitized by Google

3. Wie der Hase einmal alle Tiere überlistete.

(Aufgenommen in Ussoke bei Tabora.)

Die Tiere des Waldes waren einst in großer Not. Sie hatten kein Wasser mehr, denn es herrschte Dürre und Trockenheit im Land, und alle Brunnen und Wasserlöcher und Flüsse waren ausgetrocknet.

Da berief der Elefant die Vertreter der Waldbewohner zu einer Ratsversammlung. Es sollte ein Weg gefunden werden, aus dieser argen Not herauszukommen. Nach manchem Hin und Her stand die Hyäne auf und rief: „Hört mich an! Mit ist ein guter Gedanke gekommen. Der König befehle allen seinen Untertanen, mit ihren Hacken und Schaufeln zusammenzukommen. Dann wollen wir gemeinsam ein großmächtiges Wasserloch graben und nicht aufhören, bis wir genügend Wasser gefunden haben." Alle waren hocherfreut über den guten Rat der Hyäne und lobten ihren großen Verstand. Der König aber sprach: „Weil du so klug und weise gesprochen hast, so sollst du sogleich mit der großen Trommel durch den Wald gehen und meinen Befehl ausrufen." Da nahm die Hyäne die Königstrommel, ging durch den Wald, trommelte und rief: „Kommt morgen früh alle mit euern Hacken und Schaufeln zum König, wir wollen gemeinsam einen Brunnen graben, damit wir wieder Wasser bekommen und nicht sterben." Voller Freude stimmten alle Tiere zu und versprachen zu kommen.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, versammelten sich die Waldbewohner vor dem Haus des Königs. Alle kamen herzu; nur einer fehlte, der Hase. Der König schickte aus, ihn zu rufen. Als er ankam, fragte ihn der Elefant: „Mein Freund, leidest du keinen Durst? willst du nicht auch helfen graben?" Der aber erwiderte frech: „Ich brauche euer Wasser nicht und helfe euch auch nicht beim Brunnengraben". „Nun gut," sagte der König, „wenn du zu vornehm oder zu faul bist mitzuarbeiten, sollst du auch nie von unserm Wasser trinken." Darauf begaben sie sich ans Werk. Der Hase aber ging nach Hause.

Die Tiere gruben nun ein mächtiges Loch, breit und tief, bis sie Wasser fanden. Und als es Abend ward, hatte sich die Grube schon gefüllt. Darüber freuten sie sich sehr. Alle tranken sich satt und tanzten vor Vergnügen, bis die Sonne unterging. Dann nahmen sie ihre Hacken und wollten nach Hause gehen. Aber der Elefant sprach: „Bleibt noch einen Augenblick hier, meine Freunde, ich habe noch ein Wort zu reden. Ihr wißt, daß der Hase heute früh sich weigerte, uns zu helfen. Er ist ein schlauer Wicht. Gewiß wartet er jetzt nur, bis wir alle fort sind, um dann herzukommen und sich satt zu trinken. Darum müssen wir einen zurücklassen, der das Wasser bewacht." „Wer aber soll das Wächteramt übernehmen?" wurde jetzt eine Stimme laut; „wir alle kennen den Hasen, seine List und Verschlagenheit." Da kamen sie überein, nur dem Gewandtesten und Schnellfüßigsten die Wache anzuvertrauen. Es wurde ein Wettlaufen veranstaltet, wobei die Gazelle alle andern weit übertraf. Darum wurde sie einstimmig zum Brunnenhüter ernannt. Die Tiere zerstreuten sich nun und gingen heim. Nur die Gazelle blieb zurück am Wasserloch.

Es dauerte nicht lange, so kam der Hase dahergeschlendert. Er trug eine große Kalebasse auf der Schulter. Eben hatte er den Rand des Brunnens erreicht, da schnellte die Gazelle empor und fuhr ihn an: „Was suchst du hier, willst du etwa Wasser schöpfen, das du nicht gegraben hast?" Ruhig lächelnd entgegnete der Hase: „Rege dich nur nicht auf, mein Freund, ich brauche ja dein Wasser gar nicht; ich habe hier etwas viel besseres." Und damit tat er einen kräftigen Zug aus seiner Kalebasse. Da wurde die Gazelle neugierig und wollte wissen, was darin sei. Der Hase reichte ihr das Gefäß hin. Als sie aber schönes, frisches Hirsebier darin erblickte, war es um ihre Ruhe geschehen. Sofort setzte sie den Kalebaßkrug an den

Digitized by Google

Mund und trank in vollen Zügen. Und sie trank immer wieder, bis sie schließlich umfiel und in einen tiefen Schlaf sank. Darauf hatte der Hase nur gewartet. Lachend stieg er jetzt in den Brunnen, trank sich satt und füllte sein Gefäß. Darauf band er die Gazelle mit einem Rindenstrick und ging davon.

Als die Tiere am andern Morgen kamen, um Wasser zu schöpfen, sahen sie, was der Hase angerichtet hatte. Man fragte die Gazelle, wie das geschehen sei. Sie erzählte, der Hase sei in der Nacht gekommen und müsse sie verhext haben, worauf sie eingeschlafen sei. Weiter wisse sie von nichts mehr.

Jetzt bat man den Löwen, das Wächteramt zu übernehmen. Er sei so stark, er brauche nur zu knurren, meinten sie, dann würde der Hase schon seinen Übermut vergessen. Der Löwe willigte ein; und als es anfing dunkel zu werden, legte er sich nicht weit vom Brunnen nieder. Kaum hatten sich die Tiere zurückgezogen, so kam der Hase daherspaziert. Heute trug er nur einen kleinen Speer. Seine Haare aber waren schön gekämmt und in viele kleine, niedliche Zöpfchen geflochten. Erstaunt betrachtete ihn der Löwe, und mit Wohlgefallen ruhten seine Augen auf den schönen, zierlichen Zöpfchen. Der Hase jedoch tat, als sähe er ihn nicht und machte Miene vorbeizugehen. „Wohin des Wegs?" rief der Löwe. „Ich gehe spazieren," entgegnete jener. „Sage mir doch, mein Freund," fragte der Brunnenhüter weiter, „wer hat dir denn deine Haare so schön gekämmt und geflochten?" Darauf der Hase: „Niemand, das tue ich immer selber." Der Löwe lobte die Kunst des Hasen mit vielen Worten und fragte endlich: „Würdest du wohl meine Haare auch so schön zurechtmachen?" „O ja, das will ich wohl tun," antwortete der Hase, „du mußt mir nur versprechen, dich ganz ruhig dabei zu verhalten. Am besten wäre es, du ließest dich binden, denn es ist eine langwierige Arbeit und ich fürchte, du könntest müde dabei werden und mir mit deinen großen Händen aus Versehen weh tun." Der Löwe in seiner Eitelkeit ging auf alles bereitwillig ein und ließ sich geduldig die Hände und Füße fesseln. Als er nun aber völlig wehrlos dalag, lachte ihn der Hase tüchtig aus, anstatt ihn zu kämmen. Darauf sprang er in das nahe Gebüsch und kehrte mit seiner Kalebasse zurück. Ohnmächtig mußte der Löwe zusehen, wie jener in den Brunnen stieg und Wasser schöpfte. Und nachdem der Hase noch ein Bad genommen und dem Brunnenhüter eine gute Nacht gewünscht hatte, verschwand er mit seinem Krug.

Das gab ein Staunen, als die Tiere am nächsten Morgen den gefesselten Löwen erblickten. Nun waren sie fest davon überzeugt, daß der Hase ein mächtiger Zauberer sein müsse. Selbst der Löwe beteuerte es so laut, wie er nur konnte. — Infolgedessen getraute sich niemand mehr das Wächteramt zu übernehmen. Schon wollte man den Brunnen sich selbst überlassen, da trat der Frosch vor und sprach: „Nun will ich es versuchen, mir soll der Hase nicht entschlüpfen." Da lachten sie ihn alle aus. Er aber bat, man möchte es mit ihm versuchen; und schließlich willigte der König ein.

So trat der Frosch, als eben die Sonne unterging, seine Brunnenwache an. Er sprang ins Wasser, tauchte unter bis zur Nasenspitze und erwartete den Hasen. Als dieser kam, wunderte er sich, das Wasserloch unbewacht zu finden. Ein paarmal umkreiste er es, spähte nach allen Richtungen, und als er sich vergewissert hatte, daß die Luft rein sei, stieg er arglos hinunter in den Brunnen. Doch kaum hatte er einige Züge getan, so biß ihn der Frosch in die Nase, hielt ihn fest und der Hase war gefangen. Voller Freude sahen die Tiere am nächsten Morgen, was der Frosch getan hatte. Sofort wurde der Hase ergriffen und gebunden. Man benachrichtigte

Digitized by Google

den König und alle Bewohner des Waldes strömten zusammen, um den gefangenen Missetäter zu sehen und der Gerichtssitzung beizuwohnen. — Die dauerte nicht lange. Einstimmig wurde beschlossen, den Hasen zu töten, weil er das kostbare Wasser verunreinigt, die Tiere verspottet und die treuen Brunnenhüter durch seine schwarze Kunst verhext habe. Und zwar sollte der Sünder an einem großen Stein in der Nähe des Brunnens zerschmettert werden.

Als der Hase nun merkte, daß es ihm an den Kragen gehe, bat er ums Wort und sprach: „Liebe Brüder, ich sehe ein, daß ich durch mein frevelhaftes Tun den Tod verdient habe. Ich flehe euch jedoch an, gewährt mir noch eine letzte Bitte. Werft mich nicht, wie ihr beschlossen habt, gegen diesen Stein hier, denn das würde mich nur halb töten, sondern schleudert mich gegen jenen Termitenhügel. Nur so sterbe ich schnell und sicher.“ Die Tiere ließen sich überreden. Sie schleppten ihn auf den Termitenhügel, entledigten ihn seiner Fesseln und schleuderten ihn mit aller Wucht zu Boden. Der Hase aber raffte sich wie der Wind auf und verschwand augenblicklich in einer Termitenröhre.

So überlistete der Hase alle Tiere des Waldes durch seine große Klugheit. Und keiner wagte es hinfort mehr, ihm nach dem Leben zu trachten.

4. Wie der Hase die Frau des Jägers rettete.

(Aufgenommen in Kitunda, Kiwere.)

Es war einmal ein Mann, der heiratete eine junge, schöne Frau. Da er sie aber sehr liebte und immer fürchtete, sie könnte ihm abspenstig gemacht werden, zog er mit ihr weit fort in den Wald, wo keine Menschen wohnen. Hier schlugen sie Bäume um und bauten sich eine Hütte. Als sie nun nichts mehr zu essen hatten, drehte der Mann Stricke und legte Schlingen, um Wild zu fangen. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, stand er auf und ging in den Wald hinein, um nach seinen Schlingen zu sehen. Und jedesmal brachte er ein Stück Wild mit nach Hause.

Eines Morgens aber, als der Mann wieder ausging, seine Fallstricke nachzusehen, begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten sprach der Löwe: „Mein Freund, ich bin alt und schwach geworden und kann nicht mehr so jagen wie einst. Ich habe Hunger. Hilf mir, du bist ja mein Blutsfreund.“ „Das will ich gern tun,“ entgegnete der Jäger, „ich fange täglich Wild und kann dir gut von meiner Beute abgeben.“ „Ich brauche nicht viel,“ meinte der Löwe, „wenn du mir nur von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide gibst, so bin ich schon zufrieden. Am besten ist es, wir treffen uns jeden Morgen auf dem Kreuzweg, gehen miteinander die Fallen ab und teilen die Beute: du nimmst das Fleisch und ich bekomme die Eingeweide.“ Der Mann dachte bei sich: „Wie schade! Meine Frau ißt nichts lieber als die Eingeweide. Aber was soll ich tun? Mein Freund könnte mir unbequem werden, wenn ich ihm dies abschlüge.“ So willigte er denn ein. Aber seiner Frau erzählte er nichts von der Verabredung.

Am nächsten Morgen kam er wie gewöhnlich mit Beute beladen nach Hause. Sein Weib ging ihm schon von weitem entgegen und wollte ihm die Last abnehmen. Da sah sie, daß das Tier ausgeweidet war. Sie wunderte sich und fragte: „Wo hast du denn die Eingeweide?“ „Die liegen dort bei der Fangstelle,“ log der Mann, „die Last wäre mir zu schwer geworden.“ — Den Tag darauf brachte er eine kleine Zwergantilope. Auf die erneute Frage seines Weibes, wo die Eingeweide seien, sagte er: „Die Hyäne hatte sie schon aufgefressen.“ Nun merkte sie, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Und als der Mann Tag um Tag zurückkehrte, ohne den ersehnten Leckerbissen, entschloß sie sich, der Sache auf die Spur zu kommen.

Digitized by Google

Eines Morgens, als der Jäger aufgebrochen war, schlich sie heimlich nach. Sie hatte aber keine Ahnung, wo die Fallstricke lagen. Da, auf einmal, ehe sie sichs versah, trat sie in eine kleine Vertiefung im Pfad und schwapp! saß sie in der Falle. Nun fing sie an jämmerlich um Hilfe zu rufen, immer lauter, bis der Mann auf das ungewöhnliche Geschrei aufmerksam wurde. und mit seinem Freunde, dem Löwen, herbeieilte.

Erschrocken wollte der Mann sein Weib von der Schlinge befreien, als der Löwe ihm verwundert zurief: „Halt, halt! was willst du denn tun? seit wann löst man denn das Wild, ehe man es getötet hat?" Der Mann entgegnete: „Das ist doch kein Tier, sondern meine Frau! siehst du es denn nicht?" „Das ist mir gleich," sprach der Löwe, „unser Vertrag lautet, ich bekomme von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide, und darauf bestehe ich." Der Mann verlegte sich aufs Bitten, er fing an zu versprechen, es half nichts, der Löwe blieb dabei: „Ich verlange, was mir gehört."

Während sie so miteinander stritten und das Weib in der Schlinge weinte und jammerte, kam der Hase des Wegs. Verwundert blieb er stehen und fragte: „Was ist das für ein Lärm, warum streitet ihr denn hier? Erzählt mir euren Handel, ich werde versuchen, den Streit zu schlichten". Da erzählten beide mit vielen Worten ihren Streitfall. Der Löwe blieb dabei: „ich verlange mein Recht" und der Jäger bat, der Hase möge ihm helfen.

Schweigend hatte der Hase zugehört. Nun begann er seinen Spruch. „Vor allem," sagte er, „müßt ihr zuerst einmal die Frau freimachen, damit ich untersuchen kann, wie es möglich ist, daß ein Mensch in eine Wildschlinge treten kann, da er doch viel mehr Verstand hat, als die Tiere des Waldes." „Siehst du," warf der Löwe schnell ein, sich zu seinem Freunde wendend, „das sagte ich dir doch auch! Wer in die Falle geht, hat keinen Verstand und kann nur ein Tier sein." Aber der Hase gebot ihm Schweigen.

Man befreite das Weib. Darauf bog man den Schnellbaum zur Erde, legte sorgfältig die Schlinge in die Vertiefung und bedeckte sie geschickt mit Erde, trockenem Gras und Laub. Und nun forderte der Hase den Löwen auf zu zeigen, wie das Weib hineingetreten sei, er solle es ganz genau vormachen. Der Löwe in seiner Einfalt gehorchte dem Hasen und ging arglos auf die Fangstelle zu. Grade wollte er sagen: So machte sie es, da, ehe er sich's versah, trat er in das Loch und schwapp! saß er in der Falle. Sofort schrie und brüllte er, daß der Wald erdröhnte, doch es half ihm nichts. Keiner regte sich ihm zu helfen. Der Hase aber sagte zu den Leuten: „Jetzt macht aber schnell, daß ihr nach Hause kommt."

So hatte der Hase die Frau des Jägers vom Tode gerettet.

Das Märchen vom Kopf, der die Königstochter heiratete.

Munhu umo wali wavyala itwe Na mutemi uvyala mwana mkima, mulenzi wa vušu[1]) muno. Na aho mtemi wayombaga: mwana wane mwenuju! Uyo alakove kumutola, kolaga asengule isengula lya mtemi. Nsavo yose nene nhakovile. Na haho vanhu vingi vagemaga, Ališi wakakovolile.

Ein Mensch zeugte einen Kopf. Und ein König zeugte eine Tochter, die war sehr schön von Angesicht. Und der König sprach: „Das ist mein Kind! Wer das einmal heiraten will, muß vorher das Feld des Königs zurechtmachen. Ich begehre keinerlei Morgengabe." Und viele Menschen versuchten es, aber sie brachten es nicht fertig.

[1]) š = ein Mittelding zwischen s und sch.

Digitized by Google

Haho itwe lyayombaga: Leka tugeme niswe. Ningiši vilwa va makono. Sišo lusiku lumo vaduguye valivukadja vulifila mukaja ja mtemi. Vušika, vulitenga kwisumbi. Haho lyamuwila mutemi lyuhaya: „Na nene nditogwa kuvezya mulimo gwenugu. Hamo nakovola. Numutola mwana wako.“ I, mutemi ukumya muno, uhaya: „Hamo, vilwa vanhu vapanga, sumbwa kimbulimbuli, tjakuvi itwe duhu!“ Haho itwe lyayomba: „Mutemi ukuminge mbasa zya mukaya yose. Munifile kwisengule.“ Wakuminga mbasa. Vulifila kwisengule, vušika vulitenga kwisumbi lyalyo. Lyavawila: „Basi, djagi kaya!“ Aho venava vadja, lyahaya: Itwe fuma! wangu iswe tutole vana va vatemi. Haho vafumaga vanhu vingi mumutwe. Vadimaga mbasa, kusengula. Vavukizadja ndiyu, kušika limi hagati. Miti zyagwaga zya vujaga. Haho lyuhaya: „Mulete tjakulya!“ Aho waleta, vulisanga itwe duhu. Ališi vusanga miti zifulamilaga. Na vakumya muno. Ališi lyuvawila: „Djagi!“ Aho vadja, lyuhaya: Itwe fuma! wangu vajanda vane, valye tjakulya“ Haho vafumaga vanhu va vujaga, valya mavugali gose. Aho vamala kulya, vamalizadja mulimo gwavo.

Aho limi lyahugama vamalizya milimo yose. Na haho lyahaya: „Mukamuwila mutemi, wize alole milimo na avawile vayanda vize vasungane fikolo fyavo na vanivutje, vaniile kukaya. Aho mutemi wiza, wakumya muno. Na uhaya:

Da sagte der Kopf: „Jetzt wollen wir es versuchen[1]), wenn wir auch keine Arme haben.“ So nahmen ihn eines Tages seine Brüder auf und brachten ihn zur Residenz des Königs. Dort angekommen, setzten sie ihn auf einen Stuhl. Da sprach er zum König und sagte: „Auch ich möchte diese Arbeit verrichten. Vielleicht bringe ich's fertig, daß ich dein Kind heirate.“ Ei, da erstaunte der König sehr und sagte: „Ich zweifle sehr, die gesunden Leute vermochten es nicht und ein Fetisch, der nur aus einem Kopf besteht, sollte es können!“ Darauf sagte der Kopf: „Der König lasse alle Äxte der Stadt zusammenbringen. Bringt mich hinaus auf den Platz.“ Sie brachten alle Äxte zusammen. Sie trugen ihn auf den Platz und als sie ankamen, setzten sie ihn auf seinen Stuhl. Dann sprach er: „Es ist gut, geht nach Hause!“ Als diese gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! Schnell, damit wir die Königstochter freien.“ Da kamen viele Menschen aus dem Kopf hervor. Sie ergriffen die Äxte, um zu roden. Sie fingen an am Morgen und arbeiteten bis zum Mittag. Die Bäume fielen in Haufen. Dann sagte er: „Bringet mir zu essen!“ Als sie aber brachten, fanden sie nur den Kopf. Doch die Bäume lagen in Haufen umher. Da verwunderten sie sich über die Maßen. Aber er sagte zu ihnen: „Geht fort!“ Als sie gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! schnell meine Jungen, esset die Speisen.“ Da gingen heraus viele Menschen, sie aßen allen Maisstampf. Nachdem sie gegessen hatten, beendigten sie ihre Arbeit.

Als die Sonne sich wandte[2]), waren sie fertig. Darauf sprach er: „Saget dem König, er möge kommen, die Arbeit zu besehen, und er möge seinen Dienern befehlen, ihr Werkzeug einzusammeln und mich nach Haus zu tragen.“ Als der

[1]) Um sich wichtig zu machen, spricht der Munjamwesi gern von sich im Plural.

[2]) 2 Uhr nachmittags, stehende Zeitbestimmung.

Digitized by Google

„I kweli itwe lyanikinda. Na mutemi walingizya munkumbi, ulipelezya mwinga walyo. Na itwe lyamutolaga mwanangwa.

Ulu wavi vuziku, lyuyomba: Itwe fuma! Wangu iswe tuyombe na vanangwa. — Ališi lusiku lumo, muke w'itwe wamišadja, usanga itwe lili haduhu. Sumbwa wamuvonaga mugošya mulenzi wa vušu. Ukumya muno, uhaya: Kasinaga! ndivi nuwiganika ati natolwa n'itwe duhu, kašinaga alivi munhu. Kuwangaluke lyuvi itwe hangi. Haho mwanangwa wavezya masala. Uvulaga nholo. Kunguno lyavagi ulu vuziku wila lyuhaya: Ipapa winge. Wangu kujomba na vanhu. Haho idili lyufuma uvi munhu.

Aho lyaloka limi, uvingila munumba, ndili lya nholo vulitula muno. Vulala. Huvuziku lyuhaya: itwe fuma! wangu niswe tuyombe na vana va vanhu. Na mutolwa uvi uwigonyagonya, kitiši walalaga. Aho wavona wavi munhu, na hangi walala tulo, uvuka, ulisola ipapa, ulitima mumoto hamohene n'idili lya nholo. Aho wamišya mwenuju mugošya ulitana ipapa lyakwe. Alisi ipapa kwiza no. Ukumya muno. Ališi uwigwa kununha kwa madili duhu. Haho muke wahaya: kasinaga mugosi wane, ukuwagi munhu? Kašinaga, wikumbwa kivi kimbulimbuli!

Aho wangaluka mhola ya šika kumutemi. Mutemi wahaya: „I, kweli, nene nalinavona, ulu itwe duhu likakovolile kutumama šišo. Mutemi udeha muno. Luvi lugaya duhu mukaya yose ya mtemi. — König kam, war sein Erstaunen groß. Und er sagte: „Ei wahrlich, der Kopf hat mich besiegt.“ Und der König ließ ihn in die Residenz bringen und gab ihm die Tochter zur Braut. Und der Kopf heiratete die Prinzessin.

Als es nun Nacht war, sprach er: „Kopf komm heraus! schnell, wir wollen mit den Königstöchtern sprechen.“ Aber eines Nachts, als die Frau des Kopfes erwachte, war der Kopf nicht mehr da. Statt dessen erblickte sie, einen Mann, wunderschön von Angesicht. Sie erstaunte sehr und sagte: „Ist es möglich! ich dachte ich hätte nur einen Kopf geheiratet und siehe da, es ist ein richtiger Mensch.“ Am andern Morgen war er aber wieder ein Kopf. Da ersann die Königstochter eine List. Sie schlachtete ein Schaf. Denn sie sagte, wenn es Nacht ist, wird er die Hülle abtun, damit er mit den Menschen sprechen kann (= Mensch sein). Dann, wenn die Haut fort ist, wird er ein Mensch.

Als die Sonne sank, ging sie in das Haus und versteckte das Schaffell vorsichtig. Dann schliefen sie. In der Nacht sagte er: „Kopf komm heraus schnell, damit wir mit den Menschenkindern sprechen.“ Die junge Frau aber schnarchte und tat, als ob sie schliefe. Da, als sie sah, daß er ein Mensch war und fest im Schlaf lag, stand sie auf, nahm die Hülle und verbrannte sie im Feuer. zusammen mit dem Schaffell. Als nun jener Mann erwachte, rief er seine Hülle. Aber die Hülle kam nicht. Er verwunderte sich sehr, denn er roch den Duft des verbrannten Felles. Da sagte seine Frau: „Ist es möglich, mein Gemahl, du bist ja ein richtiger Mensch? Daß du aber den Fetisch so schlecht verhüllt hast!“

Am Morgen aber kam diese Geschichte vor den König. Der König sagte: „Ei freilich, ich dachte es gleich, ein bloßer Kopf kann unmöglich solche Dinge verrichten.“ Der König freute sich sehr. Und

Digitized by Google

Sišo lyumutola mwanangwa guišla. Na mugani gumala.

in der ganzen Residenz herrschte eitel Tanz und Freude. — So endete die Hochzeit der Königstochter. Und die Geschichte ist auch zu Ende.

Das Märchen vom Nimmersatt.

Ungi waliwavuka. Mupina wakuzwala tudili, kumbele kadili na kunuma kadili. Uvuka na kavasa kakwe, kudja alikowa vuki mwipolu. Ušika mwipolu, kasegu[1]) kumufila ha muti gwa nzuki. I! malela hape duhu. Aho wisugasuga mukusinda moto, kuwiza kumupugila, kuhaya: „I! tusoga tuli kumbele!" Uyo munhu uwinga, kukalonda hangi. Aho wasegezya, ulisanga ikolongo litagulaga. Ah, udeha muno gwene. Uhaya: „Ee hatusoga nali ndiwilwa. Aho wasopola kisut jakwe, wende kudula, asole fitom wa, kuwiza hangi, kumupugila kumiso, kuhaya: „Tusoga tuli kumbele wa!" I! aikendelezya, kumupugila hangi. Uyo munhu uvuka. Ulileka ilyo ikolongo. Kutongela hangi, ńke, ńke, ńke, ńke[2]). Ališika kumbele, usanga mutumbi gwa ntwiga. Uhaya: „Ah, kweli hutu tusoga nalindiwilwa." Na hene kiti ite kinahe, kumupugila ati, tusoga tuli kumbele wašyo. Ukumya muno. Uhaya: „Tusoga ki lelo, uto nikuvona tukile uto nalekaga?" Kuwiza hangi kumupugila. Ih! Uvuka hangi kukalonda. Aha kutongela na kumbele, ńke, ńke, ńke, ńke. kumuficha hipilinga. Midala zya magembe, zya mazinge, kila kitu. Ah, udeha munogwene. Uhaya: „Lelo ahaho hakufwila. Kiti ageme kwingile, afumye mudala gumo, kusuma hangi kumupugila, kumupugila. Ah, lelo munhu uzowa, uhaya, a, kufuma aha ńo. Kušoka hangi kumupugila I, ukalonda hangi; ngakanile kamo duhu. Kukamuziga mwipilinga, umo lwasomenkana lywa mino ga nzovu, ga ntomombo.

Ein anderer stand auf. Es war ein Armer, mit Fellchen bekleidet, vorn ein Fellchen und hinten ein Fellchen. Er stand auf mit seinem Beil, er ging und suchte Honig im Walde. Als er in den Wald kam, nahm ihn der Honiganzeiger und führte ihn zu einem Baum mit Honig. O, von Waben ganz weiß! Als er sich anstrengte, Feuer zu reiben, kam er (der Honiganzeiger), blies ihn an und sagte: „O, das Gute liegt da vorn!" Jener Mensch ging fort und folgte wieder. Als er weiterkam, fand er eine Pferdeantilope, die angefressen war. O, er freute sich sehr. Er sagte: „Aha, hier ist das Gute, von dem mir gesagt war." Da, als er das Messer herauszog, und sie aufbrechen wollte, um sie auszuweiden, kam er wieder, blies ihm in die Augen und sagte: „Das Gute liegt doch da vorn!" Und da er zögerte, blies er ihn wieder an. Jener Mensch erhob sich. Er ließ jene Pferdeantilope. Er ging wieder vorwärts, nke, nke, nke, nke. Als er da vorn ankam, fand er eine tote Giraffe. Er sagte: „O, wahrhaftig: das ist das Gute, das mir versprochen war". Aber auch hier, wie er anfangen wollte, blies er ihn an: „Das Gute ist doch weiter vorn". Er wunderte sich sehr. Er sagte: „Welches Gute denn, das was ich sehen werde, wird es übertreffen das, was ich zurückließ?" Er kam wieder und blies ihn an. So stand er wieder auf und folgte ihm. Als er vorwärts ging, ńke, ńke, ńke, ńke, brachte er ihn zu einer Höhle. Lasten von Eisenhacken, von Schmucksachen (lagen darin), alles

[1]) Als Erklärung für die Tatsache, daß der Honiganzeiger die Menschen zu den von Bienen bewohnten Waldbäumen führt, erzählte mir mein Jäger Peku einst folgendes: „Der Honiganzeiger hatte sein Nest in einen hohlen Baum gebaut, da kam eines Tages ein Bienenschwarm, verjagte ihn und tötete seine Brut. Um sich an den Bienen zu rächen, lockt seitdem der Honiganzeiger jeden, der durch den Wald geht, zu den von Bienen bewohnten Bäumen."

[2]) Soll das Geräusch malen, das die Schritte verursachen.

Digitized by Google

I, nga finhu fyose. Lelo na limi lyahemba. Nawe uhaya: „Hatusoga uto nali ndiwilwa." Kiti ite kinahe, kuwiza hangi kuhaya: „Tusoga tuli kumbele. Ah, wavi lelo wa kwikomya duhu. Kumusola ṅke, ṅke, ṅke, ṅke, na kumuziga hamuvila. Alahene. Malela gali hape duhu. Na limi lyuloka. I, kugema kusinda moto. Gumuwila. I, usaya munogwene. Uhaya hokwene kali kafililile. Lolaga lelo, na lala na nzala. Usopola kadili, uwanza, na kavasa kakwe usagamila.

Alikamšiya, asangile ali mkaya lya katenaga kiti uko. Na wagoli wavili wasoga. Ah udeha muno. Ee! vose vavaga kwa, kwa, kwa, kwa[1]). Kašinde! kašinde! Haho ulagilwa mwiko gumo: Kunwa walwa wa mulambya duhu, ṅo kunwa wa ntulile. Ališi lusiku lumo wamuswizila wazengi wakwe walwa wingi muno: ntulile nkangala na wa mulambya. Aho wavona vagoli vakwe vafuma uwingila wanguwangu munumba. Na uhaya, mwiko gwa ki? Nene nanyelesa giki. Alisi ndinwa walwa wa mulambya. Leka ngeme kunwa ntulile mbone isi na kuduka. Wakisola kineneko tjakwe, wadaya wanwa kimo. Mu tja wuwili mugoli wakwe uwiza, umusanga alinatjo kumulomo. mögliche. Da freute er sich über die Maßen. Er sagte: „Hier will ich sterben." Als er aber versuchte, hineinzugehen, um eine Last herauszuholen, blies ihn der Vogel wieder an und blies immerfort. Ach, jetzt verdroß es den Mann, er sagte: „Hm, ich gehe von da nicht fort." Doch er kehrte wieder zurück und blies ihn an. Da folgte er doch; er dachte: nur einmal noch, dann nicht mehr. Er brachte ihn wieder in eine Höhle, die war voller Zähne von Elefanten und von Flußpferden. O, alles mögliche war da. Jetzt neigte sich die Sonne. Und er sagte: „Das ist nun wohl das Gute, das mir versprochen war". Als er noch unschlüssig war, kam der Vogel wieder und sagte: „Das Gute liegt da vorn." Ach, jetzt war es aus mit ihm. Er nahm ihn: ṅke ṅke, ṅke ṅke, und brachte ihn zu einem Feigenbaum. Da war er jetzt. Alles weiß von Waben. Aber die Sonne ging unter. Er versuchte, Feuer zu reiben. Es gelang ihm nicht. Da schmerzte es ihn sehr. Er sagte, hier bin ich nun hingeraten. Siehst du jetzt, mit hungrigem Magen muß ich schlafen gehn. Er zog seine Felle ab, breitete sie aus, legte sein Beil unter den Kopf.

Als er aber erwachte, befand er sich in einer riesengroßen Stadt ohne Grenzen. Und zwei wunderschöne Frauen waren da. Da freute er sich sehr. Ei, alle machten kwa, kwa, kwa, kwa, und riefen kasinde, kasinde! Dann wurde ihm ein Verbot gegeben: nur Mulambyabier zu trinken, aber kein Hirsebier. Aber eines Tages brauten ihm seine Untertanen sehr viel Bier! Hirsebier, Honigbier und Mulambyabier. Da, als er sah, daß seine Frauen hinausgingen, trat er schnell in das Haus. Und er sagte: „Was soll das Verbot? Ich habe solchen Durst. Und ich trinke immer nur Mulambyabier. Doch jetzt will ich auch einmal Hirsebier trinken und sehen, ob ich dafür gestraft werde." So nahm er

[1]) Das Händeklatschen beim Begrüßen des Häuptlings.

Digitized by Google

Mugoli ukangwa muno. Uhaya, sho wita isi mugosi wane! Mutemi umudakila mugoli wakwe muno uhaya: „Nakuviki lelo?" Na mugoli wakwe uhulika sele. Aho limi lyaloka, vudja kukalala.

Wavagi alikamisya, uvona ali hitina lya muti. Na ali mutugowo twakwe, na kavasa kakwe. Wavagi mupina kitiši hambele. Udja alifwa vujaga vujaga mwipolu.

Na mugani gušila.

seinen Becher, schöpfte und trank einmal. Beim zweitenmal erschien seine Frau, sie traf ihn, wie er ihn an den Mund führte. Die Frau erschrak sehr. Sie sagte: „Was tust du da, mein Mann!" Der König schalt seine Frau voller Zorn und sagte: „Was bin ich denn eigentlich?" Und seine Frau schwieg still. Als die Sonne sank, gingen sie schlafen.

Wie er aber erwachte, fand er sich am Fuß des Baumes mit seinen Fellen und seinem Beil. Er war arm wie zuvor. Dann ging er und starb einsam und verlassen.

So endete diese Geschichte.

Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte.

Aufgezeichnet von Missionar P. Terp.

Der Hase wurde eines Tages lüstern nach Fleisch. Da rief er alle Tiere zusammen. Nachdem sie alle beieinander waren, ging er zum Löwen und sagte: „Töte mir die Giraffe!" Darauf überredete er den Leopard, die Antilope zu töten, die große Schlange, den Elefanten umzubringen usw. Als aber die übrigen Tiere fliehen wollten, befahl er ihnen zu bleiben und sprach zum Löwen, zum Leopard und zur Schlange: „Ihr seid sehr tapfer, tötet jetzt sehr viele Tiere!" Darauf zerrissen sie eine große Anzahl, während alle übrigen flohen. Zuletzt überredete er die Schlange, den Löwen und den Leoparden umzubringen. Nun war der Hase mit der Schlange allein. Da sagte er zur Schlange: „Jetzt haben wir viel Fleisch. Ich will die Tiere abhäuten; aber woher nehmen wir das Feuer zum Braten?" „Ich weiß es nicht, mein Freund," antwortete die Schlange. „So gehe du hin, es zu holen", meinte der Hase. „Aber zuerst will ich dir ein feuerfestes Kleid machen, damit du nicht verbrennst." So zog er ihr ein altes, trockenes Rindenkleid an, so daß nur der Kopf frei blieb. Darauf sprach der Hase: „Gehe jetzt und hole Feuer. Siehst du ein kleines Feuer, so gehe vorüber; gewahrst du aber ein großes, so gehe mitten hinein und kehre auf einem schönen Grasweg zurück, dann wird dir das Feuer von selbst folgen." Die Schlange gehorchte und ging hin, das Feuer zu suchen; der Hase aber fing an abzuhäuten. Nach einer Weile sah er ein großes Feuer kommen. Da freute er sich sehr und sagte: „Jetzt stirbt die große Schlange im Steppenbrand und das Feuer wird bald hier sein, mein Fleisch zu braten. Wahrlich, ich habe einen großen Verstand."

Rätsel.

Eine sehr beliebte Unterhaltungsform der Wanjamwesi stellt das Aufgeben und Lösen von Rätseln dar. Diese Rätsel treten meist in kurzer Form auf. Wer ein Rätsel aufzugeben hat, sagt: „Kalagwe!" (= etwa, ich habe etwas zum Raten), worauf der Angeredete erwidert: „Kize" (= es möge kommen). Ich lasse hier eine kleine Auswahl typischer Rätsel und Scherzfragen in der Ursprache mit wörtlicher Übersetzung folgen, wie sie von Missionar Edmund Dahl in Urambo, im nördlichen Teil von Unjamwesi, gesammelt wurden.

1. Frage: Kaziwa kado mašiši-wemo pa? — Ein Brünnlein voller Kieselsteine?
   Antwort: Mulomo na mino. — Der Mund mit den Zähnen.

Digitized by Google

2. Fr. Katambi kado magalukilo mingi?	Ein kleiner Zweig mit vielen Wendungen?
A. Vulili.	Die Bettstelle[1]).
3. Fr. Vahya va milinganilo?	Welche Freundinnen gleichen einander?
A. Mazwi.	Die Knie.
4. Fr. Kilondanya nzila na kibutanya nzila?	Was geht den Weg entlang und was kreuzt ihn?
A. Iviti na kazya.	Die Hyäne und die Gazelle.
5. Fr. Tjalo tja vakima duhu?	Welches Land hat nur Weiber?
A. Madoke.	Die Bananen.
6. Fr. Kamala maswa, kakali na mino?	Was verzehrt das Gras und ist doch ohne Zähne?
A. Lupambala.	Die Fußsohle.
7. Fr. Matjimu ga wava malihu duhu?	Welche Speere meines Vaters sind lang?
A. Mbula.	Der Regen.
8. Fr. Katangili mutemi hisumbi?	Wer geht dem König voran zu seinem Stuhl?
A. Nsazi.	Die Fliege[2]).
9. Fr. Kulima mugunda muhanya, upone tudo?	Welches große Feld bringt nur wenig?
A. Nzwili.	Das Haar.
10. Fr. Kipwa pi na kidiku pi?	Was grünt in der Regenzeit und Trockenzeit?
A. Malunala.	Der Wolfsmilchbaum.
11. Fr. Kamulimo kanyahisuhya?	Von welcher Arbeit kann man nie ausruhen?
A. Kwesema.	Vom Atmen.
12. Fr. Ikundikizyo ihanya, ndekelo nhanya?	Ein großer Deckel auf einem großen Topf?
A. Ilunde na nchi.	Himmel und Erde.
13. Fr. Kadimu kado lelo mat wi gatukila?	Welches kleine Tier hat größere Ohren als wir?
A. Kavuńando.	Der Hase.
14. Fr. Kimala vusiga?	Was macht dem Korn ein Ende?
A. Nšo.	Der Mahlstein.
15. Fr. Vikenya vavili?	Welche zwei streiten sich?
A. Limi na mwezi.	Sonne und Mond.
16. Fr. Kanyahavi na magulu?	Welches Tier hat keine Füße?
A. Ijoka.	Die Schlange.
17. Fr. Mugundu muhanya, mungu avili?	Ein großes Feld mit zwei Kürbissen, was ist das?
A. Limi na mwezi.	Der Himmel mit Sonne und Mond.
18. Fr. Ibubu hambuga?	Was macht Lärm in der Ebene?
A. Kigulu.	Der Termitenhügel.
19. Fr. Kipumba na minzi?	Was folgt dem Wasser?
A. Muzwa.	Die Termite.
20. Fr. Iswe vanhu vose kikukindile ki?	Was überwindet uns Menschen alle?
A. Minzi.	Das Wasser.

[1]) Gedacht ist an die Eingeborenen-Bettstelle, ein viereckiger Holzrahmen auf vier Beinen, über den der Länge und Breite nach Baststricke gespannt werden.

[2]) Der königliche Stuhl darf von den andern nicht berührt und benutzt werden.

Digitized by Google

21. Fr. Itjo kilijumba selesele, kusuhyaṅo? — Was läuft immer, ohne zu ruhen?
A. Mongo. — Der Fluß.

Sprichwörter.

Einen außerordentlich interessanten Einblick in das Denken und die Weltanschauung der Wanjamwesi gewähren ihre Sprichwörter und Denksprüche, die sie in großer Anzahl besitzen und bei jeder Gelegenheit gern anwenden. Nicht minder zeugen sie auch von einer scharfen Beobachtungsgabe. In manchen der Sprichwörter sind allgemeine Erscheinungen des menschlichen Lebens auf eine kurze, prägnante Formel gebracht. Ich erinnere z. B. nur an Nummer 37 der nachstehend aufgeführten Proben: „Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des anderen, weil er sein eigenes nicht sieht." Viele der täglich in der Unterhaltung oder in Gerichtsverhandlungen angewandten geflügelten Worte sind sozusagen die Überschriften von Märchen wie Nr. 52 „Das Gute liegt da vorn", das in der Geschichte vom Nimmersatt seine Beleuchtung findet; oder Nr. 48 „Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege vom Baum herunter."

Die folgende schöne Sammlung von Sprichwörtern verdanke ich den Aufzeichnungen von Missionar P. Terp. In der Übersetzung habe ich mich so viel wie möglich an den Wortlaut gehalten.

1. Kanyavu kadjile, ngoso zyasenile[1]). — Wenn die Katze fortgegangen ist, versammeln sich die Mäuse.
2. Wapilile kala kamhelo. — Er genaß am kleinen Finger (d. h. er kam mit dem kleinen Finger davon).
3. Nhonga mbele, ikunwaga minzi masoga. — Der Höfliche wird gutes Wasser trinken. (Kwihonga = Gast- und Gegengeschenk machen, d. h. die Höflichkeitsform wahren.)[2]).
4. Hambi limo likikalaga manoni avili mahanya, sanga likutavuka. — Wenn auf einem Ast zwei große Vögel sitzen, wird er brechen.
5. Hišikilo lya vunolo henaha. — Hier ist der Ausgangspunkt der Geschwüre. (Etwa: Hier liegt der Hund begraben.)
6. Kavusisi[3]) katuma mhuli. — Die kleine Ameise verjagt den Elefant.
7. Tuli kitiši madutu gafuluma; ulu guma, guhunguluka. — Wir gleichen den knospenden Blättern der Bäume, die abfallen, wenn sie welk sind.
8. Tuli kitiši musoga, gwavelekile, kupila hangi ṅo (ṅ spr. wie ng in lang). — Wir gleichen dem Wasserkrug, ist er entzwei, dann wird er nicht mehr ganz.
9. Tukavile kitisi nsuha, ulu javeleka, jasumwa hangi, jupila. — Wir sind nicht wie die Kürbisflasche, die, wenn sie einen Sprung hat, wieder geflickt wird und nun wieder ganz ist.
10. Walivona kunu, ališi uko lililoka kulivona ṅo. — Wenn sie (die Sonne) aufgeht, sieht man sie, aber wenn sie untergeht, sieht man sie nicht mehr.

[1]) z wird stets wie ein weiches s ausgesprochen.
[2]) Gutes Trinkwasser spielt auf der wasserarmen Hochfläche von Unjamwesi eine große Rolle.
[3]) Kavusisi = eine ganz kleine Art Ameisen.

Digitized by Google

11. Titi kigwile vulembo.	Das Vögelchen fiel auf den Leim.
12. Wali higulya uvi hisilili.	Er stand hoch, jetzt ist er unten.
13. Kipizya mulanda kikamanikiwagwa.	Für die Armen gibt es keine Heilung.
14. Nsiku mnane zikavipaga zyose.	Eine Woche verdirbt nicht alles[1]).
15. Masava mavonva; ulu ndi mpanga, ndakwave na jungi.	Der Besitz ist zwar weg, aber wenn ich gesund bleibe, werde ich neuen erwerben[2]).
16. Vusoga wa lugulu ulu weve uli kule; kusika bihi makende makende.	Von weitem sehen die Berge schön aus, kommst du aber näher, dann siehst du nur Schluchten und Zacken[3]).
17. Malugulu gakasangadja, iswe vanhu tukusangadja.	Die Berge kommen nicht zusammen, nur wir Menschen.
18. Kijombela kisoga kitscha mbuli kumuti.	Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege vom Baum herunter[4]).
19. Mukomankomu kuhembekwa wapamila.	Ein Herumtreiber wird durch Schaden klug.
20. Mwenuju mulangisya nsuvi kuluma.	Wer auf den Leopard zeigt, den wird er beißen.
21. Nakamišya, muswa gwalya ngoye.	Als ich aufwachte, hatten die Termiten die Rindenstricke zerfressen.
22. Ulapye kumakono, ufile kumulomo.	Verbrennst du die Hand, dann führst du sie zum Mund.
23. Ipembe lya mbogo igaja vagolozi.	Das Horn des Büffels haßt die Lehrer[5]).
24. Kalomo lwandi ka mavonja, lwandi ka mapizya.	Der Mund sucht einmal den Streit und einmal die Rettung.
25. Nguruwe mbi kumafi, kumatande velage.	Das Schwein stinkt wohl, aber sein Braten schmeckt gut.
26. Mafi ga kale gakanuńhaga.	Alter Mist stinkt nicht.
27. Kwisula vuhofu, na miso ali nago.	Er heuchelt Blindheit, obwohl er sieht.
28. Ališeka tjojojo, munda lizigile.	Er lacht, aber im Herzen flammt der Haß.
29. Alitipulila kumadako, kumiso vakumuvona.	Sie kokettiert mit dem Hinterteil, nehmt euch vor ihren Augen in acht.
30. Ali na mbewa mwisunzu.	Seine Unterhaltung ist voller Hintergedanken.
31. Nsuvi juvisile mavala.	Der Leopard versteckt seine Flecken.
32. Vusoga wikuva, mugati nsongo.	Außen schön, innen voller Widerhaken.
33. Munda ja mwijo mwipolu.	Das Herz deines Gefährten ist ein Wald[6]).

[1]) Die Zeit spielt beim Neger keine Rolle.

[2]) Typischer Ausdruck der fatalistischen Einstellung des Negers.

[3]) Die Gebirge werden lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet. Als Verkehrshindernis und beliebter Schlupfwinkel für allerhand gefährliche Tiere sind sie im allgemeinen nicht gern gesehen.

[4]) Die W. haben zu diesem Sprichwort eine Geschichte, die mir aber nicht gegenwärtig ist. Überhaupt bildet ein großer Teil ihrer stehenden Redensarten sozusagen die Überschriften zu irgendwelchen Märchen und Fabeln.

[5]) Die Anwendungsweise dieses Wortes ist mir unbekannt.

[6]) Wald = ein Ort der Unsicherheit und des Unbehagens, voller Gefahren. In den Sprichwörtern Nr. 27—33 kommt vor allem die abergläubische Furcht vor Zauberei und bösen Mächten und das gegenseitige Mißtrauen zum Ausdruck, in denen der Neger ständig lebt.

Digitized by Google

34. Ulavise moto ljoki lilavule.	Verstecke das Feuer, der Rauch wird's verraten.
35. Numba ja muvalaganu ikupyaga limi.	Das Haus des klugen Mannes brennt nicht bei Nacht.
36. Mavusoga ga kwideha.	Güte erfreut.
37. Nguku ziseka makalato, na jenekili ili nago.	Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des andern, weil er sein eigenes nicht sieht[1]).
38. Wewe ulitogwa munu, ivinzi uligaja.	Du liebst zwar das Salz, aber die Salzgewinnung haßt du[2]).
39. Kupizya mpili muvupi, jušoka na kukuluma.	Errette die Schlange vom Steppenbrand, sie wird umkehren und dich beißen.
40. Kijomba vahanya kikagwaga hasi.	Die Worte der Alten fallen nicht zur Erde[3]).
41. Mwana akalangagwa na ise, akulangagwa na vise na vangi.	Ein Kind, das nicht auf seinen Vater hört, wird auf die Väter anderer hören müssen.
42. Lyana ivi idehwa na nina.	Auch ein schlechtes Kind wird von seiner Mutter geliebt.
43. Ngoko javelekelwa magi, ikaleka ga kulila makonkoli.	Eine Henne hört nicht auf zu locken, auch wenn man ihr die Eier zerstört.
44. Wakangwa malunde na mbula haduhu.	Er fürchtet sich vor der Wolke, obwohl es nicht regnet.
45. Kwikana simba ili kule.	Wenn der Löwe weit ist, ist gut reden.
46. Ulu widima munda, ukukindwa.	Der Mutlose wird leicht besiegt.
47. Kako, tudje, tukamugeme, muzwa gwagem' iwe.	Auf, laßt uns probieren, die Termite probiert selbst am Stein.
48. Kugemaho va kuvezya.	Wenn man wagt, gewinnt man.
49. Alizumya siṅoma.	Er glaubt jedem Geschwätz.
50. Iguruwe itogwa migalagalo.	Das Schwein liebt es, sich im Schlamm zu wälzen.
51. Ali na kilago tjakwe, akuvona. hakwanza.	Wer seine Schlafmatte bei sich hat, findet auch ein Plätzchen sie auszubreiten (d. h. zum Schlafen).
52. Kulya ku mwijo, kupeta mugongo.	Willst du essen wie dein Freund, so mußt du auch arbeiten[4]).
53. Upele, hitiši wapele ivele lyamwa noko.	Laufe, wie du die Brust deiner Mutter fliehst.
54. Kavuli ka lumeme kafungilizya zyose.	Das Grab macht allem ein Ende.
55. Kalomo kane ukakapele kudjovenga ku vana va vangi na mbi na mukwetu wakukatjemba.	Mein lieber Mund, wenn du es nicht unterläßt, unter den andern Geschrei zu machen, wird dich die Strafe der Alten treffen.
56. Wajumba na suṅha, na wewe usuṅhile kuko.	Wer mit einem Schnupfenkranken umgeht, wird selber Schnupfen bekommen.

[1]) Eins der klassischen Sprichwörter der Wanjamwesi, das ebensosehr von guter Beobachtungsgabe als von Lebensweisheit zeugt.

[2]) Es ist dabei an die Gewinnung des Steppensalzes gedacht, die recht mühsam ist und viel Ausdauer verlangt. Das Salz ist überall ein sehr begehrter Artikel.

[3]) Soll heißen: verhallen nicht ungehört.

[4]) Kupeta mugongo = wörtlich: den Rücken biegen, z. B. beim Feldbau.

Digitized by Google

57. Mukova kulya akatulagwa.	Wer ums Essen bittet, wird nicht geschlagen.
58. Vuganga wa mulomo kuhulika.	Die beste Arznei für den Mund ist Schweigen.
59. Vukondu vukavile vusese.	Sanftmut ist keine Sklaverei.
60. Kupana kuvika.	Geben bringt Segen.
61. Wavile iviti kumaka.	Er gleicht der Hyäne am Kreuzweg[1]).
62. Tusoga tuli kumbele.	Das Gute liegt da vorn[2]).

Lieder.

Wenn ich zum Schluß meiner Ausführungen über den geistigen Besitz der Wanjamwesi noch eine kleine Auswahl von Liedern folgen lasse, so muß ich zunächst einige Bemerkungen über die Dichtkunst der Wanjamwesi im allgemeinen, die Entstehung ihres Liedes und seine Stellung im Volksleben vorausschicken. Zunächst ist festzustellen, daß das Lied nicht als selbständiges Kunstprodukt gewertet werden darf. Es tritt vielmehr lediglich als Nebenerscheinung des Tanzes und als begleitende Ausdrucksform der Rhythmik auf. Die Wanjamwesi haben ein sehr stark ausgeprägtes Gefühl und eine leidenschaftliche Vorliebe für den Rhythmus. Während auf musikalischem Gebiet ein Verständnis für Harmonie fast ganz fehlt und auch die Melodie nur dürftige Ansätze zeigt, konzentriert sich alles musikalische Empfinden auf scharfen Takt und Rhythmus. Das zeigt sich vor allem in der beliebten „Ngoma", dem Trommeltanz, bei dem die ganze Musik, wenn man sie so nennen will, lediglich von mehreren abgestuften Holztrommeln, einer Art Kesselpauke, die oben mit Antilopenfell bespannt ist — in der Regel sind es drei — bestritten wird. Jede der mitwirkenden Trommeln hat ihren eigenen Rhythmus, aus deren Zusammenklang dann die für europäische Ohren schwer verständliche und nicht leicht entwirrbare Ton- und Schallwirkung entsteht. Den Hauptrhythmus, sozusagen den Generalbaß, gibt die große Trommel, deren langsamere Schläge durch das ständige Händeklatschen der Tanzenden unterstützt werden. Der Chor der Tanzenden bildet um die Trommelkapelle einen geschlossenen Kreis und bewegt sich während der Vorführung in langsamem Schiebe- und Stampfschritt in der Runde. Zu den scharfrhythmischen Klängen der Trommeln bewegen sich innerhalb des Kreises in phantastischen Sprüngen und dauerndem Gliederverrenken Vortänzer oder Vortänzerinnen, deren Bewegungen bald ruhig und gespannt dahinfließen, bald sich bis zu ekstatischen Formen steigern. In diesen Tanz mischt sich, gleichsam als Begleitung, ein Wechselgesang zwischen Vortänzer und Tanzchor in der Weise, daß der Vortänzer eine Strophe anstimmt und der Chor immer wieder den Refrain wiederholt. Hier ist der eigentliche Entstehungsort für die meisten Lieder; denn die Vortänzer sind zugleich Vorsänger und Dichter. Geschickte Vortänzer improvisieren die Lieder während des Tanzes. Die so entstandenen Lieder machen alsbald die Runde durch das ganze Land und werden als Modeschlager überall und bei aller Arbeit gesungen, bis sie von neuen Gesängen abgelöst werden. Die Form der Melodie ist sehr einfach und fast immer in Moll gehalten. Sehr beliebt sind dabei absteigende Motive. Gesungen wird vom Chor entweder unisono oder in Begleitung von Quintenparallelen.

[1]) Die Hyäne ist für die Wanjamwesi das Bild der Habgier und Unersättlichkeit. Kommt sie auf ihren nächtlichen Streifzügen an eine Wegkreuzung, so möchte sie sich, wie die W. behaupten, am liebsten mitten entzweireißen, um alle Wege gleichzeitig nach Futter absuchen zu können.

[2]) Von einem gesagt, der nie genug bekommt und immer meint, anderswo sei es besser und schöner (vgl. das Märchen vom Nimmersatt).

Digitized by Google

Das stark rhythmische Empfinden zeigt sich aber nicht nur beim Tanz, sondern tritt überall im täglichen Leben bei der Arbeit in Erscheinung Der Munjamwesi hat das Bedürfnis, sich rhythmisch auszuleben. Jede seiner Arbeitsverrichtungen ist daher sozusagen angewandte Rhythmik. Der Lastträger bewegt sich im Tanzschritt unter Singen und Jodeln dahin und schlägt mit dem Stock auf seiner Kiste den Takt. Die Frau mit dem schwarzen Topf auf dem Kopfe tänzelt wiegenden Schrittes, ein Liedchen trällernd, zum Wasserloch. Die Maisstampferin begleitet den harten Takt des Stampfholzes mit dem neuesten Tanzlied. Die Axt im Walde, die Hacke auf dem Felde wird zum rhythmusgebenden Instrument. Ich beobachtete einst auf einer Pflanzung eine Gruppe Arbeiter beim Feldbestellen. Ein Vortänzer sprang unter grotesken Gliederverrenkungen vor ihnen auf und ab, sang und gab durch Händeklatschen den Takt für die Hacken an. Aus allen diesen Erscheinungen erhellt die starke Abhängigkeit des Liedes vom Tanz und der rhythmischen Bewegung, und nur aus dieser Voraussetzung heraus wollen die nachfolgenden Liedproben verstanden werden.

1. Trägerlied.

Tandagulile kawavaje, mašilanga kawavaje, nijande mukoji!

Arbeite, Väterchen, sie ist hart die Arbeit, mein Väterchen, drum will ich singen, ich Arbeiter!

2. Lied über die Eisenbahn.

Liladule igari mwa Kalunde, vupagati vose vufwe. Mukawine, lyadula mašilima? Lilikoja silanga; lyavitile Pugu. Vanyalali Kiserawe jomhango, Lulengelengele munwani wane. Lilikoja šilanga.

Die Eisenbahn wird Kalundes Reich durchbohren und aller Trägerdienst wird sterben. Habt ihr nicht gesehen, wie sie die Berge durchbohrt? Sie tut sehr schwere Arbeit. Pugu hat sie passiert, ihr jungen Leute, Kisserawe ist eine Station und Lungerengere, mein Freund. Sie tut eine sehr schwere Arbeit.

3. Von einem Vögelchen.

Kanoni kalya musenga-kuvamaju; kanoni kalya musenga dididi!

Das Vögelchen fraß Sand für die Mütter, das Vögelchen fraß Sand dididi!

4. Wiegenlied.

Mwana walila, mutwali kuli nina, lululu! lintanda, lululu! lembeladje kana, lembela kana kane, kana kane nikamwi! Lembele kana kane, lembeladje, kana lembele, kana kane.

Warum weinst du, Kind? Deine Mutter trägt dich doch. Pst! pst! sonst kommt der Gorilla. Schweig nur still Kind, sei still, mein Kindchen, mein liebes Kind! Höre auf mich! Höre auf mich. Still, still, mein Kindchen, schweig nur still, mein liebes Kind!

5. Abschied von der weißen Opferziege.

Mbuli jane jape jaminzagnla ja kudjana kuwinga, na ja kudjana kuvulugu :/: vuli mbuli jane jaminzagula :/:

Meine weiße Ziege wird besprengt (mit Mehlbrei = Weiheopfer), um sie zur Hochzeit mitzunehmen und sie mit in den Krieg zu führen; es ist meine weiße Ziege, die geweiht wird.

Digitized by Google

6. Gedanken einer Mutter.

Mugoši wane ndikuwila: Uleke nakuzye mwana, ndakiza, ndakatozye na kumbele nene nawile kadjewa.

Mein Mann, ich sage dir: Laß mich mein Kind aufziehen, später werde ich es verheiraten und dann werde ich als Witwe zurückbleiben.

7. Kriegerlied.

Tulem' ukajungya winga, kuli mwana wa kili, mutemi ukajungya winga :/: kuli mwana :/: wakili. Matjimu gukudjaga vujaga. Va Munavulwila vazivona zya fataki, mundusi zya kwitimila. Maju wane, noni javela mulundi.

Auf, laßt uns zur Hochzeit ziehen, wir, die Söhne der roten Feder. (Die rote Feder galt früher als Kriegerabzeichen.) Der König zieht zur Hochzeit :/: wir sind die Söhne :/: die Söhne der roten Feder. Die Speere fallen hierhin und dorthin. Die von Vulwila sahen die Zündhütchenbewaffneten; Gewehre die Fülle. Teure Mutter, der Vogel zerbrach das Bein.

Wilder Mais in Mexiko[1]).

Von

Zelia Nuttall.

Als ich kürzlich Gelegenheit hatte, das im Jahre 1746 erschienene Werk „Idea de una nueva historia general de la America Septentrional" des Chevalier Lorenzo Boturini Benaduci, des berühmten italienischen Geschichtsschreibers und Reisenden, der acht Jahre in Mexiko zugebracht hat, wiederum sorgfältig durchzulesen, stieß ich auf Angaben, die ein vollständig neues Licht auf den Ursprung des kultivierten Mais werfen, und ich beeile mich, diese Tatsachen allen denen mitzuteilen, die gleich mir, an dem schwierigen Problem interessiert sind, das bisher allen Anstrengungen der modernen Forscher widerstanden hat. Chevalier Boturini, berühmt als Besitzer der größten Sammlung alter mexikanischer Bilderhandschriften und Urkunden, die je zusammengebracht wurde, kam im Jahre 1735 nach Mexiko und brachte die folgenden acht Jahre in begeisterter Erfoschung der alten Geschichte des Landes zu, ein Gegenstand, von dem er sagt, daß seine Erinnerung „im Aussterben begriffen sei, und der mit Recht verlangen könne, dem Grabe der Vergessenheit entrissen zu werden".

In der Vorrede zu seinem Werk sagt Boturini, daß er „bei der Erforschung geschichtlicher Tatsachen sich allen Unbilden des Klimas und endlosen Unbequemlichkeiten ausgesetzt und oft weite Strecken zurückgelegt habe, ohne ein Obdach zu finden . . ."

Daß er auch ein begeisterter Verehrer und Beobachter der Natur war, zeigt seine gelegentliche Bemerkung: „Bei der Bezeichnung der Büschel an den Maisähren will ich mich der eleganten Metapher „goldene Locken" bedienen, denn die Landwirtschaft ist stets für mich ein Gegenstand von zauberhaftem Reiz gewesen.[2])"

[1]) Die nachstehende Abhandlung der bekannten Amerikanistin Frau Zelia Nuttall in Coyoacan, Mexiko, soll im „Journal of Heredity" erscheinen. Die Verfasserin übersandte mir das Manuskript mit der Bitte, die Abhandlung ins Deutsche zu übertragen und wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der mutmaßlichen Lösung eines alten Problems durch die Entdeckung der Verfasserin in Deutschland zu veröffentlichen. Paul Schellhas, Berlin.

[2]) „Yo nombraré con elegante metafora las barbas de la mazorca de mais ‚Cabellos de oro', pues fué siempre la Agricultura el hechizo de mis deleytes" (p. 24 op. cit.).

Digitized by Google

Auf Seite 21 seines Werkes erwähnt Boturini zuerst die Überlieferung der Eingeborenen über den Ursprung des Ackerbaus. Er sagt: „Die alten Begründer der Zivilisation bei den Eingeborenen fanden das Land bedeckt mit Wäldern, die von wilden Tieren wimmelten. Sie waren gezwungen, das Land zu ihrer Sicherheit von diesen Tieren zu befreien, indem sie die Wälder in Brand setzten. Dabei machten sie die Wahrnehmung, daß die Körner des Mais und anderer Pflanzen, welche durch das Feuer geröstet waren, einen vorzüglichen Wohlgeschmack angenommen hatten. Infolgedessen sammelten sie solche Körner, die vom Feuer unversehrt geblieben waren, säten sie in denselben Boden, wo sie sie vorgefunden hatten und erlangten so die Ernten, die sie ersehnten."

Diese interessante Überlieferung (welche an die Erzählung von Charles Lamb über die Entdeckung des Bratens der Schweine erinnert) zeigt uns, wie jene alten „Gourmands", indem sie die Maiskörner in den durch die Asche gedüngten Boden aussäten, unbewußt die Grundlage zur Kultur des Mais auf dem Amerikanischen Kontinent legten, eine Kultur, die noch immer im Wachsen begriffen ist.

Boturini macht ferner die folgende Bemerkung, deren Bedeutung für die Botaniker nicht zu unterschätzen ist: „Ich fand in Neu-Spanien einen wilden Mais, der in den Wäldern, besonders in denen des heißen Landes wuchs, mit kleinen Ähren, deren an Zahl geringere Körner einen feineren Geschmack haben, als die der kultivierten Arten, als ob die Natur in ihnen geradezu ihre ganzen Feinheiten gesammelt hätte[1])."

Die Tatsache, daß Boturini, eine unanfechtbare Autorität[2]), versichert, vor zwei Jahrhunderten wilden Mais in Mexiko gefunden zu haben, muß als überzeugend angesehen werden, zumal er die Pflanze und ihre Bodenheimat beschreibt und sie offenbar selbst genossen und ihren delikaten Geschmack gewürdigt hat.

Daß die heutigen Botaniker bisher vergeblich den wilden Mais gesucht haben, scheint seine Erklärung darin zu finden, daß der wilde Mais seit den Zeiten Boturinis ausgestorben ist, wie der wilde Hund in Mexiko, der ebenfalls eine beliebte Speise der Mexikaner wie der Spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert war.

Es sind verschiedene Ursachen, welche zusammen naturgemäß die allmähliche Ausrottung des wilden Mais im Laufe der vier Jahrhunderte seit der spanischen Eroberung zur Folge gehabt haben.

Das stete Anwachsen der kultivierten Landflächen und die weitgehende und vollständige Entforstung großer Teile des Landes hat offenbar die wilde Maispflanze ihrer natürlichen Bodenheimat beraubt.

Mit Rücksicht auf den Wohlgeschmack des wilden Mais wird er regelmäßig zur Reifezeit aufgesucht, und seine reifen Körner werden verzehrt worden sein, besonders zu den Zeiten der Hungersnot, welche auf die regelmäßig wiederkehrenden Heuschreckenplagen folgte, wie sie noch in den letzten fünf Jahren vorkamen, als Yukatan, und die Staaten Oaxaca, Veracruz und Puebla verwüstet wurden, trotz aller Anstrengungen der

[1]) „Hallé yo en la Nueva España un maiz silvestre, que nace entre besques especialmente de tierras calientes, de chica mazorca, cuyos poces granos son de sabor más delicado que el cultivado, como que coleca en ellos la naturaleza en compendio toda la sustancia" (p. 21 op. cit.).

[2]) Boturinis Zeitgenossen rühmten ihn als ein Wunder der Gelehrsamkeit und Dr. Berrull, Professor an der Universität von Salamanca, schrieb, daß er in Boturini „ein ungewöhnliches Talent gefunden habe, die äußerste Kraft des Scharfsinns, unermüdlichen Fleiß, vorsichtiges Urteil und wohlerwogene Kritik". Er nennt ihn „eine Zierde aller Wissenschaften und keiner ein Fremdling, zu Hause in den Naturwissenschaften wie in den Sittenlehren usw. und allen Arten der Bildung, ebenso erfahren in den europäischen Sprachen."

Digitized by Google

mexikanischen Regierung, diese Plage mit modernen Methoden unter der Leitung wissenschaftlicher Sachverständiger zu bekämpfen[1]).

Es ist zu hoffen, daß nunmehr, da die ursprüngliche Heimat des wilden Mais feststeht, Botaniker diese Pflanze in ihren Überresten noch an entlegenen und unzugänglichen Stellen des Waldgebiets im heißen Lande Mexikos auffinden werden. Die einheimische mexikanische Tigridia pavonia, so hochgepriesen zu den Zeiten Montezumas wegen ihrer schönen Blüten wie ihrer lieblichschmeckenden und nahrhaften Knolle, ist gegenwärtig tatsächlich als wilde Pflanze ausgerottet; sie ist den heutigen Mexikanern kaum noch bekannt und wird in ihren Gärten nicht angepflanzt. Dennoch findet man sie in halbwildem Zustande in wenigen großen Obstgärten, wie dem meinigen, dessen hohe Mauern sie jahrhundertelang vor der Ausrottung bewahrt haben.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Lösung der Frage nach dem Ursprung des kultivierten Mais, welche den modernen Botanikern so viele Schwierigkeiten macht, so ganz unerwartet in einer einzigen gelegentlichen Bemerkung in einem geschichtlichen Werk zu finden ist. Aber diese Bemerkung rührt von einem Gelehrten her, der zugleich ein wahrer Naturfreund war, dem der Ackerbau ein Gegenstand „von zauberhaftem Reiz" war, und der offenbar die Auffindung von wildem Mais und die Überlieferung über seine Kultur besonderer Erwähnung für wert hielt.

Es ist eine ebenso seltsame Tatsache, daß unter all den wertvollen Manuskripten der Eingeborenen, die er der Vergessenheit entrissen hat, und von denen er in seinem Werk mit gerechtfertigtem Stolz ein beschreibendes Verzeichnis gibt, nicht eins von so weitreichender Bedeutung für die Amerikanisten ist, wie sein Zeugnis über die Entdeckung des wilden Mais und seines Ursprungs, für das er den Dank der Nachwelt verdient.

Der Hautfarbenfächer und das Hautfarbendiagramm.

Von

Arthur Hintze[2]).

I. Teil: Der Hautfarbenfächer.

I.

Der Wert der Hautfarbenbestimmung für die Rassenforschung.

Der wissenschaftliche Wert der Hautfarbenbestimmung für die Rassenforschung macht sich in zweifacher Richtung geltend, einmal in dem Sinne, daß homogene, d. h. primitive und isolierte Rassen hinsichtlich ihres Hautfarbentypus, der sich unter den bestimmten gleichen Verhältnissen der Abstammung und der Örtlichkeit entwickelt hat, festgelegt werden können. Aus solchen homogenen Rassen läßt sich auf Abstammungsverhältnisse des Menschen im allgemeinen schließen und bei Beachtung der betreffenden Umweltverhältnisse und dem Vergleich mit anderen homogenen Rassen ein Schluß auf den durch die Umwelt veranlaßten Vererbungsfaktor machen; ferner darin, daß innerhalb der Mischrassen, welche den größten Teil der Menschheit der heutigen Erde ausmachen, Typen verschiedener Färbungsnüancen (besonders der unbekleideten Haut) festgestellt werden können, welche auf

[1]) Vgl. Informe de la Comisión Cientifica Exploradora de la Plaga de Langosta en el estado de Veracruz . . . Departamente de Salubridad de la República Mexicana. Mexico 1925.

[2]) Nach einem Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 17. VII. 1926.

Digitized by Google

eine noch verschiedenere Färbung unter den Vorfahren zurückweisen, wodurch sich Zusammenhänge in der Vergangenheit hinsichtlich des Einzelindividuums und ganzer Gruppen entwirren lassen.

Diese Feststellungen der Hautfärbungen (neben denen die Bestimmung der Haar- und Augenfarben mit ihren besonderen Vorzügen, aber auch besonderen Schwierigkeiten einhergehen) haben gegenüber anderen anthropologischen Untersuchungsmethoden den Vorteil, daß sie sich am Lebenden sehr rasch ausführen lassen, wodurch ein großes Vergleichsmaterial zusammengebracht werden kann, auf Grund dessen allein wir hoffen können, die Zusammenhänge unter den Mischrassen, d. h. praktisch unter den Völkern der Erde, zu ermitteln und dem Einzelnen seinen Platz innerhalb des sich durchkreuzenden Geästes der Rassenstammbäume anzuweisen — Ferner ist es ein Vorzug der Farbbestimmungen der Haut und ihrer Abkömmlinge, daß sich die für das betreffende Organsystem gültigen Meßziffern in wenigen Daten ausdrücken lassen, die untereinander in einem natürlichen systematischen Zusammenhange stehen, während die Ergebnisse von Größenmessungen der Körperteile bzw. des Skelettsystems nur schwer zu einheitlichen Bildern zusammengefaßt werden können, so daß die anthropologische Klassifizierung der Menschheit nach solchen Längenmaßen und Indices stets nur sehr unvollkommen möglich gewesen ist. — Drittens kann bei den Hautfarben der individuell erworbene Faktor und der rassenmäßige, vererbte so gut geschieden werden wie bei kaum einem anderen der bisher für die Rassenkunde herangezogenen Merkmale. Der Umstand, daß hinsichtlich des Hautfärbungsbefundes am Einzelindividuum die Einflüsse erworbener Faktoren nicht selten die Einflüsse angeborener Faktoren überwiegen, — die Wirkung der Sonnenbräunung überwiegt beim Europäer und Ostasiaten im Verhältnis zu den individuellen Verschiedenheiten der Typen und den lokalen Verschiedenheiten, die sich auch bei bedeckter Haut am Einzelindividuum finden — kann leicht den Eindruck erwecken, daß sich hier Rassen- bzw. Typenverschiedenheiten nicht mit Sicherheit feststellen lassen, da die Einflüsse der Umwelt auf das Einzelindividuum die geringeren angeborenen Unterschiede verhüllen. Dies ist aber nur scheinbar der Fall, denn die örtlichen Verschiedenheiten der Pigmentierung im sonnenexponierten und nicht exponierten Gebiet (insbesondere bei Bekleideten) gestattet sichere Rückschlüsse auf den erworbenen Anteil der Dunkelfärbung, und wir haben es in der Hand, durch Auswahl der Jahreszeit, in der wir die Untersuchung anstellen, den Faktor der individuellen Sonnenbräunung weitgehend zu eliminieren; ferner sind Körperregionen vorhanden, die fast ohne Ausnahme jederzeit bedeckt oder geschützt getragen werden (Kopfhaut, Achselhöhle, Regio pubis, Damm) und die gerade die extremen, bei dem betreffenden Individuum vorkommenden Hautfärbungen zeigen. Die Beobachtung der Entwicklung und des Abklingens solcher durch äußere Einflüsse bedingten Bräunungen gestattet es, diesen Milieufaktor gesondert zu berechnen und bei der Bestimmung des ererbten Typus zu eliminieren. — Wenn wir nun auch mit Recht die Vermutung hegen müssen, daß ein großer Teil der vererbten Allgemeinfärbung seinerseits auch wieder eine Erwerbung darstellt, die sich nur durch Generationen vollzogen hat, so entsteht dadurch kein Nachteil, sondern ein Gewinn für das Verständnis der sich in den Hautfarben aussprechenden Rassenverschiedenheiten der Menschen. Hinsichtlich der Skelettmessungen, welche bisher die einzige messende Grundlage der Rassenkunde gebildet haben, ist es bisher kaum an einem Punkte möglich gewesen, die Verhältnisse einzelner Rassen oder gar größerer Gruppen mit einiger Zuverlässigkeit in Beziehung zu deren Umwelt

Digitized by Google

zu setzen. Hinsichtlich der Hautfärbungen liegen aber die Verhältnisse doch wesentlich einfacher. Von einem derartigen Durcheinander, wie es sich in der Verteilung der Körpergrößen und der Schädelmaße (Indices!) auf die verschiedenen Weltgegenden findet, kann bei den Haut- und Haarfarben keine Rede sein. Es bleibt schon einmal trotz aller Einzelausnahmen dabei, daß nach dem Äquator zu die Dunkelhäutigen und nur in gemäßigten Breiten wirklich hellhäutige Rassen leben, und daß unter den Hunderten von Millionen von Ostasiaten (Chinesen) nicht ein einziger ohne eine fast schwarze Haarfarbe gefunden wird, während die Blonden in geschlossenen Verbänden nur in Europa vorkommen. Es bleibt ferner dabei, daß niemals Weiße einen Schwarzen erzeugt haben und Schwarze einen Weißen (außer Albinos, d. h. nicht rassebildende Anomalien), und daß bei Mischung von Weißen und Negern die Vererbungselemente der Hautfarbe sich als so nachhaltig erwiesen haben, daß die einfache Beobachtung des Volkes mit Treffsicherheit wenige Prozent von Negerblut bei dem Mischling in der Hautfarbe erkennt. Einem derartig zähen Rassenmerkmal dürfte kaum ein anderes an die Seite zu stellen sein. Außer der Hautfarbe (und übrigen Komplexion) sind nur die Verhältnisse des Gesichts ein derartig ausgeprägtes und unverwischbares Kennzeichen des Individuums, daß sich aus ihm ohne weiteres Verwandtschaftsbeziehungen erschließen lassen. Hinsichtlich des Gesichtes ist es aber bisher nicht gelungen, seine charakteristischen Besonderheiten auf einen ziffernmäßigen Generalnenner zu bringen, so daß es für die statistische Verwertung nicht in Betracht kommt. Eher ist noch etwas von der statistischen Auswertung der Beobachtung der Hautleisten zu erhoffen, für welche aber die außerordentliche individuelle Variation ein gewisses Hindernis darstellt. — Eine umfassende Statistik ist vor allem erforderlich; sie hat für das Forschungsergebnis dieselbe Bedeutung, wie bei der Beobachtung der Völker und ihrer Kulturerzeugnisse eine Wanderung von Land zu Land; erst bei einer solchen gewinnen wir einen Überblick und Maßstab, welche Besonderheiten auf enge Kreise beschränkt und rein örtlich bedingt sind, und welche Eigenschaften uns den allgemeinen Zusammenhang und die Herleitung wichtiger Qualitäten aus den verborgenen Quellen der Abstammung erkennen lassen. Die Rassenfarben sind, genauer und statistisch gefaßt, eines der vorzüglichsten Hilfsmittel einer auf die Zusammenhänge ausgehenden Rassenforschung.

II.

Rassenfarbe und individuelle Hautfarben.

Die Einteilung der menschlichen Rassen nach der Hautfarbe ist die älteste (Antike; Blumenbach, Linné) und ist auch heute noch nicht überholt. Sie steht praktisch noch immer der Einteilung nach den Schädelmaßen voran. Die Hautfarbe setzt sich zusammen aus dem durch die Kapillarfüllung bedingten Inkarnat und dem durch Ablagerung von Körnchen um die Zellkerne herum bedingten Epidermispigment; durch letzteres wird die Hautfarbe der verschiedenen Rassen bedingt. Das in der Lederhaut liegende Koriumpigment hat nur für bestimmte Körpergegenden, z. B. für die Kreuzbeingegend, Bedeutung (Mongolenfleck).

Die Hautfarbe enthält Verschiedenheiten einmal auf Grund der (1) Rassenzugehörigkeit und des (2) Geschlechtes, ferner auf Grund des (3) Lebensalters und (4) funktioneller Momente, auf Grund der (5) Konstitution und des (6) Gesundheitszustandes (Tuberkulose), schließlich auf Grund (7) äußerer Umstände. Diese ver-

Digitized by Google

schiedenen Bedingungen, welche für die Hautfarbe maßgebend sind, kann man einteilen als durch die Disposition gegebene und als erworbene Faktoren; zu den ersteren gehört die eigentliche angeborene Disposition (Rasse, Geschlecht), die Lebensphase (Alter, funktioneller Zustand) und die Konstitution, zu den letzteren gehören Gesundheitszustand und äußere Einwirkungen. Bei keinem Einzelindividuum ist die Hautfarbe stets unverändert; es vollziehen sich vielmehr bei jedem Wandlungen, durch allgemeine Gesetze und durch besondere Umstände bedingt.

Die Verschiedenheiten auf Grund der Rassenzugehörigkeit, die Rassenfarben, sind dadurch gekennzeichnet, daß sie unter allen Umständen vererblich sind, während demgegenüber die individuelle Hautfärbung, besonders hinsichtlich feinerer Nuancen, sich nicht unmittelbar zu vererben braucht. Die Rassenfarbe geht ferner stets mit bestimmten Besonderheiten der Haar- bzw. Augenfarbe einher; betrachtet man aber die Nüancen der individuellen Hautfärbung innerhalb eines Volkes, z. B. der Deutschen, so sieht man demgegenüber zahlreiche Individuen mit gemischtfarbiger Komplexion; immerhin ist auch hier das Zusammenfallen von heller Hautfärbung mit heller Haar- und Augenfarbe und der umgekehrte Fall typisch. Den blonden und brünetten Typus innerhalb eines Volkes wird man jedenfalls als Habitus von den eigentlichen Rassefärbungen zu trennen haben.

Die Geschlechtsunterschiede der Hautfarbe liegen durchgängig in der Richtung, daß die männlichen Individuen dunkler gefärbt sind als die weiblichen; dieser Faktor ist bei einigermaßen homogenen Rassen leicht durch Vergleich von den eigentlichen Rassefärbungen auszusondern. Die stärkere Rötung und Bräunung der männlichen Haut, welche bei vielen Völkern auf dem ausgiebigeren Freiluftleben des Mannes beruht, muß natürlich gesondert hiervon betrachtet werden.

Einen sehr wichtigen Einfluß auf die Hautfarbe haben die verschiedenen Lebensphasen; diese unterscheiden sich in Altersphasen und in funktionelle Phasen. Im jugendlichen Alter ist das Individuum durchgängig heller als im späteren, dies gilt auch für den Europäer in ganz bedeutendem Maße; eine vermehrte Pigmentablagerung tritt besonders in der Pubertät an den äußeren Geschlechtsteilen und an den sekundären Geschlechtsmerkmalen zugleich mit der vermehrten Behaarung ein. Mit diesen Veränderungen der Hautfarbe gehen auch solche der übrigen Komplexion einher. Die funktionelle Phase, welche den bemerkenswertesten Einfluß auf Hautpigmentierungen ausübt, stellt die Schwangerschaft dar, bei der die Brustwarzen, die Linea alba und die äußeren Genitalien sich stärker bräunen.

Hinsichtlich des Konstitutionsfaktors spielt die Pigmentierung eine geringere Rolle als die Rötung und Blässe, welche durch die habituelle Kapillarfüllung, die Dicke der Haut und durch ihre Durchtränkung mit Gewebssaft sowie das Durchschimmern des Unterhautfettgewebes bedingt sind.

Auch der Gesundheitszustand dokumentiert sich an der Haut wesentlich durch Verschiedenheiten des Inkarnats, welche auf Änderungen in den ebengenannten, zunächst konstitutionell gegebenen Hauteigentümlichkeiten beruhen, z. T. durch eine krankhafte Veränderung der Blutbeschaffenheit (Anämie, Leukämie), in anderen Fällen durch den regelwidrigen Übertritt von Exkreten (Gallenfarbstoff) in das Unterhautbindegewebe bedingt sind (Ikterus). Daneben treten aber auch Pigmentierungen als Ausdruck von Veränderungen des Gesundheitszustandes auf. Pathologische Verfärbungen, die sich durch herdweise Pigmentveränderungen bzw. -verschiebungen auszeichnen (Chloasma, Vitiligo), ebenso angeborene

Digitized by Google

oder in späterem Alter aufgetretene melanotische Naevi werden sich wohl ausnahmslos als pathologische Sonderbildungen erkennen lassen; außer diesen kommen aber ausgebreitete und selbst allgemeine Pigmentfärbungen vor, die als Nebenerscheinung bei manchen Krankheiten auftreten, am ausgesprochensten bei der selten auftretenden sog. Bronzekrankheit, die auf Erkrankung der Nebennieren beruht; viel häufiger werden sie aber bei gewissen auf konstitutioneller Basis beruhenden Krankheiten, so besonders bei der Lungentuberkulose, beobachtet.

Der allgemeinste Faktor, welcher die individuelle Hautfarbe zu beeinflussen pflegt, liegt in den äußeren Umständen, der Exposition des Einzelnen gegenüber Sonne und Luft sowie anderen Agentien, besonders künstlichen Hitzequellen, — wie sie durch die verschiedenen Lebensgepflogenheiten und Berufe gegeben sind. Dieser Faktor unterscheidet sich von allen vorhergenannten dadurch, daß er sich auf die exponierten, nicht bedeckten Körperteile bezieht (mit wenigen Ausnahmen wie örtliche Hitzewirkung durch Kohlenbecken auf Unterleib und Oberschenkel). Auch hier kann es sich um Veränderungen des Inkarnats durch Veränderungen an den Kapillaren handeln (Blässe der Bäcker und Heizer, Gesichtsröte der Freiluftmenschen) oder um Zunahme der Pigmentierung; der letzteren geht wohl regelmäßig eine mehr oder minder erhebliche kapillare Rötung voraus. — Zu den äußerlich einwirkenden Agentien, welche am Einzelindividuum einen Wandel der Hautfärbung hervorrufen, gehören außer den Lichtstrahlen (Sonnenlicht, künstliche Höhensonne, Röntgenstrahlen) und den Wärmestrahlen auch chemische Agentien (z. B. das Senfpflaster, bei empfindlicher Haut aber auch das gewöhnliche Kautschukpflaster) und sogar mechanische Einwirkungen wie der Kleiderdruck (Korsett). Die Qualität und Intensität der Rötungen und Bräunungen und die Zeitspanne ihres Ablaufs ist bei diesen verschiedenen Einwirkungen verschieden. Je kräftiger ein Gebiet von vornherein durch Disposition pigmentiert ist, desto stärker bräunt es sich unter Einwirkung äußerer Einflüsse. Auch umgekehrt läßt sich sagen: wenn zwei Hautbezirke von anscheinend gleicher natürlicher Färbung sich unter Einwirkung desselben äußeren Einflusses verschieden stark bräunen, so lehrt die nähere Betrachtung, daß der stärker gebräunte von vornherein einen etwas größeren Pigmentgehalt aufwies. Die Fähigkeit zur Pigmentierung ist bei Deutschen in sehr verschiedenem Grade vorhanden. Speziell mit Röntgenstrahlen gelingt es, bei einzelnen Individuen Bräunungen zu erzeugen, die an die dunkelsten Färbungen dunkelhäutiger Rassen heranreichen, doch tritt gewöhnlich nach so kräftiger Pigmentierung bald Abschilferung ein und die unterliegende Haut ist wesentlich weniger gebräunt.

Da die dunkelhäutigen Rassen der Sonnenbestrahlung durchgängig in erheblichem Maße ausgesetzt sind, so ist ihre uns entgegentretende Rassenfarbe streng genommen auch z. T. auf diese äußere Einwirkung zurückzuführen; Kranke und zurückgezogen lebende Individuen desselben Stammes pflegen heller gefärbt zu sein. Da ihre starke Färbung durch die Sonne — ohne entzündliche Reaktion und Schilferung entstehend, nie wieder unter ein gewisses Mindestmaß zurückgehend — aber nur infolge ihrer Rassendisposition zustande kommt, so ist sie doch als Rassenfaktor zu verwerten. Unbeschadet dieses Umstandes besteht also der Satz zu Recht, daß fast alle Bräunungen, so auch der wesentlichste Teil der Rassenfärbungen, unter der gemeinsamen Einwirkung von Disposition und äußerer Umgebung zustande kommen. Die Disposition für ein Individuum oder eine Körpergegend ist im Einzelfalle als gegeben anzusehen; es ist eine Frage für sich, ob auch die Disposition im Laufe der phylogenetischen Entwicklung auf Grund

Digitized by Google

äußerer Einflüsse oder wenigstens nicht ohne deren Mithilfe entstanden ist.

Das Einzelindividuum zeigt bei allen Rassen erhebliche Unterschiede in der Hautfärbung an verschiedenen Körperteilen. Die am kräftigsten pigmentierten Gebiete sind in der Regel, die auch für den Europäer zutrifft, die Genitalien und deren Umgebung und der Warzenhof; am hellsten ist demgegenüber die Haut des behaarten Kopfes, die Haut der behaarten Achsel, die innere obere Brustregion und die Beugeseite von Oberarm und Oberschenkeln; gerötet aber pigmentarm sind die Handfläche, die Fußsohlenfläche und die Nagelbetten.

Um eine Menschengruppe nach ihrer Hautfarbe zu charakterisieren, ist es notwendig, folgende Farbenkomplexe festzustellen: 1. die Farbe des Gesamteindrucks für eine solche Anzahl von Individuen, daß sich eine Ziffer für die mittlere Häufigkeit gewinnen läßt, getrennt für gesunde Männer und Frauen im mittleren Lebensalter; 2. Feststellung der Farbe an einigen typischen Hautstellen: a) bedeckte Haut — z. B. l. Brust, l. Bauchseite, l. Schulter, Oberarm vorn und hinten; b) unbedeckte Haut — l. Stirnseite, l. vordere Wangengegend, l. Halsseite, Vorder- und Rückseite des l. Unterarms; 3. Feststellung einiger Extremfarben: behaarter Kopf; Nacken; Warzenhof; Handfläche, Fußsohle, Nagelbett. — Eine Gesamtaufnahme umfaßt außer den Messungen an der bedeckten und unbedeckten Haut auch solche an den Schleimhäuten; am wichtigsten ist von letzteren das Lippenrot und die Färbung an der Innenseite des herabgezogenen Unterlides sowie die an der Conjunctiva bulbi (Bedeutung für Konstitution und Gesundheitszustand).

III.

Ältere Hautfarbenskalen und ihre Mängel.

Die Anforderungen an ein einwandfreies Meßgerät.

Zur Bestimmung der Farben an der menschlichen Hautoberfläche waren bisher in Deutschland folgende Farbenskalen im Gebrauch:

1. Die Farbentafel von Broca, erschienen als Beilage zu den Instructions Générales pour les Recherches Anthropologiques. Paris 1864. 2. Aufl. 1879. Auf zwei handgroßen Blättern sind 34 homogene stumpfe Farbproben (anscheinend Farbaufstriche auf dünnen Blättchen) von je $12^1/_2 \times 23$ mm Durchmesser vereinigt. Eine systematische Anordnung der Farben fehlt; die Farbproben zum Vergleich unmittelbar neben die Haut zu legen ist nicht möglich.

2. Die Internationale Farbenskala von Radde, Stenochromatische Anstalt, Otto Radde, Hamburg, um 1886 erschienen. Dieses Tafelwerk enthält in 42 Gammen (Farbleitern) 900 Farbtöne aus dem gesamten Spektralbereich und war vorwiegend für handelstechnische Verwendung bestimmt. Die Farben sind auf dünne, schwach gelbliche Kartonpapierstreifen gedruckt; die Oberfläche ist glänzend und weist eine Schräggriffelung auf. Je 21 Farbschattierungen sind zu einer Farbleiter von 21,2 × 6,1 cm Größe vereinigt, auf welcher sie mit in gleicher Weise gedruckten grauen Zwischenräumen von 1 mm Breite untereinander angeordnet sind. Um die Einzeltönung zu isolieren, wird die Farbleiter unter ein mit verschiebbaren grauen Kartonblättchen versehenes Fenster gelegt; bringt man nun unter das Fenster das zu vergleichende farbige Objekt (welches flach sein muß und nicht zu klein sein darf), so kann man von ihm eine gleichgroße Fläche, wie sie durch den Farbstreifen dargestellt ist, durch Verschieben der Kartonblättchen ausblenden und somit Objekt und Farbprobe gut vergleichen. Die Größe jeder einzelnen Farbprobe be-

Digitized by Google

trägt 61 × 9 mm. Die Farbproben befinden sich in systematischer Anordnung, doch stehen nur benachbarte Trübungsfarben unmittelbar nebeneinander, während benachbarte Spektraltöne auf verschiedenen Blättern liegen, die nicht gleichzeitig unter das Beobachtungsfenster gebracht werden können. Da nur die reinen Weißtrübungen und Schwarztrübungen spektraler Farben in die 30 Farbleitern aufgenommen sind, welche die erste Hauptgruppe der Raddeschen Farbenskala bilden, so war noch eine zweite Gruppe von 12 Farbleitern nötig, in welchen die Grautönungen der wichtigsten Spektralfarben eine Abschattierung nach der hellen und nach der dunklen Seite zu erfahren. Hierdurch ist der systematische Zusammenhang, bei welchem jede Farbtönung bei ihren Nachbarfarben gefunden werden sollte, völlig zerrissen. — Die Auswahl an Farbtönungen im Bereiche der menschlichen Hautfarben ist in der Skala recht groß.

Eine weitere Ausgabe der Raddeschen Internationalen Farbenskala besteht in harmonikaartigen 21 mal gefalteten langen Kartonblättern von 5 × 29 cm, auf denen dieselben 42 Gammen (Farbleitern) mit ihren Schattierungen, jede Schattierung in 1 × 3 cm Größe, untereinander angeordnet sind. Diese zusammengefaltete Skala ist in einem schwarzen Kalikopappkarton von 7 × 6 × 30 cm Umfang untergebracht. Die Farben leiden darunter, daß sie mit ihren glänzenden Schichtseiten aufeinander gefaltet werden und daher leicht zusammenkleben und stumpfe Stellen aufweisen. Die einzelnen Farbleitern sind nicht zu isolieren wie bei der anderen Ausgabe.

Neben der allgemein eingeführten Brocaschen Farbentafel ist die Raddesche besonders von Rudolf Virchow bei seinen Beobachtungen an Angehörigen farbiger Rassen verwendet worden.

3. Die Farbentafel von Hrdlička, — beigegeben den Directions for Collecting Information and Specimens for Physical Anthropology Washington 1904, — ist eine Wiederholung der Brocaschen Farben im vergrößerten Maßstabe, jede Farbprobe 83 × 41 mm, auf 8 Blättern. Es handelt sich um technisch gut ausgeführte farbige Drucke, welche aber mit den Originalfarben von Broca an vielen Stellen nicht übereinstimmen.

4. Die Hautfarbentafel von F. v. Luschan (Puhl und Wagner, Rixdorf 1904. Neue Ausgabe 1926). 36 Steinchen aus farbigem Glasfluß von je 9 × 20 mm Oberfläche und 6 mm Höhe sind in zwei Reihen an den Längsseiten eines 7 × 18¼ cm großen Zinkblechkästchens (oder in einem verkürzten Rahmen beiderseitig in je 2 Reihen) untereinander angeordnet. Die Farben sind nicht homogen, die Oberfläche der Steinchen spiegelt stark, die Steinchen sind zu dick, um mit der zu vergleichenden Hautoberfläche (ausgenommen etwa bei dicken Weichteilen, die etwas verdrängt werden können, oder an den Schmalseiten der distalen Extremitätenabschnitte, der Kinnkante) in annähernd gleiche Ebene gebracht zu werden. — Vgl. v. Luschan: Über Hautfarbentafeln. Z. f. E. 1916; Bd. 48, S. 402. — Neue Ausgabe vgl. Z. f. E. 1926 Bd. 58, S. 328.

5. Die Hautfarbentafel von Gustav Fritsch, 1916. In einem schwarzen Papprahmen (in Kalikotasche von 14,2 × 22 cm Größe) sind 6 Streifen mit je 7 Farbproben von je 15 × 25 mm Größe vereinigt. Die Farbproben stellen stumpfe Aufstriche auf genarbtem Papier dar, welches das Hautrelief ungefähr nachzuahmen geeignet ist, aber der Abnutzung um so stärker unterliegt. Die bei jeder reliefartigen Oberfläche unvermeidlichen Reflexe verringern die Sicherheit der Ablesung des Farbtons. Jeder Streifen mit den 7 ihn völlig bedeckenden Proben kann einzeln herausgezogen und zum Zweck des Vergleichs über die Haut gespannt werden In den 42 Farben ist eine gute Auswahl der wichtigsten Rassenfarben

Digitized by Google

gegeben. Die Anordnung der Farben ist nach rassenmäßigen Zusammenhängen getroffen, eine systematische Anordnung nach Farbverwandtschaft ist nicht angestrebt. — Vgl. Fritsch: Die Feststellung der menschlichen Hautfarben. Z. f. E. 1916, Bd. 48, S. 86.

Hierzu kommen Hautfarbentafeln, die sich nur auf die Farben bestimmter Völker beziehen und zwar:

6. Die Hautfarbentafel von K. E. Ranke. Diese betrifft an südamerikanischen Indianern beobachtete Farbtönungen. Sie enthält 10 Farbproben von $40^1/_2 \times 17$ mm Durchmesser und zwei von 41×24 mm Durchmesser in homogenem stumpfem Buntdruck auf einem schwarzen Blatt vereinigt. — Vgl. K. E. Ranke: Über die Hautfarbe der Südamerikanischen Indianer, Z. f. E. 1898, Bd. 30, S. 61, welchem Aufsatz die Tafel beigefügt ist.

7. Über die Hautfarben der Weddahs auf Ceylon ist eine Übersichtstafel dem Werke: P. und Fr. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Wiesbaden 1887—93, Bd 3, als Tafel II beigefügt. Sie enthält 12 Farbproben in streifenförmigen Feldern von je höchstens $22^1/_2 \times 1{,}5$ cm Größe (Größe der einzelnen Farbnüance $15 \times 4{,}5$ mm) auf einem schwarzen Tafelblatt. Durch die Häufigkeit, mit der sich Vierecke gleicher Farbe wiederholen, wird die prozentuale Häufigkeit des Vorkommens der betreffenden Nüance ausgedrückt.

Eine weitere Farbtafel über Südseeinsulaner enthält: Fritz Sarasin, Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner, Berlin 1916—22, Atlas Taf. II. Hier sind auf hellfarbiger Unterlage 9 Farbproben, jede von $14 \times 4^1/_2$ mm Durchmesser, wiedergegeben, die ebenfalls zu größeren Streifen vereinigt sind und durch die Häufigkeit der Wiederholung die Verbreitung der betreffenden Nüance andeuten. In der Mehrzahl stimmen diese Farbproben mit denen aus dem Weddahwerk überein, sie tragen aber eine andere Bezeichnungsweise! — Schließlich findet sich noch eine Farbtafel über einen primitiven Völkerstamm bei Fritz Sarasin, Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes, 2. Teil; Wiesbaden 1906. Taf. II. Hier finden sich 9 der im Weddahwerk gegebenen Farbproben in größerer Flächenzeichnung wieder. Die prozentuale Verbreitung der einzelnen Nüancen ist hier in Form einer Kurve eingetragen.

Die bisher im Gebrauch befindlichen Skalen zur Bestimmung der menschlichen Hautfarben hatten erhebliche Mängel. — Der erste, zunächst am meisten in die Augen fallende Mangel bestand in der Unvollständigkeit hinsichtlich des Gesamtumfanges des in Betracht kommenden Farbgebiets und hinsichtlich der notwendigen Anzahl von Tönungen innerhalb dieses Farbgebiets. Die sehr umfangreiche Raddesche Skala enthält zwar eine beträchtliche Anzahl von Tönungen, die an der menschlichen Haut beobachtet werden, die Proben sind aber besonders in den dunkleren Trübungen häufig undefiniert und nicht von einander unterscheidbar; Rudolf Virchow hat diese Skala immerhin jahrelang seinen anthropologischen Hautfarbenbeobachtungen zugrunde gelegt. Eine gute Auswahl für anthropologische Zwecke bietet die Skala von Fritsch, doch ist die Zahl der Nüancen nicht ausreichend. — Eine zweite Klippe, an welcher fast alle bisher hergestellten Farbskalen gescheitert sind, ist die Veränderlichkeit der Farben; diesem Übelstande ist nicht gänzlich abzuhelfen, da zahlreiche Farben nur mäßig „echt" und wohl keine völlig auf die Dauer lichtecht herzustellen ist. Dementsprechend weisen verschiedene Exemplare der Farbentafeln von Broca, je nach ihrem Erhaltungszustande, große Unterschiede auf, und noch größer sind die Unterschiede zwischen Originalausgabe und Neuausgabe derselben Skala, z. B. zwischen der Originaltafel von Broca und ihren Repro-

Digitized by Google

duktionen bei Hrdlička. Dieser Veränderlichkeit der Farbproben, welche im Laufe der Zeit außer durch Belichtung auch durch Verschmutzung sich vollziehen kann, ist von Luschan bewußterweise mit seinen Farbproben aus Glasfluß aus dem Wege gegangen, leider hat aber bei der Neuherausgabe der Tafel, wie Hans Virchow in seiner Besprechung dartat, keine völlig identische Reproduktion der Farbproben stattgefunden; was die Mannigfaltigkeit von Nüancen anbelangt und die gute Vergleichbarkeit mit der Haut, so ist diese Skala eher die unvollkommenste (glänzende Steinchen, deren Oberfläche wegen der Steinchendicke nicht unmittelbar in eine Ebene mit der Haut gebracht werden kann). — Der wichtigste, grundsätzliche Mangel aller bisherigen Hautfarbenskalen ist aber darin zu suchen, daß die darin vorhandenen Farbproben nicht in einem systematischen Zusammenhange zueinander stehen; infolgedessen ist die Stufendichte der verschiedenen Farbnummern eine außerordentlich wechselnde; ferner stehen einander ganz verwandte Farben auf den Skalen weit voneinander getrennt, während umgekehrt Farbproben nebeneinander liegen, die keine unmittelbare Beziehung zueinander haben; aus dem gleichen Grunde tragen dann ganz ähnliche Farben weit voneinander entfernte Bezifferungen, und andererseits bedeuten einander nahestehende Ziffern weit voneinander stehende Farben. Die Raddesche Skala ist zwar nach Farbnüancen geordnet, indem möglichst jeder Spektralfarbe eine Skala von Trübungen vom hellsten Weiß über die Klarfarbe hinweg zum dunkelsten Schwarz hinzugefügt ist; diese Anordnung erschöpft aber nicht den Nüancenreichtum der natürlichen Farben, wie sich schon daraus ergibt, daß wichtige Nüancen wie Braun nicht in den Skalen unterzubringen waren, sondern gesonderte Skalen erforderten. Mit diesem Mangel eines natürlichen Farbsystems hängt auch die mangelhafte Definiertheit des einzelnen Farbtons (Radde, von Luschan), die unsichere Reproduzierbarkeit (Broca, von Luschan), die willkürliche Auswahl einer Anzahl vom Autor an Rassen beobachteter Farben für die Hautfarbenskala (Broca, Fritsch) zusammen. Der schwerste Nachteil bei dem Mangel eines natürlichen Farbsystems besteht aber darin, daß die Farbproben nicht in einem natürlichen Zusammenhange angeordnet werden können, und daß infolgedessen ein folgerichtiges, schrittweises Vorrücken beim Vergleich von einer zunächst grobgeschätzten Vergleichsprobe zu der am besten mit dem Objekt übereinstimmenden Vergleichsfarbe unmöglich ist. In dieser Hinsicht haben alle bisher bekannten Skalen völlig versagt. — Ein weiterer, zwar nicht so fundamentaler, aber doch recht wichtiger Gesichtspunkt betrifft die Tatsache, daß nur gleichgroße Farbflächen wirklich einwandfrei miteinander verglichen werden können; es ist also erforderlich, daß von dem zu vergleichenden Hautgebiet ein kleiner Bezirk in Größe der Farbprobe ausgeblendet wird. Dieser Umstand ist bei der Raddeschen Skala berücksichtigt; unter das mittels eines Papprahmens gebildete Fenster können aber, der Bestimmung dieser Skala entsprechend, nur flache Objekte, wie Stoffproben u. dergl., gezogen werden. Alle vorhandenen Hautfarbenskalen gestatteten nur ein ungefähres Vergleichen des Objekts mit der in seine Nähe gehaltenen Tafel, die Farbproben von Fritsch konnten wenigstens unmittelbar auf die Haut aufgelegt und in einer Ebene mit ihr betrachtet werden. — Ein letzter Punkt betrifft die Oberflächenbeschaffenheit der Farbprobe und ihre etwaige Musterung. Ist die Oberfläche etwas uneben, so daß kleine Reflexe entstehen, wie es bei der Fritschschen Skala der Fall ist, so ist die Vergleichbarkeit mit der Haut an sich eine gute, es entsteht aber eine ungenügende Definiertheit der Farbprobe, welche eine genaue Reproduzierbarkeit und Einordnung

Digitized by Google

in ein allgemeines System fast unmöglich macht; wird die Ähnlichkeit mit der Haut gar dadurch erzeugt, daß die Farbprobe mehrere Nuancen enthält, wie es bei den Luschanschen Glasflüssen mit ihren abweichend gefärbten Schlieren der Fall ist, so befinden wir uns schon fast im Bereiche voller Willkür. Die wichtigsten Anforderungen zuverlässiger Reproduzierbarkeit und sicherer Ablesbarkeit werden nur bei homogenen, stumpfen und nicht reflektierenden Farbproben erfüllt. Musterung, satinartiger matter Glanz oder reliefartige Oberfläche der Farbprobe erleichtert zwar den Vergleich in einer Anzahl von Fällen, beeinträchtigt aber die Bestimmtheit und Reproduzierbarkeit der Probe.

Um **ein allen Anforderungen genügendes Meßinstrument** zu schaffen, ließ ich zunächst bei zahlreichen sich dem Arzte bietenden Gelegenheiten eine große Anzahl von Aquarellwiedergaben verschiedener Haut- und Schleimhautbezirke herstellen, teils mit, teils ohne Nachahmung der Einzelheiten des natürlichen Hautreliefs. Um diese Farbproben mit der Haut anderer Individuen gut vergleichen zu können, wurden die Kartonblättchen von vornherein in Gestalt von Ringen, also mit einem Durchblickfenster, hergestellt. Es zeigte sich nun als erforderlich, die Farbproben, welche einerseits im spektralen Sinne, andrerseits hinsichtlich der Klarheit der Farbe, schließlich auch bezüglich der helleren bzw. dunkleren Tönung variierten, in ein System zu bringen, um eine richtig abschätzende Vergleichsbestimmung zwischen Objekt und Farbproben zu ermöglichen Am zweckmäßigsten erschien es, die Hautfarbenskala an ein bereits vorhandenes, auf solchen Variationen aufgebautes System anzuschließen. Das einzige derartige System von Farben, welches auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, ist das von Wilhelm Ostwald aufgestellte. Herr Geheimrat Ostwald hatte die Güte, eine größere Anzahl meiner damaligen Ringe mit seinem System messend zu vergleichen; es ließ sich ersehen, daß einige Hundert Farbenüancen erforderlich sein würden, um die Mannigfaltigkeit der Hautfärbungen in ausreichender Weise wiederzugeben. Der Ostwaldsche „Farbnormenatlas" enthielt aber trotz seiner zahlreichen Farbproben nur eine kleine Auswahl der in dem Bereiche der menschlichen Hautfarben zu findenden Tönungen, so daß die Stufen für den Farbvergleich erheblich zu groß waren. Ferner war der Atlas in der vorliegenden Form als Meßinstrument nicht praktisch verwendbar, da die Anordnung sämtlicher Farbproben in eindimensionaler Reihe die für den Farbvergleich notwendigen Zusammenhänge unterbricht, indem nicht sämtliche zueinander gehörenden Farben beieinander gefunden werden.

Um eine solche sinngemäße, räumliche Zusammenordnung zu erzielen, wurde der weiterhin zu beschreibende Hautfarbenfächer konstruiert; für die in ihm enthaltenen Farbproben wurden die Ostwaldschen Farbnormen als Grundlage gewählt. Herr Geheimrat Ostwald hatte die Güte, die große Anzahl der nach meinen Messungen erforderlichen Farbtönungen, welche sich als Zwischenstufen zu den Farben seines Normenatlas darstellten, eigens für den Fächer nach seinen Herstellungsgrundsätzen anfertigen zu lassen. Der Farbfächer hat also unmittelbaren Anschluß an ein wissenschaftlich begründetes Farbnormensystem.

Hinsichtlich der **Nomenklatur** war die Verwirrung bisher so groß wie nur irgend denkbar. Jede Hautfarbenskala hatte ihre eigene Nomenklatur, deren Bezeichnungen bei Broca und v. Luschan völlig willkürlich gewählt waren, bei Fritsch Beziehungen zur rassenmäßigen Herkunft seiner Farbproben hatten, wobei aber eine strenge rassenmäßige Zugehörigkeit der von ihm gewählten Gruppenbezeichnungen ausdrücklich abgelehnt wurde. Selbst die Spezialskalen von Ranke und von P. und Fr. Sarasin haben

Digitized by Google

jede ihre eigene Nomenklatur und die der Sarasins ist nicht einmal von den Autoren selbst im Laufe ihrer verschiedenen Veröffentlichungen festgehalten worden. Nur Radde hat für seine systematisch zusammengestellten Farben auch eine systematische Bezeichnungsweise; die Ziffern 1—42 bezeichnen bei ihm die Kardinaltöne bzw. Zwischentöne, die kleinen Buchstaben a—o, welche hinzugesetzt werden, den jedesmaligen Gehalt an Weiß- bzw. Schwarztrübung. Da aber die Kardinaltöne nicht nur in spektraler Folge aufgezählt sind, ihnen vielmehr unter Weiterzählung noch eine Reihe verschiedener aus den Spektralfarben abgeleiteter „Kardinalfarben" angeschlossen ist, so bezeichnen bei Radde einander nahestehende Ziffern durchaus nicht nur verwandte oder spektral benachbart stehende Farben. — Das Ostwaldsche Farbsystem leitet die natürlichen Farben streng folgerichtig voneinander bzw. von den Grundfarben ab, es zeigt die Farben in ihrem natürlichen inneren Zusammenhange, — demgemäß ist auch durch die Benennung einer Farbe deren Stellung im System gegeben. Da die Ostwaldsche Nomenklatur zusammen mit dem Ostwaldschen Farbnormensystem allein für absehbare Zeit die Anwartschaft haben, allgemeingültig zu werden, war es geboten, für den Hautfarbenfächer mit dem Anschluß an dieses System auch seine Nomenklatur zu übernehmen.

IV.

Das natürliche System der Farben nach Ostwald[1]).

Wilhelm Ostwald hat gezeigt, daß die reinen Farben des Spektrums nicht die in der Natur vorkommenden Farben sind, daß vielmehr alle natürlichen Farben ein Gemisch einer ganzen Anzahl von Spektralfarben darstellen und meist eine mehr oder minder große Beimischung einer grauen Trübungsfarbe enthalten; je stärker diese Beimischung ist, desto weniger tritt der Spektralton hervor. Man kann so eine Anzahl von Reihen zunehmender Trübung, von einer möglichst klaren Farbe ausgehend, aufstellen. — Die Trübungsfarbe, welche zugesetzt wird, ist nun selbst wieder eine Mischung von Weiß und Schwarz; von diesen unbunten Farben läßt sich durch Mischung von Weiß und Schwarz in verschiedenem Verhältnis eine ganze Reihe — Grauleiter — aufstellen, die mit dem hellen Weiß des Baryumsulfats bzw. Bleiweiß beginnt und mit tiefem Schwarz, etwa Lampenruß, endet. Nach dem Fechnerschen Gesetz ist es erforderlich, daß in dieser Grauleiter der Anteil des Weiß, welcher den psychologischen Reiz auf das Auge ausübt, in geometrischer Progression abnimmt, wenn die Reihe gleichabständig erscheinen soll (logarithmische Reihe). Die von Ostwald nach diesen Grundsätzen aufgestellte Graureihe lautet in ihrer praktischen Ausführungsform:

89	56	35	22	14	8,9	5,6	3,5
a	c	e	g	i	l	n	p

Hierbei bedeutet a eine Farbe mit 89% reinem Weiß, p eine solche mit 3,5% reinem Weiß (die dunkelste Farbe, welche sich auf Papier mit Druckerschwärze erreichen läßt).

Die spektrale Reihe vom Rot zum Violett hat Ostwald unter Einfügung von Purpurfarben, welche den Übergang zwischen Rot und Violett bilden, zu einem *Farbtonkreis* (Abb. 1) zusammengebogen. In diesem spektralgeordneten Farbkreise stehen die Farben nicht etwa den Wellenlängen entsprechend gleichabständig, vielmehr steht dem Gelb 1,0 von der Wellenlänge 572 das Ultramarin 13,0 von der Wellenlänge 440 gegenüber und ebenso

[1]) Vgl. W. Ostwald, Physikalische Farbenlehre Unesma, Leipzig 1923 und derselbe, Farbkunde Hirzel, Leipzig 1923.

Digitized by Google

dem Rot 7,0 von der Wellenlänge 663 (äußerstes sichtbares Rot des Spektrums) das Seegrün 19,0 mit der Wellenlänge 488. Diese Anordnung ist gewählt, weil nur so die richtigen Gegenfarben einander gegenüber stehen, welche uns psychophysisch durch die „Nachbilder" geläufig sind und nach physikalischen Gesetzen beim Nicolschen Prisma erscheinen. Bei dieser Anordnung steht jede Klarfarbe in der Mitte ihres *Farbenhalb* (Abb. 2), d. h. rechts und links hat sie bis zum Halbkreis diejenigen Spektralfarben zu Nachbarn, durch deren Mitwirkung nach Ostwalds Versuchen die natürliche Farbe entsteht. — Die Grundfarbe, abgesehen von ihrem Gehalt an Trübung, bezeichnet Ostwald mit einer Ziffer vom Gelb = 1,0 im Sinne des Spektrums bis zum Rot = 7,0 und über die nicht im Spektrum vorkommenden Purpurfarben hinweg zum Violett, Ultramarin = 13,0, Blau und Grün zum Gelb zurück.

Die bunten Trübungsfarben kommen nun in der Weise zustande, daß zur Klarfarbe ein Weiß-Schwarzgemisch zugesetzt wird' in einem ge-

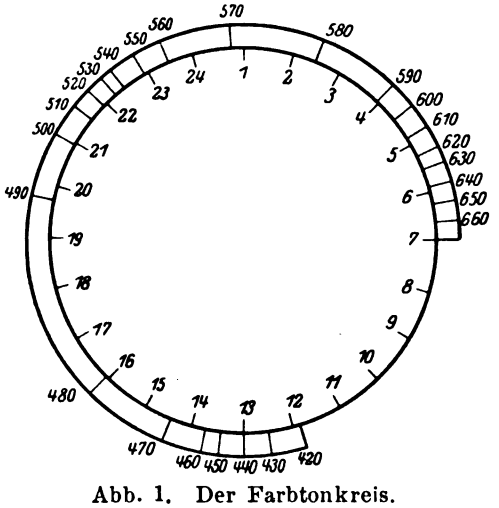


Abb. 1. Der Farbtonkreis.

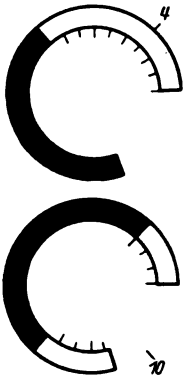


Abb. 2. Das Farbenhalb (für den Farbton 4,0 und 10,0).

wissen Prozentverhältnis Grau zu Farbe, wobei das Grau seinerseits sich wieder aus einem bestimmten Prozentverhältnis von Weiß und Schwarz zusammensetzt. Das hierbei befolgte Prinzip ist das des *logarithmischen Dreiecks* (Abb. 3). In diesem liegt an einer Ecke die Vollfarbe r, an den beiden anderen Weiß w bzw. Schwarz s; die der Vollfarbe gegenüberliegende Dreiecksseite entspricht also der psychologischen Graureihe. Der Schwarzpunkt s liegt im logarithmischen Dreieck im Unendlichen. Die Seite wr enthält die hellklaren, die Seite sr die dunkelklaren Farben. Die Reihen der Weißgleichen ordnen sich gegenüber dem Weißpunkt und laufen somit der dunkelklaren Reihe parallel; sie drängen sich im linearen Dreieck nach dieser Seite rs hin zusammen, welche theoretisch im Unendlichen liegt. Die Reihen der Schwarzgleichen gehen der hellklaren Reihe parallel, sie ordnen sich zum Schwarzpunkt s und drängen sich im linearen Dreieck nach diesem hin zusammen; der Punkt s liegt theoretisch im Unendlichen. Im psychologischen Dreieck wird jede der beiden Gruppen von Parallelen zu gleichabständigen Linienpaaren auseinandergezogen und das Dreieck wird nach der dunkelklaren Seite zu an der praktisch erreichbaren Grenze der Schwarztrübung mit der p-Reihe abgeschlossen. In diesem psychologischen Dreieck erscheinen nun die Reihen gleichen Trübungsgrades als Stufen der Weißtrübungsreihe; sie ordnen sich gegenüber der Klar-

Digitized by Google

farbe in gleichabständigen parallelen Reihen bis zur Reihe stärkster Trübung, welche eine Übergangsstufe zur Grauleiter ws darstellt. Das *vereinfachte Dreieck* (Abb. 4) enthält nur die Hälfte der Stufen des Weiß- und Schwarzgehaltes. Die Einteilung ist nur bis p als stärkster Trübung mit größtem Schwarzgehalt fortgeführt. Die Gruppen mit gleichem Weißgehalt sind durch Gleichheit des ersten Buchstabens gekennzeichnet; der Weißgehalt nimmt von a bis p ab. Die Gruppen mit gleichem Schwarzgehalt sind durch Gleichheit des zweiten Buchstabens gekennzeichnet; der Schwarz-

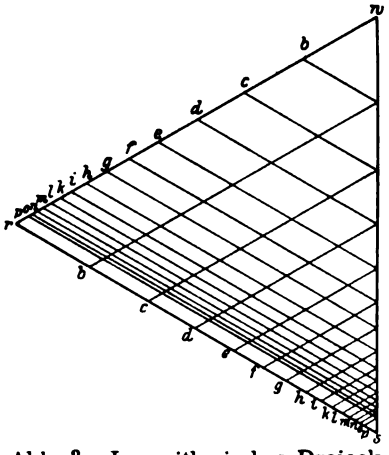


Abb. 3. Logarithmisches Dreieck der Trübungsfarben.

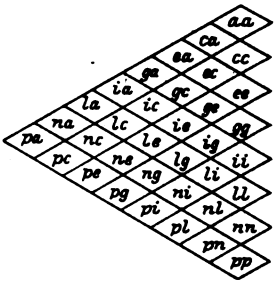


Abb. 4. Vereinfachtes psychologisches Dreieck der Trübungsfarben.

gehalt nimmt von p nach a, also im entgegengesetzten Sinne ab. — Die Bezeichnung einer Farbe lautet dann z. B.: 5,0 ng; hierbei bedeutet n „soviel Weiß wie das Grau n enthält" nämlich 5,6%; — g „soviel Schwarz wie das Grau g enthält", nämlich 100—22=78% und drittens von der Farbe 5,0 die Menge 100—5,6—78=16,4%; es handelt sich demnach um eine ziemlich stark dunkel getrübte Tönung der Farbe 5,0.

$$w + s + r = 100\,\%$$
$$5{,}6 + 78 + 16{,}4 = 100\,\%$$

Je stärker nun der Trübungszusatz zur Klarfarbe ist, um so mannigfaltiger wirkt sich das gegenseitige Verhältnis von Weiß und Schwarz im Charakter der Trübungsfarbe aus; wir können also, je mehr wir uns von der reinen Farbe entfernen, um so zahlreichere Glieder vom gleichen Trübungsgrade der betreffenden Klarfarbe aufstellen. Die Reihe stärkster Trübung enthält schließlich ebensoviele Glieder wie die Grauleiter a, b, c . . . . . p, nämlich 15 bzw. in der oben abgekürzten Form der praktischen Graureihe: a c e g i l n p nur 8 Glieder.

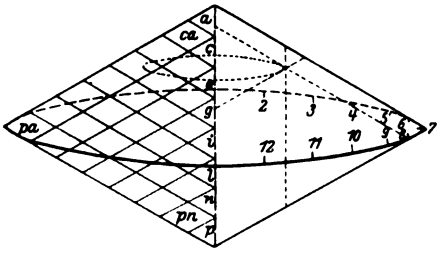


Abb. 5. Der Farbkörper (auf dem oberen kleinen Kreis liegen die Trübungsfarben 1,0—24,0 ga).

Der größte Weißgehalt im Dreieck liegt bei ca (bzw. aa), der größte Schwarzgehalt bei pn (bzw. pp) und der reinste Farbton bei pa.

Wird die Summe aller farbtongleichen Dreiecke an der in die Graureihe übergehenden Dreiecksseite vereinigt, so ergibt sich die Figur eines Doppelkegels, der sog. *Farbkörper* (Abb. 5); an diesem befinden sich die klaren Farben an der Peripherie des Kreises aufgereiht, der der

Digitized by Google

Berührungsfläche der beiden Doppelkegel entspricht; die Achse des Doppelkegels wird durch die Graureihe gebildet, die Spitze des oberen Kegels entspricht dem reinsten Weiß, die des unteren dem tiefsten Schwarz.

Für die beim Menschen vorkommenden Farben haben wir es nur mit den von den Klarfarben 2,0 (Gelb) bis 8,0 (Purpurrot), allenfalls bis 10,0 (Bischofsviolett) ausgehenden Trübungsfarben zu tun und zwar nur mit den Trübungsfarben der 4. bis 12. Trübungsreihe, bei den eigentlichen Hautfarben nur mit der 6. bis 12. Reihe, von der Klarfarbe pa aus gerechnet.

V.

Der Hautfarbenfächer.

Das Gesamtgebiet der beim Menschen zu beobachtenden Hautfarben umfaßt, wenn man die Nüancierung bis in die Nähe der psychologischen Unterscheidungsschwelle führt, mehrere Hundert Farbtöne. Die äußere Umgrenzung dieses Gebietes ist dadurch gegeben, daß als Farbton von spektralem Charakter im wesentlichen nur die Farbe des Blutes in Betracht kommt, während die Gewebe ohne Blutgehalt als verschiedene Abstufungen von Weißtrübungen erscheinen und die Pigmente verschiedene Grade von Schwarztrübungen erzeugen. Die beigegebene *Farbentafel*[1]) (Abb. 6) enthält alle von mir beim Menschen an Haut, Schleimhaut oder inneren Organen beobachteten Farben (durch + bezeichnet) und außerdem eine Anzahl von zwischen diesen oder außerhalb von ihnen, aber in ihrer Nähe liegenden Farben, welche auch als beim Menschen vorkommend angenommen werden müssen. Die Farbproben sind in das Ostwaldsche Schema eingereiht; wir gewahren von links nach rechts die mit 2,0; 3,0; usw. bis 10,0 bezeichneten Kolumnen und einige Zwischenkolumnen (2,5, 3,5, 4,5). Jede Kolumne vereinigt die Abkömmlinge einer bestimmten spektralen Ausgangsfarbe und ist mit der ihr nach Ostwald zukommenden Ziffer bezeichnet. Die durch stärkere horizontale Striche getrennten 7 Gruppen entsprechen je einem einheitlichen Trübungsgrade der in der untersten 8. Gruppe vereinigten Reihe klarster Farben. Diese unterste Reihe enthält bei 7,0 die reine Blutfarbe (80% Haemoglobin der Tallqvist-Skala). Die oberste Gruppe stärkster Trübung enthält links oben bei 2,0 die Farbe der anämischen Haut (Epithelfarbe); in der untersten Reihe dieser Gruppe finden wir bei 4,0 die Farbe sehr dunkler Naevi (fast reines Pigment).

Außer der Farbe des Epithels 2,0 db (ein stark weißgetrübtes Gelb), der Farbe des Pigments 4,0 pn (ein stark schwarzgetrübtes Gelb bis Rot) und der Farbe des Blutes 7,0 pa (ein ziemlich klares Scharlachrot) gibt es nur wenige Komponenten, welche für die Hautfarbe mitsprechen. Von einiger Bedeutung sind Bindegewebe und Fett, welche sich am Aufbau der Haut beteiligen; ersteres zeigt eine weißliche Farbe mit wenig Graubeimengung, wie wir sie am reinsten an alten, pigmentlosen Narben beobachten können, letzteres kommt in verschiedenen spektralen Abstufungen von Gelb in Farbtönen von mittlerer Klarheit, z. B. 3,0 ga, vor: es schimmert durch die Epithelschichten hindurch und hat an dem gelblichen Aussehen der Haut einen wesentlichen Anteil. — Andere Faktoren, welche auf die Hautfarbe einen Einfluß haben, sind die Durchtränkungen der Haut mit Flüssigkeiten; Durchtränkung mit Gewebswasser (Oedem) gibt der Haut eine pastöse Farbe, bei starker Durchtränkung wird die Haut durchscheinend; Durchtränkung mit Gallenfarbstoff er-

[1]) Die Tafel mußte wegen der Reproduktionskosten einfarbig wiedergegeben werden.

Digitized by Google

zeugt eine gelbliche Färbung, die mehr oder minder ins Grünliche spielt (Icterus) — wegen dieses spektralen Charakters stellt die ikterische Hautfarbe auch eine Grenzmarke im Bereich der Hautfarben dar; Durchtränkungen mit Blutfarbstoff (die bekannten blauen und grünen Flecke) können hinsichtlich des spektralen Grundtones die ganze Skalenbreite

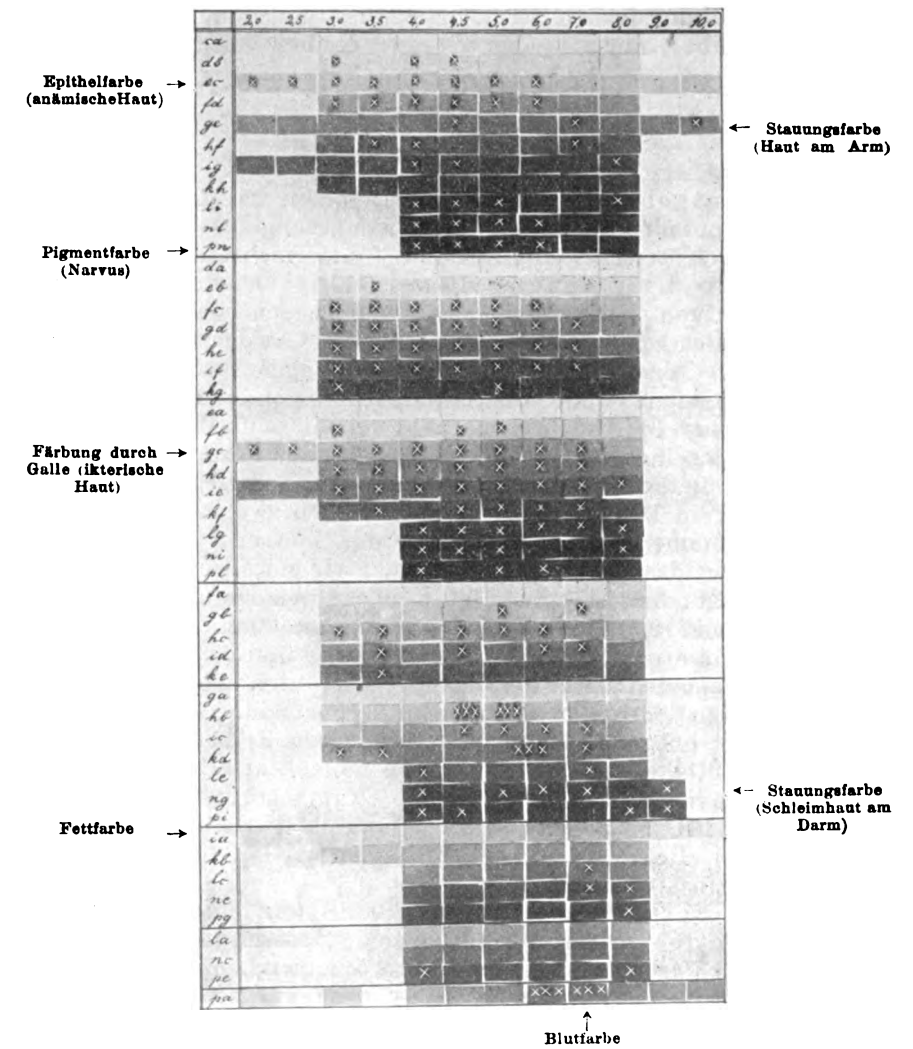


Abb. 6. Übersichtstafel der beim Menschen beobachteten Farben.

der an der Haut vorkommenden Spektralfarben einnehmen. — Aus der Tiefe durch die Haut schimmernde Organe haben ebenfalls Einfluß auf die abzulesende Färbung; besonders leicht kann man sich hiervon an der Beugeseite des Unterarmes überzeugen, an welcher die von den Sehnen unterlagerten Hautgebiete wesentlich heller erscheinen als die von Muskel unterlagerten; die helle Farbe der unterliegenden Sehnen nimmt also an der Färbung der Haut teil. Bei der Muskulatur handelt es sich wiederum um eine Blutfärbung, unter Zusatz erheblicher Dunkel-

Digitized by Google

trübung, so daß sich die Farbe 6,0 pg ergibt. Auch Fett schimmert aus größerer Tiefe durch die Haut hindurch.

Hinsichtlich der Färbung durch das lebendige (nicht zersetzte) Blut ergibt sich die eigentümliche Tatsache, daß wir mit geringerem Blutgehalt in der Spektralreihe nach links zum Gelb rücken, mit stärkerem Blutgehalt nach rechts zum Purpur. Dies zeigt sich schon am frisch ergossenen Blut in dem auffälligen Umstande, daß ein Haemoglobingehalt von 80% der Spektralfarbe 7,0, ein solcher von 40% aber der Spektralfarbe 6,0 entspricht; 30% entsprechen 5,5, 20% 5,0 und 10% 4,5. Eine nur gering mit Blut versorgte Haut entspricht den Kolumnen 3,5 und 3,0, in welchen auch schon die reine Fettfarbe auftritt, eine einigermaßen reichlich versorgte den Kolumnen 4,0 und 5,0. Gehen wir in dieser Richtung in der Spektralreihe weiter, d. h. auf der Tabelle nach rechts bis in die jenseits des Spektrums liegenden Purpurfarben, so treffen wir im Gegensatz nur bei relativ großer Blutfülle auftretende Färbungen und zwar solche, die durch gestautes, also an Kohlensäure reiches und sauerstoffarmes Blut hervorgebracht werden; hier gelangen wir wieder in Grenzbereiche der menschlichen Haut- und Schleimhautfarben, wie es sich auch in der Tabelle ausdrückt (Stauung am Arm — Gruppe stärkster Trübung rechts oben; Stauung am Darm, z. B. am künstlich vorgelagerten, 5. Gruppe rechts unten.) — Die besprochenen, durch den Blutgefäßinhalt hervorgerufenen Hautfärbungen beziehen sich auf diffuse Färbungen durch Kapillaren; Färbungen durch größere durchschimmernde Hautvenen, die einen blaß-lividen Charakter tragen, haben einen der Gefäßzeichnung entsprechenden örtlich beschränkten Charakter; man wird solche Bezirke nicht zur Bestimmung der Hautfarben verwenden.

Da in dem Meßinstrument nur ein einheitliches Farbgebiet dargestellt werden konnte, weil man nur in einem solchen interpolieren kann, so sind gewisse Sonderfarben, die auch an der Körperaußenseite beobachtet werden, beiseite gelassen, vor allem die Farben der Iris; für diese wird man sich auch wegen der Eigenheit des Zusammenhanges von Färbung und figürlicher Zeichnung besser an die speziellen Meßgeräte halten. Ebenso dürfte sich die Bestimmung der Haarfarben besser mit einem haarähnliche Farbproben enthaltenden Meßgerät durchführen lassen, wenn auch an sich die stumpfen Farbaufstriche zu einer Bestimmung der Haarfarben nicht ungeeignet sind, wie ja auch Broca seine Farbaufstriche zu diesem Zwecke mit verwendete. Es wird sich aber empfehlen, diese anderen Meßgeräte hinsichtlich der Nomenklatur auch an das Ostwaldsche Farbensystem anzuschließen. — Auch die Färbungen der Conjunctiva Bulbi ebenso wie die sehr blasser, pigmentloser Narben sind außerhalb des einheitlichen, in der Tabelle wiedergegebenen Gebietes geblieben, aus praktischen Gründen, die sich aus den folgenden Erörterungen über die in dem Fächer wiedergegebene Stufendichte der Farben ergeben.

Will man sich über die für ein Bestimmungsgerät wünschenswerte Stufendichte der Farben klar werden, so muß man bedenken, daß es niemals die Aufgabe eines solchen Gerätes sein kann, jede an Objekten irgend vorkommende Farbnüance zu enthalten, weil dies bei dem weitgehenden Farbenunterscheidungsvermögen des Menschen und der großen Variabilität aller Farben hieße, die Farbenauswahl des Gerätes bis ins Unendliche treiben. Das Gerät erfüllt seinen Zweck, wenn verschiedene Beobachter von normalem Farbenunterscheidungsvermögen bei der Ablesung zu demselben Ergebnis kommen; sind die Farbstufen zu groß gewählt, so wird jeder einzelne der kritischen Beobachter die Zuteilung der am Objekt beobachteten Farbe zu einer der auf dem Meßgerät vorhandenen für unmöglich erklären, sind die Stufen übermäßig eng gewählt, so werden

Digitized by Google

die Beobachter in der Zuteilung schwanken bzw. zu voneinander abweichenden Meßresultaten kommen. Eine Messung mit einem Gerät, das enger graduiert ist, als es nötig wäre, führt bei den gewöhnlichen Messungen, z. B. der Länge oder des Gewichts, nicht ohne weiteres zu Übelständen, weil sich die Messungsresultate verschiedener Beobachter hierbei nur innerhalb einer weiteren Dezimale unterscheiden werden, die unbeachtet bleiben kann. Bei den Messungen im Farbfächer handelt es sich aber bei der Farbenbestimmung um die Aufsuchung desjenigen Punktes des Farbkörpers, der mit dem Objekt die größte Farbverwandtschaft zeigt; werden infolge einer zu feinen Abstufung von z. B. drei Beobachtern drei verschiedene Ablesungen gemacht, so ist es nicht ohne weiteres möglich, aus den drei Beobachtungen das Mittel zu ziehen, weil es sich nicht um einfache Ziffernwerte bei dem Meßergebnis handelt. Die praktischen Erfordernisse lassen es sogar wünschenswert erscheinen, die Stufendichte etwas gröber zu wählen, als der psychologischen Schwelle entspricht, wenigstens in den Gebieten, wo eine Interpolation gut möglich ist, wie es zwischen den verschiedenen spektralen Tönungen der Fall ist Bei einer völligen Ausführung bis zur psychologischen Schwelle würde das Meßgerät etwa den doppelten Umfang haben müssen, den es zurzeit hat.

Das Gerät durch Verkleinerung der Farbproben unter ein gewisses Maß herab noch handlicher zu gestalten, ist nicht möglich, da hierunter die sichere Ablesungsmöglichkeit sehr leiden würde; die Farbfelder und die notwendigerweise gleichgroßen Durchblickfenster dürfen nicht wesentlich unter das im Fächer vorhandene Maß 15 × 23 mm bzw. 8 × 23 mm, 345 bzw. 184 qmm, heruntergehen; auch die letztere schmalere Feldgröße ist nur deshalb statthaft, weil es sich in dem betr. Bereich des Fächers um die klareren, leichter abzulesenden Farben handelt. Aus den Versuchen mit den Farbringen hatte sich ergeben, daß eine Fläche von mindestens 2 qcm Größe zum Zweck des Vergleichs ausgeblendet werden muß; da die Vergleichsfarbfelder dieselbe Größe wie die Fenster haben müssen und Durchblickgebiet und Farbprobe unmittelbar nebeneinander liegen müssen, so ergab sich die alternierende Anordnung von Fenstern und Farbproben als die zweckmäßigste Anordnungsform. Das Ostwaldsche System läßt die von einer spektralen bzw. Klarfarbe abgeleiteten Trübungsfarben in ihrem natürlichen Zusammenhange in Form eines Dreiecks anordnen. Somit hätten sich die für die Hautfarben in Betracht kommenden Farben als eine Anzahl von dreieckigen Blättern herstellen lassen, auf denen in rechteckigen oder quadratischen Feldern die Farbproben, je ein farbtongleiches Gebiet auf einem Blatt, angebracht waren. Der Vergleich von einem Farbton gewisser Trübung zu dem auf dem nächsten Blatt liegenden benachbarten Farbton gleicher Trübung ließ es wünschenswert erscheinen, die Dreiecke zu vereinigen und sie gleichzeitig zueinander verschiebbar zu gestalten. Die beste Lösung hierfür war die Fächerform mit einem einheitlichen Drehpunkt. Als Scheitelpunkt, bei dem der Drehpunkt anzubringen war, kam nur die Klarfarbe in Betracht (während Ostwald auf Grund der logischen Entstehung seiner farbtongleichen Dreiecke die stärkste Weißtrübung als Scheitelpunkt betrachtet); denn nur in diesem Falle bleiben Farbreihen gleichen Trübungsgrades bei der Drehung gleichweit vom Drehpunkt entfernt. Die praktische Verwendbarkeit einer solchen Anordnung gebietet dann von selbst die Umbiegung der parallelen Reihen der Farben gleichen Trübungsgrades zu konzentrischen Kreisbogenabschnitten, weil nur in diesem Falle bei der Drehung die trübungsgleichen Reihen auf konzentrischer Bahn marschieren. Die konzentrische Anordnung trübungsgleicher Reihen bedingt ihrerseits wieder einen

Digitized by Google

konischen Zuschnitt der Farbproben und Durchblickfenster und eine zunehmende Verschmälerung beider von Reihe zu Reihe nach dem Drehpunkt zu. Diese von dem Prinzip der Größengleichheit aller Farbproben und Durchblickfenster abweichende Anordnung ist ein notwendiges Zugeständnis, ohne welches ein handliches Gerät nicht zu erzielen war. Wäre der Drehungspunkt unmittelbar an dem Dreieckswinkel, welcher der Klarfarbe entspricht, gewählt worden, so würde die konzentrische Anordnung zu starken Krümmungen der Bogen, stark konischer Form der Felder und ungebührlicher Verschmälerung der klareren, bzw. erheblicher Verbreiterung der stärker getrübten Farbproben und ihrer Durchblickfenster geführt haben; es war deshalb notwendig, den Drehpunkt in der Verlängerung der Mittellinie des Dreiecks (winkelhalbierenden) über die Klarfarbe hinaus zu verlegen; die Grenze, bis zu welchem Punkte dies geschah, war wiederum durch die Handlichkeit des Instruments gegeben. Somit ergab sich ein Instrument, bestehend aus einer Anzahl von Fächerblättern von 32,8 cm Radius und 23 cm Länge des Peripheriebogens, auf welchem die Farbproben in konzentrischen Kreisbogen von mindestens 16 cm Radius angeordnet sind, und zwar die Farbproben auf jedem Kreisbogen abwechselnd mit gleichgroßen Durchblickfenstern.

Wollte man die Gesamtreihe der für den Meßzweck in Betracht kommenden Farbtöne (Spektral- und Purpurtöne) in einem derartigen Fächer vereinigen, so würde er etwa zehn Blätter stark sein; ein solches Instrument wäre nicht nur unhandlich, sondern würde auch dem Meßzweck vielfach Hindernisse bereiten, weil die Durchblickfenster, wenn man mehrere Fächerblätter bei der Untersuchung übereinander liegen läßt oder nur ein wenig gegeneinander verschiebt, — wie es für die Messung an sich wünschenswert ist, — eine große Tiefe der Durchblickfenster entstände mit einer die Messung stark störenden Schattenwirkung in die obersten Hautschichten hinein. Dieser Schwierigkeit ist im Fächer auf zwei Wegen begegnet, einmal dadurch, daß der Fächer in Einzelfächer zerlegt ist, derart, daß der zweite Fächer eine unmittelbare Fortsetzung der Blätter des ersten Fächers in spektraler Reihenfolge enthält; zweitens dadurch, daß die seltener vorkommenden spektralen Grenzgebiete mit dem vordersten und mit dem zuunterst liegenden Fächerblatt durch Doppelbeklebung vereinigt sind; dies ist wiederum ein Zugeständnis an die praktische Brauchbarkeit an einer Stelle im Fächer, an der die Durchführung des Prinzips: gleichgroße Farbprobe und gleichgroßes Durchblickfenster, — weniger wichtig erschien.

Was die Stufendichte der Farben im Fächer angeht, so lautete hier das allgemeine Prinzip, wie schon erwähnt: die Stufendichte muß in der Nähe der psychologischen Unterscheidungsschwelle liegen. Die Notwendigkeit, den Fächer räumlich zu beschränken, machte aber Abweichungen von diesem Grundsatz zu einer gebieterischen Forderung. Hinsichtlich der spektral verschiedenen Farbtöne ergab sich, daß bei den nach der gelben Seite zu liegenden Farben die doppelte Stufendichte wünschenswert ist, im Verhältnis zu den nach der roten Seite zu liegenden Farben, einmal weil im ersteren Gebiet die Unterschiede stärker in die Augen fallen, der psychologische Sprung von einer Farbe zur nächsten also relativ groß erscheint, zweitens weil die nach der roten Seite zu liegenden Farben auch nur in geringerem Maße und nur unter besonderen Umständen beim Menschen zur Beobachtung kommen. Die nicht im Fächer wiedergegebenen Zwischenstufen lassen sich durch Interpolation außerordentlich leicht bestimmen, da es sich hier um einen Farbenwandel in einer Richtung handelt und unser Schätzungsvermögen kleine Unterschiede bei dieser eindimensionalen Tonfolge leicht richtig

Digitized by Google

beurteilt. Aus diesen Gründen sind von dem roten Farbton 5,0 zum Gelb rückwärts die Farbtöne 4,5; 4,0; 3,5 und 3,0 berücksichtigt, in der Richtung vorwärts auf das Purpur zu aber nur die Stufen 5,0; 6,0; 7,0 und 8,0, wie es die Gesamtübersicht zeigt. — Was die Trübungsfarben im farbtongleichen Dreieck anlangt, so fand sich auch hier ein Gebiet, welches eine größere Stufendichte erforderte, das der Weißtrübungen, während in anderen Gebieten, dem Bereich der Schwarztrübungen und dem Bereich der Klarfarben, eine gröbere Stufendichte nicht störend war. Im Gebiete der dunkleren Schwarztrübungen liegt dies daran, daß unser Unterscheidungsvermögen, zum mindesten unser Unterscheidungsbedürfnis kein so großes ist, wie bei den hellen Weißtrübungen; was die klareren Farben angeht, so handelt es sich hier wieder um nur seltener beim Menschen in Betracht kommende Farben. Da nun die Trübungsfarben gleichen Farbtons stets auf einem Blatte bzw. Dreieck dem System zufolge stehen müßten, so konnte eine praktische Anordnung nur so getroffen werden, daß einerseits Farbblätter mit der dichten Stufenfolge, andererseits solche mit der weiteren Stufenfolge geschaffen wurden, wenn sich ein handliches Gerät mit dichterer Stufenfolge im weißtrüben Gebiet ergeben sollte. Die Übersichtlichkeit erforderte dann, daß ein Fächer in großen Stufen das gesamte Gebiet umfaßte (Generalfächer), während zwei Spezialfächer (Normalfächer und Erythemfächer) das weißtrübe Gebiet nach allen drei Richtungen um das Doppelte, im Ganzen also um das achtfache nüancierten. Es ließ sich nun so einrichten, daß hierbei alle drei Fächer im Format gleich groß waren, was für die Herstellung und Handlichkeit wünschenswert war. Von den 8 Fächerblättern, auf welchen somit das Weißtrübungsgebiet dargestellt wurde (vier Blätter im Normalfächer und vier Blätter im Erythemfächer), wurden schließlich in dem das Gesamtgebiet umfassenden Generalfächer die beiden ersten Blätter (3,0 und 3,5) fortgelassen, um auch bei diesem Fächer die Durchblickfenster nicht zu tief werden zu lassen (dieser Fächer enthält also somit sechs Blätter). Eine solche Beschränkung war möglich, weil die schwarztrüben und klaren Farben (welche nur im Generalfächer zur Darstellung kommen!) in diesen nach dem Gelb zu liegenden Farbtönen am Menschen keine Rolle spielen.

Wir gelangen also zu einem *System von drei* im Format gleichgroßen *Fächern* (siehe Tafel 1 Abb. I—III); Ein Fächer stellt das Gesamtgebiet dar (unter Verzicht auf einige nach dem Gelb zu liegende Farbtöne); die beiden anderen Fächer nüancieren die im Weißtrübungsgebiet des Hauptfächers liegenden Trübungsfarben unter Einbeziehung der im Hauptfächer entbehrlichen, nach dem Gelb zu liegenden Farbtönungen.

Was die Interpolation angeht, so ist noch hinzuzufügen, daß eine solche von Farbton zu Farbton sehr leicht, von Trübung zu Trübung dagegen schwierig ist, weil bei den Trübungsfarben sich stets drei Komponenten ändern: der quantitative Gehalt an Weiß, an Schwarz und der an Farbe von Nüance zu Nüance. Am schwierigsten ist das Extrapolieren aus den Grenzfarben des farbtongleichen Dreiecks hinaus, was bei den stark weißgetrübten gelben und gelbroten Farbtönen vorkommt, da eine Einbeziehung einiger noch stärker weißgetrübter Farben wiederum zu einer die Handlichkeit schwer beeinträchtigenden Erweiterung des Fächers geführt hätte.

Wir sehen also, daß es bei der praktischen Gestaltung nicht ohne einige Kompromisse und Zugeständnisse abgegangen ist; die wichtigsten Erfordernisse konnten aber ohne Einschränkung zur Durchführung gelangen. Diese sind: 1. Anordnung aller Farben entsprechend ihrem natürlichen Zusammenhange derart, daß alle zueinander ge-

Digitized by Google

hörigen Farben räumlich beieinander gefunden werden, was für das Auffinden der zutreffenden Vergleichsfarbe unerläßlich ist; 2. eine ziffernmäßige Festlegung aller Farben nach einer einheitlichen Nomenklatur, die ihre Stellung im System wiedergibt und eine logische Interpolation und Extrapolation gestattet.

Für die gute Vergleichbarkeit der Farbproben mit dem im Durchblickfenster erscheinenden Hautgebiet ist es erforderlich, daß das Fächerblatt nur dünn ist und der Haut unmittelbar angelegt wird, so daß die Vergleichsflächen sich ohne eine dazwischenliegende Zone unmittelbar berühren. Die Zelluloidblätter des Fächers haben nur 0,6 mm Dicke und die aufgeklebten Kartonblättchen 0,3 mm Dicke, so daß Farbprobe und Vergleichsfläche annähernd in derselben Ebene liegen. Damit das Fächerblatt jeder Hautstelle unmittelbar aufgelegt werden kann, muß es biegsam sein; dies ist besonders an konkaven Körperabschnitten wie der Halsseite von praktisch erheblicher Bedeutung. Hält man das Fächerblatt auch nur in geringer Entfernung von der Haut, so ist dies auch durch die Schattenwirkung, welche von dem Fächer ausgeht, ein großer Nachteil für die Messung. Aber selbst wenn man den Fächer unmittelbar an die Haut anlegt, entgeht man der Schattenwirkung nicht völlig, weil die obersten Hautschichten ein halbdurchsichtiges Medium darstellen. In dieses fallen Schatten von den Rändern der Durchblickfenster schräg hinein, wenn sich die Beleuchtungsquelle nicht am Standort des Beschauers befindet, was praktisch nur dann der Fall ist, wenn man besondere Vorkehrungen wie einen zentral durchbohrten Reflektor oder dgl. zuhilfe nimmt. Dieser Umstand bewirkt es, daß ein durch das Durchblickfenster betrachtetes Hautgebiet deutlich abzublassen scheint, wenn man das Fenster verschmälert (was durch gegenseitiges Verschieben zweier Fächerblätter leicht bewirkt werden kann); in einem solchen Falle wird ein so großer Teil der in etwas tieferen Schichten der durchscheinenden Haut gelegenen Kapillaren durch die Randschatten unsichtbar gemacht, daß die Röte der Haut schließlich fast völlig für das Auge unsichtbar wird. Aus diesem Grunde konnte also die Breite der Fenster nicht unter ein gewisses Maß herabgesetzt werden — bei etwa 1 cm Breite liegt die untere zulässige Grenze. Für den Gebrauch des Fächers ergibt sich hieraus ferner, daß die Lichtquelle bei der Untersuchung möglichst hinter dem Beobachter liegen muß; dieser steht am besten mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt; diffuses, von Wolken reflektiertes Tageslicht ist am geeignetsten für die Messung. Beim Farbvergleich ist es häufig förderlich, das zu untersuchende Hautgebiet durch zwei Fächerblätter hindurch zu betrachten und unter leichten Verschiebungen der Blätter zwischen dem Farbton des einen und des anderen zu wählen; hierbei tritt eine Verschmälerung der Durchblickfenster ein; aus dem geschilderten Grunde ist es erforderlich, nachdem man auf diese Weise gewählt hat, die Hautstelle nach Herausschlagen des nichtgewählten Fächerblattes nochmals durch das ganz geöffnete Durchblickfenster mit der gewählten Farbprobe zu vergleichen.

Der Normalfächer mit seinen mehr gelblichen Tönen zeigt als Grundlage Blätter von schwarzem Zelluloid, der Erythemfächer mit seinen mehr rötlichen und bläulichen Tönen Blätter von Elfenbeinfarbe; diese Wahl wurde getroffen, um die Farbproben möglichst gut gegen die Unterlage sich abheben zu lassen. Der das gesamte Gebiet umschließende Generalfächer zeigt eine graue Unterlage. Auf diese Weise sind alle drei Fächer auf den ersten Blick voneinander zu unterscheiden.

Die Farbproben stellen Farbaufstriche auf weißen Kartonblättchen dar, welche mit Azeton auf den Zelluloidblättern festgeklebt

Digitized by Google

sind. Gegen vorzeitige mechanische Abnutzung durch das Drehen und Übereinanderschieben der Fächerblätter sind die Farbproben nach Möglichkeit dadurch geschützt, daß die einzelnen Blätter durch herausgetriebene kleine Buckel ein wenig voneinander abgehoben sind; diese Buckel machen sich beim Anlegen eines oder auch mehrerer Blätter, welche sich unmittelbar übereinander befinden, nicht in störender Weise bemerkbar, weil sie in diesem Falle sich ineinander legen und den Fächer nicht verdicken; sie erleichtern die Rückkehr jedes Blattes in seine Normallage zu den anderen Blättern. — Die Farbaufstriche sind nach Möglichkeit lichtecht. Wenn sie nach längerer Benutzung verschmutzt oder teilweise ausgeblichen sein sollten, muß man sie ersetzen. In einem solchen Falle, ferner auch für den Fall des Verlorengehens einzelner Blättchen, kann ein neuer Reservesatz bezogen und auf den Fächer aufgeklebt werden. Für Auslandsreisen wird es sich naturgemäß empfehlen, einen solchen Reservesatz von vornherein mitzunehmen.

Die drei Fächer sind in einer 24,5 × 39,5 cm großen Ledertasche, voneinander durch glatte Zelluloidwände getrennt, untergebracht[1]). Es wäre wohl möglich, die Griffseite der Fächer derartig auszubilden, daß sie abgenommen und getrennt aufbewahrt werden kann, wodurch eine Unterbringung in der Martinschen „Anthropologischen Tasche" ausführbar wäre. Dies würde aber andere Nachteile im Gefolge haben, vor allen Dingen, dürfte der Fächer, in der Leinentasche in Nachbarschaft mit Metallinstrumenten untergebracht, voraussichtlich beschädigt werden. Die Zeiten, in denen der Anthropologe seine gesamte wissenschaftliche Ausrüstung in einem Felleisen mit sich führen konnte, dürften ja auch unwiederbringlich dahin sein.

VI.

Wie verteilen sich die menschlichen Hautfarben im Fächer?

Gebrauchsanweisung des Fächers.

Der Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farben beschränkt sich im wesentlichen auf die Farbtöne 2.0 bis 10,0; die Hautfarben der hellhäutigen Rassen finden sich vorwiegend im Bereiche der Spektraltöne um 3,0 und 4,0, die der dunkelhäutigen Rassen um 5,0. Normale Farben um 6,0 oder jenseits davon werden im wesentlichen nur an den Schleimhäuten beobachtet. Trägt man die schätzungsweise Häufigkeit des Auftretens der einzelnen Spektraltöne an Haut und Schleimhaut des Menschen in einem Farbenkreise vom Mittelpunkte aus auf die den Farbtönen entsprechenden Radien ein, so ergibt sich eine elliptische Figur, welche den *Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farbtöne* nach Umfang und Inhalt versinnbildlicht (Abb. 7).

Innerhalb der für die menschlichen Haut- und Schleimhautfarben in Betracht kommenden farbtongleichen Dreiecke beschränkt sich das Gebiet tatsächlich beobachteter Farben auf einen Trübungsbereich, der sich nach den hellklaren Farben etwa bis lc, nach den dunkelklaren bis ng und pi erstreckt, die Farbe pn einbezieht, die Farbe ca aber außerhalb seines Umfanges läßt. Innerhalb dieses Gebietes befinden sich vier Trübungsnüancen von größter Häufigkeit: ec, gd, ie und ni; von diesen gehört ec zum Farbton 3,0 des blonden Europäers, gd zum Ton 4,0 des brünetten Europäers, während ie mit dem Farbton 6,0 sich an der Schleimhaut des Europäers befindet; die Trübung ni wird haupt-

[1]) Hersteller des Fächers: Siemens-Reiniger-Veifa G. m. b. H. Berlin, Luisenstr. 58/59. —

Digitized by Google

sächlich beim Farbton 5,0 als Farbe der dunkelhäutigen Rassen angetroffen. Die Abb. 8 versinnbildlicht den *Trübungsbereich* und die Trübungsfarben, welche in größter Häufigkeit auftreten. — Zusammengehalten mit der Darstellung in Abb. 7 ergibt sich so das Ausbreitungs-

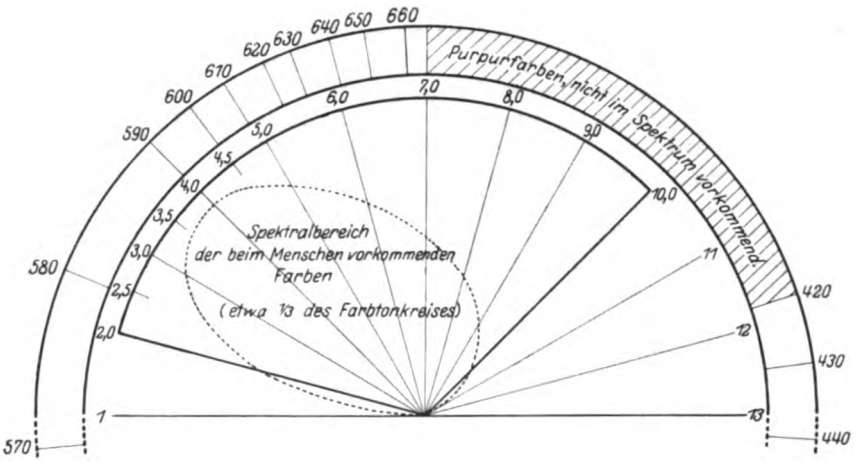


Abb. 7. Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farben.

gebiet der menschlichen Haut- und Schleimhautfarben innerhalb des Farbkörpers, und zugleich sind hierdurch diejenigen Farben kenntlich, welche beim Menschen die größte Verbreitung haben.

Von den drei Fächern umfaßt der Normalfächer im wesentlichen den Farbbereich der Haut des Europäers, und zwar konzentrieren sich die bleichen Hautfarben um 2,0 db, die Farben der Blonden um 3,0 ec, die Farben der Brünetten um 4,0 gd. Die stärker gerötete Haut des Europäers wird auf dem Erythemfächer, die stark gebräunte nur auf dem Generalfächer gefunden. — Der Erythemfächer enthält die Farben der normalen Schleimhaut des Europäers, konzentriert um 6,0 ie. Außerdem werden in ihm die Gebiete mit stärkerem Inkarnat, besonders das Rot der Wangen und der Ohren gefunden. — Der Generalfächer enthält vor allem die Farben dunkelhäutiger Rassen, konzentriert um 5,0 ni. Die Hautfärbungen dieser Rassen erstrecken sich über das ganze Gebiet von 3,0—7,0; die Farben mäßig gebräunter Rassen finden sich auch links von der l-Reihe in dem im Normal- und Erythemfächer ausführlicher dargestellten Gebiet stärkerer Weißtrübung; auch die Färbung gewisser Hautgebiete sehr dunkelhäutiger Rassen (Haut des behaarten Kopfes, Hand- und Fußflächen) wird in diesem lichteren Fächergebiet angetroffen. Die klareren Farben des Generalfächers finden sich nur bei anatomischer Präparation; so zeigen Leber und Nieren Färbungen, die bei 6,0 pg liegen, die Milz solche, die bei 8,0 pe liegen, das Blut, wie erwähnt, die Färbung 7,0 pa.

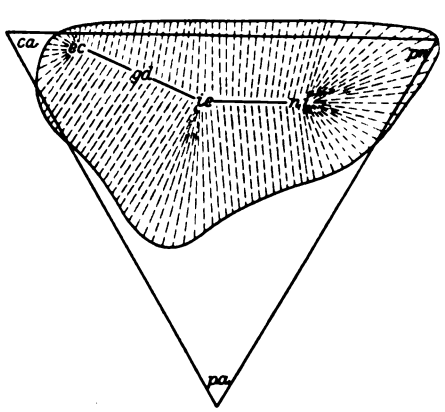


Abb. 8. Trübungsbereich der beim Menschen vorkommenden Farben.

Digitized by Google

Während die durch das Epithel und das Pigment bedingten Farben nur langsamen Wandlungen unterliegen, schwankt die Hautfarbe hinsichtlich der Rötung unter Umständen sehr rasch nach dem jeweiligen Zustande der Kapillarfüllung. Nach der Mahlzeit oder nach körperlichen Bewegungen ist die Haut mehr gerötet, nach dem Entkleiden oder nach dem Übergang in eine Umgebung mit kühlerer Luft blaßt sie zunächst ab, um sich dann reaktiv zu röten; nach Berührungen (Palpation) rötet sie sich reaktiv. Allen diesen vorübergehenden Einwirkungen kann man bei der Beobachtung aus dem Wege gehen, indem man den zu Untersuchenden nur betrachtet, nachdem er sich in Ruhe befunden hat, ihn nicht in einem kühlen Raum sich entkleiden läßt usw. Ein Faktor jedoch, der nicht in dieser Weise zu eliminieren ist, ist die vermehrte Rötung der Haut des Europäers zu Zeiten großer Sommerwärme; man findet dann die Haut um mindestens eine halbe Stufe gegenüber der zu anderer Zeit vorgenommenen Messung stärker gerötet, muß also bei Messungen, die bei etwa 20° oder mehr Sommertemperatur ausgeführt sind, diesen Punkt besonders berücksichtigen, wenn man das Individuum nicht auch zu anderen Zeiten messen kann. — Um sich den außerordentlichen Einfluß der Kapillarfüllung auf die Hautfarbe vor Augen zu führen, wickle man einen Arm mit einer Gummibinde aus, schnüre ihn dann proximal ab und entferne die Binde; nunmehr zeigen Hand und Arm blasse Leichenfarben um 2,0 db. Wird jetzt die Blutleere gelöst, so tritt eine sehr energische Rötung der Haut ein, die an wenig pigmentierten Gebieten wie der Handfläche oder den Nägeln Farben vom Tone 7,0 und von der Klarheit gb erreicht. — Legt man in einem zweiten Versuch, ohne den Arm vorher auszuwickeln, eine Gummibinde mäßig fest um den Oberarm, so tritt allmählich zunehmende Stauung des Blutes ein, bei welcher Farbtöne bis 10,0 und Trübungen bis ig erreicht werden. Dieselben Erscheinungen können, wenn auch in viel geringerem Grade, beobachtet werden, wenn man den Arm für längere Zeit hochhebt oder für längere Zeit herabhängen läßt; für eine durchschnittliche Messung muß der Arm in Schulter- bzw. Brusthöhe gehalten werden. Auch am Unterschenkel und Fuß ist der Unterschied bei der Messung im Stehen und im Liegen ein erheblicher. Diese durch die Kapillarfüllung bedingten Unterschiede stellen sich im Fächer als Wandel des Farbtons (der Ziffer), nicht als Änderung der Trübungsfarbe (Buchstabenbezeichnung) dar.

Gebrauchsanweisung des Hautfarbenfächers.

Die Vergleichmessung ist nur bei vollem, aber diffusem Tageslichte einwandsfrei, nicht im Sonnenschein, bei starker Bewölkung, in der Dämmerung oder bei künstlichem Lichte. In geschlossenen Räumen muß der Untersucher das Fenster im Rücken und das Untersuchungsobjekt in der Nähe des Fensters in vertikaler oder nicht zu stark horizontalgeneigter Stellung haben; farbige Lichtreflexe von Objekten außerhalb des Fensters oder von den Zimmerwänden müssen vermieden werden.

Ist man mit dem Fächer noch nicht vertraut, so benutzt man zur Aufsuchung der Vergleichfarbe zunächst den Generalfächer. Durch Entfalten des Fächers findet man nach Schätzung leicht das Fächerblatt bzw. zwei benachbarte Fächerblätter heraus, auf denen die gesuchte Farbe zu finden sein muß; ebenso ergibt sich durch die grobe Abschätzung ohne weiteres, ob die dem Objekt entsprechende Vergleichsfarbe links oben im Bereich der Weißtrübungen oder mehr am rechten Rande bei den Schwarztrübungen oder schließlich unten bei den klaren Farben gesucht werden muß. In letzteren beiden Fällen, die für die Haut des

Digitized by Google

Europäers selten zutreffen, wird die endgültige Bestimmung durch den Generalfächer, der allein derartige dunkle oder klare Farben enthält, ausgeführt. Liegt die zu untersuchende Farbe mehr im Gebiet der weißen oder grauen Trübungen, was bei der Haut des Europäers die Regel ist, so wird die genauere Bestimmung mittels des Normal- bzw. Erythemfächers vorgenommen. Nach kurzer Übung ist man imstande, Objektfarben, welche diesem Gebiet stärkerer Weißtrübung angehören, von vornherein als solche zu erkennen; man bestimmt dann alle diese Farben ohne den Umweg über den Generalfächer.

In gleicher Weise ist die Abschätzung, ob eine der auf der Haut des Europäers üblichen Farben auf dem Normalfächer oder auf dem seine unmittelbare Fortsetzung bildenden Erythemfächer gesucht werden muß, in der Mehrzahl der Fälle von vornherein möglich. Um sich die Grenze zwischen dem Farbtongebiet beider Fächer einigermaßen einzuprägen, genügt es, jeden dieser vierblättrigen Fächer zu entfalten und sie einigemale nebeneinander zu betrachten. Sollte die zu vergleichende Farbe der Schätzung nach dem vierten Blatte des Normalfächers oder dem ersten Blatte des Erythemfächers angehören, so ist es allerdings nötig, beide Fächer bei der Farbbestimmung zurate zu ziehen; wollte man diese Unbequemlichkeit durch die Vereinigung dieser beiden Fächer zu einem solchen zu acht Blättern umgehen, was leicht ausführbar wäre, so müßte man den größeren Nachteil der Unhandlichkeit in Kauf nehmen.

Hat man den richtigen Fächer in der Hand und aus ihm die für die gesuchte Nüance in Betracht kommenden zwei Blätter vor Augen, so wird eines von beiden auf das zu untersuchende Objekt aufgelegt. Hierbei wird zum Durchblick eines der Fenster benutzt, welches in der Gegend der gesuchten Schattierungsnüance liegt. Hat man auf diese Weise die ähnlichste Schattierung herausgefunden, so sucht man in gleicher Weise auf dem anderen Blatte mit benachbartem Farbton die ebenfalls mit der zu untersuchenden Oberfläche am meisten übereinstimmende Schattierungsnüance heraus. Praktisch kann man diese beiden Untersuchungen gewöhnlich zu einer einzigen zusammenfassen, indem man die beiden in Betracht kommenden Fächerblätter von vornherein aufeinander legt, so daß zunächst nur das obere zu sehen ist, dann das Objekt, wie beschrieben, mit dem oberen Blatte vergleicht und sofort darauf auch mit dem unteren, dessen entsprechende Schattierungen man durch leichte Drehung dieses Blattes neben denen des ersten in dessen Fenstern zum Vorschein bringt.

Zum Zwecke der *Messung* muß das Fenster der untersuchten Oberfläche unmittelbar flach angelegt werden (Abb. 9.), so daß keine Schattenwirkung auf der Objektfläche durch das Durchblickfenster entsteht. Bei der normalen oder mäßig pigmentierten Haut muß die Bestimmung des Farbtons in der Regel beim Durchblick durch das unverschmälerte Fenster erfolgen.

Nach geringer Übung drängt sich also der gesamte Vergleich jeder beliebigen Oberflächenfarbe in der Regel in der Weise zusammen, daß man den „richtigen" Fächer zur Hand nimmt, die beiden passenden Blätter herausschlägt und durch Auflegen des oder der in Betracht kommenden Fenster auf das Objekt (evtl. bei leichter gegenseitiger Verschiebung der beiden Fächerblätter) unter kurzem Hin- und Hervergleich wählt. Die Bestimmung der betreffenden Farbe ist im allgemeinen in 20—30 Sekunden durchgeführt; die Bestimmung von 5—6 Hautfeldern erfordert etwa 2 Minuten.

Anmerkung: Hinsichtlich der Untersuchung der gewöhnlichen, nicht stark pigmentierten Haut des Europäers ist zu beachten, daß diese Haut

Digitized by Google

in gewissem Grade durchscheinend ist, so daß man bei ihr wie bei Betrachtung einer Milchglasscheibe etwas in die Tiefe blickt; dies hat zur Folge, daß auch das der Oberfläche unmittelbar aufliegende Fenster einen Schatten und zwar in die tieferen Schichten der Haut wirft. Dieser Schatten gelangt, sobald die Belichtung des Blickfeldes eine etwas seitliche ist (wie sie sein muß, damit nicht der Kopf des Beobachters auf das Blickfeld Schatten wirft), in das durch das Fenster betrachtete Hautgebiet. Ist das Fenster einigermaßen schmal, so fallen die unter der Oberfläche liegenden Kapillaren in das Gebiet dieses Schattens und sind nicht mehr sichtbar; dies tritt also auch ein, sobald durch einen gewissen Grad von Verschiebung eines Fächerblattes gegen das nächstfolgende das zum Durchblick benutzte Fenster genügend verengt wird. Die Kapillaren verschwinden dann für das Auge, „die Haut wird blaß". Aus diesem Grunde ist es häufig notwendig, nach Bestimmung der Schattierungs-

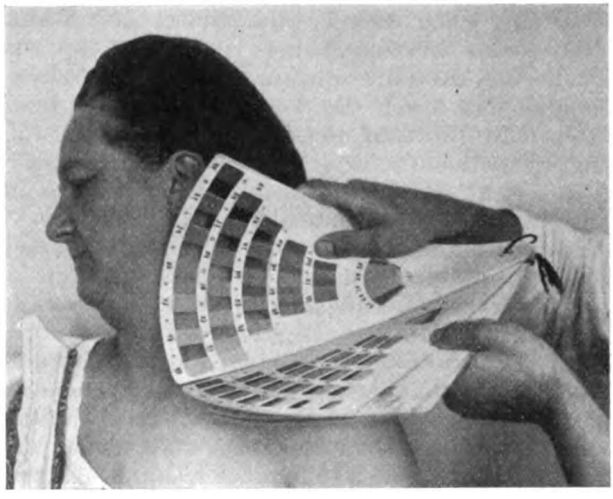


Abb 9.
Messung durch Anlegen des biegsamen Fächers.

nüance mittels zweier aufeinandergelegter und leicht gegeneinander verschobener Doppelblätter nunmehr die Farbtönung genauer zu prüfen beim Blick durch das ganze, nicht verengte Fenster jedes einzelnen der beiden Blätter. Bei den klaren Farben jedes Fächerblatts ist das Durchblickfenster zwar von vornherein einigermaßen schmal, doch kommt eine Schattenwirkung in die Tiefe des betrachteten Objekts hierbei nicht in Frage, da solche klaren Farben nur an menschlichen Geweben von großer optischer Dichte (Knochen, Blut, gelbes Fett) vorkommen. Zwar zeigen beim Lebenden auch eine Anzahl von Geweben, welche an sich nicht zu den optisch dichten gehören, eine ziemlich klare Farbe (Schleimhaut) doch wird hier bei guter Durchblutung der Einblick in tiefere Gewebsschichten durch die zahlreichen, unmittelbar an der Oberfläche liegenden Kapillaren aufgehoben. Diese Gewebe sind also im physiologischen Zustande durch die reichliche Blutfüllung in ihrer oberflächlichen Schicht ebenfalls optisch dicht, es kommt daher eine Veränderung der Farbe durch Schattenwirkung infolge der Schmalheit des Fensters bei diesen Geweben mit klarer Farbe nicht in Betracht.

Digitized by Google

Ergänzungen zu meinen Buche über die Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens.

Von

Franz Baron Nopcsa.

Da ich seit der Publikation des im Titel erwähnten Buches einige Beobachtungen sammeln konnte, welche für die Verbreitung mehrerer der dort erwähnten Gegenstände von Belang sind, will ich dieselben, zumal sie z. T. die im Buche niedergelegten Ansichten unterstützen, kurz zusammenfassen. Mehrere Angaben habe ich Sr. Exzellenz dem Grafen Paul Teleki zu verdanken. Vorerst will ich die albanischen Namen einiger Gegenstände geben, die in meinem Albanienbuche noch nicht oder mit anderen Namen angeführt sind. Es sind dies:

Čepkéne	Jacke (auch Mitan)
Dejlăn	Fischreuse
Kolcĭk	Gamasche
Kotĕts	Maisbehälter (auch Koš)
Lām Drīthit	Getreidespeicher
Mangōre	Hemd
Nagāce	kleine Hacke
Vajanĕts	Walkmühle (auch Valanĕts).

Zahlreich sind die neuen Zusammenhänge mit Vorderasien und dem Kaukasus. Es finden sich die zyprischen Brunnenketten, als deren letzter nordwestlichster Ausläufer der Domdžoni-Brunnen zu gelten hat, im ganzen assyrischen Gebiete wieder, der Cülăh bei den nestorianischen Christen zwischen Vau, Urmia und Mossul. Bronzeäxte, wie sie in prähistorischer Zeit in Albanien und Dalmatien hergestellt wurden, finden sich in Koban und stammen dort aus dem Jahre 2000 v. Chr. Das von dem Glasinac-Grabsteine, von den Situlen und aus Knossos bekannte Doppelschwert ist archäologisch aus Mingrelien belegt. Ein runder Ehrensessel mit geschlossener Lehne, wie die Sedia Corsini, findet sich in Lesghien. Die Hängewiege findet sich bei chaldäischen Christen, die Kufenwiege bei den Kurden. Die Krungel wurde mir aus dem Kaukasus im Stamme bekannt. Von den Musikinstrumenten Albaniens wird die Cüteli Adžal im südlichen Kaukasus allgemein verwendet, während die Lahūta bei den Altai-Mongolen vorkommt. In Konstantinopel treffen sie zusammen, auf dem Balkan differiert etwas ihre Verbreitung. Der breite und vom Balkan bekannte und dort bis in die Eisenzeit zurückgehende Ledergurt findet sich prähistorisch auch bei Koban wieder. Vom Balkan reicht er nord-, ostwärts nur bis in die Karpathen und nordwärts nur bis Galizien. Auch gestrickte Strümpfe lassen sich im Kaukasus als endemisch nachweisen. Ganz besonders ist die neue Beobachtung hervorzuheben, daß die tönerne Backglocke, der Ceptār (Lederweste mit Halsöffnung), die Krungel und der breite Ledergurt, also solche Gegenstände, deren Ursprung ohnehin schon auf der Balkanhalbinsel oder in kleinasiatischem Gebiete gesucht wurde, in Rußland fehlen. Der Ledergurt dringt noch bis in die Bukovina und bis nach Galizien, der Ceptar nur bis in die Bukovina, die Krungel fehlt vielleicht in Makedonien, sicher in Serbien und sicher in der Ukraine.

Aus Rußland sind mir bekannt geworden: Dieselbe Art von Doppelfähre wie bei Vau-Denjs am Uchra-Fluß im Gouvernement Jaroslav, ferner die Leibbinde und ein oben gerade abschließender Spinnrocken von derselben Form wie drei der von mir in 1925 abgebildeten. Ein Unterschied zwischen den albanischen und russischen Spinnrocken besteht inter-

Digitized by Google

essanterweise darin, daß der russische Spinnrocken in einem Gestell befestigt ist, so daß man beim Spinnen, so wie in Deutschland, neben dem Spinnrocken sitzt, wogegen man den albanischen, genau so wie den oben spitz zulaufenden dalmatinischen, rumänischen, ägyptischen oder dibranischen Spinnrocken im Gürtel trägt. Nach dem, was wir über die Möglichkeit der Hybridisierung von Hausgegenständen wissen, werden wir den albanischen Spinnrocken jedenfalls für das Hybrid eines im Gürtel zu tragenden Spinnrockens mit einem slawischen Typus halten. Es wäre eine Hybridisierung der äußeren Form mit der Art der Benützung.

Beobachtungen in Rußland ermöglichten es mir auch, den vierräderigen Wagen mit Leiterstütze, der bis Württemberg reicht, für einen bloß auf das südliche Polen und die Ukraine beschränkten Gegenstand zu erkennen, wogegen der Wagen ohne Leiterstütze, dessen Nordwestgrenze in Holland gefunden wurde, von Petersburg nach Moskau und von dort bis Radomsko reicht. Die siebenbürgisch-rumänische Opanke reicht nur bis in die Ukraine. Die aus einem Holzstücke geschnitzten Trinkbecher kann ich jetzt von Sizilien über Rumänien, die Ukraine, ganz Rußland bis zu den Avaren, Turkmenen und bis in den Kaukasus verfolgen. Ihre Ubiquität besagt allerdings ethnographisch wenig. — Graf Paul Teleki brachte mir Photographien, die das Vorkommen des Kamins in Kreta und im mittelalterlichen Mistra belegen.

Nicht ganz ohne Bedeutung für die Geschichte einiger balkanischer Objekte sind Beobachtungen in Spanien. Die römisch-balkanische Pferdefessel fand ich in Granada bei einem Alteisenhändler wieder, sie ist auch aus Nordafrika bekannt, freilich dringt eine Variante auch bis an den westlichen Ural. Den balkanischen „Spaniolen-Pflug" konnte ich in der Sierra Nevada in unveränderter Form finden. Dies bestätigt meine Vermutungen des Jahres 1925 über seinen spanischen Ursprung. In Spanien ist dieser Pflug außerdem durch Übergänge (Hybride?) mit einem römischen Pflugtypus verbunden. Ein kurzes, breites Haumesser, das an den Yätagan gemahnt, ist in Spanien allgemein iberisch-römisch, und schließlich findet sich auch die Strünga mit den Sitzplätzen für die Melker in Spanien wieder. — Ein Relief eines vierräderigen Leiterwagens in Cordova gilt als gotisch.

Infolge aller dieser Beobachtungen muß die von mir in 1925 auf Seite 237 gegebene Tabelle so modifiziert werden, daß das Käppchen und der Ledergurt, die ich für balkanisch-autochthon hielt, wie viele andere Trachtenelemente als mediterran angesprochen werden müssen, und dasselbe gilt für die Krungel und das balkanisch-kretische Doppelschwert. Den Ceptär kann man jetzt als neues, und zwar balkanisches Trachtenelement fixieren. Die Strunga, die ich für balkanisch-autochthon hielt, ist möglicherweise römischen Ursprungs, für den einen Fährentypus stellt sich ein slawischer Ursprung heraus und der eine Spinnrocken-Typus entpuppt sich als ein Hybrid. Den Kamin halte ich nach seiner Entdeckung in Mistra mehr denn je für byzantinisch. Sonstige Veränderungen wurden bisher auf der Tabelle erfreulicherweise keine nötig.

Die Feststellung, daß namentlich die Trachten des Situla-Volkes nach Kleinasien weisen, ist nicht nur für das aus dem nördlichen Winkel der Adria kulturell beeinflußte Albanien, sondern auch für die Etruskerfrage wichtig. Abgesehen von der linguistischen Seite, von dem bekannten Etruskereinfluß in Latium, dem Vorkommen trojanischer Namen und geflügelter Löwen in Etrurien und dem noch bekannteren „fuimus Troes" Vergils mit allem dem, was daran hängt (es kann dies eine Reminiszenz an den kleinasiatischen Ursprung der ehemals auch Latium beeinflussenden Etrusker aufgefaßt werden), geben sich auch in der Tradition und den Sitten der adriatischen Völker Züge zu erkennen, die nach Kleinasien weisen.

Digitized by Google

In erster Linie wäre von diesem Gesichtspunkte aus wieder auf die Verbreitung der Polyphemsage zu weisen, die jetzt doch wieder eine kulturhistorische Bedeutung zu haben scheint, da sie vielleicht am Bernsteinwege bis in das baltische Gebiet vordrang; dann ist auch die an die Prometheussage anknüpfende Gewohnheit der Schmiede, an gewissen Tagen auf den Amboß zu schlagen, wichtig, da sich diese Sitte in Tirol, Albanien, Montenegro und dem Kaukasus findet. Albanien, Serbien, Rumänien und dem Kaukasus ist auch die Herstellung von Dörrfleisch (am Balkan: Pastärm, Pastrāma) gemeinsam, und schließlich ist auch noch die Albanien, Bosnien, Montenegro, Kleinasien und dem Kaukasus gemeinsame Aversion gegen die Sargbestattung zu erwähnen. Ob nicht auch die albanische, dann die angeblich (!) langobardische Sitte, auf den Grabkreuzen Vogelnachbildungen anzubringen, auf ein kretisches Vorbild zurückgeht, ist ernstlich zu bedenken. Auch der Glaube an heilkräftige Steinsäulen (Mykene, Makedonien, Albanien, Hercegovina, Bosnien) und der Glaube an die Existenz geschwänzter Menschen (Albanien, Dalmatien, Hellenen, Griechenland, Kleinasien) weist gegen Vorderasien. Ferner findet sich die Erzählung eines einen Frosch bratenden Teufels merkwürdigerweise nur in der Schweiz, in Albanien und in Griechenland, und die Erzählung des Austrinkens eines aufgeblasenen Sackes ist rumänisch, albanisch und homerisch. Vielleicht fehlt sie heutzutage nur deshalb in den Alpen, weil dort auch der Gebrauch des Wasserschlauches fehlt.

Zählt man zu allen diesen Zügen auch noch jene Züge hinzu, die ich in meinem Albanienbuche erwähnt habe und die Rußland fehlen (Rundhütten mit Tholoskuppel, Thonirs in Armenien und Germanien, die Berieselungsanlagen, Brunnenketten und Verwandtes, Verandabauten, Wichelsteine, die Kesselkette und deren Kult, der runde Ehrensessel, Bettgestelle, die „kaukasischen" Pflüge des Situla-Volkes und der Etrusker, der mykenische Dolch und das mit ihm verwandte mykenische Schwert, der Talagān, der breitkrämpige Hut, der mykenische Glockenrock und der Brustlatz), dann drängt sich einem die Verwandtschaft der Kulturbeziehungen dieser Gebiete mit fast elementarer Gewalt auf.

Anthropologisch finden sich in Albanien zuweilen dermaßen typisch vorderasiatische Physiognomien, daß ich Albaner und Armenier sogar verwechselt habe, und die Ähnlichkeit mancher Kurden und Albaner ist ebenfalls frappant. Allerdings läßt sich jetzt noch nicht erkennen, ob nicht an der nördlichen Adria mehrere kleinasiatische Kulturschichten aufeinander liegen.

Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt.

Von

Hans Findeisen, Podkamennaja Tunguska, Sibirien.

Es gibt in Sibirien eine Bevölkerungsgruppe, die man sich im Anschluß an des berühmten Amurlanderforschers Schrenck Beispiel gewöhnt hat, Paläoasiaten zu nennen. Es gehören dazu in Ostsibirien eine ganze Reihe verschiedener Stämme, wie die Jukagiren, Tschuwanen, Tschuktschen, Korjaken usw., aber auch die Ainu auf der Insel Sachalin und auf Hokkaido müssen dazu gerechnet werden. Es ist dies eine Bevölkerungs-

Digitized by Google

gruppe, deren Kultur in mancherlei Eigenheiten übereinstimmt, und die man weiterhin teilweise in Zusammenhang mit nordamerikanischen Kulturen bringen kann und gebracht hat. Bei den Tschuktschen und Korjaken z. B. liegt dieses Verhältnis vollkommen auf der Hand, und sie bilden mit den Eskimo eine Kultureinheit, die man vielleicht als ostsibirisch-nordamerikanische Polarkultur bezeichnen kann. Wenn wir weiter nach Westsibirien gehen, so werden die Verhältnisse komplizierter. Wir treffen da ebenfalls auf eine Reihe von Völkerstämmen, deren sprachliche Ausnahmestellung dazu geführt hat, sie ebenfalls als Paläoasiaten oder vielleicht besser als Altsibirier zu bezeichnen. Da sind vor allem die am Mittellauf des Jenissejs und seiner Nebenflüsse wohnhaften Jenissejer zu nennen, ein Fischer- und Jägervolk, dessen eigenartige Sprache den Spezialisten bisher schon viel Kopfzerbrechen bereitet hat. Immerhin, die Jenissejer (Keto) sind nicht das einzige derartige „altsibirische" Volk Westsibiriens gewesen. Da sind z. B. noch die Kotten zu nennen, die weit im Süden von den Keto im Kreise Kansk am Flusse Agul oder dem Kleinen Kan lebten, und von denen der Sibirienforscher Castrén noch fünf lebende Individuen bei seinen Reisen im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts antraf. Diese fünf Kotten bildeten damals den Agulschen Uluß der sog. Kamassinen am Agul, einem Nebenfluß des Kan, und waren nach Castréns Mitteilung übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, um ihre Nationalität aufrechtzuerhalten. Neben den Kotten gab es jedoch noch weitere altsibirische Stämme in Westsibirien, so die Arinen, die Castrén jedoch schon vollständig türkisiert vorfand. Die Assanen gar waren zu seiner Zeit schon vollständig ausgestorben.

Von den westsibirischen Altasiaten bestehen also als eigenes Volk mit eigener Sprache nur noch die Jenissejer, deren genaue ethnographische Erforschung nun nachgerade zu einer unumgänglichen Notwendigkeit geworden ist. Als ich Ende Mai dieses Jahres nach Leningrad fuhr, um mich weiterhin in das Wohngebiet des letztgenannten Volksstammes zu begeben, bemerkte ich mit Überraschung, daß die Sammlungen von den Jenissejern im Museum für Anthropologie und Ethnographie der Akademie der Wissenschaften keineswegs besonders reichhaltig waren, wie es eigentlich zu erwarten war, wie es aber natürlich mit den meisten übrigen hauptsächlichen sibirischen Völkerstämmen der Fall ist. Es ist nun aber ganz kürzlich von russischer Seite die Erkenntnis der Kultur der Jenissejer weiter gefördert worden, und zwar durch Prof. Bogoras und N. K. Karger, der ebenfalls am genannten Museum der Akademie tätig ist, wie es ja von Prof. Bogoras bekannt ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in einem Aufsatz niedergelegt worden, den Prof. Bogoras in dem Erinnerungsbuch an M. A. Castrén veröffentlicht hat, das im Mai unter Bogoras' Redaktion im Verlag der Akademie der Wissenschaften zu Leningrad erschienen ist: W. Bogoras, Castrén als Erforscher der Paläoasiaten (russisch), Pamjati M. A. Kastrena k 75 letiju dnja smerti (Dem Gedächtnis M. A. Castréns zum 75. Todestage), Akademie der Wiss. der SSSR. Skizzen zur Geschichte des Wissens II, Leningrad. Mai 1927, S. 93 bis 106: mit einer Beilage, S. 107—108.

In dem vorliegenden umfang- und inhaltsreichen Aufsatz unternimmt es der berühmte Erforscher der östlichen Paläoasiaten, Castréns Bedeutung bei der Untersuchung der westlichen Paläoasiaten darzustellen, sowie die Reiseergebnisse des letzteren mit neueren Untersuchungen sowie eigenen Hypothesen in Zusammenhang zu bringen. Eine solche Darstellung aus der Feder Prof. Bogoras' durchzugehen hat für den ethnographischen Sibirienspezialisten viel Anregendes, denn in den letzten Arbeiten Prof. Bogoras' treten immer deutlicher die Umrisse mit großer

Digitized by Google

Phantasie und Kraft geschauter Völker- und Kulturzusammenhänge zutage, die gewiß zu fruchttragenden Auseinandersetzungen führen werden. Auch hier ist eben die Arbeit noch nicht abgeschlossen, sondern verlangt Weiterarbeit. Man sieht aber einen Kräftestrom sich in einer bestimmten Richtung vorwärtsbewegen. Wo er einmal münden wird, das ist noch keineswegs abzusehen: die Hauptsache ist dieses ja aber auch gar nicht, sondern eben nur die Tatsache ist von Wichtigkeit, daß geistige Kräfte tätig sind, und daß diese Kräfte demjenigen, der ihnen Worte der Äußerung verliehen hat, irgendwie weiterhelfen und ihn zu einem Punkt der Ruhe und der Entspannung geführt haben, damit er nachher wieder irgendeinen neuen Vorstoß wagen kann.

Sehen wir nun einmal zu, welches der Inhalt des hochwichtigen Bogorasschen Aufsatzes ist, um andere damit bekannt zu machen und um vielleicht Mit- und Weiterkämpfer in diesen Angelegenheiten für fernerhin zu erwerben.

Castrén hat sich von den paläoasiatischen Stämmen nur mit den Jenissejern sowie den Kotten beschäftigt und eine Grammatik beider Sprachen sowie Wörterbücher geliefert, so daß sprachwissenschaftlichen Vergleichungen und Forschungen damit die Tür geöffnet worden ist. Immerhin, wer sich, wie ich, praktisch mit der Sprache der Jenissejer beschäftigen muß, wer vor allem Märchen- und Liedertexte verstehen und übersetzen will, dem hilft die Castrénsche Grammatik nicht besonders viel weiter, da ihre Anlage ganz von solchen praktischen Gesichtspunkten absieht. Man muß doch eben ganz von vorn anfangen, mit Hilfe kleiner Texte sich die Sprache nach und nach, so weit wie möglich, anzueignen. Sehr viel ist bisher überhaupt leider nicht über die Jenissejer bekannt geworden, wenn sich auch in der russischen Literatur zerstreut doch mancherlei ältere Angaben zusammensuchen lassen, über die in anderem Zusammenhang später gehandelt werden muß.

Was die Eigenbezeichnung der Jenissejer: Ket = Mensch, Plural deñ, betrifft, so meint Bogoras, daß dieses deñ an die bekannten „dinlin" und „di" aus verschiedenen chinesischen Chroniken erinnert, die als mit roten Haaren und blauen Augen versehen geschildert werden. Diese Leute sollen in Ostchina und in Südsibirien beheimatet gewesen sein und sollen von manchen Gelehrten (von welchen?) auch mit den Jenissej-Ostjaken in Verbindung gebracht werden. Bogoras hat sich mit dieser Meinung schon an anderer Stelle auseinandergesetzt. Da mir seine diesbezüglichen Aufsätze aber im Augenblick nicht zur Verfügung stehen, kann ich hier nicht weiter auf diese Frage eingehen. Andererseits meint aber Bogoras, daß unter den im allgemeinen schwarzhaarigen und schwarzäugigen Jenissejern ein bestimmter Prozentsatz von Grauäugigen und Blondhaarigen anzutreffen wäre. Der Unterzeichnete, der im bisherigen Verlaufe seiner ethnographischen Reise zu den Jenissejern mit dem größten Teil der Tunguskaketo zusammengekommen ist, kann diese Meinung wohl bestätigen. Immerhin kann man aber die hellhäutigen Rassenelemente der Jenissejer natürlich nicht ohne weiteres einer alten sibirischen Urbevölkerung zuschreiben. Die Vermutung liegt meiner Ansicht nach hier viel näher, an eine Beeinflussung von seiten der Russen zu denken, die ja doch schließlich auch schon verschiedene Jahrhunderte in engem Verkehr mit den Jenissejern leben. Abgesehen von den hellhäutigen Rasseelementen der Jenissejer sind die übrigen aber ebenfalls nicht einheitlich. So fällt einem recht bald das Vorherrschen zweier verschiedener anderer Typen auf, von denen der eine schmal- und langgesichtig ist, kühne und schöne Züge trägt, eine lange Nase aufweist und gar nichts irgendwie Mongolisches an sich hat. Daneben besteht ein Typ, dessen breite und hohe Backen-

Digitized by Google

knochen sowie kleine geschlitzte Augen an mongolischen Einfluß denken lassen, jedoch kommen z. B. bei dem Vorhandensein breiter Backenknochen lange Nasen und gerade Augen vor, wenn auch die Gesamtform des Kopfes eine runde ist.

Weiterhin spricht Bogoras über die Gesamtzahl der Jenissejer, und wenn die früheren Zahlen immer nur gegen 1000 Seelen angaben, so war die Gesamtzahl der Jenissejer nach A. E. Tugarinows Ermittlungen für 1917: 1281; wenn man immer von den Jenissejern als von einem aussterbenden Volk gesprochen hätte, so redeten diese Zahlen doch eigentlich nicht davon. — Es ist wahr, diese Zahlen, an sich betrachtet, sprechen nicht von einem Aussterben, aber wer übernimmt denn die Bürgschaft dafür, daß die früheren Zahlen auch wirklich richtig waren? Man weiß, mit welcher Vorsicht die Ergebnisse der früheren russischen Volkszählungen benutzt werden müssen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in Wirklichkeit die Zahl der Jenissejer früher eine größere war. Wenn auch die Meinung der Jenissejer in dieser Angelegenheit gleichfalls nur von bedingtem Wert ist, so mag doch angeführt werden, daß die Tunguskaketo mir erklärten, sie wären in früheren Zeiten zahlreicher gewesen. Das ist natürlich möglich, wenngleich z. B. der Faktor der Kindersterblichkeit bei ihnen früher gewiß noch größer als heutzutage gewesen sein mag. Wir sahen z. B. einen sechs Monate alten Knaben in der Wiege, den man nicht ein einziges Mal gewaschen hatte, und der buchstäblich im Schmutz umkam. Der Vater erklärte, daß ihm ein anderes Kind, das man aber ebenfalls niemals gewaschen hatte, schon gestorben wäre. Und wahrlich, es ist kein Wunder, wenn diese Kinder sterben. Auch der Alkoholismus spielt da wohl eine nicht untergeordnete Rolle, jedoch verbietet es der Raummangel, hier näher auf diese Fragen einzugehen. Nur so viel sei noch gesagt, daß die Gefahr des Unterganges der Jenissejer noch in vollem Maße besteht, solange nicht der Trunksucht etwas gesteuert werden kann, und solange nicht auch in Podkamennaja Tunguska für die Tunguskaketo ein ständiger Arzt bestellt wird. Gerade in diesen Tagen beeilen sich die gesunden Tunguskaketo, vor ihren kranken Stammesgenossen, die während des Sommers weiter unterhalb im Jenissej gefischt haben, die Tunguska gegen hundert Kilometer hinaufzufahren. Man spricht von Cholera, der an vierzig Jenissejer weiter nördlich zum Opfer gefallen sein sollen.

Weiterhin stellt Bogoras die Ermittlungen zusammen, die er den fünf auf der Nördlichen Arbeiterfakultät in Leningrad lernenden Jenissejern verdankt. Da ergab sich, daß mehr als die Hälfte des Gesamtstammes Renntierzüchter sind und im Winter mit ihren Renntieren in der Taiga nomadisieren. Sie haben zwar nur wenig Tiere, etwa fünfzehn bis zwanzig die Familie, jedoch glaubt Bogoras, daß die Renntierzucht bei ihnen sehr alt wäre. Sie ist eine Schlittenrenntierzucht. Die Form der Schlitten der Jenissejer ist den Samojedenschlitten angenähert; aber zum Unterschied von den Samojeden besitzen die Jenissejer keine Wachhunde für die Weidezeit. Wenn die (nördlichen) Jenissejer zum Sommer aus der Taiga zum Fischfang am Jenissej erscheinen, lassen sie die Renntiere ohne jeden Schutz und ohne Wache im Wald zurück, und wenn sie im Herbst wieder dorthin zurückkehren, sammeln sie sie wieder ein. Da es in ihrem Wohngebiet keine Wölfe gibt, ist diese Art der Haltung auch nicht weiter gefahrvoll, und die Renntiere selbst zerstreuen sich nicht.

Wie Bogoras ebenfalls schon vollkommen richtig weiß, besitzen die Keto der Steinigen Tunguska keine Renntiere, sondern ihr einziges Haustier ist der Hund, der ihnen im Winter die Schlitten zieht und in einen charakteristischen Gürtel eingespannt ist, ohne vorn um die Brust herum-

Digitized by Google

gelegtes Zugband. Dieses Geschirr würde aber nur bis nach Turuchansk hin verwendet, während weiter nördlich das Hundegeschirr samojedischer Herkunft gebraucht würde, mit Brustriemen.

Nachdem Bogoras Castréns Mitteilungen über die Kotten in Zusammenhang mit den neueren nur wenigen Nachrichten gebracht hat, kommt er noch einmal auf die Sprache der Jenissejer zurück und teilt einige kleine Sätze mit, die N. K. Karger aufgeschrieben hat. Am Schluß als Beilage gibt er aber Kargers jenissej-ostjakischen Text sowie dessen Übersetzung eines Märchens wieder, eine Veröffentlichung, der als erstem überhaupt gedruckten Text in Ketosprache natürlich eine nicht geringe Bedeutung zukommt. Als besonders glücklicher Umstand für die Arbeit Kargers muß noch die Möglichkeit bezeichnet werden, mit dem Jenissejer Ilja Dibikow zusammenarbeiten zu können, der auch mir von Prof. Bogoras im Mai diesen Jahres in Leningrad als der begabteste von den Ketostudenten bezeichnet worden ist. In deutscher Übersetzung lautet das Märchen folgendermaßen:

„Ein Alter lebte. Bei ihm war eine Alte, und bei ihnen ein Sohn. Er ging auf die Jagd, tötete und trug die Beute nach Hause. Er ging, verirrte sich endlich und übernachtete im Wald. Hob eine Grube aus, dort übernachtete er. Am Abend sprang der Teufel aus dem Feuer, und er erschrak. Er floh. Nachts ging er. Er sieht Schwarzes, irgend etwas Schwarzes sieht er. Er schaute gut hin. Er sieht, wie sich die Großväter-Alten (=Bären) prügeln. Er ging zu ihnen hin. Er stellte sich bei ihnen hin. Ein Großvater-Alter sagte zu ihm: „Schlage diesem Tier den Hals ab! Ich bringe dich in mein Haus zurück." Er stand da und schlug nicht. Danach stand er noch immer da. Ein anderer Großvater-Alter sagte zu ihm: „Schlage diesem Tier den Hals ab. Ich gebe dir meine Tochter." Er schlug diesem Tier den Hals ab. Sie töteten ihn. Der Großvater-Alte sagte zu ihm: „Setz dich auf meinen Nacken." Er setzte sich auf seinen Nacken und griff hinter dem Genick fest in das Fell. Der Großvater-Alte ging in seine Stadt zurück. Sie kamen in seiner Stadt an. Er sieht eine große Stadt. Er kletterte von dem Nacken des Großvater-Alten auf die Erde. Der Großvater-Alte verwandelte sich in einen Menschen. Mit diesem Menschen gingen sie, hierher in die Stadt gingen sie und in sein Haus. Bei ihm übernachtete er."

Inzwischen sind von mir eine größere Reihe von Prosatexten sowie Liedern aufgeschrieben worden und auch mit dem Sprechapparat aufgenommen, so daß nunmehr auch die Musik in den Kreis der Jenissejerforschung einbezogen ist, ein bei der Sangesfreudigkeit der Jenissejer nicht zu unterschätzender Faktor. Zunächst sei aber in Übersetzung eine kleine Skizze aus dem Leben der Jenissejer wiedergegeben, die ich kürzlich habe aufschreiben können.

„Ging, ging, ging, ging . . . begann den Schnee für ein Zelt wegzugraben. Übernachtete. Reinigte das Gewehr, ging aus, Eichhörnchen zu schießen. Fand Eichhörnchenspuren. Endlich fand er zwei Eichhörnchen in ihrem Nest. Ging, ging, ging, ging . . . Fand eine Eichhörnchenspur. Schoß das Eichhörnchen. Es fiel auf die Erde. Geht nach Hause, geht nach Hause . . . kommt nach Hause, kommt zu Hause an. Dann übernachtete er. Macht sich auf den Weg, ging, ging, ging . . . Sucht einen passenden Platz für das Zelt. Ging nach Hause zurück, fand ein Haselhuhn, schoß. Es fiel. Darauf ging er zu ihm hin und riß ihm die Federn aus. Ging nach Hause und übernachtete. Am Morgen spannte er die Hunde an den Schlitten. Sie gingen bis zu Ende. Legte eine Fuhre auf den Schlitten. Ging nach Hause. Zu Hause begann er mit der Frau zu schimpfen. — Mit einem Holzscheit schlug er ihr auf den Kopf."

Digitized by Google

Es war eine kleine, aber schon etwas angeregte Gesellschaft, die sich da im Wald auf einer Insel im Jenissej zusammengefunden hatte. Ich saß auf einem umgefallenen Baumstamm und ermunterte meine Bekannten zum Erzählen, und endlich hatte ich sie denn auch so weit, was übrigens beileibe nicht einfach war, hier aber nicht näher ausgeführt werden soll. Den letzten Satz fügte übrigens einer der Keto-Zuhörer bei, als der Erzähler geendet hatte, und das Lachen der ausschließlich anwesenden Männer, darunter ein alter grauhaariger Schamane, war natürlich allgemein.

Bei den Märchen haben wir einen starken russischen Einfluß feststellen können, wie eine Reihe von uns nur in russischer Übersetzung aufgeschriebenen Texten dartut, ohne das Material jedoch hier selbst mitzuteilen, das an anderer Stelle veröffentlicht werden soll.

Bei den Liedern der Jenissejer sind als zwei sogleich merkbare und zu unterscheidende Gruppen die Schamanenlieder und die als Eigenlieder zu bezeichnenden anzuführen. Die ersteren sind meist ziemlich lang, während die Eigenlieder weniger umfangreich sind. Strophen sind bei beiden vorhanden. Diese Eigenlieder werden gesungen, wenn sich der Ket in besonders angeregter Stimmung befindet, d. h., wenn er betrunken ist. An anderer Stelle wird demnächst Text und Übersetzung eines dieser Lieder mitgeteilt werden. Jeder Jenissejer kann ein solches Lied sein eigen nennen, das nur er allein singt, in dem angegebenen Fall aber die ganze Nacht hindurch, und auch noch am anderen Morgen, je nach der Menge des genossenen Schnapses. — Es gibt auch eine historische Prosaerzählung über Kämpfe mit den Samojeden und Tungusen, jedoch ist es mir bisher noch nicht gelungen, jemand ausfindig zu machen, der den Text kannte.

Ehe weiterhin auf die von Bogoras angeschnittenen Verwandtschaftsfragen eingegangen sei, mögen erst die von ihm beigebrachten Nachrichten über die Kotten besprochen werden. Zu Castréns Zeit waren die Kotten mit den Kamassinen und teilweise den Katschinen in einer allgemeinen Verwaltungseinheit zusammengeschlossen. Die Russen nannten die Kamassinen Waldkamassinen. Es waren, wie von Castrén festgestellt worden ist, Samojeden. Die Kotten aus dem Agulschen Uluß, ebenso wie die Katschinen des Ulusses Ugumakow, nannten die Russen Steppenkamassinen. Zu Castréns Zeit bestand der Agulsche Uluß aus 76 Personen, von denen nur fünf kottisch sprachen. Bei der Stadt Kansk gab es ebenfalls noch einige kottische Familien, aber sie sprachen alle russisch.

Neuerdings hat A. E. Tugarinow die damals von Castrén untersuchten Gebiete wieder aufgesucht und darüber in der Zeitschrift „Nordasien" (russ.), 1926, Bd. 1, S. 75 berichtet. Nach Tugarinows Mitteilungen sind die Kotten nunmehr endgültig ausgestorben. Die gegenwärtige Bauernbevölkerung des Dorfes Agulskoe stellt ein wunderbares Gemisch von Kotten, Karagassen, Tungusen, ugrischen Ostjaken vom Flusse Ket und Russen dar, aber alle sprechen russisch. Zwei, drei Familien erinnern sich noch ihrer kottischen Abstammung.

Die Waldkamassinen, also Samojeden, die Kagmásche Castréns, erinnern sich noch teilweise ihrer Sprache (9 Familien), und sieben Familien sprechen katschinisch, einen türkischen Dialekt. Die Jugend dagegen spricht ausschließlich russisch und hat weder Neigung, samojedisch noch türkisch-katschinisch zu lernen.

Zusammen mit der Russifizierung haben die Kalmažen auch ihre Renntierzucht verloren. Sie soll von höherem Typus gewesen sein, der karagassisch-sojotischen nahestehend. Auch das Renntier war kräftig und stark, von sajanischer Rasse.

Die Kotten haben augenscheinlich die Renntierzucht nicht gekannt. Nach Castrén lebten sie in birkenrindegedeckten Zelten und in kleinen

Digitized by Google

Erdhütten. Sie besaßen weder Pferde noch Renntiere und jagten im Winter auf Schneeschuhen, im Sommer dagegen zu Fuß. Sie waren also ein Volk von zu Fuß gehenden Jägern, wie auch ein Teil der Jenissejer und die Kuznjetzkischen Schorzen; eine Wirtschaftsform, die Bogoras für die Nordgebiete wohl mit Recht als die älteste der altsibirischen Stämme bezeichnet. Er weist auch noch darauf hin, daß die Fußjägerei in Nordkanada unter den noch unbeeinflußten Indianerstämmen bis auf den heutigen Tag die herrschende geblieben ist.

Bogoras führt weiterhin an, daß die Jenissejer, ebenso wie die Kotten und überhaupt alle Stämme des Sajan und des Altai eifrige Sammler und Gräber eßbarer Wurzeln, wie Sarana und Kandyka seien, was überhaupt charakteristisch für die Altsibirier wäre, sogar für die allernördlichsten, die von Bogoras so meisterhaft behandelten Tschuktschen. Dazu sei bemerkt, daß ich während meines Sommeraufenthaltes 1927 bei den Tunguskaketo, die ihre alte Wirtschaftsform reiner bewahrt haben als die weiter nördlich lebenden, nichts von einem eifrigen Sammeln eßbarer Wurzeln habe bemerken können, trotzdem ich in enger Gemeinschaft mit ihnen lebte, und mir ein solcher Vorgang zu beobachten bestimmt nicht entgangen wäre. Morgens und abends zog man mit dem Boot aus, um die Selbstfänge nachzusehen, sonst aber waren die Frauen mit Fadendrehen, Suppekochen, Felleinfetten, Backen und Kinderwarten genugsam beschäftigt, wenngleich auch wohl die Gelegenheit vorhanden gewesen wäre, in dem nebenbeigelegenen Wald eßbare Wurzeln zu finden. Nur ein einziges Mal zogen ein paar junge Mädchen aus, um wilde Stachelbeeren zu pflücken, die in großer Menge und leicht erreichbar im Walde wuchsen.

Nach Tugarinows Mitteilung erinnern sich dagegen die russifizierten Abkömmlinge der Kamassinen und Kotten noch recht gut dieses Sammelns von Wurzeln, wie mir auch bei meinem Aufenthalt in Krasnojarsk der Mitarbeiter des dortigen Museums, Kudrjawtzew, erklärte, der mir später bei einem Ausflug in die Krasnojarsker Gebirgswelt die blühende Sarana zeigte. Die letzten Grabschaufeln für Wurzeln sammelte im Jahre 1914 der finnische Ethnograph Donner.

Wir kommen zum letzten Teil der Bogorasschen Ausführungen, Stellung und Verwandtschait von Sprache und Kultur der Jenissejer betreffend.

In Verbindung mit der sichtlich selbständigen jenissej-ostjakischen Flexion nennt Castrén die ketische Sprache der chinesischen ähnlich; eine vielzitierte Stelle. G. J. Ramstedt hat in einem Aufsatz (Journal de la Société Finno-Ougrienne, XXIV, 1907, S. 5—3) sogar die Hypothese eines möglicherweise vorhandenen Zusammenhanges der Keto-Sprache mit den indochinesischen überhaupt aufgestellt und vergleicht jenissej-ostjakische Wurzeln mit tibetischen, birmanischen usw. Kai Donner weiterhin (Beiträge zur Frage nach dem Ursprung der Jenissej-Ostjaken, ebenda, 1920, I, 7) zieht auch noch Hsia-hsia- und Si-hia-Wurzeln an. Nach Bogoras' Meinung wären diese Vergleiche jedoch nicht besonders überzeugend, sie erhielten aber trotzdem eine besondere Bedeutung im Zusammenhang mit Untersuchungen A. Trombettis, der Indo-Chinesisch und Tibetisch mit amerikanischen Sprachen vergleicht, wie auch im Zusammenhang mit den Bemühungen des amerikanischen Sprachforschers Sapir, der Tibetisch mit der Dene-Sprache in Nordamerika verglichen hat.

„Wenn es möglich sein sollte, einerseits die westliche aus den altasiatischen Sprachen Sibiriens mit Indo-Chinesisch und Tibetisch in Zusammenhang zu bringen, und andererseits diesen Zusammenhang bis nach Nord- und Südamerika weiter zu verfolgen, so erhielte die asiatisch-amerikanische Sprachen- und Völkerkette, die im letzten Viertel dieses Jahrhunderts Glied um Glied ausgeschmiedet worden ist, eine weitere Verstärkung."

Digitized by Google

Neuerdings hat sich auch N. Ja. Marr in einem Aufsatz „Von den Schumerern und Hettitern zu den Paläoasiaten" mit der hier behandelten Frage beschäftigt und sumerische sowie hettitische Wörter mit jenissej-ostjakischen zusammengestellt, so sumerisch gēme-gēm, Frau, Mädchen, Dienerin, mit hettitisch gim, Sklavin und jenissej-ostjakisch k'im, xim, xem, Weib, Ehefrau. Bogoras selbst führt dann noch an, daß ja auch der Name Ket mit dem Völkernamen Hettiter zusammenfiele.

Es ist gewiß außerordentlich dankenswert, daß Bogoras hier einmal all das an Hypothesen zusammengestellt hat, was so während der letzten 75 Jahre aufgetaucht ist. Ich möchte jedoch das Gefühl der Unbehaglichkeit nicht verhehlen, daß mich beim Lesen und Niederschreiben der letzten Abschnitte nicht verlassen wollte. Mit Wortvergleichungen läßt sich schließlich alles „beweisen". Ich glaube, man könnte mit genau demselben Recht aus Castréns Wörterverzeichnis alg = eine Entenart mit dem deutschen Alk in Zusammenhang bringen, oder etwa âl = Fischsuppe. mit dem deutschen Aal, vielleicht auch ammas, Stiefmutter, mit Amme. oder vielleicht ul, uol, Wasser, mit Öl. Bisher ist meiner Meinung nach das zur Verfügung stehende Material trotz Castréns Grammatik noch immer viel zu gering, um derart weitgehende Schlußfolgerungen ziehen zu können. In erster Linie mangelt es eben an Texten, und Kollege Karger sowie sein jenissej-ostjakischer Gewährsmann werden sich das größte Verdienst erwerben, wenn sie ihre sorgsam transskribierten Texte möglichst bald der Öffentlichkeit übergeben und sie nicht nur im Archiv liegen lassen, wie es so leicht mit derartigen Arbeiten geschehen kann.

Auf festerem Boden befinden wir uns wieder, wenn wir zunächst die Untersuchungsergebnisse Castréns über die seinerzeitigen Kulturverhältnisse in dem von ihm bereisten Gebiet betrachten, wie es anschließend an die Überschau über die sprachwissenschaftlichen Hypothesen auch Bogoras tut. Castrén fand, wie schon angeführt, die Kamassinen in naher Beziehung zu den Kotten stehen und beide Stämme tatarisiert, während sie neuerdings russifiziert sind. Ebenso tatarisiert waren auch die Arinen, die Castrén im Arinischen Uluß vorfand, in unmittelbarer Nachbarschaft mit den Katschinen.

Eine ebensolche Vereinigung von samojedischen und ketischen Elementen stellen auch die Koibalen dar, ein am Oberlauf des Jenissejs, aber auch am Abakan und der Sogda lebender Volksstamm. Castrén fand sie ebenfalls vollkommen tatarisiert, aber er konnte feststellen, daß fünf ihrer Geschlechter samojedischer Herkunft wären, drei dagegen jenissej-ostjakischer. Die Eigenbezeichnung der Koibalen ist „tufa", eine geographische sowie Stammesbezeichnung, die sich in dem bezeichneten Gebiet in verschiedenen Verbindungen oft vorfindet (vgl. N. N. Kozmin, Chakasy, Irkutsk 1925, S. 31 u. 45). Bogoras schreibt: „Mit vollkommener Begründung kommt Castrén zu dem Schluß, daß die Türkstämme am oberen Jenissej. die Katschinen, Sagaier, Koibalen, Kisilen, aber auch die Sojoten mit den Karagassen ihrer Herkunft nach den Samojeden und den Jenissej-Ostjaken zuzurechnen wären. Diesen Gedanken wiederholt und entwickelt Castrén an verschiedenen Orten. Ich, meinerseits, bin der Ansicht, daß er den Schlüssel zur Entscheidung der Frage nach dem westlichen Zweig der sibirischen Altasiaten bildet."

Dieser Gedanke beschäftigte Castrén im Zusammenhang mit der Frage nach der sog. Urheimat der Finnen. Zu diesem Behufe führte er eine Reihe von Beweisen auf, die hier ebenfalls wiederholt werden mögen, und von denen Bogoras sagt, daß sie ihre Überzeugungskraft bis auf den heutigen Tag nicht verloren hätten.

Digitized by Google

1. Nahe Verwandtschaft der Samojeden mit den Finnen. Die Samojeden und die samojedische Sprache sind das östlichste Glied der großen finnisch-ugrischen Gemeinschaft.

2. Unmittelbare Nachbarschaft und augenscheinlicher Zusammenhang der südlichen Samojeden mit den Altasiaten, den Keto und Kotten.

3. Unmittelbare Nachbarschaft der südlichen Samojeden und der Keto mit den von Süden anrückenden Türken. Daraus sich ergebende Türkisierung.

Bogoras fährt fort: „Natürlich führt diese Beweiskette die Finnen noch nicht auf die Höhen des Altai, wie es Castrén gewollt hatte. Immerhin sind seine Erwägungen, daß die Hinweise der chinesischen Chroniken auf weißhäutige und hellhaarige Völker im Altaigebiet auf die Finnen bezogen werden können, ziemlich wahrscheinlich. Es ist leichter, ein finnisches Element auf dem Altai und dem Sajan anzunehmen als ein indo-europäisches oder ein anderes, vollkommen unbekanntes."

„In meiner oben angeführten Arbeit (Alte Völkerwanderungen in Nord-Eurasien und in Amerika, russisch, Sbornik des Museums für Anthropologie und Ethnographie, Band VI, 1927. Dasselbe auch in dem Vortrag Paleoasiatic tribes of Southern Siberia, gelesen auf dem XXII. Amerikanistenkongreß in Rom 1926) habe ich versucht, die Hypothese über die altai-sajanische Herkunft der Altasiaten zu entwickeln, vollkommen der Hypothese Castréns entsprechend, mit dem Unterschied, daß ich zum Altai nicht von Westen, sondern von Osten gelangte. Die Keto, die Jenissej-Ostjaken also, dienten mir als letztes westliches Glied, wie für Castrén als letztes östliches."

An Stelle der veralteten Theorie von Weltfluten, die auch von Castrén abgelehnt wird, vereinigte Bogoras seine ethnographische Hypothese mit der Arbeit des Akademikers P. P. Suschkin über die westliche Grenze des angarisch-chinesischen Kontinentes als der wichtigsten Grenzlinie der zoologischen und im besonderen der ornithologischen Geschlechter Eurasiens. „Ich bemühte mich, nachzuweisen, daß diese Trennungslinie eine nicht weniger große Bedeutung auch für die Einteilung der Völker und Kulturgebiete besitzt."

Im Zusammenhang damit baute Bogoras die zweite Hälfte dieser Hypothese über eine alte Völkerausbreitung in Nordostrichtung aus, über die obenbezeichnete Grenzlinie hinaus, bis zur Beringbrücke und weiter nach Amerika; den Ausgangspunkt sowohl für Castrén als auch für Bogoras bildet das vereinigte Altai-sajanische Gebirgsmassiv.

Bogoras schließt: „Und im Grunde genommen setzt eine Hypothese nur die andere fort. Vereinigt stellen sie einen Grundriß der Völkerausbreitung über die gesamte Breite der nördlichen europäisch-amerikanischen Zone in Form von zwei gebogenen Linien dar, die zusammen aus einer und derselben zentralasiatischen Ecke hervorgehen."

So weit also Prof. Bogoras' Hypothese über den Ursprung der Altsibirier und der Bevölkerung Amerikas. Wie gesagt, es steht uns im Augenblick Bogoras' große Abhandlung über diese im höchsten Grade wichtige Frage leider nicht zur Verfügung, so daß wir uns und unsere Leser mit Bogoras' eigentlicher Beweisführung leider nicht näher bekannt machen können. Immerhin genügt aber das von ihm mitgeteilte Material doch, um schon im allgemeinen zu dem gesamten Fragenkomplex Stellung zu nehmen und einige Meinungen zu äußern, durch die die Angelegenheit möglicherweise weiter geklärt werden kann.

Zuerst einmal haben wir es bei Prof. Bogoras' Hypothese mit einem als Urheimatshypothese zu bezeichnenden Versuch zu tun. Die Zahl solcher Urheimatshypothesen ist nicht gering. Da gibt es etwa die Hypothesen über den Ursprung der Indogermanen, oder Castréns Hypothese über die Herkunft der Finnen; bekannt sind die, man möchte sagen heldenhaften

Digitized by Google

Bemühungen der Ungarn, ihre sogenannte Urheimat zu entdecken; die Germanen wollte man von den Skythen ableiten usw. Überall treten uns also Bestrebungen entgegen, in dem ewigen Auf und Ab der Völker- und Kulturbewegungen Ruhepunkte zu suchen; Ruhepunkte aber für den beunruhigten Geist, der sich eine Heimat sucht, um endlich von der quälenden Vorstellung und richtigen Erkenntnis unablässigen Kommens und Gehens und keines Verweilens befreit zu sein. So hatte sich Castrén schließlich bei der Hypothese beruhigt, daß die finnischen Völker eine Urheimat auf dem Altai-Gebirge besäßen. So hat sich der selbst rastlose Geist Prof. Bogoras' nun dahingefunden, daß den altasiatischen Stämmen ebenfalls ein solcher Ausgangspunkt zukommt, den er gleichfalls im Altai-Sajankomplex gefunden haben will. Ist denn nun damit das Problem der sog. Altsibirier wirklich gelöst, d. h., können wir uns nunmehr ruhig anderen Fragen zuwenden und uns an ihnen versuchen, oder bleibt nicht doch noch in uns ein Stachel zurück, der uns antreibt, unsere Blicke dennoch wiederum prüfend über die alten Gefilde schweifen zu lassen? Schon oben mußte gesagt werden, daß die Frage nach der Stellung und möglichen Verwandtschaft der Jenissejer und ihrer Kultur noch keineswegs spruchreif ist, und daß es erst sehr vieler neuer Materialien bedarf, um einigermaßen klarer blicken zu können. Dann aber: Ist man nicht in der Altersansetzung der paläoasiatischen Völker und Kulturen ein wenig zu weit gegangen? Nach Bogoras' Ausführungen hätten wir in ihnen die älteste Kulturschicht des amerikanisch-sibirischen Nordens zu sehen. Dem ist doch aber wohl trotzdem nicht so. Die sog. altasiatischen Kulturen scheinen vielmehr verhältnismäßig recht, recht jungen Datums zu sein, wenn wir die prähistorischen Verhältnisse Sibiriens mit in Betracht ziehen, wie es unumgänglich notwendig ist. Die Ethnographie allein kann hier eben überhaupt nicht Antwort geben, ehe sie sich nicht mit der Vorgeschichte vereinigt. Ehe nicht die schon bisher zutage getretenen Ergebnisse der sibirischen Vorgeschichte Berücksichtigung gefunden haben. können wir keine einigermaßen befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis der Altasiaten zu den Völkern Amerikas erhoffen. Das wissen wir aber jetzt schon, daß es in Sibirien Kulturen und also auch Völker gegeben hat, die bei weitem älter als die Kulturen der „Altsibirier" sind. Es ist ja nun möglich, daß vielleicht die letztgenannten Kulturen in Zusammenhang mit den alten prähistorischen Kulturen gebracht werden können, aber bisher liegen noch keine diesbezüglichen Untersuchungen vor. Meiner Ansicht nach darf man die Frage nach der Ausbreitung und verwandtschaftlichen Stellung der altsibirischen Kulturen vorerst gar nicht mit der Frage der ersten Besiedlung Nordsibiriens und Amerikas verquicken, sondern muß beide getrennt zu beantworten suchen. Sondern wir hier beide Probleme und lassen das erste ganz außer Betracht, so bleibt Bogoras' Hypothese, daß die altsibirischen Kulturen ihren Ursprung auf dem Altai-Sajan-Massiv genommen hätten. Auch hier, glaube ich, stehen wir noch keineswegs vor letzten Entscheidungen, und von anderer Seite (Jochelson) ist kürzlich schon die Hypothese vom amerikanischen Ursprung der Altsibirier aufgestellt worden, die mancherlei Bestechendes an sich hat und das gerade Gegenteil von Bogoras' Ansicht darstellt. Die nächste Zeit wird hoffentlich eine gewisse Klärung herbeiführen. In erster Linie aber bedarf es da noch weiterer neuerer Materialien, sowohl vorgeschichtlicher als auch ethnographischer, ohne die wir auf ein bloßes Raten beschränkt bleiben, und ohne die das Altasiatenproblem niemals wird gelöst werden können.

September 1927.

Digitized by Google

Die Rama-Indianer von Nicaragua.

Von

E. Conzemius, Mertzig (Luxemburg).

I. Einleitung.

An der Ostküste von Nicaragua zwischen der Bluefields Lagune im Norden und dem Rio Punta Gorda im Süden leben die auf etwa 270 Seelen zusammengeschmolzenen Überreste eines Indianerstammes, den man nach der Selbstbenennung „Rama" genannt hat. Sie sind das nördlichste Glied der großen Chibcha-Familie, die sich über Costa Rica, Panama, Kolumbien bis tief nach Ecuador hinein erstreckt, doch hatten die eigentlichen Chibcha nur die Gegend von Bogota (Kolumbien) inne. Während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden noch einige wenige Ramafamilien am Rio Melchora, einem linken Nebenfluß des oberen San Juan, angetroffen, wo sie auch als „Melchora-Indianer" bezeichnet wurden.

Die Rama bewohnen also den südlichen Teil jenes gewaltigen, spärlich bevölkerten und bis auf den heutigen Tag noch wenig erforschten Teiles von Mittelamerika, welcher uns unter den Namen Mosquitoküste, Mosquitoland, Moskito (spanisch „Mosquitia, Costa de Mosquitos, Costa Mosquita"; englisch „Mosquito Coast, Mosquito Territory, Mosquito Shore") und später als Mosquitoreserve (Reserva Mosquita, Mosquito Reservation) bekannt ist.

Das Klima dieses Landes ist ein tropisches mit den Vor- und Nachteilen eines solchen. Es wird jedoch gemäßigt durch den Umstand, daß die Luftströmungen beider Ozeane die Temperatur bedeutend abkühlen. Der Übergang von Regen- zu Trockenzeit und umgekehrt ist an der Mosquitoküste nicht so schroff wie an der pazifischen Abdachung Mittelamerikas. Der Regenfall ist bedeutend und soll in der Gegend von San Juan del Norte (Greytown) etwa sechs Meter jährlich betragen; dies wäre also die niederschlagreichste Gegend von ganz Mittelamerika.

Der Unterschied im Klima spiegelt sich auch in der Pflanzenwelt wieder; an der regenfeuchten Mosquitoküste ist die Vegetation viel üppiger als an der verhältnismäßig trockenen Westküste. Andererseits erfolgt der Übergang von der südlichen zur nördlichen Pflanzenwelt so allmählich, daß es unmöglich ist, eine bestimmte botanische Grenze zwischen Nord- und Südamerika festzusetzen. Typische südliche Pflanzen finden sich bis tief in Honduras hinein, anderseits durchsetzen nördliche Formen die ganze Mosquitoküste bis zum Rio San Juan.

Die Mosquitoküste ist sehr reich an Flüssen, auf welchen sich größtenteils der Verkehr abspielt, denn es gibt wenige Wege außer den Jagdpfaden der Indianer. Diese Flüsse münden meistens nicht direkt in die See, sondern in Haffe (Lagunen), welche durch sehr schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind. Während der Regenzeit überschwemmen sie ihr Ufer an vielen Stellen im Unterlauf, die dahinter gelegene Landschaft in undurchgängliche Sümpfe verwandelnd, die teilweise mit Mangrove-Bäumen dicht bewachsen sind.

Die einheimische Bevölkerung der Mosquitoküste besteht aus verschiedenen Stämmen, die sich nicht so sehr durch Sitten und Gebräuche als durch Körperbau, Hautfarbe und Sprache von einander unterscheiden; es sind dies die Miskito, Sumu (die wieder in Ulwa, Kukra, Panamaka, Bawihka und Twahka zerfallen), Matagalpa, Paya und Rama. Die drei erstgenannten Stämme sprechen verwandte Sprachen, welche sich bedeutend von denjenigen der Paya und Rama unterscheiden. Die Sprache

Digitized by Google

der Matagalpa, welche den westlichen Teil der Mosquitoküste inne hatten, ist schon seit einigen Jahrzehnten erloschen.

Bei weitem der wichtigste dieser Stämme ist derjenige der Miskito, fälschlich auch Mosquito, Mosco genannt; sie wurden von den Spaniern mit dem Namen „Zambos" bezeichnet, da sie sich gegen Mitte des 17. Jahrhunderts mit schiffbrüchigen Negersklaven vermischten. Um diese Zeit traten sie in Beziehungen mit englischen, französischen und holländischen Seeräubern, welche im Karibischen Meere hausten, um spanische Fahrzeuge und Niederlassungen zu überfallen. Die Miskito waren damals noch auf das Küstengebiet zwischen Cabo Gracias a Dios und dem Wawaflusse beschränkt. Von ihren europäischen Bundesgenossen erhielten sie Feuerwaffen, mit deren Gebrauch sie bald sehr vertraut wurden, und dies ermöglichte es ihnen im Laufe der Zeit, die anderen längs der Küste wohnenden Stämme (Paya, Sumu, Rama) von Cabo Cameron (Honduras) bis zum Rio San Juan zu unterjochen. Letztere mußten ihrem „Könige" als Ausdruck ihrer Abhängigkeit einen jährlichen Tribut zahlen. Die Miskito unternahmen sogar auf ihren Einbäumen kühne Seefahrten nach Costa Rica und Panama, um die Kakaopflanzungen der Spanier am Rio Matina zu plündern und die Indianer dieser Gegend als Sklaven an die Engländer von Jamaika zu verkaufen.

Die verschiedenen primitiven Völker der Mosquitoküste wurden von den früheren spanischen Geschichtsschreibern mit dem leicht irreführenden Ausdruck *Chontal* oder *Chondal* bezeichnet. Dieser Name hat sich im nicaraguanischen *Departamento* Chontales erhalten, ein Gebiet, das früher von Ulwa und teilweise von Matagalpa bewohnt war. *Chontal* und *Popoloca* (*Pupuluca*) sind mexikanische Wörter und wurden von den Nahua-Stämmen auf primitive Völker in Mexiko und Mittelamerika angewandt im Sinne von „roh, wild, ungebildet, fremd", genau wie das „*Barbarus*" der Römer. Die Mexikaner sahen auf alles Fremde mit stolzer Verachtung herab, und diese Auffassung ging auf die spanischen Konquistadoren über. Viele Mißverständnisse sind leider dadurch herbeigeführt worden, daß die Mexikaner und später die Spanier eine Anzahl völlig heterogener Stämme mit den Namen Chontal und Popoloca bezeichneten.

Im Laufe der 18. und 19. Jahrhunderte wurden die Rama und andere primitive heidnische Stämme der Mosquitoküste und anderer Teile Mittelamerikas von den Spaniern oft mit dem unbestimmten, allgemeinen Ausdruck *Caribe* bezeichnet. Zu Beginn der Kolonialzeit wurde dieses Wort nur auf anthropophagische Völker angewandt, später aber wurde es im Sinne der oben erwähnten mexikanischen Ausdrücke Chontal und Popoloca gebraucht. Eine ähnliche Bedeutung hatten früher in Honduras die Bezeichnungen Lenca und Jicaque; in anderen Teilen des spanischen Amerika wurden solche Stämme, in deren Gebiet die Spanier nicht eindringen konnten, als *Bravos* oder *Valientes* „die Tapferen" bezeichnet.

Die atlantische Küste von Nicaragua wurde schon im Jahre 1502 von Kolumbus entdeckt und zwar während der vierten und letzten Reise des berühmten Seefahrers nach der Neuen Welt. Im Laufe des 16. Jahrhunderts machten die Spanier verschiedene Versuche, die Mosquitoküste zu erobern, aber alle scheiterten am Widerstande der Eingeborenen, welche, begünstigt durch die physikalische Beschaffenheit des Landes mit seinen undurchdringlichen und sumpfigen Urwäldern, ihre vollständige Unabhängigkeit bewahren konnten.

Ebensowenig wie früher den Mexikanern, gelang den Spaniern die Unterjochung dieser wenig zahlreichen primitiven Völker, welche bei Verfolgung in den Wald flüchteten, um dort den nachrückenden Feind in einen Hinterhalt zu locken. Die Spanier hofften zuerst, im Lande große

Digitized by Google

Goldschätze zu finden; als es sich aber herausstellte, daß keine großen Reichtümer dort anzutreffen waren, schenkte man der Mosquitoküste wenig Bedeutung. Der Rio San Juan oder „Desaguadero", wie ihn die Spanier nannten, da er als Abfluß des Nicaraguasees dient, wurde von Diego de Machuca (1539) bis zu seiner Mündung erforscht und wurde von den Spaniern als Handelsweg zwischen Nicaragua und dem atlantischen Ozean benutzt.

Im 17. Jahrhundert stellten sich die Miskito, welche damals ihre Herrschaft schon auf das ganze Küstengebiet ausgedehnt hatten, unter den Schutz Englands. Bald darauf wurden britische Niederlassungen an der Bluefields Lagune, Cabo Gracias a Dios und am Rio Tinto (Black River) gegründet; Forts wurden an diesen drei Stellen errichtet und Besatzungen aus Jamaika eingeführt.

Durch die Friedensverträge von Paris (1763) und Versailles (1783) und die Konvention von London (1786) verpflichtete sich Großbritannien, die Mosquitoküste zu räumen und seinen Untertanen zu befehlen, das Land zu verlassen. Viele von den letzteren blieben jedoch zurück, zumal in Bluefields und Pearl Lagoon (Laguna Perlas), wo sie sich durch Holzfällen und Schleichhandel schnell ein Vermögen erwarben.

Kolonisten wurden aus Spanien nach Rio Tinto und Cabo Gracias a Dios gebracht, und kleine Besatzungen wurden zum Schutze dieser Niederlassungen eingeführt. Die Spanier konnten sich aber nicht behaupten wegen der fortwährenden Feindseligkeiten der Miskito und der im Lande zurückgebliebenen Engländer, und nach wenigen Jahren räumten sie beide Ortschaften.

Unterdessen (1821) erklärte Zentralamerika sich unabhängig von Spanien und wurde eine freie Republik. Diesen Umstand machte sich England zunutze, um die Schutzherrschaft über die Mosquitoküste zu erneuern. Der Sohn des früheren Herrschers wurde in Belize, der Hauptstadt von Britisch-Honduras, feierlich zum König gekrönt und an Bord eines englischen Kreuzers in sein Land gebracht.

Die Staaten Honduras und Nicaragua, die Erben Spaniens in diesem Teile Amerikas, erkannten ebensowenig wie das Mutterland die Existenz eines unabhängigen Mosquitostaates an und erhoben beständig Anspruch auf das genannte Gebiet; sie waren aber zu schwach, um sich des Landes zu bemächtigen. Nicaragua hatte sich 1836 und 1843 gewaltsam der Stadt San Juan del Norte (an der Mündung des Rio San Juan) bemächtigt, wurde aber 1841 und 1848 von britischen Kriegsschiffen verjagt. Durch Beschluß des Miskito-Königs wurde die Stadt dann Greytown genannt zu Ehren des damaligen Statthalters von Jamaika, Lord Charles Grey.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren jedoch nicht geneigt, der beständigen Ausbreitung Großbritanniens in Mittelamerika tatenlos zuzusehen, zumal San Juan del Norte als das atlantische Spundloch des geplanten interozeanischen Kanals bestimmt war. Sie traten daher für Nicaragua ein und zwar im Sinne der 1823 aufgestellten Monroe-Doktrin. Durch den 1850 zwischen den Vereinigten Staaten und England abgeschlossenen, nach den beiderseitigen Unterhändlern benannten Clayton-Bulwer-Vertrag mußte letztere Macht das Schutzverhältnis mit den Miskito aufgeben.

Unter dem Druck der Vereinigten Staaten erkannte England durch die 1859 und 1860 mit Honduras und Nicaragua abgeschlossenen Verträge die Oberherrschaft beider Republiken über die Mosquitoküste an. Innerhalb des Gebietes von Nicaragua wurde jedoch den Indianern eine gewisse Selbstverwaltung überlassen, und zwar in dem Distrikte zwischen dem Rio Hueso (Sanawala, Houson River) im Norden, dem Rio Punta

Digitized by Google

Gorda (Rio Rama) im Süden, und im Westen gegeben durch den Meridian 84° 15′ westlicher Länge. An der Spitze dieses Gebietes, welches Mosquito Reserve (Reserva Mosquita, Mosquita Reservation) genannt wurde, stand der König der Miskito; er mußte aber diesen Titel mit demjenigen „Häuptling" (Jefe, Chief) vertauschen.

Die große Mehrzahl der Rama befand sich im Gebiet der Reserve und wurde von Bluefields aus regiert; die wenigen südlich vom Rio Punta lebenden Familien waren jedoch den nicaraguanischen Behörden von San Juan del Norte unterworfen.

Die Reserve war geschaffen worden, um es den Eingeborenen zu ermöglichen, sich selbst zu regieren, unter Wahrung ihrer Sitten und Gebräuche. Sie standen aber mit wenigen Ausnahmen auf einer zu niedrigen Stufe, um ihren Einfluß geltend zu machen. Die Regierung der Reserve war fast ausschließlich in den Händen der schwarzen Kreolen von Bluefields oder eingewanderter Neger aus Britisch-Westindien. Diese sahen feindlich auf alles Spanische hin und es bestand fortwährend eine starke Spannung zwischen der Reserve und der Regierung von Nicaragua, die durch verschiedene Maßregeln von beiden Seiten immer mehr gesteigert wurde.

Im Jahre 1881 wurden verschiedene dieser Streitfragen dem Kaiser Franz Joseph I. von Österreich als Schiedsrichter vorgelegt. In den darauffolgenden Jahren verschärften sich die Gegensätze derart, daß durch einen Einfall Nicaragua 1894 die Hauptstadt der Reserve, Bluefields, besetzte und die Behörden absetzte. Einige Monate später wurde dann durch eine sogenannte Volksabstimmung die Reserve endgültig in die Republik einverleibt, und zwar als Departamento "Zelaya" (jetzt Departamento de Bluefields) zu Ehren des damaligen Präsidenten von Nicaragua, José Santos Zelaya.

II. Geographisches über das jetzige Siedlungsgebiet der Rama.

Rio Punta Gorda.

Während des 18. Jahrhunderts lebte der Hauptteil des Stammes der Rama im Stromgebiet des Rio Punta Gorda, welcher südlich von Monkey Point (Punta Mico) ins Meer mündet. Dieser Fluß wird auch Rama genannt, doch ist der Gebrauch des Namens Punta Gorda vorzuziehen, um eine Verwechselung mit dem oberhalb Ciudad Rama in den Rio Escondido oder Bluefields River mündenden Rio Rama zu vermeiden[1]). Er bildet die Grenze zwischen dem Departamento von Bluefields und der Comarca von San Juan del Norte und war ebenfalls die Südgrenze der früheren Moskito-Reserve.

Heute ist die Rama-Bevölkerung am Punta Gorda-Flusse auf etwa 50—55 zusammengeschmolzen, wovon etwa 15 Seelen einige Kilometer oberhalb der Mündung und die anderen zerstreut am Rio Monte (Monte crique, Monte creek), einem nördlichen Nebenflusse zu seinem Unterlauf, wohnen. Die an der Mündung des Flusses gelegene Ortschaft Punta Gorda ist heute ausschließlich von *Ladinos* (spanisch sprechenden Mischlingen), meistens früheren Kautschuksammlern, bewohnt. Collinson (1, S. 41) erwähnt diese Ansiedlung unter dem Namen „Tincum's village"; damals (um 1867) bestand sie aus etwa 20 Rama-Hütten. Zu jener Zeit hatten die Rama auch noch den Mittellauf des Flusses inne, eine Gegend, die

[1]) Pector (2: S. 83, 292, sowie auf der diesem Artikel beigefügten Karte „*Esquisse d'une Carte Politique du Nicaragua en* 1893") nennt ihn auch Ramaqui, Ramaki, Rama-Key, was auf eine Verwechslung mit dem Eilande Rama (engl. „Rama Key") in der Bluefields-Lagune zurückgeht.

Digitized by Google

jetzt von Ulwa (Sumu) bewohnt ist, die vor etwa 30—40 Jahren aus dem Stromgebiet des Rio Escondido gekommen sind. Collinson erwähnt auch die Ruinen eines alten Rama-Dorfes etwas unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse, die den Rio Punta Gorda bilden[1]).

Rio Rama.

Ein anderer Rio Rama, ein rechter Nebenfluß des Rio Escondido, scheint ebenfalls seinen Namen von früheren Rama-Bewohnern erhalten zu haben[2]). Seine Mündung, „Boca del Rama" genannt, befindet sich etwas oberhalb des 1889 gegründeten Flußhafens Rama oder Ciudad Rama, der sich anfangs schnell entwickelte, heute aber sehr verwahrlost aussieht. Diese Ortschaft liegt etwa 45 englische Meilen oberhalb der Mündung des Rio Escondido in die Bluefields-Lagune.

Die früher an diesem Flusse ansässig gewesenen Rama scheinen schon längst ausgestorben zu sein, denn die spärlichen Berichte Ende des 18. Jahrhunderts und aus späteren Jahren erwähnen nur Ulwa und Kukra-Indianer im Stromgebiet des Rio Escondido.

Die wenigen Ulwa, die noch in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts an den Ufern des Rio Rama lebten, haben sich in den Oberlauf des Rio Punta Gorda zurückgezogen und ihre früheren Wohnsitze sind jetzt von Ladinos besetzt.

Cane Creek.

An der Mündung des kleinen Cane creek, etwa 4 km nördlich von Punta Gorda, liegt die kleine Ansiedlung gleichen Namens, welche im Januar 1922 nur aus einem einzigen Hause mit acht Seelen bestand.

Im 19. Jahrhundert legten englische Ansiedler aus Jamaika Zuckerrohrplantagen an den Ufern dieses Flusses an, und diesem Umstande soll derselbe seinen Namen verdanken (engl. Zuckerrohr „sugar cane").

Vom Oberlaufe dieses Flusses führen Waldpfade nach Wiring Key und Monte creek (Punta Gorda), welche von den Rama manchmal benutzt werden, um ihre Stammesgenossen zu besuchen.

Wiring Key (Wiriŋki).

Etwa 15 km südlich von der Hone Sound Barre, die südlichere Mündung der Bluefields-Lagune, und 7—8 km nördlich von der felsigen Halb-

[1]) Auf der Karte von Jefferys vom Jahre 1792 (ap. Peralta, *Atlas Histórico Geográfico*, Madrid 1890, No. XXI und *Cartographie de Costa Rica et de Veragua*, Paris 1900, No. XXI) sind zwei Rama-Dörfer am unteren Rio Punta Gorda verzeichnet, von denen das weiter landeinwärts gelegene *Tigisugalpas* heißt. Auf der Karte von Bryan Edwards (1794) heißt diese Ansiedlung *Tiguzigalpas*, ebenso auf derjenigen von Roberts, der sie jedoch ins Quellgebiet des Rio Escondido verlegt. Dieser Name (*Tegucigalpas*) findet sich ebenfalls bei Strangeways und ist offenbar eine Verstümmelung von *Taguzgalpa*, der früheren Bezeichnung für die Moskitoküste. In einem Bericht vom Jahre 1742 erwähnt schon Pedro de Rivera (ap. Peralta 2, S. 119) für die südliche Moskitoküste einen Fluß *Tranguicalpa*.

[2]) Pector (2, S. 112) nennt diesen Fluß *Rama superior* im Gegensatz zu dem bei Punta Gorda direkt ins Meer mündenden Rio Rama, den er *Rama inferior* nennt. Guillermo Pitt Hodgson in seiner „Descripción y Explicación del Puerto de Bluefields" (ap. Serrano y Sanz, *Rel. Hist. y Geogr. de América Central*, Madrid 1908, S. 322) nennt ihn *Rio Arrama*. Auch auf manchen Karten wird dieser Flnß *Arama* genannt. Myionnet-Dupuy hat ihn auf seiner Karte von Nicaragua (1855) unter dem Namen *Aroma* eingetragen. In der Literatur findet sich auch der Name *Lama* für den Rio Rama (Squier, *Staaten von Central-Amerika*, Leipzig 1865, S. 218, 222). Von dieser falschen Schreibweise leitet sich wohl der Name des Stammes der *Laman* ab, die von verschiedenen Autoren der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwähnt werden. Reclus (S. 511) auf seiner Karte verzeichnet die Laman jedoch im Quellgebiet des Rio Prinsapolca.

Digitized by Google

insel Monkey Point oder Punta Mico, befindet sich die kleine Rama-Ansiedlung *Wiring Key*. Selbige besteht nur aus zwei Hütten, welche bei meiner Durchreise im Januar 1922 von neun Personen bewohnt waren.

Diese Ortschaft liegt am Westrande der kleinen fast kreisrunden Lagune gleichen Namens und ist etwa 1 km vom Meer entfernt. In diese Lagune münden mehrere kleine Flüsse, von denen der größte auch Wiring Key heißt; letzterer ist schon auf Longs Karte (S. 8) vom Jahre 1774 als „Varin Key R." eingetragen. Squier (1: I, S. 2) hat diesen Namen auf seiner Karte in „Rain River" verstümmelt und dieser Irrtum findet sich auch an anderen Stellen wieder[1]).

Der Name Wiring Key wird ebenfalls von den Indianern der Moskitoküste gebraucht. Die Rama sagen *wiriṅki* oder *wiliṅki*; die Buchstaben *l* und *r* werden überhaupt sehr oft von ihnen verwechselt. Die Etymologie dieses Wortes ist jedoch noch nicht aufgeklärt. *Key* oder *Cay* ist die englische Bezeichnung für „Eiland"; es befindet sich jedoch keine Insel in der Nähe, außer einer kleinen Mangroveninsel neueren Ursprungs in der Lagune. Auf manchen älteren Karten[2]) ist eine kleine Insel dieses Namens (Varin Key) dicht an der Küste verzeichnet, von der jedoch heute keine Spur mehr zu sehen ist. Von dieser verschwundenen Insel wird wohl der Name Wiring Key auf die Lagune, den Fluß und dann auf die Ansiedlung übertragen worden sein.

Rama-Key.

Die große Mehrzahl der Rama, etwa 225, bewohnen eine kleine idyllische Insel, von den Engländern Rama key genannt, im südlichen Teil der Bluefields-Lagune (Hóne Sound). Sie liegt etwa östlich von der Mündung des Rio Cucra (Kukra) und ist ungefähr 14—15 km von der Stadt Bluefields entfernt, eine Segelfahrt von zwei bis drei Stunden.

Rama-Key besteht eigentlich aus zwei kleinen Eilanden, die durch einen etwa 100 m langen Sumpf miteinander verbunden sind. Durch diesen Morast haben die Rama durch Ausfüllen mit Steinen und Muschelschalen einen schmalen Weg gebaut, um trockenen Fußes von einem Teile zum anderen zu gelangen.

Da die ganze Insel von Wohnungen und kleinen Gärten eingenommen ist, sind die Bewohner gezwungen, ihre Pflanzungen ans benachbarte Festland zu verlegen. Einige Teile der Südostinsel sind auch mit Gemüse angebaut. Die Nordwestinsel besteht jedoch hauptsächlich aus Felsen, und nur an einigen Stellen derselben gedeihen Brotfrucht-, Mango- und Apfelsinenbäume sowie Kokospalmen.

Als die Herrnhuter Mission auf Rama-Key gegründet wurde (1857), wurde die Bevölkerung von Jurgensen (S. 5) auf etwa 150—170 Seelen geschätzt. Im Jahre 1868 zählte Wickham (S. 281) 164 Einwohner. Nach Siebörger (apud Brinton 2: S. 367) war die Bevölkerung um 1890 schon auf etwa 250 angewachsen, und mit dieser Schätzung stimmte auch Lehmann überein im Jahre 1909. Seither ist jedoch ein kleiner Rückgang zu verzeichnen, denn ich zählte nur 218—220 im Januar 1922[3]).

---

[1]) Aug. Myionnet-Dupuy, *Union des deux Océans Atlantique et Pacifique par le Transit ouvert à travers la République de Nicaragua*, Paris 1855; M. Sonnenstern, *Mapa de la República de Nicaragua*. New York 1859.

[2]) Bryan Edwards, *Map of the West Indies* in „The History Civil and Commercial of the British West Indies", 2. Auflage, London 1794. Bd. I, S. 1.

[3]) Während seiner 20jährigen Tätigkeit auf Rama-Key hat Jürgensen (S. 26) 157 Kinder und 84 Erwachsene getauft, während seine Kollegen daselbst 22 Erwachsene tauften.

Digitized by Google

III. Geschichtliches.

a) Ältere Kolonialzeit.

Aus der Kolonialzeit ist uns fast gar nichts bekannt über die Rama. Während seiner vierten und letzten Reise nach der Neuen Welt (1502) fuhr Kolumbus die atlantische Küste von Mittelamerika entlang vom Kap Honduras bis nach Portobello (Porto Belo) auf der Landenge von Panama. Die spärlichen Nachrichten von dieser Fahrt beziehen sich auf die Gegend nördlich von der Bluefields-Lagune und südlich vom Rio San Juan; sie betreffen also das in neuerer Zeit von den Rama bewohnte Gebiet nicht.

Zwischen dem 17. September und 5. Oktober entdeckten die Spanier die etwas oberhalb der Mündung eines großen Flusses gelegene Ortschaft *Cariay* (Cariai, Cariari, Querey), etwa 20 Leguas westlich vom Golfo de *Cerabaroa* oder *Aburema* (heute Chiriquí Lagune genannt). Etwa eine Legua von Cariay lag die waldbedeckte Insel *Quiribi* (Quiribiri), welche die Spanier *Huerta* nannten.

Cariay wurde früher an verschiedene Stellen der südlichen Moskitoküste verlegt (Bluefields-Lagune, Rio Rama, Rio Maíz, Rio San Juan, Rio Colorado), doch haben costarikanische Autoren bewiesen, daß diese Ortschaft weiter südlich lag[1]).

Die von Porras angegebene Entfernung von Cabo Gracias a Dios bis Escudo-Insel (Escudo de Veragua) ist 194 Leguas, was ungefähr stimmt. Da Cariay nur 57 Leguas von Escudo entfernt war, kann hier nur die Küste von Costa Rica in Betracht kommen, und zwar die Gegend zwischen Rio Reventazón und Puerto Limón. Bei dem letztgenannten Hafen befindet sich die kleine Insel *Uvita*, die sich mit Quiribi identifizieren läßt. Wohl ist der Rio Limón oder Cieneguita, der etwa 1 km südwestlich von der Punta Limón mündet, ein kleiner Fluß, doch scheint früher der große Rio Banano seinen Weg durch das Flußbett des jetzigen Rio Limón genommen zu haben. Solche Veränderungen von Flußläufen kommen überhaupt sehr häufig vor an der atlantischen Abdachung von Mittelamerika. In den Talamanca-Sprachen heißt der Rio Limón *Quereidi* und der Hafen selbst *Querey*[2]). Nach Pittier[3]) nennen die Bribri den Fluß *Krier* oder *Tkiri*. Auch in älteren Urkunden wird ein Fluß *Caray* oder *Carey* für die Gegend von Puerto Limón erwähnt (vgl. León Fernández VIII, 348).

Hinter Cariay im Innern des Landes sahen die Spanier hohe Berge. Dieses paßt vortrefflich auf die Gegend von Puerto Limón, aber nicht auf die flache Küste von Nicaragua.

Ein anderer Beweis, daß Cariay sich nicht in Nicaragua befand, besteht im Vorhandensein von Ornamenten aus *Guanin* (untergewichtiges Gold), die dort nicht vorkommen, aber bezeichnend sind für Costa Rica und Panama.

Ferner konnten sich die beiden von Kolumbus aus Cariay mitgenommenen Indianer mit den südlicher wohnenden Stämmen bis *Zorobaro*-Insel und *Escudo de Veragua* verständigen. Sie gehörten also zu den

---

[1]) Crawford *Proc. of the Boston Soc. of Nat. Hist.* XXV, 1892, S. 253, nimmt für Cariay die Mündung des Rio Rama (Rio Punta Gorda) an und sagt, daß letzterer noch von den Indianern *Cariari* und manchmal *Mono* genannt wird. Diese Angabe entspricht aber keineswegs der Tatsache, denn die verschiedenen Indianerstämme der Umgegend kennen den erwähnten Fluß nur unter den Bezeichnungen von Rama oder Punta Gorda.

[2]) Thiel, *Gaceta de Costa Rica*, San José, Nov. 18, 1900.

[3]) *Nombres Geográficos de Costa Rica*, San José 1895, I, S. 33 unter Limón.

Digitized by Google

Talamanca, möglicherweise auch wohl zu den Rama, aber keineswegs waren es Sumu oder Miskito, denn die Sprachen dieser beiden Stämme sind nur entfernt verwandt mit denjenigen, die weiter südlich an der atlantischen Küste von Mittelamerika gesprochen werden.

Voto.

In Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem atlantischen Gebiet Nicaraguas und Costa Ricas suchen wir vergebens nach dem Namen Rama; dieser Stamm war den Spaniern damals unter der Bezeichnung *Voto* (Votto, Boto, Botto) bekannt. Die Voto waren zweifellos der wichtigste von den am Rio San Juan ansässigen Indianerstämmen. Die Spanier kamen zuerst in Berührung mit ihnen während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als sie versuchten, den Desaguadero (= Rio San Juan) hinunterzufahren, um seine Mündung zu entdecken[1]). Dies gelang dem Kapitän Diego de Machuca im Jahre 1539, nachdem verschiedene andere Feldzüge gescheitert waren. Die Voto hatten damals eine Niederlassung am Rio San Juan, nicht weit von den Stromschnellen von El Toro, die auch Voto hieß.

Verschiedene Stämme scheinen zu jener Zeit am San Juan ansässig gewesen zu sein, denn Alfonso Calero nahm mit sich als Führer und Dolmetscher einen Indianer von den Solentiname-Inseln im Nicaraguasee, der drei oder vier von den am Flusse gesprochenen Sprachen beherrschte (ap. Peralta 1: S. 730—731). Man kann kaum fehlgehen, wenn man unter diesen Sprachen Voto (= Rama), Guatuso und Mexikanisch[2]) versteht; hierzu müßte man noch das Suerre hinzufügen, wenn letzteres nicht mit dem Voto zusammengehörig war. Um diese Zeit bekriegten die Voto vom Rio San Carlos die am San Juan wohnenden Stämme.

Die Voto lebten hauptsächlich am rechten Ufer des San Juan zwischen den Flüssen Frío und Sarapiquí. Letzterer scheint auch früher den Namen „*río de los Botos*" geführt zu haben. Südwärts erstreckten sie sich bis zur *Cordillera Central* und vielleicht noch über diese hinweg in die Provinz Alajuela. Ihr Name hat sich in dem Vulkan von Poás erhalten, an dessen Nordseite sie ehemals angetroffen wurden und der auch heute noch den Namen „*Volcán de los Votos*" führt.

Nach der Entdeckung der Mündung des San Juan (1539) hört man fast gar nichts mehr von den Voto; sie zogen sich wahrscheinlich in das Quellgebiet der Nebenflüsse zurück, um den Gewalttaten der Spanier zu entgehen. Viele wanderten nach Westen, wo sie sich mit den Corobici oder Guatuso vermischten. Die Überreste der an den Flüssen Sarapiquí und Pocosol ansässigen Voto wurden im Jahre 1666 (ap. León Fernández III,

[1]) Die Voto wurden zuerst erwähnt im Jahre 1529 im Zusammenhang mit dem Feldzug von Martín Estete.

[2]) Nach Torquemada (*Los veinte i un Libros Rituales i Monarchia Indiana* usw. usw., Madrid 1723. lib. III, Kap. XL, S. 333), der persönlich Nicaragua besuchte, bestand an der Mündung des San Juan eine Ansiedlung von Indianern, die einen mexikanischen Dialekt sprachen: „*Tambien se dice que de esta Generacion de Indios fueron algunos de ellos atravesando, y aportaron a la Mar del Norte, y cerca del Desaguadero está un Pueblo de ellos, y hablan en Lenga Mexicana, no tan corruta, como estotra de los Pipiles* (Mexikaner von Guatemala)." Andere Geschichtsschreiber erwähnen nichts hiervon, doch wird Torquemadas Angabe bekräftigt durch eine *Real Cédula* vom Jahre 1541, worin die Königin von Spanien die Erforschung der Mündung des San Juan anordnete, da Gold von dort über Yucatan nach dem Hofe Montezumas gebracht wurde (Peralta 1, S. 117). Dieses scheint also ein mexikanischer Handelsposten gewesen zu sein. Lothrop (S. 10) hat diesem Stamme den Namen *Desaguadero* gegeben nach der früheren Bezeichnung für den Rio San Juan, an dessen Mündung sie lebten.

Digitized by Google

S. 306) vom Statthalter Juan López de la Flor gewaltsam nach der damals unbewohnten Hochebene von Cartago (Atirro) versetzt[1]).

Ein Bericht aus dem Jahre 1591 (ap. Peralta 1: S. 644) erwähnt eine große Anzahl von „Botos" am linken Ufer des San Juan, was auf eine Zusammengehörigkeit von Voto und Rama hinweist. Einige spärliche Mitteilungen über die Voto aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden sich bei León Fernandez, Band II.

Seit dem Jahre 1666 hören wir gar nichts mehr von den Voto bis 1742, als der *Capitan General* von Guatemala, D. Pedro de Rivera in einem Berichte über die Miskito (ap. Peralta 2: S. 125) ein Voto-Dorf bei Punta Gorda erwähnt: „*Población de indios caribes de la nación nombrada los votos*". Die damals in der Gegend von Punta Gorda wohnenden Indianer sind zweifellos Rama gewesen; es ist dies also ein weiterer Beweis daß Voto nur eine ältere Bezeichnung für Rama ist.

Suerre.

Zu den Voto oder Rama kann man auch wahrscheinlich die *Suerre* (Suere, Suerra) rechnen, welche zur Zeit der Conquista die atlantische Küste von Costa Rica zwischen dem San Juan und etwa Rio Matina innehatten. Ihr Gebiet wurde schon im Jahre 1529 von Martin Estete erreicht (Peralta 1: S. 743; Fernandez VI, S. 387). Dort heißt es nämlich, daß die Spanier in die Provinz Suerre gelangten, welche zum Lande der Voto gehört[2]).

Die Suerre sind uns jedoch erst näher bekannt geworden durch den Feldzug von Felipe Gutiérrez (1544), um Costa Rica zu erobern. Die Spanier landeten an der Mündung des Rio Suerre (heute Pacuare)[3]) und traten den Marsch ins Innere an, wo sie von den Suerre überfallen und getötet wurden. Nur einige von ihnen, darunter Girolamo Benzoni, der Verfasser der „*Historia del Mondo Nuovo*", Venedig 1565, vermochten dem Tode zu entrinnen. Benzoni verdanken wir die spärlichen Angaben, die wir über die Suerre besitzen, denn wir hören nichts mehr von ihnen in späteren Jahren, und ihr Gebiet blieb gänzlich unbewohnt für lange Zeit. Sehr wahrscheinlich sind sie zu ihren westlichen Nachbarn, den Voto, geflohen, mit denen sie wohl identisch waren.

Nur sechs Wörter der Suerre-Sprache sind uns bekannt, die von Benzoni aufgezeichnet wurden und auf Grund deren Brinton (*Proc. Amer. Philos. Soc.*, Philadelphia 1897) sie unter die Talamanca-Dialekte einreihte. Diesen Standpunkt hat auch Lehmann (2: S. 697) angenommen. Es ist jedoch zu bemerken, daß solch eine kurze Wortliste völlig unzureichend ist, um die linguistische Stellung einer Sprache zu bestimmen.

---

[1]) Später wurden jedoch Talamanca-Indianer in großer Anzahl nach der genannten Hochebene versetzt; nach einem Berichte des Statthalters Gemmir y Lleonart (ap. León Fernández IX. S. 369) vom Jahre 1747 stammten die Mehrzahl der in Atirro und Tucurrique wohnenden Eingeborenen aus der Gegend von Talamanca.

[2]) *Llegaron a una provincia que se llamaba Suerre, que es tierra de Boto, hacia la mar del Norte en la tierra del dicho Desaguadero y Costa Rica.*

[3]) Der alte Name dieses Flusses hat sich unter den Miskito erhalten, die ihn noch heute „*Swiri*" nennen. Diese Indianer unternahmen öfters in ihren Einbäumen Küstenfahrten bis Bocas del Toro gegen Ende des 17. sowie während des 18. Jahrhunderts. Früher benutzte der Rio Reventazón in seinem Unterlauf das Bett des Pacuare; gegen Ende des 18. Jahrhunderts wechselte er seinen Lauf und seither fließt der Hauptteil seines Wassers in den Parismina, welcher sich etwas weiter nördlich ins Meer ergießt. Hierdurch wird der Unterlauf des Parismina auch mit dem Namen Reventazón bezeichnet, und auf manchen Karten findet man sogar den Namen Suere.

Digitized by Google

Guetar.

Die Huetar oder Guetar hatten zur Zeit der Ankunft der Spanier ein großes Gebiet inne. Sie lebten auf dem Hochlande von Costa Rica und erstreckten sich wahrscheinlich bis zum Golf von Nicoya, welcher von Oviedo „Golfo de Guetares" genannt wurde. Ihr Stammesname leitet sich von einem ihrer Häuptlinge *Huetare* oder *Huetara* ab, der im Iterinar Cerecedas über den Feldzug von Gil González Dávila (1522) erwähnt wird. Wir wissen sehr wenig von diesen Indianern, denn sie verschwanden schnell unter der schlechten Behandlung der Spanier. Die Überreste flüchteten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts in das Gebiet der Voto und Corobici.

Brinton (2: S. 146) versuchte, die Guetar mit den Chorotega in Zusammenhang zu bringen. Später jedoch reihte er ihre Sprache an die Talamanca-Dialekte an[1]), und zwar an Hand einer Wortliste, die sich unter den Berendt-Manuskripten der Brinton Library des University Museum von Philadelphia befindet. Selbige wurde von Berendt im Jahre 1874 abgeschrieben und trägt die Überschrift „Vocabulario de los Indios de San José de Costa Rica, 1867". Nach Gagini[2]) wurde dieses Material von einem gewissen Herrn Riotte in Orosi und Tucurrique aufgenommen. Diese beiden Ortschaften sind jedoch schon seit dem 17. Jahrhundert von Indianern bewohnt, die aus dem Talamancagebiet hierhin verpflanzt wurden, nachdem die einheimischen Guetar ausgestorben waren. Hieraus erklärt sich ohne weiteres die enge Verwandtschaft des erwähnten Vokabulares mit den Talamanca-Dialekten.

Brinton (2: S. 498) stellte fest, daß viele von den Ortsnamen des Guetar-Gebietes, zumal solche, die auf *-su* und *-zu* endigen, sich leicht aus den Talamanca-Dialekten erklären lassen. Hierzu muß bemerkt werden, daß diese Namen neueren Ursprungs sind und sich nicht in älteren Urkunden finden; sie sind also zweifellos von Talamanca-Indianern eingeführt worden.

Ferner erwähnt Brinton (2: S. 498) ein Guetarwort *biritecas* oder *veritecas* „Amazonen", womit die Frauen von Couto (Coto) bezeichnet wurden, weil sie die Männer in den Kampf begleiteten. Dieses Wort wurde von Brinton etwas willkürlich aus den Talamanca-Sprachen erklärt. Es ist aber gar nicht sicher, daß dies ein Guetarwort ist, denn Vásquez de Coronado (ap. Peralta 1: S. 775) sagt ausdrücklich, daß die Guetar *und andere Nationen* die Frauen von Coto mit dem erwähnten Namen bezeichneten.

Lehmann fand unter den Papieren der Berendt-Sammlung eine andere Wortliste, die auffallend mit der oben erwähnten übereinstimmt. Sie wurde von Dr. Lucas Alvarado in Cachí, im Tal des Rio Reventazón, aufgenommen und ist datiert „Cartago 1866". Eine Prüfung beider Vokabulare sowie der Orts- und Familiennamen aus der Umgegend von Cartago veranlaßte diesen Sprachforscher, Brintons Ansicht anzunehmen und ebenfalls die Guetar zu den Talamanca-Stämmen zu rechnen (2: S. 697). Diese Ausführungen sind aber aus den oben erwähnten Gründen nicht stichhaltig und wir müssen noch weitere Beweise abwarten, um diese Anschauung annehmen zu können.

Neulich hat Gagini[3]) versucht, die Guetar mit den Tarascos, welche in den mexikanischen Staaten Michoacan und Guanajuato wohnen, in Zusammenhang zu bringen.

---

[1]) *The ethnic affinities of the Guetares of Costa Rica.* Proc. Amer. Philos. Soc., vol XXXVI, Philadelphia 1897 (S. 496—498).

[2]) *Los Aborigenes de Costa Rica.* San José de Costa Rica, 1917 (S. 56).

[3]) l. c. S. 52—70.

Digitized by Google

Die Guetar scheinen vielmehr einen mit den Voto und Suerre eng verwandten Dialekt gesprochen zu haben. Nach den dürftigen Berichten, die wir über sie besitzen, scheinen sich diese drei Stämme in ihren Sitten und Gebräuchen nicht besonders von den Rama unterschieden zu haben, was bereits von Joyce (S. 71) bemerkt wird. Die Voto und Suerre, welche die undurchdringlichen, sumpfigen Waldgebiete bewohnten, waren von geringer Kulturhöhe, während die Guetar, die das Hochland von Costa Rica inne hatten und unter viel günstigeren klimatischen Verhältnissen als ihre Nachbarn lebten, eine verhältnismäßig hohe Zivilisation erreicht hatten, wie uns die Archäologie ihres Gebietes lehrt.

Aremayba — Camáes.

Nach einem Bericht von Diego de Machado vom 23. Januar 1620 (ap. León Fernández, „Historia de Costa Rica", Madrid 1889, S. 160) lebten am rechten Ufer des Rio San Juan zwischen dem Sarapiquí und Pocosol (= Rio San Carlos) etwa 1000 friedliche Indianer, welche ein wenig Tauschhandel mit den Spaniern betrieben. Manche von ihnen hatten sich aus Nicaragua hierhin geflüchtet und waren dort schon getauft worden. Im Jahre 1640 versuchte der Sargento Mayor García Ramiro Corajo die Unterwerfung der Voto, was ihm mißlang; er brachte jedoch aus den Bergen des Rio Sarapiquí eine Anzahl von Eingeborenen, die *Aremayba* genannt wurden. Nach einem Berichte vom Jahre 1644 (León Fernández II, S. 236) unterwarfen sich letztere den Spaniern und ließen sich taufen.

Im oben erwähnten Bericht (León Fernández II, S. 267) ist auch die Rede von den *Camáes*, welche am Nordufer des Rio San Juan in der Umgebung der Stadt Jaén (nicht weit vom Ausfluß des Nicaraguasees) wohnten. Jerónimo de Retes beabsichtigte, diese Indianer zu unterwerfen (reducir). Dies scheint ihm jedoch mißlungen zu sein, denn es heißt ferner (León Fernández III, S. 43), daß die Camáes auf das rechte Ufer des San Juan übersiedelten, als der Kapitän Castañeda die Stadt Jaén gründete und Tribut von ihnen erheben wollte.

Es sind dies die einzigen Nachrichten, die uns über die Aremayba und Camáes bekannt sind. Da ihre Stammesnamen auffallend an Rama oder Arama erinnern und da sie ferner im Gebiet der Rama lebten, zögere ich nicht, sie mit letzteren zu identifizieren.

b) Neuere Zeit.

Rama vom Punta Gorda-Gebiet.

Die aus dem 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts stammenden Nachrichten über die Rama beziehen sich fast ausschließlich auf die in der Gegend von Punta Gorda (südlich von Monkey Point oder Punta Mico) ansässigen Indianer.

Santaella y Melgarejo (ap. Peralta 2: S. 80) erwähnt im Jahre 1715 „indios caribes de la montaña" an den Ufern des Rio Jaramillo. Letzterer Name ist heute unbekannt, doch soll sich dieser Fluß in der Gegend von Punta Gorda befinden. Es ist also wahrscheinlich der Rio Punta Gorda selbst oder einer seiner Nebenflüsse damit gemeint. Unter diesen „Cariben" sind also zweifellos Rama zu verstehen.

In einem Berichte vom Jahre 1745 vom Statthalter von Nicaragua, Don José Lacayo (ap. Peralta 2: S. 129—130) Fernandez IX, S. 374 bis 375) werden die Rama wieder unter der Bezeichnung „indios caribes" erwähnt. Sie waren mit den Miskito verbündet und bewohnten die Küstengegend von Punta Gorda. Im selben Berichte (Peralta 2: S. 139—140) ist auch die Rede von *indios mansos* „zahme Indianer",

Digitized by Google

die an den Ufern des Rio Morellos oder Morillos, einem linken Nebenflusse des San Juan, wohnten. Es sind dies auch zweifellos Rama bzw. Melchora gewesen, denn im Zusammenhang wird der Rio Melchora genannt, dessen Quellgebiet unbekannt sei. Die Zahl dieser Indianer wird von Lacayo auf etwa 200 geschätzt. Sie verstanden spanisch und zum Teil konnten sie diese Sprache auch sprechen, doch war es noch nicht gelungen, sie zum Christentum zu bekehren. Sie hatten Handelsbeziehungen mit den Spaniern des *Castillo de la inmaculada Concepción* (am oberen San Juan), denen sie Pisang (plátanos) und andere Früchte verkauften.

Um 1774 berichtet Long (S. 322—323), daß die Miskito Einfälle ins Gebiet von Punta Gorda machten, um die Rama gefangen zu nehmen und dann den Holländern, Nordamerikanern und Engländern aus Westindien als Sklaven zu verkaufen. Hierdurch wurden viele Rama veranlaßt, ins Innere des Landes zu fliehen, um Schutz in den spanischen Ansiedlungen zu finden[1]).

In einem Berichte vom Jahre 1777 erwähnt Francisco de Vargas (ap. Cuervo I, S. 439) die „Cucaras" (= Kukra — ein Sumu-Stamm) und die „Aramas" (= Rama), welche die Strecke zwischen der Laguna Perlas im Norden und dem Gebiet der „Terrabas" in Costa Rica innehatten und weder König noch sonstige Autorität anerkannten.

Der Missionar Barrueta (ap. Garcia Pelaez III, S. 154), der im Jahre 1788 eine Missionsreise nach der Moskitoküste machte, erwähnt einen Stamm von Rama-Indianern in der Gegend von der Bai von Monquibel (bei Monkey Point).

Der schottische Abenteurer Sir Gregor Mac Gregor, welcher sich auf der Seite Bolívars in den Freiheitskriegen des nördlichen Südamerika ausgezeichnet hatte, scheint auch das Gebiet der Rama zu seinem, nur in der Einbildung bestehenden, „Königreichs Poyais" gerechnet zu haben[2]). Mac Gregor hatte im Jahre 1820 vom König der Miskito eine große Landschenkung in Honduras erhalten, ließ sich aber bald darauf zum selbständigen König ausrufen. Seine berüchtigte Kolonisationsunternehmung scheiterte nicht, wie man nachträglich vorgab, an der Unzuträglichkeit des Klimas, sondern am Mangel an jeglicher Vorbereitung und Ausrüstung und an der völligen Mittellosigkeit der Auswanderer[3]).

Einige wertvolle Angaben über die Rama verdanken wir Roberts, der die Küste um 1827 bereiste. Zu jener Zeit waren die Rama dem Miskito-Könige unterworfen und mußten ihm alljährlich einen Tribut von Schildpatt, Einbäumen, Hängematten und Baumwolltüchern abgeben (S. 100).

Dürftiger und weniger zuverlässig ist, was Collinson um die Jahre 1863 bis 1867 über die Rama von Punta Gorda sagt.

Rama-Auswanderung nach Costa Rica.

Die Überreste der früher im Gebiet von Costa Rica lebenden Rama scheinen sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die nördlichen Nebenflüsse des San Juan oder sogar weiter bis zum Rio Escondido zurück-

[1]) Das Rama-Wort für „Sklave" (*álba*) ist dem Miskito entlehnt.

[2]) „Ramas" war der Name einer der zwölf Provinzen, in die Mac Gregor sein „Königreich" einteilte, nach der in London um 1825 veröffentlichten *Constitution de la Nation Poyaisienne dans l'Amérique Centrale*".

[3]) Näheres über Mac Gregor und seine Kolonisationsunternehmung findet sich bei E. Conzemius, *Los Indios Payas de Honduras* (Journal de la Société des Américanistes de Paris, tome XIX, 1927, S. 279—280).

Digitized by Google

gezogen zu haben. Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts sind jedoch einige von ihnen nach Costa Rica zurückgekehrt.

So erwähnt z. B. Enrique Cooper (S. 9) in einem Berichte vom Jahre 1838 eine Ansiedlung von „Arramas"-Indianern an den Ufern des Rio Reventazón, nicht weit von seiner Mündung. Es waren friedliche Fischerleute, die Tauschhandel mit den Bewohnern von Matina betrieben. Sie lebten früher in Punta Gorda (Nicaragua) und wurden durch eine „Pest" veranlaßt, ihren Wohnsitz nach Costa Rica zu verlegen. Wann dies geschah, wissen wir nicht, doch fügt Cooper hinzu, daß diese Indianer in ihren Einbäumen den Reventazón hinauffuhren und noch vor zehn Jahren (also um 1828) am Paso de la Calzeta gesehen wurden.

Auch Wickham (S. 281) spricht von Auswanderungen der Rama nach Costa Rica. Friedrichsen auf seiner Karte von Costa Rica (1876) verzeichnet Rama-Indianer am Unterlauf des Rio Sarapiquí, nördlich der Ebenen von Santa Clara und östlich vom Toro Amarillo.

Es sind dies die einzigen Nachrichten, die ich in der Literatur finde über Rama-Ansiedlungen im Gebiet von Costa Rica seit der Unabhängigkeit (1821). Wickham (S. 281) erwähnt ferner Rama-Bewohner für den Indian River (Rio Indio), welcher sich zwischen Punta Gorda und San Juan del Norte ins Meer ergießt.

Melchora oder Rama des Rio San Juan.

Die von Squier (1: I, S. 105) zuerst gebrauchte Bezeichnung „Melchora"-Indianer wurde auf die im Tale des San Juan wohnenden Rama angewandt, da sie größtenteils am Rio Melchora[1]), einem kleinen nördlichen Nebenfluß des Rio San Juan, ansässig waren. Als gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die Cholera durch Transportpassagiere nach dem San Juan verschleppt wurde, zogen sich die wenigen um Machuca herum wohnenden Rama ebenfalls ins Quellgebiet des Rio Melchora zurück. Die Zahl derselben war damals schon sehr zusammengeschmolzen und sie sind kurze Zeit hernach ausgestorben oder in der Mischlingsbevölkerung aufgegangen.

Einige Einzelheiten aus den letzten Jahren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die Rama des San Juan gibt uns Byam (S. 247 bis 250). Auf der Reise den Fluß hinunter begegnete er einem Kanu, worin sich drei mit Pfeil und Bogen bewaffnete Indianer befanden, die von seinen spanisch sprechenden Ruderen „Caribees" genannt wurden. Sie waren schön gebaut, obschon etwas fettleibig, von heller Hautfarbe, und waren nur mit einer Schambinde bekleidet. Diese Indianer lebten an einem Nebenflusse des San Juan und kamen nur selten zum Hauptstrom. Sie waren sehr scheu, fürchteten sich sehr vor den Engländern und hatten gar keinen Handel mit anderen Stämmen.

Durch seine Bootsleute und einige Miskito-Indianer erfuhr Byam, daß diese „Caribees" früher auf den kleineren westindischen Inseln lebten, wo sie jedoch fortwährend den Ausschreitungen der Piraten ausgesetzt waren. Sie zogen deshalb nach dem Festlande von Mittelamerika und siedelten sich an der Moskitoküste zwischen Bluefields und dem Rio San Juan an. Diese Angabe ist jedoch auf eine Verwechslung mit den schwarzen mittelamerikanischen Karaiben (eigentlich „Garif" nach der Selbstbenennung) zurückzuführen, die im Jahre 1796 von der britischen Re-

[1]) Der Rio Melchora mündet in den San Juan etwas östlich von San Carlos. Er wird schon erwähnt um 1745 (Peralta 2: S. 140). Auf manchen neueren Karten ist dieser Fluß oder ein benachbarter Nebenfluß des San Juan als Rio Melchorito eingetragen.

Digitized by Google

gierung zwangsweise aus der westindischen Insel St. Vincent nach der Bai von Honduras (Roatan) versetzt wurden. Unter dem Ausdruck „Caribe", den die Nicaraguaner früher auf die Rama anwandten, verstehen die Miskito zwar nur diese oben erwähnten schwarzen Karaiben[1]).

Im Jahre 1849 traf Squier zwei „Melchora"-Indianer am Rio San Juan an, nicht weit von den Stromschnellen von Machuca. Sie waren jedoch sehr scheu und der Versuch Squiers, ein Vokabular ihrer Sprache anzulegen, mißlang (1: I, S. 106). Trotzdem fügt er hinzu, daß sie zweifellos zur Familie der Karaiben (Caribs) gehören. Dies wiederholt Squier an anderen Stellen (1: II, S. 308, 312; 2: S. 214). Mit diesem Ausdruck mag er wohl die Corobici der alten spanischen Geschichtsschreiber gemeint haben, oder vielleicht gebrauchte er diese Bezeichnung wie Levy und andere nur im Sinne von „wilden Indianern".

Pim (1: S. 264, 305) begegnete im Januar 1860 einigen Rama an der Mündung des Rio Sábalo, der etwas oberhalb der Toro-Stromschnellen in den San Juan mündet. Sie scheinen die einzigen unvermischten Überlebenden dieses Stammes südlich von Punta Gorda gewesen zu sein. Spätere Reisende und Forscher erwähnen keine reinen Indianer mehr am Rio San Juan; die paar Familien, die noch zu Pims Zeit da lebten, sind bald darauf ausgestorben oder sind in der spanisch sprechenden Mischlingsbevölkerung aufgegangen.

Bovallius (2: II, S. 311), der im Jahre 1883 den San Juan hinauffuhr, traf am oberen Laufe eine mit „Melchora"-Indianern gemischte Familie von Eingeborenen an, die in einer elenden Hütte in armseligen Verhältnissen lebten[2]).

Daß die am Rio San Juan von manchen Autoren „Melchora" genannten Indianer mit den Rama identisch sind, wurde zuerst von Berendt (1: S. 72 1.) festgestellt, doch scheint dieser berühmte Sprachforscher nicht persönlich diese Indianer besucht zu haben, denn er rechnet irrtümlich Rama und Melchora zu den Ulwa (= Sumu). Auch Brinton (2: S. 162—163) fällt in denselben Irrtum und ferner erwähnt er sogar Melchora-Indianer am Rio de los Ramas, die er zur Ulwa-Gruppe zählt. Dieser irrigen Auffassung folgen Thomas und Swanton (S. 79—80), Gatschet (S. 88), Reclus (S. 511), Sapper (1: S. 29).

Der Unterschied zwischen Ulwa und Melchora (Rama) ist jedoch bedeutend, obschon eine Urverwandtschaft vorliegen mag. Die Südgrenze des Ulwa-Gebietes ist durch den Bluefields-Fluß und die Lagune gleichen Namens gebildet. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben sich einige Familien dieses Stammes am oberen Rio Punta

[1]) Die primitiven Völker der atlantischen Küste von Nicaragua wurden schon vor der Ankunft der „Karif" mit dem Ausdruck „Caribe" bezeichnet im Sinne des mexikanischen „Chontal" oder „Popoluca". Der Name scheint eine Verstümmelung von „Canibal" zu sein und bezeichnete früher nur anthropophagische Stämme; er könnte sich auch aus dem Worte „Corobici" oder „Caribici" (Vorfahren der Guatuso) erklären. Dieser unglückselige Ausdruck hat schon manche unvorsichtige Autoren der 18. und 19. Jahrhunderte dazu veranlaßt, die Rama, Sumu, Miskito, Paya und andere primitive Stämme ohne weiteres zu den Karaiben Westindiens und Südamerikas zu rechnen, ein Irrtum, worauf schon Bovallius (1: S. 3, Anmerkung) aufmerksam gemacht hat.

[2]) Die Bezeichnung „Melchora" hat Bovallius zweifellos von Squier übernommen, denn sie ist den Indianern selbst sowie ihren Nachbarn gänzlich unbekannt. Man findet sie auch wieder bei Stout (S. 113), welcher sagt, daß am Rio San Juan einige wenige „Melchoras of Carib Stock" wohnen, eine Angabe, die auch zweifellos auf Squier zurückgeht. Ferner berichtet Horsford (S. 159), daß diese von Squier nördlich vom Rio San Juan erwähnten Melchora auf moderneren Karten unter dem Namen „Melchorista" aufgezeichnet sind.

Digitized by Google

Gorda angesiedelt; sie sind jedoch niemals bis zum San Juan-Flusse vorgedrungen[1]).

Die Rama der Bluefields-Lagune (Rama-Key).

Die übrigen Autoren, denen wir originelle und wertvolle Angaben über die Rama verdanken, beschränken sich auf die Bewohner von Rama-Key in der Bluefields-Lagune, wo schon seit über einem Jahrhundert die große Mehrzahl des Stammes ansässig ist.

Die Geschichte der Siedelung dieser kleinen Insel ist noch in Dunkel gehüllt. Unter welchen Umständen sie erfolgte, wissen wir nicht. Die Rama sollen infolge eines Stammeskrieges gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus der Gegend von Punta Gorda gekommen sein und leben seither in fast völliger Abgeschlossenheit von ihren übrigen Stammesgenossen. Rama-Key soll ihnen vom Miskito-Könige geschenkt worden sein, als Belohnung für die Dienste, die verschiedene Rama-Häuptlinge geleistet hatten während eines Feldzuges gegen die Tereba oder Tirbi-Indianer von Costa Rica. Nach Jurgensen (S. 10) schenkte der König der Miskito das Eiland einem seiner Günstlinge, der aber nicht zum Stamme der Miskito gehörte. Dieser ließ sich mit seinen drei Frauen auf Rama-Key nieder und von ihm sollen die Bewohner abstammen. Bovallius (2: II, S. 306) sagt, daß die Besiedelung dieses Eilandes durch die Rama stattfand unter Leitung ihres Häuptlings Hannibal.

Die Bewohner von Rama-Key wurden früher von den Miskito mit großer Härte und Willkür, ja fast wie Sklaven behandelt. Im Monat Mai, wenn die See verhältnismäßig ruhig ist, machten die Miskito alljährlich Ausflüge in die Gegend südlich von Bluefields, um Schildkröten zu fangen. Sie besuchten bei dieser Gelegenheit die kleinen unbewohnten Inseln der Bluefields-Lagune, um Tauben zu schießen, welche früher dort in großer Anzahl nisteten. Sie landeten auch auf Rama-Key, um etwas Tauschhandel mit den Bewohnern zu treiben, oder vielmehr gegen eine ganz geringe Entschädigung den Rama alles abzunehmen, was ihnen gefiel. Gewöhnlich versteckten die scheuen Bewohner dieses Eilandes in aller Eile ihre Habseligkeiten, wurden aber dann von den wütenden Miskito mißhandelt. Nach Brindeau (S. 49) wurden sie sogar von letzteren mit einem auf dem Feuer geröteten Eisen gebrandmarkt, als Kennzeichen ihres Helotenverhältnisses. Ihren Bedarf an Harpunenstäben holten sich die Miskito bei solch einer Gelegenheit, denn die Rama haben einen guten Ruf als Harpunenschnitzer. Südlich von der Bluefields-Lagune wächst die wilde Pejivalle-Palme, deren hartes Holz sich vortrefflich für Harpunenstäbe eignet, und an der ganzen Küste findet sich keine andere Baumart von gleicher Güte.

Im Jahre 1847 wurde Rama-Key von den Herrnhuter Missionären Pfeiffer und Reinke besucht, welche kurz vorher aus Jamaika gekommen waren, um Vorbereitungen zu treffen zwecks Gründung einer Mission unter den Eingeborenen der Moskitoküste. Einige Jahre später wurde die Mission der Brüdergemeine in Bluefields begonnen, wurde aber erst im Dezember 1857 nach Rama-Key ausgedehnt. Die Leitung derselben auf diesem Eilande wurde dem Dänen Jens Paul Jürgensen anvertraut. Bovallius (2: II, S. 306) sagt jedoch irrtümlich, daß die Rama von Methodisten zum Christentum bekehrt wurden. Ein Kirchlein und ein

[1]) Während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden noch Ulwa am Rio Rama angetroffen, die vor etwa 30 bis 40 Jahren von Ladinos verdrängt worden sind. Dieser Fluß hat wohl seinen Namen von früheren Rama (bzw. Melchora)-Bewohnern erhalten, die aber schon seit mehr als 100 Jahren verschwunden sind.

Digitized by Google

Wohnhaus wurden errichtet und der Missionar ließ sich dauernd auf dem Eilande nieder. Eine Schule wurde für die Kinder gegründet, auch manche Erwachsene besuchten dieselbe, um lesen und schreiben zu lernen. Die früher so tief eingewurzelte Trunksucht verschwand allmählich unter den Rama. Einige Jahre später waren alle Einwohner von Rama-Key getauft. Das Werk Jürgensens ist zweifellos einer der Glanz- und Lichtpunkte in der Geschichte der Herrnhuter Mission. Jürgensen (S. 26) beschränkte seine Tätigkeit nicht bloß auf die Rama der Bluefields-Lagune, sondern er trat auch in Beziehung mit ihren Stammesgenossen in der Umgegend von Punta Gorda. Manche der letzteren kamen nach Rama-Key, um in der Religion unterrichtet zu werden, und im Jahre 1870 wurden die ersten dieser Gegend getauft[1]). Dieses Gebiet ist aber später wohl wegen seiner spärlichen Bewohner wieder von den Herrnhutern vernachlässigt worden, denn in der Gegenwart gibt es keine christlichen Rama mehr südlich von der Bluefields-Lagune[2]).

Kurze Angaben über die Rama der Bluefields-Lagune befinden sich auch bei Bell, Bovallius, Heath, Harrower und Schultz. Bei weitem das reichlichste und wertvollste Material verdanken wir jedoch Lehmann, worüber weiter unten im sprachlichen Teile ausführlicher gesprochen wird.

IV. Ethnographisches.

Die hier erwähnten ethnographischen Einzelheiten sind von mir im Januar 1922 in den verschiedenen Rama-Ansiedlungen aufgezeichnet worden. Der größte Teil dieses Materials geht jedoch auf mehrere ältere Männer und Frauen von Rama-Key zurück. In Wiring Key gelang es mir nicht, weiteres hinzuzufügen, doch hat man mir später in Punta Gorda und Cane creek die auf der Rama-Insel aufgezeichneten Angaben bestätigt und mir noch andere wichtige Mitteilungen gemacht.

Während die Indianer von Rama-Key durch Umgang mit Missionaren, Kreolen und Ladinos schon „zivilisiert" sind, haben ihre heidnischen Stammesgenossen noch viel von ihren alten Sitten und Gebräuchen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Letztere sind noch ziemlich primitiv und meiden den Umgang mit anderen Stämmen und mit Fremden. Sie sind aber keineswegs so wild und unzugänglich, wie Levy (1: S. 38) und andere Reisende, die überhaupt gar nicht mit ihnen in Berührung kamen, behauptet haben. Long (S. 322), der um 1774 schreibt, sagt, daß sie um jene Zeit auf gutem Fuße mit den Engländern waren und Handelsbeziehungen mit ihnen unterhielten. Squier und Berendt erwähnen die Rama als einen friedlichen Stamm, der mit andern wenig Verkehr hat.

Kopfzɫaːhːl.

Früher waren Mischehen mit anderen Stämmen streng verboten, wodurch sich die Rama bis in die letzte Zeit hinein noch ganz rein bewahren konnten. Nach Collinson (1: S. 39) war es den Frauen von Punta Gorda um 1863—1867 streng verboten, mit Männern anderer Stämme zu sprechen; dies wäre trotzdem sehr schwierig gewesen, da sie nur ihre

---

[1]) Siehe *Journal de l'Unité des Frères.* Neuchâtel 1870, S. 379—384.

[2]) Für näheres über die Wirksamkeit der Herrnhuter auf Rama-Key vgl. Jürgensen, Pim (2: 278—280); Wickham (S. 280—281); Schneider; Brindeau; ferner *Missionsblatt aus der Brüdergemeine,* Herrnhut (Sachsen); *Journal de l'Unité des Frères,* Neuchâtel (Schweiz); *Periodical Accounts relating to Moravian Missions,* London; *The Moravian,* Bethlehem, Pa., U. S. A.

Digitized by Google

eigene Sprache verstanden. Sogar heute noch gehen die Rama sehr ungern Ehen mit anderen Stämmen ein, und durch die dadurch unvermeidliche Inzucht dürfte man natürlich ein rasches Aussterben des Stammes erwarten.

Nichtsdestoweniger ist ihre heutige Kopfzahl nicht viel geringer als die verschiedenen Schätzungen aus dem 19. Jahrhundert. Nach Roberts (S. 100) soll die Zahl der Rama um 1820 noch 500 überstiegen haben. Im Jahre 1862 schreibt Bell (1: S. 242), daß der ganze Stamm in Nicaragua nicht mehr als 200 Seelen zählt. Unerklärlich ist jedoch, daß Levy (2: S. 256) die am Rio Rama (= Rio Punta Gorda) ansässigen Rama noch auf 2000 schätzt. Bovallius (2: II, S. 306) spricht von etwa 300 Seelen um 1882 und mit dieser Schätzung stimmt auch Lehmann (3: S. 1—2) für 1909 überein. Nach Lehmann lebten 250 Rama auf der kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, 15—20 in der Gegend von Punta Gorda, 10—15 in Wiring Key und einige wenige verstreut in Haulover, Bluefields usw.

Nach meinen eigenen Schätzungen bestand der Stamm der Rama im Januar 1922 noch aus 265—272 Seelen, wovon 218—220 auf Rama-Key, 9 auf Wiring-Key, 8 an der Mündung des Cane creek und etwa 30—35 am Unterlaufe des Rio Punta Gorda lebten.

Äußeres.

Die Rama sind im allgemeinen von kräftigem und regelmäßigem Bau. Sie sind die größten von den reinen Indianerstämmen der Moskitoküste, doch ist die Behauptung von Collinson (2: S. 150), daß es nicht selten ist, unter ihnen Gestalten von sechs engl. Fuß anzutreffen, doch etwas übertrieben; ich erinnere mich nicht, Rama von solcher Körpergröße gesehen zu haben. Von 25 männlichen Erwachsenen, die von Schultz auf Rama-Key gemessen wurden, hatte der kleinste 1,538 m und der größte 1,738 m. Die Durchschnittsgröße war also 1,661, während ich selbst 1,68 m bei den Männern und 1,59 m bei den Frauen festgestellt hatte.

Bovallius (2: II, S. 306) sagt, daß die Rama äußerlich den Sumu ähneln; hierzu ist jedoch zu bemerken, daß letztere etwas kleiner sind und sich weiter durch eine hellere Hautfarbe unterscheiden.

Die Rama haben sehr breite Köpfe, während das Gesicht verhältnismäßig schmal ist. Die Nase ist klein und gradlinig und selten gebogen. Der Durchschnittsnasenindex beträgt 66, eine für Indianer sehr niedrige Ziffer. Die Ohren sind sehr schmal (Durchschnittsindex 52,6) und die Augen sind dunkelbraun bis schwarzbraun.

Die Rama haben einen breiten Mund und regelmäßig gebaute, weiße Zähne. Die Lippen sind etwas dicker als bei den anderen reinen Indianerstämmen der Moskitoküste, wie die Sumu und Paya. Die Haare sind dicht, straff und dunkelbraun bis schwarz; graue Haare und Kahlköpfigkeit kommen nur bei sehr alten Personen vor. Der Bartwuchs ist sehr spärlich; man findet nur schwache Ansätze an Kinn und Oberlippe. Brusthaare sind gänzlich abwesend und die Schamhaare sind sehr spärlich.

Kleidung und Schmuck.

Die Bewohner von Rama-Key haben ihre Nationaltracht schon längst abgelegt und kleiden sich genau wie die niedere Bevölkerung des benachbarten Bluefields. Sie sind jedoch viel einfacher und hegen keine solche Vorliebe für bunte, grellfarbige Stoffe wie die Kreolen und Miskito.

In Punta Gorda haben die Frauen den Oberkörper nackt oder tragen ein ausgeschnittenes, weites, ärmelloses Hemd (*prak* vom englischen

Digitized by Google

„frock"). Um den Unterleib werfen sie ein etwa $1^1/_2$ m langes und 40—50 cm breites, rockartig zusammengefaltetes Tuch, das von den Hüften bis an die Knie reicht und durch einen von oben hineingesteckten Zipfel festgehalten wird.

Die um die Lenden gewundene und dann zwischen den Beinen hindurchgezogene Schambinde, Lendengurt oder Mastate (vom mexik. „maxtatl", *palpura* auf Rama), die den Zweck hat, die Genitalien zu bedecken, kann man heute nur noch bei Kindern sehen. Selbige ist aus dem Bast des Kautschukbaumes hergestellt, wurde früher jedoch auch aus Baumwolle (*sûsăñās*) gewebt. Baumwollkleider scheinen das Vorrecht der Vornehmen gewesen zu sein. Kleine Kinder männlichen Geschlechtes sind oft gänzlich unbekleidet; die kleinen Mädchen aber tragen aus Schicklichkeitsrücksichten immer ein kurzes Hemd, wenn sie das Haus verlassen. Beide Geschlechter gehen meistens barfuß.

Zur Zeit der Entdeckung (1502) scheinen die Männer in der Gegend von Cariay außer der Schambinde ganz nackt gewesen zu sein, während die Frauen Röcke trugen, die bis an dis Knie reichten. Die Einwohner dieser Ortschaft boten den Spaniern ärmellose Mäntel zum Tausche an.

Zum Waschen der Kleider bedienen sich die Rama eines Klopfers aus leichtem Holz, der von ihnen und von den Kreolen *bâtu* (vom franz. „battre", „battoir"?) genannt wird. Die Kleider und Schmucksachen werden in hölzernen Kasten (*kálma kănu*, *kálma ŭkŋa*) aus Zedern- oder Mahagoniholz aufbewahrt.

Bei festlichen Gelegenheiten tragen Männer und Frauen bunte Glasperlenschnüre (*skŭp*) als Hals-, Arm- und Knieband. Anstatt der eingeführten Glasperlen wurden früher durchbohrte, runde, auf eine Schnur gereihte Scheiben von Seemuscheln zu diesem Zwecke benutzt. Die Männer trugen ebenfalls die Eckzähne von Jaguar und Puma an einer Schnur aus Bromeliaceenfasern um den Hals.

Eingeführte echte und unechte Finger- (*kwĭk kup tika*) und Ohrringe (*kŭkwa kika*), zumal dünne Messingringe, kann man sehr häufig sehen. Früher wurde auch die Nasenscheidewand durchbohrt, um einen Schmuckgegenstand daranzuhängen. Durch die im Guetar-Gebiet angetroffenen Steinfiguren wissen wir, daß die ehemaligen Bewohner ziemlich lange Pflöcke in den Ohrläppchen trugen. Nach Benzoni war Metall sehr selten im Suerre-Gebiet, und die Spanier waren erstaunt, daß die Eingeborenen ihnen kein Gold brachten. Die Guetar jedoch waren mit der Verarbeitung von Gold vertraut (León Fernández V, S. 158) und trugen Figuren der bekannten Chiriqui-Modelle an Arm, Bein und Hals.

Im Suerre-Gebiet trugen nach Benzoni die Männer Diademe von bunten Federn und bemalten sich den Körper, zumal in Kriegszeit, mit schwarzer und roter Farbe. Um sich zu verschönern und zu gleicher Zeit die Haut gegen Sonnenstrahlen und Fliegenstich zu schützen, bemalen sich noch heute die heidnischen Rama-Frauen mit dem roten Farbstoff der *Bixa orellana* (*alyúp*), während die Männer Kautschuk verbrennen und sich mit dem Ruß (*uluñ*) desselben schwärzen. Auf der dunklen Haut der Indianer sind diese Ornamente verhältnismäßig wenig sichtbar.

Unter älteren Rama kann man noch ab und zu Tätowierung beobachten, zumal an Gesicht, Arm und Brust. Zum Punktieren der Haut gebrauchten sie Dornen oder Nadeln und rieben dann die betreffenden Stellen mit Ruß oder Schießpulver ein. Schädeldeformation, die bei den Sumu noch während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts geübt wurde, scheint den Rama nie bekannt gewesen zu sein.

Um 1502 hatten die weiblichen Bewohner von Cariay die Haare kurz geschoren, während die Männer die ihrigen lang hatten. Unter den

Digitized by Google

heutigen Rama ist aber das Gegenteil der Fall. Beide Geschlechter widmen dem Kopfhaar große Pflege und reiben es täglich mit dem Fruchtöl (*yūpsī*) des Eboebaumes ein. Manchmal wird auch das Öl der Frucht des Sababaumes (*sān*) zum selben Zwecke benutzt. Durch Tauschhandel mit den Miskito erwerben sie auch das an der ganzen Moskitoküste unter dem Miskito-Namen *bátana* bekannte Haaröl, das aus dem Samen der Ohung- oder Ölpalme (*Elaeis melanococca, okanaup* auf Rama) gewonnen wird.

Wohnungen.

Die Wohnungen (*ṅū*) der Rama sind von quadratischem oder ovalem Grundriß mit Lehmboden und Palmblattdach. Die Pfosten oder Ständer (*kat*) sowie das Gebälk sind von hartem „Eisenholz" (*Sideroxylum sp.*) oder „Lancewood" (*Duguetia quitarensis*). Erstere werden so ausgesucht, daß sie sich oben gabeln, die Dachbalken werden einfach darauf gelegt und mit einer Rankenart (*kāuṅ kíwa*, span. „bejuco de hombre, kreolisch „tietie") festgebunden. Letzteres ist eine rankende Schmarotzerpflanze, die am Stamm der Bäume emporwächst; von den Ästen sendet sie Büschel von Strängen, die frei in der Luft herunterhängen und am Boden angelangt, wieder Wurzel schlagen. Sie widersteht dem Einfluß der Witterung viel besser als Bindfaden und Tau, und ersetzt die Nägel (*sílak*) in der Indianerhütte.

Das Dach (*kíṅtuk*) ist zwei- oder vierflächig; es wird aus den Blättern der Skomphra-Palme (*mű́ṅka*) hergestellt und gewährt vollkommen Schutz gegen jeden Regen. Der Rauch verzieht sich langsam durch das Dach; er ist freilich lästig, aber er hält Mosquitos (Schnaken) fern.

Hütten ohne Seitenwände kommen heute nicht mehr vor. Die Wände werden durch Watteln von miteinander verflochtenen Holzstangen oder Rohrstämmen hergestellt. Auf Rama-Key bedient man sich mit Vorliebe des bretterartig zugeschnittenen Stammes der Raua-Palme (*túla*); in Punta Gorda und Wiring-Key werden die dünnen Stämme der Siliko- oder Yolillo-Palme (*sű́lup*) dazu benutzt.

Im allgemeinen scheinen sich die Wohnungen der von den Spaniern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Cariay und im Suerre-Gebiet angetroffenen Eingeborenen nicht wesentlich von denjenigen der heutigen Rama unterschieden zu haben. In Cariay sahen die Spanier im Jahre 1502 einen großen hölzernen, mit Rohrstangen bedeckten „Palast", der dem Kaziken gehörte. Ob er auch mit Seitenwänden versehen war, wissen wir jedoch nicht. Die Dörfer bestanden damals aus zwei bis drei großen gemeinschaftlichen Häusern (Palenques), wie man sie bis vor wenigen Jahren noch unter den Rama von Punta Gorda finden konnte. Am Rio Suerre (= Rio Pacuare) sahen die Spanier ein langes ovales Gebäude, 45 Schritte lang und 9 Schritte breit, mit Seitenwänden aus Rohrstangen und Palmblattdach. Dieses Haus wurde von einem Suerre-Kaziken bewohnt, wenn er zum Fischen in die Gegend kam. Steine scheinen auch manchmal zum Hausbau benutzt worden zu sein im Suerre- oder Guetar-Gebiet, denn man hat dort Steinhaufen gefunden an Stellen, wo keine Spur von Gräbern zu sehen ist.

Die modernen Rama errichten ihre Wohnungen vielfach auf niedrigen Stelzen und versehen sie mit einem Fußboden aus Brettern. In solchen Fällen wird die Feuerstätte (*ăbuṅ kris*) in eine kleine Nebenhütte verlegt, die dann als Küche dient, anstatt wie früher auf den Lehmboden in die Mitte des Wohnhauses. Die frühere Rama-Hütte bildete einen einzigen ungeteilten Raum, doch jetzt wird Wohn- und Schlafzimmer abgetrennt. Unter dem Dache wird ein kleiner Raum abgezweigt, welcher als Vorratskammer, manchmal auch als Schlafstätte dient. Man steigt hinauf mit

Digitized by Google

Hilfe eines dünnen Baumstammes mit stufenartig eingeschnittenen Kerben. Dieser Raum ist der „Tabanco" der Ladinos und der „Tent" der Kreolen (im Rama: *âi kănu* „Maiskammer").

Als Betten dienen Holzgestelle (*ńāń*), die etwa 1,00 bis 1,20 m über dem Fußboden hergerichtet sind. Vier Eckpfosten, die sich oben gabeln, werden so eingegraben, daß die oberen Enden gleich hoch sind; auf die lange Seite werden zwei starke gerade Stämme in die Gabelungen gelegt. Rechtwinklig über letztere kommen dann dünne Stöcke, die mit einer Rankenart festgebunden werden. Darauf werden aufgerollte Bambusstämme gelegt, wodurch eine ziemlich ebene Grundlage geschaffen wird. Da die in dieser Gegend vorkommenden winzigen Sandfliegen oder Jejenes (*sirsiri*) durch ein Gazenetz nicht ferngehalten werden können, macht der Indianer seine Mosquitonetze (*kálma-tŭp, kálma* „Stoff") aus leichtem undurchsichtigem Kattun, wodurch er auf seinem Bette das Gefühl hat, sich in einem abgeschlossenen Zimmer zu befinden.

Zum Kochen bedienen sich die Rama fast ausschließlich eiserner Töpfe (*uń*); irdenes Kochgeschirr (*tĭksak uń*) trifft man heute sehr selten. Die großen hölzernen Kochlöffel („pat stick" der Kreolen) sind den Rama wahrscheinlich früher unbekannt gewesen, da sie dieselben mit dem spanischen Ausdruck „cuchara" (*kučára*) bezeichnen. Ums Feuer herum liegen einige langarmige Holzzangen (*kĭskĭs*), die aus dem zusammengebogenen Stamm einer kleinen Palmenart, Caña danta, Atak (*kĭskĭs*) hergestellt sind. Sie dienen zum Ergreifen der über den Kohlen gerösteten Speisen. Dieses Gerät kommt nicht vor bei den anderen Stämmen der Moskitoküste, wurde aber von Lehmann (2: S. 711) bei den Guatuso am Rio Tooxi, einem rechten Nebenflusse des Rio Frío, angetroffen. Man kann diese Zange jedoch auch bei einigen Kreolen des Rama-Gebietes sehen, von denen sie auch mit dem Namen *kĭskĭs* bezeichnet wird. Zum Anfachen des Feuers gebrauchten die Rama fächerartig zusammengebundene Federn des Guan (*Penelope cristata, kūńkūn* auf Rama). Diese Feuerfächer werden von ihnen *kūńkūn ūk* genannt.

Als Schüsseln, Teller, Tassen und Gläser dienen die harten Schalen der Frucht des Kalebassenbaumes (*Crescentia cujete*, span.: Jicaro, Guacal. Rama: *sabáń*), worin manchmal rohe geometrische Figuren geschnitzt werden. Durchbohrte Kalebassenschalen dienen als Sieb (*săńkĭs*, kreolisch „chachi"). Größere Früchte werden nicht in der Mitte geteilt, sondern es wird nur oben ein Loch gemacht. Diese dienen dann zum Wasserholen; zum Anfassen wird ein Finger in die Öffnung gesteckt. Solche Wasserbehälter werden von den Rama *ulmúp* genannt (span. „calabazo"; kreolisch „goat"; Miskito „*kăhmúntara*"). Zum Wasserholen gebrauchen die Rama von Punta Gorda auch Bambusgefäße, indem sie eine Abteilung des Stammes dicht ober- und unterhalb zweier benachbarter Ringe herausschneiden und in einen der durch die Ringe gebildeten Verschlüsse ein Loch bohren.

Von den Dachbalken hängen Flaschen herunter, worin die Rama verschiedene Heilmittel, Öl, Farbstoff usw. aufbewahren; auch sieht man manchmal kleine Flaschenkürbisse, die als Schrotgefäße dienen. Nebst den Fisch- und Jagdgeräten fehlen in keiner Hütte eine Axt (*kŭsĭń*), mehrere Jagdmesser (*sĭro*), säbelförmige Buschmesser (*plănak*), usw.

Die Stühle sind niedrige Holzschemel (*kălpań*), die von den Frauen benutzt werden, wenn sie ums Feuer herum kauern, während die Männer die freie Zeit in den Hängematten verträumen.

Zur Beleuchtung dienen in der primitiven Indianerhütte kleine, aus dem Sekret des Kautschukbaumes (*Castilloa elastica*) oder aus Bienenwachs hergestellte Kerzen (*ŭpdika*). Die Ocote oder Kiefer (*Pinus tenui-*

Digitized by Google

folia), von den Rama mit dem Miskito oder Sumu-Worte *a͡uas* bezeichnet, kommt nicht vor in dieser Gegend; ihre Südgrenze an der atlantischen Abdachung von Nicaragua bildet der nördliche Teil der Bluefields-Lagune.

Feldbau.

Der Ackerbau ist wenig entwickelt. Die Bewohner von Rama-Key haben ihre Plantagen (*sa͡i*) größtenteils an den Ufern der Flüsse Kukra und Truswani, welche unweit von ihrer Insel in die Bluefields-Lagune münden. Ein Stück Urwald wird von den Männern durch Fällen der kleineren Bäume und Niederbrennung des Gestrüpps zur Saat vorbereitet. Das Ausjäten des Unkrautes ist die Arbeit der Frauen.

Maniok oder Manihot (*īk*), wovon mehrere Spielarten vorkommen. ist die wichtigste Nährpflanze des Rama-Gebietes. Nur der sogenannte „süße" Maniok wird von den Rama und ihren Nachbarn angepflanzt, während die Paya und Kariben (Garif) von Honduras nur die „bittere" Art kennen, die sie durch Auspressen des giftigen Saftes unschädlich machen. Die Rama machen ihre Maniokfelder während der trockenen Jahreszeit (März bis Mai), und im Oktober oder November sind die Wurzelknollen genießbar. Letztere werden hauptsächlich gekocht oder in der heißen Asche geröstet und bilden eine sehr nahrhafte Speise, die unsere Kartoffel ersetzt. Alle zwei bis drei Tage wird ein frischer Vorrat von den Frauen vom Felde herbeigeschafft, da diese Knolle abgepflückt bald ungenießbar wird. Nachdem eine oder ein paar Ernten vom Felde gewonnen sind, ist letzteres ganz mit Unkraut bewachsen; die Indianer lassen es dann liegen, und in wenigen Jahren ist es dicht mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen, während sie ein anderes Stück des Waldes durch Abholzen urbar machen.

Pisang oder Plátanos, Plantains (*Musa paradisiaca normalis*), eine große Bananenart, die unreif gekocht, auch die Kartoffel ersetzt und im reifen Zustande gebraten wird, findet man unter den Rama nebst der eigentlichen Banane (*Musa paradisiaca sapientum*). Die Rama nennen letztere *sumu*, wohl daher, daß die Sumu-Indianer die größten Bananenesser des östlichen Nicaragua sind[1]). Der Pisang wird jedoch von ihnen mit dem Worte *prănti* bezeichnet, welches, wie auch die von den anderen Stämmen der Moskitoküste gebrauchten Bezeichnungen, eine Verstümmelung des spanischen „plátano" oder des englischen „plantain" ist.

Aus unreifen Bananen und Pisang bereiten die Rama ein Getränk nach Art eines dünnen Breies, das sie *sŭnúkba* nennen und das an der ganzen Moskitoküste unter dem Miskito-Namen *wabul* bekannt ist. Die Früchte werden gar gekocht, mit einem hölzernen Stampfer oder Rührstock (*sŭnúkba kat*) zerquetscht und mit frischem Wasser gerührt. Dieses Getränk wird auch manchmal aus reifen Früchten mit Kuh- oder Kokosnußmilch hergerichtet und entspricht dann dem „mochilá" oder „muchilá" der Ladinos an der Nordküste von Honduras und dem „*guréntu*" der schwarzen mittelamerikanischen Karaiben (Garif). In grünem, unreifem Zustande werden diese Früchte auch zu *tŭlis* bereitet, indem man sie etwa eine Woche lang in Wasser einweichen läßt, wobei sie einen üblen Geruch bekommen. Dann werden sie gekocht, zerquetscht und wie *wabul* genossen (*tŭlis a͡irī*), oder die Masse wird nach Art der „Tamales" in große Blätter gewickelt und dann zu Brot gebacken.

[1]) Die Sumu-Indianer werden jedoch von den Rama *libra* oder *waha͡i* genannt. Das erste dieser Wörter bedeutet „Freund" im Miskito und entspricht etwa dem spanischen „compadre"; *wahai* ist die Bezeichnung für „Bruder" in den verschiedenen Sumu-Dialekten.

Digitized by Google

Ein anderes sehr geschätztes Nahrungsmittel ist die gekochte Frucht der Pejivalle-Palme (*Guilielma sp.*), einer Pflanze südamerikanischen Ursprungs, die jedoch von allen atlantischen Stämmen des südlichen Mittelamerika bis zum Rio Tinto oder Black River in Honduras angebaut wird. Die Rama und die anderen Stämme der Moskitoküste nennen sie *sūpa*; eine engverwandte Bezeichnung findet sich unter den Indianern von Costa Rica, Panama und eines großen Gebietes Kolumbiens.

Durch die vielen Mahlsteine oder Metates (*ṅalĭṅ yā́ruṅ*), welche im Busche gefunden wurden, wissen wir, daß auch schon zu vorspanischer Zeit Mais (*ā̂i*) und vielleicht auch Kakao angebaut wurden. Die heutigen Maisreibsteine der Rama sind länglich, schwach konkav gekrümmt und unten glatt. Zum Mahlen oder Zerquetschen der Maiskörner dient eine längliche Handwalze (*ṅalĭṅ yup*). Die hölzernen Mörser der Miskito und Kreolen sind den Rama unbekannt. Mais wird hauptsächlich in der Form von Atol (*ā́irī*), Pozol (*pusun*) und Pinol (*āi amā́ikima* „gemahlener Mais") gegessen.

Theobroma cacao oder Kakao (*kūk*) wächst wild im Schatten des Urwaldes, wird aber auch angepflanzt. Cacao pataste (*Theobroma bicolor*) kommt auch vor und wird von den Rama *ṅérba* genannt; diesen Namen haben die Kreolen in „werba" und „werbra" verstümmelt. Die Kakaobohnen werden geröstet, auf dem Metate gemahlen, dann zusammen mit Chile oder Paprika (*Capsicum sp.*) gekocht und als nahrhaftes Getränk genossen. Kakao wird nie zusammen mit geröstetem Mais gemahlen, wie es die anderen Stämme der Moskitoküste machen. Früher scheint die Bohne als Geld gedient zu haben.

Quequisque oder Malanga, Tania, Eddo, Coco, Yautia (*Colocasia sp.* und *Xanthosoma sp.*), von den Rama *ĭśup* oder *ĭsyup* genannt, sowie die Süßkartoffel oder Camote, Batata (*Ipomoea batatas*; *pāik* auf Rama) spielen auch eine nicht unbedeutende Rolle in der Ernährung. Ferner werden auch rote Bohnen, eine Art von *Phaseolus vulgaris* L (*ṅuskūp*). *Cucurbita pepo* oder Kürbis (*ābīs*), *Dioscorea sp.* oder Ñame, Yam (*tūkwā́up*) angepflanzt.

Saccharum officinarum oder Zuckerrohr (*āikat*) wird auch angebaut, und der mittelst einer hölzernen Handmühle ausgepreßte Saft wird frisch als Getränk genossen oder zu einer Art Melasse oder Syrup gekocht, als Ersatz für Zucker.

Die Kokospalme (*Cocos nucifera*) gedeiht vorzüglich, ohne irgendwelche Pflege an der Küste. Von einheimischen Früchten sind noch besonders zu erwähnen: *Persea gratissima* oder Aguacate (*kŭlup*), Ananas (*sŭrak*), *Calocarpum mammosum* oder Zapote (*kulmā̂up*), *Carica Papaya* oder Papaya, Papaw (*tŭnuk*).

Fisch- und Schildkrötenfang.

Einen großen Teil ihres Unterhaltes gewinnen die Rama aus der See, den Lagunen und Flüssen. Im Süßwasser bedienen sie sich zum Fischen hauptsächlich des Wurfspeeres (*wā́isko*), der unmittelbar mit der Hand geschleudert wird. Derselbe unterscheidet sich in keiner Weise von dem unter den Miskito und Sumu mit dem gleichen Namen bekannten Speer. Er besteht aus einer harpunenartig mit Widerhaken versehenen Eisen- oder Stahlspitze, die locker in einen langen Stab (*kat*) eingesteckt und an eine Leine (*arĭ́ra*) befestigt wird. Letztere ist um eine Rolle (*kunkun*) aus Leichtholz (meistens „Bobwood", *pŭnu* auf Rama) gewickelt, welche in den Hinterteil des Stabes gesteckt wird. Sobald das Eisen in den Körper des Fisches eindringt, löst es sich vom Stab, während die Leine

Digitized by Google

sich beim Fortschwimmen des getroffenen Tieres abwickelt. Die Holzrolle schwimmt jedoch auf dem Wasser, so daß es leicht ist, die Leine zu ergreifen und dann den Fisch heranzuziehen.

Die Rama sind sehr geschickt in dieser Art von Fischfang; sie beobachten zuerst das Wasser und nehmen dann ihr Ziel nach den kleinen Wellen, die der unter Wasser schwimmende Fisch aufwirft. Diese Speerart wird auch zum Fangen der Seekuh oder Manati (*pálpa*) gebraucht, deren Fleisch sehr geschätzt wird; da dieses Tier aber sehr groß und schwer ist, muß dazu eine sehr starke Leine gebraucht werden. Nachdem die Seekuh getroffen ist und der Indianer die oben auf dem Wasser schwimmende Holzrolle ergriffen hat, befestigt er das Ende der Leine an den Vorderteil des Einbaumes. Hierdurch wird das davon schwimmende Tier gezwungen, das Boot nachzuschleppen und ist nach einiger Zeit vollständig erschöpft.

Fischpfeile (*sínsĭn*) werden nur in seichtem, ruhigem Wasser gebraucht; nach jedem Schuß kehren sie zur Oberfläche zurück wegen des federleichten Rohrschaftes. In kleineren Flüssen werden die Fische auch durch Vergiftung des Wassers betäubt, worauf sie leicht mit den Händen gefangen werden können. Das Fischen mit der Angel (*saũk*) ist nur auf Greise, Frauen und Kinder beschränkt. Jetzt bedienen sich die Rama auch eines eingeführten kreisrunden Wurfnetzes von etwa zwei Meter Durchmesser, welches vom Kanu aus ins Wasser geschleudert wird. Infolge der am Rande befestigten Bleikugeln schließt es sich im Wasser und wird dann behutsam herausgezogen.

Die Rama schätzen auch die verschiedenen Arten von See- und Lagunenaustern (*sĭta*) und andere Molluskenarten als Speise. Zumal die kleine Muschelart *sruṅ* und eine größere, *kắkel* genannt (vom engl. „cockle"), kommen in großen Mengen in der Bluefields-Lagune vor und werden von den Frauen gesammelt. Die kleine in den Flüssen lebende Jute, eine Melanienart, wird auch sehr geschätzt. Ferner spielen auch Krebse (*kắbis*) und verschiedene Krabbenarten (*kắraṅ*, *krắis*, *wắiro*, *takắyak*) eine nicht unbedeutende Rolle in der Ernährung zu gewissen Jahreszeiten.

Zum Schildkrötenfang bedienen sich die Rama eines Wurfspeeres (*sílak*), der sich jedoch bedeutend vom Fischspeere unterscheidet. Die starke Eisenspitze (*sílak ũp*) ist viel kürzer, um das wertvolle Schildpatt so wenig als möglich zu beschädigen und den Tieren keine großen Verletzungen beizubringen, da sie lebend aufbewahrt werden. Der Stab (*sílak kat*) ist aus dem Stamme der Maquenque-Palme (*ắpo*) und wird mit großer Kraft geschleudert. Da bei diesem Speer die Leichtholzrolle fehlt, wird der schwere Stab mittelst der langen Leine am Kanu befestigt, um ihn nicht zu verlieren.

Die Rama sind zweifellos die geschicktesten Schildkrötenfischer des östlichen Mittelamerikas. Die kleinen Eilande, die sich längs der Küste von Bluefields bis Monkey Point befinden, werden zu gewissen Jahreszeiten von großen Mengen grüner Suppenschildkröten (*ũli*) und Karettschildkröten (*plĭs*) besucht. Letztere werden von den Rama als Speise bevorzugt, und das wertvolle Schildpatt, das diese Art liefert, verkaufen sie den Händlern von Bluefields. Sie essen jedoch selten die Suppenschildkröte, da dieselbe wegen ihres von Fremden, Ladinos und Kreolen sehr geschätzten Fleisches einen sehr hohen Preis einbringt. Die große, von den Spaniern „caguama" und von den Engländern „loggerhead" genannte Meerschildkröte (*ũwắr*) wird jedoch von den Rama als Speise verpönt und deshalb sehr selten gespeert.

An der sandigen Küste des Festlandes werden ebenfalls die Schildkröten des Nachts beim Eierlegen abgefangen. Neuerdings ist auch das Schild-

Digitized by Google

krötennetz von den Kreolen eingeführt worden. Dasselbe ist mit großen Lockschildkröten versehen, um die Tiere anzuziehen, die sich darin verwickeln und nicht mehr entweichen können.

Jagd.

Die Rama verstehen es ausgezeichnet, sich geräuschlos an das nichtsahnende Wild heranzuschleichen; sie schießen jedoch nie auf ein Tier, wenn es sich in schneller Bewegung befindet. Selbst die jungen Leute bedienen sich mit Vorliebe des Pfeils auf der Jagd, obschon sie damit nicht sicher sind für eine Entfernung über 20 m. Der Pfeil hat jedoch den Vorteil, das Wild nicht so leicht zu verscheuchen wie die Feuerwaffe (*yubuń*). Einen langen, altmodischen Vorderlader kann man auch in jeder Rama-Hütte sehen; nach Bell (1: S. 259) war diese Waffe schon gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet unter den Rama.

Die Rama, im Gegensatz zu den Miskito und Sumu, fürchten gar nicht allein im Walde zu übernachten, und machen ihr Lager in den Baumästen zurecht. Gewöhnlich schließen sich jedoch mehrere zusammen, um auf die Jagd zu gehen. Sobald ein Rudel Wildschweine aufgespürt ist, wird dasselbe umzingelt, und jeder von den Jägern schießt rasch ein paar Pfeile ab, ehe die geängstigten Tiere einen Ausweg gefunden haben und in wilder Flucht davoneilen. Zum Jagen nimmt der Indianer drei oder vier Pfeile mit, da die leichten Rohrschäfte fast jedesmal durch das Sträuben des getroffenen Tieres abgebrochen werden. Größere Tiere brechen sogar ab und zu die starken Vorderschäfte aus Hartholz entzwei.

Die Jagdgründe der Rama der Bluefields-Lagune befinden sich auf dem benachbarten Festlande, da an den Flüssen Kukra und Truswanni Wildschweine und Rotreh sehr häufig vorkommen. Das Weißreh wird auf Deer Island, der langen schmalen Insel, welche die genannte Lagune vom Meere trennt, angetroffen. Von den vierfüßigen Waldtieren, deren Fleisch von den Rama sehr geschätzt ist, sind vor allem das Reh (*sŭla*). der rote *Ateles*-Affe (*blĭra*) und *Dicotyles labiatus*, die größere Wildschweinart (*ńŭlkań*) zu erwähnen. Von den anderen jagdbaren Tieren, denen die Rama nachstellen, sind besonders Tapir (*nyerbiń*), *Dasyprocta* oder Guatusa (*pūk*), *Coloegenys paca* oder Tepescuinte (*kuli*), *Dicotyles tajacu* oder das kleine Wildschwein (*múksa*), *Tatusia* oder Gürteltier (*kĭrki*) und der Hase (*tŭkústŭkús*) zu nennen. Von den Vogelarten sind die wichtigsten: *Crax* oder wilder Truthahn (*ńalań*), *Penelope* oder Guan (*kuńkuń*). mehrere Waldhuhnarten (*pŭti*, *ŭkŭtíńkŭtiń*), Wachtel (*kŭpláńkŭpláń*), Wildente (*tălu*), Taube (*bŭtku*) usw. Unter den Reptilien nimmt der grüne Leguan oder Iguana (*sălyuk*) die erste Stelle ein. Diese Eidechse wird lebend gefangen, durch Verstümmelung wehrlos gemacht und bis zum Gebrauche aufbewahrt; auch ihre Eier sind sehr geschätzt. Alligatoren. Krokodile und Schlangenarten werden nie gegessen.

Die erlegten Tiere, wie überhaupt alle Lasten, werden auf dem Rücken getragen mittels eines Tragbandes, Bambador, Mecapal (*măukla klĭra*), das aus einem über die Stirn gelegten Streifen von Kautschukbaumrindenstoff besteht. In jeder Hütte findet man mehrere elende, magere Hunde (*tăusuń*), welche zum Jagen abgerichtet sind. Es ist nicht bekannt, ob auch schon in vorspanischer Zeit der Hund in domestiziertem Zustande gehalten wurde.

Ernährung.[1])

Die Rama gewinnen ihren Unterhalt hauptsächlich durch primitiven Feldbau nebst Fisch- und Schildkrötenfang und etwas Jagd. Die eigent-

[1]) Siehe auch „Feldbau", „Jagd" und „Fisch- und Schildkrötenfang".

Digitized by Google

liche Grundlage der Ernährung bilden die Wurzelknollen des Maniok oder Manihot (*īk*)[1]).

Maniok, Bananen und die Frucht der Pejivalle-Palme (*sŭpa*) wurden früher auch zu *bisbaya* oder *bišbaya* bereitet, ehe sie gegessen wurden. Zu diesem Zwecke wurden sie sechs Monate oder sogar ein Jahr lang in Erdlöcher gelegt und sorgfältig mit Bijagua-Blättern (*Calathea insignis*, *truk* auf Rama, *wáha* auf Miskito) bedeckt und der Gärung überlassen. Dann wurden sie ausgegraben, zerrieben, mit Wasser gerührt und wie Brei als *bisbaya âirī* getrunken. Diese Speise hat einen sehr üblen Geruch und scheint von den Miskito eingeführt worden zu sein.

Maniok, Mais, Bananen und Pejivalles werden auch in der Form von *búnya* gegessen. Diese Früchte werden zuerst gar gekocht, zerstampft und in Bijagua- oder Bananenblätter eingewickelt, bis sie sauer geworden sind. Wenn der Indianer sich über einen halben Tag von der Ansiedlung entfernt, nimmt er etwas von dieser Masse mit und kann, an einer Wasserstelle angelangt, sich sofort ein nahrhaftes Getränk herstellen, indem er einen Teil davon in einer Kalebassenschale mit frischem Wasser aufrührt.

Ihr Nationalgetränk bereiten die Rama aus Maniok und genossen früher enorme Quantitäten davon während ihrer Totenfeiern. Die Wurzelknollen werden von den Frauen in großen Netztaschen (*nâûkal*) zur Hütte gebracht. Dann werden sie geschält, gekocht und in großen tönernen Töpfen (*uṅ*) oder in Holztrögen der Gärung überlassen. Ein kleiner Teil davon wird von den Frauen im Munde gekaut und gut mit Speichel vermischt, der Rest wird nur zerstoßen. Die Erzeugung der Gärung durch Speichel fand früher bei allen Stämmen der Moskitoküste statt, obschon sie natürlich nichts von dem dabei stattfindenden chemischen Vorgang verstanden. Heißes Wasser wird auch über diese Masse gegossen, um sie zu beschleunigen und das Gefäß wird dann mit Bijagua-Blättern bedeckt. Binnen zwei Tagen hat sich die Gärung vollzogen und dann kann das Trinkgelage beginnen, welches so lange dauert, bis der gesamte Vorrat vertilgt ist. Die Frauen bieten das Getränk den Gästen an, wobei sie eine Kalbassenschale bis zur Hälfte anfüllen, klares Wasser hinzufügen und dann mit der Hand aufrühren. Dieses „Maniokbier" hat eine weißliche Farbe und ist angenehm und sehr nahrhaft, wirkt aber berauschend, wenn es in größeren Mengen genossen wird.

Aus der Frucht der Pejivalle-Palme wird ein noch nahrhafteres Bier auf dieselbe Art bereitet; dieses hat jedoch eine hellgelbe Farbe. Aus Mais (*âi*) werden verschiedene stark berauschende Getränke bereitet, von denen das wichtigste unter den Sumu-Bezeichnungen *wăsak* und *wăsbīlo* bekannt ist. Hierzu wird der Mais einige Tage lang in Wasser eingeweicht bis er tüchtig zu keimen anfängt; dann wird er gemahlen, gekocht und der Gärung überlassen. Andere berauschende Getränke bereiten die Rama aus Ananas (*sŭrak*), Pisang (*prănti*), Bananen (*sumu*), Zuckerrohr (*âikat*) und anderen Früchten.

Diese Trinkgelage haben heute einen rein profanen Charakter; früher hatten sie jedoch eine religiöse Bedeutung und fanden statt vor und nach einem Jagdzuge, nach einer Bestattung, Ehe, Kindergeburt und bei Mannbarkeitsproben. Vor dem Anfang wurden die Waffen und andere gefährliche Gegenstände von den Frauen versteckt, damit die Betrunkenen kein Unheil anrichten konnten.

---

[1]) Schon López de Velasco (*Geografía y Descripción universal de las Indias 1571 a 1574*, Madrid 1894, S. 333) nennt Maniok, Mais und Bataten (*Ipomoea batatas*) als Hauptnahrungsmittel der Boto.

Digitized by Google

Die Bewohner von Rama-Key verbrachten früher Weihnachten in Bluefields, wo sie sich total an Rum berauschten (Bell 1: S. 259). Auch die Herrnhuter Missionare sagen, daß gegen Anfang ihrer Tätigkeit auf der genannten Insel die Trunksucht dort tief eingewurzelt war. Seit der Bekehrung zum Christentum ist dieses Laster jedoch total verschwunden, und die Rama-Key-Indianer bereiten heute aus Maniok ein nahrhaftes Getränk, welches sie jedoch frisch trinken.

Collinson (2: S. 150) sagt, daß die Rama früher Anthropophagen waren, doch scheint diese Behauptung auf eine Verwechslung mit den Guatuso vom Rio Frío (in Costa Rica) zurückzugehen. Die spanisch sprechende Bevölkerung Mittelamerikas nimmt überhaupt an, daß alle primitiven Völker der atlantischen Abdachung bis vor kurzem noch Menschenfleisch und rohe Fische verzehrten.

Der wilde Honig (*ñalali*) ist den Rama als Genuß- und Heilmittel bekannt; derselbe wird von verschiedenen, dem Genus *Melipona* angehörenden Bienenarten bereitet, welche teils frei in den Baumästen, teils im Inneren hohler Baumstämme nisten. Früher wurden auch die fettreichen Weibchen der Blattschneiderameisen (*tiktik*), einer Attaart, von den Frauen gesammelt, geröstet und als Leckerbissen verzehrt.

Um den Mund auszuspülen, nehmen die Rama nach jeder Mahlzeit einen Schluck Wasser, wobei die unglaublichsten Gutturaltöne geäußert werden, und dann wird das Wasser in weitem Bogen ausgespieen.

Von Gewürzpflanzen ist besonders Paprika oder Chile (*Capsicum sp., alkini* auf Rama) zu erwähnen, der mit Fleisch, Gemüse und Schokolade gebraucht wird, während unter den narkotischen Gewächsen Tabak (*tū*) die erste Rolle einnimmt. Der Tabak spielt eine sehr große Rolle im zeremoniellen Leben der Rama. Der Zauberarzt (*súkya, tŭrmăla*) bedient sich desselben, um sich durch unmäßiges Einatmen des Rauches in eine Narkose zu versetzen. Nachdem der Tabak seine Wirkung getan hat, wacht er auf und berichtet, was ihm während seines narkotischen Zustandes geoffenbart wurde.

Für zeremonielle Zwecke gebrauchen die Rama ausschließlich den von ihnen selbst angebauten Tabak. Derselbe ist nicht besonders stark, da er aber in großen Mengen eingenommen wird, sind seine Wirkungen dennoch kräftig genug. Der Gebrauch von Tabak als Genußmittel scheint erst von den Fremden eingeführt worden zu sein. Hierzu benutzen die Rama jedoch nur nordamerikanischen Blättertabak, der aber umgekehrt weder als Heilmittel noch zu narkotischen Zwecken taugt. Die Rama, wie die anderen Stämme der Moskitoküste ziehen, im Gegensatz zu den spanisch sprechenden Mischlingen, die Tabakspfeife (*tū kāt*) der Zigarre oder Zigarette vor. Die Unsitte des Rauchens hat sich noch nicht bei den Frauen eingebürgert.

Früher gewannen die Rama ihren Bedarf an Salz durch Kochen von Meerwasser, wozu sie sich großer eiserner Töpfe bedienten, die sie sich von den englischen Händlern in Bluefields verschafften. Diese Beschäftigung fand gegen Ende der Trockenzeit statt, wenn der Salzgehalt der See oder Strandlagunen am größten ist, da die Flüsse zu dieser Zeit sehr wenig Süßwasser zum Meere führen. Durch die Verdunstung des Wassers bleibt das Salz am Boden des Topfes zurück, in einer Art von Brei, der allmählich hart wird. Diese mühselige Arbeit kann man noch heute manchmal an der Moskitoküste beobachten. Salz und Meer werden von den Rama mit demselben Worte „*tăuli*" bezeichnet.

Handel.

Über die Handelsbeziehungen der Rama während der früheren Kolonialzeit wissen wir gar nichts. Wohl hatten schon um 1502 die Be-

Digitized by Google

wohner von Cariay, die man doch nicht mit Bestimmtheit zu den Rama rechnen kann, Beziehungen zu den stammverwandten südlicheren Stämmen, denn wir wissen, daß Kolumbus zwei Dolmetscher von der genannten Ortschaft mitnahm, und diese begleiteten die Spanier bis Cubigar, nicht weit von Portobello. Sie konnten sich mit den anderen Eingeborenen der Ostküste verständigen bis in die Gegend von Zorobaro-Insel in der Almirante-Bai.

Nach Long (S. 322) hatten die Rama schon gegen Mitte der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts Handelsverkehr mit den Engländern aus Jamaika, die nach der Moskitoküste kamen. Dieser Handel beschränkte sich damals auf den Vertausch von Schildpatt und einiger Waldprodukte gegen europäische Fabrikate, wie Stoffe, Nadeln, Fischangeln, Pulver, Blei, Feuerwaffen usw. Unter diesen Waldprodukten nahm bis zur letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts die einheimische, wildwachsende Sassaparille (*Smilax officinalis, sās* auf Rama) die erste Stelle ein.

Später wurde von den Rama Kautschuk (*ŭpdika*) von der *Castilloa elastica* gesammelt, wozu sie sich nur eines Buschmessers oder Machete und eines Paares eiserner Sporen bedienten. Letztere werden mit einem Riemen am Fuße befestigt und durch Einschlagen des Zackens in den Stamm kann der Indianer sehr leicht astlose hohe Bäume erklettern. Der ganzen Länge des Stammes nach schlägt er mit dem Buschmesser in schräger Linie Kerben in die Borke und alsdann fließt der milchweiße, klebrige Saft herunter in ein am Fuße des Stammes gegrabenes Loch. Durch den Zusatz des Saftes verschiedener Kriechpflanzen gewinnt diese Masse Festigkeit und erhält eine dunkle Farbe. Nach einigen Tagen ist sie bereit zur Verschiffung und ist im Handel unter der englischen Bezeichnung „sheet rubber" (spanisch „torta") bekannt. Der in den Kerben zurückgebliebene Kautschuk ist von besserer Qualität wegen seiner größeren Reinheit und wird „scrap rubber" (spanisch „burrucha" genannt; nachdem er genügend ausgetrocknet ist, besteigt der Indianer nochmals den Baum, um ihn loszulösen. Durch die große Produktion von Plantagengummi aus Britisch- und Niederländisch-Indien ist der Weltpreis derartig gedrückt worden, daß man das Sammeln von Wildkautschuk in Mittelamerika fast gänzlich unterlassen hat.

Die Bewohner von Rama-Key halten Hühner (*ŭsru*), Truthühner (*pípi*) und Schweine (*kwérko*, vom span. „puerco"), die sie im benachbarten Bluefields verkaufen. Alle Tage, Sonntag ausgenommen, fahren sie in mehreren Einbäumen nach dieser Stadt, um außerdem Brennholz, Gemüse, Früchte, Fische, Austern, Muscheln, Wildschweine und anderes Wildpret, Schildkröten, Schildpatt, Eier usw. gegen europäische oder nordamerikanische Fabrikate zu vertauschen.

Auf Rama-Key schnitzen die Indianer aus verschiedenen schönen Holzarten kunstvolle kleine Einbäume (Spielzeuge), sowie Holzlöffel, Serviettenringe u. a. m., die sie an die Handelsleute in Bluefields abgeben, um sie den Fremden als Kuriosität zu verkaufen. Harrower (S. 45) sammelte auf der genannten Insel einen sonderbaren kleinen Korb von ovaler Form, welcher mit großen tropischen Leuchtkäfern gefüllt als Laterne dienen konnte. Einen ähnlichen Korb oder Käfig (*ābuṅ ūk, maŭli*) sah ich auch in einem Rama-Hause von Wiring-Key als Spielzeug der beiden Kinder meines Wirtes; man hatte denselben mit den glänzenden Leuchtkäfern gefüllt, die zwei helle Lichter vorn am Kopfe tragen und nach Belieben sie aufstrahlen und verlöschen lassen.

Digitized by Google

Schiffahrt.

Die Rama sind zweifellos die besten Kanuleute der Moskitoküste; sie besitzen große Kraft und Ausdauer. Ihre Einbäume (*ūt*)[1]) werden aus Zedern- oder Saba-Stämmen mittels des Böttcher- oder Hohlbeiles (*prăn*) ausgehöhlt. Der Mahagonibaum (*Swietenia mahogani*, *ŭnsuba* auf Rama), welcher in anderen Teilen der Moskitoküste vorzugsweise gebraucht wird, kommt selten vor im Rama-Gebiet; seine südliche Verbreitungsgrenze im östlichen Mittelamerika bildet der Rio Punta Gorda.

Die lange, schmale, flache, kiellose Form von Einbäumen, die in Mittelamerika unter dem Namen „Pipante" oder „Pitpan" (vom Miskito *pĭtbăn* „geflochten") bekannt ist und zumal von den Flußindianern der Ostküste gebraucht wird, kommt nicht vor bei den Rama. Sie machen nur die mit einem Kiel versehenen Einbäume, welche jedoch verhältnismäßig breiter und niedriger sind als diejenigen, die von Miskito und Kreolen auf See und Lagune gebraucht werden. Die Kanus der Rama haben eine größere Schwimmfähigkeit und eignen sich besser zum Landen bei starker Brandung sowie zum Passieren der Flußbarren.

Zum Bewegen dieser Fahrzeuge dienen kurze, flache Ruder oder Canaletes, Paddeln (*kwălup*), die aber nicht wagerecht, sondern senkrecht nach unten geführt werden. Die Ruder- oder Bootstange, Palanca, Pole (*ŭlup*) wird nur in seichtem Wasser mit hartem Grunde gebraucht. Heute wird auch vielfach von Segeln Gebrauch gemacht, doch ist diese Sitte erst nachkolumbischen Ursprungs.

Waffen: Pfeil und Bogen.

Die Hauptwaffe ist noch bis auf den heutigen Tag der Pfeil (*krĭri*), und die Rama sind weit und breit als außerordentliche Schützen bekannt. Der Bogen (*tăńkat*) ist etwa 1,65 m lang, aus Pejivalle-Holz angefertigt und roh poliert. Er ist von länglich viereckigem Querschnitt, etwa 2—3 cm zu 0,5—0,8 cm in der Mitte; beiderseits wird er allmählich schmäler und endigt in kurzen Absätzen, woran die aus Bromeliaceenfasern gedrehte Sehne (*arĭra*) befestigt wird.

Die Pfeile haben eine Länge von 1,75—2,00 m und sind die längsten der Moskitoküste. Sie bestehen aus einem runden Holzschaft (*krĭri kat*), aus Pejivalle-Holz[2]), dessen rückwärtiger Teil in ein Rohr (*kărtuk*) eingefügt und durch Umwicklung mit Bromeliaceenfasern befestigt wird. In das hintere Ende des Rohrschaftes werden kleine Stücke Holz gesteckt; darauf wird derselbe ebenfalls fest umwickelt, um das Rohr gegen Aussplittern, Zerdrücken oder sonstige Beschädigung durch die Bogensehne zu schützen. Um die Umwicklung gegen Regen und Sonne zu sichern, kommt ein wenig Bienenwachs darauf.

Als Rohrschaft wird der Blütenstengel der „Caña brava" oder „wild Cane" (*Gynerium saccharoides*) benutzt, welcher im August oder September geschnitten wird, wenn die Pflanze ausgeblüht hat. Diese Stengel werden zuerst in die heißen Kohlen gelegt, worauf man sie leicht schnurgerade machen kann. Dann werden sie in der Sonne getrocknet, in Bündel gebunden und in der Hütte über dem Rauche aufbewahrt, um sie gegen den Angriff von Würmern zu schützen.

Befiederte Pfeile kommen gar nicht vor im Rama-Gebiet, und es wird keine Art von Flugsicherung angewandt. Der Gebrauch von Köchern ist ebenfalls unbekannt.

[1]) Die Zeder (*Cedrela sp.*) heißt auch *ut* auf Rama. In den Sprachen Costa Ricas und Panamas sind ebenfalls die Bezeichnungen für Einbaum und Zeder eng verwandt.

[2]) Collinson (1: S. 39) erwähnt auch die Benutzung von Auka- oder Cortés- (*Tecoma sp.*) anstatt Pejivalleholz unter den Rama von Punta Gorda.

Digitized by Google

Holzschaft und Rohr sind gewöhnlich von gleicher Länge; nur in Fischpfeilen (*sĭnsĭn*), wo der Holzschaft einfach vorn zugespitzt ist, wird ein längeres Rohr benutzt, um die Rückkehr des Pfeiles zur Oberfläche zu ermöglichen. Die gezackten Spitzen (drei- oder vierkantig), wie sie bei den Talamanca von Costa Rica und den Jicaque von Honduras üblich sind, wurden früher auch von den Rama gebraucht; diese Pfeilart wird von ihnen *sinak* genannt.

Um größere Tiere, wie Jaguar, Puma, Ocelote, Tapir, Wildschwein usw. zu erlegen, wird die Holzspitze (*krĭri sīk*) durch Einsetzen einer Obsidian-(Feuerstein)- oder Knochenspitze[1]) verstärkt. Mit Vorliebe gebrauchen die Rama zu diesem Zwecke einen großen Haifischzahn (*kanĭk sīk*), wodurch der Tod des getroffenen Tieres durch Vergiftung herbeigeführt werden kann. Eine andere Art von Pfeilvergiftung kommt jedoch nicht vor. Neuerdings werden zur Jagd auch aus Faßreifen zurechtgefeilte Eisen- oder Stahlspitzen (*kár sīk*) benutzt. Die Rama gebrauchen ebenfalls Pfeilspitzen aus dem Holze einer sehr harten Palmenart, die sie *ăpo* nennen (span. „maquenque"); solche Pfeile werden von ihnen mit dem Namen *mantăk* bezeichnet.

Zur Jagd auf Vögel und kleine Tiere dienen Pfeile mit Vorderschaft aus irgendeiner Hartholzart, der vorne in einen stumpfen Knopf oder in eine Kugel aus Bienenwachs endigt. Diese Pfeilart wird von den Rama und Miskito *ŭru* (span. „chipote") genannt.

Über andere Waffen wissen wir nichts näheres. Steinäxte (*dăma ūp* „Donnerkeil") kommen wohl im Rama-Gebiet vor, doch waren sie wohl nur von zeremonieller Bedeutung. Von den Suerre, die an der atlantischen Küste von Costa Rica zwischen den Flüssen San Juan und Matina lebten, wissen wir, daß sie imstande waren, Steine mit solcher Heftigkeit zu schleudern, um einen spanischen Helm zu zerschmettern. Sie begannen den Angriff mit dem Schall von Trommeln und Muscheltrompeten.

Das früher aus England, jetzt aber hauptsächlich aus Deutschland und den Vereinigten Staaten eingeführte Machete oder Buschmesser (*plănak*) ist auch eine gefährliche Waffe in den Händen des Indianers; daneben ist es aber auch ein unentbehrliches Handwerkszeug. Es eignet sich vorzüglich zum Schlagen und wird besonders gebraucht, um einen Weg durch das Dickicht des Urwaldes zu bahnen. Es ähnelt einem Infanterie-Seitengewehr, ist jedoch etwas länger. Die breite Klinge ist 2—3 Fuß lang, von gleichmäßiger Breite; vorn läuft sie jedoch mit scharfer Rundung schnell zur Spitze aus. Der Griff ist aus Holz oder Knochen.

Textilwaren — Flechterei — Töpferei.

Die Bearbeitung der Baumwolle (*Gossypium sp.*) durch Spinnen und Weben ist heute nur einigen älteren Frauen bekannt. Die Baumwolle (*sūsăñās*) wurde von den Frauen mit der Hand entkörnt und dann mittels eines Spinnwirtels aus schwerem Pejivalle-Holz, der in einer Kalebassenschale lief, zu Garn versponnen. Zum Weben gebrauchten die Rama altertümliche, horizontale Handapparate, die sich in ihrer Konstruktion nicht von denjenigen der Sumu und Paya unterscheiden. Der Stoff wurde in Mäntel, Lendengurte, Leibgurte, Jagdtaschen usw. verarbeitet.

Rindenstofftücher (*tūnu*), welche die Bettdecken ersetzen, werden noch ab und zu in Punta Gorda von den Frauen aus dem Kautschukbaume (*Castilloa elastica*) gewonnen in ähnlicher Weise, wie es die Miskito, Sumu

[1]) Schon Ferdinand Kolumbus erwähnt in seiner *Historie* für die Gegend von Cariay Lanzen aus Palmenholz von kohlschwarzer Farbe, hart wie Eisen und mit Fischknochenspitze.

Digitized by Google

und Paya mit dem Tunubaum (*Castilloa tunu*) tun. Die Rinde wird vorsichtig losgelöst und einige Tage lang in fließendem Wasser eingeweicht, um sie vom Sekret zu befreien; dann wird sie an der Sonne getrocknet und in der Hütte aufbewahrt, bis man Zeit hat, sie zu verarbeiten. Hierzu wird sie wieder ein wenig eingeweicht, auf einem glatten Baumstamm ausgebreitet und stundenlang mit dem Bastklopfer, einer Art Holzkeule (*túrban*), geklopft und schließlich an der Sonne getrocknet. Aus diesem Material wurden früher die Kleidungsstücke hergestellt, jetzt dient es nur zur Anfertigung von Lendengurten (*χalpura*) und Mecapales oder Tragbändern (*máukla klíra*).

Aus dem starken Bast des Majagua- oder Mahoebaumes (*Hibiscus sp.*) stellen die Frauen netzartig geflochtene Hängematten (*sit*) her, worin die Männer bei schlechter Witterung die Zeit verträumen; dieselben werden aber nie oder nur selten zum Schlafen benutzt. Der oben erwähnte Bast (*sírpăṅ*) wird auch als Bindfaden und Tau benutzt.

Die außerordentlich starken Fasern der Pita oder Silkgrass (*nabaṅ*). einer Bromeliaceenart, wurden früher zur Herstellung einer besseren Qualität von Hängematten verwendet; jetzt werden sie nur zum Flechten von Tragnetzen oder Matates (*náukal*) und zum Schuhflicken benutzt. Matten und Körbe (*mökal*) werden aus verschiedenen Schlingpflanzen gearbeitet, und die Blätter einiger Palmenarten dienen als Kehrbesen (*tŭrsīn*).

Die Kunst der Töpferei ist der jüngeren Generation gänzlich unbekannt. In den Hütten von Punta Gorda kann man noch einige alte tönerne Töpfe, wie Wasserkrüge und Kochschüsseln (*tĭkeak uṅ*) sehen, doch werden heute eiserne Töpfe (*uṅ*) überall zum Kochen gebraucht. Alle diese Gefäße haben unten immer eine Zuspitzung, wie das auch bei den benachbarten Stämmen der Fall ist, deshalb werden sie in Erdvertiefungen auf den Boden gestellt. Dieselben werden ausschließlich von den Frauen hergestellt, und zwar aus freier Hand, ohne Hilfe der Töpferscheibe.

Ehe — Kindererziehung.

Vielweiberei kommt gar nicht vor unter den Rama und war ihnen wahrscheinlich auch früher unbekannt. Die Frau wurde vom Manne durch Kauf erworben für ein Kanu oder ein Gewehr, eine Sitte, die sich noch bis auf den heutigen Tag in Punta Gorda erhalten hat. Der Mann ist der Herr des Hauses; die Frau ist ihm untertan, wird aber selten von ihm mißhandelt.

Während der Menstruation ist die Frau unrein (*ámulkun-tāma*) und damit gesellschaftsunfähig. Sie zieht sich zurück in eine kleine provisorische Hütte (*kúmā āiṅ ṅū̃* „Weib ihr Haus"), die der Mann auf der Westseite der Ansiedlung errichtet hat. Manchmal verläßt sie ihr Haus gar nicht, sondern hält sich in einem vom Reste der Wohnung durch eine dünne Holzwand getrennten Abteile auf.

Bei der Geburt eines Kindes verbrachte die Wöchnerin sechs Wochen in solch einer Hütte, da sie, ebenso wie das Kind, während dieser Zeit als unrein gilt. Hernach badet sie sich in einem nahen Gewässer und kehrt zu ihrem Manne zurück, worauf ein Fest gefeiert wird. Bei der Geburt sind nur Frauen gegenwärtig; eine derselben schneidet die Nabelschnur ab und gilt von der Zeit an als eine enge Freundin des Neugeborenen und dessen Eltern und wird von ihnen mit der Bezeichnung *yaχa* genannt. Nach der Geburt eines Kindes geht der Vater für neun Tage lang nicht in den Wald, und er beobachtet gewisse Vorsichtsmaßregeln, um seinen Sprößling vor Gefahr zu bewahren. Es ist dies also eine modifizierte Form der Couvade.

Digitized by Google

Beide Eltern haben sehr viel Liebe und Hingabe für ihre Kinder. Sie behandeln dieselben jedoch sehr streng und schelten ihre unartigen Sprößlinge mit den derbsten Tiernamen, züchtigen sie aber nicht. Früher wurden weibliche Kinder oft ausgesetzt und getötet, da sie Unglück bringen sollten. Nach Jürgensen (S. 8) waren auf der Rama-Insel nur 25 Mädchen gegen 58 Knaben, als die Herrnhuter Mission dort gegründet wurde (1857).

Die Erziehung der Kinder beider Geschlechter ist das Werk der Mutter. Doch zeigt der Vater eine gewisse Vorliebe für seinen männlichen Sprößling, dem er kleine Einbäume, Ruder, Pfeile und Bogen schnitzt. Hat der Junge das 8. Lebensjahr erreicht, so begleitet er seinen Vater auch schon ab und zu auf Jagd und Fischfang, um den Gebrauch der Waffen und Arbeitsgeräte zu erlernen.

Kleine Kinder werden von den Frauen selten im Arme getragen, sondern auf dem Rücken in einem Tuche, dessen Zipfel vorn auf der Brust zusammengebunden werden. Den Kuß kennen die Rama gar nicht. Die Eltern beriechen oder beschnüffeln (*basuni*) Kopf und Körper ihres Sprößlings, ohne jedoch denselben mit den Lippen zu berühren. Unsere Form des Kusses wird von ihnen als eine milde Art von Kannibalismus angesehen. Das jüngste Kind wird von den heidnischen Rama nicht vor Vollendung des vierten oder fünften Lebensjahres entwöhnt. In Cane creek konnte ich sogar beobachten, wie ein Junge von vier oder sechs Jahren von der Mutterbrust fortlief, um einen Zug aus seines Vaters Tabakspfeife zu nehmen.

Krankheiten und ihre Behandlung.

Durch ihre Abneigung gegen andere Rassen haben sich die Rama bis in die jüngste Zeit hinein ziemlich frei von europäischen Krankheiten erhalten können. Jetzt sind aber schon Tuberkulose, Auszehrung, Influenza, chronischer Katarrh, Pocken, Masern und Blattern aufgetreten und haben schon große Verheerungen angerichtet. Die Hakenwurmkrankheit kommt auch vor, da die Indianer meistens barfuß gehen. Malaria, Wechsel- und Sumpffieber (*séñkuñ*), sowie Ruhr sind einheimisch. Die unter den Namen „Bienteveo", „Carate", „Mal del Pinto" (Rama: *káira*, Miskito: *búlpis*) bekannte Hautkrankheit, welche an der Moskitoküste sehr verbreitet ist und dort in weißen, schwarzen und roten Flecken auftritt, ist den Rama unbekannt. Letztere scheinen überhaupt sehr wenig an Hautausschlag (*slíba*) irgendwelcher Art zu leiden.

Für diese Naturmenschen sind Krankheit und Tod keine natürlichen Vorgänge, sondern werden einem bösen Dämon zugeschrieben, der in den Körper des Patienten eingedrungen ist. Hat er im Körper seine Zerstörungsarbeit vollendet, stirbt der Kranke. Nach dem Tode sucht er nun sich auch der Seele des Verstorbenen zu bemächtigen, und um das zu verhindern, werden Totenwache und Beschwörungen abgehalten. Deshalb ist die Seele eines Verstorbenen oft gefürchtet, da man sie im Besitze eines bösen Geistes (*alíba*, *wálsa*) glaubt. Mit Hilfe des Zauberarztes (*súkya*, *tŭrmăla*) kann der Dämon jedoch verjagt werden, ehe es zu spät ist. Die Krankenbehandlung besteht hauptsächlich aus Geheul, Lärm, Tanz, Beschwörung, Mummenschanz usw.

Durch narkotische Mittel, zumal Tabak, versetzt sich der Medizinmann in einen langen, traumerfüllten Schlaf, worin ihm die Ursache der Krankheit beigebracht wird. Der Tabak selbst ist nicht sehr stark, wenn er aber in großen Mengen in einen leeren Magen gebracht wird, versetzt er den Heilkünstler in eine Art von Ekstase, so daß er laut zu singen an-

Digitized by Google

fängt, allerlei Geheul und Lärm macht und vor dem Kranken hin und herspringt. Die Geisterbeschwörung findet gewöhnlich um Mitternacht statt, wird aber auch in verschiedenen Nächten hintereinander wiederholt. Das Wasser, das der Kranke trinkt, wird zuerst vom Zauberarzt gereinigt, indem er mit Hilfe eines Stückes Bambusrohr in dasselbe bläst, so daß die Luftblasen daraus aufsteigen. Er bläst seinen Patienten auch mit Tabaksrauch an und saugt an den schmerzhaften Stellen. Diese sich dauernd wiederholenden, gleichförmigen, mit Lärm verbundenen Bewegungen üben auf die Dauer eine hypnotisierende Wirkung auf den schwachen, matten Kranken aus.

Zur chirurgischen Behandlung bedient sich der Zauberarzt gewöhnlich der Glasscherben, während Harz (*yūble*), Asche (*pluṅ*), Tabak (*tū*) und Wachs (*alīs*) als antiseptische Mittel gebraucht werden. Rheumatische Schmerzen sollen von Dornen herrühren, die sich unter der Haut befinden und die der Medizinmann herauszieht, nachdem er einen kleinen Einschnitt in die betreffende Stelle gemacht hat. Die Frage der Diät spielt eine große Rolle beim indianischen Doktor Eisenbart. Vegetabilische Heilmittel (*sīka*) werden auch bei gewissen Krankheiten in Anspruch genommen; wenn eine Arznei nichts hilft, versucht er eine andere, genau wie es sein europäischer Kollege tut.

Bei Fieberkranken werden Dampfbäder gebraucht; die Rinde des Copalchi-Baumes (*Croton sp.* oder *Cinchona sp.*) ist auch ein beliebtes Mittel, um den Körper zum Schwitzen zu bringen. Da aber nach dieser Schwitzkur der Patient genötigt wird, sofort ein kaltes Bad zu nehmen, kommt es nicht selten vor, daß Lungenschwindsucht eintritt. Als ausgezeichnetes Brechmittel werden die Fruchtkerne des Piñón-Strauches (*Jatropha Curcas* L.) geröstet und gemahlen und dann mit Wasser zu einer Emulsion verarbeitet. Auch die wildwachsende einheimische Ipecacuanha (*Uragoga ipecacuanha* oder *Polygala costaricensis*) wird als Emeticum benutzt; die Wurzeln dieser Pflanze sollen ohne giftige Nebenwirkungen sein. Als Gegenmittel bei Schlangenbiß wird eine vom Safte des Guaco (*Mikania sp.*) bereitete Infusion eingenommen. Contrayerba, eine verwandte Pflanze, dient zur Hebung der Zeugungskraft und als Reizmittel.

Darmkolik und ähnliche Beschwerden sollen von einem Geiste (*yakūki* auf Rama; *yūmu* auf Miskito und Sumu) herrühren, der Tiergestalt angenommen hat. Wenn der Indianer im Walde durch das plötzliche Auftreten dieses Tieres in unmittelbarer Nähe erschrickt, so geht der Geist auf ihn über, und bald fühlt er die heftigsten Leibschmerzen. Durch Einreiben mit Öl und starkes Massieren des Unterleibes wird der *yakūki* ausgetrieben.

Totenbestattung — Jenseits.

Bei einem Todesfall schneiden sich die weiblichen Verwandten des Verstorbenen die Haare ab, um sie auf den Sarg zu legen; sie verhalten sich jedoch ziemlich ruhig und bekunden ihren Schmerz nicht durch wiederholtes Heulen und Klagen wie die Miskito. Die Nachbarn wachen an der Leiche, bis sie begraben wird; während dieser Zeit werden sie mit Speise und Trank bewirtet.

In älteren Zeiten wurde der Verstorbene in aus dem Bast des Kautschukbaumes hergestellte Tücher (*ŭplika āṅ kálma*) gewickelt, genau wie es die Sumu heute noch tun. In späteren Jahren, vielleicht durch Berührung mit den Miskito, wurde ein Einbaum als Sarg benutzt. Derselbe wird in der Mitte entzwei gesägt, die eine Hälfte als Lagerstätte

Digitized by Google

für den Verstorbenen und die andere als Deckel benutzt. Die Erde darf gar nicht mit der Leiche in Berührung kommen[1]).

Das persönliche Eigentum des Verstorbenen, seine Werkzeuge, Schmucksachen usw., wurde mit ins Grab gelegt, denn nach der Ansicht der Indianer braucht man in der anderen Welt dieselben Dinge wieder, deren man auf dieser bedurfte. Eine aus Kautschuk angefertigte Kerze (*ŭpdika* „Kautschuk", *áuwas* „Kiefer") wurde in den Sarg gelegt, um der Seele (*ibusuk*) des Verstorbenen den Weg zum Jenseits zu leuchten. Ein kleines Kanu (*ūt suksuk*) mit einer Paddle (Ruder) wurde auch hinzugefügt, um die Seele über den Fluß zu führen, der die andere Welt umgibt.

Die Wanderung der Seele zum Jenseits oder Paradies (*uńksa*) nimmt sieben Tage und Nächte in Anspruch. Während dieser Zeit bringen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen täglich einige Kalebassenschalen mit Speise und Trank, welche sie in eine kleine über dem Grabe errichtete Hütte setzen und die ihm während seiner Wanderschaft als Nahrung dienen soll. Die ganze Nacht durch wird ein Feuer am Grabe gebrannt, um wilde Tiere und böse Dämonen fernzuhalten und die Ankunft der Seele im Paradiese zu beschleunigen. Am Tage vor meiner Ankunft in Wiring-Key (Januar 1922) war dort ein alter Indianer zur letzten Ruhestätte getragen worden. Der Friedhof (*tikiruk*) war kaum 100 m von den Häusern entfernt und das Grab war in der Richtung Ost-West gegraben. Bei Anbruch der Dunkelheit zündeten die Witwe und Tochter des Verstorbenen ein Feuer am Grabe an; daneben setzten sie eine kurze, niedrige Bank mit Essen und Chicha. Eine Hütte war jedoch nicht errichtet worden. Ich versuchte, durch kleine Geschenke das Vertrauen dieser Indianer zu erobern, um näheres über ihre Bestattungsgebräuche zu erfahren, aber vergebens. Die Frauen waren sehr traurig und niedergeschlagen und sprachen fast gar kein englisch und noch weniger spanisch, während der einzige männliche Erwachsene, der noch in dieser Ansiedlung übrig blieb, gar nicht zum Sprechen gelaunt war.

Auf ihrer beschwerlichen Reise zum Jenseits ist die Seele beständig großen Gefahren ausgesetzt, die der Mutige und Starke leicht überwindet, während der Feige und Schwache unterliegt. Die Seele muß über ein großes Gewässer setzen, wo sie ersäuft, wenn die Bestattung nicht nach den alten Gebräuchen erfolgt ist. Zuletzt muß sie an einem Ungeheuer (*tá̆usuń tăra* „großer Hund") vorbei, das gute Seelen unbehelligt vorbeiläßt, während es die schlechten verzehrt; diese sterben dann zum zweitenmal und sind dann gänzlich vernichtet. Der Zauberarzt oder Schamane kann jedoch der Seele aus diesen Gefahren helfen, wegen seiner Beziehungen zu den übernatürlichen Wesen. Gewisse Beigaben werden dem Verstorbenen mitgegeben als Sühnopfer, z. B. kleine Kalebassen- und Muschelschalen, die an Händen und Füßen angebunden werden.

Alle Personen, welche mit dem Toten auf irgendeine Art und Weise in Berührung kamen, sind unrein (*ăimulkun-tăma*) bis zur Ankunft der Seele im Jenseits, das ist während sieben Tagen. Während dieser Zeit müssen sie den Umgang mit anderen Menschen meiden, und sie waschen

[1]) Über die Bestattung von Personen hohen Ranges in der Gegend von Cariay (1502) haben uns Christoph Kolumbus, Ferdinand Kolumbus und Las Casas einige spärliche Nachrichten hinterlassen. Der Leichnam wurde auf einem hölzernen Gerüst über dem Feuer getrocknet, dann in große Blätter eingewickelt und aufbewahrt. In einem großen hölzernen „Palaste" bemerkten die Spanier verschiedene auf diese Art und Weise einbalsamierte Leichname, die gar keinen üblen Geruch hinterließen. Sie waren geschmückt mit Goldornamenten aus „Guanin" und anderen kostbaren Gegenständen. Über die Grabstätte hatte man ein Brett mit eingeschnittenen Tierfiguren errichtet, und auf manchen davon befand sich die Abbildung des Verstorbenen.

Digitized by Google

sich täglich mit Lauge, welche zu diesem Zwecke gekocht wird, um sich vor der Ansteckung der Krankheit (Krankheitsgeist) zu schützen. Auch die anderen Leidtragenden nehmen nach der Bestattung ein rituelles Bad.

Erst am siebenten Tage findet die eigentliche Totenfeier statt, wobei der Zauberer die bösen Geister anruft und dann die glückliche Ankunft der Seele im Reiche der Unterwelt verkündet. Hiermit ist alle Trauer vorbei und die Hinterbliebenen laben sich an Speise und Trank. Der Name des Verstorbenen darf nicht mehr ausgesprochen werden, um seine Rückkehr zur Welt zu vermeiden.

Musik — Gesang — Tanz.

Die Mehrzahl der Musikinstrumente, wie Trommel, Flöte, Rassel, findet man nur unter den heidnischen Rama, von denen sie noch bei Totenfeiern u. dgl. gebraucht werden. Die primitive Trommel ist zylinderförmig, aus Zedern- (*Cedrela sp.*) oder Mahagoniholz (*Swietenia mahogani*) hergestellt und wird auf einer Seite mit einer Rehhaut bespannt. Jetzt machen die Rama aber auch Trommeln nach europäischem Muster. Lange Bambusflöten oder Pfeifen (*kauro* ?) mit drei oder vier Schallöchern kommen häufig vor; auch kann man kleinere Flöten aus dem Beinknochen (Femur) des Tapirs (*nyerbiń*) und anderer größerer Tiere sehen. Die Rasseln (*ibulayuńi*) werden nur von den Frauen gebraucht und sind aus der ausgehöhlten Frucht des Kalebassenbaumes (*Crescentia cujete* L.) angefertigt, indem das Innere zum Teil mit kleinen Kieselsteinen oder hartem Samen gefüllt wird. Den großen Seemuscheltrompeten (*kańsuk*) aus verschiedenen Strombusarten entlocken die Rama Töne, die weithin hörbar sind. An der ganzen Moskitoküste lassen die Flußindianer diese Muschelsignale ertönen, wenn sie sich einer Ansiedlung nähern.

Das einzige Saiteninstrument, das den Rama schon lange bekannt ist, wird von ihnen *lúńko* genannt; es kommt auch an anderen Stellen Mittelamerikas vor unter den Namen „caramba", „quijongo", „sambumbio" usw. und soll afrikanischen Ursprungs sein. Es besteht aus einem einfachen Bogen aus zähem Holze, der mit einer Saite aus den gedrehten Fibern der *Bromelia pinguin* bespannt ist. Ein Ende des Bogens wird zum Munde geführt, so daß beide Lippen das Holz berühren, und durch sanftes Anschlagen der Saite mit einem leichten Stab und gewisse Bewegungen der Lippen werden schwache, jedoch anmutige Töne hervorgelockt. In neuerer Zeit sind auch Guitarre und Geige eingeführt worden.

Die heidnischen Rama singen sehr selten und dies nur unter dem Einflusse berauschender Getränke. Ihr Gesang (*ákis*) ist sehr melancholisch. Während meines Aufenthaltes auf Rama-Key hörte ich jeden Abend Gesang aus verschiedenen Hütten und hoffte zuerst alte Indianerlieder zu vernehmen. Sehr enttäuscht war ich jedoch, nur kirchliche Lieder zu hören, welche die Rama von den Herrnhuter Missionaren gelernt hatten.

In Punta Gorda tanzen die Indianer manchmal bei Totenfeiern oder anderen Trinkgelagen, wobei sie schwere Fuß- und Armringe aus Muschelschalen tragen, die bei der geringsten Bewegung des Körpers rasseln. Sonderbar ist jedoch, daß sie kein einheimisches Wort für tanzen haben, denn die von ihnen gebrauchte Bezeichnung *dántini* ist dem Englischen entlehnt.

Religion und Zauberei.

Über die Religion der alten Rama ist uns gar nichts bekannt. Die Eingeborenen von Cariay, wo Kolumbus im Jahre 1502 landete, brannten ein wenig Pulver, das sie in die Luft warfen, so daß der Wind den Rauch

Digitized by Google

auf die Spanier hin zutrieb. Dies mag wohl eine Art von religiöser Zeremonie gewesen sein und auf den Gebrauch von Weihrauch hinweisen, der ja den alten Mexikanern und Maya bekannt war, denn die Spanier wurden zuerst in vielen Gegenden Amerikas als übernatürliche Wesen angesehen.

Die heidnischen Rama von heute glauben an eine Art von Gottheit, die sie *matúṅ* nennen[1]). Da dieses höhere Wesen gut ist und niemand etwas zuleide tut, finden sie es nicht nötig, ihm irgendwelche Verehrungen zu erweisen. Gott scheint auch keine Macht über die bösen Dämonen zu besitzen und bemüht sich nicht, ihrem Unwesen zu steuern.

In Rama-Key erzählte man mir, daß die heidnischen Rama von Wiring-Key ein hölzernes Götzenbild (*antŭṅ*, kreolisch „guzu") im Busch aufbewahren, doch gelang es mir nicht, von den mißtrauischen Bewohnern der genannten Ortschaft etwas darüber zu erfahren. Lehmann (3: S. 20 bis 21) nennt dieses Idol *adăm* (biblisches Wort „Adam" ?) und beschreibt es als einen in Lappen gewickelten mittelgroßen Stock, der in einer Hängematte aufbewahrt wird. Im Walde soll ein Platz für ihn abgeholzt sein, der alle Samstag von einer bestimmten Person gereinigt wird. Essen soll auch jeden Tag zu dieser Gottheit getragen werden.

Eine große Rolle spielt unter den Rama die Furcht vor den bösen Geistern (*alĭba*, *wálsa*), die nur darauf bedacht sind, dem Menschen Unheil anzurichten. Sie sind die Urheber von Krankheit und Tod im Bunde mit bösen Menschen.

Nur der Schamane oder Zauberarzt, Medizinmann, Wahrsager, Priester (*tŭrmăla*, *súkya*) kann den Indianer vom Einflusse dieser bösen Geister befreien. Selbst unter den heidnischen Rama spielt der Schamane jedoch heute keine große Rolle mehr. Früher verfügte er über eine sehr große Macht, denn er verstand es, mit gewissen Zeremonien auf die Einbildungskraft seiner Stammesgenossen einzuwirken und sie in der schändlichsten Weise auszubeuten. Er machte Prophezeiungen, deutete Träume, und bei irgendeinem wichtigen Unternehmen wurde sein Rat in Anspruch genommen. Seine Haupttätigkeit bestand jedoch in der Behandlung von hartnäckigen Krankheiten, die dem Einfluß böser Dämonen zugeschrieben wurden. Er gebrauchte hierzu vegetabilische Arzneien (*sĭka*), suchte aber hauptsächlich durch Suggestion auf den Kranken einzuwirken. Der Beruf des Schamanen scheint erblich gewesen zu sein. Der junge Mann mußte sich durch Fasten und Abstinenz von Salz und Chile (indianischem Pfeffer) auf sein hohes Amt vorbereiten. Sogar sein ganzes Leben lang beobachtete er gewisse Vorsichtsmaßregeln, um seinen Einfluß auf die übernatürlichen Wesen nicht zu verlieren.

Dem Traume schreibt der Rama eine gewisse wahrsagende Bedeutung zu. Wenn er im Traume viel Wild tötet, so geht er am folgenden Tag auf die Jagd und ist sicher, Wildschweine zu erlegen. Träumt er von einem Unfall, wird er einige Tage lang die Ansiedlung nicht verlassen. Träumt er von Weißen oder sonstigen Fremden, so glaubt er, daß solche bald auf Besuch kommen werden. Zur Feststellung der Ursache einer Krankheit nimmt der Zauberarzt künstliche Mittel, um sich in einen narkotischen Schlaf zu versetzen, da der normale Schlaf hierzu unzureichend ist. Denn nur im Traume kann man die volle Wahrheit erkennen, frei von der Lüge und Falschheit, die das normale Bewußtseinsleben des Menschen umhüllen.

Außer den erwähnten bösen Geistern gibt es noch eine Anzahl anderer Wesen, die auch dem Menschen unter gewissen Umständen gefährlich

[1]) Die christlichen Rama übersetzen „Gott" mit derselben Bezeichnung oder mit dem englischen „God" (*Kāt*), und nennen die Kirche *Matúṅ a̲ṅ ṅū̆* („Gott sein Haus").

Digitized by Google

sein können. Der *wáiwan* (auch im Miskito und Sumu *wáiwan* oder *wáihwin*, span. „cadejo") kommt in mehreren Arten von verschiedener Größe und Farbe vor; einige Exemplare sollen sogar die Größe eines Pferdes erreichen. Der Kopf ist klein und ähnelt demjenigen des Ameisenbären, ist jedoch mit großen weißen Stoßzähnen versehen. Der Schwanz ist lang. Man sieht dieses Tier sehr selten, doch kann man oft die angeblich von ihm hinterlassenen Fußspuren sehen. Letztere scheinen von einem der in den Rama-Hütten vorkommenden vierfüßigen Stühlen (*kălpaṅ*) herzustammen, deshalb wird dieses Wesen auch *kălpaṅ kāt* (*kāt* „Fuß") genannt. Die Rama wagen nicht, es zu töten, da sich durch sein Blut schreckliche Krankheiten verbreiten würden.

Im Urwalde soll der *yohó* oder *ulak* hausen, eine große Affenart, die einem behaarten Neger ähnelt. Dieses Tier raubt einzelne Personen des anderen Geschlechtes, um mit ihnen geschlechtliche Beziehungen zu pflegen. Den Miskito und Sumu ist dieses Wesen auch mit den Namen *ulak* und *uluk* bekannt; die Kreolen von Bluefields nennen es *yohó* oder *yuhó*, während die Paya den spanisch-mexikanischen Ausdruck *tšitšimite-há* (sisimique) gebrauchen.

In verschiedenen tiefen Gewässern haust die Wassernymphe oder Sirene (*sīksăkaṅ*, *sĭpsikăṅis*), die das Kanu zum Umkippen bringt, so daß die Insassen ertrinken.

Die Riesenschlange (*sĭrkiṅ tăra*) befindet sich am Oberlaufe verschiedener kleiner Flüsse, die ihren Ursprung in wenig bekannten Lagunen haben. Wenn der Indianer hinauffährt, wird er samt Kanu von diesem Ungeheuer verschlungen. Das Wahrzeichen desselben ist der Regenbogen (*sirkiṅ núṅkit* „Kehle der Riesenschlange"), dessen Anblick als sehr schädlich gilt.

Ein Urwaldvogel, den die Rama nach seiner Stimme *pĭkwa* (Miskito *pĭkwa*, Sumu *tĭka*) nennen, wird auch als eine böse Geisterart angesehen. Er hüpft von Ast zu Ast und läßt ab und zu ein kräftiges „pikwa" ertönen. Wenn er dies tut, nachdem gerade jemand etwas gesagt hat, so bedeutet es, daß der Sprecher gelogen hat oder daß seine Wünsche sich nicht erfüllen werden.

Irgendein unerwartetes sonderbares Ereignis wird von den Rama als ein schlechtes Zeichen angesehen. Wenn ein Mensch oder ein Tier sich ohne irgendwelche Ursache in sonderbarer Weise benimmt, so bedeutet das Unglück oder Tod für einen der Anwesenden. Einer Henne, die plötzlich wie ein Hahn kräht, drehen die Indianer, Kreolen und Ladinos sofort den Hals um, um dem drohenden Unheil zu entgehen. Solche Unglücksbotschaften werden von den Rama *kiṅ-kokóba* (im Miskito *yúlswin*, Sumu *di-luk*) genannt.

V. Archäologisches.

Das Rama-Gebiet ist sehr arm an archäologischem Material, was wohl auf die niedrige Kulturstufe der Eingeborenen zurückzuführen ist; außerdem wirken Boden und Witterung sehr ungünstig auf die Erhaltung von Gegenständen, die nicht aus Stein verarbeitet sind. Nur im Guetar-Gebiet, wo die Eingeborenen auf einer höheren Kulturstufe standen, sind eine große Anzahl von fein gearbeiteten Gegenständen aus Stein und Ton gefunden worden[1]). Weder Gold- noch Kupferfunde sind im Rama-Gebiet gemacht worden.

[1]) Vgl. das monumentale Werk von C. V. Hartman, „*Archaeological Researches in Costa Rica*", welches im Jahre 1901 vom Königlichen Museum in Stockholm veröffentlicht wurde.

Digitized by Google

Antiguales.

An verschiedenen Stellen des Rama-Gebietes, etwas südlich von Bluefields, sind sogenannte „Antiguales" entdeckt worden. Es sind dies Stellen, wo anscheinend die Eingeborenen früher Steingegenstände, meistens Mahlsteine (*metates*) verarbeiteten; manchmal kann man auch grobe Töpferei finden. Ein solcher Antigual befindet sich am Ufer des Rio Silba, eines kleinen linken Nebenflusses des Rio Kukra, welcher etwas südlich von Rama-Key in die Bluefields-Lagune mündet. Ein anderer Antigual ist an der Mündung des Rio Pejivalle ein rechter Nebenfluß des Rio Punta Gorda entdeckt worden. An letzterem Orte wurden früher eine große Menge von Mahlsteinen und Tierfiguren aus Stein gefunden. In 1921, als ich wegen der schlechten Witterung gezwungen war, etwa acht Tage in der *Ladino*[1])-Ansiedlung von Punta Gorda zu verbleiben, sah ich verschiedene gebrochene Gegenstände aus Stein, die aus dem obenerwähnten Antigual herstammten. Ich erwarb durch Kauf einen ringförmigen Stein von etwa 10 cm innerem und 14 cm äußerem Durchmesser, welcher wahrscheinlich zum Aufstellen der als Trinkschalen verwendeten *Jicaras* oder *Guacales* benutzt wurde.

Diese Antiguales waren den älteren Rama wohlbekannt, wurden aber auf ihren Jagdzügen gemieden, da sie als ein Lieblingsaufenthalt der bösen Geister (*alíba* oder *válsa*) angesehen wurden. Die *Huleros* (Kautschuksammler), welche diese Stellen auf ihren Streifzügen wieder entdeckten, nahmen die besten Metates mit, um sie in ihrem Haushalt zum Maismahlen zu benutzen. Einige prachtvolle Exemplare mit drei Füßen und Tierkopf wurden an Fremde verkauft. In einigen Rama-Hütten kann man auch solche Steine im Gebrauche sehen. Sie sind größer und schöner als die heute angefertigten. Die sogenannte *Metlapil* oder *Mano* („Hand"), womit die Maiskörner zerquetscht werden, ist von walzenförmiger Gestalt. Die Rama gebrauchen den Mahlstein meistens zum Kakaomahlen oder zum Zerkleinern der bei ihnen gebräuchlichen Gewürze oder anderer feiner Speisen.

Ähnliche Antiguales kommen auch an anderen Teilen der Moskitoküste vor, zumal im Gebiet der Paya-Indianer am Rio Tinto (Black River) und am Rio Plátano in Honduras.

Kjökkenmöddinger.

Am westlichen Ufer der Bluefields-Lagune sind mehrere große Anhäufungen von Austern- und kleinen Muschelschalen entdeckt worden. Dicht bei Bluefields befanden sich früher zwei solcher Ablagerungen; sie sind jedoch längst spurlos verschwunden und wurden nach Bell (2: S. 18) von den früheren Ansiedlern der Stadt als „Straßenpflaster" benutzt. Beim Abtragen derselben wurden einige grobe tönerne Gegenstände gefunden. Auf Kukra Point, einer kleinen Halbinsel gegenüber von Rama-Key, gibt es noch mehrere solcher Kjökkenmöddinger von fünf bis acht Meter Höhe. Die Urheber waren aber wahrscheinlich die Kukra, ein jetzt ausgestorbener Stamm von Sumu-Indianern, die früher das ganze Küstengebiet von Pearl Lagoon (Laguna Perlas) bis zur Bluefields-Lagune innehatten.

Felszeichnungen.

Grobe Felszeichnungen kommen im Quellgebiet des Rio Punta Gorda sowie im Rio Indio und Rio Maíz vor. Nach den Angaben, die ich von

[1]) In Mittelamerika gebrauchte Bezeichnung für Mischlinge und spanisch sprechende Indianer.

Digitized by Google

verschiedenen Kautschuksammlern erhalten habe, unterscheidet sich diese Arbeit keineswegs von den Felszeichnungen, die man im Stromschnellengebiet aller größeren Flüsse der Moskitoküste beobachten kann. Sie bestehen aus fingerbreiten, flachen Rinnen, die etwa $^1/_2$—$^3/_4$ cm tief in die Felsen eingemeißelt sind; viele davon sind jedoch fast gänzlich verwischt, da sie während der Regenzeit meistens unter Wasser sind. Es sind vielfach geometrische oder hieroglyphenartige Zeichnungen, manchmal auch groteske Menschen- oder Tierfiguren. Die Indianer glauben, daß diese Zeichnungen vor vielen Jahren gemacht wurden, als die Felsen noch „weich" waren. Im Urwalde sollen auch an manchen Stellen große „Grabsteine" entdeckt worden sein, von denen einige rohe Zeichnungen aufweisen.

Gepflasterte Wege.

Ein mit großen Steinen gepflasterter Weg (camino empedrado) soll von Goldsuchern und Kautschuksammlern im Quellgebiet des Rio Indio und Rio Maíz entdeckt worden sein. Einer alten Tradition zufolge führte derselbe von Costa Rica nach Honduras und soll das Werk der Mexikaner sein, welche ihn als Heerstraße benutzten sowie um Gold aus der Talamanca-Gegend nach dem Hofe Montezumas zu bringen. Es gibt auch verschiedene solcher Steinwege in Honduras (Umgegend von Trujillo und Aguán-Tal) sowie in den gegenüberliegenden Bai-Inseln, wo sie von der englisch sprechenden Bevölkerung mit dem Ausdruck „cobbled roads" bezeichnet werden.

Steinäxte.

In der Umgegend von Bluefields und Rio Punta Gorda sind verschiedene prachtvolle Steinäxte gefunden worden. Einige davon bestehen aus Doppelklingen und haben einen langen Stiel aus Stein. Sie werden von den Rama *ṅalïṅ ska* „spitzer Stein" genannt.

Erdmounds.

Etwas nördlich vom Rio Indio sowie auch an anderen Stellen längs der Meeresküste waren früher einige große Mounds aus Erde; beim Öffnen derselben wurden Pfeil- oder Speerköpfe aus Flint und Obsidian, Korallenperlen und gebrochene Tonwaren ans Tageslicht gebracht.

Töpferei.

Tonfiguren in gutem Zustande sind sehr selten gefunden worden. Topfscherben kann man jedoch häufig an den Flußbänken beobachten, zumal Griffe von Gefäßen, welche beim Abbröckeln der Erde zum Vorschein kommen.

VI. Die Rama-Sprache.

Bis zum Jahre 1891 war uns nicht das Geringste bekannt über die Rama-Sprache, deren gänzlicher Untergang in nicht ferner Zeit zu erwarten ist. Die erste Wortliste verdanken wir dem Herrnhuter Missionar Wilhelm Siebörger[1]); sie besteht aus 21 Wörtern, die von Brinton (1: S. 1—3; 2: S. 366—368) veröffentlicht wurden. Ich lasse dieses Vokabular hier folgen, verglichen mit Lehmanns Sprachaufnahme und meiner eigenen:

[1]) Nicht Siebärger wie Brinton und Lehmann (2: S. 710; 4: I, S. 155) irrtümlich schreiben.

Digitized by Google

	Siebörger-Brinton (1891)	Lehmann (1909)	Conzemius (1922)
Mann	*nikikna*	*nȧkíkna*	*nikíkna*
Weib	*kuma*	*kūmȧ*	*kūmȧ*
Sonne	*nunik*	*nȗnĭk*	*nȗnik*
Mond	*tukan*	*tȗkȧn*	*tȗkan*
Feuer	*abung*	*ȧbŭn*	*ȧbun*
Wasser	*sii*	*sí*	*sī*
Kopf	*kiing*	*kíiṅ*	*kīṅ*
Auge	*up*	*úp*	*ūp*
Ohr	*kuka*	*kūkŭȧup*	*kukáup, kŭkwaūp*
Mund	*kaka*	*kakȧ*	*kȧka*
Nase	*taik*	*tȧ́ik*	*tāik*
Zunge	*kup*	*kūp, kŭup*	*kōp, kūp*
Zahn	*siik*	*sík*	*sīk*
Hand	*kuik*	*kŭík*	*kwīk*
Fuß	*kaat*	*kȧt, kȧl*	*kāt*
Haus	*knu*	*ṅŭ̄*	*ṅū*
1.	*saiming*	*sȧ́imiṅ*	*sȧ́imiṅ*
2.	*puk sak*	*púksȧk*	*púksak*
3.	*pang sak*	*pȧ́ṅsȧk*	*pȧ́ṅsak*
4.	*kun kun beiso*	*kŭnkŭnbī*	*kúnkunbī*
5.	*kwik astar*	*kŭíkístar*	*kwīkistár*

Solch eine kurze Wortliste ist natürlich völlig unzureichend zur Bestimmung der linguistischen Stellung des Rama. Durch Vergleich mit den von A. L. Pinart im Jahre 1890 in Paris herausgegebenen Vokabularen gelangte Brinton jedoch zur Ansicht, daß die Rama-Sprache ein enges Glied der Dorasque oder Changuina-Gruppe des nordwestlichen Panama (Chiriqui) sei. Dieser Klassifizierung folgten auch die anderen Sprachforscher wie Gatschet (S. 90 r.), Sapper (1: S. 32 r.), Beuchat und Rivet (S. 148, 198), Thomas und Swanton (S. 80), Rivet (2: S. 123).

Einige wenige Wörter der Rama-Sprache sowie eine Liste von Personennamen soll schon Berendt (1: S. 72,1; 2: S. 722—723) ermittelt haben, nach welcher er dieselbe zur Ulwa (= Sumu)-Gruppe stellte. Wie aus einem unveröffentlichten Briefe Berendts an Valentini (um 1874) hervorgeht, hat er dieses Material auf einer Hacienda in Chontales erhalten, an der Rama-Indianer, „die nie an die Küste gehen", verkehren. Lehmann (4: S. 419) hat vergebens unter den hinterlassenen Berendtpapieren nach diesen Wortlisten gesucht. Die sogenannten Rama, mit denen Berendt in Berührung kam, sind zweifellos Indianer vom Rio Rama (südlicher Nebenfluß des Rio Escondido oder Bluefields) gewesen. Dieser Fluß hat wohl seinen Namen von früheren Rama-Bewohnern erhalten, die aber schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts entweder ausstarben oder ihre Wohnsitze nach Süden verlegten. Ulwa-Indianer siedelten sich dann am Rio Rama an, und von letzteren hat wohl Berendt sein Sprachmaterial aufgenommen. Nur auf diese Weise kann man sich erklären, daß dieser Forscher die Rama zu den Ulwa stellte. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen ist kein geringer, obschon eine Urverwandtschaft vorliegen mag. Die Rama leben schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahe der atlantischen Küste und haben seither gar keine Beziehungen zu den Haciendas von Chontales.

Bovallius (2: II, S. 306) bemerkte schon, daß die Rama eine von der der Sumu ganz verschiedene Sprache sprechen. Er fügt hinzu, daß er eine Liste von mehr als 300 Wörtern ihres Idioms aufgenommen habe.

Digitized by Google

Ein „handschriftliches Vokabular von Dr. Carl Bovallius" erwähnt auch Gatschet (S. 90 r.), nach welchem die Rama zu der Dorasque-Changuina-Gruppe zu stellen seien. Letztere Behauptung geht wohl auf Brinton zurück. Merkwürdigerweise sagt Gatschet (S. 88, 1) jedoch, daß die Anwohner des Rio Melchora, eines Baches, der von Norden dem San Juan zuströmt, einen Ulwa-Dialekt sprechen; denn schon Berendt (1: S. 72, 1) hatte festgestellt, daß Rama und Melchora einen einheitlichen Stamm bilden. Das erwähnte Manuskript von Bovallius ist nicht veröffentlicht worden und scheint jetzt verschollen zu sein. Die Nachforschungen, die Lehmann (4: I, S. 419) nach demselben angestellt hat, blieben erfolglos.

Levy (1: S. 36) sagt, daß man Wurzeln der Lenca-Sprache im Rama wiederfindet, doch hat er es unterlassen, uns irgendwelche Beweise zu geben. Zu jener Zeit (1871) war uns überhaupt noch kein einziges Wort der Rama-Sprache bekannt, und Levy scheint selbst gar nicht mit diesen Indianern in Berührung gekommen zu sein. An anderer Stelle (2: S. 255) bemerkt dieser Autor, daß die Rama von den alten Chontales abstammen.

Das umfangreichste Material über die Rama-Sprache verdanken wir dem gründlichen Sprachforscher Dr. Walter Lehmann, der in den Jahren 1907—1909 eine ausgedehnte Forschungsreise nach Mittelamerika und Mexiko unternahm. Im März 1909 verbrachte er etwa acht Tage auf Rama-Key, um diese rätselhafte und unerforschte Sprache für die Wissenschaft zu retten[1]). Er ergänzte seine Arbeit durch eine Aufnahme mit Indianern von Monkey Point (wohl Wiring-Key oder Punta Gorda, denn im eigentlichen Monkey Point leben nur englisch sprechende Kreolen), die während seiner Anwesenheit auf Rama-Key zufällig im Kanu auf Besuch kamen.

Lehmann veröffentlichte das Ergebnis seiner dortigen Studien in München im Jahre 1914. Nebst einer historischen und grammatischen Skizze umfaßt sein Werk ein Vokabular von 1569 Stichwörtern, worauf ein aus 21 Seiten bestehender Index folgt. Dieses Sprachmaterial wurde wieder in Berlin im Jahre 1920 veröffentlicht, und zwar im ersten Bande des großen Werkes Lehmanns über die Sprachen von Zentralamerika. Das Vokabular ist jedoch Deutsch-Rama geordnet und einige weitere geographische und historische Angaben sind hinzugefügt worden.

Im Jahre 1922 kam ich in das Gebiet der Rama während meiner Reise von Bluefields nach San Juan del Norte (Greytown). Ich benutzte diese Gelegenheit, die Sprache dieser Indianer aufzunehmen, ehe es zu spät ist, denn dieselbe wird in nicht ferner Zeit gänzlich von der Bildfläche verschwunden sein. Wohl hatte ich früher (um 1918—1919) während meines Aufenthaltes in Sangsang (*Sansan*) von dem damals dort stationierten Herrnhuter Missionar G. R. Heath erfahren, daß Lehmann gegen 1909 auf Rama-Key verweilte und eine gründliche Aufnahme der Rama-Sprache dort gemacht hatte. Daß seine Arbeit aber schon im Jahre 1914 erschienen war, scheint Herrn Heath unbekannt gewesen zu sein. In Bluefields angelangt, erkundigte ich mich nach veröffentlichten Materialien der Rama-Sprache, erhielt aber überall zur Antwort, daß noch gar nichts erschienen sei. Sogar von dem aus 21 Wörtern bestehenden Siebörger-Brinton-Vokabular wußte man gar nichts. Der Leiter der Herrnhuter Mission in Bluefields, Herr Guido Großmann, war leider abwesend während meines Aufenthaltes in der Stadt.

Ich beschloß deshalb, selbst ein Vokabular der Rama-Sprache anzulegen und ebenfalls so viel wie möglich von den grammatikalischen

[1]) Seine Aufnahmen verdankt er hauptsächlich einem 54jährigen intelligenten Indianer, George Downs Blyard, dem früheren Bürgermeister der Insel

Digitized by Google

Eigentümlichkeiten festzustellen. Zu diesem Zwecke fuhr ich mit einigen Indianern, die wegen Tauschhandels zur Stadt gekommen waren, nach der kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, auf der ich über eine Woche verweilte. Außer einigen Kreolen und Miskito leben keine Fremden auf Rama-Key; nur ab und zu kommt ein Missionar von Bluefields. Die Indianer empfingen mich ziemlich mißtrauisch und suchten meine Gegenwart auf der Insel durch allerlei Hintergedanken zu erklären. Zuerst nahm man mich für einen Emissär der Regierung von Managua und man fürchtete ein baldiges unglückliches Ereignis für die Bewohner der Insel. Andere meinten sogar, ich würde mir durch Veröffentlichung meiner Studien auf der Insel großen Reichtum erwerben. Verschiedene Indianer suchten mich zu überzeugen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, solch eine schwere Sprache, wie die ihrige, niederzuschreiben. Ein deutscher Gelehrter[1]) hätte es vor einem Dutzend Jahren versucht, ein Buch auf Rama zu schreiben; dies müßte ihm aber nicht gelungen sein, da man nichts mehr von ihm gehört habe seit seiner Abreise.

Erst am Nachmittag des zweiten Tages, nachdem das Eis etwas gebrochen war und die Indianer schon etwas mehr Vertrauen in mich hatten, konnte ich meine Arbeit beginnen. Am Anfang hatte ich jedoch große Schwierigkeit, zuverlässige und intelligente Indianer zu finden, die ihre Sprache sowie das Englische gut beherrschten. Manche von unseren „Sitzungen" wurden schon nach einer halben Stunde abgebrochen, nachdem mein Gewährsmann angeblich vollständig ermüdet war und mich einfach im Stiche ließ.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen auf Rama-Key reiste ein Indianer nach Punta Gorda, um seine Verwandten zu besuchen, und ich benutzte die Gelegenheit, um die auf dem halben Wege gelegene kleine Ansiedlung von Wiring-Key kennen zu lernen. Hier blieb ich nur einen Tag, ohne jedoch mein Material bereichert zu haben. Ein plötzlicher Todesfall hatte die Bewohner in tiefe Trauer versetzt, und ich bemerkte, daß meine Anwesenheit gänzlich unerwünscht sei. Man war auch sofort bereit, mir als Führer und Gepäckträger zu dienen, um die kleine Kreolen-Ansiedlung von Monkey Point zu erreichen. Dann setzte ich meine Reise nach Cane creek fort, wo sich nur ein einzelnes Rama-Haus befindet. Dem Eigentümer desselben, einem älteren und freundlichen Mann, der sehr gut englisch und spanisch verstand, bin ich zu großem Dank verpflichtet und habe mit ihm das gesamte auf Rama-Key aufgenommene Material nochmals übersehen. Später habe ich in Punta Gorda noch wichtige Nachträge hinzufügen können.

Das von mir aufgenommene Vokabular der Rama-Sprache besteht aus kaum 1000 Wörtern, ist also nicht so reichhaltig als dasjenige Lehmanns, welches schon zweimal erschienen ist. Ich finde es deshalb überflüssig, meine Aufnahme vollständig zu veröffentlichen, und beschränke mich auf solche Wörter, die von Lehmann nicht aufgezeichnet wurden oder von seinem Vokabular bedeutend abweichen.

Mein grammatikalisches Material, das ich hier folgen lasse, ist ebenfalls weniger reichhaltig. Lehmann hat auch manche Feinheiten der Phonetik behandelt, die mir entgangen sind.

Phonetik.

Das hier angewandte phonetische System stimmt mit dem von Lehmann überein. Doch habe ich die sogenannten Halbvokale *i* und *ŭ* vor einem Vokal mit *y* und *w* bezeichnet.

[1]) Hiermit ist natürlich Lehmann gemeint.

Digitized by Google

Halblange Vokale sind *a, e, i, o, u.*
Kurze Vokale sind *ă, ĕ, ĭ, ŏ, ŭ.*
Lange Vokale sind *ā, ē, ī, ō, ū.*

Diphthonge werden durch einen die einzelnen beiden Vokale überlagernden Bogen bezeichnet: *a͡ı, a͡u, o͡ı.*

Die Nasalierung der Vokale wird durch die Tilde (~) angedeutet, wie im Portugiesischen: *ã, ĩ, ũ.* Auch die Diphthonge können nasaliert ausgesprochen werden: *ã͡ı ã͡u.*

Nach Lehmann ist die Spaltung der Vokale in einen stark gespannten und darauf folgenden fast ungespannten ziemlich häufig (vgl. *kĭĭṅ* „Kopf", *kăăt* „Baum, Holz"), wie das auch bei anderen Sprachen, namentlich Miskito und Guatuso, der Fall ist. Beim Miskito ist diese Spaltung jedoch durch einen ausgefallenen Frikativ bedingt: *pĭĭni, pĭni* „weiß" für *pihini, pixini.* Ich habe jedoch nichts von solcher Vokalspaltung im Rama beobachtet und habe die erwähnten Wörter *kīṅ* und *kāt* geschrieben.

Die Konsonanten *l* und *r* werden manchmal untereinander verwechselt; anstatt *wíriṅ kī* (Wiring Key) kann man auch oft *wíliṅ kī* hören. Dies scheint auch der Fall mit *n* und *m* zu sein; eine Anzahl von Wörtern, die Lehmann mit *ṅ* geschrieben hat, finde ich in meinem Vokabular mit *m* aufgezeichnet. Ebenso findet eine Verwechslung von auslautenden *k* und *p* statt.

h lautet wie im Deutschen,
x lautet wie ein starkes „h", fast wie alemannisches „ch",
ṅ lautet wie englisch „-ng" in „sing",
s ist immer scharf ausgesprochen,
ś ist wie im tschechischen (deutsch „sch") auszusprechen,
č ist wie im tschechischen (deutsch „tsch") auszusprechen.

Palatalisiertes *n* (spanisch „ñ") kommt sehr selten vor: *nyerbiṅ* „Tapir".

Wie in den anderen Sprachen der Moskitoküste, fehlen die Konsonanten *v* und *f* gänzlich; in Wörtern, die aus europäischen Sprachen stammen, werden sie durch *b* bzw. *p* ersetzt. Lehmann hat jedoch *mŭfi* „Róbalo (eine Flußfischart") anstatt *mópi, mŭpi* aufgezeichnet, was zweifellos auf einen Druckfehler zurückzuführen ist.

Wie in den benachbarten Sprachen, ist *ṅ* ein vorherrschender Laut, während *ś* und *č* sehr selten vorkommen.

Die Rama haben eine singende Sprechweise. Der Intensitätsakzent wird wie im Spanischen durch den Akut (′) angegeben.

Grammatischer Abriß.

Artikel. Der bestimmte Artikel ist *ki*: *kāt ki* „der Baum". Als unbestimmter Artikel wird das Zahlwort *sá͡imiṅ* „eins" benutzt; es wird dem Nomen sowie dem Adjektivum nachgesetzt, z. B.:

kāt sá͡imiṅ „ein Baum",
kāt tăra sá͡imiṅ „ein großer Baum".

Nomen. Das Nomen ist geschlechtslos; nur das natürliche Geschlecht wird durch besondere nachgestellte Worte (*nikĭkna* „Mann, männlich"; *kumā* „Frau, weiblich") ausgedrückt, z. B.:

ŭsru nĭkĭkna „Hahn"	*ŭsru kūmă* „Henne"
bīp nĭkĭkna „Stier"	*bīp kūmă* „Kuh".

Digitized by Google

Bei Verwandtschaftsbeziehungen findet man jedoch verschiedene Wörter für die beiden Geschlechter:

tăta	Vater	*măma*	Mutter
dăma	Großvater	*kŭka*	Großmutter
apĭn	Onkel	*ăpa*	Tante

Das Junge des Tieres wird durch nachgestelltes *ŭsŭk* „Kind, klein" bezeichnet, z. B.:

ŭsru ŭsŭk Küken *bīp ŭsŭk* Kalb.

Der Plural wird durch nachgestellte Partikel *-lŭt* oder *-dŭt* gebildet:

nĭkĭkna-lŭt die Männer *kūmă-lŭt* die Frauen

Diese Pluralpartikel erscheint ebenfalls in der 2. P. pl. des Imperativs (*-lŭt* in der affirmativen und *-mŭt* oder *-mŭl* in der negativen Form). Bei Pronomina Verbalia werden die Formen *-ŭt* und *-lŭt* gebraucht.

Der Genitiv wird durch Voranstellung des abhängigen Nomens gebildet, z. B.:

ŭsru āt „Huhn sein Ei = Hühnerei"
kūmă ain ṅū „Frau ihr Haus = Haus der Frau"

Klassenwörter. Gewisse Klassensuffixe kommen sehr häufig vor im Rama und sind ebenfalls charakteristisch für die anderen Chibcha-Sprachen[1]).

Das Wort *ūp* „Auge, Samen" kommt in vielen Wörtern vor, die runde Gegenstände bezeichnen:

pĭ-ūp	Stern	*ky-ūp*	Herz
kās-ūp	Frucht	*kalin-ūp, kalm-up*	Niere
ṅusk-ūp	Bohne	*k-ūp*	Zunge
nalĭṅ-ūp	Handwalze des Mahlsteines	*kŭkwa-ūp*	Ohr
dăma-ūp	Steinaxt	*pŭl-ūp*	Kehle
kalmat-ŭp	Mosquitonetz	*kwīk k-ūp*	Finger
		kat-ūp, kāl k-ŭp	Zehe
kulma-ūp	Zapote (Frucht)	*tāik-ūp*	Nasenspitze
kūl-ūp	Aguacate (*Persea sp.*)	*tukwa-ūp*	Drüse
aly-ūp	Achote (*Bixa orellana*)	*ṅus-ūp*	Achselhöhle
		pĭns-ūp	Nabel

Eine identische Rolle spielen in den anderen Chibcha-Sprachen folgende Suffixe:

Chibcha:	*-kua*	Cabecar:	*-wu, -wo, -vo*
Tunebo:	*-uba, -oba*	Move:	*-gua, -kua, -guo*
Andaqui:	*-xo, -xe, -xi*	Norteño:	*-kua, -gua, -koa*
Cayapa:	*-kua, -ka, -ga*	Penonomeño:	*-guo, -kua, -kuo*
Colorado:	*-ka, -ga*	Muoi:	*-va, -ba*
Bribri:	*-wo*	Murire:	*-ba, -va, -gua*
Térraba:	*-wo, -guo, -wa, -vo, -kuo*	Sabanero:	*-va, -ba*
		Chimila:	*-kua, -gua*
Tiribi:	*-wo, -wa*	Guatuso:	*-kuru, -kuuru, -kurē*

Das Wort *kat* „Baum, Holz, Fuß" hat den Sinn von „etwas langes" in solchen Zusammensetzungen:

[1]) Im Rama werden die Numeralien jedoch nicht verändert nach den verschiedenen Wortklassen, auf die sie sich beziehen, wie dies im Bribri und anderen Talamanca-Sprachen der Fall ist.

Digitized by Google

ku-kat	Flügel	*kŭsĭn-kat*	Axtstiel
ńĭs-kat	Kiefer (Knochen)	*pal-kat*	Rippe, Seite
kwíka-kat	Arm	*aı-kat*	Zuckerrohr
kīn-kat	Hals	*táń-kat*	Bogen

Denselben Sinn scheint das Präfix *kăr-* zu haben:

kăr-sīk	Pfeilart	*kăr-tuk*	Caña brava, wild
kăr-kaûli	Baumart		Cane (Rohrart)

In ähnlicher Weise werden folgende Suffixe in den anderen Chibcha-Sprachen gebraucht; sie bedeuten entweder „Holz, Baum" oder „Knochen":

Chibcha:	*-kin, -kine*	Penonomeño:	*-kara, -kra, -gara*
Tunebo:	*-kara*		*-gra, -gro, -gara*
		Norteño:	*-kara, -kra,*
Köggaba:	*-kalla*		*-kro, -kru*
Bintucua:	*-kana*	Move:	*-kera, -kro, -gro*
Guamaca:	*-kala, -gala, köla,*	Bribri:	*-kuru, -kru, -kulu*
	-göla, -kela, -gula		*-kolo, -kur*
Gualaca:	*-kala, -gala*	Sabanero:	*-geda, -gda, -gata,*
Chumulu:	*-kala, -kal, -gula,*		*-goda*
	-gala	Muoi:	*-geta*
Chimila:	*-kra*	Murire:	*-geta, -gete, -gda*
Guatuso:	*-kora, -koora*	Cabecar:	*-kur, -kru*
Cuna:	*-kala, -gala, -gana*	Terraba:	*-gro, -kro, -kroh,*
			-grah, -groh

Flüssigkeiten und Sekrete werden gewöhnlich mit dem Suffix *-rī* bezeichnet. Daneben findet man aber auch *-sī* „Wasser", *-lī, -bī*:

ūp sí-rī	Träne	*tâık sí-rī*	Nasenschleim
ye-rī	Eiter	*yŭp-sī*	Öl
ńŭst ī-rī	Urin	*a-sī-k*	kochen
kańli a-rī	Milch	*yŭb-lī*	Sekret (Baumes)
āı-rī	Atol (ai „Mais")	*yár-bī*	Blut
i-rí	Sumpf	*a-rī-ń*	Exkrement
nuâı-rī	Speichel		

Verwandte Formen dieser Suffixe kommen auch in den anderen Chibcha-Sprachen vor:

Chibcha:	*-xiu*	Guamaca:	*-lia*
Tunebo	*-ria, -dia*	Bribri:	*-li, -ri, dio*
Colorado:	*-pi*	Chiripo:	*-li, -ri, -rie, riu*
Guatuso:	*-li*	Terraba:	*-rio, -ria, -dio*
Tiribi:	*-rio, -dio, -nyo*	Penonomeño:	*-rie, -re, -nie, -ni*
Cabecar:	*-ri, -dio, -diu*	Norteño:	*-ni, -nie, -re*
	-riu	Move:	*-ri, -li, -ni*
Bintucua:	*-ria*	Sabanero:	*-lia*

Das Wort *kās* „Fleisch" kommt in einer Anzahl von Substantiven vor und hat dann etwa den Sinn von „Substanz, Stoff, Materie":

kín-kās	Gehirn	*nűnik-kās*	Wolke
ńŭt-kās	Wange	*mă-kás*	Baumzweig
tűka-kās	Gesäß-Steiß	*sűsăńās* (*sűsăń-kās*)	Baumwolle

Denselben Wert hat auch vielleicht das Suffix -sak, vgl.:

tĭk-sak Lehm (*tĭkĭ* „Erde, Boden").

Digitized by Google

In den costarikanischen Sprachen entsprechen die Wörter *sik* (Guatuso), *čka* (Bribri), *šo* (Térraba).

Das Suffix *-ut* findet sich in manchen Tier-, namentlich Insektennamen, und entspricht dem *-wak* des Bribri, *-wah* oder *-woh* des Térraba und dem *yula* des Miskito, z. B.:

ṅaldli-ut	Biene	*apasa-ut*	Coloradilla
kuṅkuṅ-ut	Termite	*alb-ut*	Schlange
pruṅ-ut	Ameisenart		

Pronomina.

Verbalia	Obliqua
1. *nās*	*nā*
2. *mā*	*mā*
3. *yđin*	*yā*
1. *nusŭt, nosót*	*nustúla, nosóla*
2. *mulŭt*	*mulúla*
3. *anŭt*	*antúla*

Possessiva.

	Körperteile und Verwandtschaftsbezeichnungen	
Gegenstände	Konsonant im Anlaut	Vokal im Anlaut
1. *nđiṅ*	*nā*	*n-*
2. *mđiṅ*	*mā*	*m-*
3. *yđiṅ*	*i-*	*y-*
1. *nusúlāiṅ*	*nustl, nosól*	*nustl, nosól*
2. *mulúlāiṅ*	*mulúl*	*mulúl*
3. *anúlāiṅ*	*anúl*	*anúl*

Die Spaltung der Pronomina in Inklusiv und Exklusiv bei der 1. p. pl. wie in den anderen Sprachen der Moskitoküste und in den Talamanca-Dialekten ist beim Rama nicht vorhanden.

Adjektiva. Sie werden dem Nomen nachgesetzt, mit Ausnahme der possessiven, demonstrativen und interrogativen, welche vor das Nomen kommen. Eine Anzahl von Adjektiven bilden die Pluralform durch Reduplikation. Lehmann bemerkt nichts hierüber, ich habe jedoch folgende aufgezeichnet:

		Plural
tđra	groß	*tăt-tđra*
sđla	rot	*săt-sđla*
párṅa	schwarz	*păt-párṅa*
ṅđlma	stark	*năt-ṅđlma*
plŭma	weiß	*pŭt-plŭma*
kola	schlecht	*kŭt-kóla*

Folgende Adjektiva haben jedoch eine verschiedene Pluralform:

mălíma	gut, schön	*mĭt-mălíma*
sŭ-ma	lang	*sŭ-skiba*
sisĭ-rka	schwach	*sisĭ-tba*
sĭ-kalba	scharf	*sī-kát-kalba*
tĭs-kama	klein	*tĭs-kiba*
tŭkú-kama	kurz	*tŭkú-kiba*

Bei obigen Adjektiven fällt die Pluralpartikel *-lŭt* oder *-dŭt* weg; in allen anderen Fällen folgt sie dem Adjektivum:

Digitized by Google

kat tăt-tăra die großen Bäume
sŭmŭ tŭkba lŭt die grünen Bananen

Die Steigerung geschieht im Komparativ durch das Suffix *-ima* (*tăra-ima* „größer"; *ṅălma-ima* „stärker"). Der Superlativ wird durch nachgestelltes *băiṅ* „viel, sehr" (Miskito *pali*) gebildet.

Adverbia. Sie sind unveränderlich und stehen dem Verbum vor; ihre charakteristische Endung ist *-ka*:

năs-ka sík „komm schnell" *năs-ka bălliṅ* „sprich laut".

Aus den Adjektiven *kóla* „schlecht" und *mălíma* „gut, schön" werden die Adverbia *kól-ka* und *mălí-ka* gebildet.

Postpositionen. Sie entsprechen den Präpositionen der europäischen Sprachen. Die wichtigsten sind folgende:

-kī (Miskito *-ra*)	„in, auf"	*sí-kī*	„im Wasser",
		tĭkĭ-kī	„auf die Erde"
ā-ık (Miskito *-ra*)	„nach"	*ṅŭ-ā-ık*	„nach Hause"
-su (Miskito *-ku*, *-k*)	„zu"	*kāt-su*	„zu Fuß"
		aras-su	„zu Pferd"
-ū (Miskito *-wal*)	„mit, mittels"	*n-ū*	„mit mir"
		kŭsĭṅ-ū	„mit (mittels) der Axt"
kă-rka (Miskito *-wĭna*)	„von, aus, heraus"	*Punta Gorda-kă-rka*	„von Punta Gorda"

Verben. Die intransitiven Verben werden von den transitiven durch das Präfix *al-* abgeleitet:

mălíṅ	töten	*ăl-mălíṅ*	sterben
á-uk	rösten	*ăl-á-uk*	verbrennen

Die Tempora werden durch Suffixe gebildet, die an die Wurzel treten, und die Modi werden durch Hilfsverben umschrieben:

Präsens	*-i*;	*nās sīk-i*	ich komme
Imperfekt	*-ū*, *-ō*;	*nās sīk-ū*, *nās sīk-ō*	ich kam
Perfekt	*-alăṅ*;	*nās sīk-alăṅ*	ich bin gekommen
Futur	*-ŭt*;	*nās sīk-ŭt*	ich werde kommen
Imperativ	2. P. Sg. (zeigt die reine Wurzel);	*sīk*	komm!
„	1. P. pl. *-baṅ*;	*sīk-baṅ*	laßt uns kommen!
„	2. P. pl. *-lŭt*;	*sīk-lŭt*	kommet!

Die Negation wird durch besondere Partikeln ausgedrückt:

Präsens	*yă-na*; *nās yă-na sīk* / *yă-na-n sīk*	ich komme nicht
Imperfekt	*tă-ma*; *nās sīk tă-ma*	ich kam nicht
Perfekt	*tă-ma*; *nă-s sí-k tă-ma*	ich bin nicht gekommen
Futur	*árna*; *nă-s árna sīk*	ich werde nicht kommen
Imperativ	2. P. sg. *árka-mā*; *árka-mā sīk*	komm nicht!
„	1. P. pl. *árka-baṅ*; *árka sīk baṅ*	laßt uns nicht kommen!
„	2. P. pl. *árka-mā mŭt*; *árka-mā mŭt sīk*	kommet nicht!

Von unregelmäßigen Verben finde ich nur *tāk* „gehen":

Imperativ	2. P. sg.	*māṅ* (anstatt *tāk*)	gehe!
„	2. P. pl.	*māṅ-lŭt* (anstatt *tāk-lŭt*)	gehet!

Die Negationen und alle anderen Tempora sind jedoch regelmäßig.

Digitized by Google

Ein Durativ scheint durch partielle oder totale Reduplikation, verbunden mit Anhängung der Suffixe *-bi* oder *-ba*, gebildet zu werden. Vgl. die bei Lehmann vorkommenden Formen *i-kakă-bi* „er ist Mund-Schwätzer", *kamí-kamí-ba* „er schläft (dauernd) = Dormilona". Nach Lehmann wird der Durativ jedoch durch Suffigierung von *-bi*, *-kă-bi*, *-ba* gebildet.

Die passiven Partizipien werden durch an die Wurzel gehängtes *-ima* gebildet:

kanís-ima gebraten; *áuk-ima* geröstet

Numeralia. Das Numeralsystem ist ein quinärvigesimales. Da meine Aufnahme in den höheren Zahlen etwas von derjenigen von Lehmann abweicht, lasse ich zur Übersicht hier beide folgen:

	Lehmann (1909)	Conzemius (1922)
1.	*sáimiṅ*	*sáimiṅ*
2.	*pŭksăk*	*púksak*
3.	*păṅsăk*	*păṅsak*
4.	*kŭnkŭnbī*	*kúnkunbī*
5.	*kŭíkistăr*	*kwīk-istár* (*kwīk* „Hand")
6.	*kŭíkistăr-su-sáimiṅ* (5 darüber 1);	*kwíkistár yūrŭksu saimiṅ*
7.	*kŭíkistăr-su-pŭksăk* (5 darüber 2);	*kwíkistár yūrŭksu púksak*
8.	*kŭíkistăr-su-păṅsăk* (5 darüber 3);	*kwíkistár yūrŭksu păṅsak*
9.	*kŭíkistăr-su-kŭnkunbi* (5 darüber 4);	*kwíkistár yūrŭksu kúnkunbī*
10.	*mūkŭík-pŭksak-ătkulín*	*kwīk púksak ătkulíṅ* (2 Hände zu Ende)
11.	*mūkŭík-pŭksăk-ătkulín-su-sáimiṅ*;	*kwīk púksak yūrŭksu sáimiṅ* (10 + 1)
12.		*kwīk púksak yūrŭksu púksak* (10 + 2)
13.		*kwīk púksak yūrŭksu păṅsak* (10 + 3)
14.		*kwīk púksak yūrŭksu păṅsak* (10 + 4)
15.		*kwīk păṅsak ătkulíṅ* (3 Hände zu Ende)
16.		*kwīk păṅsak yūrŭksu sáimiṅ* (15 + 1)
17.		„ „ „ *púksak* (15 + 2)
18.		„ „ „ *păṅsak* (15 + 3)
19.		„ „ „ *kúnkunbī* (15 + 4)
20.	*mŭtkŭli-sáimiṅ* (eins ganz, d. h. ein ganzer Mensch = Finger und Zehen zusammen)	*kwīk kúnkunbī ătkulíṅ* (4 Hände zu Ende)

Ordinalien.

	Lehmann (1909)	Conzemius (1922)
der erste	*păs*	*păs-ba* (aus engl. „first")
der zweite	*tŭksa*	
der folgende		*sáina*
der mittlere		*kīṅăkika*
der letzte	*yătkŭlo*	*ătkulékika*

Andere Ordinalien sind nicht festgestellt worden.

Sätze.

Wie ist dein Name?	Mein Name *níku m-āk*. *nās āk* (*n-āk*) Juan.
ist Juan.	(wie dein Name. Mein Name Juan).
Komm mit mir.	*nās-ū* (*n-ū*) *sīk*.
	(mir mit komm).

Digitized by Google

Gib mir ein wenig Wasser.	*sī tískam nā-taṅ.* (Wasser wenig mir gib).
Wo bist du?	*narắmki m-ắkri.* (wo du bist).
Wohin gehst du?	*narắmsu mā tắk-i.* (wohin du gehst).
Ich gehe nach Punta Gorda.	*Punta Gorda aık nās tắk-i.* (Punta Gorda nach ich gehe).
Von wo kommst du?	*narắmki kắrka mā sík-i.* (wo von du kommst).
Ich komme von Punta Gorda.	*Punta Gorda aık kắrka nās sík-i* (Punta Gorda von ich komme).
Wo ist dein Vater?	*maıṅ tắta narắmki ắkri* (dein Vater wo ist).
Mein Vater ist in Bluefields.	*naıṅ tắta Bluefields-kī ắkri* (mein Vater Bluefields in ist).
Gib mir eine reife Banane.	*sŭmŭ tŭktínma saímiṅ nā-taṅ* (Banane reife eine mir gib).
Sprichst du die Rama-Sprache?	*Rắma mūkŭp băl-mā-tiṅ* (Rama-Sprache sprichst du).
Diese Männer erlegten heute fünf Hirsche.	*naıṅ nĭkĭkna lŭt nĭkim súla kwíkistár malĭn-ū.* (diese Männer pl. heute Hirsche 5 erlegten).
Dein Bruder schlug mein Kind.	*maıṅ tŭtuṅ naıṅ ŭsŭk kaírĭs-ū* (dein Bruder mein Kind schlug).
Mein Bruder schlug dein Kind nicht.	*naıṅ tŭtuṅ maıṅ ŭsŭk kaírĭs-tắma* (mein Bruder dein Kind schlug nicht).
Wann wird dein Vater kommen?	*pínsu maıṅ tắta sík-ŭt* (wann dein Vater kommen wird).
Ich befinde mich wohl.	*mălíka n-ắkri* (wohl ich bin).
Röste es mir.	*naıṅ-kī aŭk* (mich für röste).
Nimm deinem Vater diese Zeitung mit.	*niṅ tŭrkŭlka maıṅ tắta kắma yū-sīk* (diese Zeitung dein Vater für nimm mit).
Morgen werde ich dir etwas geben.	*nās yándar mā táṅ-ŭt tamáık* (ich etwas dir geben werde morgen).
Diese Frau singt sehr schön.	*niṅ kūmắ mălíka baıṅ ắkis-i* (diese Frau schön sehr singt).
Reibe den Mais auf den Stein.	*aı ṅalĭṅ-su amáık* (Mais Stein auf reibe).

Fremder Einfluß auf Rama.

Als die Herrnhuter die Mission auf Rama-Key gründeten, zogen sie es vor, die Indianer im Englischen in der Religion zu unterrichten, anstatt selbst die Rama-Sprache zu lernen. Die Zahl der Bewohner der genannten Insel wurde damals auf nicht ganz 200 geschätzt; man hielt es deshalb nicht der Mühe wert, sich mit ihrer schweren Sprache abzugeben. Die Männer verstanden damals schon etwas englisch durch Verkehr mit dem etwa 14—15 km nördlich gelegenen Bluefields, der früheren Hauptstadt

Digitized by Google

der Moskitoreserve und der größten Stadt der atlantischen Küste von Nicaragua[1]).

Nach wenigen Jahren hatten die Missionare die gesamte Bevölkerung von Rama-Key zum Christentum bekehrt. Durch den ausschließlichen Gebrauch des Englischen in Kirche und Schule bürgerte sich diese Sprache bald in allen Familien der Insel ein.

Auf der südöstlichen Hälfte von Rama-Key schämen sich sogar jetzt die jungen Leute beider Geschlechter ihrer Muttersprache und sprechen nur englisch untereinander; auf dem anderen Teile dieser Doppelinsel ist jedoch noch heute das Rama die gewöhnliche Umgangssprache.

Die Rama-Indianer reden jedoch englisch mit einer gewissen sonderbaren Betonung und Aussprache, die auffallend an Deutsche erinnert, die sich der englischen Sprache bedienen. Dies kann man ohne weiteres dem Umstande zuschreiben, daß die Rama diese Sprache hauptsächlich von deutschen und skandinavischen Missionaren gelernt haben.

Viele Rama sprechen auch etwas spanisch, zumal diejenigen von Punta Gorda, die des Englischen kaum mächtig sind. Manche ältere Leute sind auch vertraut geworden mit dem Miskito durch Verkehr mit Indianern dieses Stammes, welche früher, als der Moskitostaat noch bestand, häufig nach Bluefields kamen. Einige wenige Rama verstehen auch die Sumu- bzw. Ulwa-Sprache.

In letzter Zeit hat das Englische, wie früher das Miskito, sehr zersetzend auf Rama gewirkt. Dies ist zumal der Fall für Rama-Key, wo nur die älteren Leute ihre Muttersprache noch einigermaßen rein sprechen. Es gibt eine große Anzahl von Entlehnungen aus Miskito und englisch, die sich ohne weiteres durch Handelsverkehr erklären lassen. In vielen Fällen ist das ursprüngliche Ramawort vollständig in Vergessenheit geraten.

Die aus dem Miskito entlehnten Worte sind besonders zahlreich und sind leicht erkennbar, da sie mit wenigen Ausnahmen in keinerlei Weise verstümmelt worden sind. Die große Mehrzahl davon sind Tiernamen. Es gibt aber noch eine Anzahl anderer Wörter, von denen ich nur einige wichtige erwähnen möchte:

pyárka	Witwe, Witwer
dáma	Großvater
kúka	Großmutter
múla	Enkel, Enkelin
wáika	Schwager
sílak	Harpune zum Schildkrötenfang
wópása, waupása	Landwind
púpu	Plejaden
tára	groß
úmpira	arm

Von den englischen Lehnwörtern sind dies die wichtigsten:

áras	Pferd	engl. „horse"
bip	Rind	„ „beef"
prak	Hemd	„ „frock"
kópi	Kaffee	„ „coffee"

[1]) Die Bevölkerung von Bluefields besteht hauptsächlich aus englisch sprechenden „Kreolen" (Mulatten), deren Vorfahren im Laufe der 18 und 19. Jahrhunderte aus Britisch-West Indien (zumal Jamaika) einwanderten. Die „Ladinos" oder spanisch sprechenden Nicaraguaner haben sich meistens erst nach Einverleibung der Moskitoreserve (1894) an der Küste angesiedelt und seither ist dort spanisch die offizielle Sprache. Als Verkehrssprache ist jedoch noch heute englisch wichtiger an der ganzen Ostküste von Nicaragua.

Digitized by Google

kákel	eine Muschelart	engl.	„cockle"
ărins	Apfelsine	„	„orange"
lā	Sitte, Gebrauch	„	„law" (Gesetz)
pásin	Sitte, Gebrauch	„	„fashion"

Lehmann (3: S. 39; 4: I, S. 451) sagt irrtümlich, daß das Lehnwort *pásin* im Miskito fehlt; es wird im Gegenteil sehr häufig in dieser Sprache gebraucht neben dem aus engl. law „Gesetz" entlehnten *lā*.

Von Wörtern, die aus dem Spanischen stammen, habe ich auf Rama-Key nur die drei folgenden aufgezeichnet:

kwérko	Schwein	span.	„puerco"
kučára	Rührlöffel	„	„cuchara"
sămbrŭk	Hut	„	„sombrero"

In Punta Gorda, wo die Rama-Indianer schon vor der Einverleibung der Moskitoreserve mit spanisch sprechenden „Huleros" oder Kautschuksammlern in Berührung kamen, ist der Einfluß dieser Sprache viel bedeutender.

Es gibt auch einige Sumu-Wörter in der Rama-Sprache: Vgl. *wăsak*. *wăsbīlo* „Chicha aus gekeimtem Mais". Im Sumu ist *was* ein allgemeiner Begriff für „Wasser, Flüssigkeit".

Der Einfluß des Rama auf das Kreolische von Bluefields ist jedoch von ganz geringer Bedeutung. Die zahlreichen indianischen Lehnworte, die in dem genannten Lokalenglisch vorkommen, stammen fast alle aus dem Miskito; es gibt nur sehr wenige Sumu- oder Rama-Wörter, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß diese Indianer sehr scheu und zurückgezogen sind und den Umgang mit Fremden meiden. Von den aus dem Rama entlehnten Wörtern habe ich nur folgende im Kreolischen beobachtet:

werba, werbra (*Theobroma bicolor*) aus Rama *ńérba*. Im Bribri (Costa Rica) heißt eine andere Kakaoart (*T. simiarum*) *wirúb*.

apo	eine Palmenart	Rama	*ăpo*
kiskis	kleine Palmenart; auch Name eines daraus angefertigten zangenartigen Küchengerätes	„	*kĭskĭs*
moba, moga	Flußfischart	„	*nŭkuna*
yoho, yuhu	affenartiger Waldmensch	„	*yoho, yuhú*
batu	Waschklopfer aus Holz	„	*bătu*

Rama-Guatuso Verwandtschaft.

Durch einen Vergleich seines wichtigen Rama-Materials mit dem Guatuso von Costa Rica kam Lehmann (2: S. 711ff.; 4: I, S. 457—461) zur Ansicht, daß beide Sprachen eng verwandt seien und früher eine Einheit gebildet haben. Die Überreste des Stammes der Guatuso, etwa 200—250, leben am Oberlauf des Río Frío, welcher sich bei San Carlos in den Nicaraguasee ergießt. An den Flüssen Zapote, Cucaracha, Guacalito und Estero Boca Negra sollen auch noch einige wenige Guatuso leben. Früher wurden sie ebenfalls am Rio San Carlos angetroffen und vielleicht auch noch am Rio Sarapiquí. Sogar die Solentiname-Inseln im See von Nicaragua scheinen früher von Guatuso bewohnt gewesen zu sein[1]).

[1]) Die Guatuso sind wahrscheinlich die Nachkommen der von den alten Autoren (Gómara, Herrera, Oviedo usw.) zur Zeit der Conquista erwähnten Corobici (Corovici, Corobeci, Coribici, Caribici) verschmolzen mit anderen Stämmen, wie Voto und Guetar, die sich in ihr Gebiet flüchteten, um der Macht der Spanier zu entgehen. Die Corobici lebten etwa südlich vom Nicaraguasee und erstreckten sich über die Cordillera de Tilarán bis zum Golf von Nicoya, doch lassen sich die West- und Ostgrenze ihres Gebietes nicht mit Bestimmtheit festsetzen wegen der sehr dürftigen Angaben.

Digitized by Google

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts lebten sie in völliger Abgeschlossenheit, durch schwer zugängliche Sümpfe und Gebirge von den Ansiedlungen der Weißen getrennt und haben dadurch bis in unsere Zeit hinein ihre völlige Unabhängigkeit bewahren können. Die sonderbarsten Märchen wurden früher von den Guatuso erzählt, und man nahm an, daß sie Kannibalen seien.

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts machten die Guatuso räuberische Überfälle auf die Haciendas der Ansiedler von Esparta (Esparza), zumal in der Nähe des *Potrero de la Guatusa* und des *Cerro Guatuso*; davon leitet sich wahrscheinlich ihr heutiger Stammesname ab. In Nicaragua und Costa Rica ist jedoch noch heute die Ansicht viel verbreitet, daß sie ihren Namen der angeblichen Ähnlichkeit der Farbe ihres Kopfhaares mit dem Felle des kleinen „*guatuso*" genannten Säugetieres (*Dasyprocta sp.*), verdanken. Wir wissen aber jetzt ganz bestimmt, daß die Guatuso schwarze Haare haben wie die Indianer der benachbarten Stämme.

Nach den oben erwähnten Überfällen wurde ein Feldzug gegen die Guatuso unternommen und sie wurden wieder zurück nach Norden getrieben, von wo sie gekommen waren. Über die verschiedenen Versuche im Laufe des 18. Jahrhunderts, in ihr Gebiet einzudringen, berichtet León Fernández (*Historia de Costa Rica durante la Dominación Española*, Madrid 1889, S. 622—640). Vokabulare ihrer Sprache sind von Thiel, Sapper, León Fernández und Lehmann veröffentlicht worden, auf Grund deren sich die Verwandtschaft mit den Talamanca-Sprachen herausstellte.

Lehmann faßt die Rama, Voto und Guatuso zusammen, entsprechend ihrer geographischen Lage, als eine besondere sprachliche Provinz, welche den Raum zwischen den Talamanca-Stämmen (zu denen er auch die Suerre und Guetar rechnet) und der Miskito-Sumu-Matagalpa-Gruppe von Nicaragua und Honduras einnimmt. Er fügt hinzu, daß Rama dem Guatuso viel näher stehe als der Dorasque-Changuina-Gruppe, zu welcher Brinton diese Sprache gerechnet hatte. Lehmanns Standpunkt wurde auch von Seler vertreten (Zeitschrift für Ethnologie 1914, S. 544—545). Beide Sprachen (Rama und Guatuso) haben verschiedene grammatikalische Eigentümlichkeiten gemein, worauf Lehmann aufmerksam machte, z. B. eine eigenartige, mit Tonstufen operierende Phonetik, die aber nicht wie im Bribri eine wortunterscheidende Funktion hat. Er vermutet sogar (4: I, S. 381), daß der Name der Rama (Arama) mit dem Plural-Suffix der Pronomina *marâma* im Guatuso zusammenhängt[1]).

Lehmann stellte ferner fest, daß die Rama zum Ergreifen der über dem Feuer gerösteten Bananen, Pisang, Maniok u. dgl. sich einer eigentümlichen Zange (*kiskis*) aus gespaltenem Palmenholz bedienen. Ein

---

Ihr Stammesname leitet sich vom Kaziken *Corevisi* ab, mit dem die Expedition von Gil González Dávila vom Jahre 1522 über die Cereceda berichtet, in Berührung kam. Dieser Name hat sich erhalten in der costarikanischen Provinz Guanacaste in einem kleinen Nebenfluß des Rio Tenorio, der noch heute Curubisi. Curibici heißt. Dieser Fluß wird schon erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1688 (León Fernández VIII, S. 496). Noch im Jahre 1562 war der spanische Missionar Fray Martín de Bonilla unter den Corobici tätig. Von Spaniern und Seeräubern belästigt, zogen sich diese Indianer jedoch bald darauf über die andere Seite der Gebirge zurück in das Stromgebiet des Río Frío südöstlich vom Nicaraguasee in fast undurchdringliche Urwälder. Sie gerieten völlig in Vergessenheit bis zum 18. Jahrhundert, als sie, mit Überresten anderer Stämme (zumal Voto und Guetar) gemischt, unter dem Namen Guatuso wieder auftauchten.

[1]) Im Tunebo ist *-rama* ein Suffix, das sich bei den Namen größerer Tiere findet:

sika-rama	Reh	*buka-rama*	Aguti
ukua-rama	Schwein		

Digitized by Google

ähnliches Gerät fehlt bei den anderen Stämmen Mittelamerikas, ausgenommen die Guatuso, welche es *kaskas* nennen. Diese Zange wird also von Rama und Guatuso mit einem verwandten Worte bezeichnet, doch kann man das ebenso leicht durch spätere Entlehnung als durch einheitlichen Ursprung beider Stämme erklären.

Auf eine enge Verwandtschaft von Rama und Guatuso haben schon frühere Autoren aufmerksam gemacht. Bell ist jedoch im Irrtum, wenn er beide Stämme als identisch auffaßt. Er sagt z. B. (1: S. 259): „Viele Rama leben im Quellgebiet des Río Frío, welcher sich bei San Carlos in den San Juan ergießt" und an anderer Stelle (2: S. 3): „Die Rama sind noch zahlreich in den Bergen von Costa Rica, wo sie sehr feindselig gesinnt sind." Hiermit können nur Guatuso gemeint sein, denn eigentliche Rama lebten keine mehr in Costa Rica, als Bell die Moskitoküste bewohnte (um 1850—1862). Die Guatuso sind jedoch Bell nicht näher bekannt gewesen, und er kannte sie nur vom Hörensagen; damals herrschten überhaupt noch die sonderbarsten Ansichten über diese wilden Indianer. Bells Angabe, daß Rama und Guatuso identisch seien, wurde schon von Thomas und Swanton (S. 80) abgelehnt, und zwar an Hand eines Vergleiches beider Sprachen, wozu ihnen allerdings, was Rama anbelangt, nur die von Brinton veröffentlichten 21 Wörter zur Verfügung standen. Auch Collinson (2: S. 150) betrachtet die Rama als identisch mit den am Río Frío lebenden Indianern.

Eine große Ähnlichkeit der Guatuso mit den Rama in bezug auf ihre Körperbeschaffenheit und ihre Lebensweise hatte auch schon von Frantzius (S. 102) beobachtet; er sagt ebenfalls, daß nach Mitteilungen, die er von Kautschuksammlern erhalten habe, die Waffen (Bogen und Pfeile) beider Stämme sich in keiner Weise voneinander unterscheiden.

Selbst unter den heutigen Rama herrscht die Ansicht, daß sie mit den Guatuso eng verwandt sind. Lehmanns Gewährsmann in Bluefields sagte ihm einfach, daß die Guatuso wilde Rama seien. So ungefähr dasselbe bemerkte ein alter Indianer von Monte crique (Punta Gorda) im Januar 1922.

Die sprachliche Verwandtschaft von Rama und Guatuso ist doch von Lehmann etwas zu eng angenommen worden. Viele von den von ihm festgestellten verwandten Bezeichnungen finden sich auch in anderen Sprachen von Costa Rica, Panama, Kolumbien und Ecuador wieder und erklären sich einfach aus der Tatsache, daß beide Idiome zur Chibcha-Familie gehören. Rama und Guatuso besitzen eine große Anzahl von Wörtern die gänzlich voneinander abweichen. Guatuso ist überhaupt viel näher mit den Talamanca-Sprachen verwandt als Rama.

Rama-Tunebo Verwandschaft.

Durch den Vergleich einer Wortliste der Tunebo-Sprache mit dem Rama-Material von Lehmann erkannte Rivet (3: S. 37—38) die nahe Verwandtschaft beider Sprachen. Von allen Chibcha-Sprachen, die Rivet mit dem Tunebo verglich, hat Rama die meisten und sichersten Übereinstimmungen aufzuweisen.

Das Tunebo wird noch heute von kaum 3000 Seelen im östlichen Kolumbien gesprochen, etwa nordöstlich von der Hauptstadt Bogotá und südlich von Pamplona. Die räumliche Entfernung der Siedlungsgebiete der Rama und Tunebo ist also eine ansehnliche; ihre trotzdem so enge Verwandtschaft ist kein vereinzelter Fall in Mittelamerika[1]).

[1]) Einige Dialekte der Nahuatl-Sprache von Mexiko reichen südlich bis nach Costa Rica. Chorotega oder Mangue, das früher in einem großen Teile des westlichen Nicaragua sowie im westlichen Honduras und in Nicoya (Costa Rica)

Digitized by Google

Ich lasse hiermit eine Liste folgen von solchen Wörtern, die in beiden Sprachen fast identisch sind. Diese Übereinstimmungen scheinen sicherer zu sein als die von Lehmann zwischen Rama und Guatuso festgestellten; sie beziehen sich ferner auf wichtigere Begriffe:

	Tunebo	Rama
Mund	*kaka, kaxka*	*kắka*
Arm	*kuika*	*kwīk*
Zunge	*kuba*	*kūp*
Blut	*aba*	*ắirbi, ắrbi*
Auge	*upa, uba*	*ūp*
Ohr	*kuka-xa*	*kuka-up*
Rücken	*ika-kurúa*	*kurŭs* „Brust"
Sohn	*ruká*	*sŭk*
Aguti	*buka-rama*	*pūk*
Schmetterling	*kuakuá-sira*	*kŭắkak*
Fliege	*umatá*	*amut* „Wespe"
Nichte	*visa-ra*	*písa* „Neffe"
Platanillo	*sibara*	*síbal-bal*
Holz	*kar-goa*	*kat*
Baum	*kar-kua*	*kat*
Asche	*oka-bora*	*pluñ*
Wasser	*dia, ria*	*sī*
Stern	*upa*	*pyŭp, (pi-ŭp)*
Poncho	*teka-ra*	*takuñ, takú-ñi* „bedecken"
Messer	*kusirá*	*kŭsĭñ* „Axt"
schneiden	*tri-tikai*	*yañ-tiki*
begraben	*rukuai, rukua-veče*	*tekeruk* „Grab"
schlafen	*kamú-, kama-, kambi*	*i-kămi*
ergreifen	*ingui-gua*	*ikuí* „nehmen"
gestern	*tino-xua*	*tiiñun*
zwei	*buk-ay*	*púk-sak*
drei	*bai*	*păñ-sak*

An Hand dieser Vergleichungen hat Rivet (3: S. 38; 4: S. 682—683) Rama in die Chibcha-Aruak-Gruppe gestellt, anstatt wie Lehmann zusammen mit Guatuso in eine besondere Gruppe. Nach Rivets Klassifizierung besteht die Chibcha-Familie aus folgenden Sprachen:

a) Chibcha-Aruak-Gruppe.

1. eigentliche Chibcha (Muisca, Colima, Muzo);
2. Rama (Melchora);
3. Aruak oder Arhuako (Köggaba, Bintucua, Guamaca, Atanquez);
4. Tunebo oder Tame (Guasico, Chita, Morcote, Sinsiga, eigentliche Tunebo, Pedraza).
5. Betoi oder Bitoi.
6. Andaqui.

b) Talamanca-Barbacoa-Gruppe.

1. Guatuso.
2. Talamanca (Cabecar, Estrella, Chirripó, Tucurrique, Orosí, Bribri, Térraba, Boruca).

gesprochen wurde, ist aufs engste verwandt mit dem im mexikanischen Staate Chiapas gesprochenen Chiapanekischen; diese Sprache hat ebenfalls enge Beziehungen zu dem Mazatekischen in den Staaten Guerrero, Oaxaca und Tabasco.

Ein noch merkwürdigerer Fall ist die nahe Verwandtschaft des jetzt ausgestorbenen Subtiaba aus der Umgegend von León (pazifische Küste von Nicaragua) mit den Hoka-Sprachen von Kalifornien, Nevada, Sonora und Oaxaca sowie mit den Coahuilteca-Sprachen vom nordöstlichen Mexiko und südlichen Texas.

Digitized by Google

3. Cuna (eigentliche Cuna, Mandinga, Darien, Bayano, Tule, Yule, San Blas, Cunacuna, Cueva, Chucunaque).
4. Barbacoa (eigentliche Barbacoa, Telémbi, Cuaquer, Cayapa, Colorado, Yumbo, Cara).

c) Dorasque-Guaymi-Gruppe.

1. Murire, Bucuela, Sabanero, Muoi, Move (Valientes, Norteños), Muite Penonomeño.
2. Changuina, Dorasque, Chumulu, Gualaca.
3. Chimila.

d) Paez-Gruppe.

1. Eigentliche Paez, Paniquita, Quila.
2. Totoró, Moguex, Coconuco, Guanaco.
3. Pixao, Panche, Quimbaya, Chinchiná, Pantágora.

Verwandtschaft des Rama mit den anderen Sprachen der Moskitoküste.

Bei den weiter unten aufgeführten Vergleichungen des Rama mit Miskito, Sumu, Matagalpa-Cacaopera, Paya springt eine Urverwandtschaft deutlich in die Augen. Die lexikalischen sowie morphologischen Zusammenhänge sind viel zu bedeutend, um sie einfach durch Zufall oder durch spätere Entlehnung zu erklären. Um diese Fragen endgültig zu lösen, bedarf es jedoch noch umfassender Weiterarbeiten, gestützt auf reichhaltige Materialien, die leider noch fehlen.

Für das Miskito, Sumu und Paya sind die unten angegebenen Wörter aus meinen eigenen umfangreichen Vokabularen entnommen. Für die Matagalpa-Cacaopera-Sprache, die früher in sehr eng verwandten Dialekten im östlichen Salvador (in Cacaopera und Lislique bis auf den heutigen Tag), westlichen Honduras (Departamentos El Paraiso und Choluteca) und in den Nicaraguanischen Departamentos Nueva Segovia, Estelí, Jinotega, Matagalpa und nördlichen Chontales gesprochen wurde, habe ich mich auf die von Lehmann (4: II, S. 599—623) veröffentlichten Vokabulare gestützt.

Die enge Verwandtschaft zwischen dem Miskito, Sumu und Matagalpa-Cacaopera wurde zuerst von Lehmann (2: S. 714—722) erkannt. Dieser Sprachforscher hat diese Gruppe ferner in die Chibcha-Familie gestellt, doch scheinen hierzu die angeführten Beweise nicht hinreichend zu sein. Den unten erwähnten Übereinstimmungen steht eine überwiegende Menge von wichtigen Wörtern gegenüber, die in ihren Wurzeln gänzlich vom Rama und den anderen Chibcha-Sprachen abweichen. Eine Anzahl von solchen Wörtern finden sich im Maya oder in anderen Sprachen des nördlichen Mittelamerikas und Mexikos wieder. An Hand dieser Tatsachen ist es noch verfrüht, diese Gruppe den Chibcha-Sprachen anzugliedern; solch eine Klassifizierung ist doch auf eine viel zu eng angenommene Verwandtschaft gestützt, für die wir noch weitere Beweise abwarten müssen.

Lehmann hat auch auf gewisse Beziehungen der isolierten Sprachen, wie Paya, Jicaque (Honduras), Lenca (Honduras und El Salvador), Xinca (Guatemala) mit der Chibcha-Familie hingewiesen. Er betrachtet dieselben als die in einer Kontaktzone entstandenen Mischsprachen, in denen die aus dem Süden stammenden Chibcha-Idiome sich mit mittelamerikanischen Ursprachen mischten. Dasselbe möchte ich ebenfalls von der Miskito-Sumu-Matagalpa-Cacaopera-Gruppe sagen, nur sind bei dieser, gemäß ihrer geographischen Verbreitung, die Zusammenhänge größer mit den südlichen Sprachen und andererseits viel geringer mit denjenigen von Mexiko und dem nördlichen Mittelamerika.

Digitized by Google

		Rama	Miskito	Sùmu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa-Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
				Körperteile:			
1.	Ohr	*kŭ́kwa*			*dupál, tupal*	*sŭ-há, suṅ-há*	Karib. Dialekte: *koko*
2.	Nase	*tā́ṙk*	*kā́ṙkma* „meine Nase"	*naṅtak*	*nam, nam-ma*	*tansá*	
3.	Mund	*kā́ka*		*tikpas*	*tawá*	*sapá*	Arawak: *taku, tako, taga* Xinca: *šaha, sahak* Lenca (Similatón): *kama*
4.	Fuß	*kāt*		*kal*		*tahá*	
5.	Zahn	*sīk*			*nini*	*ki*	Jicaque: *kir* Lenca (Guajiquero): *nig* Vgl. auch die Maya-Dialekte
6.	Rücken	*taṅkit*		*daṅ*			
7.	Herz	*kyup*	*kúpya*	*put, tum*		*turusá*	Jicaue: *hočurúk* Lenca (Guajiquero): *musu* Vgl. auch Maya-Dialekte
8.	Leber	*apsá*	*á̆uya*		*kā́wa*	*ahra*	
9.	Blut	*árbī*				*urí* (das Suffix *-rī* bezeichnet Flüssigkeiten im Rama)	Subtiaba: *edi, eti*
10.	Urin	*ṅ̆ŭ́stīrī*		*us*	*tšu*		
11.	Muskel, Ader	*yŭ́lis*				*pis-ká*	
12.	Hautfleckenkrkh.	*kā́ṙa*		*mara*		*barká*	
13.	Fleisch	*kās*			*nakat*		Mexik.: *nacatl*
14.	Kopfhaar	*ŭ́lis*			*kili*		
				Natur, Elemente:			
15.	Wasser	*sī*	*lī*		*li*, Regen = *iya*	*tia* „Wasser" (in Zusammensetz.), *asó* „Wasser", *tísa* „Bach", *urí* „Blut"	Subtiaba: *iya* Xinca: *ui, tire* Tupi-Guarani: *ti* Vgl. Maya *tsiax, tsia* „Bach"

Digitized by Google

		Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa-Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
16.	Salz, Meer	*tā̆uli*				*tăkí*	Xinca: *tila, tita* „Salz“ Maya: *taáb* „Salz“
17.	Kap, Spitze	*tā̆ik*	*tā*	*taṅka* (Ulwa)			
18.	Nordwind	*yă̆bra*	*yă̆bra, yă̆hbra*	*yă̆hbra*			
19.	Asche	*pluṅ*				*tukú*	Jicaque: *pubu, pubuh*
20.	Nacht	*kí̆kit, tī̆kit*	*tĭ̆mya, tĭ̆hmya*				
21.	Lehm	*tĭ̆ksak*			*saksak* „Kot, Dreck“		

Haus, Gerät:

22.	Haus	*ṅŭ̄*	*ŭ̆tla*	*ū, ō*	*u*	*kaó*	Lenca: *tau, tou* Xinca: *máku* Chorotega: *năngú*
23.	Hauspfosten	*ṅŭ̄ kāt*		*ū kal, o kal*		*kaó a saksak-ká*	
24.	Hängematte	*sĭ̆t*	*sĭ̆lmika*				
25.	Korb (Yagual)	*ušnan*	*úsnuṅ*	*uslun*		*ušnu*	Aimará: *uta*
26.	Messer	*sĭ̆ro*	*skĭ̆ro, kĭ̆suro*				
27.	Vogelpfeil	*ŭ̆ru*	*ŭ̆ru*	*ubo, ubur*			Vgl. Karib.-Arawak. Dialekte *ulu, úru. la-ru*
28.	Nagel	*sĭ̆lak*	*sĭ̆lak*	*sĭ̆lak*		*parāiṅ*	
29.	Böttcher-, Hohlbeil (zum Aushöhlen der Einbäume)	*prăṅ*		*pariṅ*			
30.	Ruder (Paddle, Canalete)	*kwă̆lup*	*kwă̆hi*	*kawā̆i, wā̆ṅhma*			
31.	Stuhl, Schemel	*kă̆lpaṅ*		*panba*			

Digitized by Google

	Säugetiere:						
32.	Reh, Hirsch	*súla* *súlín* „Horn, Geweih", *súli* „Tier"	*súla* „Weißreh"	*sana*			Karib. Spr.: *usali, usari* Quichua: *taruga*
33.	Jaguar, Puma	*áuma*		*nawa*	*numá*	*ŭ*	Jicaque: *bua, pua*
34.	Waschbär (*Procyon lotor*)	*sŭksŭk*	*sŭksŭk*	*sŭksŭk*			
35.	Wildschwein (*Dicotyles tajaçu*)	*múksa*	*bŭksa*	*mulkus, mulukus*			
36.	Ocelote	*krŭbu*	*krŭbu, bŭhuru*	*kŭrŭ, kŭrŭbŭ*		*ŭ burú*	
37.	Hund	*tásusuṅ*					Garif: *áunli* Quechua: *aču, asku*
38.	Brüllaffe (*Mycetes sp.*)	*ŭliṅŭliṅ*	*kúṅkuṅ*	*kuṅkuṅ*		*ūk'ki*	Vgl. „olingo", Vulgärname in Honduras
39.	Affenart (*Cebus sp.*)	*wákliṅ*	*wákliṅ*	*wakri, lauk*		*waya-há*	Jicaque: *markaṅ* Garif: *aravada*
40.	Ameisenbär (*Myrmecophaga*)	*wíṅku tára*	*wíṅku tára*	Ulwa: *wíṅku tára* (Lehnwort)			
41.	Seekuh, Manati	*pálpa*	*pálpa*	*pálpa*			
42.	Gürteltier, Armadillo	*kírki*			*kisú*		
	Vögel:						
43.	Truthuhn	*pípi*		*pípi*		*pipi*	*chumpipe*, Vulgärname in Nicaragua
44.	Vogelart	*píkwa*	*píkwa*	*tíka*			
45.	Tukan, Pfefferfresser (*Rhamphastus sp.*)	*pílispílis*	*plīs*	*tipis*			
46.	Eule	*múkmŭk*	*múkmŭk*	*mŭkmŭk*			

Digitized by Google

		Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa-Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
47.	Chocoyo, Periquito, (kleine Papageienart)	*rīs*	*rísko, wiris*	*iris, irik*		*wirs-ká*	Jicaque: *meréts, melées* Lenca: *kili, wiri*
48.	Garza, Reiher	*sa̍ura*		*sa̍u, sa̍uhka*			
49.	Oropéndula, Webervogel	*tut*	*tŭ̍lu*	*uli*		*pa̍ubu-há*	
50.	Taube	*bŭ̍tku*	*bŭ̍tku, bŭ̍htku*	*butŭku*	*útuyu*	*bura-há, buru-há*	Lenca: *turup* Subtiaba: *kukú*
51.	Ziegenmelker (*Caprimulgus*)	*kŭ̍byáuk*	*kúyu*	*kubuyu*			Kreol. Vulgärname: *who you* Span. Vulgärname: *pucuyo*
52.	Waldhuhnart, Gongolona	*pŭ̍ti*	*súhar*	*ūlul, suhi*		*pusuru-há*	
53.	Waldhuhnart, Molendera	*kŭplánkŭplán*		*kobar*		*kobar*	
54.	Zopilote (*Cathartes sp.*)	*kŭ̍smulátо*	*úsus*	*kusma*	*kúsma*	*ču*	Lenca: *kus, kuskus* Xinca: *kúti* Subtiaba: *tōsma* Vgl. auch Maya-Dialekte
				Fische:			
55.	Raya, Stachelroche	*kíšwa*	*kíswa*	*kíswa*			
56.	Porpoise	*bŭ̍lam*	*wlam, lam*	*walam*			
57.	Sägefisch	*tŭbá̍ina*	*twá̍ina*	*tubá̍ina, tubó̍ina*			
58.	Robalo, Snook	*mó̍pi*	*mó̍pi*	*mó̍pi*			
59.	,, ,,	*kalwa*	*kálwa*	*kalwa*		*kalwa-há*	
60.	,, ,, (kleine Art)	*pĭspĭs*	*pĭspĭs, pĭspĭsyă*	*pĭspĭs, pĭspĭsyă*			

Digitized by Google

61.	Tarpon, Pez-plata	*tăpum*	*tăhpam*	*tapam*		*tă'pam*	Vgl. span. Vulgärname „sábalo"
62.	Jurel, Jack-fish	*krăuṅi*	*krăui*	*krăui*			
63.	Podrido, Guapote	*măsmăs*	*măsmăs*	*măsmăs*		*năsmăs-ká*	
64.	Mojarra, Machaca	*tūwá*	*tūba*			*tukutukú*	
65.	Bagre, Barbudo, Catfish	*muluṅ*		*susum*			
66.	Sabalete (Flußfisch)	*sirík, srik*	*srik*	*sirík*			
			Reptilien, Niedere Tiere:				
67.	Meerschildkröte (grüne)	*ŭli*	*wlĭ, lĭ, wlĭh*	*wĭlĭ*		*wele-há*	
68.	Krokodil	*tŏlóra*	*tŭra*	*tŭra*		*bowa*	
69.	Leguan(*Iguana sp.*)	*sălyuk*	*kákamuk*	*kăma, kăhma*	*áluba*	*săihi*	
70.	Kröte (vgl.Frosch)	*sŭkliṅ, kapŭpū*	*sŭkliṅ*	*muku*		*pukúpukú*	Garif: *huwa*; Xinca: *kopópo* Chorotega: *matakopo* Lenca: (Chilanga): *kobobo* Vgl. Maya-Dialekte
71.	Frosch (vgl. Kröte)	*sŭkmărŭk*	*búrka*	*búrka, búrki*		*muhá*	Garif: *huwa*; Xinca: *húglu* Chorotega: *matakopo* Jicaque: *čuk*
72.	Krabbe	*krăis*	*kăisni*				
73.	Krebsart	*takăyak*	*líbaṅ*		*ayan*		
74.	Blattschneiderameise	*tĭktĭk*	*wĭwī*	*isdaṅ*	*itit*	*tištiš-ká*	Lenca: *sisi, itsi* Vgl. auch Maya-Dialekte
75.	Honig	*ṅalăli*	*năsma*	*anak*	*álla*	*asé*	Jicaque: *tsaš, čas* Garif: *mába*
76.	Wurm	*bĭro*		*biro, birau*	*bil*		
77.	Laus	*kūṅ*	*kŭa*	*ubak*	*ru*	*u*	Jicaque: *tut*; Xinca: *túma* Lenca: *tutu* „Floh" Vgl. auch Maya-Dialekte

Digitized by Google

		Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa-Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
				Pflanzen:			
78.	Blatt	*ka*	*wáha*	*bas*		*ahá*	Lenca: *wala*; Maya-Dial.: *sak*
79.	Stachel, Dorn	*sălak*				*suku* „Puerco espín" (Stacheltier)	
80.	Baum	*kat, kar*		*pan*	*man*		Tupi: *gorá*
81.	Wurzel	*ŭlis*				*pis-ká*	
82.	Banane (*Musa sp.*)	*sămă*					Karibische Dialekte: *simu*
83.	Mais	*ār*	*ắya*	*am, ama*	*āma*	*ă, aŭ*	Lenca: *eima* (*ei* „Tortilla") Xinca: *aima*; Garif: *awási* Tupi: *abati*
84.	Atol (Getränk aus Mais)	*ắiri*			*áli*		
85.	Camote, Batate	*pāik*		*pāi*			
86.	Achote (*Bixa orellana*)	*alyúp*	*ắulala*	*awal*		*ā*	
87.	Tabak	*tū*				*wiru*	Lenca: *huwa*
88.	Kiefer (*Pinus sp.*)	*ắuas* (Lehnwort)	*ắuas*	*ắias*		*ăro*	
89.	Ölpalme	*okanāup*	*óhuŭ*	*uhkan*		*supá*	
90.	Pejivalle-Palme (*Guilielma sp.*)	*sắpa*	*sắpa*	*sắpa*			
91.	Bambus	*kắuro*	*káhuro*			*kắuro-há* „Caña brava"	
92.	Cortés, Lignum vitae	*ắuka*	*ắuka*	*ắuka*			
93.	Guarumo (*Cecropia sp.*)	*prūŭ*	*plăm*	*pălăn*			

Digitized by Google

94.	Cachito (*Tabernaemontana Donnell Smithii*)	*súli*				*tuši*	
95.	Ceiba (*Bombax ceiba*)	*púlik*		*panya, paníki*		*pukur-ká*	
96.	Zeder (*Cedrela sp.*)	*ūt*	*wíñkur*	*wíñkur, suhun*		*kurunti*	
97.	Mahagoni (*Swietenia sp.*)	*únsuba*	*yúlu*	*yúlu*		*punsun*	
98.	Bastard-cedar, Cedro macho (*Guarea sp.*)	*sān*	*swa*	*sābā*			
99.	Polewood, Magalete	*síkit*	*síhnak*	*sina*		*sinak-ká*	
100.	Guanacaste (*Enterolobium*)	*túburus*	*túburus*	*tūbūrus*			
101.	Baumart	*skwátlup*	*súlakra*				
102.	Kautschuk	*úpdika*, *úpdika túbla*					Subtiaba: *uplí*
103.	Ananas (*Ananassa sp.*)	*súrak*				*kū* „Pita" (*Bromelia sp.*)	Garif: *guráva* „Pita"

Verschiedenes:

104.	Mutter	*máma*		*nana, nanan, mamah;*			
105.	Arznei, Heilmittel	*síka*	*síka*				
106.	Dämon, böser Geist	*wálsa, alíba*	*lása, wlása*	*walasa, nawal*		*amáisará*	
107.	Schamane, Zauberpriester	*súkya*	*súkya*	*súkya*			
108.	rot	*sála*	*tála* „Blut"	*a* „Blut", *lákí* „gelb	*lála*		

Digitized by Google

		Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa-Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
109.	schwarz	*párṅa*	*táma*,,Nacht"	*baras*			
110.	hart, stark	*ṅálma*	*kárna*				
111.	bitter	*pakáska*	*tăhpla*	*tapal-ni*, *tapal-ka*	*sapáktata*	*akamāiwá*	Maya-Dialekte: *ka*
112.	kalt	*sā́ima*		*san-ni*		*sā́iṅwa*	Lenca (Chilanga): *ts'aṅg* Xinca: *tsacará*
113.	alt	*stúwa*			*uskám*	*šūă*, *čūă*	Pipil (Salvador): *šúret*
114.	gut, echt, wahr	*bāiṅ*	*ā́iṅwa*	*pali*			
115.	ja	*aha*	*āō*	*a'a*, *ka*, *awe*	*ya*		Xinca: *jaa*
116.	geben	*taṅ*				*taṅ-há*	
117.	herauskommen	*tăbi*	*tăk-aya*	*tăk-nin*, *tăk-nini*			
118.	eins	*sā́imiṅ*		*as*, *asla*	*bas*, *tibas*	*as*, *asi*	
119.	zwei	*púk-sak*		*bo*, *bu*	*buro*, *buyo*, *burxru*	*pōk*, *pōki*	Subtiaba: *apu* Vgl. Karib. Dialekte
120.	drei	*pán-sak*		*bas*	*guatba*		
121.	vier	*kúnkunbī*		*aruṅka*			
122.	du, dein	*ma*	*man*	*man*	*manihi*		

Digitized by Google

Nachträge zum Vokabular von Dr. Lehmann.

Ich lasse hier diejenigen Wörter meines Vokabulars folgen, die ich nicht in Lehmanns Arbeit finde, oder die von seiner Aufnahme bedeutend abweichen. Daneben gibt es noch eine große Anzahl von Wörtern, die sich nur durch Vokallänge, Verwechslung von *n̈* mit *n* und *m*, oder *k* mit *p* in beiden Aufnahmen voneinander unterscheiden. Einige Wörter der Wortliste von Lehmann sind vom Pronomen Possessivum der 3. P. präfigiert; *i-pāsĭn* „Sitte, Gebrauch", *ī-sŭlĭn* „Geweih, Hörner", *i-n̈ŭstĭ arĭ* „Urin".

	E. Conzemius (1922).	W. Lehmann (1909)
	Körperteile:	
Gesicht	*n̈un̈út*	*n̈ŭt*
Kehle	*nún̈kit, pŭlūp*	*pŭlū-ūp, pŭlūp*
Kinn (Unterkiefer)	*n̈ĭskat*	
Träne	*ūp-sĭrī*	*ŭb-li*
Sprache	*mūkŭp*	*kūŭp*
Niere	*kălmŭp*	*n̈alĭn̈ kălŭp*
Bein	*tŭkwă*	*ikălkĭt*
Fußzehe	*kāt ūp*	*kāl ŭp*
	Natur, Elemente:	
Kap, Spitze	*tāɪk*	
Plejaden	*pŭpu* (Miskito-Lehnwort)	
Blitz	*dăma nërkĭri*	*dăma ărkala*
Donner	*dăma bălẗĭn̈i*	*dăma ṭrăki*
Rauch	*súa*	*săŭa*
Jahr	*nŭnik tāra*	*nŭnĭk tāɪk*
Trockenzeit (Sommer)	*nŭnik tāra, ŭli măni*	*nŭnĭk tāɪk*
Regenzeit (Winter)	*pŭpu tărɪ*	*sī ŭlini tăɪk*
Regenwasser	*kŭyŭkba sī* (Wasser von oben)	
Regenbogen	*sĭrkin̈ nún̈kit* (Kehle der Boa)	
Sumpf	*irĭ* (*-rī* „Flüssigkeit")	
Luft	*pŭlkăt*	
Südwind	*wopăsa, waŭpăsa* (Miskito)	*ŭapăsa, ūpăsa*
	Haus, Gerät:	
Hohlbeil, Böttcherbeil (zum Aushöhlen der Einbäume)	*prăn̈*	
Axtstiel	*kŭsĭn̈ kāt*	
Beil	*kŭsĭn̈ sŭksŭk*	
Feuerfächer	*kūn̈kūn̈ ūk*	*kăn̈kăn̈ ŭp*
Harpune (für Schildkröten)	*sīlak*	
Harpunenspitze	*sīlak ūp*	
Korb	*mokal*	*tŭlaŭk*
Metate, Maisreibstein	*n̈alĭn̈ yaɪrun̈*	*năl̈ĭn̈ kăt*
Handwalze des Metate	*n̈alĭn̈ ūp*	*yŭūp, n̈alĭn̈-kat ŭp*
Mosquitonetz	*kálmatŭp*	
Nagel	*sīlak* (Miskito)	
Papier	*tărkŭrukă, tărkŭlkă*	
Pfeil (allgemeiner Name)	*krĭri*	*krĭrī* „Jagdpfeil"

Digitized by Google

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
Pfeil für Großwild (mit Eisenspitze)	*kăr-sīk*	*krĭrī*
Pfeil (Haifischzahnspitze)	*kanĭk-sīk*	
Pfeil (Spitze von Apopalme)	*mantăk*	
Rührlöffel	*kučára* (span.)	*sulĭnūp*
Baumrindenbast	*sĭrpăn*	*sărpan*
Baumrindenbaststoff	*tănu*	*ăpkika*
Schleifstein	*sĭnpan*	*sĭn apĭkama*
Steinaxt	*dăma ūp*	*nalĭn săkă*
Tabakspfeife	*tū kāt*	
Licht, Kerze (Kautschuk)	*ăpdika*	*ăpkika*

Mensch, Verwandtschaft:

Weißer, Fremder	*ăuma* (auch „Puma, Jaguar")	
Spanier (Ladino)	*păinis* engl. „Spanish")	
Neger (Kreole)	*nĭkro* (engl., span.)	
Sumu- (Ulwa) Indianer	*wāhai, lĭbra*	*ŭăxăi*
Garif (schwarze Karaiben)	*kĭrĭbs* (engl. „Caribs")	
Bribri-Indianer	*blănko* (span. „blanco")	
Guaymí-Indianer	*bălyéntĕ* (span. „valiente")	
Tirbi-Indianer	*tĭrbĭ, tĭrĭbĭ*	
Mädchen, Jungfrau	*kūmă kăĭnima*	*kŭmă imă, kăi-ima*
Jüngling	*nĭkĭkna kănima*	*kănima*
Kind	*ŭsŭk*	*tĭskama*
Freund	*kwĭma*	*marăi, nămarăi*
Feind	*wăila, lăma* (Miskito)	*lăma*
Gattin, Weib	*kūmă*	*nŭkulĭn*
Enkel	*măla* (Miskito)	*măla*
Großvater	*dăma* (Miskito)	*itŭŭn yūŭa*
Großmutter	*kŭka* (Miskito)	*năirŭn yūŭa*
Onkel, Vaters Bruder, wenn der Neffe spricht	*tunsŭk*	
Schwager	*wăika* (Miskito)	
Schwägerin	*wăika kūmă*	*nasăsŭk imă*
Witwe	*pyărka* (Miskito)	*kŭmă păin itĭnu*
Witwer	*pyărka* (Miskito)	*nakĭkna păin itĭnu*
Mann, Gatte	*nĭkĭkna*	*nakĭkna*

Heilkunst, Religion, Aberglauben:

Heilmittel	*sĭka* (Miskito? Vgl. jedoch im Bribri *sĭă* „Zauberstein".	
Schamane, Zauberpriester	*súkya*[1])	*tŭrmăla*
Kirche	*matún ăin nŭ* „Gott sein Haus"	

[1]) *súkya* bedeutet ebenfalls „mager" im Rama; um sich auf ihr hohes Amt vorzubereiten, müssen die Schamanen während längerer Zeit fasten, so daß sie ganz mager werden.

Digitized by Google

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
hölzernes Idol	*antŭ̀n*	*adằm*
Dämon, Teufel, böser Geist	*alíba, válsa*	
Cadejo (Geist in Tiergestalt)	*wáiwan* (Miskito), *kălpaṅ kāt*	*ŭáiŭan* „großer Ameisenbär"
Sirene (Fisch mit Oberkörper wie eine Frau)	*sīksăkan, sípsikăṅis*	
sonderbares Ereignis (*yulswin* im Miskito)	*kīṅ kokóba*	
Kleidung, Schmuck:		
Hose (Männer)	*trâus* (engl. „trousers")	*trâudis, traudis*
Hut	*sămbrŭk* (span. „sombrero")	*sŏmbrŏk*
Haarkamm	*kúṅsuṅ up*	
Fingerring	*kwīk kŭp tíka*	
Ohrring	*kŭkwa kíka*	
Tiere, Säuger:		
Ameisenbär (*Tamandua sp.*)	*sŭlkikrŭk*	
Ameisenbär, ganz kleine Art (*Cyclethurus sp.*)	*răṅrăṅ*	*arăṅ-arăṅ* „Opossumartiges kleines graues Tier"
Ocelote	*krŭ́bu*	
Puma (*Felis concolor*)	*ắuma săla*	*ắuma nŭknŭgna*
Brüllaffe (*Mycetes sp.*)	*ŭlíṅŭliṅ*	*ūlŭṅūlŭṅ* (= Stachelschwein nach E. C.)
Pferd	*áras* (engl. „horse")	
Kuh, Rind	*bīp* (engl. „beef")	
Schwein	*kwĕ́rko* (span. „puerco")	
Ferkel	*pík pík*	
Wildschwein (ganz kleine Art, *wări pắuni* im Miskito)	*ṅŭ́lkaṅ săla*	
Puerco espín (Stachelschwein)	*ulŭ́ṅulŭṅ*	
Zorro hediondo (Stinktier)	*samărsa*	*tămársa*
Hase (Conejo)	*tŭkústŭkús*	
Maus, Ratte	*sūk*	*ākáirŭṅ, sūk mrĭmri*
Fledermaus (kleine Art)	*siṅ́rin*	*snáeriṅ*
Vögel:		
Truthuhn	*pĭ́pi*	
Kücken	*ŭ́sru ŭsŭ́k*	*usŭrŭ́ síksík*
Feliz (Tukanart)	*pĭlíspĭlís*	*dăndi pilis*
Guacamayo, Lapa colorada (*Ara sp.*)	*ṅarăk*	*kŭnik ṅarăk săla*
Guacamayo, Lapa verde (*Ara sp.*)	*kŭnŭk*	*kŭrik ṅarăk ṅarĭṅri*
Chocoyo (kleine Papageienart)	*rīs*	*arís*

Digitized by Google

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
Carpintero, Woodpecker (Spechtart)	*kúskrŭn*	
große Vogelart	*pí̆kwa* (Miskito)	
Kolibri	*wístărtăr*	*tītínma*
Ziegenmelker (*Caprimulgus*)	*kúbyaúk*	
Aasgeier (Zopilote, Zonchiche)	*kŭsmulăto*	*kŭsmălătu*
Waldhuhnart (Topknot chick, Cocoleca, Poponé)	*ŭkŭtinkŭtin*	
Reptilien:		
Toboba, Tomagoff (giftige Schlange)	*ălbŭt bāin*	*ălbŭt yíbin bāin*
Boa, große (*waula tara* der Miskito)	*sírkin tăra*	
Sumpfschildkröte	*sí̆biro*	*săbírū*
Bocatora, Tortuga amarilla (Flußschildkröte)	*păruk*	
Meerschildkröte Caguama, Loggerhead	*āwár*	
Meerschildkröte Pejibaul, black Turtle	*āwár tăra*	
grüner Leguan (*Iguana sp.*)	*sălyuk*	*īsăli*
Kröte	*sŭklin* (Miskito)	*kapŭpū*
Krebsart (Miskito *líban*)	*takáyak*	
,,	*wā́iro* (Miskito)	
,, (Crawfish, Camarón)	*kábis*	
Fische:		
Sägefisch	*tŭbā́ina*	*tăbā́ina*
Róbalo (Flußfisch)	*mŏ́pi*	*mŭ́fi*
Bagre (Flußfisch)	*uláha*	*uála*
Guapote (*Cyprinus sp.*)	*tā́rski*	*tā́rksiki, tā́rkski*
Porpoise, Tonina	*bulám*	
Tuba (Flußfisch)	*tūá*	*sălpăká-ūp*
Moga, Moba (Flußfisch)	*nŭkuna*	
Raya, Sting-ray (Seefisch)	*kíšwa* (Miskito)	
Barbudo, Catfish (See)	*tóŋki*	
Bobo, Mountain mullet (Fluß)	*săliŋ*	
Roncador, Blanco, Drummerfish	*raúkraúk*	
Rucruc (kleiner Seefisch)	*rŭkrŭk* (Miskito)	
Dorado, Pispis	*pĭspĭs* (Miskito)	
Niedere Tiere:		
Ameise (rote Guerreadora-Art)	*syut*	
Skorpion	*túlmŭkăs*	*tŭ́lmakas*

Digitized by Google

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
Schnake (Zancudo)	*mŭyúk*	
Jejen (kleine Schnakenart)	*sírsĭrĭ*	*sărsari*
Wurm (zum Fischen, *síka* im Miskito)	*bíro*	
Muschelart (*ăhi* im Miskito)	*sruṅ*	
Muschelart (Cockle)	*kăkel* (engl. „cockle")	
Pflanzen:		
Ast (eines Baumes)	*măkăs*	*kakăt*
Wurzel	*úlis*	*ikít*
Wurzel (über dem Boden), Spur, Gamba	*kīt*	
Samen	*ūp*	*yăăt arára*
Kaffee	*kópi* (engl. „coffee")	
Chicha (aus gekeimtem Mais)	*wăsak*, *wăsbīlo*	
Atol (Maisbrei)	*áırī* (*aı* „Mais")	*áıri* („Suppe")
Name, Yam (*Dioscorea sp.*)	*tūkwáup*	
Baumwolle	*sŭsăṅās*	
Bohne	*ṅuskūp*	
Gramalote (Grasart)	*krīk*	
Caña de suita (*Geonoma*)	*pŭkŭm*	*sáliṅ ŭrmŭt*
Chilamate, Matapalo (*Ficus sp.*)	*tŭt*	*klís, klís tatára*
Sulakra	*skwálup* (auch Name einer kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, nicht weit von Rama-Key).	
San Juan, Yemery	*kŭtklŭ*	
Guanacaste (*Enterolobium sp.*)	*tŭburus* (Miskito)	
Guayabillo, Mountain Guava	*pūān*	
Jobo, Hogplum (*Spondias lutea*)	*păsmuk*	
Samwood, Laurel (*Cordia sp.*)	*múlka*	
Achote, Arnotto (*Bixa orellana*)	*alyúp*	
Cedro macho (*Guarea sp.*)	*sān*	*sába*
Cortés, Lignum vitae	*áŭka*	
Dogbutter tree	*swíniṅ*	
Ritenleaf (Palmenart)	*plăṅka*	
Adjektiva:		
arm	*ŭmpíra* (Miskito)	
barmherzig, freigebig	*kyup plŭma* „weißes Herz"	
billig	*táṅa-tăma*	
breit	*psŭt tăra*	
fern	*raṅáık*	*náerbik*
feige	*kănsat*	
fett	*yŭpsī-kalba*	

Digitized by Google

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
geizig	*kyup párṅa* „schwarzes Herz"	
groß	*tắra*	*tatắra* (= Pluralform)
grün	*tắkba*	*nrĩnrĩnma*
häßlich	*kōíma*	
kurz	*tắkúkama*	
niedrig, seicht (Wasser)	*tísaṅa*	*sī ắlsaki*
scharf, spitz	*síkalba*	*sĩk-ubiṅ, sĩk-ŭa*
salzig, gesalzt	*taúli*	
schmal	*psắt tískama*	
schwach	*sisírka, sisírkaba*	
stark, kräftig	*ṅắlma*	*krắk, k-rắk*
tapfer	*kyup ṅắlma* „starkes Herz"	

Verben, Adverbia, usw.:

drüben	*nikísba*	
Fieber haben	*saíṅkuṅ*	
jener	*nāiṅ*	
jemand	*kaúliṅ*	
niemand	*kaúliṅ-ma, mahalíṅ*	*ắr ūmắlíṅ*
niemand kommt	*kaúlin yắna sĩk*	
was?	*nī, nīsaṅ*	*yắkắla, yắkắl*
welcher?	*narắma*	*kāiṅ*
wer?	*tắ-kal*	
wer kommt?	*tā síki*	
braten	*kanĩsi*	
heute	*nĩkím*	*nắkím*
krank sein	*nās ápsiṅ kwắkri* „ich bin krank"	*ắlmắlíni*
losmachen, befreien	*ắpis*	
schreien, weinen	*páuni, ipaúni*	
waschen (Kleider), spülen	*sắki*	
schlagen, klopfen	*kāírĩsi*	*iṅrĩni*

Literatur-Verzeichnis.

Die Literatur über die Rama ist äußerst dürftig; die große Mehrzahl der unten erwähnten Autoren beschränken sich auf ganz kurze Bemerkungen. Eine Ausnahme bildet jedoch Lehmann, der sich hauptsächlich mit der Sprache der Rama beschäftigt, daneben aber auch wertvolle historische und ethnographische Einzelheiten mitteilt. Von den anderen Autoren, die uns wertvolle, wenn auch kurze, originelle Angaben hinterlassen haben, sind vor allem Bell, Berendt, Bovallius, Collinson, Heath, Jürgensen, Roberts, Siebörger (Brinton), Schultz und Wickham zu nennen. Besonders erwähnt werden müssen ebenfalls Bancroft, Brinton, Joyce, Rivet, Sapper, Schneider, Squier, Thomas und Swanton, die wohl die Rama nicht aus eigener Anschauung kannten, sondern sich ausschließlich auf das bereits veröffentlichte Material stützen konnten. Folgendes ist ein Versuch, eine vollständige Bibliographie der Rama-Indianer anzulegen.

Digitized by Google

Bancroft, Hubert Howe, *The Native Races of the Pacific States of North America.* New York und London 1875. (Kurze Angaben in Bd. I, S. 713—714, 746, 793—795; Bd. III, S. 783; Karte I, S. 684—685.)

Bard, Samuel A. (Pseudonym von E. G. Squier), *Waikna or Adventures on the Mosquito Shore.* New York und London 1855 (S. 76—77 ohne Wert).

Barnett, Capt. E., *The West India Pilot.* vol. I, London 1861.
(S. 252 einige Angaben, die Roberts entnommen sind. Dasselbe wird auch in späteren Ausgaben dieses Werkes wiederholt. Vgl. VIII. Ausgabe, London, vol. I, 1920, S. 226.)

Barrueta, Fray Manuel de, *Relacion sobre las Missiones en Mosquitia* (ap. García Peláez, „*Memorias para la Historia del antiguo Reino de Guatemala*". Guatemala 1851—1852).
(Vol. III, S. 154 kurze Erwähnung der Rama von Monkey Point.)

Bell, Charles Napier (1), *Remarks on the Mosquito Territory; its Climate, People, Productions* usw. Journal of the Royal Geographical Society. London, vol. XXXII, 1862.
(S. 242, 259.)

— (2), *Tangweera: Life and Adventures among Gentle Savages.* London 1899.
(S. 3, 18, 72.)

Berendt, Carl Hermann (1), *Zur Ethnologie von Nicaragua.* Correspondenz-Blatt d. deutsch. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heidelberg, Nr. 9, Sept. 1874.
(S. 72, 1. Vgl. auch „*Dr. Berendts linguistische Forschungen in Central-Amerika*". Ausland. Stuttgart 1874, Bd. 47, Nr. 45, S. 885, 1.)

— (2), *Zur Ethnologie von Nicaragua.* Ibid. 1875, Nr. 6.
(S. 46—47. Vgl. „*Zur Ethnologie Nicaraguas*". Ausland. Stuttgart, Bd. 48, Nr. 36, 1875, S. 722—723.)

Beuchat, H. und Rivet, P., *Affinités des Langues du Sud de la Colombie et du Nord de l'Equateur.* Le Muséon. Louvain, Vol. XI, N. S., 1910.
(S. 148 und 198 ganz kurz über die linguistische Stellung der Rama.)

Bovallius, Carl (1), *Nicaraguan Antiquities.* Stockholm 1886.
(S. 3 Rama und Melchora kurz erwähnt.)

— (2), *Resa i Central-Amerika (1881—1883).* Upsala 1887.
(Rama II, S. 306; Melchora II, S. 311.)

Boyle, Frederick, *A Ride across a Continent.* London 1868.
(I, S. 287, 297, ohne Wert.)

Brindeau, Auguste, *Histoire de la Mission Morave à la Côte des Mosquitos (Nicaragua) de 1849 à 1921.* Straßburg 1922.
(S. 48—53 über die Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)

Brinton, Daniel G. (1), *Vocabularies from the Musquito Coast.* Proceedings Amer. Philos. Soc. Philadelphia, vol. XXIX, No. 135, 1891.
(S. 1—3 kurzes Rama Vokabular von Siebörger aufgenommen.)

— (2), *The American Race.* New York 1891. II. Ausgabe: New York 1901.
(S. 163, 366—368 wie oben.)

Byam, George, *Wild Life in the Interior of Central America.* London 1849.
(S. 247—250 einige irreführende Angaben über die Rama oder Melchora vom Rio San Juan.)

Cohen, Marcel (s. P. Rivet).

Collinson, John (1), *Explorations in Central America, accompanied by Surveys and Levels from Lake Nicaragua to the Atlantic Ocean.* Proc. Royal Geogr. Soc. London, vol. XII, 1868.
(Kurze Angaben S. 38—41.)

— (2), *The Indians of the Mosquito Territory.* Memoirs of the Anthropological Society of London. London, vol. III, 1870.
(S. 150—151.)

Cooper, Enrique, *Informe sobre el camino a Matina y la Costa del Norte (1838).* San José de Costa Rica. 2. Ausgabe, 1896.
(S. 9 über Rama-Indianer in Costa Rica.)

Cuervo, A. B. (s. Vargas).

Deniker, J., *Les Races et les Peuples de la Terre.* II. Auflage. Paris. 1926.
(S. 661 ganz kurz nach Lehmann.)

Fernández, León, *Colección de Documentos para la Historia de Costa Rica.* 10 Bände. San José de Costa Rica, später Paris, dann Barcelona, 1881—1907.
(Enthält einige Berichte aus der Kolonialzeit über das Gebiet der Rama.)

Fernández y González, Francisco, *Los Lenguajes hablados por los Indígenas del Norte y Centro de América.* Ateneo de Madrid. Madrid 1893.
(S. 95—96 kurze Bemerkungen und Proben ohne Wert.)

Frantzius, Dr. Alexander von, *Über die Eingeborenen Costaricas.* Archiv für Anthropologie. Braunschweig. Bd. IV. 1870.

Digitized by Google

(S. 102, 106 über Ähnlichkeit der Rama mit den Stämmen von Costa Rica, zumal den Guatuso.)

Friederichsen, Luis, *Carta Geográfica de la República de Costa Rica (Centro América)*. Hamburg 1876. 1 : 500000.
(Verzeichnet Rama-Indianer am Mittellauf des Rio Sarapiqui, etwas oberhalb der Mündung des Toro Amarillo.)

García Peláez (s. Barrueta).

Gatschet, Albert Samuel, *Central-Amerikas Sprachstämme und Dialekte*. Globus. Braunschweig, Bd. 77, 1900.
(S. 88, 90.)

Harrower, David F., *Rama, Mosquito and Sumu, of Nicaragua*. Indian Notes. Vol. II, No. 1, Januar 1925. Museum of the American Indian, Heye Foundation. New York.
(S. 44—45 über die Bewohner von Rama-Key.)

Heath, G. R., *Notes on Miskuto Grammar and on other Indian Languages of Eastern Nicaragua*. American Anthropologist. Lancaster, Pa., vol. XV, 1913.
(S. 49, 50, 53—57.)

Horsford, Eben Norton, *Origin of the name America*. IX. Congreso Internacional de Americanistas, Huelva (1892). Madrid 1894.
(S. 159 erwähnt ganz kurz die Melchora am Rio San Juan.)

Joyce, Thomas, A., *Central American and West Indian Archaeology*. New York 1916.
(S. 8, 17, 28, 29, 34, 36, 41, 48, 49, 71, 94, 127, 259 hauptsächlich über die von Kolumbus erwähnte Ortschaft Cariay, deren Bewohner zu den Rama gerechnet werden.)

Jürgensen, Jens Paul, und Schneider, H. G., *Rama Key. Aufzeichnungen des Missionars J. P. Jürgensen, überarbeitet von H. G. Schneider*. Herrnhut 1884. 8°. 62 pp. II. Auflage, Niesky 1891. III. Auflage, Niesky 1896. Französische Übersetzung von Pfarrer H. Reichel, „*Souvenir de J. P. Jürgensen, missionaire de l'Eglise des Frères dans l'île de Rama*". Journal de l'Unité des Frères. Neuchâtel 1887, S. 299—312, 339—351, 363—378; 1888, S. 18—26.
(Jürgensen, ein Däne, ist während der Jahre 1853—1878 an der Moskitoküste und speziell auf Rama-Key tätig gewesen; in diesem Werke berichtet er über seine dortige Tätigkeit.)

Lehmann, Dr. Walter (1), *Reiseberichte aus Managua*. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 41. Jahrgang, 1909.
(S. 536.)

— (2), *Ergebnisse einer Forschungsreise in Mittelamerika und Mexiko*. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 42. Jahrgang, 1910.
(S. 710—713.)

— (3), *Vokabular der Rama-Sprache nebst grammatischem Abriß*. Abhandlungen der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische und historische Klasse. XXVIII. Band, 2. Abhandlung. München 1914. 4°. 124 S.
(Einleitung, Geschichtliches, Bibliographie S. 1—10, Phonetik S. 10—12, Grammatik S. 12—19, Vokabular Rama-Deutsch S. 20—103, Index zu diesem Vokabular S. 103—124. Vgl. auch Eduard Seler in Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1914, S. 544—545.)

— (4), *Zentral-Amerika. Teil I. Die Sprachen Zentral-Amerikas in ihren Beziehungen zueinander sowie zu Süd-Amerika und Mexiko*. Berlin, Band I, 1920
(S. 416—461. Geschichtliches S. 416—420, Phonetik und Grammatik S. 420—426, Vokabular Deutsch-Rama S. 426—457, Verwandtschaft des Rama mit dem Guatuso S. 457—461.)

Levy, Paul (1), *Notes ethnologiques et anthropologiques sur le Nicaragua*. Bulletin de la Société de Géographie de Paris. Paris, Juli 1871. Also Separat. 48 S.
(S. 36, 38 einige kurze Angaben.)

— (2), *Notas geográficas y económicas sobre la República de Nicaragua*. Paris 1873.
(S. 117, 255—256 ganz kurz.)

Long, Edward, *The History of Jamaica or General Survey of the Antient (sic) and modern state of that island*. London 1774.
(Vol. I, S. 320, 322—323 über Raubzüge der Miskito in das Rama-Gebiet von Punta Gorda.)

Lothrop, Samuel Kirkland, *Pottery of Costa Rica and Nicaragua*. Vol. VIII. Contributions from the Museum of the American Indian, Heye Foundation. New York 1926.
(Vol. I, S. 17.)

Meillet, A. (s. P. Rivet).

S. P. O. [Oliver, S. Parfield], *Rambles of a Gunner. Through Nicaragua. January to June, 1867*. London 1879.

Digitized by Google

(S. 49—50, 52 genau wie bei Collinson in „Proc. Royal Geogr. Soc. London".)

Pector, Désiré (1), *Indication approximative de vestiges laissés par les populations précolombiennes du Nicaragua.* Archives de la Société Américaine de France. Paris, Sept. 1888, vol. VI, partie 4.
(S. 108 ganz kurz.)

— (2), *Etude économique sur la République du Nicaragua.* Bulletin de la Société de Géographie Neuchâteloise. Neuchâtel 1893.
(S. 111—112.)

— (3), *Notes sur l'Américanisme et quelques unes de ses Lacunes.* Paris 1900.
(S. 80 ohne Wert.)

Peralta, Manuel de (1), *Costa Rica, Nicaragua y Panama en el siglo XVI (1552—1610).* Madrid und Paris 1883.

— (2), *Costa Rica y Costa de Mosquitos.* Madrid und Paris 1898.
(Beide Werke enthalten einige spärliche Berichte über das Gebiet der Rama aus der Kolonialzeit.)

Pim, Captain Bedford (1), *The Gate of the Pacific.* London 1863.
(S. 79, 80, 264, 305, 328—329, 348.)

— (2), *Dottings on the roadside in Panama, Nicaragua and Mosquito.* London 1869.
(S. 305. 278—280 hauptsächlich über die Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)

Pinart, Alphonse L., *Notes sur les tribus indiennes de famille Guarano-Guaymies de l'isthme de Panama et de du Centre-Amérique.* Chartres 1900.
(S. 7, 18 ohne Wert.)

Pittier, H., *Numeral Systems of the Costa Rican Indians.* American Anthropologist. Columbus, Ohio, vol. VI, 1904.
(S. 455—457 über Verwandtschaft von Rama mit den Sprachen von Costa Rica.)

Reclus, Elisée, *Nouvelle Géographie Universelle.* Band XVII. Paris 1891.
(S. 511 erwähnt die Rama am Rio Mico, die angeblich sehr wild sind, ferner die Laman und Melchora. Auf seiner Karte verzeichnet Reclus die Laman jedoch im Quellgebiet des Rio Prinzapolca.)

Reichel, H. (s. Jürgensen.)

Rivet, P. (1) s. Beuchat.

— (2), *Les familles linguistiques du nord-ouest de l'Amérique du Sud.* L'année Linguistique. Paris, Band IV, (1908—1910), 1911.
(S. 120, 123 Rama ganz kurz erwähnt.)

— (3), *La Langue Tunebo,* Journal de la Société des Américanistes de Paris. Paris, vol. XVI, N. S., 1924.
(S. 25—56 über Verwandtschaft von Tunebo mit Rama, zumal S. 38.)

— (4), *Langues Américaines.* Les Langues du Monde par un groupe de Linguistes sous la direction de A. Meillet et Marcel Cohen. Paris 1924.
(S. 682—683 wird Rama mit Melchora zur Chibcha-Aruak-Gruppe der Chibcha-Sprachfamilie gerechnet, wie in „La Langue Tunebo".)

Roberts, Orlando W., *Narrative of Voyages and Excursions on the East Coast and in the Interior of Central America.* Edinburgh 1827.
(53, 71, 98, 100, 103.)

Sapper, Dr. Karl (1), *Beiträge zur Ethnographie des südlichen Mittelamerika.* Petermanns Mitteilungen. Gotha, Band 47, 1901.
(S. 32r.)

— (2), *Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika.* Archiv für Anthropologie. Braunschweig, XXXI, N. F. Bd. III, 1904.
(S. 6r.)

Schmidt S. V. D., P. W. (1), *Die Stellung des Genitivs in den südamerikanischen Sprachen und ihre Bedeutung für den Sprachaufbau.* Congrès International des Américanistes. 21. Tagung. 2. Teil. (Göteburg 1924.) Göteburg 1925.
(Über Rama-Sprache S. 334—335, 340, 342.)

— (2), *Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde.* Mit einem Atlas von 14 Karten in Lithographie. Heidelberg 1926.
(Über die Rama-Sprache nach Lehmann S. 211, 212, 213, 293, 305, 368, 408, 409, 448, 452.)

Schneider, H. G. (1) s. Jürgensen.

— (2), *Moskito. Zur Erinnerung an die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittel-Amerika.* Herrnhut 1899.
(1. Teil, S. 5, 30, 82—85, 102 über die Mission auf Rama-Key.)

Schuller, Rudolf, *Las Lenguas indígenas de Centro América con especial referencia a los idiomas aborígenes de Costa Rica.* San José de Costa Rica. 1928.
(Auf S. 35—40 verzeichnet Schuller eine lange Wortliste nach Lehmanns Aufnahme, bei welcher er angeblich enge Beziehungen zu den Maya-Quiché und Karib-Arawak Sprachfamilien festgestellt hat.)

Digitized by Google

Schultz, Adolphe H., *Anthropological Studies on Nicaraguan Indians.* American Journal of Physical Anthropology. Geneva, N. Y., vol. IX, No. 1, 1926. (S. 65–80.)

Senft, E. A., *Les Missions Moraves actuellement existantes chez les Peuples Païens.* Neuchâtel 1890.
(S. 281–283, 290, 295 über Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)

Siebörger, Wilhelm s. D. G. Brinton.

Sonnenstern, Maximiliano de, *Mapa de la República de Nicaragua.* Levantado por orden de su Exª el Presidente Capª General Martinez 1863.
(Verzeichnet Rama-Indianer am Oberlauf eines unbenannten nördlichen Nebenflusses des unteren Rio Punta Gorda oder Rio Rama.)

Squier, Ephraim George (1), *Nicaragua: Its People, Scenery usw.* New York und London 1852.
(Vol. I, S. 105–106; vol. II, S. 308, 312.)

— (2). *Notes on Central America; particulary the States of Honduras and San Salvador.* New York 1855.
(Rama: S. 214, 366; Melchora: S. 366–367 nach Byam.)

— (3), *The States of Central America.* New York 1858.
(S. 53, 655, 659 über Rama; S. 659 über Melchora. Vgl. auch Deutsche Auflage „*Die Staaten von Central-Amerika*". Leipzig 1865, S. 230.)

— (4), *Honduras. Descriptive, Historical and Statistical.* London 1870.
(Wie in „*Notes on Central America*". Vgl. auch Spanische Auflage „*Honduras. Descripción histórica, geográfica y estadística de esta República de la América Central*". Edición corregida y anotada por J. M. C. [Juan María Cuéllar] Tegucigalpa 1908, S. 399–400.)

Stout, Peter F., *Nicaragua, Past, Present and Future.* Philadelphia 1859.
(S. 113 Melchora kurz erwähnt.)

Strangeways, Thomas, *Sketch of the Mosquito Shore, including the Territory of Poyais.* Edinburgh 1822.
(S. 30–31 ganz kurz.)

Swanton, John R. s. Cyrus Thomas.

Thomas, Cyrus, und Swanton, John R., *Indian Languages of Mexico and Central America and their geographical Distribution.* Bulletin 44 of the Bureau of American Ethnology. Smithsonian Institution. Washington 1911.
(S. 80, 87, 96.)

Thomas, Cyrus, *Numeral Systems of Mexico and Central America.* 19th Annual Report of the Bureau of American Ethnology (1897–1898). Washington, Teil II, 1900.
(S. 918 erwähnt nur die Numeralien von 1–5 nach Brinton.)

Vargas, Francisco Javier de, *Reconocimiento de la Costa de Mosquitos y Establecimientos Ingleses en ella.* Manuskript datiert Cartagena (Kolumbien) 10. 5. 1777 (ap. A. B. Cuervo, „*Colección de Documentos inéditos sobre la Geografía y la Historia de Colombia*". Bogotá, vol. I, 1891).
(S. 439 erwähnt die „Aramas"-Indianer.)

Waitz, Dr. Theodor, *Anthropologie der Naturvölker.* Leipzig, 1862. (Bd. I. S. 289 ganz kurz.)

Wickham, Henry Alexander, *Rough Notes of a Journey through the Wilderness. Part. II: A Journey among the Woolwa or Soumoo and Moskito Indians of Central America.* London 1872.
(S. 280–281 über Rama-Key.)

Anfänge und Unterschiede des Flechtens und Webens und Besprechung einiger alter Webstühle.

Von

Augustin Krämer.

Das Flechten muß bei den Naturvölkern in den Tropen schon sehr früh geübt worden sein, weil das Material dazu augenfällig und handgreiflich vorhanden war, nämlich die Blätter des Pandanus[1]) und die Wedel der Kokospalme; dies gilt vornehmlich für das indo-malaiische Gebiet.

[1]) Wichtigstes Flechtblatt im indo-malaiischen Gebiet, nicht erwähnt bei Flechtstoffen in Leunis Synopsis d. Pflanzenkunde 1883, Bd. 1 S. 857. In Afrika sind es nur Palmen: Raphia, Fächer- und Dum-Hyphaenapalme, in Amerika Attalea-Pissava u. w., s. Ankermann Z. f. E. Bd. 37, 1905, S. 62.

Digitized by Google

das man als das frühbevölkertste auf der Erde annehmen darf. Der Drang nach rollbaren Flächen zum Liegen (Schlafmatten), zur Einhüllung, zum Einpacken, Abschotten, Tragen usw. setzte die Ausübung des Flechtens durch. Aber auch das Einflechten zerbrechlicher Gegenstände, besonders mit Rotang und Bambus, die Herstellung von Behältern wurde als vorteilhaft erkannt. In den hohen Breiten war diese Erfüllung nicht möglich, weil es an Stoff zum Flechten fehlte; eigentlich nur die Linden[1]), Ulmen[2]) und Weiden lieferten in Europa einen flächenhaften Bast, der aber erst mühsam hergestellt werden mußte. Eiche, Birke, Erle, Pappel usw. liefern ferner Bast, aber doch recht mangelhaften. Auch Stroh, Binsen und zuletzt Flachs gaben schlechte Matten. Gute Schutzkleidung gewährten dagegen die Felle der Jagdtiere, die denn auch in der gemäßigten und kalten Zone zweifellos als Kleider und zum Lager, für Taschen usw. vorzüglich geeignet waren; aber gebraucht wurden sie nur, wo Ersatzstoffe fehlten. Das Leder ist kein angenehmer Kleidungsstoff und wird besonders in den Tropen auch da fast allenthalben wegen des Geruches und der Sprödigkeit abgelehnt, wo jagdbares Wild reichlich vorhanden ist; wo an Wild ein Mangel ist, wie auf den Inselgebieten, muß zum Schutze des Körpers sowieso ein Ersatz gesucht werden, den eben in den Tropen die Pflanzenstoffe liefern. Hier kann also die Fellkleidung nicht die ältere sein, wie L. Frobenius es für die Neger in Anspruch nimmt[3]), bei denen mir aber auch diese Annahme bedenklich erscheint.

Wie man auf das Flechten kam, dafür gibt es viele Erklärungen, z. B. wenn man die Hände kreuzt, oder wenn man einen Menschen sich vorstellt, der bei Regen und Wind und der damit verbundenen Abkühlung sich mit langen und schmalen Blättern oder Zweigen behängt, die er bei andauerndem ungüstigen Witterungseinfluß instinktiv zu verflechten versuchen wird. Außerdem verweise ich auf die von den meisten Tropenreisenden gemachte Erfahrung, daß wenn man zwei fischgrätenähnlich gestaltete Kokoswedel gegenteilig aufeinanderlegt, so daß die Fiederblätter sich kreuzen, daß dann beinahe von selbst ein Geflecht entsteht oder wenigstens die Verlockung, ein solches zu machen. Besonders eindringlich zeigt sich dies, wenn man einen Wedelstiel in zwei Hälften teilt und dann die eine verkehrt auf die andere legt (Blattansatz auf Spitze usw.); so werden in der Tat von den Eingeborenen schnellstens Tragkörbe für Essen, Früchte usw. hergestellt.

Ein Geflecht, das zur Weberei überleitet, wie die Korbflechterei (Lippert), entsteht bekanntermaßen primär dadurch, daß man Pfosten in einer Reihe dicht nebeneinander in den Boden versenkt, um eine Schutzwand, einen Zaun, herzustellen. Die Ausfüllung der Zwischenräume geschieht wie von selbst durch quer hindurchgebogene, wellernde Reiser, das erste unten von vorn, das zweite von hinten sich durchwindend oder: man will nebeneinanderliegende Stäbe in ihrer Lage und Richtung erhalten wie bei den Rolladen, was am einfachsten schon durch wenige (ca. 3) einmalige Doppelfäden oder Doppelwellerungen, genauer ausgedrückt durch zwei kardeelig gezwirnte Stränge erreicht wird (Mason: twined work). So sind die Siebmatten der Bakairi und die Hängematten der Auetö hergestellt[4]), die Matten der Andamanesen usw.

[1]) L. Pfeiffer berichtet in seinem Buch „Die steinzeitliche Technik" (Jena 1912 S. 245), daß um 1900 in Nishni-Nowgorod 10 Millionen Bastmatten aus 1 Million Linden hergestellt wurden. Der Bast besteht aus 12 Schichten.

[2]) Die Verwendung des Bastes von Ulmus montana und campestris bei den Ainu-Japan schildert H. Ling Roth, Studies in primitive looms 1918 S. 9.

[3]) S. Int. Arch. Eg. Bd. 7 S. 17.

[4]) Max Schmidt, Indianerstudien in Zentral-Brasilien 1905, S. 228, 230, 366, 368, 369.

Digitized by Google

Die südafrikanischen Worfel- oder Schaufelmatten sind in dieser Zweckrichtung geflochten: an zwei gegenüberliegenden Seiten der viereckigen Fläche sind hier zwei Stäbe angebracht, zur Versteifung und für die beiden Hände, wie wenn ein Taschentuch zwischen zwei parallele Stäbe gespannt ist (wie Tragbahre usw.). Dies trifft um so mehr bei vierseitigem Rahmen zu, obwohl das Flechtwerk in diesen auch diagonal sein kann (Z. f. E. 1904 XXXVI S. 501 und 502). Gehören solche Erzeugnisse noch zur Flechterei oder schon zur Weberei? Um in der Unterscheidung von Flechtereien und Webereien klar zu sehen, ist es nötig, die Unterschiede zwischen beiden darzulegen[1]).

Was bislang hierüber veröffentlicht ist, erscheint durchaus ungenügend, da meist nur vereinzelte Unterschiede angegeben werden; auch sind einige Auffassungen irrig. Eine der bekanntesten Veröffentlichungen, von Dr. Hugo Ephraim, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas"[2]) verkündet im Anschluß an Jannasch[3]): „Die mechanische Fachbildung ist das Charakteristikum der Weberei gegenüber der Flechterei." Dies ist richtig, aber es sollte statt das ein Charakteristikum heißen. Überdies entstehen viele einfache Gewebe so, daß mit der Hand oder mit einer Nadel, wie beim Flechten, der Faden eingezogen wird; v. Kimakowicz-Winnicki[4]) sagt, daß dieser Ephraimsche Satz keine Berechtigung hat, da damit ein Teil typischer Gewebe aus der Webetechnik ausscheidet. Es wird sich unten zeigen, daß er hierin Unrecht hat. Ähnlich sagt J. Lehmann in der kleinen Abhandlung „Ein seltenes Gewebe aus Alt-Peru, zugleich eine Einführung in die Technik des Webens"[5]): „Die Weberei beginnt also mit der doppelten Fachbildung."

Dabei ist das richtige gemeint, aber nicht genau genug bestimmt, da auch beim Flechten die zwei Fächer vorhanden sind.

J. A. Loeber jr. hat in seiner Arbeit „Het Weven in Nederlandsch-Indie"[6]) S. 5 ausgeführt: Beim Flechten fügt man als Einschlag stets neue Streifen ein, beim Weben ist ein durchlaufendes Garn nötig. — Auch das ist ein Charakteristikum.

v. Kimakowicz meint, beim Flechten komme nur eine Gruppe von Fäden(!) — die Kette — in Verwendung, beim Weben zwei Gruppen von Stoffeinheiten, die Kette und der Einschlag. Es ist hier das richtige gemeint, aber beim Flechten von Fäden und Kette zu sprechen, ist ganz irreführend.

Tylor hat den Unterschied zwischen geflochtenem und gewebtem Zeug darin gesehen, daß beim Weben keine Streifen, sondern Fäden verwendet werden.

Auch dies ist eines der Kennzeichen, dem noch hinzuzufügen ist, daß die Streifen in der Regel diagonal, die Fäden gerade liegen.

Aus den Äußerungen geht hervor, daß die erwähnten Autoren meist nur einen, höchstens aber zwei Unterschiede zwischen Flechten (F) und

[1]) Heierli sagt in seiner Arbeit über die Anfänge der Weberei (Anzeiger der schweiz. Altertumskunde 1887, 20. Jahrgang S. 425): „Geflechte und Gewebe können einander so gleichen, daß es schwer hält, oder unmöglich ist, das eine vom andern zu unterscheiden!"

[2]) Leipzig Mitt. Mus. Völk. Bd. I, 1, 1905.

[3]) Z. f. E. Bd. 20, 1888 Verh. S. 91: „durch eine mechanische Vorrichtung wird eine größere Zahl von Kettenfäden behufs einer Fachbildung in Bewegung gesetzt."

[4]) Spinn- und Webewerkzeuge, Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas, Mannus-Bibliothek Nr. 2, 1911, S. 33.

[5]) Städt. Völkermus., Frankfurt am Main, Erläuterungsheft zu den Sammlungen 3, 1920.

[6]) Bulletin v. h. Kolonial Museum te Haarlem Nr. 29, 1903.

Digitized by Google

Weben (W) erwähnt haben; und doch sind es fünf, die ich feststellen möchte:

1. F. Streifen, platt und kurz; W. Faden, rund und sehr lang (endlos).

Der Streifen ist bandartig, aus dem meist schwertförmigen Blatt abgespalten (Pandanus, Palmblätter usw.). Er kann beliebig breit oder schmal sein, muß aber immer noch ein Band sein, nicht rund wie das Garn. Die feinen Arbeiten von Madagaskar, Indonesien, von den Kisiba und Bukoba in Ostafrika[1]) usw. sind deshalb immer noch Geflechte. Mit Streifen kann man flechten, wenn sie fein sind, auch weben (z. B. Trukmatten), aber mit Fäden kann man nicht flechten, man müßte sie schon steif machen. Wenn in dem Büchlein Korb-Flechten von J. Blas und R. Hotz[2]) stets von Fäden und Staken (= Schuß und Kette) die Rede ist, so geschieht es offenbar, weil in der Hauptsache das oft fadenartig dünne Peddigrohr (aus Rotang abgespalten) als Schuß zur Verwendung kommt; es wäre richtiger gewesen, hier statt Faden ein anderes Wort (Gerte, Rute, Strang, Schnur) zu wählen.

J. Lehmann spricht in der Arbeit „Flechtwerk aus dem Malayischen Archipel" (Frankfurt-Main 1912) bei Schnüren, Bändern usw. von Geflechtsträngen, z. B. achtsträngige Rundschnur; sonst „Streifen". Was die Länge betrifft, so sind die Streifen naturgemäß immer begrenzt, die gedrehten Fäden sind aber theoretisch endlos; in gleichmäßigem beiderseitigem Umschlag um die Seiten bildet der Schußfaden die Webekante oder Salkante, Salleiste (Johl[3]) S. 7), die beiderseits eine Art Ersatz für die fehlenden Seitenrahmenleisten bildet.

2. F. Die Streifen eines Geflechtes sind immer gleich; W. die Fäden sind nicht immer gleich stark.

Für eine gute Flechtarbeit ist Gleichartigkeit die Voraussetzung. wie ja die Kokosfiedern alle untereinander gleich sind.

Beim W. bedingt die häufigste und einfachste Leinenbindung auch gleiche Fäden; aber die Wirkung all der verschiedenen Stoffe wird. zum Teil durch verschiedene Dicke von Schuß und Kette bewirkt, wie z. B. beim Rips, der ja deshalb einen so schönen Faltenwurf geben kann.

3. F. Streifen diagonal, schräg zum Rande, W.: Fäden gerade, senkrecht zum Rande liegend.

Der Kokoswedel hat schon gezeigt, daß das Flechten in der Diagonale am handlichsten ist; so ist es leichte Arbeit. Es gibt aber auch Geflechte mit senkrecht liegenden Streifen, von denen einige oben schon erwähnt wurden. Ein besonders schönes Gegenbeispiel sind die Kleidmatten der Ralik-Rataker; daß deren senkrechte Flechtung durch die Webematten von Kusae veranlaßt sind, vornehmlich wegen Anlage der Schmuckbänder, habe ich in Sarferts Kusae-Monographie, Bd. I, S. 194, schon ausgeführt. Bezeichnend ist, was ich hier hinzufüge, daß der Rand dieser Marshall-Matten nicht frei, sondern mit einer Borte benäht ist, um ihr Halt zu geben; bleibt sie einmal frei, wovon in der Tübinger Sammlung ein Beispiel vorhanden ist, so ist der Rand schwach und franst leicht aus. Beim W. wird durch den endlosen Faden ein fester Weberand gebildet. Der Diagonalstreifen wird am Rande um gelegt (A. Krämer. Palau, Tlbd. 3, S. 154 Abb. 153 c u. e), verläuft dann nach der entgegengesetzten Richtung, wechselt also gewissermaßen vom Schuß zur Kette.

4. F.: Arbeit aus freier Hand, W.: Ramenspannung.

---

[1]) Ipek 1925 S. 34.
[2]) Verlag Otto Maier, Ravensburg.
[3]) s. nächste Anm.

Digitized by Google

Beim Schrägflechten gibt es keine Hilfsmittel, nämlich Latten und Stäbe für die Befestigung des Geflechtes; nur gelegentlich verwendet man eine Nadel zum Durchholen von Zierstreifen usw. Da mit Fäden sehr schwierig zu flechten ist (s. 1), befestigt man sie; man spannt die Kette, die Längsfäden, zwischen zwei Bäumen auf, die festgemacht oder durch Zug gespannt werden. Bei den primitiven Formen des stehenden bzw. hängenden Webstuhles ersetzen beim Fehlen eines unteren Baumes die Gewichte diesen. Es sind also hierbei nur 1 bis 2 Ramenstäbe nötig, während beim Sticken usw. ein vierstäbiger Ramen gebraucht wird; die Längsstäbe vollziehen hier die Spannung.

5. F.: Einzelne Hebung der Fachbildner, W: Summarische Hebung und Senkung durch Litzen- und Trennstab.

Beim F. hebt man mit einer Hand zuerst die ungeraden (1, 3, 5, 7 usw.) Streifen, einen nach dem andern, und legt während des Aufhebens einen Querstreifen hinein; dann macht man es mit den geraden (2, 4, 6) ebenso und zwar hebt man den ersten zuerst, dann den dritten, so daß also die ungeraden nach oben kommen, wie es die Eingeborenen beim Korb- oder Mattenflechten machen (s. A. Krämer Palau, Tlbd. 3, S. 146, Abb. 148a und 152a). Dies ist nicht ganz unwichtig, weil manche Autoren (z. B. Ephraim) die geraden (2, 4) als gehoben annehmen, wodurch beim W. Verwechslungen entstehen können; ich schlage deshalb vor, die gehobenen oberen, ob ungerade oder gerade, vordere oder Trennkettfäden, die unten liegenden dagegen hintere oder Litzenkettfäden zu benennen. Die gehobenen vorderen (ungeraden) bilden nämlich das Trennfach, das natürliche Fach Heierli's[1]); denn es sind wie beim Flechten, so auch beim Weben zwei Fächer immer vorhanden; sie heißen beim Weben das Trenn- und das Litzenfach, und hier ist es schon nötig zu betonen, daß das Vorhandensein des Trennstabes von elementarer Wichtigkeit für W. ist.

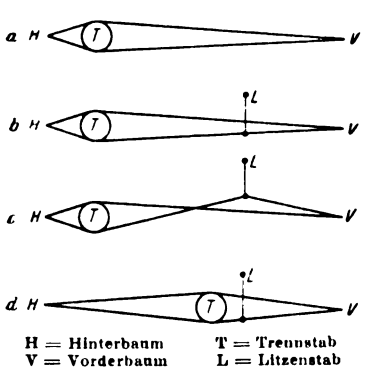


Abb. 1. Lage des Trennstabes.

Um nun ganz klar sein zu können, muß ich bekanntes einen kleinen Weg hin wiederholen. Denn ich muß jetzt feststellen, **wie das Trennfach entsteht!**

Wenn man beliebig viel, sagen wir der Übersichtlichkeit halber 20 Fäden zwischen zwei Bäumen, dem vorderen (V) Baum und dem hinteren (H) Baum[2]) ausgespannt sich denkt, und man hebt die ungeraden (1—19) in die Höhe, wobei ein Baum — meist der vordere — etwas nachgeben muß, so entsteht ein Fach, das sog. Trennfach, wie Ephraim es schon nannte; in dieses legt man, möglichst nahe bei H (Abb. 1a), einen meist runden Stab, den **Trennstab** (T). Will man das zweite Fach machen, dann schlingt man die unteren geraden Fäden 2—20 mit einer Litze[3])

[1]) Mitteilungen der antiquar. Ges. Zürich Bd. XIV 1861—63 S. 22.

[2]) Ephraim S. 5 sagt Brustbaum und Kettbaum, aber letztere Bezeichnung gilt nur für die Parallelke te (s. u.); Brustbaum ist aber beim stehenden Webstuhl nicht zutreffend; daher habe ich längst Vorder- und Hinterbaum gewählt, wie auch C. H. Johl 1924 in Altägyptische Webstühle usw. S. 2 in Band 8 der Unter suchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens.

[3]) **Terminologisch** sollte man an dem Wort Litze (engl. leash, Litzenstab heddle-rod) festhalten, da es vom lateinischen *licia* stammt (s. v. Cohausen Annal. Ver. Nassau. Altertumskd. XV, 1879). Heierli S. 427 nennt das Litzen-

Digitized by Google

an, jede von oben, zwischen 1 und 3, 3 und 5, 5 und 7 usw. hindurchfahrend (Abb. 1b). Durch die oberen Ösen der Litzenschlingungen steckt man dann zur Sicherung einen Stab, den Litzenstab, mit dem man auch die Litzen und mit ihnen die unteren geraden Fäden über die oberen ungeraden emporhebt, um das zweite „künstliche" Litzenfach zu bilden (Abb. 1c). Durch dieses kommt kein Stab, der liegen bleibt; nur das Schwert (s. unten) wird beim Weben eingeführt und aufrecht gestellt[1]), damit der Schützen leicht durchgeschossen werden kann; dann schlägt man den Faden mit demselben Schwert an; darauf wird es wieder entfernt. Nun kommt, wenn man weiterweben will, der wichtigste Handgriff, der für das Verständnis der primitiven Leinenbindung, also des Webens mit den zwei Fächern, von ausschlaggebender Bedeutung ist, die Heranführung des Trennstabs[2]).

Bringt man ihn von H hinweg an die Litzen heran, so werden diese mit ihren geraden Fäden wieder nach unten gezogen, so daß das Trennfach wiederhergestellt ist (Abb. 1d). Diese Lagen des Trennstabes wurden bei Einrichtung bzw. Aufstellung der Webstühle meist übersehen, so daß die Unstimmigkeiten, wie unten zu sehen, meist darauf zurückzuführen sind. Johl kommt seiner Erfassung am nächsten, aber in seinen Diagrammen S. 4, Abb. 3 und 5. bleibt der Trennstab zu weit ab, obwohl er S. 4 unten sagt, daß man bei Bildung des Litzenfaches wegen der Litzen durch Heranschieben und Herunterdrücken des Trennstabes nachhelfen muß (s. unten).

---

geschirr Flügel oder Schaft; aber das letztere Wort ist nur für die Pendelwebstühle in Gebrauch (s. unt.), und Flügel ist wohl ein schweizerischer Lokalismus, in jedem Falle ein zuviel gebrauchtes Wort. Ephraim S. 15 sagt Schlingenstab, it. Johl, M. Schmidt. Schaft engl. shaft ist ein Ramen mit eingespannten Litzenschnüren (Johl: Geschirrahmen S. 5, Abb. 7). v. Cohausen erwähnt auch, daß der „Schützen" bei den Römern *radius* hieß, gibt aber keine Erklärung dazu. Radius bedeutet ein Stängchen oder Stäbchen, und das war wohl der ursprüngliche Schützen auch, wie H. Ling Roth S. 5 gezeigt hat, ebenso wie der menschliche Unterarmknochen. Man könnte auch annehmen, daß der menschliche *radius* annähernd einer Filetnadel gleicht und daß davon der Schützen seinen Namen *radius* bekam; das ist aber weniger wahrscheinlich. Jedenfalls sollte man den Schützen nur „Schiffchen" nennen, wenn er (Ling Roth S. 6) kahnförmige Gestalt hat; Schützen und Schuß (für Einschlag, engl. shot, weft) passen ja vortrefflich zusammen. Kette (engl. warp) ist statt Zettel Werft, Schweif usw. fast allgemein aufgenommen und verständlich. Ganz besonders möchte ich nach Ephraim S. 15 für das Wort Trennstab eintreten, bei Ling Roth shed-stick (shed = Fach), den die Holländer roller nennen (s. J. E. Jasper en Mas Pirngade Weefkunst Haag 1912); aber es wird nicht gerollt, sondern geschoben. Das zeigt sich besonders klar bei den vielgestaltigen Trenngestellen der Ainu (H. Ling Roth S. 12); in Madagaskar sah ich z. B. auch einen viereckigen Trennstab. Die neueren Autoren, so Johl, Max Schmidt u. a. haben das Wort Trennstab aufgenommen (s. auch E. Krämer in „Kusae"). Das Schwert vom lat. spatha sollte schon seiner Gestalt halber beibehalten werden. Das Gatter zum Anschlagen heißt Riet, besser nicht Rietkamm (Johl) oder Kamm (s. Ephraim S. 2); denn mit dem Kamm, der wirklich wie ein Kamm aussieht (s. z. B. Ling Roth S. 134 und Johl Taf. IV Abb. 52), schlägt man z. B. am besten die Knüpfschnüre bei der Teppichweberei an, worauf dann ein Breitschuß aufgesetzt wird. Sitzt das Riet in einem Schwunggestell (Gestell ist gleich Lade), so sagt man Lade für beide (Schlaglade Johl). Endlich das Kreuz und die Kreuzstäbe, die einfach (Spiralkette) oder doppelt (Johl S. 4 BB) vorhanden sein können, daneben der Breithalter (Johl S. 6 Sperrute), der gut beim Olavius-Webstuhl (s. unten) zu sehen ist, ein doppelt gespitzter Stab.

[1]) Bei Johl S. 13 nicht erwähnt.

[2]) Johl S. 4 sagt nach Anhebung des Litzenstabes: „Dieses Fach wird das künstliche Fach genannt. Ließ man den Schlingenstab herab- bzw. zurücksinken, so zeigte sich wieder das natürliche Fach." Ja, muß ich hinzufügen, wenn man den Trennstab herangeholt hat. Richtig ist der Webstuhl von Pachacamac bei Max Schmidt, Z. f. E. Bd. 42, 1910 S. 156. Die nötige Entfernung des Trennstabes wird aber S. 157 nicht erwähnt.

Digitized by Google

Das Liegenlassen des Trennstabes und seine Verschiebung im natürlichen Fach, und die Anbringung des Litzenstabes außerhalb des künstlichen Faches, wie die Litzenschnüre überhaupt, sind die hervorragendsten Anzeichen der Weberei, und gegenüber den vier übrigen Unterschieden zwischen Flechten und Weben so sehr wichtig, daß man alle ohne sie hergestellten Gebilde ohne weiteres zu den Flechtereien verweisen kann. Vor allem ist es das Fehlen des Trennstabes, der nie fehlen darf[1]), während Litzenstab und Litze fehlen können, wie z. B. bei der Bandweberei, bei der die geraden unteren Kettfäden einzeln mit einer Nadel emporgehoben werden müssen, wie es Danneil[2]) beschrieben hat. Der Trennstab also ist es, der unbedingt den Ausschlag gibt. Aber der Trennstab muß doch mit dem Litzenstab vereint gehen, wenn man von einer echten Weberei spricht. Das Fehlen beider entscheidet. Trotzdem sollte man an den erwähnten vier Unterschieden nicht achtlos vorübergehen und nur das als reine Flechtereien bezeichnen, was die fünf Kennzeichen trägt: 1. platte Streifen, 2. Gleichheit dieser, 3. diagonal zum Rand, 4. freie Handarbeit, 5. einzelne Hebung der Streifen. Dasselbe gilt für echte Webeerzeugnisse.

Wie aber die Kennzeichen bald zur einen, bald zur anderen Seite gehören können, zeigt z. B. das Korbgeflecht, der Strahlenkorb[3]) aus Weidenruten. Hier sind die Kennzeichen folgende:

1. Keine Streifen, sondern runde Stränge (W).
2. Die senkrechten Stäbe (Kette) dicker als die wagerechten (Schuß) (W).
3. Gerten gerade zum Rand (W).
4. Arbeit aus freier Hand F.
5. Einzelne Hebung F.

Es stehen also die drei Kennzeichen W. gegen zwei von F., so daß als unser runder Strahlenkorb bei Mehrheitsabstimmung eine Weberei wäre; v. Kimakowicz hat also nicht Unrecht, von Korbweberei zu sprechen; aber das Fehlen von Webegeschirr, insbesondere von Trenn- und Litzenstab gibt den Ausschlag, so daß die Körbe also zu den Flechtereien zu verweisen sind. Jedenfalls gibt es, m. W., keinen richtig gewebten Korb! Ähnlich steht es mit anderen Flechterzeugnissen, auch denen des Knüpfens, Wirkens, Häkelns, Strickens usw., insbesondere auch denen der Band- und Brettchenweberei.

---

[1]) Im Museumsführer von Lübeck S. 31 sagt Karutz von den berberischen Webstühlen in Tunis: „Webstuhl, horizontal gelagert, für die Stoffbahnen, aus denen die Ziegenhaarzelte zusammengenäht werden; bei ihm ist die Hälfte der Fäden durch Schlingen (Litzen Kr.) mit einem Stab verbunden und wird durch diesen gleichzeitig gehoben. Für das zweite Fach (Trennfach Kr.) werden die Fäden einzeln mit dem Finger gehoben, wobei die linke Hand zum besseren Fassen der Fäden die Kette nach unten drückt, derselbe Webstuhl wird auch senkrecht gebraucht (vgl. Photos), für Kleider, Teppiche, Halfamatten; das Suchen der Fäden wird dann durch Hoch- und Niedrigstellen eines Rohrstabes (Trennstab Kr.), der oberhalb des Kreuzes die Fäden auseinanderhält, erleichtert." Danach käme die natürliche Fachbildung ohne Trennstab, neben vorhandenem Litzengeschirr vor. Ich bin aber im Zweifel, ob hier nicht ein Irrtum oder ein Fall wie bei Paur vorliegt, wovon unten noch die Rede ist.

[2]) Curt Danneil, Der Übergang vom Flechten zum Weben usw. — Int. Arch. Ethnogr. Bd. XIV 1901 S. 232; ein Stäbchen wird während des Aufhebens ins künstliche Fach eingeschoben, aufgerichtet wie das Schwert und nach dem Schuß wieder entfernt.

[3]) v. Kimakowicz a. a. O. S. 31 will für „Korbgewebe" oder gar Korbflechterei das Wort „Strahlenweberei" eingeführt sehen; dies ist aber nicht passend, weil die meisten Körbe keine Strahlen haben, z. B. fast alle Körbe der Naturvölker. Dies gilt nur für unsere Weidenrutenkörbe, indonesische (Lehmann Abb. 2, Taf. 5) usw.

Digitized by Google

Deshalb schlage ich vor, alle Flechtereien, die nicht alle fünf Kennzeichen des Flechtens aufweisen können, ebenso die Gewebe, die nicht alle fünf Kennzeichen des Webens besitzen, als Zwischenstufen zu betrachten und als **Flechtwebereien** zusammenzufassen.

Eventuell kann man die Zwischenstufen graduieren; dann ergäbe sich folgendes Schema:

	reine Flechterei	5 F. — Schlafmatten, Körbe[1]).
Flechtweberei	Zwischenstufe a)	4 F. u. 1 W. z. B. viereckiger Streifenkorb: Samoa[2]), Nauru[3]).
	„ b)	3 F. u. 2 W. z. B. südafrikan. Worfelmatte usw., Basuto M. f. V. Berlin.
	„ c)	2 F. u. 3 W. z. B. Strahlenkörbe
	„ d)	1 F. u. 4 W. z. B. Bänder
	echte Gewebe —	5 W. Tücher, Matten, Teppiche usw.; keine Körbe.

Unberührt bleibt von dieser Einteilung die Verzierung, wenn z. B. während des Webens ein farbiger Faden mit der Nadel eingezogen wird, sog. Stickweberei, und dann das Sticken überhaupt. Diese Ornamentik berührt das Thema dieser Arbeit nur sehr wenig, und es ist besser, deshalb völlig von ihr abzusehen.

Die Kette, von der die Rede war, ist eine Parallelkette, wo also jeder Faden einzeln, einer neben dem anderen, parallel läuft. Diese Kette stellt man bei unseren modernen Webstühlen her, weil man die Gewebe oft recht lang machen will; man wickelt jeden einzelnen Faden um einen Baum, den Kettbaum, und kann durch Drehung dieses Baumes die Kette sozusagen beliebig lang machen. Das gewebte Zeug aber wickelt man um den Tuchbaum, der gleichfalls „beliebig viel" durch Drehen aufnehmen kann.

Parallelkette ist also notwendig mit Kett- und Tuchbaum verbunden. Ich habe sie oben hinterer (H) und vorderer (V) Baum genannt, weil dies für alle Fälle paßt; denn der vordere Baum ist eben nur der, an dem der Weber arbeitet, der Brustbaum. Man muß sie aber so bei der Spiralkette nennen, die heute noch, wie in alter Zeit, weit verbreitet über die Erde, im besonderen im asiatisch-ozeanischen Gebiet, hergestellt wird. Dabei läuft der Faden endlos um den V und H-Baum (richtiger eigentlich Brett statt Baum), so daß ein zylindrisches Rohr entsteht, als welches der malaiische Sarong ja bekannt ist. Schneidet man nach Fertigstellung des Gewebes dieses Rohr an der unvollendeten Stelle durch, so hat man eine Matte mit Fransen, die eben nicht länger zu sein braucht, als ihr Zweck es erfordert, als Kleid zu dienen. Während der Sarong deutlich noch die Spiralkette zeigt (vorausgesetzt daß das Rohr nicht durch Zusammennähen entstanden ist), so ist die aus der Spiralkette entstandene Matte nach ihrer Durchschneidung parallelfädig geworden. Sie steht also dann den Erzeugnissen aus den vorgeschrittenen parallelkettigen Webstühlen gleich, technisch wenigstens. Aber das Scheren der Kette ist unter gegebenen Anforderungen bei der Spiralkette doch viel einfacher, weshalb diese bei den Naturvölkern, die mit einer einfachen Lendenkleidung sich begnügen, bis heute unverrückbar sich erhalten hat.

---

[1]) S. z. B. den viereckigen Diagonalflechtereikorb bei Max Schmidt a. a. O. S. 360.

[2]) A. Krämer, Die Samoainseln Bd. 2, S. 284 r. unten.

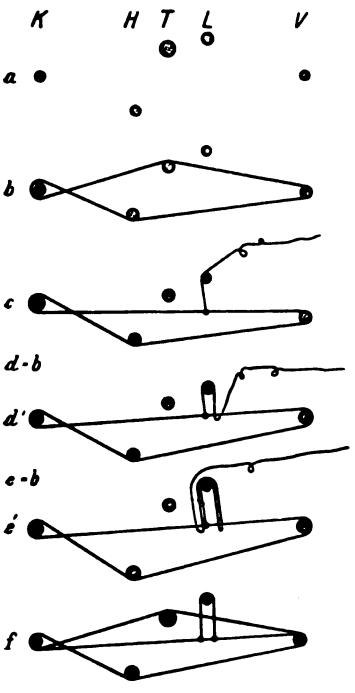
[3]) P. Hambruch, Nauru 2. Hlbd. S. 22.

Digitized by Google

Leider liegen über das Kettescheren wenig Beobachtungen vor[1]), und doch ist es gerade die genaue Kenntnis dieser Vorarbeit, die vor Irrtümern bewahrt und allein ein genaues Verständnis des Webeprozesses ermöglicht.

Wer das Scheren einer Kette nicht kennt und deshalb die Erfahrung von Jahrhunderten sich nicht zunutze machen kann, wird beim Versuch der Herstellung einer Kette rein mechanisch folgende Reihenfolge einhalten:

Erst Spannen der Kette zwischen H. und V-Baum. Wenn er nun die Fächer bilden will, wird er bald sehen, daß die Fäden durcheinander kommen, wenn er nicht jeden einzelnen in seiner Lage festmacht. Er muß also jeden neben dem anderen an einem Stab befestigen, am besten, wie gleich gezeigt werden soll, durch einmalige Umschlingung des Stäbchens. Dieser Stab heißt der Kreuzstab, kurzerhand das Kreuz. Ist diese Sicherung ausgeführt, dann kann die Fachbildung beginnen.



H. T. L. V. siehe Abb. 1, K = Kreuz
a Anordnung der 5 Stäbe (von oben).
b Erster Gang. c Zweiter Gang mit Litzenschnur und so weiter.

Abb. 2. Diagramme des Scherens der Spiralkette.

Erst also die ungeraden Fäden heben, einen nach dem anderen, und den Trennstab einschieben; dann, wie schon angedeutet, die geraden an Litzen schlingen, und diese an den Litzenstab aufhängen. Dann müßte man beim Beginn des Webens zuerst drei dicke Schußstränge einlegen, als Breithalter, um auch an der Seite des V-Baumes eine Sicherung zu haben.

Dies alles, das Kettespannen, das Kreuzeinlegen und die beiden Fachbildungen, würde viel Arbeit machen und in den meisten Fällen gar nicht gelingen, höchstens bei größter Anspannung und Sorgsamkeit. So würde Geduld und Mühe des Versuchenden auf eine harte Probe gestellt werden. In Wirklichkeit ist in der Praxis die Herstellung der Spiralkette sehr einfach. Man erinnere sich, daß fünf Hölzer genannt wurden:

der Vorder-Baum V,
der Hinter-Baum H,
der Trennstab T,
der Litzenstab L,
und der Kreuzstab K.

Diese Stäbe steckt man nun in die Erde, oder befestigt sie auf einem Brett, in der Anordnung von Abb. 2a. Mit einem endlosen Faden werden nun folgend zwei Kreisläufe ausgeführt, immer abwechselnd über oder unter (außen oder innen) vom Trennstab, bei der letzteren Tour (2 c) den Faden immer anschlingend. Alles geht aus der Abb. 2 b, c, d, e usw. hervor. Der Gang des Scherens und darauf des Webens ist übrigens von E. Krämer im II. Bd. S. 167 von Sarferts Kusae genau beschrieben, so daß von einer weiteren Erklärung hier Abstand genommen werden kann.

[1]) Soweit mir bekannt, ist es nur das schon erwähnte Buch von Jasper u. Pirngade, das freilich nicht sehr übersichtlich das malaiische Kettescheren beschreibt. H. Ling Roth hat in seinem Buche „Studies in Primitive Looms" 1918 S. 1 einige Diagramme gebracht, in denen er aber dem Shed-Stick = Trennstab eine falsche Lage gegeben hat; nur beim Madagassischen Webstuhl im Anhang S. 151 steht er richtig. Johls Diagramme S. 4 wurden schon erwähnt. So glaube ich nicht, daß sie das Kettescheren bei den Eingeborenen studiert haben.

Digitized by Google

Da das Scheren der Kette also somit von den Ethnographen wenig studiert und infolgedessen die Wichtigkeit des Trennstabes nicht genügend erkannt wurde, so ist es kaum verwunderlich, daß die Prähistoriker und Archäologen beim Aufbau der von ihnen vorgefundenen Webstuhlreste mancherlei Irrtümern verfallen sind.

Nur Heierli hat in seiner bekannten Arbeit Taf. XXIX 2 wohl im Gefolge der Verkrispung Paurs[1]), über dessen Webstuhl noch unten etwas zu sagen ist, etwas einem Kettenbock ähnliches gebracht, vier Stäbe in einer Reihe mit Spiraltouren, die sich zwischen den beiden mittleren kreuzen; dies gibt also nur eine Spiralkette mit Vorder- und Hinterbaum und ein bis zweistäbiges Kreuz, aber keine Fachbildung.

Noch weniger kommt natürlich bei der „Drei-Pflock-Aufschervorrichtung" bei Johl S. 15 heraus, bei der ein Pflock, der innerste im Hufeisen, sogar außerhalb der Fäden liegt; führt man ihn in die obere Schlinge (bei der unteren kreuzen sich die Fäden), so hat man V und H und ein einstäbiges Kreuz. Von Fach auch hier keine Spur. Dagegen scheint mir der Vier-Pflock-Kettenbock bei Johl S. 55 vom Grabe des Neferronpet in Theben dem karolinischen (Abb. 2) ähnlicher zu sein, nur daß der Litzenpflock fehlt und der H-Baum in eine Reihe mit K, T und V (von links nach rechts) gerückt ist. Es würde also der indo-malaiische Kettenbock auch in Ägypten vorhanden gewesen sein.

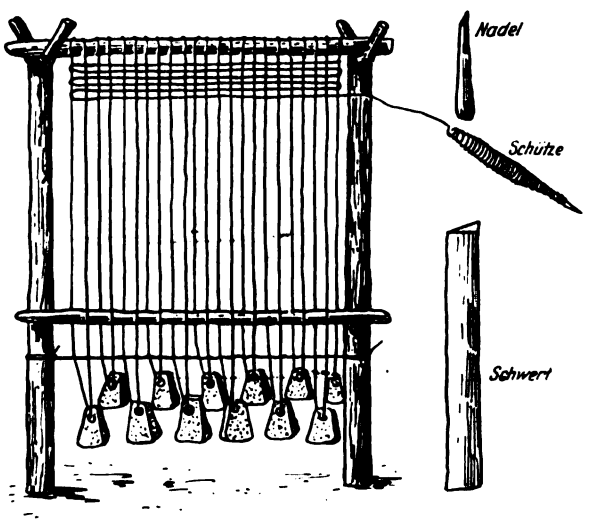


Abb. 3. Prähistorischer Webstuhl nach eigenem Entwurf mit 24 Fäden und 12 Gewichten.

Heierli bildet dann auch einige Webstühle ab, zuerst einen aufrechten (Taf. XXVII 7), zwei Gabelpfosten, auf denen eine Querstange ruht; von dieser hängen fünfmal vier Fäden herab, je vier immer zusammen durch eine Kugel beschwert; über den Kugeln ist ein Querband[2]) als Breithalter, bei Heierli richtig an beiden Pfosten befestigt, bei Ephraim lose schwebend. Oben sind bei beiden Autoren acht Fadenturen eingeschossen, darunter steckt ein Stängchen, auf dem einseitig der Schußfaden aufgewickelt ist. Es ist der Schützen, der zugleich zum Anschlagen des Fadens dienen soll, was kaum möglich erscheint. In Japan, wo auch die Spiralkette vorkommt, und wie in Indonesien das Riet, hat das Schwert (die Lade) an der breiten Rückenseite eine Spule eingelassen, so daß also die Lade ein großes Schiffchen ist; aber hier ist der Schützen eben schwertförmig.

[1]) l. c. wird ein Garn um einen viereckigen Balken geschlungen, stets in den Diagonalen (wie ein Briefumschlag) sich kreuzend; oben und unten wird ein Faden eingelegt (ähnlich wie bei den doppelten Kreuzstäben). Zum Schluß hängt man die Kette am Querbalken an einer Schleife auf und die beiden Fäden werden wieder entfernt.

[2]) S. 425 heißt es: „Damit die Faden einander parallel bleiben, das Geflecht also gleichmäßig wird, schlingt man unten, über den Zettelstreckern, Schnüre und Bänder hindurch, durch deren Reibung die Kettfaden verhindert werden, die parallele Lage zu verlassen."

Digitized by Google

Ein Trennstab fehlt bei Heierli und so auch bei Ephraim (Abb. 13)[1]; danach müßten die Weber sowohl die geraden, wie auch die ungeraden Kettfäden jedesmal einen nach dem anderen mit dem Schützen hochgehoben haben, was auch Heierli so angibt, denn S. 427 vertritt er merkwürdigerweise die Ansicht, daß bei hängender Kette, bei der nach unten gewoben wird, ein natürliches Fach sich nicht bilden könne. Wenn ein Trennstab vorhanden ist, kann es sich immer bilden, und so stelle ich neben Heierli's Rekonstruktion einen neuen Webstuhl (Abb. 3), der m. E. mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ich erwähne hier nur, daß Johl S. 2 den Webstuhl mit Gewichten Gewichtsstuhl.

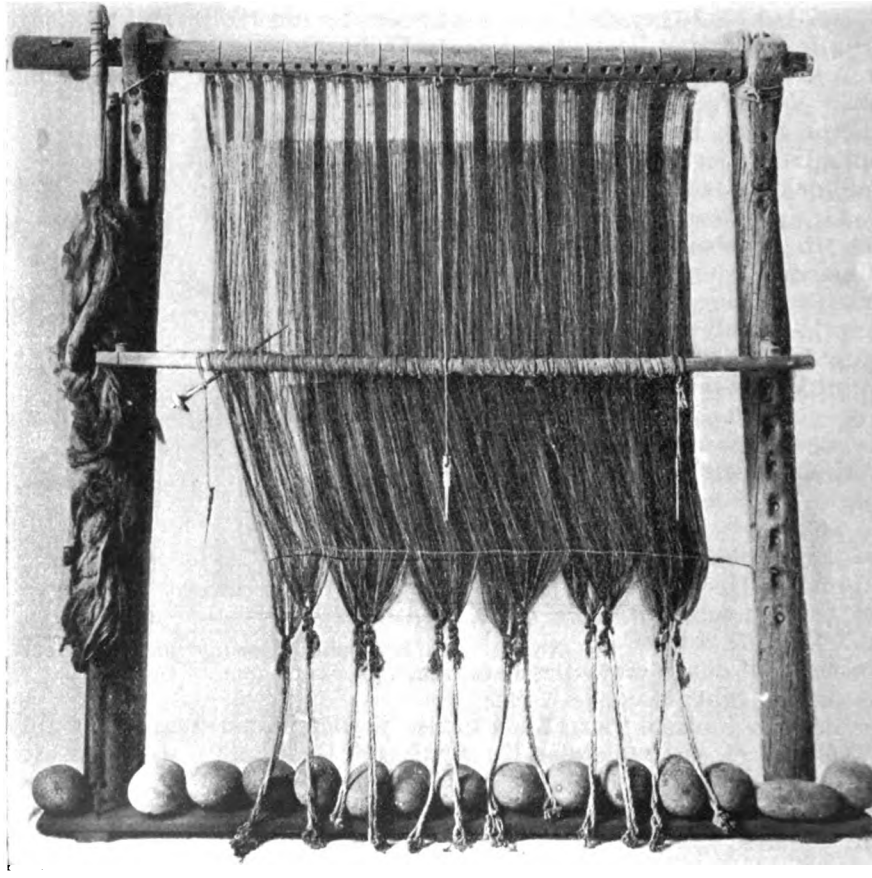


Abb. 4. Der jetzige Zustand des Faröer-Webstuhles in Kopenhagen.

den mit Unterbaum Gobelinstuhl nennt. Bei 20 Kettfäden ist die Bildung beider Fächer mit der Nadel ja noch möglich; aber das ist eben auch kein Tuch, höchstens ein sehr weitkettiges loses, oder richtiger — ein Band.

Auch der Rahmen mit dem Spiralkettenband bei Heierli Taf. XXVII 9 hat keinen Trennstab, obwohl hier sogar ein Litzenstab mit Litze vorhanden ist, und ein aufgerichtetes Schwert, ohne Trennstab, wie oben ausgeführt, eine unmögliche Einrichtung.

[1]) Bei Buschan fehlt auch Schußfaden und Schützen.

Digitized by Google

Heierli bildet dann noch auf gleicher Tafel XXVII 10 den umstrittenen und vielabgebildeten[1]) Faröer-Webstuhl von Worsaae ab. Umstritten ist er, weil v. Kimakowicz S. 36 schreibt, daß er für den Fachkundigen ein sinnloses Phantasiegebilde darstelle. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß seine Zeichnung nicht ganz richtig ist, denn der untere Stab über dem Querband liegt bei ihm ganz frei, außerhalb des Faches dem Beschauer zu. Er sah also nicht, daß dies der Trennstab ist, der innerhalb des Faches (des natürlichen!) liegen muß. Bei Ephraim S. 16 ist er ein wenig mehr mit Querstrichen versehen, die darüber laufende Kettfäden anzeigen sollen. Einwandsfrei in dieser Hinsicht ist aber die erste Abbildung von Worsaae selbst in Nordiske oldsager i det kongelige Museum i Kjöbenhavn 1859 Abb. 558, wo jeder Zweifel schwindet, daß der Stab ein Trennstab war. Um noch größere Klarheit zu gewinnen, schrieb ich nach Kopenhagen, man solle mir ein Lichtbild des Webstuhls anfertigen, das ich auch bekam. Abb. 4 zeigt aber nur noch eine Ruine; man sieht, daß der Trennstab ganz verschwunden, was bei den Museums-Webstühlen häufig zu geschehen pflegt; nur der Litzenstab ist noch vorhanden. Auch die früheren Gewichte sind weg und lose Steine finden sich dafür unten hingelegt. Auch die doppelt verlaufende (hinten und vorn) Breithalteschnur ist nur noch unvollständig vorhanden (links lose). Man könnte zweifeln, ob es der gleiche Webstuhl ist, wenn nicht die Einzelheiten des Galgens für die Gleichheit sprächen.

Heierli kann dies auch nicht erkannt haben, obwohl er sagt, daß der Webstuhl ein natürliches und künstliches Fach habe, was ganz richtig ist[2]): das untere ist das natürliche Fach, das obere das Litzenfach; schiebt man den Trennstab nach oben, so wird das obere Fach geschlossen. Es ist also dieser Webstuhl völlig richtig.

Nun muß ich hier noch auf die Gewichte (lat. pondera) eingehen; v. Kimakowicz S. 8—9 lehnt ja auch ab, daß die Tonkegel zur Streckung der Kette gedient haben; er meint, die Löcher seien viel zu eng gewesen, so daß ein schlaffer Faden kaum hindurchging, und daß Reibungsspuren seitens der bewegten Fäden fehlten. Im Gegenteil hätten die Kegellöcher unten eine Ausreibung. „Hiernach steht es außer allem Zweifel, daß in der Bohrung der Tonkegel einstens eine horizontal liegende Welle rotierte." Es seien Spindelwinden zum Abwickeln des gesponnenen Garnes gewesen, eine zwischen zwei Kegeln. Es sind also wieder die Spinnwirtel, die spuken, genau so wie sie schon bei Eduard Hahn und anderen herhalten mußten, die Erfindung des Wagens zu erklären. So genial die Erfindung des Spinnens mit dem Spinnwirtel ist, so betrachte ich die Aufbürdung dieser beiden neuen Aufgaben für ihn zu ehrenvoll.

Gewiß, die Verwendung eines durchlochten Stehkegels als Ständer für eine Welle ist möglich, wie ja auch seine Abb. 71 auf S. 46 zeigt, aber es ist doch ein wackliges Gestell, das freistehend bei der geringsten Laufhemmung zusammenstürzt. Ich habe es im Stuttgarter Altertumsmuseum ausprobiert, wo sich 62 Tonkegel des Fundes von Hundersingen befinden, die schon in der Beschreibung des Oberamtes Riedlingen 2. Auflage 1923 S. 211, von P. Gößler erwähnt und abgebildet sind[3]). Diese

[1]) Ephraim S. 16, v. Kimakowicz S. 37 u. a.

[2]) Heierlis Diagramme des natürlichen und künstlichen Faches beim stehenden Webstuhl Taf. XXVII 11 u. 12 zeigen, daß seine Auffassung von der Fachbildung richtig ist, nur hätte sollen der Trennstab bei beiden in gleicher Höhe sein; dies deutet an, daß seine Anwendung nicht erfaßt wurde; bei Buschan ist Fig. 12 falsch abgebildet.

[3]) Es wurden wahrscheinlich sogar mehr, gegen 100, in einem Grab gefunden, annähernd kreisförmig um die Leiche. Wegen einer Feuerstelle in der Mitte besteht die Annahme, daß die Totenbretter auf ihnen bei der Verbrennung geruht haben.

Digitized by Google

Kegel sind viereckig, und haben ca. 10 cm im Quadrat auf der Stehfläche (Abb. 5); oben sind sie stumpf gespitzt; die Höhe schwankt meist um 15 cm. Das Loch bei jedem ist ungefähr in der Mitte des Kegels, in halber Höhe. und für den Kleinfinger durchgängig; es ist auf einer Seite scharf abgesetzt, auf der andern bei fast allen trichterförmig, hauptsächlich oben; der Durchschnitt des Loches ist häufig gebogen, so daß also die oberen Eingangsränder höher liegen als die innere obere Wand des Loches. Zwei von den größten wogen 550 und 575 g. Die Kegel sind schlecht gebrannt und roh angefertigt, mit holperigen Linien, und einige kleinere und schlecht geformte als Ständer ganz ungeeignet. Ihre Verwendung als hängende Gewichte scheint mir unzweifelhaft, aber ob an einer Webstuhlkette. bleibt unsicher:

1. weil sie als Beigabe in großer Zahl in einem Fürstengrab gefunden wurden, und weil bei der Ausgrabung vor 50 Jahren keine sonstigen Merkmale für Weberei festgestellt worden sind;

2. weil die Gewichte so massig sind, daß sie für einen Tuchwebstuhl gewöhnlicher Art zu groß wären und sich drängen würden, jedenfalls nicht nebeneinander in einer Reihe hängen könnten. Es muß angegeben werden, daß die Aufhängung in zwei Reihen übereinander (für Trenn- und Litzenfäden?) vorkommt, so z. B. auf dem angeblichen Webstuhl der Penelope (nach Blümner I S. 537, bei v. Kimakowicz S. 39) und bei der thebanischen Cotyle (Johl S. 2).

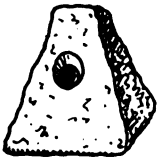


Abb. 5. Kettengewicht von Hundersingen

Die Verwendung der 62 Tonkegel könnte ich mir nur so denken, entweder, daß über dem hoch aufgebahrten Leichnam ein Tuch ausgebreitet lag, das im Winde durch die zahlreichen Gewichte in seiner Lage gesichert wurde; durch den Anprall des Windes auf das freihängende Tuch wurden die Gewichte in eine Bewegung nach außen gesetzt; und bei der Verbrennung blieben sie rings um die Brandstelle liegen; — oder — der (sehr) große Webstuhl hatte dicke Kettfäden für ein netzartiges Gewebe; jedes Gewicht hing an einer Schnur, wie eben als vorkommend festgestellt. Es ist eine leicht auszuprobierende Tatsache, daß, wenn man einen durchlochten Stab an eine Schnur hängt und man holt diese rasch zu sich her, dann schlägt der Stab unten nach der Gegenseite aus, so mehr, je näher am Gewicht man die Schnur anfaßt. Nun denke man sich das natürliche Fach gebildet und ein Trennstab darin, so wird man diesen, beim Weben nach oben, zur Durchsendung des Schützen unter Anzug zu sich her nach oben schieben; dann wird er nach Anschlag des Fadens wieder nach unten auf sein Lager an den beiden Pfosten gebracht. Dann holt man mit der Nadel jeden einzelnen hinten liegenden (geraden) Faden zu sich her. um das Litzenfach zu bilden und zu beschicken. Bei beiden Fachbildungen bewirkt der Zug zum Weber hin einen gegenteiligen Ausschlag des Gewichtes, wodurch die einseitige Lochabschürfung der Hundersinger Tonkegel genügend erklärt ist.

v. Kimakowicz hat meines Erachtens Unrecht, die Verwendung von Gewichten beim stehenden Webstuhl zu leugnen[1]), denn, ganz abgesehen

Dies ist aber der Niedrigkeit halber wenig wahrscheinlich. Zeit ca. 600 v. Chr. Geburt, Hallstattzeit. Fund weiterer Tonkegel in der Nähe auf der Heuneburg und Gießhübel, Fundberichte aus Schwaben N. F. 1, S. 46.

[1]) Er glaubt auch, daß Worsaae durch den Webstuhl von Olavius (Ökonomische Reise durch Island 1787, S. 439 u. Taf. XII) verleitet worden sei, unten auf Knäuel gewickelte Kettfäden abzubilden; aber ich betrachte dieses Kettenknäuel als Vorgänger des Kettbaumes, und also nur als einen weiteren Vorteil. Der Webstuhl zeigt übrigens oben einen Breithalterstab Spialk (q), darunter eine halbmondförmige

Digitized by Google

vom Hundersinger Fall, der ja nicht eindeutig ist, sind Kettengewichte am stehenden Webstuhl etwas ungemein praktisches, weil sie wie eine Feder bei jedem Fachzug nachgeben, beim stehenden und liegenden Webstuhl[1]). Dieses Nachgeben wird ja bei der Spiralkette von der Weberin (bzw. dem Weber in Kapingamarangi, Melanesien, Afrika, Altägypten usw.) besorgt, die den Vorderen Baum (V) an einer Schlinge um den Leib zu sich herzieht, so daß sie nach Belieben bei der Fachbildung entgegenkommen kann, ganz wie es v. Kimakowicz S. 30 von den bandwebenden Frauen Siebenbürgens schildert.

Auch Johl stellt S. 36 seines Buches Schnurmarken an einem ägyptischen Stein fest und verweist auf diesbezügliche Literatur.

Durch die Ablehnung der Tonkegel als Gewichte kommt v. Kimakowicz S. 50 endlich zu dem eigenen falsch konstruierten Webstuhl, der kein primitiver Webstuhl mehr ist, weil er keinen Trenn- und Litzenstab mehr hat, zum Pendelwebstuhl. Diesen schuf er durch das Litzengatter[2]), wie er selbst es S. 29 und Ephraim S. 9 abbildet. Ersterer sagt dazu S. 30, daß es bei den deutschen Landleuten Siebenbürgens heute noch vorkommt, und v. d. Schulenburg und Treichel[3]). schildern ja die Arbeit damit in der Lausitz usw.

Das Litzengatter ist somit von Deutschland belegt; ebenso von Nordeuropa durch H. Ling Roth S. 117, der es free rigid heddle nennt, „freie starre Litze"; aber ob es in der Vorzeit schon vorhanden war, darüber habe ich nichts finden können.

Ephraim S. 9 bildet das „Webegatter" von den Tsimschian ab, nach dem Original im Berliner Museum für Völkerkunde, O. T. Mason (s. Roth S. 116) von den Pueblo und anderen Amerikanern, von den Lappen; hier sind die Gatterstäbchen angeheftet, nicht aus dem Vollen geschnitzt wie in Europa und Indonesien. Aber es ist kaum anzunehmen, daß es in Amerika schon vor der Entdeckung vorhanden war, zumal es bei den weißen Amerikanern in europäischer Form auch vorhanden ist. Die N. W.-Völker hatten jedenfalls ehemals Kleidung aus Pelzwerk, überdies ist ja das Litzengatter aus Holz und Bein (Lappen) nur zur Herstellung von Bändern geeignet, wie besonders Treichel es von der Lausitz bestätigt.

Somit ist der prähistorische Webstuhl (und auch der ägyptische S. 53) mit dem Litzengatter bewaffnet ein Unding:

1. weil das Vorkommen des Litzengatters in vorgeschichtlicher Zeit nicht erwiesen ist,

und 2., weil man damit nur Bänder weben kann, oder jedenfalls keine dichten Tücher. S. z. B. die Stoffreste vom Mondsee Taf. XXXVII in Material z. Urg. Oesterreichs 3. Heft 1297. (Franz u. Weninger.)

Ein solches Litzengatter schuf die neuere Metallzeit erst mit der Stahldrahtlitze, die in zwei Schäften im Contermarsch maschinengemäß unsere Leinwand herstellt. Alle die Pendelwebstühle haben natürlich,

---

Nadel (g) zur Hebung einzelner Kettfäden zwecks Ornamentierung, dann kommen drei Litzenstäbe (k), dann im hinteren Fach der Trennstab (Skliskaft = Scheideschaft n), der eigentlich unten liegen sollte bei p, dann in einem Litzenfach das Schwert (Skilfiel = Scheidebrett o), und ganz unten das Breithalterband (p). Die unteren Knäuel werden Kliasteine genannt. Ein besonders ruderförmiges Schwert (m) lehnt an der Seite.

[1]) S. Johl S. 7 u. Taf. V Abb. 57, H. Ling Roth S. 123.

[2]) Ich wähle diesen Ausdruck, weil durch dieses Gatter ein Litzenfach ohne Litzen gebildet wird, und ebenso natürlich ein Trennfach. Ephraim sagt Webegatter, v. K. Webegitter, Buschan Webebrettchen, Treichel Webekamm usw., Verwechslungen mit dem Riet, Kamm, der Brettchenweberei usw. sind aber dadurch möglich.

[3]) Z. f. E. 1881 Bd. 13 S. 37 u. 1882 Bd. 14 S. 37 u. 180.

Digitized by Google

wie erwähnt, keine Trenn- und Litzenstäbe mehr, ohne die aber die Grundlagen der Weberei nicht zu verstehen sind. Alle Rekonstruktionen von primitiven Webstühlen scheitern an dieser Unkenntnis. Dies gilt nicht nur für die Gelehrten und Forscher, sondern besonders auch für die Webereifachleute. Als Heierli den Webfachmann Paur in Zürich veranlaßte, ihm einen prähistorischen Webstuhl zu konstruieren, schuf dieser den stehenden Webstuhl bekannter Form[1]), mit 40 Kettfäden; von diesen fing er erst jeden vierten, dann jeden dritten, dann jeden zweiten und endlich jeden ersten durch „Schleifen" ein, reihte die verschiedenen Schleifen an vier Litzenstäben auf, und — das Weben konnte beginnen; mit diesem Webstuhl stellte er zwölf verschiedene Gewebe her, die auf seiner Taf. 4 (s. Anm.) abgebildet sind. Darauf baute Heierli seine Untersuchungen auf und andere folgten.

Ich bezweifle aber sehr, ob die Menschen der Bronze- und Hallstattzeit auch nur einen Litzenstab gehabt haben, geschweige denn mehrere. Unsere Webereifachleute kennen ja den Trennstab als überflüssig nicht mehr, und betrachten die Weberei ganz auf den Litzen beruhend. Dies erfuhr ich auch, als ich das Deutsche Museum in München besuchte und mich dort belehren wollte. Ich gewahrte aber, daß die Beispiele von primitiven Webstühlen mit den üblichen Fehlern behaftet waren, und so war es schließlich der Ethnograph, der für die dortige Webereiabteilung einen Kettenbock und einen Webstuhl mit Spiralkette einrichtete. Dies ist ganz natürlich; denn wenn man über Jahre hin die Weberei bei den Eingeborenen studiert hat, unterstützt von einer spezialistisch ausgebildeten Frau, wenn man seine Studien darüber niederlegte und ein Jahrzehnt, einmal im Jahr mindestens, den Studierenden über diese Primitivtätigkeit vortrug, so wird man mit dem Stoffe vertraut. So mögen es mir die im gleichen Felde arbeitenden Forscher zubilligen, daß ich Kritik an ihre Arbeiten gelegt habe.

Bei weiteren Ausgrabungen und Funden von Tonkegeln oder durchlochten Steinen wäre den Holzresten die genaueste Aufmerksamkeit zu widmen. Wie wenig auch über die Weberei des Altertums bekannt ist, haben ja obige Ausführungen gezeigt, und ich brauche über die Weberei der Griechen und Römer auch nichts zu sagen, da ja, was darüber bekannt ist, von H. Ling Roth, C. H. Johl u. a. beschrieben worden ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß noch nicht einmal bekannt ist, wann unsere Vorfahren vom stehenden zum liegenden Webstuhl übergegangen sind, obwohl die Ägypter sicher schon zur Zeit der 11. Dynastie, also um 2500 a. Chr., den liegenden Webstuhl gehabt haben[2]).

Über all die archäologischen Webstühle hier eine Untersuchung anzustellen, würde zu weit führen; vielleicht habe ich noch einmal Gelegenheit, auf diese zurückzukommen, wenn neues Material gefunden wird; dann kann ich auch zugleich meine Beobachtungen und Zeichnungen von den Webstühlen in Madagaskar, Suvadiva, von den Kinêrêa im Inneren von Ceylon, dann von einigen Plätzen Indonesiens mit veröffentlichen, die seit 1906 ruhen.

Zum Schluß möchte ich noch eine Neueinteilung der Weberei versuchen, wie sie durch obige Studien veranlaßt ist.

Ephraim scheidet:
(in Flechten)

[1]) S. Mitteil. d. antiquar. Ges. von Zürich Bd. XIV 1861—1863 S. 22 (s. oben). Nachbildung bei W. Baer und F. v. Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch S. 232; Ephraim S. 19.

[2]) S. Johl S. 10ff. u. Taf. II Abb. 45.

Digitized by Google

Halbweberei: gemeinsames Heben oder Senken einer größeren Anzahl von Kettfäden mittels einer Vorrichtung durch die Hand;

Trittweberei: Bewegung durch Tritt, nur bei wagerechtem Webstuhl; Schäfte;

Zugweberei: ein oder mehrere Kettfäden hängen an einer Litze, jede Litze an einer Schnur, alle Schnüre der gleichbindenden Kettfäden an einer stärkeren Korde, deren jede gleich einem Schaft ist. Für die Korden ein Lochbrett.

Mir scheint es gleichgültig, ob durch Hand oder Fuß die Litzen bewegt werden, oder durch Zugleinen; vielmehr wird die primitive Weberei durch das Vorhandensein des Trennstabes gekennzeichnet, später werden die Litzen herrschend.

Es scheint mir also folgende Einteilung richtiger:

A. Trennstabweberei, mit Trennstab, Spiral- oder Parallelkette, ohne oder mit Litzen, Kette stehend oder liegend.

B. Brettchenweberei und ähnliche Einrichtungen ohne Trennstab.

C. Litzenweberei, ohne Trennstab, nur mit Litzen, Parallelkette, Pendelweberei, Kette meist liegend,

a) einschäftig: Litzengatter,

b) zweischäftig: Litzen in zwei Schäften,

c) vielschäftig: viele Litzenstäbe, oder Schäfte, oder Zugweberei.

Die Zwischenstufen ergeben sich aus der obigen Einteilung der Übergänge vom Flechten zum Weben, der Flechtwebereien.

Erklärung der Bilder zu dem Vortrag von H. Dengler über die Kawahibindianer (Heft 1/2 S. 112)[1].

Vorbemerkung. Für die Überlassung von Bildern zur Vorführung und Publikation bin ich zu Dank verpflichtet:

Herrn Dr. Arthur Bandeira, Inspektor im Bureau des Indianerschutzdienstes in Manáos.

Herrn Manoël de Souza Lobo, Tres Casas. Einer Gesellschaft amerikanischer Touristen, die kurz nach der Befriedung einen Ausflug nach dem Posten am Maicy-Mirim machten (Juli 1924).

Dem Inhaber des Bazar Alemao, Manáos, der einige Kawahib photographierte, als sie 1924 von José Garcia de Freitas, dem Adjutanten Nimuendajús, nach der Inspektoria des Indianerschutzdienstes in Manáos gebracht worden waren. Ich traf dieselben Indianer dann im Januar 1925 bei Nova Olinda am Rio Madeira.

Tafel 2.

Karte des Gebietes der Kawahib.

Tafel 3.

Abb. 1. Kaiaruaré Kawahibkrieger, etwa 25 Jahre alt, sehr zutraulich, ehrlich. Phot. A. Bandeira.

Abb. 2. Amburú, Kawahibkrieger, 30—35 Jahre alt, taubstumm, intelligent, als Krieger sehr geachtet. Federdiadem und Armbänder aus Palmblattstreifen. (Zu S. 118, 119, 121.) Phot. H. D.

Abb. 3. Diatai, Kawahibfrau, mit Gesichtstätowierung. (Zu S. 118.) Phot. A. Bandeira.

Abb. 4. Ikobaiué, Kawahibknabe, 12 Jahre, freundlich, lebhaft, zu losen Streichen geneigt. (Zu S. 123.) H. D.

---

[1]) Da die Vorlagen zu den Abbildungen bei der Drucklegung von Heft 1/2 nicht zur Stelle waren, werden sie hier auf Tafeln nachgeliefert.

(Die Redaktion.)

Digitized by Google

Abb. 5. Ältere Kawahibfrau mit Kind. H. D.

Abb. 6. Diatai, Kawahibfrau (links) etwa 26 Jahre alt, freundlich, heiter, intelligent wie ihre junge Freundin Amandai (rechts). Beide tragen stark einschneidende Baumwollschnüre an den Beinen. (Zu S. 118.) Phot. A. Bandeira.

Abb. 7. Arugá, Kawahibkrieger, 30—35 Jahre, etwas hochfahrend, aber sonst liebenswürdig und gefällig Typische Haartracht, Armbänder aus Palmblattstreifen, Bemalung mit Genipapo. (Zu S. 118, 119, 125.) H. D.

Abb. 8. Idyet (links) und Kaiaruaré (rechts), etwa 30 und 25 Jahre beide gutmütig, intelligent. (Zu S. 118.) Phot. Bazar Alemoa.

Tafel 4.

Abb. 1. Diei. Kawahibkrieger in vollem Schmuck (Armbänder aus Vogelknochen, die gewöhnlichen Armbänder bestehen aus Palmblattstreifen). Bruder des Pirá, etwa 37 alt. Riesenkräftiger Mann, etwas jähzornig und rauflustig, sonst freundlich und verständig. (Zu S. 119.) Phot. Dengler.

Abb. 2. Junge Kawahibfrau, etwa 20 Jahre alt. Name nicht ermittelt. Etwas eitel und nicht übermäßig intelligent. (Zu S. 118.)

Tafel 5.

Abb. 1. Drei ältere Kawahibkrieger. Tauarí (links) und der mittlere Mann mit der Glatze tragen Gürtel aus schmalen Rindenstreifen; Ikiaí (rechts) einen solchen aus einem schmalen Tuchstreifen. (Zu S. 118, 119.) Phot. Comm. Americana.

Abb. 2. Drei jüngere Krieger in vollem Schmuck, 17—19 Jahre alt. Links Yiuaká; Mitte Diré. (Zu S. 119) Phot. M. Lobo.

Tafel 6.

Abb. 1. Horacio Mangorý, ein Kawahib von der südlichen Horde am Alto Riosinho, Nebenfluß des alto Machado. Bezeichnete sich selbst als Tapêi (Tupi). Skizz. H. D.

Abb. 2. Tätowierungen der Kawahib. a und b: Frau mit voller Gesichtstätowierung. c: Mann mit Schmetterlingstätowierung. d: Mann mit Stirntätowierung. e und f: Alter Mann mit voller Gesichts-, Brust- und Rückentätowierung und „Jaguar" am linken Unterarm. g und h: Alter Mann mit Gesichts-, Brust- und Rückentätowierung und „Jaguar"tätowierungen an beiden Armen. (Zu S. 118.) Nach Skizzen H. D.

Tafel 7.

Abb. 1. Junger Kawahibkrieger mit vollständiger Federkrone mit Rückengehänge, Pfeil und Bogen. Phot. M. Lobo.

Abb. 2, 3. Amandai. Kawahibmädchen, etwa 17 Jahre alt, freundlich, harmlos, zutraulich. Phot. Bazar Alemão.

Tafel 8.

Abb. 1. Gruppe von Kawahibkriegern. Das Ruder stammt von Brasilianern. Phot. M. Lobo.

Abb. 2. Zielende Kawahibkrieger. Phot. M. Lobo.

Druckfehler-Berichtigungen zu Dengler: Eine Forschungsreise zu den Kawahib-Indianern am Rio Madeira (Zeitschr. f. Ethn. LIX. Heft 1/2).

S. 114 Zeile 16 von oben lies: fragen statt frage,
S. 115 „ 20 „ unten lies: 27 statt 7,
S. 116 „ 15 „ „ „ eine statt einer,
S. 118 „ 3 „ oben „ 151,5 „ 141,5,
S. 121 „ 1 „ „ „ Crax „ Grax,
S. 119 Zeile 4 von unten ist zwischen Zeile 23 und 24 von unten zu setzen.
S. 124 Zeile 16 von oben ist der Bilderhinweis (Bilder 33—42) zu streichen.

Digitized by Google

II. Verhandlungen.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 15. Oktober 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Die Gesellschaft beklagt den Tod eines ihrer ältesten und verehrtesten Mitglieder. Herr Hermann Sökeland, der so viele Jahre unser Schatzmeister gewesen ist, ist im 79. Jahre gestorben. Die Sökelands stammen aus Westfalen. Hermann S. hatte hier in Berlin die Pumpernickelbäckerei seines Vaters übernommen und sie zu großer Blüte gebracht. Aber sein merkwürdiger wissenschaftlicher Sinn zog ihn in seinen Mußestunden nach ganz anderer Seite. Die Archäologie und die deutsche Volkskunde hatten sein lebhaftestes Interesse, und nicht nur ein teilnehmendes, sondern auch ein ausübendes. Er hat umfassende Aufsätze geschrieben über die Wageformen im Altertum, über die Alsengemmen und über die schwarze Madonna. Er machte gern die Kongresse der Anthropologen und Historiker mit und verfolgte lebhaft unsere Ausgrabungen. Auf der Rückfahrt vom Internationalen Historikerkongreß in Rom hat er uns 1912 in Les Eyzies besucht und noch 1921 in Arkona auf Rügen. Dort setzte er sich jeden Abend, wenn die Arbeit geschlossen war, ganz allein auf eine hohe Klippe und träumte hinaus in das Spiel des Lichts und der Wolken und Wellen. Er war ein großer Naturfreund und ist nun auch in seiner geliebten Alpenwelt, in Hohenschwangau gestorben. Das Gedächtnis dieses kernigen Mannes wird besonders lebendig bleiben durch die prächtigen Lebenserinnerungen, die er vor einigen Jahren als Manuskript hat drucken lassen und von denen er unserer Bibliothek ein Exemplar zuwandte.

(2) Verloren haben wir zu unserem großen Leidwesen auch den ausgezeichneten und durch lange Jahre bewährten Verwalter unserer Bibliothek und des Bureaus, Herrn Müller, der den täglichen Dienst in unseren Räumen mit großer Orientiertheit und Umsicht versah. Er ist 57jährig einem Schlaganfall erlegen.

(3) Verstorben ist ferner unser korr. Mitglied (seit 1913) Herr Prof. Dr. Sternberg, Direktor des Ethnographischen Museums in Petersburg.

(4) Soeben erhalten wir die Nachricht, daß in diesen Tagen auch der verdiente Anthropologe Prof. G. Fritsch 89jährig in Lichterfelde gestorben ist. Er hat von den Zeiten Rudolf Virchows an sich immer sehr rege an den Verhandlungen unserer Gesellschaft beteiligt und noch vor wenigen Jahren unsere Photographien-Sammlung durch große Bände mit afrikanischem Material bereichert.

(5) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald
„ Prof. Dr. Walter Jakob, Direktor, Buenos Aires
„ stud. phil. Georg Müller, Berlin
„ Dr. Wilhelm Jenny, Berlin
„ Dr. Heinrich Meinhard, Berlin
„ Dr. Hans Nevermann, Berlin.

Digitized by Google

(6) Unser verehrter stellvertretender Vorsitzender Herr H. Virchow hat im September seinen 75. Geburtstag gefeiert. Herr Traeger hat als Vertreter der Gesellschaft ihm damals unsere Glückwünsche überbracht, und ich möchte sie ihm hier noch einmal herzlichst aussprechen.

(7) Am Sonntag den 9. Oktober machte die Gesellschaft einen Ausflug zu den Ausgrabungen des Staatlichen Museums im Ringwall von Lossow bei Frankfurt a. O. Man kam gegen 12 Uhr mit dem Zuge nach der Buschmühle, aß dort zu Mittag und besichtigte dann unter Führung von Herrn Direktor Unverzagt die Ausgrabungen, die die Bauart des großen Walles vollkommen klargelegt und im Innern der Burg viele Hausspuren und viele weitere „Opfergruben" gebracht haben. Vor der Rückfahrt wurde in der Buschmühle noch Kaffee getrunken.

(8) Von Herrn Max Schmidt ist aus Cuyabá in Brasilien der folgende Reisebericht eingegangen:

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen jetzt im Juni von Cuyabá aus schreibe, aber das Klima in Porto Pedro Dantas war ein so schauderhaftes, daß ich zunächst zur Wiederherstellung meiner Gesundheit einige Zeit hier verbringen muß. Vom 20. März bis zum 16. Mai habe ich an jenem vorgeschobenen kleinen Porto zugebracht. Der Aufenthalt gestaltete sich von vornherein äußerst schwierig, da durch die Revolutionäre seit Monaten die Verbindung zwischen Pedro Dantas und Cuyabá vollständig unterbrochen war. Es herrschte dort eine Art Hungersnot unter der von starken Fieberanfällen stark heimgesuchten kleinen Bevölkerung, so daß es am Allernotwendigsten fehlte, und auch Jagd und Fischfang waren zu dieser Zeit fast ergebnislos. Dabei eine solche Unmenge von kleineren und größeren Stechfliegen, wie ich es noch kaum an einem anderen Orte erlebt habe, so daß Hände und Hals bald voller Geschwüre waren. Glücklicherweise hatte ich mehrfach Gelegenheit, an diesem äußerst unangenehmen Orte mit den Kayabi-Indianern zusammenzutreffen, so daß ich während der Zeit meines Aufenthaltes alles, was sich zur Zeit mit diesen äußerst mißtrauischen und noch von großem Haß erfüllten Indianern anstellen ließ, erledigen konnte. Ich habe eine Anzahl guter photographischer Aufnahmen gemacht, eine kleine aber interessante Sammlung angelegt und trotz der Weigerung der Indianer, bei Sprachaufnahmen behilflich zu sein, einwandfrei feststellen können, daß es sich bei ihrer Sprache um einen ausgesprochenen Tupidialekt handelt. Im übrigen war im Verkehr mit den Indianern größte Vorsicht geboten. Mich den Indianern anzuvertrauen und mit ihnen in ihre Aldeira zu gehen, war unter den gegebenen Umständen ganz unmöglich. Bei der abweisenden Haltung der Indianer, die nur zum Porto kamen, um sich dort mit eisernen Geräten zu versehen, wäre das sicherer Untergang gewesen. Während ich mich anfangs gesundheitlich gut hielt, wurde ich vom 6. April ab von sehr heftigen Fieberanfällen befallen, die auch dem Chinin nicht mehr weichen wollten. Im Mai wurde mein Zustand so schlimm, daß einige Male kaum mehr Hoffnung auf Durchhalten vorhanden war. Es war für mich die einzige Rettung, noch rechtzeitig von Pedro Dantas fortzukommen, was bei meinem Fieber und meiner Schwäche insofern nicht ganz einfach war, als der nächste bewohnte Platz am Rio Novo etwa 40 Leguas entfernt war. Am 16. Mai verließ ich mit meiner Tropa, meinem Bakairi-Begleiter und drei Brasilianern den Porto Pedro Dantas und kam nach siebentägigem Ritt durch das menschenleere Gebiet mit letzter Kraft auf der Fazenda des Joaquim Ferro am Rio Novo an. Ich hatte gehofft, mich hier erholen zu können, aber auch hier waren überall Fieberkranke. Auf der Fazenda selbst waren in letzter Zeit nicht weniger als zwölf Menschen am Fieber gestorben, und Joaquim Ferro selbst war noch kränker als ich und ist dann auch

Digitized by Google

wenige Tage nach meiner Abreise vom Rio Novo gestorben. Meine Fieberanfälle ließen nicht nach, zum Warten war ich zu schwach, und so ließ ich mir denn von Cuyabá ein Auto kommen, das mich in $2^1/_2$ Tagen, allerdings auch nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten über Rosario nach Cuyabá brachte, wo ich im Hause des mir von früher her befreundeten deutschen Konsuls Herrn H. gute Aufnahme fand und unter ärztlicher Hilfe bald das Fieber los wurde. Vor etwa drei Wochen kam ich hier an und bin jetzt schon wieder ganz gut hergestellt, so daß ich wieder kleinere Spaziergänge unternehmen kann. Ich hoffe bald wieder losreiten zu können. Ich will zunächst einen Platz zwischen Rosario und dem Rio Noro untersuchen, an welchem sehr viele Urnen vorhanden sein sollen, und von dort will ich zur Barra dos Bugres bei St. Luiz de Caceres, um die bisher ja ziemlich unbekannten, jetzt zugänglichen Barbados zu studieren. Bei St. Luiz de Caceres hoffe ich dann auch noch archäologische Studien machen zu können. Wann ich nach Berlin zurückkehre, hängt von meinem Gesundheitszustand ab.

(9) Dr. Frhr. v. Eickstedt sendet über seine indische Forschungsreise folgende Mitteilung:

Die Ende 1926 auf Veranlassung des Münchener Anthropologen Dr. Frhr. von Eickstedt vom Staatl. Forschungsinstitut für Völkerkunde zu Leipzig ausgesandte Expedition zur Erforschung der indischen Urvölker hat nach Abschluß ihrer Arbeiten auf Ceylon, wo eine vollständige anthropologisch-ethnographische Aufnahme der letzten Reste der Wedda ausgeführt wurde, und nach einem kurzen Studienaufenthalt in Südindien das Bergvolk der Sora aufgesucht. Dieser Stamm lebt in schwer zugänglichen und sehr ungesunden Dschungelgebieten der Ostghats im Distrikt Ganjam (Präsidentschaft Madras) und steht nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnis zur britischen Regierung, die sich im wesentlichen damit begnügt, Unruhen oder Raubzüge zu unterdrücken. Es wird die Verwaltung durch Feudalherren aus Orissa ermöglicht, die vor etwa 200 Jahren die einzelnen unbotmäßigen Dorfhäuptlinge unterwarfen. Diesen modernen „Markgrafen" und ihren groben Fronsknechten allein zollen die Sora einen gewissen, in abliegenden Bergdistrikten aber auch nur bedingten Gehorsam. Mit der deutschen Forschungsreise, die überhaupt die erste zur Lösung der noch so ungeklärten indischen Rassenprobleme ausgerüstete Expedition ist, werden auch die Sora zum erstenmal von Wissenschaftern besucht.

Nach vorläufigen Mitteilungen des Expeditionsleiters Freiherrn von Eickstedt sind die Sora sowohl in Typus als Sitten von den umwohnenden Völkern völlig verschieden. Ihre Sprache ist ein Mundadialekt. Sie haben eigene Priester für ihren von gröbstem Aberglauben durchsetzten animistischen Ahnenkult, und Dorfhäuptlinge, denen ihr großer Individualegoismus aber nur einen geringen Einfluß einräumt. Ihre erblichen „Ärzte" — neben denen auch Hebammen vorkommen — kennen ausgezeichnete Mittel zur Desinfektion von Wunden und gegen Schlangenbiß, halten ihr Wissen aber streng geheim. Außenstehenden, selbst Bewohnern der Nachbardörfer, wird keinerlei Hilfe gegeben. Polygamie ist bei den Wohlhabenderen üblich. Haupt der Familie und Besitzer allen Eigentums ist der Vater, der aber kein Bestimmungsrecht auf die Gattenwahl seiner Söhne und Töchter hat. Die Sora sind höchst geschickte Reis- und Dschungelfeldbauern. Ihre Lieblingswaffen, eine schöngeschweifte Axt und der Bambusbogen, werden bezeichnenderweise in neuerer Zeit durch den europäischen Regenschirm verdrängt. Übrigens fehlen auch bereits in keinem Bergdorf die überall in Indien zu findenden Windlaternen deutscher Herkunft. Die Sora lieben es, sich mit Ketten aus Messing

Digitized by Google

und roten Glasperlen zu überladen, ihre Frauen tragen dazu brust- und kniefreie Röckchen, oft Bubikopf mit Stirnreif und rauchen lange dicke Zigarren. Die Vorliebe für Tabak und Palmwein jeder Art ist überhaupt allgemein verbreitet, in jedem Dorf sind abends die Männer betrunken, was ihre an sich schon sehr ausgeprägte Tanzlust, Fröhlichkeit und Streitsucht noch erhöht. Während Missionsversuche gänzlich erfolglos blieben, schreitet die von den Indern mit Eifer betriebene Hinduisierung rasch vorwärts.

Die wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition konnten bei dem störrischen und mißtrauischen Charakter und der geringen Intelligenz der Sora nur mit großer Geduld und vielen Schwierigkeiten durchgeführt werden. Ihr Ergebnis ist aber für die Anthropologie von großem Interesse: es konnte einwandfrei festgestellt werden, daß das somatische Grundelement der Sora mongolider Rasse ist. Erst die neuere Zeit bringt mit der Hinduisierung auch eine stärkere Zersetzung und Auflockerung der alten rassischen und sprachlichen Verhältnisse mit sich. Es dürften die Sora somit den Rest eines prähistorischen Vorstoßes kriegerischer südasiatischer Völker darstellen, die bei ihren Eroberungszügen bis in das Herz Indiens gelangten oder dorthin abgedrängt wurden. Ihre somatischen Spuren sind bis tief hinein in das Telugugebieterkenntlich. Den großen arischen Einwanderungswellen von Westen stehen kleinere mongolischen Ursprungs von Osten gegenüber. Es ist wahrscheinlich, daß die Sora oder (in Sanskrit) Savara, die heute noch an 3—400000 Seelen zählen, unter die schon von Plinius und Ptolemäus als Sabarae bezeichneten Völker des inneren Indiens fallen. Die wissenschaftliche Ausbeute eines zweimonatlichen Aufenthaltes der deutschen Expedition unter den Sora beläuft sich auf 1000 photographische Aufnahmen, etwa 250 Proportionsmessungen an Männern und Frauen und über 280 ethnographische Sammlungsgegenstände, sowie auf umfangreiches Beobachtungs- und Erkundungsmaterial. Seine Aufarbeitung dürfte eine weitere Klärung der anthropologischen und historischen Stellung des eigenartigen Volkes bringen.

(10) Herr Leser-Godesberg hält den angekündigten Vortrag:

Wechselbeziehungen zwischen europäischer, vorder- und ostasiatischer Landwirtschaft.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. November 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Die Gesellschaft hat in Herrn Prof. Ludwig Darmstädter, der am 18. Oktober 81jährig gestorben ist, beklagenswerterweise einen Mäcen ihrer Wissenschaft verloren. Prof. Darmstädter, von Hause aus Chemiker und durch die Fabrikation des Lanolin zu Reichtum gelangt, hatte schon 1912 durch reiche Spenden unsere Forschungsreisen und Untersuchungen an den paläolithischen Fundstellen von Südfrankreich ermöglicht; ebenso dann in den bedrängten letzten Jahren des Krieges die jedesmal mehrmonatigen Grabungen in Rumänien.

(2) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Lehrer i. R. Hermann Hahn, Museumsverwalter, Luckenwalde

„ Dr. A. E. van Giffen, Groningen.

(3) Frau Marie Andree-Eysn, die bekannte Volkskundlerin und Stifterin einer großen Votivsammlung für unser Volkskundemuseum, hat am 11. November ihren 80. Geburtstag gefeiert, zu dem wir ihr unsere Glückwünsche ausgesprochen haben.

Digitized by Google

(4) Herr Dr. Findeisen sendet aus Sibirien den folgenden Reisebericht vom 11. September 1927:

Podkamenno-Tunguskoje, den 11. September 1927. Übermorgen werde ich nun wieder von Podkamenno-Tunguskoje aufbrechen, um die Herbstplätze der Jenissejer aufzusuchen, etwa 90 Kilometer stromaufwärts die Steinige Tunguska. Habe mich mit den Tunguskaketo angefreundet und werde in diesem Jahr die ganze Zeit bei ihnen bis zum Dezember bleiben. Im Sommer konnte ich einen Monat mit ihnen zusammen auf einer Insel im Jenissej hausen und habe auch schon allerlei Material zusammengebracht, natürlich kann man aber in einem oder anderthalb Monaten nichts Abschließendes erfahren. Immerhin, habe Texte gesammelt, Märchen auch sogar schon, eine Menge Musikaufzeichnungen machen können und auch schon eine aber natürlich noch nicht vollständige Sammlung für das Berliner Museum zusammengebracht, darunter recht interessante Stücke. — Habe hier auch burjatische Lieder gesammelt, von verschickten Burjaten und hoffe in den nächsten Wochen noch eine weitere Sendung von Arbeiten nach Deutschland schicken zu können. Mit der gleichen Post geht eine Reihe von Aufsätzen ab, die ich hier fertiggestellt habe: einen weiteren Aufsatz über Leningrad, einen über das Leben mit den Jenissejern und einen allgemeinen über „Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt", worin ganz neue russische sowie eigene Ergebnisse verwertet sind.

Neben den Sammlungen zur Kenntnis der Jenissejer habe ich natürlich auch eine größere Reihe von Materialien zur russischen Volksliteratur gesammelt, die später auch zur Veröffentlichung gelangen sollen. In Leningrad erhalte ich bei meiner Rückkehr eine große handschriftliche Sammlung von Volksliedern, besonders städtischen, Anekdoten, Rätsel usw., auch hat man mir versprochen, eine Reihe von Aufsätzen zur Leningrader Volkskunde, speziell für mich, fertigzustellen, die recht interessant werden können. Auch alle letzten Erscheinungen des Leningrader Lebens sollen darin eine sachgemäße Behandlung finden. Ich hoffe, daß sich darunter manches finden wird, was wir sonst noch nicht wußten. Ich nenne einige Titel: Leben der Leningrader Droschkenkutscher. — Restaurants und Bierstuben. — Die Essensstuben (Stolowaja). — Die Leningrader Märkte. — Moden seit dem Umsturz. — Leben der Juden und Armenier.— Russisches Kino usw. — Der Helfer, den man mir in Krasnojarsk zukommandiert hat, hat sich als ein wenig angenehmer Mensch entpuppt, und ich habe ihn mit einer Aufgabe einfach hier in Tunguskoje gelassen.

(5) Herr H. Virchow legt Dörpfelds neues Werk „Alt-Ithaka" vor. Herr Schuchhardt macht einige Bemerkungen dazu.

(6) Es halten die angekündigten Vorträge:

Herr Lessing: Yung-ho-yung, der große Lamatempel in Peking, seine Kultbilder und Zeremonien.

Herr Kiekebusch: Neue Ausgrabungen des Märkischen Museums.

Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 17. Dezember 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Wir beklagen den Tod von Prof. Hugo Ludwig, gest. am 10. Dezember 1927 im 86. Lebensjahre. Herr Ludwig war Zeichenlehrer und ist wegen seiner Altertumsinteressen lange Jahre Mitglied der Sachverständigenkommission der vorgeschichtlichen Abteilung gewesen.

Digitized by Google

(2) Neu aufgenommen wurden:
Frau Hauptmann Minna Grimm, Berlin
Herr stud. phil. Hermann Lendel, Berlin
„ Hans v. Chorus, Student der Volkskunde, Marburg

(3) Der Vorsitzende erstattet den

Jahresbericht für 1927.

Die Zahl der Ehrenmitglieder ist unverändert 1 geblieben:

Von den Immerwährenden Mitgliedern sind 2 verstorben: Prof. Dr. Fr. Hirth, früher New York, zuletzt in München und Staatsrat Prof. Dr. Sternberg in St. Petersburg. Es bleiben 89.

Von den Ordentlichen Mitgliedern hat die Gesellschaft 8 (im Vorjahr 13) durch den Tod verloren: Pfarrer Winterstein, Hörsingen; Dr. Alfred Kind, Zossen; Frau Geh. Rat Anna Bartels, Berlin; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Fritsch, Lichterfelde; H. Sökeland, Berlin; Direktor Prof. Dr. Feyerabend, Görlitz; Prof. Dr. Darmstädter, Berlin; Prof. Ludwig, Berlin.

Ihren Austritt erklärt haben 34 Mitglieder (i. V. 28).

Der Verlust an ordentlichen Mitgliedern beträgt demnach 42 (i. V. 53).

Neu aufgenommen wurden 23, so daß sich die Zahl der ordentlichen Mitglieder um 19 vermindert hat.

Nach fortlaufender Zählung beläuft sich die Gesamtzahl der Mitglieder auf 990.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maaß: Zu dem Bücherbestande von 14672 kamen hinzu 114 Stück; zu den 3036 Broschüren kamen 134 Stück. Gebunden wurden 64 Bücher, 33 gesammelte Abhandlungen in 3 Sammelbänden und 50 Zeitschriften. Verliehen wurden 447 Bände und Zeitschriften.

Über die Photographiensammlung berichtet Herr Langerhans: Aus dem Nachlasse v. Luschans erhielten wir Negative und Abzüge besonders von Aufnahmen der nordamerikanischen Mischrassen. Ferner Abzüge von Platten aus dem Bartelsschen Nachlasse.

(4) Herr Braun erstattet den Kassenbericht:

Rechnungsbericht für das Jahr 1927.

Einnahmen:			
Bestand am 1. Dezember 1926 . . .		RM.	766.66
Mitgliedsbeiträge	RM. 11463.87		
Eintrittsgelder	200.—		11663.87
Erlös aus älteren Beständen an Zeitschriften usw.			473.75
Zinsen			518.35
Verloste Wertpapiere			520.25
		RM.	13942.88
Ausgaben:			
Zeitschrift für Ethnologie	RM. 3371.05		
Anzahlung für 1927	5000.—		
	8371.05		
Anzahlung für 1926	6554.—		1817.05
Prähistorische Zeitschrift	7117.26		
Anzahlung für 1927	4000.—		
	11117.26		
Anzahlung für 1926	2000.—		
	9117.26		

Digitized by Google

Einahmen	2 158.60	6 958.66
Zeitschriftenabonnements und Bücher		226.40
Porto		1 263.76
Bürokosten und -Miete		1 427.57
Buchbinder		500.50
Verschiedenes		241.95
Wertpapiere		509.—
Bestand am 30. November 1927.		
Bar	77.37	
Postscheckkonto	5.58	
Bankguthaben	915.04	997.99
		RM. 13 942.88

Die Abrechnung ist mit den Büchern verglichen und durch Stichproben mit den Belegen geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 5. Dezember 1927.

Langerhans. Maaß.

Aufstellung über das Kapitalvermögen.

	Pap.-M.	RM.
1. Verfügbarer Bestand:		
a) Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen, eingetragen in das Reichsschuldbuch		150.—
b) Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen		525.—
c) $3^1/_2$ und 4% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917	31 500.—	
2. Eiserner Bestand:		
Gebildet aus den einmaligen Zahlungen seitens 25 Mitglieder, angelegt in: $3^1/_2$% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917	5 100.—	
Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen		187.50
3. William Schönlank-Stiftung:		
Angelegt in: $3^1/_2$% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917	15 000.—	
4. Maaß-Stiftung:		
Im Jahre 1910 von Herrn Prof. Maaß dargebracht, angelegt in: $3^1/_2$% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917	8 500.—	
5. Rudolf Virchow-Plaketten-Stiftung:		
Von Herrn Geh.-Rat Minden gegründet. Angelegt in: $3^1/_2$% und 4% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917	6 400.—	
$3^1/_2$% und 4% Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt nach 1. 1. 1918	10 000.—	
6. Konto „Generalkatalog“:		
Angelegt in: Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen		250.—
im ganzen	76 500.—	1 112.50

Digitized by Google

(5) Herr Virchow berichtet über die Rudolf Virchow-Stiftung: Die Stiftung hat im vergangenen Jahre die Vita minima weiter geführt, zu welcher sie seit der Inflation und durch diese verurteilt war. Es ist aber doch ein Lichtschimmer in das Dunkel gefallen, indem ihr aus Aufwertung etwas über 1000 M. zugegangen sind. Im vorigen Bericht wurde mitgeteilt, daß die Stiftung aufgefordert worden sei, die 79000 M. Westfälischer Provinzanleihe, welche sich in ihrem Besitze befanden, zur Aufwertung anzumelden. Dies ist geschehen, und es wurden ihr dafür 1975 M. Ablösungsanleihe zugesprochen. Nach dem bei solchen Abfindungen üblichen Verfahren wurden diese gutgeschrieben und sollen allmählich durch Auslosung zur Zahlung gelangen, dann aber mit dem fünffachen Betrage und zuzüglich von Zinsen. Gerade gestern erhielt ich die Mitteilung, daß von den 1975 M. 200 M. ausgelost seien, und daß die daraus sich ergebenden 1084 92 M. nach dem 1. Januar ausgezahlt werden sollen.

In der gleichen Weise werden mit fortschreitender Auslosung die ganzen 1975 M. nutzbringend werden, und nach dem gleichen Modus auch die 175 M. Deutscher Kommunal-Sammel-Ablösungs-Anleihe, welche für die früher im Besitz der Stiftung verbliebenen 7000 M. Berliner Stadt-Anleihe zugebilligt worden waren. Auf diese Weise wird die Stiftung wieder zu einem Kapitälchen kommen, welches zwar sehr klein ist, aber hoffentlich als Krystallisationspunkt wirken wird, um Freunde der Stiftung und der Anthropologischen Gesellschaft — denn die Stiftung wirkt ja doch zum großen Teil im Interesse der Gesellschaft — zu veranlassen, zum Wiedererstarken der Stiftung beizutragen.

Von zinstragenden Papieren besitzt die Stiftung nur die schon in den letzten Jahresberichten erwähnten 35 £ 6 %iger Hamburger Staatsanleihe. Durch Zinsen aus dieser hat sich das Barguthaben auf 152 M. erhöht.

(6) Durch Zuruf wird der bisherige Vorstand wiedergewählt, nämlich die Herren:

Schuchhardt, Vorsitzender,
Ankermann, H. Virchow } stellv. Vorsitzende,
P. Traeger, Geschäftsführender Schriftführer,
Braun, Kassenführer,
v. d. Steinen, F. W. K. Müller } Schriftführer.

(7) Frl. Dr. Zuelzer sendet einen Ansichtskartengruß aus Weltevreden b. Batavia. Sie ist dort im Auftrage der holländischen Regierung in der Bazillenforschung tätig.

(8) Ihre angekündigten Vorträge halten:

Herr Eugen Fischer: Das neue Anthropologische Institut in Dahlem.

Herr F. W. K. Müller: Vorlagen aus der ostasiatischen Abteilung.

Digitized by Google

III. Literarische Besprechungen.

Fritz Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927, VII, 305 Seiten mit 445 Abbildungen, geh. 13 RM., geb. 15 RM.

Angesichts des mannigfachen Mißbrauchs, der in unseren Tagen mit rassenkundlichen Beobachtungen oder solchen, die es sein wollen, außerhalb der anthropologischen Forschung getrieben wird, empfinden wir sehr bald wohltuend und beruhigend: dieses Buch hat im wirklichen Sinne ein Historiker geschrieben. Daß der Verfasser bei der grundsätzlich möglichen und tatsächlichen Mannigfaltigkeit der Rassenbildungen von seinen Ermittlungen ausdrücklich das Mißverständnis abwehrt, als sei nun „ein dogmatischer Ruhe- und Schlußpunkt erreicht“[1]), dazu ferner seine treffenden forschungspsychologischen und methodischen Bemerkungen[2]) und gelegentlichen sozialpsychologischen Einwendungen[3]) zeigen: Kern ist weithin — nicht überall — der Gefahr der Überstürzung und Überspitzung, die auf Wegen außerhalb des eigentlichen fachlichen Bereiches stets groß ist, aus dem Weg gegangen.

Das Buch dient in seiner ersten Hälfte der Befestigung einiger wichtiger Beobachtungen, die die europäische Rassenforschung der letzten Jahre beschäftigt haben[4]): der Fortdauer einer cromagnonähnlichen Menschenform, vorzüglich unter der lebenden nordeuropäischen Bevölkerung, und der Aufstellung eines gereinigten, engeren Begriffes der nordischen Rasse eben durch Herauslösung dieses ihr bisher zugeordneten Cromagnonbestandteils. Das Werk, in dem Paudler nach kürzerer früherer Darlegung[5]) seine, wie man sich zu sagen gewöhnt hat, „Neuentdeckung“ lebender Cromagnonrasse in aller Breite begründet vortrug[6]), konnte leider infolge der Zeitnöte nur in notdürftigstem Maße mit Abbildungen ausgerüstet werden; so blieb das Verlangen nach Augenschein unbefriedigt, wiewohl Paudlers morphologisches Erfassungs- und Schilderungsvermögen — Goethes gestaltfrohes Auge hätte sich an diesem Buch erfreut — in etwas diesen Mangel lindert. Hier setzt nun Kerns planmäßige Arbeit ein[7]): sie brachte einen sehr willkommenen Bilderatlas aus den Gebieten deutschen Cromagnonvorkommens zusammen. Durch ihn wird Paudlers Feststellung der besonders gut in Dalarne erhaltenen und daher von ihm Dalrasse genannten Menschenform am Anschauungsstoff noch einmal begründet: die vorgeführten Abbildungen überzeugen, daß es notwendig ist, diesen dalischen Typus aufzustellen und — zunächst — als sechsten den bisher bestimmten fünf europäischen Unterrassen beizugesellen. Von einem Überblick über diese bisherige Einteilung[8]) geht Kern aus, um dann zu einem sorgsamen Nachweis der dalischen Vorkommen fortzuschreiten[9]); hierbei sind Fischers von Kern zum erstenmal wiedergegebene Aufnahmen der dalischen Guanchen-Typen von besonderer Überzeugungskraft und Wichtigkeit[10]). Die Klärung, die aus diesem verstärkten Nachweis des dalischen Typus hervorgeht, wird besonders deutlich in den Fällen, wo nunmehr die bisherige sehr unsichere Vermutung ostischer oder mongolider Einwirkungen überflüssig wird durch die vereinfachte Zurückführung solcher Typen auf die Merkmale der dalischen Form[11]). Im Zusammenhang der weiteren Ausführungen über „Mischformen auf dalischer Grundlage“[12]) wäre ein ausführlicheres Wort begrifflicher Klärung über das grundsätzliche Verhältnis von Rassentypus und Konstitution wichtig gewesen[13]). Ein kurzer Abschnitt trägt sodann die historisch vorzüglich wichtige psychische Charakteristik des dalischen Typus, ein weiterer, den „Cromagnonteil“ des Buches beschließender, die Herleitung des dalischen Typus aus der Cromagnonrasse vor, ebenfalls durch recht gute Abbildungen unterstützt. Zusammenfassend: Kerns dalische Studien sind ebenso verdienstvoll wie

---

[1]) S. 78. [2]) S. 2 unten f. [3]) S. 59.

[4]) Vgl. zur übersichtlichen Unterrichtung etwa M. W. Hauschild, Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse. Zeitschr. f. Ethnologie. 55. Jahrg. (1923), S. 54—59.

[5]) Cro-Magnon-Studien. „Anthropos“ Bd. XII—XIII (1917—1918), S. 641—694.

[6]) Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. Heidelberg 1924.

[7]) S. 16 unten f. [8]) Dazu Abb. 3—7. [9]) Abb. 8—84.

[10]) Abb. 70f. [11]) S. 23—27.

[12]) S. 44—56 mit Abb. 85—127.

[13]) Die Bemerkung S. 42 unten f. befriedigt nicht; vgl. auch S. 46 oben.

Digitized by Google

überzeugend. Der hier Berichtende könnte, wozu vielleicht sich an anderer Stelle Gelegenheit bietet, mit einem Griff aus dem nordfränkischen wie aus dem lebusischen Gebiet mehrere vorzügliche dalische Typen bestätigend vorführen, deren einer auch die Richtigkeit von Kerns Beobachtung belegt, daß unter dem Einfluß des herrschenden Schönheitsbildes dalische Merkmale einer zu Unrecht herabgedrückten Wertschätzung begegnen.

Kern wendet sich dann der Behandlung des eurasischen, das heißt des im engeren Sinn nordischen, den mittelmeerischen und den orientalischen Typus umfassenden, kurz nach Blumenbachs alter, vielfach und mit Recht gern wieder verwendeter Bezeichnung der kaukasischen Rasse zu, abermals im Anschluß an Paudlers Beschreibung und wieder unter Vorlegung eines reichen Abbildungsstoffes[1]). Der universalhistorisch wichtigsten These dieses Abschnittes, ja fast des ganzen Buches gegenüber lassen sich freilich die erheblichsten Bedenken nicht unterdrücken. Kern springt ohne die seine fundamentierenden Abschnitte so auszeichnende schrittweise Behutsamkeit und ohne jeden ernsthaften Nachweis zu einer in der Forschung völlig neuen Aufstellung über die „Weltbedeutung der eurasischen Rasse" hinüber. Er läßt, um es kurz zusammenzufassen, europäide Eroberervölker als Herrenschichten sich über alle fünf Erdteile lagern[2]), und sieht in der von ihm wie von der bisherigen Forschung als solche nicht bewiesenen „Tatsache, daß dieser europäide Typus fast überall in einer Herrenschicht" verbreitet war, „in seinem Fortleben in den Adelsrassen von fünf Erdteilen einen Schlüsselpunkt weltgeschichtlichen Verhältnisses"[3]). Seine Bemerkung über die altperuanische Kultur[4]) läßt keinen Zweifel, wie er das meint: die höchsten Kulturstufen, die innerhalb der einzelnen Erdteile erreicht worden sind, werden in Zusammenhang gebracht mit „weit reichenden Wanderzügen europäider Gruppen"[5]). Da in den Aufstellungen der Anthropologie diese These einstweilen keinerlei im entferntesten sicheren Rückhalt findet und auch dem Verfasser, Kern, als Historiker, gewiß nicht zugemutet werden kann, selbst die begründenden anthropologischen Nachweise zu führen, ist sein universalhistorisch wichtigster Satz, seine These von der „Weltbedeutung der eurasichen Rassen" abzulehnen — selbstverständlich nur in dem ihr von Kern gegebenen Sinn; im übrigen ist ja an der menschheitsgeschichtlichen Spitzenstellung der Völker kaukasischer Rasse[6]) kein Zweifel[7]). — Das zu dieser Ablehnung zwingende Bedenken liegt darin, daß Kern über die einschlägige anthropologische Literatur ohne jede Begründung hinausgeht, ja sie, wie für die indianische Rassenkunde leider festgestellt werden mußte[8]), überhaupt beiseite läßt[9]). Bedauern wir an dieser geschichtswissenschaftlich wichtigsten Stelle, daß Kern seine Ausführungen nicht an die einschlägige Fachforschung anschließt, so besteht gegen die Darlegungen über die Herkunft der europäiden Rassengruppe[10]), über die seßhaften und Bewegungsrassen[11]), über die Heimat der Indogermanen[12]) ein

---

[1]) S. 79—111 mit Abb. 163—244. [2]) S. 107, 119 unten f. [3]) S. 103.

[4]) S. 93 (Sperrung nicht bei Kern): „Und wieder sehen wir den eurasischen Typus auch mit der höchsten Kultur verknüpft, die sich vor Kolumbus auf dem Boden der Neuen Welt entwickelt hat."

[5]) S. 119 unten f.

[6]) Ganz im Sinn von Kerns Äußerungen S. 287.

[7]) Drei Vorstellungen brauchen nur aufgerufen zu werden: Hamiten, Semiten, Indogermanen! Vgl. Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. [2](1927), S. 197.

[8]) Schilling, Die Frage der indianisch-europäischen Rassenverwandtschaft. Zeitschr. f. Ethnologie Jahrg. 60 (1928). — Hier wird ausgeführt, daß Kerns Behauptung über europäide Einschläge in der amerikanischen Urbevölkerung nicht nur wissenschaftlich unbegründet ist, sondern im Widerspruch steht mit den Erklärungen der rassengeschichtlichen Anthropologie; vgl. Kern S. 92 Abb. 207, 93 und 120.

[9]) Die Berücksichtigung zusammenfassender Ausführungen, wie der hier genannten, hätte vollauf genügt, Kern vor seinem Irrweg zu bewahren: Eugen Fischer in: Anthropologie (Die Kultur der Gegenwart III, 5) 1923, S. 216f. — Gustav Kraitschek, Rassenkunde. (1923) S. 37. — Karl Weule, Leitfaden der Völkerkunde. (1912) 30f. — Walter Krickeberg in: Georg Buschans „Illustrierter Völkerkunde" I (1922), S. 64—66. — Hans Pohlig, Völkerkunde und Palethnologie (1923), S. 294—297. [10]) S. 112—120.

[11]) S. 149—157. Hier beunruhigt vor allem das einfache Herübernehmen eines völkerkundlichen Schemas der Kulturenfolge (Abb. 339) „als Übersichtsskizze über den Rhythmus der älteren Weltgeschichte" (S. 154). Nur ein wenn auch noch so gedrängter Durchblick in die empirisch-völkerkundliche Begründung dieses Schemas könnte hier das Gefühl einiger Sicherheit erwecken.

[12]) S. 158—177.

Digitized by Google

gegenteiliges Bedenken insofern, als Kern sich hier ohne die ihm sonst weithin eigene Kritik und Vorsicht meines Erachtens zu bestimmt und unbedingt sehr differenzierten Aufstellungen der Völkerkunde anschließt. Ein bloßes Aufzeigen der Probleme und künftigen Verknüpfungsmöglichkeiten wäre hier vielleicht fruchtbarer gewesen als eine so positive Selbstauslieferung an eine Nachbarwissenschaft auf einem Gebiet mit vorzüglich historisch-kritischen Beurteilungsmöglichkeiten. Doch soll es bei diesen allgemeinen Bedenken sein Bewenden haben und nur in der Besonderheit der Indogermanenfrage noch auf ganz gleichläufige Schwierigkeiten hingewiesen werden. Daß Kern sich in der Frage nach der Heimat des Indogermanenvolkes der von Matthäus Much begründeten, dann früh von so kritischen Beurteilern wie Reinhold Agahd angenommenen[1]) und zuletzt archäologisch durch Kossinna vertretenen Ansicht[2]) von dem Ostseegebiet als der Heimat der Indogermanen anschließt[3]), kann gewiß bei dem heutigen Stand der Frage keinerlei Bedenken erregen, zumal der Verfasser dabei ebenso wie Kossinna[4]), Feist[5]) und Paudler[6]) das Hervorgehen des Germanentums aus der Mischung zweier Völker, einem unindogermanisch-dalischen und einem indogermanisch-nordischen annimmt[7]). Solange wir über die Fragen des Indogermanentums ein in ganz reiner Luft aufragendes Grundwerk nicht besitzen — man kann nur wünschen, es möchte künftig noch und in einem Geist, wie Agahd ihn vertrat, geschrieben werden, — kann billigerweise nicht verlangt werden, daß sich jeder Forscher mit dem nicht immer ohne Eigenbrötelei vergrößerten Wirrsal der Hypothesen[8]) in aller Breite auseinandersetzt. Wohl aber bestärkt es in dem vorhin gegen das bedingungslose Herübernehmen völkerkundlicher Theorien ausgesprochenen Bedenken, daß Kern in der Kultur der Urindogermanen vorwiegend eine Hirtenkultur sieht[9]). Eine eingehende Begründung dieser Auffassung wäre schon gegenüber Schrader notwendig gewesen, und auch die mit Schrader in diesem Punkte einstimmige Anschauung eines so geistvollen und zugleich auch vorsichtigen neuesten Forschers wie R. Walter Darré zeigt[10]), daß es die kulturgeschichtlichen Tatsachen des Altindogermanentums nicht gestatten, gewissermaßen blindlings mit so abweichenden Aufstellungen, die an Theorien aus dem Umkreis einer bestimmten völkerkundlichen Schule anschließen, in einen an älteren Forschungen so reichen Fragenkreis wie den der Indogermanenheimat hineinzuschneien.

Ganz frei von allen solchen Bedenken läßt uns dagegen ein wieder unmittelbar bei der morphologischen Beobachtung verweilender Abschnitt über „Germanen und ‚nordischen' Typus"[11]); hier wird in behutsamer Analyse die Aufhellung der dem Germanentum zugeordneten verschiedenartigen rassischen Bestandteile fortgesetzt, wobei unter anderem, wie schon gesagt wurde, mit Recht die Auffassung vom Ursprung der Germanen aus der Verschmelzung vor allem zweier Rassenbestandteile, des dalischen und des nordischen, vertreten wird. Die Behandlung dieses Gegenstandes wird dann unter der Antithese „Herren und Bauern" noch einmal aufgenommen[12]); dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß Kern nicht bei den oben erwähnten Entlehnungen aus der Völkerkunde stehen bleibt, sondern an entscheidenden Stellen positiv über diese hinauszudringen trachtet[13]). Je mehr unter den wenigen diesen Fragen Nachdenkenden Einstimmigkeit besteht, daß die alt- wie die neueuropäische Geschichte durch Völker nördlicher Rasse auf ihre Höhe hinaufgetrieben worden ist, auf um so festerer Grundlage bewegen sich Kerns

---

[1]) Die Heimat der Indogermanen. Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1906, S. 109—138, besonders 138. — Kleine Schriften (= Frankfurter Abhandlungen zur Geschichte, Heft 3) 1927, S. 64.

[2]) Die Indogermanen I: Das indogermanische Urvolk. 1921 (= Mannusbibl. Nr. 26).

[3]) S. 161, 171 und 202 Anm. 1.

[4]) A. a. O., S. 76f., Querspalte 3 = Die Herkunft der Germanen. 2. Auflage, 1920, S. 27 Tabelle 2. — Vor allem aber: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur. Mannus. Zeitschr. f. Vorgeschichte, Bd. 11/12 (1919/20), S. 274.

[5]) Indogermanen und Germanen. ^{3}(1924).

[6]) Die hellfarbigen Rassen, 1924, S. 31—106.

[7]) S. 179, 180 und 286.

[8]) Es sei darauf hingewiesen, daß neuerdings auch Schuchhardt seine eigene Lehre in dieser Frage aufgestellt und das steinzeitliche Thüringen für die Heimat der Indogermanen erklärt hat.

[9]) Unbedeutende Einschränkung S. 161.

[10]) Bauer, Krieger und nordische Rasse. „Volk und Rasse", 3. Jahrg. (1928), S. 173—186.

[11]) S. 121—147.

[12]) S. 196—212 mit Abb. 369—380.

[13]) S. 202 Anm. 1.

Digitized by Google

Ausführungen über die Wirksamkeit der diesen rassenkundlichen Sachverhalt widerspiegelnden subjektiv-psychologischen Elemente: der in der griechischen, römischen und deutschen Kunst geltenden Rassenwerte und Schönheitsvorstellungen, die auch Günther von Beginn seiner Arbeit an aufmerksam verfolgt hat. Diesem Gegenstand wendet sich der elfte Abschnitt des gegen Ende sich mehr und mehr in Einzelfragenbehandlung auflockernden Werkes zu[1]). Noch stärker kommt eine im eigentlichen Sinn kulturhistorische Betrachtungsweise in der Darstellung zur Geltung, die Kern der Stellung des Germanentums zu der dinarischen, vorderasiatischen, mittelländischen und ostischen Menschenform widmet[2]). In diesem Zusammenhang behandelt Kern auch mit wohltuendem, sichtbar den echten Historiker verratendem Urteil eine Hauptfrage in der Geschichte der mitteleuropäischen Juden: die Gründe für die Fremdheitsgefühle der Wirtsvölker gegen sie, und kommt dabei zu dem Ergebnis: „Aus der Geschichte des Antisemitismus läßt sich sozusagen experimentell nachweisen, daß es weniger das fremdartige Äußere als die tief verwurzelte andersartige Kulturüberlieferung war, welche die Schärfen des Rasseninstinktes in diesem Fall hervorrief." In der Beurteilung des der ostischen Rasse zugeordneten psychischen Typus, insbesondere seiner ungewöhnlich geringen Fähigkeit zu fester Staatenbildung[3]) berührt sich Kern aufs nächste ebenso mit Peiskers Forschungen[4]), wie auch mit Günthers Auffassung. Die letzte Ausweitung bildet ein Abschnitt über geschichtliche und gegenwärtige Rassenpflege, in dem der Verfasser gewisse rassenpolitische Grundlagen des Völkerlebens nach ihrer theoretischen und praktischen Seite hin behandelt[5]), und das Buch wird beschlossen durch einen kurzen Rückblick auf die Heraufkunft von Indogermanen und Germanen und ihren gewaltigen Anteil an den Hervorbringungen der Menschheitsgeschichte[6]). Aus zwei Anhangsabschnitten schließlich, die sich lose angliedern, erscheint ein Satz seiner methodologischen Wichtigkeit wegen heraushebenswert: „Fragen, wie die besondere seelische Artung der nordischen Rasse und ihre geschichtliche und kulturelle Bedeutung sind von der Naturwissenschaft und deren Methoden aus überhaupt nicht zu lösen; sie setzen kulturgeschichtliche Kenntnisse und Arbeitsweise voraus"[7]). Es ist nicht hier der Ort, um noch auszuführen, welche grundlegende Bedeutung dieser Feststellung unter universalhistorischem Gesichtspunkt zukommt und in welcher Hinsicht es wünschenswert war, Kern hätte diesen Forschungsgedanken zum Ausgangspunkt schärferer, eindringlicherer und straffer zusammengefaßter wirklicher Untersuchungen auf vergleichend-geschichtswissenschaftlicher Grundlage gemacht.

Wir stehen am Schluß eines, wie ich glaube, grundsätzlich teilnehmenden und manchem wichtigen Teil von Kerns Werk zustimmenden Überblicks. Die synthetische Kraft oder doch der synthetische Drang einiger Richtungen unserer zeitgenössischen Wissenschaft hat dieses Buch mit seiner weithin gespannten Stoffbewältigung emporgetragen. Die grundsätzliche Bedeutung solcher Versuche der Verbindung benachbarter Tatsachenreihen, wie der kultur- und der rassengeschichtlichen, ist damit erneut und eindrucksvoll dargetan, sowohl mit dem, was Kern erreichte, als auch mit dem, was er m. E. und wie in der universalhistorischen Sonderbesprechung im einzelnen ausgeführt ist[8]) noch nicht erreichte. Wenn der hier Berichtende sich auch als historisch-kritischer Betrachter außerstande sieht, den Enthusiasmus eines so angesehenen Biologen wie Lenz zu teilen[9]), so ist er doch von der Fruchtbarkeit einer eingehenden Auseinandersetzung mit Kerns Werk aus eigener Erfahrung überzeugt. Friedrich Schilling.

Carl Stumpf, Die Sprachlaute, Experimental-Phonetische Untersuchungen. Nebst einem Anhang über Instrumentalklänge. Berlin, Julius Springer. 419 Seiten; 28,50. M.

Diese bedeutende Arbeit wendet sich nicht in erster Linie, wie der Titel vermuten lassen könnte, an den Sprachforscher, sondern an den Physiologen und den Psychologen. Es ist die Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie auf dem Gebiete der Phonetik seit Helmholtz in Deutschland betrieben worden ist. Während des letzten Dezenniums haben sich auch amerikanische

[1]) Die Adelsrasse und ihr Gegensatz [Die ostische Menschenform]. S. 213 bis 247 mit Abb. 381—440.

[2]) S. 248—258. [3]) S. 256 unten f.

[4]) J. Peisker, Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-Tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. 1905 (S. A. aus der Zeitschr. f. Social- und Wirtschaftsgeschichte. Bd. III, 1905).

[5]) S. 259—282. [6]) S. 283—287. [7]) S. 297.

[8]) Schmollers Jahrbuch, Bd. 52 (1928).

[9]) Münchener Medizinische Wochenschrift, Jahrg. 1927.

Digitized by Google

Physiker und Ingenieure vielfach mit denselben Fragen beschäftigt. Ihre auf gänzlich anderen Wegen durchgeführten Untersuchungen führten in den wichtigsten Punkten zu Ergebnissen, die sich mit denen des Verfassers zu einem widerspruchslosen Ganzen abrunden, was für die Objektivität der Ergebnisse sicher ein wertvolles Kriterium ist. Der Verfasser weist darauf hin, daß in allem Wesentlichen Helmholtzens vielumstrittene Vokaltheorie sich auch in diesen neuesten gründlichen Forschungen als siegreich erwiesen hat. — Das Interesse des Verfassers war also nicht auf praktische Ziele gerichtet, sondern auf die rein theoretischen Fragen nach der Entstehung der sogenannten Komplexqualitäten und ihrem Zusammenhang mit den Eigenschaften der Elemente. Klangfarben und speziell Vokale liefern dafür die bekanntesten Beispiele und das geeignetste Untersuchungsmaterial.

Phonetik, d. h. die Lehre von den Sprachlauten, kann man von zwei Gesichtspunkten aus betreiben, indem man sich entweder mit der Erzeugungsweise der Laute beschäftigt, oder aber mit den Lauten selber, ihrer akustischen Zusammensetzung. Nur diese letztere Seite wird in dem vorliegenden Buche behandelt, während die Sprachwissenschaft sich bisher vorzugsweise, ja fast ausschließlich, mit der Bildungsweise der Laute, der Tätigkeit der Sprachwerkzeuge beschäftigt hat. Zweifellos kann sie aber auch aus einem genauen Studium des akustischen Charakters der Laute Nutzen ziehen. Heute schon ist es möglich, feine Unterschiede in der Aussprache eines Vokales durch Angabe seines Formantzentrums genauer als durch bloße Beschreibung der Mundstellung festzulegen. Schon Bremer hat auf diese bisher fast unbeachtet gebliebene Seite der Phonetik hingewiesen mit den Worten: „Die vollkommenste Unterscheidung würde erreicht werden, wenn man statt von einem Vokal A, E, U usw. von einem Vokal b^2 oder einem Vokal d^2 g^2 sprechen dürfte", und ähnlich betont Trautmann: „Die Hauptsache bleibt immer der Klang: Angabe der Tonhöhe, also Bestimmung des Grundgeräusches, ist das mindeste, was verlangt werden muß, und zugleich das, was geleistet werden kann, und das letzte Ziel der Bestimmung der Konsonanten muß, wie das Ziel der Bestimmung der Vokale, die vollständige Zerlegung ihrer Klänge sein, so daß man von einem gewissen Laut sagen kann, er besteht aus dem Grundgeräusch x und den Nebengeräuschen y, z, w."

Die Phonetik ist zwar noch weit entfernt davon, sich allgemein gründlich mit diesen „letzten" Fragen zu beschäftigen, und das aus gutem Grunde. Man darf nie vergessen, daß eine Hauptaufgabe der Phonetik darin besteht, den Menschen für genaues Hören und genaues Aussprechen zu schulen, ihn instand zu setzen, möglichst feine Lautunterschiede hörend aufzufassen und sprechend wiederzugeben, also sein eigenes Instrumentarium möglichst vollkommen zu handhaben. Das wird immer das erste Ziel des phonetischen Unterrichtes sein müssen. Hand in Hand damit muß freilich die im engeren Sinn wissenschaftliche Phonetik arbeiten, die sich aller heutigen technischen Hilfsmittel bedient. Ihr fallen Aufgaben wie die oben erwähnten zu, und ihr bietet das Stumpfsche Werk in seiner Gründlichkeit und Eindringlichkeit und seiner klaren Darstellung eine überaus wertvolle Grundlage. So hat auch die Sprachwissenschaft alle Ursache, dem Verfasser für seine Gabe dankbar zu sein, denn jede ernste Beschäftigung mit den behandelten Problemen wird schließlich auch der eigentlichen sprachlichen Forschung wieder zugute kommen. D. Westermann.

Schlieben, E., Mutterschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte des Mutter- und Säuglingschutzes. Osterwieck a. Harz: Stande (1927). VII, 284 S. 8°.

Die Arbeit von Frau Schlieben stellt die Geschichte des Mutter- und Säuglingsschutzes bei allen Kulturvölkern der alten Welt zusammen und führt sie von den frühesten historischen Zeiten über das Mittelalter zu der neuesten Entwicklung der Jetztzeit. Das reich mit Illustrationen ausgestattete Werk bietet eine Fülle von Anschauungsmaterial. Es zeigt, wie sehr die Geburt mit ihren Gefahren für Mutter und Kind immer wieder das Denken veranlaßte, Mittel zu ersinnen, die diese Gefahren beseitigen konnten. Da aber die Erkenntnis ihrer wirklichen Ursachen noch fehlte, wurden diese Gefahren wahrscheinlich schon in prähistorischen Zeiten bei allen Völkern dem Einfluß böser Mächte zugeschrieben: Die ersten Kapitel zeigen, auf welche Weise die Kulturvölker der alten Welt diese Mächte fernzuhalten oder zu überwinden suchten, und es wird dabei deutlich, daß diese Abwehrmittel bei allen sehr ähnlich gewesen sind. Sie erhielten sich auch in Zeiten, in denen bedeutende Ärzte, wie Hippokrates und Soranus, für eine vernünftige Behandlung der werdenden Mutter und des Säuglings eintraten. Schlieben zeigt, wie in Zeiten eines sozialen Verfalles die wertvollen Werke dieser Ärzte wieder fast in Vergessenheit gerieten und ihre vernünftigen Verordnungen von den zaube-

Digitized by Google

rischen Mitteln überwuchert wurden. Der Ursprung dieser sinnlosen abergläubischen Gebräuche war immer eine große Sorge und Liebe für das erwartete Kind. Das Kapitel Aussetzung und Findlinge aber zeigt, wie sehr Zeiten großer sozialer Not diesen natürlichen Muttertrieb verändern und sogar ganz unterdrücken können. Aussetzung und Mord der Neugeborenen waren in ihnen leider gar keine Seltenheit. Die Gegenbewegung der Gesellschaft ging nach Schlieben von den religiösen Gemeinschaften aus, die durch Sammeln der Ausgesetzten und Gründung von Findelhäusern der ethischen Verpflichtung gegen diese armen Ausgestoßenen nachzukommen suchten. Dennoch wurde der Verkauf des Kindes bei sozialer Not auch im 15. Jahrhundert noch von Kirche und Gesetz gebilligt.

Im Mittelalter sind die germanischen Gebräuche — deren Darstellung etwa die Hälfte des Buches einnimmt — vielfach Nachahmungen altorientalischer Sitten. Im 17. Jahrhundert aber nimmt die Ausbildung der Geburtshelferinnen zu, tüchtige Ärzte bemühen sich dauernd darum, und wir können die Entwicklung hygienischen Fortschrittes bis zu den neuesten Fürsorgeergebnissen unserer Zeit verfolgen, die ein starkes ethisches Verantwortungsgefühl der Gesellschaft für Mutterschaft und Säuglingsfürsorge erkennen lassen. Aber „Mutterschaft und Gesellschaft" sind auch für uns noch ein schwer zu lösendes Problem geblieben. Die sozialen Verhältnisse ,in denen ein großer Teil des Volkes lebt, sind drückend, die Erwartung eines Kindes ist daher für viele Eltern kein frohes Ereignis, sie wird oft genug als Unglück empfunden. Die Mittel einer früheren Zeit, Aussetzung und Mord, sind für das Empfinden unserer Zeit in allen Schichten des Volkes fast ausnahmslos unmöglich, aber ein in der Wirkung fast gleiches Verfahren, die Verhinderung der Geburt, wird heute in größerem Umfange allgemein geübt; sie ist für viele, besonders bei den unglaublichen Wohnungsverhältnissen der Großstadt, oft eine bittere Notwendigkeit. Einen Hinweis auf dieses wichtige Problem von Mutterschaft und Gesellschaft vermisse ich in dem wertvollen Buch, dessen Lektüre ich allen, die sich mit diesem Problem beschäftigen, empfehlen möchte.

Ida Lublinski.

Klatt, B., Entstehung der Haustiere. Im Handbuch der Vererbungswissenschaft, herausgegeben von E. Baur und M. Hartmann. Lieferung 2 (III, K), 107 Seiten mit 15 Abb. und 1 Zeittafel. Preis 15 RM.

Nachdem in den letzten Jahren verschiedene Bücher über die Abstammung der Haustiere veröffentlicht sind, könnte ein ferneres für überflüssig gelten. Aber die durchaus selbständige Art, wie der Verfasser an seine Aufgabe herantritt, läßt das vorliegende Buch doch als eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der Haustierliteratur erkennen. Während nämlich die meisten bisherigen Autoren die Frage mehr von der historisch-morphologischen Seite angefaßt haben, treten bei Klatt, wie es ja auch ein Handbuch der Vererbungswissenschaft erfordert, genetisch-hereditäre Fragen in den Vordergrund.

Das Buch zerfällt in drei große Abschnitte. Im ersten: „Haustierwerdung", wird kurz die Frage behandelt, wie es überhaupt zur Entstehung der Haustiere kam, wobei sich Klatt besonders Hahns Ansichten anschließt. Wichtiger ist der zweite Teil, in dem die Wirkungen der Domestikation besprochen werden. Namentlich werden hier die Folgen der Domestikation in ihrer Wirkung auf die einzelnen Körperteile Knochen, Muskeln, physiologische Verhalten (Brunst, Fettansatz, innere Sekretion) untersucht. Und es wird dabei im Besonderen geprüft, wieweit es sich um Modifikationen oder Mutationen handelt. Hierbei spielt natürlich die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften eine Rolle, welcher der Verf. skeptisch gegenüberzustehen scheint. Merkwürdig ist, daß die Zahl der Veränderungen verhältnismäßig klein und bei allen Haustiergattungen gleichgerichtet ist. Diese Parallelismen stellt Klatt in dankenswerter Weise zusammen und gibt so eine gute Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen der Domestikation. Während im allgemeinen Teil dieses Abschnittes diese Fragen mehr allgemein behandelt werden, bespricht der Verfasser im speziellen Teil besondere Fälle, wie Wollbildung, Hornform, Dachsbeinigkeit, Ohrlänge, Verringerung der Körpergröße usw.

Der dritte Abschnitt gibt dann eine Übersicht über die eigentliche „Geschichte der Haustiere". Hier werden zunächst die Methoden der Haustierforschung besprochen und in einem zweiten Teil die wichtigsten Ansichten über die Herkunft der einzelnen Haustiere, also der Boviden, Ovicapriden, Cameliden, Suiden, Equiden und Caniden kritisch beleuchtet.

Wenn auch der Überblick, der hier gegeben wird, die Literatur nicht vollständig berücksichtigt, so ist doch im ganzen ein ziemlich vollständiger Überblick über das Gebiet gegeben worden, der namentlich, was die theoretische Literatur anbelangt, eine ziemliche Vollständigkeit erreicht. Aber man gewinnt doch den Eindruck, daß dem Verfasser die Fühlung mit der praktischen Tierzucht fehlt.

Digitized by Google

So wären namentlich im zweiten Abschnitt Hinweise auf gewisse Entartungserscheinungen, die Unmöglichkeit, manche Haustierrassen in anderen Ländern als ihrer Heimat zu züchten, die allmähliche Änderung mancher Rassen, die außerhalb ihrer eigenen Heimat gezüchtet worden sind, und deren schrittweise Angleichung an in der neuen Heimat bestehende Rassen wünschenswert gewesen und hätten wohl auch die Ansichten des Verfassers über Erblichkeit beeinflußt, wenn sie ihm bekannt gewesen wären.

Es kann aber nicht Aufgabe eines Referates sein, zu der Ansicht des Verfassers Stellung zu nehmen oder daran Kritik zu üben, da zu viele Fragen noch strittig sind und sie daher auch anders beantwortet werden könnten. Die Hauptsache scheint mir zu sein, hervorzuheben, daß es dem Verfasser gelungen ist, einen dankenswerten Überblick in knapper Form über das Gebiet zu geben.

Hilzheimer.

Jacob, Georg Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert (Quellen zur deutschen Volkskunde). Herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen, Heft 1. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin 1927. 4 RM.

Das Eindringen der Slawen in Deutschland, ihr Verhältnis zu den Resten der zurückgebliebenen Germanen und die wirtschaftlich-siedlerischen Vorgänge während ihres Vordringens nach Westen stellen Fragen, die noch nicht oder nur ungenügend beantwortet sind. Jede urkundliche Nachricht ist daher von größtem Wert, jede muß bei der Vieldeutigkeit vieler alter Schriftsteller besonders kritisch untersucht werden. Eine der wichtigsten Quellen ist der Bericht des Juden Ibrahim Ibn Jaqub, der bisher nur in der Bearbeitung von Wigger (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte, XLV, 1880) vorlag, dieser aber den in das Russische übersetzten Text nur aus einer holländischen Bearbeitung kannte. Daß unter diesen Umständen Ungenauigkeiten und Mißverständnisse nicht ausgeschlossen waren, liegt auf der Hand. Der auch in der Berl. Gesellsch. f. Anthr. wiederholt angezogene Bericht über den wendischen Burgenbau lautet nach Wigger: „Wenn sie nämlich eine Burg errichten wollen, so suchen sie einen Wiesenboden, der reich an Wasser und Riedgras ist, und stecken da einen runden oder viereckigen Platz ab nach der Form und dem Umfang, welchen sie der Burg geben wollen. Dann graben sie um denselben einen Graben und häufen die ausgegrabene Erde auf. Mit Brettern und Balken wird diese Erde so fest gemacht, bis sie die Härte von gestampftem Lehm (Pisé) erreicht hat. Sobald die Mauer bis zu der beabsichtigten Höhe aufgeführt ist, wird an der Seite, welche man dazu auswählt, ein Tor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut." In der neuen authentischen Übersetzung aber lautet diese Stelle (S. 12): „Sie gehen zu Wiesen, reich an Wasser und Gestrüpp, stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab nach Form und Umfang der Burg, wie sie sie beabsichtigen, graben ringsherum und schütten die ausgegrabene Erde auf, wobei sie mit Planken und Pfählen nach Weise der Bastionen (tawâbî) gefestigt wird, bis die Mauer die beabsichtigte Höhe erreicht hat. Auch wird für die Burg ein Tor abgemessen, an welcher Seite man will, und man geht auf einer hölzernen Brücke aus und ein." Das sind Unterschiede, die zeigen, daß Wigger das Bild seiner heimatlichen Burgwälle vor Augen gehabt hat, und daß dabei ein etwas moderner Zug in die Schilderung geflossen ist.

Wertvoll ist, daß der Übersetzer das Verhältnis zwischen dem Jaqubschen Bericht zu dem eines anderen Zeitgenossen klargestellt hat. Es kommt hier der Araber Ahmed at-Tartuschi in Frage, dessen Schilderung seiner Reise nach Deutschland aus der Schrift von Udhrî in die des Arabers Gazwinni übergegangen ist und uns bei dem Verlust der anderen Berichte nur in dieser Form überliefert ist. Jacob hat ihn jetzt stil- und geschichtskritisch aus dem Texte dieser herausgeschält. Ibn Jaqub und Tartuschi sind zu gleicher Zeit in Deutschland gewesen und, wie der Herausgeber nachzuweisen versucht, am Hofe Ottos d. Gr. 973 zusammengetroffen. Ist dies richtig, dann haben sie sicher ihre Beobachtungen ausgetauscht. Für die Frühgeschichte Deutschlands haben beide Berichte besonderen Wert, weil sie uns — wenn auch recht knapp — die Anzahl der von ihnen besuchten Städte überliefern. Ahmed at-Tartuschi berührte das von Ptolemäus schon um 150 n. Chr. erwähnte Susudata (Soest), das er Schuschit nennt, Paderborn, Fulda, Schleswig und Mainz, während Jaqub Burg bei Magdeburg, Schwerin, Grad bzw. Mikilenburg (Mecklenburg), Magdeburg, in dem man mit größerer Wahrscheinlichkeit die auch von Tartuschi erwähnte sagenhafte Stadt der Frauen sehen darf als in dem, vom Mittelpunkt Deutschlands entlegenen Frauenburg (Ostpreußen),

Digitized by Google

Ferner Calbe, Nienburg, Dürrenberg (?), Wurzen, Prag und Jumnia (Jorisburg). freilich wissen sie über die Städte recht wenig zu sagen; nur von Schleswig erwähnt Tartuschi eine christliche Kirche und den häßlichen Gesang der Bewohner. Von Nienburg wird gesagt, daß sie eine Feste aus Steinen und Mörtel sei.

Neben diesen beiden Schriftstellern gibt der Herausgeber noch die Berichte eines 1235 in Cairo gestorbenen Ibn Dihja und eines Byzantiners Laskaris Kananos, der zwischen 1397 und 1448 über Livland, Schweden, Dänemark, Island, England, Flandern reiste und auch die südliche Ostseeküste kennen lernte. Die Herausgeber der Quellensammlung, v. Geramb und Mackensen, haben sich durch diese Veröffentlichung ein großes Verdienst erworben. Ob damit unsere orientalischen Quellen erschöpft sind? Schon der Vorbericht meldet, daß einzelne Handschriften erst in letzter Zeit bekannt geworden sind. Vielleicht ruhen in orientalischen Archiven noch andere, die eines Tages ans Licht kommen. Im Zusammenhang damit sei auch noch auf einen hoch bedeutsamen Bericht über die arktischen (uralischen) Länder aus dem 10. Jahrhundert aufmerksam gemacht, der in einem anderen Werke, des gleichen Verlages, in den Ungarischen Jahrbüchern (Band IV, 1924 Heft 2/3) durch Jos. Markwart veröffentlicht worden ist.

R. Mielke.

Rybitschka, Emil, Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs. Mit 74 Abbildungen und einer Karte. Leipzig (1927), Verlag von F. A. Brockhaus. 8°.

Durch eine erfolgreiche Schaukelpolitik hat es Afghanistan verstanden, das Schicksal seines südlichen Nachbarstaates zu vermeiden und bis zum heutigen Tage seine politische Unabhängigkeit zu wahren. In das Intriguenspiel am Hofe des Emirs, das besonders während des Weltkrieges seine größten Triumphe feierte, versetzt uns das vorliegende Buch Rybitschkas.

Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, geriet beim Falle Przemysls in russische Gefangenschaft und wurde mit einem größeren Transporte nach dem russischen Zentralasien gebracht. Es gelang ihm, mit einigen Kameraden aus Samarkand über den Amu Darja nach Afghanistan zu entkommen, wo noch die deutsche Mission unter dem Legationssekretär von Hentig weilte. Als der deutsche Diplomat in der Erkenntnis der Vergeblichkeit weiterer politischer Schritte das Land verließ, übertrug er den österreichischen Offizieren die Vertretung des Reiches — mit dem Erfolge, daß das Beglaubigungsschreiben vom Emir nicht anerkannt wurde. Das ewige Wechselspiel — allerhöchste Huld und Ungnade, Internierung und Tätigkeit als Instruktionsoffizier — endete erst mit der Ermordung des Emirs Habib Ullah und der Thronbesteigung des neuen, deutschfreundlichen Emirs Aman Ullah. In dem sich bald darauf entspinnenden Kriege mit England siegten anfänglich die Engländer, die sich dann allerdings infolge dauernder schwerer Verluste zum Friedensschlusse und Anerkennung der Selbständigkeit Afghanistans bequemen mußten.

Ganz abgesehen von dem Interesse, das die Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers und seiner Gefährten erweckt, und das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung hält, hat dieses Buch seinen dauernden Wert in der Klarlegung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im modernen Afghanistan. Insbesondere diese letzteren Beobachtungen und die hier und da eingestreuten völkerkundlichen Bemerkungen bieten auch dem Ethnographen Material und Anregung, wie denn auch die Mehrzahl der Lichtbilder — 74 Abbildungen (zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und seines Gefährten Klotzner, der Mitglieder der deutschen Afghanistanexpedition und des staatlichen afghanischen Ateliers) hat der Verlag von Brockhaus in Leipzig dem Werke beigefügt — für die Wissenschaft hochwillkommen sind.

Wilhelm Crahmer.

Loos-Haaxman, J. de: Johannes Rach en zijn werk; de topografische beschrijving der teekeningen met medewerking van W. Fruin-Mees door Mr. P. C. Bloys van Treslong Prins. Uitgegeven bij de gelegenheit van het 150-jarig bestaan van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen op 24 April 1928. Batavia: G. Kolff & Co. (1928). 144 S. 4°.

Um den Mitgliedern und Freunden der Königlichen Bataviaschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften eine Jubiläumsgabe zu überreichen, hatte sich in dieser Gesellschaft der Gedanke gefestigt, das Werk des Johannes Rach herauszugeben.

Digitized by Google

Der Leser wird durch ein Prachtwerk überrascht, in dem die Verfasser und die Herausgeberin weder Mühe noch Kosten gespart haben, um Johannes Rachs Werk künstlerisch und wissenschaftlich zu würdigen.

Rach kam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als einfacher Kanonier, im Dienst der Kompagnie, nach Ostindien. Seine militärische Laufbahn beschloß er 1779 mit dem höchsten Range bei der Artillerie, dem eines Majors. Was uns an Rach in dem oben genannten Werk interessiert, sind seine köstlichen hinterlassenen Federzeichnungen, die uns das alte Batavia und seine Umgebung bis Buitenzorg hin in der Zeit von 1764—1783 schildern. Die Blätter sind kunsthistorisch, ethnographisch und kolonialhistorisch von gleicher Bedeutung. Das pulsierende Leben jener Zeit von einem guten Beobachter in wertvollen Zeichnungen hinterlassen, bildet eine mannigfache Anregung, die auch heute wieder das Entzücken eines jeden sein wird, der sich mit dem, was Rach schuf, vertraut gemacht hat.

In dem vorliegenden Werk ist eine Sammlung von 60 Zeichnungen wiedergegeben worden. Die von Rach nachgelassenen Studien setzen sich aus einer Anzahl von Kollektionen zusammen. Von diesen befinden sich im Besitz der Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Weltevreden zunächst die Sammlung Boursse Wils mit 80 Nummern, sowie eine andere Serie, die gleichfalls von Boursse Wils gesammelt wurde, mit 35 Blättern. Hieran schließen sich die Sammlungen van Leeuwen, 35 Stück, und Adèr, 20 Zeichnungen umfassend. Außerdem kommen noch als ursprünglicher Besitz der Bataviaschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften 18 Studien hinzu. In den Niederlanden, namentlich in Rotterdam und dem Haag, sind noch 11 Blätter Zeichnungen bekannt. Das uns von Rach hinterlassene künstlerische Werk seines Lebens würde also in 199 Studien zum Ausdruck kommen.

Die Verfasser haben es verstanden, die Kunst, welche Rach der Nachwelt hinterließ, dem Leser durch tiefschürfende Studien näher zu erläutern und dadurch dem Künstler jene Anerkennung gegeben, die seinem Werk gebührt.

Der Koninklijk Genootschap van Kunsten en Wetenschappen aber gebührt der Dank, ein Werk herausgegeben zu haben, das uns Altholland im Spiegel seiner Kolonialtätigkeit zeigt, zu der Zeit, als die Bataviasche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften gerade aus der Taufe gehoben, gegründet wurde. Möge Johannes Rachs Werk der heutigen Generation zeigen, mit welchem Fleiß die Vorfahren sich im fernen Osten zu festigen und den Stolz der Nation als Kulturträger und Pioinere dortselbst zur Geltung zu bringen wußten. Alfred Maaß.

Danzel, Theodor Wilhelm, Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika. Hamburg, Bibliothek der Ibero-Amerikanischen Auslandskunde. Reihe A. 1927.

Im Verfolg der Bestrebungen, die geistige Verbindung Deutschlands mit den Außengebieten nach der fürchterlichen Katastrophe des Weltkrieges wieder herzustellen, hat die junge Universität Hamburg durch das Ibero-Amerikanische Institut eine Serie von Handbüchern begründet, als deren erstes dies Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika von Danzel herausgegeben ist.

Neben zahlreichen Veröffentlichungen, die größere Gebiete der Ethnologie behandeln, hatte sich der Verfasser bisher schon ganz wesentlich auf die amerikanische Völkerwelt eingestellt; und im ganzen wird man ihm doch das Zeugnis ausstellen können, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden ist, da hier doch ganz Amerika auf knappstem Raume besprochen werden sollte, vieles also nur kurz und mehr referierend behandelt werden mußte. Namentlich der Hauptaufgabe, den beiden hochgestiegensten Kulturen Mexiko und Peru galt es doch gerecht zu werden. Vielleicht hätte die Wirtschaft, die beide Länder hochgetrieben hatten, während sie wieder als Einzelkulturen doch verhältnismäßig einseitig ausgebildet waren, noch stärker herausgearbeitet werden können. Aber das ist ja ein im allgemeinen bisher selten gut gepflegtes Gebiet, das hier freilich geschichtlich besonders wichtig, ja verhängnisvoll war, denn nur diese große wirtschaftliche Einseitigkeit führte zu der geringen Widerstandsfähigkeit beider Kulturreiche gegen den rohen Ansturm der Spanier, die ja, so besonders noch in Peru, außerordentlich große Kulturwerte sinnlos und verständnislos vernichtet haben, für die der Katholizismus eine bisher, wie es scheint, kaum empfundene, jedenfalls viel zu leicht getragene Mitverantwortung auf sich geladen hat.

Wir können aber jedenfalls im Gesamturteil über das Buch nicht mit dem außerordentlich scharfen Urteil in der deutschen Literaturzeitung, 1927, übereinstimmen, in dem sogar ein bedauerliches Versehen in der Druckerei, bei dem sich die Unterschriften von zwei Bildern verschoben haben, dem Verfasser zur Last gelegt wird. Unser Urteil wird vielmehr dahin lauten können, daß die Aufgabe, wie geboten, in kürzester Form, aber mit recht gutem Erfolg gelöst ist.

Ed. Hahn.

Digitized by Google

Arriens, C., Am Herdfeuer der Schwarzen. Erlebtes aus Westafrika. 156 S. 8°. Mit 20 Originalbildtafeln. Weimar, Verlag für Urgeschichte und Menschforschung G. m. b. H.

Im vorliegenden kleinen Werk bringt Arriens, der bekannte Maler und Illustrator, künstlerischer Begleiter bei L. Frobenius' Niger- und Nordafrikaexpedition, in 18 kleineren und größeren Kapiteln Selbstbeobachtetes und Erlebtes aus Nigerien, und treffliche Tafeln nach Originalskizzen des Verfassers begleiten den Text.

Natürlich kann und will Arriens in dem Büchlein nicht ausführlich über die von ihm durchzogenen Gegenden berichten, auch laufen ihm bei einigen Ausführungen Irrtümer unter, die er bei rechtzeitigen Erkundungen an richtiger Stelle hätte vermeiden können, aber wiederum weckt die Veröffentlichung des mit dem Auge des Künstlers sehenden unbefangeneren Beobachters das Interesse vieler durch seine lebendige, eigenartige Schilderung und dient für einen größeren Laienkreis als gute Einführung in diese Länder. Indessen auch der Fachmann findet verschiedenes für ihn recht Wichtiges. Man vergesse nicht, ging doch die Reise durch Gebiete uralten afrikanischen Volkslebens, die erst vor wenigen Jahrzehnten durch europäische Kultur und die Eisenbahn, letztere allerdings nur für wenige Strecken, stärker berührt wurden. Da ist z. B. die für afrikanische Verhältnisse riesige Stadt Ibadan. Unweit der Küste liegend, sperrte noch vor 40 Jahren ein Krieg mit Abeokuta ein Eindringen in seine Mauern. Das Volk der Yoruba, eines der interessantesten im Golf von Guinea, mit uralten Beziehungen zu einer gewissen höheren Halbkultur, ebenso wie die Nupe und selbst die eingedrungenen Haussa-Fulbe geben neben den Resten der Urbevölkerung noch manches Rätsel zu lösen. Ife, durch Entdeckungen der Engländer bekannter geworden (Altmeister Bastian ahnte schon seine Bedeutung), das dann auch von der Frobeniusschen Expedition als Fundstelle berührt wurde, wird ebenfalls erwähnt, und die Arbeitsstätten verschiedener Industrien in Bida, auf die ich schon lange hingewiesen und aufmerksam gemacht hatte, wurden eingehend besichtigt, und Arriens' Pinsel und Stift legte so manches bildlich fest. Aber von erheblicher Wichtigkeit und großem Interesse sind auch die Ausführungen über die heiligen Krokodile! Wer denkt da nicht an ägyptischen Einfluß! Auch Widder, die am Halsband geführt werden, also ein Analogon zu den angeblich so alten nordafrikanischen Felszeichnungen, beobachtete der Verfasser. Ferner kann man sich gerade durch die guten Abbildungen ein schönes Bild von der Abenteuerlichkeit mancher Maskentänze machen. Das tägliche Leben der Neger, sowie der Mischfulbe und einige ihrer Industrien sind hübsch beschrieben und durch die beigegebenen Tafeln versinnbildlicht.

Die von A. gebrauchten Eingeborenenworte stammen meistens von seinem Haussadolmetscher; wie schon eingangs gesagt worden ist, hätte er sich ja bei manchem noch besser unterrichten müssen.

Aber das Werkchen im ganzen kann als eine gute Bereicherung der Afrikaliteratur für einen weiteren Kreis, der nicht große Bücher lesen kann und will, angesehen werden und bringt auch für den Fachmann so manches Erfreuliches und Neues. Es ist der Beachtung wert. P. Staudinger.

Bryk, Felix: Neger-Eros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern. Mit 85 Abbildungen und 1 Tafel. Berlin 1928. Marcus u. Weber.

Das mit einem Vorwort Albert Molls eingeleitete ausgezeichnete Buch bietet natürlich keine vergleichende Studie über die sexuellen Verhältnisse der Neger überhaupt, sondern nur, was unter den gegebenen Umständen viel wertvoller war, eine ziemlich erschöpfende Behandlung der Vita sexualis einiger Stämme des nördlichen Ostafrika. Es handelt sich vor allem um die Bantustämme der Baganda, Budama, Bagishu, Kitosh-Kavirondo, Kikuyu und die hamitisierten Nandi, Wandorobbo, Sebeyi, Elkoyni und Suk. Bei jeder Einzeltatsache ist mit rühmenswerter Gründlichkeit stets der betreffende Stamm vermerkt. Das Untersuchungsfeld ist sachlich sehr weit gesteckt. Die sexuellen Wirkungen auf das materielle und geistige Kulturleben werden in weitgehendem Maße berücksichtigt; eine genaue Betrachtung von Kleidung und Schmuck bildet die Einleitung. Besonders aufschlußreich sind seine Beobachtungen und Betrachtungen über die Genitaldeformationen, besonders der Vagina hypertelica und die Männerbeschneidung, zu der er eine rein hygienische Erklärung gibt. Die Pubertätsriten, Brautschau, Defloration, Beischlaf, Kinderpflege, Prostitution (auch in den größeren Städten, in Nairobi und an der Küste), Witwenstand, Ehe und Perversitäten werden meist mit ungeschminkter Offenheit behandelt. Die Bebilderung des Buches ist gut und bietet auch in anderer als erotischer Beziehung viel Neues. Durch Bryks Buch werden die Untersuchungen Roscoes, Hollis', Beechs u. a. gut ergänzt.

Herm. Baumann.

Digitized by Google

Druckfehlerberichtigung

zu dem Aufsatz von M. Hilzheimer: Naturwissenschaftliches zu Kühns Altersstellung der nordafrikanischen Felskunst. Heft 1/2. S. 89—95.

S. 90 Abschn. 2 Z. 11 statt falsch „Tierzeichnung" richtig „Tierzähmung".
S. 91 Abschn. 2 Z. 13 statt falsch „Bón-Alem" richtig „Bou-Alem".
S. 91 Abschn. 2 Z. 22 statt falsch „noutrus" richtig „Moutons".
S. 94 Abschn. 1 Z. 3 statt falsch „der" richtig „die".
S. 94 Abschn. 1 Z. 4 statt falsch „Litorine-Meeres" richtig „Litorina-Meeres".
S. 94 Abschn. 1 Z. 6 statt falsch „Grenzhorizontales" richtig „Grenzhorizontes".
S. 94 Abschn. 4 Z. 5 ist hinter nachweisbar das Wort „ist" zu streichen.
S. 94 Abschn. 5 Z. 15 statt falsch „longépes" richtig „longipes".
S. 94 Abschn. 5 Z. 17 statt falsch „zwar" richtig „genau".
S. 95 Abschn. 1 Z. 8 statt falsch „Remisenz" richtig „Konvexität".
S. 95 Abschn. 1 Z. 12 sind die letzten beiden Worte: „eine vor" zu streichen.
S. 95 Abschn. 1 Z. 14 statt falsch „eines Obermaiers" richtig „und Obermaier".
S. 95 Abschn. 1 Z. 16 statt falsch „Tuarezschafe" richtig „Tuaregschafe".
S. 95 Abschn. 2 Z. 6 statt falsch „paläographische" richtig „paläolithische"

IV. Eingänge für die Bibliothek.

Adatrechtbundels besorgd door de commissie voor het adatrecht en uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 28, 's Gravenhage: Nijhoff 1927. VIII, 543 S. 8°. 28: Gemengd.

Ahrens, Rudolf: Wirtschaftsformen und Landschaft ... Hamburg: Friederichsen 1927. XII, 97 S. 7 Textfig., 19 Ktn. auf 5 Taf. 4°. Hamburgische Universität. Abhandl. a. d. Gebiet d. Auslandskde. Bd. 24. Reihe C. Naturwissensch., Bd. 9.

Alba, M. M.: Etnologia y poblacion historica de Panama. Panama 1928: Imp. Nac. 22 S. 1 map.

Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. 1—4. Leipzig: Kabitzsch [1925] — 1927. II. Textabbild. 8°. Aus: Mannus, Bd. 17. H. 1—2, Bd. 19. H. 1—2 u. 3—4.

Andree, Julius: Das Alter der diluvialen Lippe- und Emscherablagerungen u. Nachtrag. Bonn: 1927. 8°. Aus: Sitzungsber. Naturhist. Ver. d. preuß. Rheinlande u. Westfalens.

Ankermann, Bernhard: Koelles Mbe-Sprache. [Berlin: Gruyter] 1927. 4 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Sem. f. orient. Sprach. Jhrg. 30, Abteil. 3.

Arbman, Ernst: Untersuchungen zur primitiven Seelenvorstellung mit besonderer Rücksicht auf Indien. [Leipzig: Harrassowitz, Paris: Soudier: Uppsala: Lundequistka 1926—1927.] Aus: Monde oriental. Vol. 20—21.

Arriens, C.: Am Herdfeuer der Schwarzen. Erlebtes aus Westafrika. Weimar, Verlag für Urgeschichte u. Menschenforschung. 156 S. 4 vierfarb. u. 16 schwarze Taf. 8°.

Arriens, C.: Unter Kabylen und Beduinen. Wanderungen im Atlasgebiet. Berlin: Ullstein (1927). 120 S. 10 Abbild. 1 Karte. 8°. (Wege zum Wissen Bd. 69.)

Atlas der Völkerkunde: Bd. 1 siehe Karutz, R., Die Völker Nord- u. Mittelasiens ... Bd. 2 siehe Krämer, A., West-Indonesien ...

Auerbach, Alfred: Das Städtische Museum in Gera in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Gera: Geraer Verlagsanstalt o. J. 44 S. 8°.

Avalon, Arthur: The serpent power being the Shat-Charka-Nirūpana and Padukā-Panchaka ... London: Luzac 1919. VIII, 183 S. 8 pl. 8°.

Avé-Lallemant, German: Provincia de Mendoza. Observaciones sobre el mapa del departamento de las Heras. La Plata: Museo, Lóndres: Quaritch, Paris: Leroux 1892. 20 S. 1 map. 2°. (Anal. del Mus. de La Plata sec. geol. y mineral. 1.)

Backwell, H. F.: The Occupation of Hausaland 1900—1904 ... Lagos 1927: Gov. Pr. 80 S.

Baldus, Herbert: Os Indios Chamacocos. São Paulo: Diarío official 62 S. 8°. Aus: Rev. do Mus. Paulista Tom. 15.

Banner, Johann: Die in Ungarn gefundenen Hockergräber. Szeged 1927. 66 S. 4°. Aus: „Arbeiten" H. 3.

Digitized by Google

Baschdaroff, G.: Die Makedonische Frage. Deutsch von M. M. Schischmanova. Wien, Paris, Berlin, Sofia: Die Makedon. Studentenver. 1925. 53 S. 1 Kte. 8°. Makedon. Bücherei Nr. 2.

Beth, Karl: Religion und Magie. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur psychologischen Grundlegung der religiösen Prinzipienlehre. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Berlin: Teubner 1927. XII, 433 S. 8°.

Beyer, Hermann: Las dos estelas Mayas de Tila, Ghis. Mexico 1927: La Nacion. Aus: Mem. de la Soc. „Antonio Alzate" Tom. 47.

Bij, T. S. van der: De vredelievendheid der Australische inboorlingen. Groningen: Noordhoff o. J. 8°. Aus: Mensch en Maatschappij jaarg. 4 Nr. 2.

Birffault, Robert: The mothers, A study of the origins of sentiments and institutions. 3 vols. London: Allen & Unwin, New York: Macmillan (1927). 4°.

Birket-Smith, Kaj: Eskimoerne. Med forord af Knud Rasmussen. Kobenhavn: Nordisk Forlag 1927. 239 S. 8°.

Birket-Smith, Kaj: 500 Eskimo words . . . Copenhagen: Gyldendalske Boghandel 1928. 64 S. map. 4°. Aus: Rep. of the 5. Thule-exped. 1921—1924. vol. 3, Nr. 3.

Bishop, Carl Whiting: The historical geography of early Japan. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 9 pl. 8°. Aus: Smithson. Rep. for. 1925.

Bishop, C. W.: The ritual bullfight. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 1 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2902.

Bishop, C. W.: The bronzes of Hsin-Chêng Hsien. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 9 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2903.

Boas, Franz: America and the Old World. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: 21. Congr. internat. des Amér. sess. 20—26 août 1924.

Boas, Franz: Romance folk-lore among american Indians. a. O. 1925. 8°. Aus: Romanic Review, vol. 16., Nr. 3 July—September.

Boas, Franz: Teton Sioux music. o. O. u. J. 8°. Aus: Journ. of Amer. Folk-Lore.

Boas, Franz: Primitive art. Oslo: Aschehoug, Leipzig: Harrassowitz, London: Williams & Norgate. 376 S. 15 pl. 8°. (Institut. for sammenl. de Kulturforsk. Ser. B. vol. 8.)

Bollig, Laurentius: Die Bewohner der Truk-Inseln. Religion, Leben und kurze Grammatik eines Mikronesiervolkes. Münster i. W.: Aschendorff 1927. VIII, 302 S. 8°. (Anthrop. ethnol. Bibl. Bd. 3.)

Boman, Eric: Estudios arquelógicos riojanos. 1. Parte. Buenos Aires: Coni 1927. 79 S. 27 Lam. 8°. Parte 1: Los cementerios de párvulos del Norte de la Rioja.

Bonnerjea, Biren: L'ethnologie du Bengale. Paris: Geuthner 1927. XX, 169 S. 8°.

Bradley-Birt, F. B.: Chota Nagpore . . . London: Smith, Elder 1903. XIV, 310 S. 43 illust. 1 Map. 8°.

Braune, Kurt: Einige Bemerkungen zu den Karten und Verzeichnissen altsteinzeitlicher Artefakt- und Menschfundstellen. Berlin: Stilke o. J. 1 Kte. 8°. Aus: „Hauser, Der Erde Eiszeit und Sintflut."

Breysig, Kurt: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 2. Auflge. Stuttgart, Berlin: Cotta 1927 XX, 337 S. 8°.

Bryk, Felix: Neger-Eros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern. Berlin u. Köln: Marcus & Weber 1928. VIII, 146 S. 85 Abbild. i. Text u. 1 Taf. 8°.

Buschan, Georg: Im Anfang war das Weib . . . 3 Bde. Dresden: Reisner 1927 ca. 350 Abbild. 8°.

Bushnell, David I.: Burials of the Algonquian, Siouan and Caddoan Tribes West of the Mississippi. Washington 1927: Gov Pr. Off. X, 103 S. 8°. (Smithson Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 83.)

Caso, Alfonso: El Teocalli de la guerra sagrada. Mexico 1927: Talleres graficos de la Nacion. 66 S. 4°. Public. de la secret. de educ. publ. monograf. del Museo Nac. de arqueol . . .

Castillo Yurrita, Alberto del: La cultura del vaso campaniforme (su origen y extensión en Europa). Barcelona 1928: Soc. General de Publicaciones. 216 S. 206 Lám. 2 Map. 4°.

Chatterjee, Anathnath, and Tarakchandra Das: The Hos of Seraikella. Part. 1. Calcutta: University of Calcutta. 1927 VIII, 94 S. 22 plates. 8°.

Chleborád, Miroslav: (Pol.) Zwei vorgeschichtliche Friedhöfe in Šardičky bei Bučovice in Mähren. V Brne: Pravêku 1927. 4°. (Moravsky archaeol. Klub.)

Clementz, L. J. Sw.: Ur Meddelanden från stenalders- (och Hembygds-) museet i Wallkärra. Wallkärra 1926: Hembygdsmuseets tryckeri. 24 S. 2 pl. 8°. (Stenaldern Ser. 1, nr. 1. Jan. 1927.)

Digitized by Google

Crawley, Ernest: The mystic rose. A study of primitive marriage and of primitive thought in its bearing on marriage. A new edition, revised and greatley enlarged by Theodore Besterman. 2 vols. London: Methuen (1927). 8°.

Créqui-Montfort, G. de, et Rivet, P.: La langue Uro ou Pukina. (Paris:) Siège de la Soc. 1925—1927. Aus: Journ. de la Soc. d. Amér. Nouv. sér. t. 17. 1925, t. 18. 1926, t. 19. 1927.

Crookshank, F. G.: Der Mongole in unserer Mitte. Ein Studium des Menschen und seiner drei Gesichter. Aus dem Englischen übersetzt von Prof. Dr. E. Kurz. München: Drei Masken 1928. 156 S. [30 Taf.] 8°.

Daly, C. D.: Hindu-Mythologie und Kastrationskomplex . . . Leipzig, Wien, Zürich: Internat. Psychoanalyt. Verl. 1927. 60 S. 4°. Aus: Imago . . . Bd. 13.

Dangberg, Grace: Washo texts. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 22, Nr. 3.

Danzel, Wilhelm: Handbuch der präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika. Hamburg u. Berlin: Hanseatische Verlagsanstalt 1927. 136 S. 2 Ktn. 1 Taf. u. 88 Abbild. im Text. 8°.

Diepgen, P.: Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte . . . Berlin: Stubenrauch 1928. 64 S. 8°.

Duncan, Jane E.: A summer ride through Western Tibet. London: Smith, Elder 1906. XVIII, 341 S. 93 illust. 1 map. 8°.

Dunn, Leslie C.: An anthropometric study of Hawaiians of pure and mixed blood. Cambridge. Massachusetts, U. S. A.: Museum 1928. 8°. Aus: Papers of the Peabody Mus. vol. 11, Nr. 3.

Ebert, Max: Südrußland im Altertum. Bonn u. Leipzig: Schröder 1921. XIII, 436 S. 145 Abbild. i. Text. 8°. (Bücherei d. Kultur u. Gesch. Bd. 12).

Eerde, J. C. van: Ethnologie coloniale (l'européen et l'indigène). Préface de Joseph Chailley. Paris: Monde nouveau 1927. XX, 274 S. 17 pl.

Eickstedt, Egon von: The races and types of the Western and Central Himalayas. o. O. 1926. 8°. Aus: Man in India, vol. 6, Nr. 4.

Eickstedt, Egon von: Die Indien-Expedition des Staatlichen Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 1 Taf. 8°. 1. Anthropologischer Bericht (Ceylon). Aus: Anthrop. Anz. Jhrg. 4, H. 3.

Eickstedt, Egon von: Die Indien-Expedition des Staatlichen Forschungsinstituts für Völkerkunde zu Leipzig. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 8°. 1. Ethnographischer Bericht (Ceylon). Aus: Ethnol. Anz. Jhrg. 1, H. 4.

Eickstedt, Egon von: Die Negritos und das Negritoproblem. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 1 Taf. 8°. Aus: Anthrop. Anz. Jhrg. 4, H. 4.

Eickstedt, Egon von: Verbreitung, Stellung und Aussehen des Neanderthalers. [Berlin-Lichterfelde: Bermühler 1927.] 12 Abbild. i. Text u. Kunstdrucktafel C. u. D. fehlt. 8°. Aus: Erdball H. 1—4.

Eickstedt, Egon von: Zur Technik und Bedeutung der Rumpflängenmessung. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 8°. Aus: Anthrop. Anz. Jhrg. 4, H. 1.

Etracts from Hadiths and Muslim text books on subject of treatment of animals. Kano (1927); Emirate Print. 8°.

Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Central-Museums Mainz. Mainz: Wilkens 1927. 252 S. 20 Taf. 4°.

Festschrift Meinhof. Hamburg: Friederichsen i. Komm. 1927 XII, 514 S. 4°.

Festschrift zum 70. Geburtstage 30. Mai 1927 und 40jährigen Dienstjubiläum 31. Mai 1927 des Herrn Professor Dr. H. H. Schauinsland . . . Bremen: Heilig & Bartels 1927, 90 S. 4°.

Festschrift, Publication d'hommage offerte au P. W. Schmidt . . . Wien 1928: Mechitharisten-Congreg.-Buchdruckerei 1928. XXIX, 977 S. 41 Taf. 158 Textillust. 2 Ktn. 4°.

Fewkes, J. Walter, The Katcina altars in Hopi worship. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 3 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2904.

Feyerabend, Ludwig: Die bemalten Tongefäße der Oberlausitz. o. O. u. J. 19 S. 51 Abb. 8°.

Feyerabend, Ludwig: Die Urgeschichte der preußischen Oberlausitz. o. O. u. J. 8 S. 8°.

Feyerabend, Ludwig: Die „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz". Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunalverlag o. J. 6 S. 8°. Aus: Monograph. Deutsch. Städte. Bd. 13 Görlitz.

Fielstrup, F. A.: [Russisch] Die ethnische Zusammensetzung der Uralbevölkerung. Leningrad: Akad. d. Wissensch. 1926. 37 S. 1 Kte. 8°. (Arbeiten d. Kommiss. z. Erforsch. d. völk. Zusammensetz. d. U. S. S. R. u. angrenzender Länder 11.)

Findeisen, Hans: Landkarten der Naturvölker. Die Kartographie bei den amerikanischen und nordasiatischen Polarvölkern. Berlin: 1927. 2°. Aus: „Der Stein der Weisen" H. 2, 15. Jan.

Digitized by Google

Findeisen, Hans: Zur Landeskunde der Mongolei. Berlin: Koloniale Rundschau 1927. 7 S. 8°. Aus: Kol. Rundschau Jhrg. 1927, H. 4 u. 5.

Findeisen, Hans: R. Karutz, Die Völker Nord- und Mittelasiens. 54 Tafeln mit erläuterndem Text. (Atlas der Völkerkunde, hrsg. von R. Karutz, Bd. 1), Stuttgart, Franckh. 1925. 120 S. [Berlin: Oesterheld 1927.] 4°. Aus: Ostasiat. Ztschr. N. F. 3, H. 3—4.

Firth, Raymond: Economic Psychology of the Maori. London: Roy. Anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland. 1925. 4°. Aus: Journ. of the Roy. Anthrop. Inst. Vol. 55.

Firth, Raymond, Maori hill-forts. o. O. 1927. 13 S. 4°. Aus: Antiquity, vol. 11 Nr. 1.

Firth, Raymond: The Maori carver. o. O. u. J. 8°. Aus: Journ. of the Polynes. Soc. vol. 34, Nr. 4.

Fischer, Eugen: Ein neues Verfahren der Daktyloskopie. [Stuttgart: Schweizerbart] 1928. 1 Taf. 8°. Aus: Anthrop. Anzeiger. Jhrg. 5, H. 1.

Fischer, Max: Der Entwurf eines Strafvollzugsgesetzes. Halle: Marhold 1928. 9 S. 4°. Aus: Psychiatrisch-Neurolog. Wochenschr. Jhrg. 30, Nr. 6, 7.

Fischer, Max: Progressive Trinkerbehandlung. Bln.-Charlottenburg: Arbeitsgemeinschaft sozialhyg. Reichsverbände 1928. 4°. Aus: Archiv für Soz. Hyg. u. Demographie Bd. 3, H. 2.

Franz, Leonhard u. Weninger, Josef: Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee. Mit je einem Beitrage von Elise Hofmann und Franz Angerer. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1927. IX, 111 S. 10 Abbild. im Text u. 376 Abbild. auf 42 Taf. 8°. (Materialien z. Urgesch. Österreichs H. 3.)

Freudenberg, Wilhelm: Aus der ältesten Vorgeschichte von Weinheim. — Ein fränkischer Grabfund bei Großsachsen. Weinheim: Verlag d. Stadt Weinheim 1926. 8°. Aus: Weinheimer Geschichtsblatt (Jahr 1925) Nr. 15.

Friedel, Arthur: Anatomie. 1. Knochen und Gelenklehre. Berlin: Weidmann 1927. IX, 205 S. 125 Abbild. Taf. 5—7. (Handbuch der Leibesübungen Bd. 10)

Friederici, G.: De preutschheid in de ethnografische literatuur. Groningen: Noordhoff o. J. 8°. Aus: Mensch en Maatschappij, jaarg. 3, Nr. 5.

Friederici, G.: Ceppelle, H. van, Mythen en sagen uit West-Indie. Zutphen 1926— Berlin: Weidmann o. J. 8°. Aus: Göttingische gelehrt. Anz.

Gayton, A. H., and Kroeber, A. L.: The Uhle pottery collections from Nazca. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 46 S. 21 pl. 12 fig. i. text. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 24, Nr. 1.

Gayton, A. H.: The Uhle collections from Nievería. Berkeley, California Press. 11 fig. i. Text. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 21, Nr. 8.

Geopolitischer Geschichtsatlas. Herausgegeb. u. bearb. von Dr. Franz Braun u. A. Hillen Ziegfeld. 1. Teil. Dresden, Ehlermann, 1927. 1. Das Altertum.

Gids in het volkenkundig Museum. 1. (Amsterdam 1927: Bussy.) 58 S. quer 8°. 1. De volkenkaart van Ned.-Indie, de ruilmiddeln en de Schatzkamer. o. J. Bussy. 89 S. quer 8°. 2. Bali en Lombok. Bussy. 92 S. 3. Sumatra [1928]: Bussy. 85 S. 4. Het Hindoeïsme.

Goessler, Peter: Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Leukas und die Einzelfunde der Ausgrabungen. München-Gräfelfing: Uhde 1927. Beilage 27—89. 4°. Aus: Wilhelm Dörpfeld, Alt-Ithaka.

Goldschmidt, Richard: Neu-Japan. Reisebilder aus Formosa, den Ryukyuinseln, Boninseln, Korea u. dem südmanschurischen Pachtgebiet. Berlin: Springer 1927. VI, 303 S. 215 Abbild. u. 6 Ktn. 8°.

Gruetzner, Gertrud: Körperwachstum und Körperproportionen 15—19jähriger Schweizerinnen. Zürich: 1928. Füssli. 8°. Dissert. Aus: Arch. der Jul. Klaus-Stift. . . . Bd. 3, H. 1—2.

Gumpert, Carl: Fränkisches Mesolithikum. Die steinzeitliche Besiedlung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Leipzig: Kabitzsch 1927. VI, 12 S. 180 Abbild. i. Text . . . 8°.

Gompertz, Maurice: Corn from Egypt. The beginning of the agriculture. London: Howe (1927) 88 S. 8°.

Gusinde, Martin: Wertung und Entwicklung des Kindes bei den Feuerländern. Wien: Selbstverl. d. Anthropl. Gesellsch. (1926—1927). 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 57.

Gusinde, Martin: Meine vier Reisen durch Feuerland. (La Haye) 1924. 4°. Aus: 21. Congr. internat. d. Amer. Session de la Haye 12—16 août.

Gusinde, Martin: Unveröffentlichte Dokumente über die Feuerländer. o. O. (1927). 8°. Aus: Ethnol. Anzeig. Jhrg. 1, H. 4.

Gusinde, Martin: Das Höchste Wesen bei den Selk'nam auf Feuerland. St. Gabriel-Mödling bei Wien [1928]: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.

Digitized by Google

Gusinde, Martin: Die Stellung der Frau bei den Feuerländern. Leipzig: Kabitzsch 1928. 4°. Aus: Tagungsber. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch. vom 17.—21. Septbr.

Gusinde, Martin u. Lebzelter, Viktor: Kraniologische Beobachtungen an feuerländischen und australischen Schädeln. St. Gabriel-Mödling: Anthropos. 1927. 4°. Aus: Anthropos Bd. 22.

Hackmann, Heinrich: Der Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur in China. München: Reinhart 1928. 88 S. 8°.

Haddon, A. C.: Les races humaines et leur répartition géographique . . . trad. par A. van Gennep. Paris: Alcan o. J. XV, 327 S. 12 pl. 8°.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben . . . von E. Hoffmann-Krayer. Berlin u. Leipzig: Gruyter 1927. 4°.

Hartmann, Richard: Die Krisis des Islam. Leipzig: Hinrichs 1928. 37 S. 8°. (Morgenland H. 15.)

Heine-Geldern, Robert: Eine Szene aus dem Sutasoma-Jataka auf hinterindischen und indonesischen Schwertgriffen. [Leipzig] Klinkhardt & Biermann 1925. 42 Abbild. i. Text u. auf Taf. 63—75. 4°.

Heine-Geldern, Robert: Die Steinzeit Südostasiens. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1926—1927. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. [Ber. über d. Tagung in Salzburg 9.—12. Septr. 1926].

Heine-Geldern, Robert: Die Sammlung aus Hinterindien und Assam im Besitze des Museums für Völkerkunde in München . . . Wien: Anthrop. Gesellsch. 1927. 9 Abbild. i. Text. 4°. Aus: Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. Bd. 57.

Heine-Geldern, Robert: Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1921. 4°. Aus: Mittl. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 51.

Heine-Geldern, Robert: Ein Beitrag zur Chronologie des Neolithikums in Südostasien. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Anthropos [1928]. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.

Hell, Martin: Der Georgenberg bei Kuchl in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. [Salzburg 1927.] 20 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Gesellsch. f. Salzburg. Landeskunde Bd. 67.

Henle, Günter: Eine Fahrt nach Patagonien und dem Feuerlande. Würzburg: Stürtz 1928. 90 S. 49 Abbild. 2 Ktn. 8°.

Hermann, A.: Reigen für das Schulturnen. 7. unveränd. Aufl. Berlin: Weidmann 1925. VIII, 232 S. mit Abbild. 8°.

Hooke, S. H.: New year's day. The story of the calendar. London: Howe (1927) 89 S. 8°.

Hörner, Georg: Die Waldvölker. Versuch einer vergleichenden Anthropogeographie. Gotha: Justus Perthes 1927. VI, 80 S. 1 Kte. 4°. (Petermanns Mitteil. Ergheft 192.)

Hrdlička, Aleš: Catalogue of human crania in the United States National Museum collections. The Algonkin and related Iroquois; Siouan, Caddoan, Salish and Sahaptin, Shosonean, and Californian Indians. Washington 1927. Gov. Pr. Off. 127 S. 8°. Aus: Proceed. of the U. St. Nat. Mus. vol. 69. Nr. 2631.

Inostrancow, K.: [Russ.] Die Hunnu und die Hunnen. Leningrad: 1926. IV, 152 S. 8°. (Arbeiten des turkolog. Seminars 13.)

Jacob-Friesen, K. H.: Grundfragen der Urgeschichtsforschung . . . Hannover: Helwing 1928. 240 S. 4°. (Veröff. d. urgesch. Abt. d. Prov.-Mus. Bd. 1.)

Jahrbuch der Deutschen Museen, herausgegeben von Prof. Dr. Albert Schramm. Wolfenbüttel: Heckner 1927. 259 S. 8°.

James, E. O.: The stone age. London 1927: Sheldon Pr. New York and Toronto: Macmillan. XV, 201 S. 8°.

Jahn, Alfredo: Los Aborígenes del Occidente de Venezuela . . . Caracas 1927: Lit. y Typ. del Comercio. VIII, 416 S. 33 pl. y 1 mapa. 8°.

Jardé, Auguste: Les céréales dans l'antiquité grecque. Paris: Boccard 1925. XVII, 237 S. 8°. 1, La production.

Kaeselau, Adolf: Die freien Beduinen Nord- und Zentral-Arabiens. Schönberg (Mecklb.): Lehmann & Bernhard 1927. 139 S. 2 Abbild. 8°. Dissert. d. Math.-Naturw. Fak. d. Hamburgischen Univers.

Karutz, Richard: Negers Sonnensehnsucht. Basel: Birkhäuser 1927. 4°. Aus: „Goetheanum" Jhrg. 6, Nr. 21 u. 25.

Karutz, Richard: Mysterienfragmente. Stuttgart 1927. 8°. Aus: „Die Drei." Jhrg. 7.

Karutz, Richard: Afrikanischer Mythos. [Stuttgart] 1927. 8°. Aus: Die Drei. Jhrg. 7, H. 4 u. 6.

Karutz, Richard: Von Goethe zur Völkerkunde der Zukunft. Stuttgart-Gablenberg: Surkamp. (1927) 169 S. 8°.

Digitized by Google

Karutz, Richard: Das Rätsel des Janus. Von Wirklichkeit in Kunst und Mythos. Basel: Geering 1927. 171 S. 41 Abbild. 8°.

Karutz, Richard: Afrikanische Mysterienfragmente. Die Toten leben. Stuttgart: 1926—27. 8°. Aus: Die Drei. Jhrg. 6. 1926, H. 12 u. Jhrg. 7, H. 4.

Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums Bd. 18. Leiden: Brill 1925. Bd. 18 Juynboll, H. H., Celebes 2. 10 Taf. 4°.

ten Kate, Hermann: Osservazioni sulle macchie turchine congenite nei ragazzi tunisini ed algerini. Roma 1927: Societa. 16 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 28.

Kawaguchi, Ekai: Three years in Tibet. Madras: Adyar, Benares, London: Theosoph. publ. Soc. 1909. XV, 719 S. 8°.

Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten . . München: J. F. Lehmann 1927. VII, 305 S. 445 Abb. 8°.

Khun de Prorok, Byron: The excavations of the sanctuary of Tanit at Carthage. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 4 pl. 8°. Aus: Smithson Rep. for 1925. Nr. 2860.

Klatt, B.: Entstehung der Haustiere. Berlin: Bornträger 1927. 107 S. 15 Abbild. u. 1 Zeittaf. 8°. (Handl. d. Vererbungswissensch. Bd. 3.)

Klinghardt, Karl: Türkische Bäder. Stuttgart: Hoffmann (1927) 84 S. 85 Abbild. 1 Kte. 4°.

Koppers, W.: Die materiell-wirtschaftliche Seite der Kulturentwicklung. Paris: Geuthner 1926. 8°. Aus: Internat. Woche für Religions-Ethnologie 4. Tagung (Mailand 17.—25. Sept. 1925.)

Koppers, P. W.: Die fünf Dialekte in der Sprache der Yamana auf Feuerland. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1927: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Anthropos Bd. 22.

Kosinski, Karol: La valeur anthropologique des recherches sur l'innervation cutanée des membres in feriéurs. Warszawa 1926: Znicz, 11 S. 4°. Aus: Archiw. nauk Antropologicz. Tom. 2, Nr. 4.

Kraemer, Augustin: West-Indonesien. Sumatra, Java, Borneo. Stuttgart: Franckh [1927] 104 S. 43 Taf. 4°. (Atlas der Völkerkde. Abt. Austronesien (Mal. Arch. u. Südseeinseln.)

Kraemer, Augustin: Tätowiren, tatauiren, tatuiren, und die Wasserflasche. [Leiden: Brill 1927.] 4°. Aus: Internat. Arch. f. Ethnogr. Bd. 28, H. 1—2.

Krämer, Augustin: Literaturabkürzungen. [Gotha: Justus Perthes] 1927. Aus: Petermanns Mitteil., H. 9—10.

Krämer, Augustin: Der Taro und die Naßkultur. [Gotha: Justus Perthes] 1928 Taf. 14 u. 15. 4°. Aus: Petermanns geogr. Mitteil. H. 5—6.

Krause, Arthur: Die Astrologie. Entwicklung, Aufbau und Kritik. Leipzig: Weber (1927) VII, 319 S. 50 Abbild. 8°. (Illustr. Handbücher.)

Krauss, Friedrich S.: Wider die Unzuchtschnüffler der deutschen Justiz . . . Basel: Reber (1928) 55 S. 8°.

Krickeberg, W.: Märchen der Azketen und Inkaperuaner, Maya und Muisca. Jena: Diederichs 1928. XV, 405 S. 8°. (Märchen der Weltliteratur.)

Krickeberg, Walter: Mexikanisch-peruanische Parallelen. St. Gabriel-Mödling bei Wien [1928]: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Festschr. . . . P. W. Schmidt.

Krieger, Herbert W.: Material culture of the people of Southeastern Panama, based on specimens of the United States National Museum. Washington 1926: Gov. Pr. Off. V, 141 S. 37 pl. 8°. Aus: Smithson. Inst. U. St. Nat. Mus. Bull. 134.

Kroeber, A. L.: Arrow release distributions. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 1 map. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 23, Nr. 4.

Kuehn, Herbert: Die Malereien der Valltorta-Schlucht (Provinz Castellón). Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1926. Taf. 11—17. 2°. Aus: Ipek Jhrb. f. prähist. & ethnogr. Kunst.

Kuehn, Herbert: Alter und Bedeutung der nordafrikanischen Felszeichnungen. Leipzig:j Klinkhardt & Biermann 1927. 41 Abbild. auf Taf. 4—11. 4°. Aus Ipek.

Kuehn, Herbert: Symbol in prähistorischer Beleuchtung. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik Bd. 21.

Kuehn, Herbert: Reihung um eine Mitte. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik Bd. 21.

Kuehn, Herbert: Die nordafrikanischen und ägyptischen Felsbilder der Eiszeit. Leipzig: Kabitzsch 1928. 4°. Aus: Tagungsber. d. Dt. Anthrop. Gesellsch. in Köln v. 11.—17. Septr. 1927.

Kuehn, Herbert: Primitive Kunst. Berlin: de Gruyter o. J. (Taf. 104—111.) 4°. Aus: Reallex. d. Vorgesch.

Digitized by Google

Kunst, J.: Hindoe-Javaanische muziek-instrumenten speciaal die van Oost-Java met medewerking van Dr. R. Goris. Weltevreden: Kon. Bat. Genootsch. van K. en W. 1927. VIII, 203 S. 8°. (Studien over Jav. en andere Indon. muziek deel 2.)

Kupka, Paul L. B.: Späte swebische Tonware aus der Altmark. Halle 1927: Gebauer-Schwetschke 44 Abbild. i. Text u. Taf. 16 u. 17. 8°. Aus: Jahresschrift f. d. Vorgesch. der sächs.-thüring. Länder Bd. 15.

Kynast, Karl: Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen. Eine rassenkundliche Untersuchung. München: J. F. Lehmann 1927. 117 S. 4 Taf. 8°.

La Farge, Oliver: Adaptations of christianity among the Jacalteca Indians of Guatemala. New York o. J.: 20 S. 8°. Aus: Thought Dez. [1927].

La Flesche, Francis: Omaha bow and arrow makers. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 4 pl. 8°. Aus: Smiths. 1926. Publicat. 2905.

Lampe, W.: Ein frühsteinzeitlicher Siedelungsplatz bei Wustrow a. Jeetzel. Hildesheim 1926: Lax. 23 S. 11 Taf. 8°. Aus: „Niedersächs. Jahrb." Bd. 3.

Langdon, Stephan: Ausgrabungen in Babylonien seit 1918. Übersetzt von Prof. Dr. F. H. Weißbach. Leipzig: Hinrichs 1927. 75 S. 27 Abbild. i. Text u. auf 8 Taf. 8°. (Der alte Orient Bd. 26.)

Laufer, Berthold: Insect-Musicians and cricket champions of China. Chicago: Field Mus. of Nat. History 1927. 27 S. 12 pl. 8°. (Leaflet 22 Anthrop.)

Lehmann-Nitsche, Robert: El revestimiento con ocre rojo de tumbas prehistóricas y su significado. o.O. 1926. 8°. Aus: Physis (Rev. d. l. Soc. Argent. de Cienc. Natur). t. 8.

Lehmann-Nitsche, Robert: Südamerikanische Indianer-Rätsel. München 1927. 8°. Aus: Ideal Philologie Jhrb. 2.

Lehmann-Nitsche, Robert: Estudios anthropológicos sobre los Onas (Tierra del Fuego). Buenos Aires 1927: Coni. 2°. Aus: Anal. del. Mus. de la Plata tom. 2, entreg. 2a.

Lehmann-Nitsche, Robert: Hans Staden, arcabucero alemán de la expedición sanabria al Rio de la Plata. Buenos Aires 1927: Imp. de la Universidad 38 S. 8°. Aus: Bol. del. Inst. de invest. hist. . . . t. 5.

Lehmann-Nitsche, Robert: Das Sternbild des Bohrers. Berlin-Tempelhof: Quellenforsch. zur Gesch. d. Tech. u. Indust. 1927. 8°. Aus: Geschichtsbl. f. Tech., Indust. u. Gewerb. Bd. 11, H. 2.

Lehmann-Nitsche, Robert: Las aves en el folklore sudamericano. Buenos Aires 1926. 8°. Aus: El Hornero 3.

Lehmann-Nitsche, Roberto: La caída de ceniza volcánica en la pampa bonaerense un caso observado en 1749 ó 1750. Buenos Aires 1927: Coni. 4°. Aus: Bol. de la Acad. Nac. de Cienc. en Córdoba tom. 30.

Lehmann-Nitsche, Robert: Las tres aves gritonas . . . Buenos Aires 1928: Universidad. Aus: Rev. de la Univers. de Buenos Aires ser. 2, secc. 6, tom. 3. (Folklore argentino 7.)

Lehmann-Nitsche, Robert: Coricancha el templo del Sol en el Cuzco y las imágenes de su altar mayor. Buenos Aires [1928]: Coni. 260 S. 4°. Aus: Rev. del. Mus. de la Plata tom. 31.

Leser, Paul: Fritz Graebner. Köln: Du Mont Schauberg 1927. gr. 2°. Aus: Kölnische Zeitg. Nr. 164a v. 3. März 1927 Literat.- u. Unterhaltungsbl.

Leser, Paul: Fritz Graebner . . . Köln: Kölner Verlagsanstalt . . . 1927. gr. 2°. Aus: Kölner Tagebl. Morgenausgabe v. 4. März 1927 Nr. 105.

Leser, Paul: Westöstliche Landwirtschaft. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Anthropos [1928]. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.

Lévy-Bruhl, Lucien: L'âme primitive. Paris: Alcan 451 S. 8°.

Lindblom, K. G.: The use of stilts, especially in Africa and America. Stockholm 1927: Gernandt. 40 S. 8°. (Riksmusets etnogr. avdel. smärre meddel. Nr. 3)

Lindblom, K. G.: Fighting-bracelets and kindred weapons in Africa. Stockholm: 1927. Gernandt 32 S. 8°. (Riksmus. etnograf. avdel. smärre meddel. Nr. 4.)

Lindblom, K. G.: The spiked wheel-trap and its distribution. Stockholm 1928: Lagerström. 30 S. [10 Fig.] 8°. (Riksmus. etnograf. avdel. smär. meddel. Nr. 5.)

Lindern, Georg von: Familiengeschichtliche Forschung. Anleitung mit praktischen Winken. Leipzig: Hachmeister & Thal (1927). 47 S. 20 Abbild. u. 2 Taf. 8°.

Locke, L. Leland: A peruvian quipu. New York: Mus. of the Amer. Ind. Heye Found. 1927. 11 S. pl. 63. Aus: Contrib. fr. the Mus. of the Amer. Ind. Heye Found. vol. 7, Nr. 5.

Luquet, G. H.: L'art néo-calèdonien . . . Paris: Inst. d'Ethnologie 1926. 159 S. 20 planch. 4°. (Univers. de Paris Travaux et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 2.)

Digitized by Google

Luschan, Felix von: Völker, Rassen, Sprachen. Anthropologische Betrachtungen. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1927. 383 S. 8°.

Mackensen, Lutz: Hanseatische Sagen. Leipzig: Eichblatt 1928. XV, 117 S. 5 Bildtaf. 8°. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz Bd. 13.)

Mackenzie, Donald A.: Buddhism in pre-christian Britain. London, Glasgow: Blackie 1928. XX, 178 S. 12 pl. 8°.

Die Makedonische Frage, eine Antwort an Hermann Wendel. Wien: Die Makedon. Studentenvereine 1927. 16 S. 8°.

Masera, Enrico: Nuovi elementi per lo studio delle curvature della colonna vertebrale. Padova 1928: Soc. coop. tipografia. 8 S. 8°. Aus: Atti della Accad. Scient. Veneto-Trentino-Istriana (vol. 18. 1927).

Massingham, H. J.: The golden age, the story of human nature. London: Howe (1927) 88 S. 8°.

Mathiassen, Therkel: Archaeology of the Central Eskimos. Part. 1—2. Copenhagen: Nordisk Forlag 1927. 4°. 1. Descriptive part. 85 pl. 2 maps. 2. The Thule culture and its position within the Eskimo culture. (Report 5. Thule-Exped. 1921—24 vol. 4.)

Matsumura, Akira, and Miyauchi, Etsuzo: Notes on Anthropometric Measurements of the Aborigines of Formosa. Tokyo: Anthrop. Inst. Imper. University 1927. 4°. Aus: Proceed. of the Imper. Acad. 3, Nr. 8.

Maunier, René: La construction collective de la maison en Kabylie . . . Paris: Inst. d'Ethnologie 1926. 78 S. 2 Tab. 3 pl. 4°. (Trav. et Mem. de l'Ist. d'Ethnol. 3.)

Maurizio, A.: Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart. Berlin: Parey 1927. XX, 480 S. 90 Textabbild. 1 Taf. 8°.

Merhart, Gero: Archaeologisches zur Frage der Illyrer in Tirol. Wien 1927: Jasper. 8°. Aus: Prähist. Zeitschr. 14.

Merrill, George P.: A recently found iron meteorite from Oakley, Idaho. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 3 S. 2 pl. 8°. Aus: Proceed. of the U. St. Nat. Mus. Vol. 71 Art. 21.

Midden-Oost-Borneo expedítíe 1925. Uigave van her Indisch Comite vor wetenschappelijke onderzoekingen. Weltevreden 1927: Kolff III, 423 S. 155 illust. 21 pen-teek. en 4 Ktn. 4°.

Mielke, Robert: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft. München: I. F. Lehmann 1927. VI, 310 S. 73 Abbild. 8°.

Mielke, Robert: Zur Vorgeschichte des niedersächsischen Bauernhauses. [Bremen: Schünemann 1928] 8°. Aus: Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskde. Bd. 6, H. 1.

Mileff, Nikola: Das ruhelose Makedonien. Berlin: Makedon. Studentenverein 1926. 32 S. 8°.

Mitra, Panchanan: Prehistoric India, its place in the world's cultures. 2 edit. Calcutta: Univ. of Calcutta 1927. XXVIII, 512 S. 53 pl. 8°.

Montandon, George: Craniologie paléosibérienne . . . Paris: Masson (1926). 8°. Aus: L'Anthropologie fasc 5—6.

Montadon, George: Au Pays des Ainou. Exploration anthropologique. Paris: Masson (1927). VIII, 240 S. 48 pl. 8°.

Moszynski, Kazimierz: Polesie wschodnie . . . Warszawa: Mianowskiego 1928. XV, 328 S. [21 Taf.] 8°.

Mützel, Hans: Vom Lendenschurz zur Modetracht. Berlin: Widder (1925). 331 S. 8 Farb.-Taf. 322 Textabbild. 4°.

Nachweis für deutsche Bibliotheken erworbener Auslandsliteratur. Berlin o. J.: Hiehold. 8°. Jhrg. 3, 4. (Notgemeinschaft der deutschen Wissensch.)

Nihlén, John: Gotlands stenåldersboplatser. Stockholm: Akad. Förlag 1927. 233 S. 8°. Akad. Avhandl. den 20 Maj 1927.

Nordenskjöld, Otto: Südamerika, ein Zukunftsland der Menschheit, Natur, Mensch, Wirtschaft. Stuttgart: Strecker & Schröder (1927) XI, 244 S. 75 Abbild. auf Taf. 2 Textbild. 8 Ktn. 8°.

Nordische Volkskundeforschung. Herausgegeb. von John Meier. Leipzig: Brandstetter 1927. 56 S. 8°.

Nyêssen, D. J. H.: The Passing of the Frisians anthropography of terpia. The Hague: Nijhoff 1927. 295 S. 49 illust. 8°.

Oetteking, Bruno: Kraniologie der Nordwestküste Nordamerikas. Wien: Selbstverl. d. Gesellsch. 1926—1927. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. Jhrg. 1926—1927. Tagung in Salzburg 9.—12. Sept. 1926.

Oetteking, Bruno: Anmerkungen zur anthropologischen Methodik und Technik. o. O. 1926. 8°. Aus: Anthrop. Anzeig. Jhrg. 3, H. 4.

Oetteking, Bruno: Rudolf Martin. [Lankaster, Pa:] 1926. 8°. Aus: Amer. Anthrop. N. S. 28 (2).

Digitized by Google

Ohnesorge, Wilhelm: Der Lübecker Os und seine prähistorischen Altertümer ... Lübeck 1928: Schmidt-Römhild 123 S. 24 Abbild. 1 Kte. 8°. Aus: Mitteil. der Geogr. Gesellsch. H. 32.

Outes, Félix, F.: Lo restos atribuídos al dictator Francia. Buenos Aires: Peuser 1925. 24 S. 8°. Aus: Bol. del Inst. de invest. hist. . . . t. 4.

Outes, Félix, F.: En Torno de una discusión. Buenos Aires: Coni 1925. 17 S. 8°.

Outes, Félix, F.: Datos sobre la ergología y el idioma de los Yamana de Wulaia (isla Navarino) . . . Buenos Aires: Coni 1926. 8°. Aus: Revista. del Mus. de la Plata tom. 30.

Outes, Félix F.: Notícia sobre los resultados de mis investigaciones antropológicas en la extremidad sudeste de la provincia de Buenos Aires. Buenos Aires: Coni 1926. 6 S. 8°. Aus: Physis (Rev. de la Soc. Argent. de cienc. nat.) tom. 8.

Outes, Félix, F.: Sobre el idioma de los Yamana de Wulaia (isla Navarnío) . . . Buenos Aires Coni 1926. 47 S. 4°. Aus: Revista. del Mus. de la Plata tom. 30.

Outes, Félix F.: Algunos datos sobre la arqueologia de la provincia de San Luis. Buenos Aires: Coni 1926. 8°. Aus: Physis (Rev. de la Soc. Argent. de cienc. nat.) tom 8.

Planert, Wilhelm: Die Schnalzsprachen. Innsbruck: Afrikanisches Institut 1926. 8°. Aus: Bibliotheca Africana vol. 2, H. 2.

Poeppig, Eduard: Eduard Poeppig: Im Schatten der Cordillera. Reisen in Chile, bearbeitet und eingeleitet von Dr. Wahrhold Drascher. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. XV, 301 S. 17 Abbild. a. Taf. 3 Ktn. 8°. (Klassiker der Erd- u. Völkerkunde.)

Posnansky, Arthur: Titicaca-Desaguadero-Poopò ... La Paz (Mirafflores): Instituto Tihuanacu de Antrop. Etnol. y Prehist. 1927. 19 S. 8°. Aus: „Del Titicaca al Poopò, navegando el Desaguadero."

Pošpíšil, Frantisek: Die volkskundliche Abteilung des Mährischen Landesmuseums in Brünn. Brünn, Mähren 1928. (Moravia, Czechoslovakia-Abt-publ. 15.)

Pospísil, François: Vieilles danses guerrières des peuples européens et spécialement chez les Basques des Pyrénées. Amsterdam 1927. Aus: 3. Congr. van het „Institut internat. d'Antrop.-Paris" Amsterdam 20.—29. Sept.

Pospíšil, Franciszek: Taniec zbójnicki na Podhalu (w Zakopanem) i jego miejsce między oreznymi tancami u Słowian ogólnie i między Baskami w Pyenejach. o. O. 1927. 8°. Aus: 2. Congr. de géograph. et ethnogr. slav. en Pologne.

Ragozin, Zénaïde A.: Vedic India as embodied principally in the Rig-Veda. 2. edit. London: Fisher Unwin, New York: Putnam 1899. XII, 457 S. 1 pl. 1 map. 8°.

Ramström, Martin: Über die älteste Steinzeitkultur in Asien und Afrika. Die Galiläa-, Rhodesia- und Bañolasfunde. Uppsala 1927: Almquist & Wiksells. 27 S. 4°. Aus: Nova acta regial soc. scient. upsaliens. vol. extra ord.

Rawling, C. G.: The great plateau, being an account of exploration in Central Tibet, 1903 and of the Gartok expedition 1904—1905. London: Arnold 1905. XII, 319 S. 2 maps. 8°.

Renard, G.: Le travail dans la préhistoire. Paris: Alcan 1927. 278 S. 24 grav. dans le texte. 8°.

Richtlinien für die praktische Schreibung afrikanischer Sprachen. London: Internat. Inst. f. afrik. Sprach. u. Kulturen 1927. 16 S. 8°. (Internat. Institut für afr. Spr. u. Kult.)

Rivet, Paul: Le groupe océanien. Paris: Champion 1927. 8°. Aus: Bull. de la Soc. de Linguist. Tom. 27, Fasc. 3 Nr. 83.

Rivet, Paul: La famille linguistique Timote (Venezuela). New York: Stechert 1927. 4°. Aus: Internat. Jour. of Amer. Linguist. Vol. 4 Nr. 2—4.

Rodenwaldt, Ernst: Die Mestizen auf Kisar. Mit einem Beitrage von Dr. K. Saller über „mikroskopische Beobachtungen an den Haaren der Kisaresen und Kisarbastarde" 2 Bde. Batavia [1927: Kolff.] 4°.

Roeder, Fritz: Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit ... Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. 52 S. 7 Abbild. i. Text u. 6 Taf. 8°.

Róheim, Géza: Mondmythologie und Mondreligion . . . Leipzig, Wien, Zürich: Internat. Psychoanalyt. Verl. 1927. 104 S. 4°. Aus: Imago . . . Bd. 13.

Roth, Karl H.: Ergebnisse von Körpermessungen an Pfälzern auf der „Ausstellung für Gesundheitspflege" . . . in Kaiserslautern. [Kaiserslautern] (1927) 4°. Aus: Pfälz. Heimatkunde Jhrg. 1927. H. 1—2.

Roth, Karl H.: Körperform, Beruf und Stand. Frankfurt a. M.: Die Umschau 1927. 4°. Aus: Die Umschau Jhrg. 31, H. 23. 4. Juni.

Roth, Karl H.: Denkschrift über die Schaffung eines Anthropologischen Laboratoriums der Pfalz. o. O. 1927. 4°. Aus: Nachr. der Deutsch. Anthrop. Gesellsch. Jhrg. 2.

Digitized by Google

Roth, Karl H.: Ist der soziale Aufstieg mit anthropologischer Auslese verbunden? ... Charlottenburg: Arbeitsgem. sozialhyg. Reichsfachverbände 1927. 4°. Aus Arch. f. Soziale Hyg. u. Demographie Bd. 2, H. 5.

Roth, Karl H.: Soziale Körperbauformen in der Pfalz und ihre Entsprechungen. o. O. 1927. 4°. Aus: Bei uns daheim ... Heimatsbeilage der „Pfälz. Post" Jhrg. 3, Blatt 17 v. 14. Septbr.

Roth-Lutra, Karl H.: Zur Frage der Schaffung eines Rheinpfälzischen Laboratoriums für Körpermessung und Körperkultur. München 1927: Mühlthaler. 3 S. 8°. Aus: Münch. med. Wochenschr. Nr. 38.

Roth-Lutra, Karl H.: Erbbiologie. o. O. 1928. 4°. Aus: Arch. f. Soz. Hygiene u. Demographie Bd. 3, H. 1.

Roth, Karl H.: Rassenzugehörigkeit und Sozialtypen des Pfälzer Volkes. [Tübingen: Selbstverl. d. Gesellsch.] 1927. 4°. Aus: Nachr. d. Dt. Anthrop. Gesellsch. Jhrg. 2 H. 3.

Roth, Karl Heinrich: Beiträge zur Anthropologie der Pfalz ... Kaiserslautern 1928: Kayser 90 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Pfälz. Ver. f. Nat. Pollichia N. F. Bd. 3.

Roth-Lutra, Karl H.: Körperbaustudien an Amateurradrennfahrern. München Bergmann, Berlin: Springer 1928. 11 Textabbild. 8°. Aus: Zeitschr. f. Konstitutionslehre Bd. 13, H. 6.

Roth, Walter Edmund: An introductory study of the arts, crafts, and customs of the Guiana indians. Washington 1924: Gov. Pr. Off. 183 pl. 4°. (38. Annual. Rep. of the Amer. Ethnol. ... Smithson Inst. 1916—1917.)

Rybitschka, Emil: Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs. Leipzig: Brockhaus 1927. XI, 295 S. 74 Abbild. 8°.

Safford, W. E.: Our heritage from the american Indians. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 12 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2899.

(Serbisch) Sammlung südslavischer Ornamente, herausgegeben vom Ethnographischen Museum in Zagreb. Zagreb 1925: Zaklada tiskare Narodnih Novina. 4°. H. 1—3.

Sarasin, Paul: Naturbildungen vom Typus palaeolithischer Steinwerkzeuge. Basel: 1927. Birkhäuser. 13 Textfig. 8°. Aus: Verhandl. der Naturforsch. Gesellsch. Bd. 38.

Schapira, Zekharia: Die Bibel als Ariadnefaden i. Labyrinthe d. Sprachen ... Jaffa (1927): Shoham. XVII, 136 S. 8°.

Scharff, Alexander: Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. Leipzig: Hinrichs 1927. 69 S. 16 Taf. 1 Kte. 8°. Aus: Morgenland H. 12.

Schebesta, Paul: Bei den Urwaldzwergen von Malaya. Leipzig: Brockhaus 1927. 278 S. 150 Abbild. 1 Kte. 8°.

Scheidt, Walter: Rassenforschung. Eine Einführung in rassenkundliche Methoden. Leipzig: Thieme 1927. 82 S. 12 teils farb. Abbild. 8°.

Scheidt, Walter und Wriede, Hinrich: Die Elbinsel Finkenwärder. Mit einem Anhang, Anlage und Arbeitsweise rassenkundlicher und volkstumskundlicher Erhebungen in Deutschland von Dr. Wilhelm Pessler und Dr. Walter Scheidt. München: J. F. Lehmann 1927. 150 S. 73 Abbild. 8°.

Schickedanz, Arno: Das Judentum eine Gegenrasse. Leipzig: Weicher 1927. 32 S. 8°. (Der völk. Sprechabend Jhrg. 3, H. 50.)

Schirmann, Alexander: Mensch und Gesellschaft. Ein soziologischer Atlas. Lief. 1. Stuttgart: Franckh (1927) 8 S. 2 Taf. gr.-2°.

Schlaginhaufen, Otto: Leitfaden für die anthropologischen Untersuchungen an den schweizerischen Stellungspflichtigen. Zürich 1927. 32 S. 1 Tab. 8°.

Schlaginhaufen, Otto: Über prähistorische Schädel aus Grengiols und Ernen (Kt. Wallis). Freiburg 1926. Aus: Verhandl. d. Schweiz. Naturforsch. Gesellsch. Teil 2.

Schlaginhaufen, Otto: Die anthropologische Untersuchung an den schweizerischen Stellungspflichtigen 1. Bericht 1927. Bern 1927: Büchler 11 S. 5 Tafelfig. 8°. Aus: Verhandl. d. Schweiz. Naturf. Ges., Basel.

Schlaginhaufen, Otto: Körpergröße, Kopfform und Farbmerkmale von 250 schweizerischen Rekruten. Bern 1927: Büchler 16 S. 8°.

Schlaginhaufen, Otto: Anthropologie und Sport. Bern 1927. 14 S. 6 Fig. im Text. 8°. Aus: „Die Körpererziehung" Jhrg. 5, H. 1.

Schlieben, E.: Mutterschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte des Mutter- und Säuglingsschutzes. Osterwieck a. Harz: Staude (1927). VII, 284 S. 8°.

Schmidt, Wilhelm: Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie. 1. Teil. 2. starkvermehrte Aufl. Münster: Aschendorff 1926. 1 Kte. 8°.

Schmidt, Wilhelm: Rasse und Volk. Eine Untersuchung zur Bestimmung ihrer Grenzen und zur Erfassung ihrer Beziehungen. München: Kösel & Pustet 1927. 67 S. 8°.

Digitized by Google

Schránil, Josef: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens mit einem Einleitungskapitel über die ältere Steinzeit von Hugo Obermaier. Lief. 1 u. 2. Berlin: Gruyter 1928. 74 Taf. u. 32 Textabbild. 8°. (Grundriß der slav. Philologie u. Kulturgesch. Bd. 4.)

Schultze-Jena, Leonhard: Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder. Jena: Fischer 1927. X, 250 S. 86 Taf. 3 Ktn. 4°.

Seler, Eduard: Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernadino de Sahagun, aus dem Aztekischen übersetzt, herausgegeben von Caecilie Seler-Sachs in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Walther Lehmann ... und Dr. Walter Krickeberg ... Stuttgart: Strecker & Schröder 1927 XVI, 574 S. 4°.

Serra Vilaró, J.: Civilitzacio megalitica a Catalunya ... (Reus 1927: Tip. catalònia) 351 S. (1 map.) 4°.

Šetnje kroz Etnografski Muzej u Zagrebu ... Zagreb 1927: „Merkantile" 87 S. 8°.

Sherring, Charles A.: Western Tibet and the British Borderland, the sacred country of Hindus and Buddhists ... London: Arnhold 1906. XV, 376 S. 2 maps. 8°.

Sigmund, A.: Die Steinfunde in der vorgeschichtlichen Ansiedlung am Steinmeiß bei Wildon, Steiermark. Graz 1928: Deutsche Vereins-Druckerei. Aus: Mitteil. des Naturwissenschaftl. Ver. f. Steiermark Bd. 63, Jhrg. 1927.

Sittoni, Giovanni: Brachimorfi e dolicomorfi in Valdimagra. Roma: Sede della Società. 1924. 3 fig. 1 tav. 8°. Aus: Riv. di Antrop. Vol. 26.

Sittoni, Giovanni: Liguri e Celti nella Liguria orientale. Roma: Sede della Società 1927. 100 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop. Vol. 28.

Spielhagen, W., u. Jessen, Arnd: Der Reichshaushalt 1927. Berlin: Zentralverlag 1927. 131 S. 8°.

Sprockhoff, Ernst: Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Berlin: de Gruyter 1926. 183 S. 58 Taf. 4°. (Vorgesch. Forsch. Bd. 1, H. 4.

Srinivasa Ayyangar, P. T.: The stone age in India. Being the Sir S. Subrahmanya ayyar Lecture delivered on December 10, 1925. Madras 1926: Gov. Pr. Off. 55 S. 4 pl. 2 maps. 8°.

Stahl, Günther: Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa. [Basel: Helbing & Lichtenhahn] 1926. 8°. Aus: Schweiz. Arch. f. Volkskde. Bd. 27.

Stahl, Günther: Tabakrauchen in Südamerika. (Göteborg 1925: Elander.) 4°. Aus: 21. Congr. Internat. d. Américanistes, Sess. Göteborg 20—26 août 1924.

Stahl, Günther: Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker. Berlin: Springer 1925. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Jhrg. 1925, H. 1—2.

Stahl, Günther: Forschungsreise ins Innere des brasilianischen Urwaldes. [Berlin: Scherl 1926.] Aus: Berl. Lok.-Anz. Nr. 46. 1. X. 1926.

Stahl, Günther: Ein Lichterfelder auf Forschungsreisen. o. O. 1927. 8°. Aus: Lichterfelder Lok.-Anz. Nr. 60 v. 12. III. 1927.

Stahl, Günther: Ins unerforschte Indianergebiet Zentralbrasiliens. [Berlin: Scherl 1927.] Aus: Berl. Lok.-Anz. Nr. 321 9. Juli 1927.

Stahl, Günther: Vom Rauchen. Eine kulturhistorische Rückschau. Berlin: Kuhn 1927. 4°. Aus: Berl. Tabakpost Jhrg. 3, Nr. 23.

Steinmetz, S. R.: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht. 2. unveränderte Auflage. Groningen: Noordhoff 1928. 2 Bde. 4°.

Steinmetz, S. R.: Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie. Bd. 1. Groningen: Noordhoff 1928. 4°.

Steinmetz, S. R.: Anthropologen-Kongreß in Amsterdam, Septbr. 1927. Leipzig: Hirschfeld 1928. 8°. Aus: Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Soziologie Jhrg. H. 1.

Stołyhwo, Kazimierz: W sprawie metody djagnozy rózniczkowej i jej zastosowania w antropologji. [Warszawa o. J.] Aus: Odbitka ze Sprawoz. z. posied. Towarzystwa ...

Stutzer, Otto: Streifzüge eines Geologen im Gebiet der Goajira-Indianer Kolumbien. Berlin: Dietrich Reimer 1927. 154 S. 68 Bild. auf 32 Taf. 1 Kte. 8°.

Sumner, William Graham, and Keller, Albert Galloway: The science of society. 2 vols. New Haven: Yale Univ. Press, London: Milford, Oxford: Univ. Press. 1927. 8°.

Sydow, Eckart von: Primitive Kunst und Psychoanalyse. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. Leipzig, Wien, Zürich: Internat. psychoanalyt. Verlg. 1927. 182 S. 8°. (Imago-Bücher 10.)

Tacitus, Cornelius: Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Bearbeitet von Dr. Hans Philipp. Leipzig: Brockhaus 1926. 159 S. 8°. (Alte Reisen u. Abenteuer Bd. 18.)

Digitized by Google

Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Augsburg: Filser 1926. 98 S. 4°. Tagungsbericht der 45 Versammlung 1921 — Hildesheim, Tagungsbericht der 46. Versammlung 1923 — Tübingen, Tagungsbericht der 47. Versammlung 1925 — Halle a. S.

Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ... Salzburg 9. bis 12. September 1926. Wien: Selbstverl. d. Anthrop. Gesellsch. 1927. 180 S. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. Jhrg. 1926—1927.

Taylor, Griffith: Environment and race. Oxford: Univ. Press, London: Milford 1927. XVI, 354 S. 6 pl. 8°.

Theiler, Karl: Beobachtung über den Einfluß des Militärdienstes auf die Körperform. Zürich: Füßli 1926. 8°. Aus: „Arch. d. Julius Klaus-Stiftg." Bd. 2, H. 3.

Thompson, J. Eric: The Civilization of the Mayas. Chicago: Field Mus. of Nat. History 1927. 110 S. 1 map, 12 Textfig., 14 pl. 8°. (Leaflet 25 Anthrop.)

Thurnwald, Richard: W. Schmidt u. W. Koppers: Völker u. Kulturen 1. Teil: Gesellschaft u. Wirtschaft der Völker. Regensburg, Josef Habbel. 1924. o. O. 1927. 4°. Aus: Deutsche Literaturzeitung, H. 39.

Thurnwald, R.: Die Lüge in der primitiven Kultur. Leipzig: Barth 1927. 8°. Aus: „Die Lüge".

Thurnwald, Richard: Symbol im Lichte der Völkerkunde. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissensch. Bd. 21.

Thurnwald, Richard: H. Vedder ... Die Bergdama 1. u. 2. Teil ... Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1923. VI, 199 S.; II u. 131 S. [Berlin u. Leipzig] 1928. 4°. Aus: Dt. Literaturzeitung H. 6.

Thurnwald, Richard: Lucien Lévy Bruhl ... La Mentalité primitive (2. éd.) ... Paris, Félix Alcan, 1922, III u. 537 S. 8°.

Thurnwald, Richard: Die geistige Welt der Primitiven ... München, F. Bruckmann A. G., (1927) III u. 353 S. 8°.

Thurnwald, Richard: L'âme primitive ... Paris, Félix Alcan, 1927, 451 S. 8°. [Berlin u. Leipzig.] Aus: Dt. Literaturzeitung H. 10.

Tkaličí, Vladimir: (kroatisch) Les costumes nationaux autour de la Zagrebačka gora (Montagne de Zagreb). Zagrebu 1925: „Narodne Strarine" 34 S. 8°.

Trautmann, René: La littérature populaire à la Côte des Esclaves. Paris: Inst. d'Ethnologie 1927. VII, 104 S. 8°. (Trav. et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 4.)

Trimborn, Hermann: Familien- und Erbrecht i. präkolumbischen Peru. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: „Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. Bd. 42.

Turville-Petre, F.: Researches in prehistoric Galilee 1925—1926 by F. Turville-Petre with sections by Dorothea M. Bate and Charlotte Baynes and a report on the Galilee skull by Arthur Keith. London: Council of the school 1927. 119 S. 30 pl. 1 Map. 4°. (British school of Archaeology in Jerusalem.)

Ullmann, Hans: Die Zunahme der Zuckerkrankheit. Leipzig: Thieme 1927. 11 S. 8°. Aus: Deutsch. Med. Wochenschr. Nr. 14.

Unger, Erich: Das Problem der mythischen Realität. Eine Einleitung in die Goldbergsche Schrift: „Die Wirklichkeit der Hebräer". Berlin: David 1926. 41 S. 8°. (Die Theorie, Versuche z. philosoph. Politik.)

Vatter, Ernst: Die Rassen und Völker der Erde. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 133 S. 49 Abbild. auf 14 Taf. 8°.

Veeck, Walther: Museum der Stadt Ulm. Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer. Einleitung von Peter Goeßler. Ulm: Museum 1927. 110 S. 55 Abbild. 8°. (Ulmer Schriften z. Kunstgesch. 3.)

Verhandlungen des 5. internationalen Kongresses für Vererbungswissenschaft. Berlin 1927 herausgegeben von Hans Nachtsheim. Bd. 1. Leipzig: Bornträger 1928 VIII, 784 S. 183 Textfig., 7 Taf. 1 Titelbl. 4°. Zeitschr. f. induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre Supplbd. 1.

Verschuer, Otmar v.: Die vererbungsbiologische Zwillingsforschung. Grundlegende Fragen und ihre praktische Auswirkung. o. O. 1927. 7 S. 8°. Aus: „Medizinischen Welt" Jhrg. 1, Nr. 42 vom 19. Nov. 1927.

Verschuer, Otmar v.: Beitrag zur Frage Konstitution und Rasse sowie zur Konstitutions- und Rassengeographie Deutschlands. München: J. F. Lehmann 1927. 8°. Aus: Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie Bd. 20, H. 1.

Viereck, Paul: Philadelpheia, die Gründung einer hellenistischen Militärkolonie in Ägypten. Leipzig: Hinrichs 1928. 70 S. 41 Abbild. i. Text u. 10 Taf. 8°. (Morgenland H. 16.)

Vulpesco, Michel: Les coutumes roumaines périodiques. Etudes descriptives et comparées précédées d'une préface par A. van Gennep. Paris: Larose 1927. II, 303 S. 8°.

Weißenberg, S.: Beiträge zur Frauenbiologie (die jüdischen rituellen Sexualvorschriften). Berlin u. Köln: Marcus & Weber 1927. 29 S. 8°. Aus: Abhandl. a. d. Geb. d. Suxalforsch. Bd. 5, H. 2.

Digitized by Google

Weißenborn, Johannes: Japanische Hochzeitsgeschenke. Bremen: Heilich & Bartels 1927. 1 Farbentaf. 34 Abbild. 4°. Aus: Festschrift für Prof. Dr. Schauinsland.

Westenhöfer, M.: Über die Klettermethoden der Naturvölker und über die Stellung der großen Zehe. Leipzig: Kabitzsch 1927. 26 Abbild. i. Text. 8°. Aus: „Archiv f. Frauenkde. u. Konstitutionsforsch." Bd. 13, H. 5.

Wiegers, Fritz: Die Zusammenarbeit der Geologie und der Vorgeschichte. Leipzig: Kabitzsch 1927. 8°. Aus: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit Jhrg. 3, H. 7.

Wiegers, Fritz: Diluviale Vorgeschichte des Menschen. 2 Bde. Mit einem Beitrag: Die fossilen Menschenreste von Dr. Hans Weinert. Stuttgart: Enke 1928. 8°. 1. Allgemeine Diluvialprähistoric 101 Textabbild.

Wiklund, K. B.: Ur skidans och snöskons historia. Malmö 1927: Landby & Lundgrens. 54 S. 8°.

Wilder, Harris, Hawthorne: The pedigree of the human race. New York: Holt (1926). XIV, 368 S. (111 Fig. im Text 1 pl.). 8°.

Wilhelm, Richard: Die Musik in China. Frankfurt a. M.: China-Institut (1927) 64 S. 1 Taf. 4°.

Winkler, W. F.: National- und Sozialbiologie. Leipzig: Quelle & Meyer 1928. 124 S. 8°. (Wissensch. u. Bildung 247.)

Winther, J.: Lindø en boplads fra Danmarks yngre stenalder. 2 Bde. Rudkjøbing: Brandt (1928). 4°.

Wirz, Paul: Dämonen und Wilde in Neuguinea. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. XI, 385 S. 128 Abbild. a. Taf. u. 1 Kte. 8°.

Wischnewski, B. N.: Zur Frage über die konstitutionelle und Rassenbedeutung der Isohämagglutination. München: Bergmann, Berlin: Springer 1927. Mit 6 Textabbild. 8°. Aus: Zeitschr. f. d. ges. Anat. 2. Abt. Bd. 13, H. 3.

Wittich, Engelbert: Blicke in das Leben der Zigeuner. Neue, gründlich durchgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Hamburg, Basel, Wien: Advent-Verlag (1927). 70 S. 8°.

Wolff, Hans Felix: Das Gesicht des Rif. Berlin: Hobbing, 227 S. 21 Abbild. 1 Kte. 8°.

Worrel, William H.: A study of races in the ancient near East. Cambridge: Heffer 1927. IV, 139 S. 8°.

Zache, Hans: Imperialismus und Kolonialpolitik! [Berlin]: Deutsche Kolonialgesellschaft [1927]. 12 S. 8°.

Zolotareff, D. A.: [Russ.] Die ethnologische Expedition nach Lappland. Leningrad: Geogr. Gesellschaft 1927. 48 S. 8°. (Russ. geogr. Gesellsch. Kommiss. 2. Erforsch. Kareliens u. Murmans.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen, Vorträge, Mitteilungen.

Seite

Adam, Tassilo: Die Karo-Bataker mit besonderer Berücksichtigung ihres Animismus 126
Baumgärtel, Frau: Beiträge zur Vorgeschichte Nordafrikas 139
Bork, Ferdinand: Planetenreihen 153
Braun: Rechnungsbericht für 1927 364
Conzemius, E.: Die Rama-Indianer 291
Dengler, H.: Eine Forschungsreise zu den Kavahib-Indianern am Rio Medeira 112
— Erklärung der Bilder zu vorstehendem Vortrag 377
v. Eickstedt, Freiherr: Reisebericht 381
Findeisen, Hans: Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt 281
— Reisebericht 383
Fischer, Eugen: Das neue Anthropologische Institut in Dahlem 386
Hartmann, Hermann: Ethnographische Studie über die Baja 1
Hermann, A.: Atlantis, Phäakenland und Tartessos 126
Hilzheimer, M.: Naturwissenschaftliches zu Kühns Altersstellung der nordafrikanischen Felskunst 89
Hintze, Arthur: Der Hautfarbenfächer und das Hautfarbendiagramm. I. Teil: Der Hautfarbenfächer 254
Hohmann: Die Ausgrabungen auf dem Försteracker von Schmöckwitz . . 127
Jaekel, O.: Über den hunnenartigen Kopf einer Bronze aus China und seine Bedeutung für die Rassenforschung 186
— Sakral- und Funeral-Bronzen in China 194
Kiekebusch: Neue Ausgrabungen des Märkischen Museums 380
Knoche, Walter: Waren die Toromiro der Osterinsel Marionetten? . . . 95
Krämer, Augustin: Anfänge und Unterschiede des Flechtens und Webens und Besprechung einiger alter Webstühle 362
Lehmann, Walter: Forschungsreisen in Mexiko und Guatemala 127
Leser, P.: Wechselbeziehungen zwischen europäischer, vorder- und ostasiatischer Landwirtschaft 382
Lessing: Yung-ho-yung, der große Lamatempel in Peking, seine Kultbilder und Zeremonien 383
Lienau, M. M.: Ein ostgermanisches Skelett der Kaiserzeit in Lebus . . . 66
Lublinski, Ida: Minang-Kabau 98
Müller, F. W. K.: Vorlagen aus der ostasiatischen Abteilung 386
Nopcsa, Baron Franz: Ergänzungen zu meinem Buche über die Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens 279
Nuttall, Zelia: Wilder Mais in Mexiko 252
Preuß, K. Th.: Die Ausstrahlungen der San Agustin-Kultur in Amerika . 111
Schmidt, Max: Reisebericht 380
Schuchhardt, C.: Die thüringische Einwanderung nach dem Norden 128
— Jahresbericht für 1927 384
Spellig, Fritz: Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi 62
— Die Wanjamwesi 201
Thierfelder: Volkstypen aus Holländisch Süd-Neuguinea 127
Unverzagt, W.: Die Ausgrabungen im Lossower Ringwall von 1926 . . . 128
Virchow, Hans: Funde aus einem brasilianischen Sambaki 128
— Ein Toltekenschädel 132
— Bericht über die Rudolf Virchow-Stiftung 386
Weinert: Die menschlichen Reste von Schmöckwitz 127
Westenhöfer, Über Klettermethoden der Naturvölker und die Stellung der großen Zehe 127
Wiegers, Fritz: Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels a. M. und das Solutréen im schwäbisch-fränkischen Jura 80

Literarische Besprechungen.

Arriens, C.: Am Herdfeuer der Schwarzen (Staudinger) 396
Bryk, Felix: Neger-Eros (Baumann) 396
Danzel, Th. W.: Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika (Hahn) 395
Donner, Kai: Bei den Samojeden in Sibirien (Crahmer) 147
Jacob, Georg: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe (Mielke) 393

Digitized by Google

Seite

Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten (Schilling) 387
Klatt, B.: Entstehung der Haustiere (Hilzheimer) 392
Kohl, Ludwig: Nordlicht und Mitternachtsonne (Crahmer) 148
Krause, Arthur: Die Astrologie. Entwicklung, Aufbau und Kritik (Maaß) 142
Lips, Julius: Fallensysteme der Naturvölker (Trimborn) 141
Loos-Haaxman, J. de: Johannes Rach en zijn werk (Maaß) 394
Maaß, A.: Sternkunde und Sterndeuterei im Malaiischen Archipel (Stönner) . . 140
Rybitschka, Emil: Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs (Crahmer) 394
Schlieben, E.: Mutterschaft und Gesellschaft (Lublinski) 391
Schmidt, W., und W. **Koppers**: Völker und Kulturen. Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker (Preuß) 143
Shenyi und H. **Stadelmann**: China und sein Weltprogramm (Boerschmann). . 149
Stumpf, Carl: Die Sprachlaute (Westermann) 390

Eingänge für die Bibliothek. 150, 397

Sachregister.

Seite

Aborte bei den Baja 10
Abtreibung bei den Baja . . . 3
Ackerbau bei den Baja. . . . . 35f.
— bei den Rama 311
— bei den Wanjamwesi . . . . 219f.
Ackerbaugeräte der Baja 36
Ahnenkult der Wanjamwesi . . 227f.
Albanien, Bauten, Trachten usw. in . . . . . 279ff.
Albinos bei den Wanjamwesi . . 215
Altasiaten, die westsibirischen . 281ff.
— Kulturbeziehungen 288
— Ursprung ihrer Kultur . . 289f.
Amerikanistenkongreß, 23. internationaler 111
Amulette der Baja 57
Andree-Eysu, Frau Marie, 80. Geburtstag 382
Anthropophagie bei den Baja 15, 48
— bei den Kavahib 125
— bei den Rama 316
Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau bei den Baja 35, 36
— bei den Wanjamwesi 220
Archäologisches aus dem Ramagebiet . . . . . 326f.
Aremayba, Stamm a. d. Moskitoküste 301
Arinen, altsibirischer Stamm . . 282
Armbrust der Baja 30
Assanen, altsibirischer Stamm . 282
Atlantis 126
Ausflug d. Anthropol. Gesellschaft nach den Müggelbergen . . . 128
— nach Lossow 128, 380
Ausgrabungen bei Schmöckwitz . 127
— im Lossower Ringwall. . . . 128
Ausschuß, Wahl zum 111
Baja, Stamm in Ostkamerun . . 1ff.
— Abortanlagen 10
— Abtreibung 3
— Ackerbau . . . . . 35f.
— Ackerbaugeräte 36
— Amulette 57

Seite

Baja, Anthropophagie 15
— Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau . . . . . 35f.
— Armbrust 30
— Beschneidung. 26
— Bierbereitung 18
— Bogen und Pfeil 27
— Doppelglocke 50
— Dorfanlage 8
— Dörren von Lebensmitteln . 12
— Ehebruch 47, 48
— Eisengeld 38, 39
— Eisenschmelze 37
— Erbrecht 47
— Familie 47
— Feuererzeugung 16
— Fischfang 34
— Flechtarbeiten 41
— Frau, Stellung der 47
— Genußmittel 16
— Geschichte . . . . . 1ff.
— Giftordal. 49, 57
— Gottesglaube 56
— Haartracht . . . . . 21ff.
— Handel . . . . . 3, 53f.
— Häuptlingstum . . . . . 2, 45f.
— Häuser 4ff., 9, 10, 11
— Haustiere 36
— Haustür 8, 11
— Heilkunde 61
— Heirat 47
— Herd 13
— Holzschnitzereien 43
— Jagd . . . . . 31ff.
— Jagdzauber 31
— Kinderzahl 3
— Kleidung . . . . . 19f.
— Kolanuß 2, 18
— Kornschober 10
— Körperbemalung 24
— Körpergröße 3
— Küchengeräte 15
— Kulturpflanzen 35
— Labihäuser 10

Digitized by Google

Seite

Baja Mahlsteine 15
— Mannbarkeitsriten (Labi) . . 58ff.
— Männerhaus 9
— Medizinmänner 56
— Menschenopfer 48
— Musikinstrumente 50
— Nahrungsmittel . . . . . 13ff.
— Nasenschmuck 26
— Ohrschmuck 26
— Palmwein 19
— Pfeilgift 29
— Polygamie 3
— Religion . . . . . 55ff.
— Rindenstoff 19
— Salz 15
— Schädeltrophäe 13
— Schilde 30
— Schmiedekunst . . . . . 38f.
— Schmuck . . . . . 23f.
— Sklaverei 48
— Speere 27
— Speiseverbote 60
— Spiele . . . . . 52ff.
— Sprache 2
— Stampfmörser 15
— Strafrecht . . . . . 48f.
— Stühle 13
— Tabak 16
— Tabakspfeifen 17, 41
— Tanz 51
— Tatauierung . . . . . 24f.
— Tongefäße . . . . . 12, 39ff.
— Töpferei 39
— Totemismus 60
— Totengeister gehen in Tiere 56
— Totenkult 56
— Trommeln 50
— Unterstämme 1
— Vaterrecht 47
— Viehställe 10
— Waffen . . . . . 27ff.
— Wandmalereien . . . 9, 11, 43ff.
— Wohnsitze 1, 3
— Wurfmesser 29
— Xylophon 50
— Zahnverstümmelung 26
— Zählen 54
— Zeitrechnung . . . . . 54f.
Bartels, Frau Anna, † 127
Bawihka, Unterstamm d. Sumu 291
Bemalung der Häuser bei den Baja 9, 11
Beschneidung bei den Baja . . . 18
Bibliothek der Anthropol. Gesellschaft, Bericht über die . . . 384
— Eingänge . . . . . 150ff., 397ff.
Bierbereitung bei den Baja . . . 18
Blitz, Vorstellungen über den, bei den Baja 55
Bogen der Baja 27
— der Kavahib 119
— der Rama 318
Brautpreis bei den Wanjamwesi 214
Brautwerbung bei den Wanjamwesi 214
Bronzen, sakrale und funerale, aus China 194
Bronzepfeilspitzen aus China . . 187
Bronzeschwerter aus China . . . 187
Camães, Stamm an der Moskitoküste 301
Chibcha-Sprachen 343
Chinesischer Messergriff mit Bronzekopf 186
— Bronzegefäße . . . . . 194ff.
Dämonen bei den Rama 325
— bei den Wanjamwesi . . . 226f.
Darmstädter, Prof. Ludwig, † . 382
Dolchmesser der Baja 29
Doppelglocke der Baja 50
Dörfer der Baja 5
— der Wanjamwesi 218
Dorfverbände der Wanjamwesi . 211
Dörren von Lebensmitteln bei den Baja 12
Ehe der Wanjamwesi . . . . 213ff.
— der Rama 320
Ehebruch bei den Baja . . . . 47f.
— bei den Wanjamwesi 215
Ehemann, seine Stellung in Minang Kabau 100, 103
Ehescheidung bei den Wanjamwesi 215
Eickstedt, Dr. v., Reisebericht . 381
Eigentum in Minang Kabau . . 101
— bei den Kavahib 121
Eisengeld der Baja . . 38, 39, 53
— der Wanjamwesi 221
Eisengewinnung der Baja . . . 37
— der anjamwesi 221
Erbrecht der Baja 47
Erklärung der Bilder zu Denglers Vortrag über die Kavahib . . 377f.
Essensgemeinschaften der Wanjamwesi 222
Exogamie in Minang Kabau . 101
— bei den Kavahib 120
Familie der Baja 47
Familiensippen der anjamwesi 211
Familiensystem in Minang Kabau 99f.
Farben, natürliches System der 264ff.
Farbentafel von Broca 259
— von Radde . . . . . 259f.
— von Hrdlička 260
— von v. Luschan 260
— von Fritsch 260
— von Ranke 260
— von Sarasin 261
Farbnormenatlas von Ostwald . 263
Feldarbeit in Minang Kabau . 102
Felszeichnungen in Nordafrika . 89ff.
— im Ramagebiet . . . . . 327f.
Feuererzeugung bei den Baja 16
— bei den Kavahib 120
Fibeln von Lebus . . . . . 71ff.
— von Seelow . . . . . 78ff.
Findeisen, Dr. H., Reisebericht 383
Fischfang der Baja 34
— der Kavahib 120
— der Rama 312
— der Wanjamwesi 221
Fischgift der Baja 34
Flechtarbeiten der Baja 41
— der Wanjamwesi 221
Flechten und **Weben,** Unterscheidung . . . . . 362ff., 369ff.
Frau, Stellung der, bei den Baja 47

Digitized by Google

Seite

Frau, Stellung der, bei den Kavahib 121
— — in Minang Kabau . . . . 99ff.
Frauenarbeit in Minang Kabau 102
Fritsch, Prof. Dr. G., † 127
Fulbe, Einfälle in das Bajagebiet 2
Funeralbronzen aus China . . . 194
Geburt, primitive Vorstellungen 100
103, 105
— Gebräuche bei den Rama . . 320
— Gebräuche bei den Wanjamwesi 217
Geheimbünde der Wanjamwesi . 62ff.
Geister der Toten gehen in Tiere 56
Geld der Baja 38, 39, 53
— der Wanjamwesi 221
Genußmittel der Baja 16
— der Rama 316
— der Wanjamwesi 222
Getränke der Rama 315
— der Wanjamwesi 222
Giftordal der Baja 49
Gottesglaube der Baja 56
— der Wanjamwesi . . . . . 225f.
Guetar, Stamm in Costarica . . 300
Haartracht der Baja . . . . . 21ff.
— der Kavahib 118
— der anjamwesi 223
Handel der Baja . . . . . 3, 53f.
— der Kavahib 121
— der Rama 316
Hanfrauchen bei den Wanjamwesi 223
Hängematten der Rama 320
Häuptlingstum bei den Baja 2, 45f.
— bei den Wanjamwesi . . . 211ff.
Häuser der Baja 3, 53
— der Kavahib 121
— der Rama 316
— der Wanjamwesi 219
— für Unverheiratete bei den Baja 9
Hausgerät der Kavahib 120
— der Rama 310
Haustiere der Baja 36
— der Wanjamwesi 220
Hautfarbe, Verschiedenheiten nach Rasse, Geschlecht usw. . . 257f.
Hautfarbenbestimmung, Wert der 254ff.
— Methoden der . . . . . 259ff.
— Methoden der, ihre Mängel 261f.
Hautfarbenfächer . . . 254ff., 267ff.
— Gebrauchsanweisung . . . 274ff.
Heilkunde der Baja 61
— der Rama 321
Heirat bei den Baja 47
— bei den Wanjamwesi 214
Heiratsvermittler bei den Wanjamwesi 214
Herd der Baja 13
Hermaphroditische Götterfiguren . 106
Hirth, Prof. Dr. Fritz, † 127
Hochzeit bei den Wanjamwesi 215
Holländisch Neu-Guinea, Volkstypen aus 127
Holzschnitzereien der Baja . . . 43
Huetar siehe Guetar.
Hunnen, Auftreten in China . 190
— anthropologischer Typus 190f., 194
Hunnenartiger Kopf aus Schantung 186ff.

Seite

Jahresbericht für 1927 384
Jagd der Baja . . . . . 31ff.
— der Rama 314
— der Wanjamwesi . . . . . 221f.
Jagdzauber der Baja 31
Jenissejer (Keto), altsibirischer Stamm . . . . . 282ff.
— anthropologische Merkmale . 283
— Volkszahl 284
— Rentierzucht 284
— Märchen 285
— Lieder 286
— Sprache 287
Jenseits, Weg in das, bei den Rama 323
Kamassinen, Samojedenstamm . 286
Katavi, Dämon bei den Wanjamwesi 226
Kavahib, Indianerstamm am Madeira . . . . . 117ff.
— Anthropophagie. 125
— Eigentum 121
— Exogamie 120
— Feuererzeugung 120
— Fischfang 120
— Frauenstellung 121
— Haartracht 118
— Handel 121
— Häuser 119
— Hausgerät 120
— Jagd 120
— Kleidung 118
— Körperbemalung 118
— Körperbeschaffenheit 118
— Körperpflege 118
— Krieg 124
— Kriegsschmuck 119
— Kriegstrophäen 124
— Nahrungsmittel 120
— Ohrschmuck 118
— Siegesfeste 125
— Sprache 122
— Tatauierung 118
— Totenbestattung 122
— Volkszahl 117
— affen 119
— Wohnsitze 117
— Zauberglaube 122
Keto s. Jenissejer.
Kigalaganza, Njamwesi-Dialekt 202
Kikonongo, Njamwesi-Dialekt . 202
Kind, Dr. Alfred, † 126
Kindersterblichkeit bei den Wanjamwesi 216
Kinjamwesi, Sprache der Wanjamwesi 202
Kirugaruga, Njamwesi-Dialekt . 202
Kisukuma, Njamwesi-Dialekt . . 202
Kiwere, Wanjamwesi-Staat, Geschichte. 204
Kleidung, der Baja . . . . . 19f.
— der Kavahib 118
— der Rama 307
— der Wanjamwesi 223
Klettermethoden der Naturvölker 127
Klimaänderung in Nordafrika . 92f.
Koch-Grünberg, Th., letzte Lebenstage 112

Digitized by Google

Seite

Koibalen, sibirischer Stamm . . 288
Kolanuß bei den Baja 18
Kongreß für Vererbungswissenschaft 111
Kornschober der Baja 10
Körperbemalung der Baja . . . 24
— der Kavahib 118
Körperpflege der Kavahib . . . 118
Körperverunstaltungen der Wanjamwesi 223
Kotten, altsibirischer Stamm 282, 286
Kriegführung der Kavahib . . . 124
Kriegsschmuck der Kavahib . . 119
Kriegstrophäen der Kavahib . . 124
Küchengeräte der Baja 15
Kulturpflanzen der Rama . . . 311
— der Wanjamwesi 220
Labi (Mannbarkeitsriten der Baja) 10, 58ff.
Lebus, Fibeln von 71
— ostgermanisches Skelett aus . 66ff.
Leviratsehe bei den Wanjamwesi 214
Lieder der Jenissejer 286
— der Wanjamwesi . . . . . 250ff.
Likuve, Gottesname der Wanjamwesi 225
Literarische Besprechungen . . 140ff., 387ff.
Lossower Ringwall, Ausgrabungen 128
Loubat, Herzog von, † 126
Ludwig, Prof. Hugo, † 383
Mahlsteine der Baja 15
Mais, wilder, in Mexiko . . . . 252ff.
Männerhäuser der Baja 9
Märchen der Jenissejer 285
— der Wanjamwesi . . . . . 232ff.
Matagalpa, Stamm der Moskitoküste 291
Matunda, Gottesname der Wanjamwesi 226
Medizinmänner der Baja 56
— der Rama 321, 325
— der Wanjamwesi . . . . . 229f.
Melchora, Bezeichnung für die Rama . . . . . 303f.
Menschenopfer der Baja 48
Menstruation bei den Rama . . 320
Migavo, Dämonen der Wanjamwesi 227
Minang Kabau, Mutterrecht in 98ff.
— — Ehemann, Stellung des 100, 103
— — Eigentum 101
— — Exogamie 101
— — Familiensystem . . . . . 99f.
— — Feldarbeit 102
— — Frauenarbeit . . . . . 102f.
— — Mutterbruder, Stellung d. 105
Mirambo, Wanjamwesi-Häuptling . . . . . 205ff.
Miskito, Stamm der Moskitoküste 291ff. 305
Monatsnamen, persische 167
Mondkalender, der arische . . . 154
Moskitoküste, Bewohner der . . 291
— Geschichte . . . . . 292ff.
Müller, Verwalter des Bureaus der Anthropol. Gesellschaft, † . . 379
Mulungu, ostafrikanischer Gottesname 226

Seite

Musikinstrumente der Baja . . . 50
— der Rama 324
Muttergöttin, plastische Darstellungen 106
Mutterrecht in Minang Kabau 98ff.
— Ursprung . . . . . 103ff.
Mythen der Wanjamwesi . . . 231f.
Nahrungsmittel der Baja . . . . 13ff.
— der Kavahib 120
— der Rama . . . . . 314f.
— der Wanjamwesi 222
Namengebung der Wanjamwesi . 217
Nasenschmuck der Baja 26
Naturschutztag, Deutscher . . . 128
Neue Mitglieder der Anthropolog. Gesellschaft 111, 126, 127, 379, 382, 384
Ngulu, Wanjamwesi-Staat . . . 204
Nordafrika, Klimaänderung . . . 92f.
— Vorgeschichte 139
Nordafrikanische Felskunst, ihr Alter . . . . . 89ff.
Ohrschmuck der Baja 26
— der Kavahib 118
Opfer der Wanjamwesi . . 227, 230f.
Orakel der Wanjamwesi 229
Orientalistenkongreß, 17. internationaler 128, 140
Osterinsel, Holzfiguren von der . 95ff.
Ostische Rasse 192
Paläolithische Siedelung von Kösten . . . . . 80ff.
Palmwein bei den Baja 13
Panamaka, Unterstamm der Sumu 291
Parintintin, Name der Kavahib bei den Mundruku 114ff., 117
Paya, Stamm der Moskitoküste 291
Pfeile der Baja 27
— der Kavahib 119
— der Rama 318
Pfeilgift der Baja 29
Phäaken, Land der 126
Pigmentarmut der Nordeuropäer, Entstehung 193
Planetenfarben 183
Planetenreihen . . . . . 153ff.
— arabische 169
— maledivische 156
— persische 165
Polygamie der Baja 3
— der Wanjamwesi 213
Preisausschreiben 140
Priester der Wanjamwesi 230
Prostitution bei den Wanjamwesi 216
Rama, Stamm der Moskitoküste 291ff.
— Ackerbau 311
— Anthropophagie 316
— Archäologisches . . . . . 326f.
— Aussehen 307
— zur Chibcha-Gruppe gehörig 291, 343
— Dämonen 325
— Ehe 320
— Felszeichnungen . . . . . 327f.
— Fischfang 312
— Geburt, Gebräuche bei der 320
— Genußmittel 316
— Gesang 324

Digitized by Google

Seite

Rama, geschichtliche Nachrichten 297ff., 301
— Getränke 315
— Hängematten 320
— Handel 316
— Hausgerät 310
— Heilkunde . . . . . 321f.
— Jagd 314
— Jenseits, Weg in das 323
— Kleidung 307
— Kulturpflanzen . . . . . 311f.
— Literatur über die Rama 358ff.
— Medizinmänner . . . 321f., 325
— Menstruation 320
— Musikinstrumente 324
— Nahrungsmittel . . . . . 314f.
— Religion . . . . . 324f.
— Rindenstoff 319
— Schiffahrt 318
— Schildkrötenfang 313
— Schmuck 308
— Sprache . . . . . 328ff.
— — fremder Einfluß . . . . 338f.
— — Verwandtschaft mit dem Guatuso 340
— — Verwandtschaft mit dem Tunebo 342
— — Verwandtschaft mit anderen Sprachen 344
— — Vokabular . . . . . 353ff.
— Steinäxte 319
— Tanz 324
— Töpferei 320
— Tod durch Dämonen verursacht 321
— Totenbestattung . . . . . 322f.
— Totentrauer 322
— Volkszahl 306
— Vorzeichen 326
— Waffen 318
— Weberei 319
— Wohnsitze . . . . . 294ff.
— Wohnung 309
Rassen Europas . . . . . 193f.
Rassenverhältnisse im Norden Asiens und Europas 192
Rätsel der Wanjamwesi . . . . 245f.
Rechnungsbericht für 1927 . . . 384
Regenbogen, Vorstellungen d. Baja 55
Reisebericht von Dr. v. Eickstedt 381
— von Dr. Findeisen 383
— von Prof. M. Schmidt . . . 380
Religion der Baja . . . . . 55ff.
— der Rama . . . . . 324f.
— der Wanjamwesi . . . . . 225ff.
Reusen der Baja 34
Rindenstoff der Baja 19
— der Rama 319
Rudolf Virchow-Stiftung, Bericht 386
Sakralbronzen aus China . . . 194ff.
Salz bei den Baja 15
Sambaki, Schädel aus einem 128ff.
— Entstehung 129
— Werkzeugfunde 129, 136
Schädel aus einem Sambaki 128ff.
— Toltekischer . . . . . 132ff.
Schädeltrophäen der Baja . . . 13
— der Wanjamwesi 213

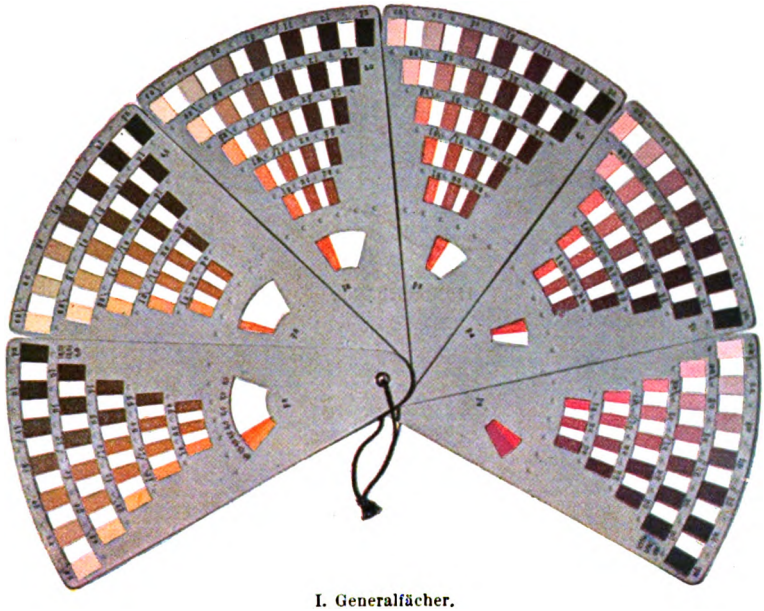
Seite

Schiffahrt der Rama 318
Schilde der Baja 30
Schildkrötenfang der Rama . . . 313
Schmiedekunst der Baja . . . . 38f.
— der Wanjamwesi 221
Schmidt, Max, Reisebericht 111, 380
Schmöckwitz, Ausgrabungen bei 127
Schmuck der Baja . . . . . 23f.
— der Kavahib 118
— der Rama 308
— der Wanjamwesi 224
Schwiegerscheu bei den Wanjamwesi 215
Seelenvorstellung der Wanjamwesi 227
Siegesfeste der Kavahib 125
Skelett, ostgermanisches, aus Lebus 66ff
Sklaverei bei den Baja 48
— bei den Wanjamwesi . . . 212f.
Sökeland, Hermann † 379
Solutréen-Werkzeuge von Kösten 82ff.
Sonne, Vorstellungen der Baja über 55
Speere der Baja 27
Speiseverbote der Baja 60
Spiele der Baja . . . . . 52ff.
Sprache der Baja 2
— der Kavahib 122
— der Rama . . . . . 328ff.
— der Wanjamwesi . . . . . 202f.
Sprachen der Moskitoküste, vergleichendes Vokabular . . . 345ff.
Sprichwörter der Wanjamwesi . 247f.
Stampfmörser der Baja 15
Steinäxte der Rama 319
Steinwerkzeuge, paläolithische, von Kösten . . . . . 82ff.
Sternberg, Professor † 379
Strafrecht der Baja . . . . . 48f.
Stühle der Baja 13
Stundenwählerei 182
Suerre, Stamm in Nicaragua . . 299
Sumu, Stamm der Moskitoküste 299
Tabak bei den Baja 16
— bei den Wanjamwesi 223
Tabakspfeifen der Baja . . . 17, 41
— der Wanjamwesi 221
Talismane, arabische 169
Tanz der Baja 51
— der Rama 324
— der Wanjamwesi 62, 64, 66
Tartessos 126
Tatauierung der Baja . . . . . 24f.
— der Kavahib 118
— der Wanjamwesi 223
Thüringische Wanderung nach Norden 128
Tod durch Dämonen verursacht . 321
— durch Zauberei 229
Töpferei der Baja . . . . . 39ff.
— der Rama 320
— der Wanjamwesi 221
Toltekenschädel . . . . . 132ff.
Tongefäße der Baja . . . . 12, 39ff.
Toromiro, Holzfiguren der Osterinsel 95f
— Sage von ihrer Erfindung . . 95ff.
Totemismus der Baja 60
— als babylonisches Erbgut . . 153
Totenbestattung der Baja . . . 57

Digitized by Google

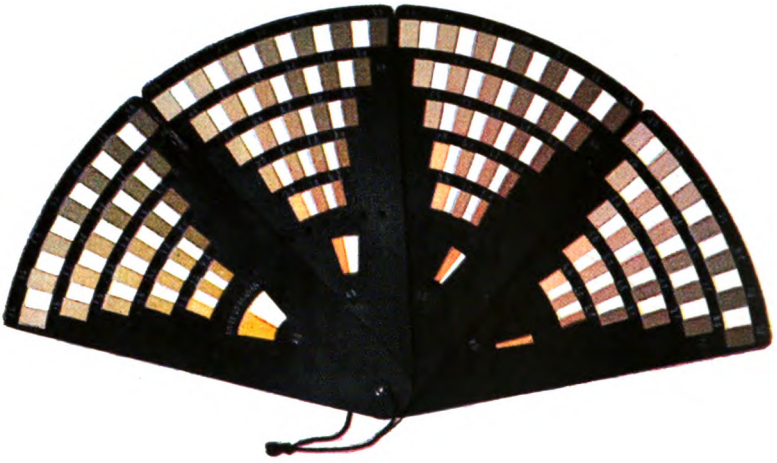
	Seite
Totenbestattung der Kavahib	122
— der Rama	322
Totenkult der Baja	56
Totentrauer der Rama	322
Traeger, Prof. P., Lehrauftrag an der Universität Berlin	128
Träume, Bedeutung der, b. d. Rama	325
Trommeln der Baja	50
Twahka, Unterstamm der Sumu	291
Ugunda, Wanjamwesi-Staat, Geschichte	204
Ukimbu. Wanjamwesi-Staat, Geschichte	203
Ulwa, Unterstamm der Sumu	291
Unjanjemhe, Wanjamwesi-Staat, Geschichte	204f.
— Bedeutung des Namens	210
Urambo, Wanjamwesi-Staat, Geschichte	205ff.
Vaterrecht der Baja	47
Venusjahr 154, 157, 163,	173ff.
Viehställe der Baja	10
Viehzucht der Wanjamwesi	220
Virchow, Prof. Dr. H., 75. Geburtstag	380
Vokabular. vergleichendes, der Sprachen der Moskitoküste	345ff.
Vorgeschichte Nordafrikas	139
Vorstandswahl	386
Voto, alter Name der Rama	298
Waffen der Baja	27ff.
— der Kavahib	119
— der Rama	318
— der Wanjamwesi	224
Wahl des Vorstandes d. Anthrop. Gesellschaft	386
Wahrsager der Wanjamwesi	229
Wajeje, Geheimbund der Wanjamwesi	62
Wandmalereien der Baja	43f.
Wanunguli, Geheimbund der Wanjamwesi	63
Wanjamwesi, ostafrikanisch. Volk	62, 201
— Ackerbau	219f.
— Ahnenkult	227f.
— Albinos	218
— Arbeitsteilung beim Feldbau	220
— Brautpreis	214
— Brautwerbung	214
— Dämonenkult	226f.
— Dörfer	218
— — Verlegung der	219
— Dorfverbände	211
— Ehe	213ff.
— Ehescheidung	215
— Essensgemeinschaften	222
— Familiensippen	211
— Feldhacken als Geld	221
— Fischfang	221
— Flechterei	221
— Geburt, Gebräuche bei der	217
— Geheimbünde	62ff.
— Geschichte	203ff.
— Getränke	222
— Gottesglaube	225f.
— Haartracht	223
— Hanfrauchen	223
— Häuptlingstum	211ff.
— Hausbau	219
— Heiratsalter	214
Wanjamwesi, Heiratsvermittler	214
— Hochzeit	215
— Jagd	221f.
— Kindersterblichkeit	216
— Kleidung	223
— Körperverunstaltungen	223
— Kulturpflanzen	220
— Leviratsehe	214
— Lieder	250ff.
— Märchen	232ff.
— Mythen	231f.
— Nahrungsmittel	222
— Name, seine Bedeutung	202
— Namengebung	217
— Opfer	227, 230ff.
— Polygamie	213
— Priester	230
— Prostitution	216
— Rätsel	245f.
— Religion	225ff.
— Schädelbaum	213
— Schmiede	221
— Schmuck	224
— Schwiegerscheu	215
— Seelenvorstellungen	227
— Sklaverei	212f.
— Sprache	202f.
— Sprichwörter	247ff.
— Staaten	211
— Tabak	223
— Tabakspfeifen aus Speckstein	221
— Töpferei	221
— Viehzucht	220
— Waffen	224
— Wahrsager	229
— Werwolfglaube	230
— Wohnsitze	201f.
— Zauberglaube	228f.
— Zwillinge	227
Waswesi, Geheimbund der Wanjamwesi	64ff.
Weben, Vorgang beim	366
Weberei, Arten der	377
— bei den Rama	319
Webstuhl von den Färöern	373
— prähistorischer	371
Webstuhlgewichte	173f.
Weltenrund des Manilius	157ff.
Werwolfglaube	230
Wildfallen der Baja	33f.
Wildschafe fehlen in Afrika	90
Winterstein, Pfarrer, †	111
Woche, achttägige 163, 166,	171f.
— neuntägige 154, 157,	177ff.
— — Herkunft	180
— siebentägige 154, 169,	181
Wochentagsplaneten	154
Wurfmesser der Baja	29
— als Götterwaffe in Babylon	153
Xylophon der Baja	50
Zählen bei den Baja	54
— bei den Kavahib	123
Zahnverstümmelung der Baja	26
— der Wanjamwesi	223
Zauberglaube der Kavahib	122
— der Wanjamwesi	228f.
Zeitrechnung der Baja	54f.
Zweiklassenkultur als elamisches Erbgut	153
Zwillinge bei den Wanjamwesi	217

Digitized by Google

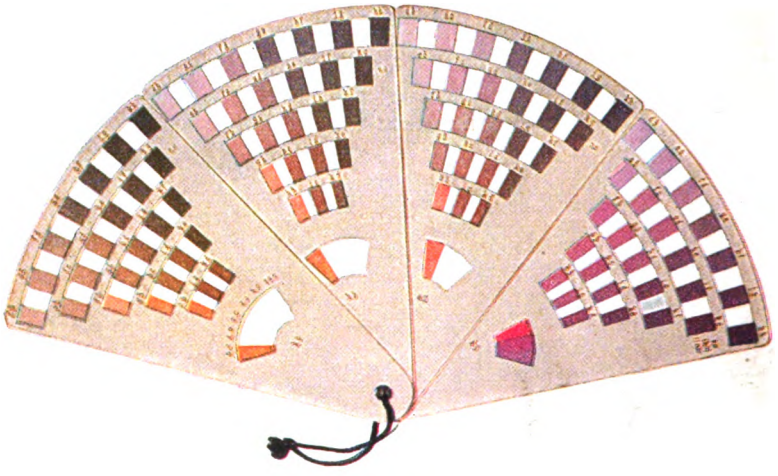


I. Generalfächer.

Digitized by Google

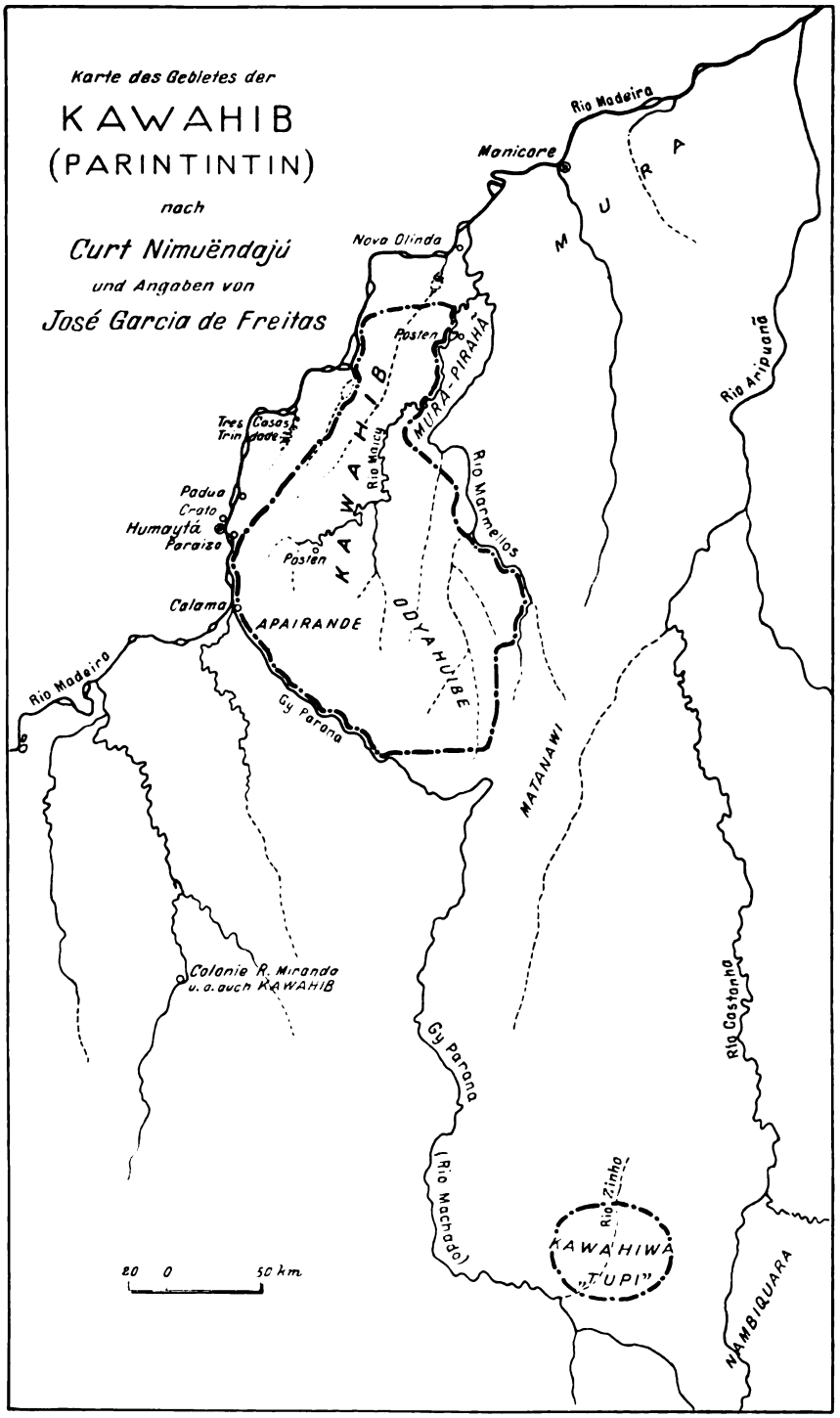


II. Normalfächer.



III. Rötungsfächer.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

1

2

3

5

4

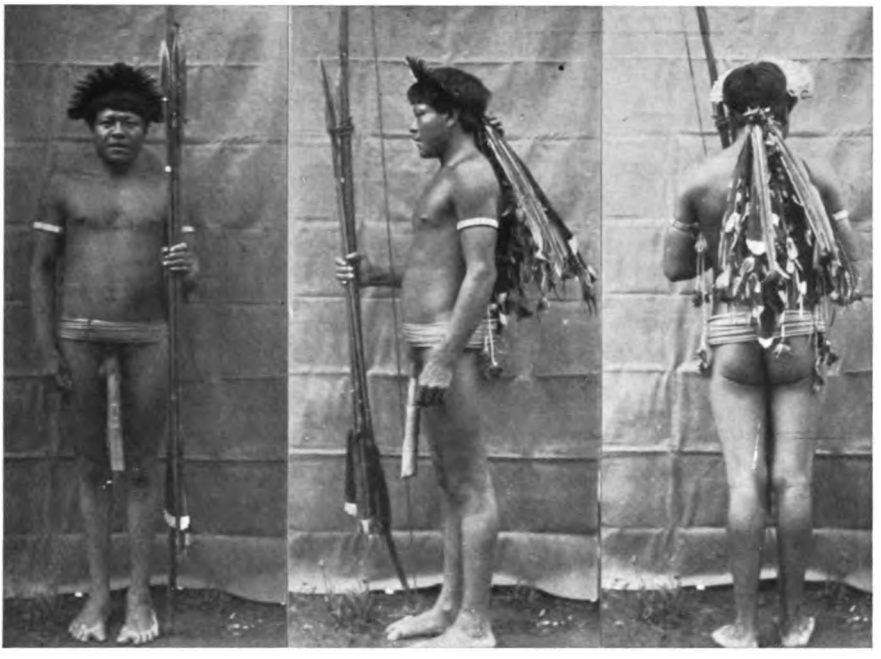
6

7

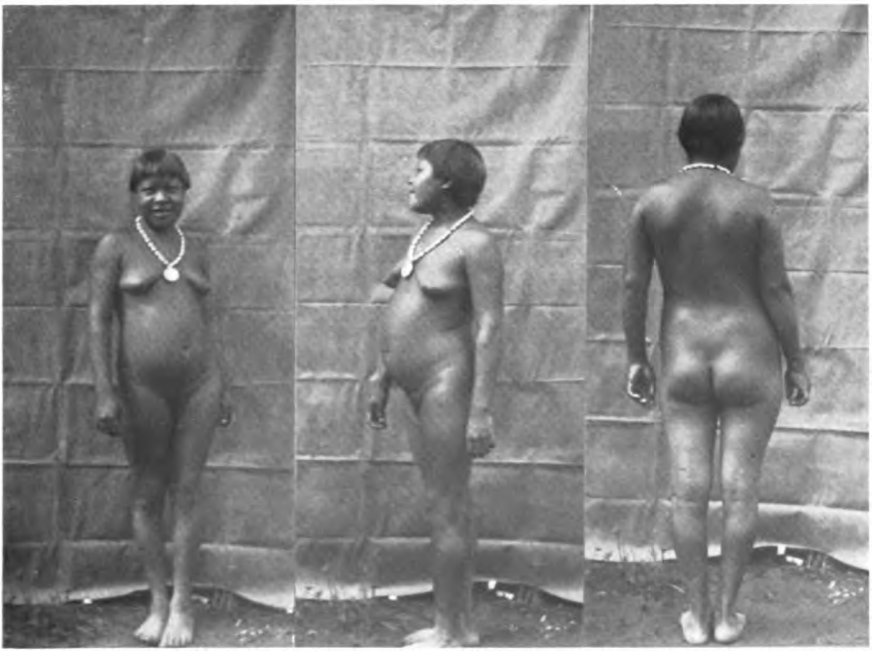
8

Digitized by Google

Digitized by Google



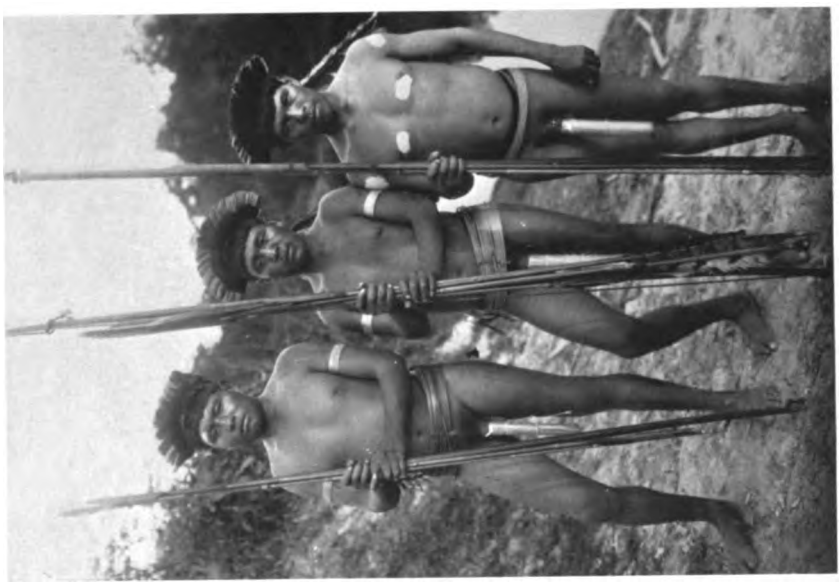
1



2

Digitized by Google

Digitized by Google



2

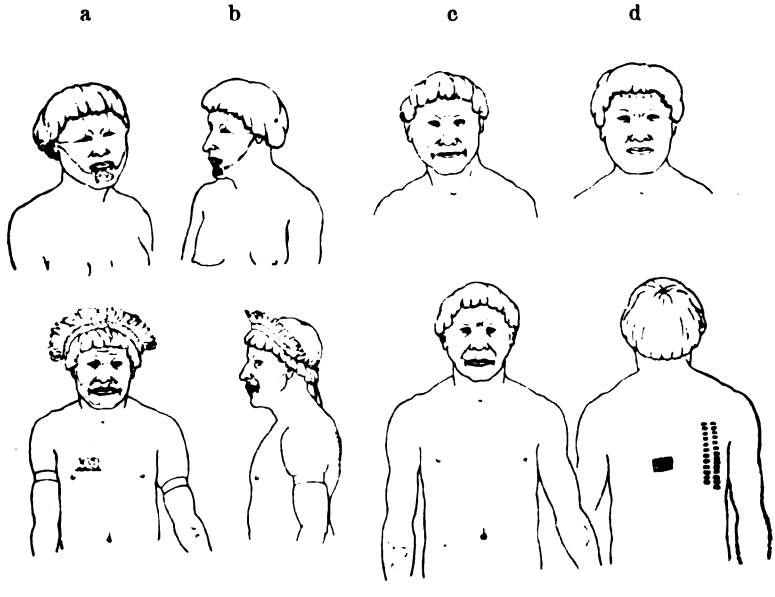
1

Dengler, Forschungsreise zu den Kuyahib-Indianern. Verlag von Julius Springer, Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

1



2

Dengler, Forschungsreise zu den Kavahib-Indianern. Verlag von Julius Springer, Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

3

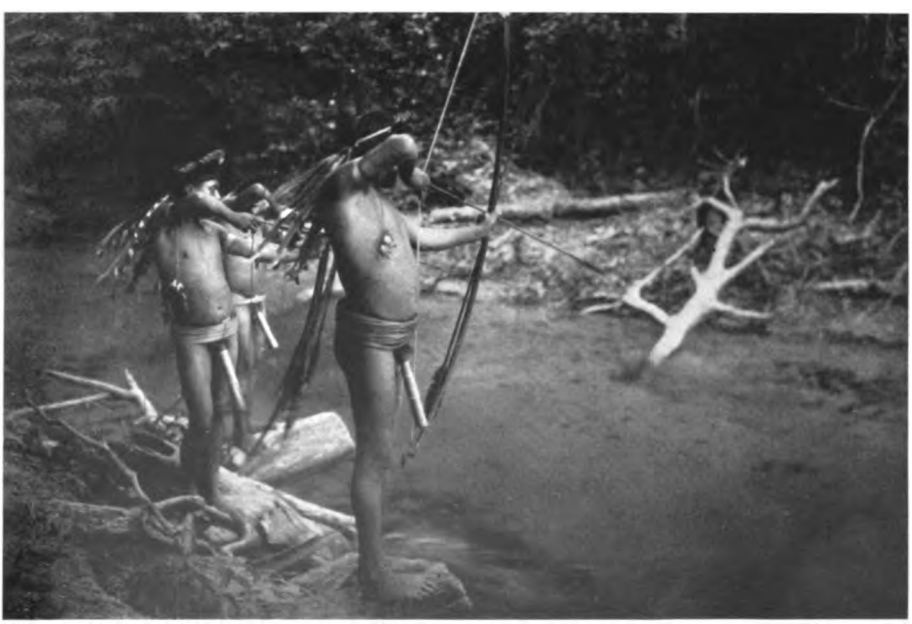
2

1

Digitized by Google

Digitized by Google

1



2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODICAL

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO
IMMEDIATE RECALL

UCD LIBRARY

DUE JUN 5 1978
UCD LIBRARY

DUE OCT 20 1977
OCT 14 1977 REC'D

Library, University of California, Davis
Series 458A

Digitized by Google

371306

Zeitschrift für
ethnologie.

GN1
Z4
v.58-59

PERIODICAL

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

3 1175 00147 6509

Digitized by Google